



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

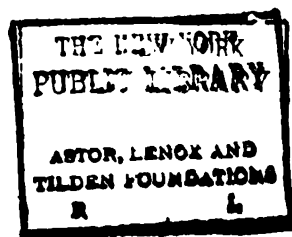
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



KBD
Eyriès

Jean Chardin.
geb. Paris am 26. März. 1693.

P. Simon Pallas.
geb. in Berlin am 22. Sept. 1731



J. Ludwig Burckhardt.
geb. in Lausanne 1784.

Richard Lander.
geb. in Truro am 8. Febr. 1804.

Malerische Reise in Asien und Afrika.

Eine allgemeine Uebersicht
der alten und neuen Reisen,

nach

Ermann, Lesséps, Smelin, Pallas, Kämpfer, Marco Polo, de Guignes, Mootcroft, Turner, Staunton,
Laloubère, Kirkpatrick, Tavernier, J. Chevenot, Bernier, Heber, Pyeard, Burnes, Forster, Pottinger, Pietro
della Valle, Chardin, Morier, Cournefort, Klaproth, Beauport, Paul Lucas, Niebuhr, Burckhardt, Volney,
Symes, Chateaubriand, Leon de Laborde, Badia, Cadalvene und Breuvry, Cailland, Bruce, Salt, Combes und
Tamisier, Flacourt, Bory, Le Vaillant, Thompson, Caillé, Bowdich, Laing, Mollien, Bruce, v. Buch, Mungo
Park, Denham, Clapperton, Lander u. A. m.

von

J. B. Eyriès.

Aus dem Französischen

von

Dr. A. Diezmann.

Mit Karten und mehreren hundert Abbildungen.

Leipzig,

Baumgärtner's Buchhandlung.

1841.



~~SECRET~~

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1914

1. The first part of the document is a letter from the President of the United States to the Congress, dated January 1, 1861. It is a formal address, and it begins with the words "I have the honor to acknowledge the receipt of your communication of the 27th inst."

Inhalt der Kapitel

der Malerischen Reise in Asien.

Kapitel I.

Sibirien. — Uebergang über den Ural. — Veränderung des Klimas des Landes. — Ekaterinenburg. — Werkstätten. — Reise in Irbit. S. 1—2.

Kapitel II.

Sibirien. — Schmelzhütten im Ural. — Zustand der Arbeiter. — Krowanzel. — Nischnei Taghilsk. — Eisen- und Kupfererg. — Gold. — Platina. — Schmelzhütten und Bergwerk zu Blagodat. — Der Kabilkamen. S. 3—4.

Kapitel III.

Sibirien. — Werchoturje. — Bogoslawsk. — Zu Bergwerksarbeiten verurtheilte Hüttenhüter. — Die Bogulen. — Vergnügen in Bogoslawsk. — Hütten von Tschernoirotschinsk. — Beresow. — Ankunft der Verbannten in Ekaterinenburg. S. 4—6.

Kapitel IV.

Sibirien. — Kamen. — Tobolsk. — Der Irtsch. — Vorbereitungen gegen den Winter. — Folgen des Ueberganges über den Irtsch. — Kleiner Kleidermarkt. — Die Promisel. — Wilspret und Jagd. — Die Oberstadt. S. 6—8.

Kapitel V.

Sibirien. — Samobinsk. — Kopolowo. — Semarowo. — Der Ob. — Die Jurten der Ostiaken. — Wüste Thiere. — Kewaschinsk. — Wasser, das nicht gefriert. S. 8—11.

Kapitel VI.

Sibirien. — Beresow. — Versuch Getreide anzubauen. — Handel der Ostiaken. — Russische Verbannte. S. 11—13.

Kapitel VII.

Sibirien. — Rennthiergespann. — Große Kälte. — Obdorsk. — Stets gefrorene Erde. — Insel Waigaz. — Handel mit den Komaden- wölfern. — Samojeden. — Die Berge Obdorsk. — Reise von Sulew an das Eismeer. S. 13—17.

Kapitel VIII.

Sibirien. — Die Steppe Ischim. — Omsk. — Barnaul. — Smejew. — Silberbergwerke. — Kolywan. — Ribbersk. — Bergwerksorganisation. — Ustamenogorsk. — Krasnojarsk. — Der Belki. — Die Kalsun Berge. — Kalmücken. — Der Korgon. — Buchtarminsk. — Syrenowsk. — Fikalwa. — Besuch eines chinesischen Postens. — Der See Kolywan. — Salzsee. — Barnaul. S. 17—24.

Kapitel IX.

Sibirien. — Ustamenogorsk. — Buchtarminsk. — Russische Posten. — Ausflug nach dem chinesischen Gebiete. — Der Kur-Sassan. — Ruinen von Abakht. — Semipalatinsk. — Die Steppe Dsungarie. — Zusammentreffen mit Kirgisen. — Der Dschingis Tau. — Kirgisen-Lager. — Kar Karaly. — Russischer Posten. — Smaragden von Kityn Tuba. — Colonie von Kar Karaly. S. 24—28.

Kapitel X.

Sibirien. — Tomsk. — Kuznetsk. — Teleuten. — Krasnojarsk. — Irkutsk. — Der Balkal-See. — Berthni-Uinsk. — Selenghinsk. S. 28—29.

Kapitel XI.

Sibirien. — Kiachta. — Naimatschin. — Handel mit den Chinesen. — Grenze der beiden Reiche. — Nerstchinsk. — Silberbergwerke. — Da-urien. — Der Berg Tschelondob. S. 29—31.

Kapitel XII.

Sibirien. — Die Lena. — Kirensk. — Veränderung des Klimas. — Die Tungusen. — Jakutsk. — Biwac im Schnee. — Zufluchtsjurten. — Felsenbutter. — Sachiwersk. — Die Indigirka. S. 31—33.

Kapitel XIII.

Sibirien. — Nordpolarkreis. — Orebni Kolymsk. — Außerordentliche Kälte. — Nischnei Kolymsk. — Tutagiren. — Anul Ostrog. — Tschuktschen. — Reise und Handel. S. 33—36.

Kapitel XIV.

Sibirien. — Orebni Kolymst. — Werchni Kolymst. — Beschreibungen eines Schamanen. — Unerwartete Versorgung mit Lebensmitteln. — Wüste. — Omezone. — Die Jakuten. — Die Schola. — Der Kutar. — Schotsk. 36—40.

Kapitel XV.

Sibirien. — Abreise von Schotsk. — Petropawlowst. — Reise in dem Innern von Kamtschatka. — Wolcherest. — Ischinsk. — Tiglist. — Ein Purga. — Chatschena. — Kikutschew. — Vulkan. 40—41.

Kapitel XVI.

Sibirien. — Reise des Herrn Lesseps auf der Halbinsel Kamtschatka. — Milkowala Derewna. — Karagi. — Wohnungen der Kamtschadalen. — Tracht. — Sitten. 41—43.

Kapitel XVII.

Sibirien. — Land der Koriaken. — Pustarest. — Raminol. — Ischuttschenlager. — Orkan. — Penschina. — Die Koriaken. — Warme Quelle. — Die Lamotowa. — Lumenig. — Pomsk. — Taousk. — Schotsk. — Jakutsk. — Senfisek. 43—47.

Kapitel XVIII.

Sibirien. — Oberfläche. — Gebirge. — Flüsse. — Meerbusen und Buchten. — Inseln. — Klima. — Erzeugnisse. — Bevölkerung. — Verschiedene Nationen. — Eroberung und Entdeckung. — Einteilung in Gouvernements. — Colonien von Jenisei. — Kamtschatka. 47—49.

Kapitel XIX.

Die Kurilen. — Producte. — Bewohner. — Geschichte. — Die Inseln Jesso und Tarakai. 49—51.

Kapitel XX.

Jesso. — Tarakai. — Meerenge der Tatarci. — Reisen des Paters de Angels und des van Bries. 51—52.

Kapitel XXI.

Jesso. — Tarakai. — Meerenge der Tatarci. — Reisen Laperouse's und Broughton's. 52—59.

Kapitel XXII.

Jesso. — Tarakai. — Reisen Larmann's, Krusenstern's, Kowstow's, Dawidow's und Solownin's. — Allgemeiner Ueberblick. 59—67.

Kapitel XXIII.

Japan. — Nutzlose Versuche der Engländer, dasselbst die Stelle der Holländer einzunehmen. 67—71.

Kapitel XXIV.

Allgemeine Bemerkungen über die Japanesen. 71—73.

Kapitel XXV.

Die Inseln Kieu Kieu. 73—75.

Kapitel XXVI.

Das chinesische Reich. — Corea. 75—84.

Kapitel XXVII.

Das chinesische Reich. — Land der Mandchus. 84—90.

Kapitel XXVIII.

Chinesisches Reich. — Die Mongolei. 90—97.

Kapitel XXIX.

Chinesisches Reich. — Si-suei (das sonstige Dschungarien und das chinesische Turkestan). 97—100.

Kapitel XXX.

Chinesisches Reich. — Tibet. 100—107.

Kapitel XXXI.

Das chinesische Reich. — Butan. 107—109.

Kapitel XXXII.

Das chinesische Reich. — Eigentliches China. 109—116.

Kapitel XXXIII.

Das Reich Annam ober Tonkin. — Cochinchina. — Siampa. — Cambodja und ein Theil von Laos. 116—120.

Kapitel XXXIV.

Das Königreich Siam. 120—123.

Kapitel XXXV.

Die malakische Halbinsel. — Potani. — Kalantan. — Iringano. — Pohang. — Schahor. — Singapur. — Malacca. — Selangor. — Rumbou. — Perak. — Kedah. — Pulo Pinang. — Isthmus von Kra. 123—125.

Kapitel XXXVI.

Der Archipel Mergui. — Englische Besitzungen zwischen der Malakischen Halbinsel und Birma. 125—127.

Kapitel XXXVII.

Das Birmanische Reich. 127—132.

Kapitel XXXVIII.

Die nicobarischen Inseln und die Andamanen. 132—138.

Kapitel XXXIX.

Irrakan. — Cassay. — Cassar. — Schintiah. — Carrads. — Assam. 133—136.

Kapitel XL.

Der Himalaya. — Die von dem Brahmaputra bewässerten Bezirke Bengalens. 136—137.

Kapitel XLI.

Kopal. 137—141.

Kapitel XLII.

Hindostan. — Armaon. — Gervat. — Quellen des Ganges. — Perdurat. 141—145.

Kapitel XLIII.

Hindostan. — Die Dschemma. — Delhi. — Agra. 145—150.

Kapitel XLIV.

Hindostan. — Das Duab. — Sampur. — Allahabad. 150—152.

Kapitel XLV.

Hindostan. — Mirzapur. — Achnar. — Benares. 152—154.

Kapitel XLVI.

Hindostan. — Der Gumli. — Luknow. — Das Königreich Dube. — Der Goggra. 154—156.

Kapitel XLVII.

Hindostan. — Patna. — Sayah. — Mongir. — Boglipur. — Der Gossimbazar. — Murschedabad. — Der Fugly. — Fugly. — Schinsura. — Serampur. — Schandernagor. — Calcutta. — Dacca. — Die Mündungen des Ganges und des Fugly. 156—159.

Kapitel XLVIII.

Hindostan. — Dehkan. — Berge von Sanduana. — Die Hochebene Omerkantof. — Quellen des Rerbubda, des Sone und des Mahanedy. — Diamanten. — Nagpur. — Berge von Berar. — Elitschpur. — Die Kette der westlichen Gats. — Dauletabad. — Ellora. — Kurengabad. — Garli. — Haiderabad. — Städte in Drissa und den Gircars. 159—163.

Kapitel XLIX.

Hindostan. — Das Carnatic. — Die Ritherritz. — Die östlichen Gats. — Die Küste von Coromandel. — Reise im Innern und längs der Küste. 163—166.

Kapitel L.

Ceylon. 166—170.

Kapitel LI.

Die Malediven und Lakdiven. 170—172.

Kapitel LII.

Hindostan. — Cap Comorin. — Küste von Malabar. 172—173.

Kapitel LIII.

Hindostan. — Goa. — Bombay. — Elephanta. — Golf von Cambay. — Surat. — Gudscherat. 173—175.

Kapitel LIV.

Hindostan. — Afschemir oder Kasputana. 175—177.

Kapitel LV.

Hindostan. — Malwa. — Die Staaten Poikars und Scindias. — Die den Engländern unterworfenen Selts. 177—178.

Kapitel LVI.

Das Königreich Lahore. — Die Selts. — Afschemir. 178—181.

Kapitel LVII.

Multan. 181—188.

Kapitel LVIII.

Sindh. — Die Mündung des Indus. 183—186.

Kapitel LIX.

Belutschistan. 186—188.

Kapitel LX.

Afghanistan. — Peshawer. — Kabul. — Kandahar. — Herat. 188 bis 193.

Kapitel LXI.

Turkestan. — Khunbuz. — Balkh. — Buchara. — Khtwan. — Wäste. — Turkomanen. 193—198.

Kapitel LXII.

Persien. 198—207.

Kapitel LXIII.

Das russische Reich. — Armenien. 207—209.

Kapitel LXIV.

Russisches Reich. — Schirwan. 209.

Kapitel LXV.

Russisches Reich. — Georgien. — Der Caucasus und die Völker, welche ihn bewohnen. — Laman. — Abasien. — Mingrelien. — Imitretshi. — Guria. 209—215.

Kapitel LXVI.

Das ottomanische Reich. — Armenien. — Kleinasien oder Anadol. — Kurbistan. — Mesopotamien. 215—229.

Kapitel LXVII.

Ottomanisches Reich. — Syrien. 229—233.

Kapitel LXVIII.

Ottomanisches Reich. — Palästina (Canaan oder das heilige Land.) 233—238.)

Kapitel LXIX.

Arabien. 238—242.

Inhalt der Kapitel

der Malerischen Reise in Afrika.

Kapitel I.	
Ägypten. S. 1 — 10.	
Kapitel II.	
Arabien. 10 — 18.	
Kapitel III.	
Byzanzien. 18 — 29.	
Kapitel IV.	
Die Küste von Zanguebar und Kschan. 29 — 30.	
Kapitel V.	
Mozambique. 30 — 31.	
Kapitel VI.	
Die Inseln Comoren und die Seyschellen. 31 — 33.	
Kapitel VII.	
Madagaskar. 33 — 36.	
Kapitel VIII.	
Die Insel Bourbon. 36.	
Kapitel IX.	
Die Insel Mauritius. 36 — 37.	

Kapitel X.	
Das Saffernland. 37 — 39.	
Kapitel XI.	
Die Anseelungen am Vorgebirge der Guten Hoffnung. 39 — 50.	
Kapitel XII.	
Congo. 50 — 52.	
Kapitel XIII.	
Die Insel St. Helena. — Die Insel Ascension. 52 — 59.	
Kapitel XIV.	
Guinea. 59 — 64.	
Kapitel XV.	
Senegambien. 64 — 67.	
Kapitel XVI.	
Die Inseln des Grünen Vorgebirges. — Die Azoren. — Madag. — Die canarischen Inseln. 67 — 70.	
Kapitel XVII.	
Die Sahara. 70 — 71.	

Kapitel XVIII.

Sudan. 71 — 82.

Kapitel XIX.

Die Oasen. 83 — 84.

Kapitel XX.

Barcah und Tripolis. 84 — 86.

Kapitel XXI.

Tunis. 86 — 88.

Kapitel XXII.

Nigrit oder Nigritien. 88 — 91.

Kapitel XXIII.

Das Reich Marocco. 91 — 92.

Malerische Reise in Asien.

Kapitel I.

Sibirien. — Uebergang über den Ural. — Veränderung des Klimas des Landes. — Ekaterinenburg. — Werksstätten. — Messe in Irbit.

Asien wird in W. zum Theil von der Uralkette begrenzt, welche sich 450 Stunden weit von N. nach S. von dem 44° bis 67° n. Br. hinzieht. Diese Berge gewähren eine Reihe von 600 bis 800 Toisen hohen Epigen. Der Reisende, welcher von Europa kommt, steigt so allmählig empor, daß er es kaum bemerkt, gelangt so in eine Ebene, wo zur Rechten und Linken Massen von Ur- und secundärem Gestein ihm ankündigen, daß er sich im Gebirge befinde, und erreicht unter 66° 49' der Breite eine Kette kleiner Hügel, die sich etwas über 200 Fuß über das umliegende Land und 250 Toisen über das Meer erhebt. Er befindet sich an der Wasserscheide, und diese Gewässer fließen auf der einen Seite nach Europa, auf der andern nach Asien; kein Denkmal bezeichnet diese Trennung, ein inniges Band vielmehr vereinigt in dieser Gegend diese beiden Welttheile mit einander; beide stehen unter dem russischen Scepter.

Ist man über die leicht gehobene Ebene hinweg und sieht man nach Asien hin, so bemerkt man, daß man sich in einem Bezirke befindet, wo sich Klüften und Epigen von bedeutender Höhe im Norden und Süden zeigen. Die Seiten der Berge nach Europa zu sind mit Eichen, Haselbüschen, Khorn und andern Gewächsen bedeckt, an welche das Auge in den kalten Ländern längst gewöhnt ist. An den östlichen Seiten des Urals aber oder nach Sibirien hin verschwinden dieselben und man bemerkt nur Fichten, Tannen, Lärchen &c. Die dunkelgrünen Blätter dieser Harzbäume wechseln mit denen der Birke, des tartarischen Khorns, der Zittereiche &c., so wie denen verschiedener Sträucher ab, welche die langen Winter der nördlichen Breiten nicht fürchten.

Im Jahre 1828 durchreiste der Doctor Ermann, nachdem er über das Joch Reschoutoul gegangen war, ein wellenförmig gehobenes Land und gelangte den 31. Aug. nach Ekaterinenburg, das in einer weiten Ebene an den Ufern des Iset liegt. Man sieht da, wie er sagt, keine bedeutenden Bergspitzen, nicht einmal große Felsenmassen, welche an eine Gebirgsgegend erinnern; woher also, fragt man sich, der mineralogische Reichthum der Umgegend dieser Stadt, dessen Spuren man überall bemerkt? Fragt man, woher man das Erz, das in den immer rauchenden Defen gereinigt und in großen Rünzstätten geschlagen wird, die ungeheuern Blöcke verschiedener Steine, welche vor den Schleifmühlen lie-

gen, und die Edelsteine erhalte, mit denen mehrere Kaufleute handeln, so wird man sogleich die Antwort erhalten, man beziehe diese verschiedenen Naturproducte aus den Bergwerken des Ural. So bemerkt man hier eine merkwürdige Ausnahme von dem gewöhnlichen Zusammentreffen zweier Thatsachen, welche die Blicke des Mannes fesseln, welcher die Oberfläche der Erde zu beobachten pflegt. Trotz der großen Verschiedenheit der Producte in dem Boden, sind die Unebenheiten desselben selbst in Verhältnis zur Größe der Menschen unbedeutend.

Die Lage Ekaterinenburgs an dem Scheidepunkte der Straßen, welche sowohl von Asien als von Europa nach dem nördlichen und südlichen Ural führen, veranlaßte einen klugen Mann, da ein Wirthshaus einzurichten; er macht gute Geschäfte; die Zimmer sind reinlich und mit russischen Tapeten belegt.

Wir trafen hier Bergbeamte aus den nördlichen Bergwerken des Urals, und Kaufleute von Tjumen und Tobolsk, welche von der Messe von Nischnei Nowgorod zurückkamen oder nach der kleinen Messe in Irbit reisten, einer Stadt, die 160 Werste in gerader Linie nach NW. von Ekaterinenburg liegt.

Die Messe von Irbit hat in der letztern Zeit viel von ihrer sonstigen Bedeutung verloren; sonst war sie der wirkliche Mittelpunkt des Thee- und Pelzhandels, denn die sibirischen Kaufleute brachten dahin alle Felle, die sie von den Jägervölkern in D. zusammengebracht, wie die Waaren, welche sie in Nacht gegen andere Gegenstände eingetauscht hatten; sie überließen dieselben den Handelsleuten aus dem europäischen Ausland, die nach der großen Messe an der Wolga alle Jahre nach Irbit kamen.

Es befanden sich zu derselben Zeit viele armenische und griechische Kaufleute in dieser Stadt, die Pelzwaaren einhandelten und dieselben mit englischen Waaren bezahlten, die sie in der Levante gekauft hatten. So erhielt man in Sibirien die feinsten englischen Tuche zu einem sehr mäßigen Preise; als aber die russische Regierung 1807 die Einfuhr englischer Waaren verbot, verschlechterte sie dadurch auch die Armenier und Griechen von der Messe zu Irbit. Die Messe, die da gehalten wurde, nahm ab und die sibirischen Handelsleute gingen nun häufiger nach Nischnei Nowgorod oder nach Ekaterinenburg oder an andere Punkte der großen Straße, welche nach Europa führt, um da ihre Waaren den Kaufleuten zu übergeben, welche ihnen entgegenkommen.

Die Handelsgeschäfte, welche jetzt in Irbit gemacht werden, sind dieselben wie die, welche man in den Städten Sibiriens abschließt, die weiter nach D. liegen. Die Bewohner der Umgegend pflegen einmal im

Jahre dahin zu gehen, um sich daselbst mit den Gegenständen zu versorgen, die ihnen unentbehrlich sind, und sie bezahlen dieselben entweder in Silber oder mit dem Ertrage ihrer Jagd, die nicht sehr bedeutend ist. Diese Art des Handels, der hier weit weniger gewinnreich ist als an den östlichen Orten, befindet sich ausschließlich in den Händen der in Sibirien ansässigen Handelsleute. Die Mineralproducte des Urals dagegen werden fast alle direct nach der Messe an der Wolga geschickt.

Männer, Frauen und Kinder laufen hier den Fremden nach, um an dieselben gut geschnittene und leidlich gefasste Ede steine zu verkaufen, so wie verschiedene hart, künstlich faconnirte und gravirte Steine mit Verzieren.

In Ekaterinenburg herrscht in den verschiedenen hölzernen Häusern der Handwerker, die fa alle Freie sind, eine große Reinlichkeit. Trotz ihrem Wohlstande behalten sie die alte Einfachheit ihrer Art sich zu kleiden und zu leben bei. Wir haben besonders bei den Frauen dieser Classe sehr regelmäßige und sehr schöne Gesichter bemerkt.

Diese Handwerker wie die meisten reichen Kaufleute von Ekaterinenburg gehören zu den sogenannten Altgläubigen der russischen Kirche (Staroverzi), und sie halten an ihrem Glauben, „das was aus dem Munde ausgeht, unrein ist,“ so fest, daß sie keinen Tabak rauchen und nicht fluchen und schwören; übrigens aber entsagen sie keinem Genuße des Lurus und der Sinnlichkeit. Die Neugläubigen legen ihnen vieles zur Last, was nicht begründet ist.

Die prächtigen steinernen Häuser mehrerer Kaufleute in Ekaterinenburg würden keine europäische Hauptstadt verzieren; die äußere Schönheit dieser Wohnungen entspricht dem Innern und der Lebensweise der Eigenthümer. Mehrere von ihnen sind noch Leibeigene und zahlen jährlich an ihre Herren einen wahrhaft königlichen Tribut, halten dies aber kaum für einen Druck.

Eine große Anzahl Beamter bei den Bergwerken und andern Verwaltungszweigen bildet den Rest der Bevölkerung von Ekaterinenburg. Diese haben weder die religiösen Grundsätze noch die alten Gewohnheiten der andern Einwohner, haben sich aber durch langen Aufenthalt mit denselben ziemlich vertraut gemacht. Die Familien der Bergbeamten leben meist seit mehreren Generationen in dem Bezirke des Ural; mehrere sind von deutscher Herkunft; da aber in der letztern Zeit die jungen Männer frühzeitig nach St. Petersburg geschickt worden sind, um da die Vorlesungen an der Bergwerksschule zu hören, so haben sie ihre Muttersprache und die andern Spuren ihrer Abstammung fast ganz vergessen.

Das Aeußere der Stadt ist sehr angenehm und erinaert, trotz einigen Eigenthümlichkeiten, an die reichen Fabriksstädte Europas. Die Ebene, welche die südöstlichen Ufer des Sees Iset und den gleichnamigen Fluß umgiebt, ist mit Häusern bedeckt. Ueber den Fluß führt eine hübsche Brücke da, wo er für viele Werksfläden zusammengedrängt ist. Am rechten Ufer des Iset stehen die Mänge, die Polirmühlen, die Magazine zur Aufbewahrung des Erzes und der Geräthschaften, und endlich eine Hauptwache. Alle diese gut gebauten Häuser umgeben einen vierseitigen Platz, der als Marktplatz dient.

An dem entgegengesetzten Ufer, das etwas höher ist, sieht man eine lange Reihe hölzerner, von den Arbeitern bewohnter Häuser, nebst einigen der Beamten, welche von Stein sind.

Die Stadt hat jedoch eine weit größere Ausdehnung am rechten Ufer ober südlich von dem Marktplatz, wo sich breite Straßen mit steinernen Häusern von mehreren Stockwerken hinziehen; man bemerkt da auch einen großen Bazar und Getreidemagazine. Ein reiches Kloster und mehrere Kirchen zieren diesen Theil der Stadt.

Alle Straßen sind nach der Schnur gezogen, aber nicht gepflastert; an jeder Seite befinden sich hölzerne Trottoirs. Die ansehnlichsten laufen parallel und in gewisser Entfernung von dem rechten Ufer des Iset; diejenigen, welche dieselben in rechtem Winkel durchschneiden, stoßen auf die steilen Ufer dieses Flusses, deren Höhe 30 Fuß nicht übersteigt, und die

an verschiedenen Orten den Einwohnern erlauben, Wasser in dem Flusse zu schöpfen.

Am NW-Ende der Stadt befinden sich Casernen für die Garnison, und die Ueberreste der Befestigungen, welche sonst den Ort gegen die Angriffe der eingebornen, damals mächtigen Hölkerschaften verteidigten. Das Fort ist in ein Zollhaus verwandelt worden; die Kaufleute, die zur Messe nach Irbit gehen, müssen hier Zoll bezahlen. Die Soldaten, welche sich in Ekaterinenburg befinden, bewachen die Verbannten, die, wenn sie von ihrer langen Kette ausgeruht haben, in die Bergwerke des Urals oder weiter nach O. in das Innere Sibiriens geschickt werden. Die Garnison besteht zum Theil aus Kasaken.

Ein nicht eben dichter Tannenwald umgiebt die Stadt in NW. und zieht sich nach der Straße hin, welche nach N. geht. In der Entfernung von einer Werst, den Iset hinauf, gelangt man an die steinigten Ufer des Sees, welcher eine längliche Gestalt hat.

Am 3. September feierte man den Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers. Abends versammelten sich die angesehensten Einwohner in einem öffentlichen zu solchen Festen bestimmten Gebäude; alles war in europäischem Geschmacke gut angeordnet. Die ältern Damen erschienen noch in der alten russischen Tracht, die Tänzerinnen aber hatten meist alle die europäischen Moden angenommen, und man erkannte, daß die Bemühungen eines französischen Tanzmeisters nicht vergebens gewesen gewesen waren. Nichts desto weniger ist die Sitte, den Tanz mit Gesang zu begleiten, der das Vergnügen erhöht, trotz dem immer Weitergreifen der Neuerungen, noch theilweise beibehalten.

Kapitel II.

Sibirien. — Schmelzhütten im Ural. — Zustand der Arbeiter. — Newiansk. — Nischnei Taghilsk. — Eisen- und Kupfererz. — Gold. — Platina. — Schmelzhütten und Bergwerk zu Blagodat. — Der Kabiklaman.

Am 4. Septbr. reiste ich von Ekaterinenburg ab, wendete mich nach NW. und kam über ein meist ebenes Land, da die Unebenheiten sich kaum zu 100 Fuß über das Niveau dieser Stadt erhoben, welche 80 Fuß über dem Oceane liegt. Ich reiste durch dichte Fichtenwälder; trotz der Fruchtbarkeit mancher Bezirke ist der Boden nicht bebaut; die Bauern begnügen sich damit, Heu zu ernten und besonders Kohlen zu brennen, denn sie müssen die Schmelzhütten versorgen. Ueber die Flüsse sind bequeme hölzerne Brücken gebaut. Weiter hin bemerkte ich, daß die Lärchenbäume in den Wäldern häufiger wurden. Abends kam ich nach Newiansk; ich hatte 95 Werste gemacht.

Dies ist der älteste Hochofen im Ural und unter Peter I. 1701 angelegt. Nach der Schlacht von Pultawa 1709 arbeiteten schwedische Gefangene daselbst. Die Leitung der Werke war dem Nikiti Demidoff, einem Schmitt von Tula, anvertraut, und er gab denselben einen großen Aufschwung. Von ihm stammt die reiche Familie der Grafen Demidoff.

Hundert Werste W. von Newiansk befindet sich die Schmelzhütte Klapatowsk auf dem Haupttraden des Ural. Wasserkröme erleichtern in Newiansk die Arbeiten; das Erz wird aus einem etwa über eine Werst entfernten Berge gewonnen. Man hat in dem Bezirke von Newiansk auch Gold gefunden und glaubt, man werde auch Platina finden.

Die Bevölkerung von Newiansk besteht aus 10,000 Individuen, die fast sämtlich Leibeigene sind. Sie stammen meist von Leuten her, die zu Bergwerksarbeiten verurtheilt waren. Ein Theil der Werke gehört der Krone, ein anderer Privatpersonen und namentlich den Familien Demidoff und Salowlew. Die Arbeiter dieser letztern schienen und im Allgemeinen mit ihrem Schicksale sehr zufrieden seyn. Man kann es aber auch

nicht verkennen, daß die Eigenthümer nichts vernachlässigen, was zum Wohle ihrer Leute beitragen kann.

Der Lohn der Arbeiter ist gering, sie erhalten aber wie ihre Familien Lebensmittel, Leder, Kleidungsstücke und eiserne Werkzeuge zu sehr niedriger Preise. Obgleich sich die Leute gewöhnlich in einem Alter von 17 Jahren verheiratheten, so sind ihre Ehen doch gewöhnlich nicht sehr fruchtbar; eine Familie von fünf Kindern gilt für etwas Außerordentliches. Die Greise, welche nicht mehr arbeiten können und keine Kinder haben, erhalten ebenfalls Lebensmittel. Uebrigens wird mehrmals im Jahre in dem Bazar des Ortes ein Markt gehalten, wo Handelsleute aus dem Orte oder fremde, Freie und Leibeigene, Waaren zum Verkaufe ausbieten; ein von dem Eigenthümer ernannter Inspector bestimmt den Preis der Sachen.

Jeder Arbeiter besitzt sein Haus, das er von den Materialien baut, welche er unentgeltlich aus dem Walde holt; ferner Pferde, Kühe, und oft auch kleines Vieh, das er mit dem Heu füttert, welches er unentgeltlich auf den Wiesen des Herrn mähet. Zur Zeit der Heuernte werden die Hüttenarbeiten gewöhnlich ausgelegt und alle Arbeiter gehen mit ihren Frauen und Kindern auf die Wiesen mitten in den Wäldern, und oft bringen sie dort sechs Wochen in Hütten von Zweigen zu. Die Regel erlaubt achtundzwanzig Tage für die Heuernte, aber die durch das schlechte Wetter verursachte Unterbrechung verlängert den Termin. Wegen der hohen Wichtigkeit des Pferdes zur Arbeit, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen, wendet man die größte Sorgfalt auf die Zuchtung des Pferdes.

Von Kewiansk reiste ich durch einen dunkeln Wald von Fichten und Kirschen mit großen Birken nach Nischnei Taghilsk, das 50 Werst davon liegt. Man reist immer in einer Einde; aber die ungeheuern Wälder sind zu der Versorgung der Hütten unentbehrlich. In der Mitte des Weges zeigten sich zum erstenmale Cedernröschen. Dieser Baum fehlt dem südlichen Ural ganz. Hier sieht man in einer Höhe von 800 Fuß plötzlich denselben Baum wieder, den man in den Schweizeralpen erst zwischen 4000 und 7000 F. trifft.

Mitten im Walde an der einzigen Stelle, wo ein Durchbruch war, trafen wir auf eine Schafheerde, die ein russischer Schäfer zu Pferde führte. Diese Schafe hatten dicke platte, am Ende nackte Schwänze, starke und bedeutend gewundene Hörner und lange hängende Ohren; man erkannte sogleich, daß sie von Kirgisen-Schafen abstammten, aber die Eigenthümlichkeiten dieser Race erhalten sich hier nicht lange, wie auch in dem südlichen Ural, in ihrer ursprünglichen Reinheit, weil sich hier die trockenen und bitteren Pflanzen nicht finden, die sie in den kirgisischen Steppen zu verzehren pflegen.

Im W., unmittelbar links von der Straße, hob sich der Boden schnell empor. Mit dem Serpentinstein von Kewiansk verbinden sich nun die Hornblende und der Feldspath, so wie später der Porphyrsienit.

Diese Fagelkette trennte uns von dem Taghil, der nach NW. in einem parallel mit der Straße laufenden Thale strömt. Die Seiten dieses Thales erheben sich kaum 200 Fuß über die Ebene, welche dieselbe ist wie in Ekaterinenburg; sie fallen sanft nach dem Flusse zu ab. Weiter hin öffnet sich dieses Thal mehr und das Auge streift freier nach SW.; man gelangt zu dem Einflusse des Aischerna, der von den Bergen zur Linken kommt.

Noch mehr als in Kewiansk waren wir überrascht, plötzlich nach dem Walde menschliche Wohnungen in Nischnei Taghilsk zu finden. Die Häuser der Arbeiter stehen um die Hütten und die Wohnungen der Beamten her. Wir wurden mit der gewöhnlichen Gastlichkeit von einem der letzten aufgenommen. Man reinigt und schmelzt hier Kupfer- und Eisenerze. Andere Hütten liegen in verschiedenen Entfernungen von Taghilsk; ein Theil gehört der Familie Demidoff. Man fertigt Stangen Eisen und Eisenblech, und das Metall ist von so ausgezeichnete Qualität, daß man die Bleche z. B. außerordentlich dünn machen kann, ohne ihrer Festigkeit und Elasticität zu schaden; man verwandelt sie auch leicht in Weißblech

und benutzt sie lange in Rußland schon, die Dächer der Häuser damit zu decken; die Kupferbleche zum Beschlagen der Schiffe werden ebenfalls von diesen Werken im Ural geliefert.

Die Arbeiter in Taghilsk pflegen seit langer Zeit einen sehr merkwürdigen Industriezweig; sie wissen das Blech mit einem Firniß zu überziehen, der sehr schön ist und der Einwirkung des kochenden Wassers widersteht; wahrscheinlich verdanken sie das Verfahren ihrem Verkehr mit den Chinesen. Der Firniß ahmt den Lack vollkommen nach. Die Zeichnungen, welche man darauf macht, sind zierlich und correct. Die Eigenthümer der Werke haben auf ihre Kosten diejenigen ihrer Leibeigenen, welche das größte Talent dafür zeigten, nach Europa geschickt; ja sie ließen einige in Italien reisen und richteten dann in Taghilsk eine Zeichenschule ein. Die Erzeugnisse dieser Künstler, welche vorzugsweise auf die Messe zu Nischnei Nowgorod geschickt werden, verdienen die Aufmerksamkeit der Bewohner des westlichen Europas durch die Gegenstände, welche sie darstellen, und welche entweder Landschaften oder Portraits berühmter Männer von Sibirien sind.

Als wir zu einer Felsenmasse ungefähr 1 Werst von Taghilsk gekommen waren, sahen wir, daß sich dieselbe mit einemmale 300 Fuß über das Wasser in den Gräben erhob und sich 3 Werste weit nach N. erstreckte. Dies ist das unerschöpfliche Lager, aus welchem sich die Hütten in Taghilsk und Kewiansk versorgen. Diese ganze Masse besteht aus sehr reichem Eisenerze. Die Form erhielt der Felsen durch Menschenhand, welche 1721 schon anfangen ihn zu bearbeiten. Man bringt nicht tiefer unter das Niveau der umliegenden Ebene ein, als die, in welcher gewöhnliche Pumpen hinreichen, das Wasser heraus zu befördern. Die Beschaffenheit des Felsens, der in D. so hart wird, daß die Arbeitskosten den Gewinn übersteigen, verhindert die Arbeiten an dieser Seite. Seit 1802 hat man gefunden, daß in der Ebene der Boden ein reiches Kupfererz enthält, und man hat deshalb Schachte angelegt und eine ungeheuer große Mäschinemaschine zur Entfernung des Wassers gebaut.

Ich untersuchte die Temperatur des Wassers auf dem Boden eines Schachtes von 184 Fuß Tiefe und fand sie überall 3° über Null. Man bemerkte eine merkwürdige Steigerung der Wärme, je tiefer man kam. Am 5. Septbr. früh bewiesen mir meine Beobachtungen, daß diese Steigerung auf 136 F. einen Grad betrage; sie stimmen auch mit denen überein, welche an verschiedenen Orten in Europa in der gemäßigten Zone, in Schwamerra in der heißen gemacht worden sind, und zeigen, daß die Erscheinung dieselbe hier ist, wo die äußere Wärme niedriger ist als in den europäischen Ländern, die wir kennen.

Man findet in dem Bezirk von Taghilsk auch Gold und Platina, und erhdit diese beiden Metalle in Wäschchen in kleinen Thälern aus Weißflüssen des Taghil.

Ein wesentlicher Reichtum der Besigungen der Familie Demidoff besteht in den ungeheuern Wäldern, welche für eine noch lange Zeit den Schmelzhütten unbeschränkte Versorgung sichern; denn auf dem zu denselben gehörenden Boden, der 11,500 D. Werste beträgt, stehen die Bäume sehr dicht an einander. Längs des Weges, dem wir am 4. Septbr. folgten, zieht sich der zu Taghilsk gehörige Wald 12 Werste weit im N. von Kewiansk hin, und der, welchen man in D. bemerkt, gehört der Familie Jakowlew.

In diesen düstern Wäldern halten sich viele Gienntiere auf, und dieselben erreichen daselbst eine bedeutende Größe, weil sie nur selten gejagt werden. Geweise, die wir bei Jagdliebhabern sahen, waren wirklich von wunderbarer Größe.

Sonntag den 7. Septbr. wurde die Arbeit eingestellt; die Straßen in Taghilsk waren von einer zahlreichen und sehr gut gekleideten Menschenmenge belebt. An Festtagen ist das russische Volk in einer fortwährenden Bewegung, denn es liebt die Spaziergänge sehr. Es überläßt sich diesem Vergnügen besonders an den Orten, die, wie dieser, von dichten Wäldern umgeben sind. Das Einsammeln der kleinen wilden Früchte giebt ihnen noch eine besondere Ursache. Entfernte Freunde werden von den Bauern

häufiger im Winter als im Sommer besucht, weil sie sich leichter einen Schlitten als einen Wagen mit Rädern verschaffen können.

Um 4 Uhr Nachmittags erschienen durch die Gänge der Bewohner von Taghik 17 Pferde vor unserer Thüre; unsere kleine Caravane konnte also ihre Reise nach K. fortsetzen, was auf einer breiten und ebenen Straße geschah; bis nach Kapa sind die Wälder niedergeschlagen und der Boden angebaut. Aber weiter hinaus bis Kuchewa, eine kaiserliche Schmelzhütte, erscheint wieder dichter Wald und ebener Boden. Dieser Ort hat eine sehr angenehme und malerischere Lage als die, welche wir bis dahin besucht hatten. Dennoch ist man hier der Hauptspitze des Ural nicht näher; die Natur des Gesteins ist dieselbe, nur werden die Felsen höher und die Thäler tiefer. Zwei Flüsse vereinigen sich und ihre durch eine Barre aufgehaltenen Wasser bilden einen künstlichen Teich; die Kuchewa, die aus demselben hervorkommt, ist eine der stärksten Quellen der Tura; die Hügel sind mit dichten Wäldern bedeckt.

Kuchewa und die Hochtöfen in der Umgegend heißen die Werke vom Blagodat von einem Berge dieses Namens, der ihnen eine unerschöpfliche Menge Eisen giebt. Wir begaben uns dahin; man bemerkt zuerst einen ganz kahlen Berg mit steilen Abhängen; weiter hin sind alle Höhen mit Wäldern bewachsen; endlich erkennt man den Blagodat, über welchem zwei gezackte, rauhe, ganz kahle Spitzen ragen, und nun trifft man nur auf außerordentlich reichhaltiges Eisengestein. Wir gelangten auf in den Felsen gehauenen Stufen auf die westliche Spitze, die niedrigste, und eine hölzerne Brücke führte in eine hübsche steinerne Kapelle, welche auf der platten Spitze der andern Höhe steht.

Die Bogulen, die ersten Einwohner dieses Bezirkes, kannten den Mineralreichtum dieser Berge, obgleich sie denselben nicht benutzten. Ihrer Sage nach benachrichtigte zu Anfang des 18. Jahrhunderts einer von ihnen, Stephan Tschupin, die Eigentümer der südlichen Werke von dem Daseyn eines Eisenberges in der Nähe von Kuchewa. Als bald kamen die ersuchenden Russen in Menge an, was den Bogulen so unangenehm war, daß sie ihren Landsmann auf der Spitze der Blagodat lebendig verbrannten. Die Russen bauten die Kapelle zur Eshnung dahin.

Wir bemerkten 200 Fuß weiter unten eine Kette niedriger Felsen, deren vor der Sonne beschienene Seiten einen metallischen Glanz hatten; sie sind von Schächten durchwühlt und von Bergleuten bewohnt. An ihrer unebenen Oberfläche hin schlängeln sich Wege mit Schienen an der Seite, um darauf die mit Erz beladenen Karren leichter transportiren zu können.

In K. erkannten wir in großer Entfernung den Katschanar, die höchste Spitze des Blagodat. Alles um uns her war Magnetstein, so daß die Magnethaube sehr in Unruhe kam. Der Blagodat erhebt sich 420 Fuß über die Ebene von Kuchewa und 1284 F. über das Meer; ich bestimmte die absolute Höhe des Katschanar auf 2600 F.; sein Gipfel ist völlig nackt.

Kuchewa gewährt denselben Anblick wie Kewiansk und Taghik. Das aus dem Blagodat gezogene Erz ist reicher als das, welches man an den beiden letztern Orten benutzt; man macht Kanonen und Kugeln daraus. Man hat auch Gold und Platina in den Thälern des Bezirkes von Blagodat, links von der Tura, gefunden. Neuere Nachforschungen ergaben, daß das erstere dieser Metalle in K. eben so reichlich vorkommt, als im D. des Ural; man erhält es durch Wäschereien. Auch Knochen von Elephanten aus der Urwelt hat man gefunden.

Kapitel III.

Sibirien. — Werchoturje. — Bogoslawsk. — Zu Bergwerksarbeiten verurtheilte Uebelthäter. — Die Bogulen. — Vergnügen

in Bogoslawsk. — Hütten von Tschernostotschnok. — Beresow. — Ankunft der Verbannten in Ekaterinenburg.

Am 10. begaben wir uns auf einem gut unterhaltenen Wege nach der Eisengießerei und Kanonenbohranstalt von Werchni Kurinsk am Zusammenflusse der Tura und der Kuchewa. Die Wälder der Umgegend von Werchoturje, 70 Werste weiter hin, enthalten auch viele große Birken. Das Gras ist häufig und die Heuernte sehr reichlich. Man entfernt sich wenig von der Tura, welche anfangs nach N. läuft und sich dann mit einemmale wendet. Der Boden wird immer ebener bis in die Nähe von Werchoturje, wo man aus dem Walde herauskommt. Doch trafen wir hier zum erstenmale auf Granit vom Ural.

Werchoturje ist die älteste Niederlassung der Russen östlich von dem Gebirge, die eigentliche Stadt noch von den Festungswerken umgeben, welche sie 1605 errichteten, um sich gegen die Bogulen zu verteidigen. Ein berühmtes Kloster, das erste, welches in Sibirien errichtet wurde, und mehrere Kirchen erhöhen ihre Wichtigkeit. Sie wurde bald blühend, und durch sie ging bis zu Ende des 17. Jahrhunderts die Straße, welche die Verbindung zwischen Europa und Asien unterhielt.

Am 12. setzten wir unsere Reise durch ein ganz ebenes Land fort; Bessonowa ist ein ärmliches Dorf, das aus drei hölzernen Häusern an dem Ufer der Kalia besteht, die von D. herkommt. Man geht hier über diesen Fluß und befindet sich auf dem alten Wege, der längs den Ufern nach W. hin sich zieht und auf den Ramm des Ural fährt. Bei dem öden Aussehen dieses Ortes wird es schwer, daran zu glauben, daß eine sonst so berühmte Straße durchging; aber es ist noch jetzt in Rußland nicht selten, an den wichtigsten Straßen 50 Werste weit keine einzige menschliche Wohnung zu finden.

Wir sahen an dem linken Ufer der Kalia neben Hütten noch Gestein; dies ist der nördlichste Punkt, wo man die Erde unter dem Meridian von Ekaterinenburg bearbeitet. Der Granit ist verschwunden; die kaum 20 Fuß hohen Ufer des Flusses enthalten Schiefer und ein mächtiges Torflager. Die schönen Wälder mit grünen Bäumen erscheinen auf dem Wege nach Latinsk wieder. Diese Wälderei befindet sich mitten in denselben; man findet Gold und Platina; der Ertrag ist aber nicht ansehnlich.

Die Felsenwände, die 20 Werste von Latinsk das Thal der Towa begrenzen, sind außerordentlich steil und malerisch. Man hat viel Mühe gehabt, einen Raum zu finden, um die Straße über verwitterte Schieferstücken zu führen. Die Bauern von Kowinsk, einem Orte links am Flusse, dienten uns als Führer über diesen reißenden Fluß. Man sieht längs dem Thale noch immer schöne grüne Wälder.

Dieser Ort und die, welche man weiter nach Norden findet, führen den in Sibirien häufig vorkommenden Namen Simovia, was „Winterwohnung“ bedeutet, weil zur Zeit der ersten Niederlassungen diese einzelnen Hütten in der strengen Jahreszeit als Zufluchtsort oder als Etelle dienten, wo der Tribut der eingeborenen Völkerschaften in Empfang genommen wurde.

Abends kamen wir sehr spät nach Bogoslawsk, einem unansehnlichen Orte, gleichsam dem vorgeschobenen Posten der Hochtöfen. In S. und W. ist das Land eben, in D. und N. aber erhebt es sich sanft über die Ufer des Flusses; sehr weit nach N.W. erkennt man den Kaniakowskij Namen, einen bläulichen und bewaldeten Berg der Hauptkette. Der Gipfel verliert sich in den Wolken. Nachdem wir einen Wald von Fichten und Kiefern durchreist hatten, gelangten wir auf einen Fägelrücken, der 100 Fuß hoch und völlig kahl ist. Man findet in den nahen Gruben geblegenes Kupfer; das Wasser, das sich unten sammelt, wird durch eine Pumpe herausgeschafft; seine Temperatur beträgt in einer Tiefe von 342 Fuß 4° 97'. Die Erzstufen von Bogoslawsk sind außerordentlich glänzend.

Von diesem Orte aus pflegt man Entdeckungswesen in mineralogischer Hinsicht weiter nach N. hin zu machen. Die Arbeiter in den Bergwerken sind neuerdings aus Europa angekommene Verbannte. Wir be-

suchen diese Gefangenen in ihren gemeinschaftlichen Wohnungen. Nur diejenigen, welche Mordthaten und andere Verbrechen begangen haben, seit sie ihre Strafe leiden, sind einer strengen Aufsicht unterworfen und bisweilen gefesselt, fast alle aber sind sogenannte brodialghi oder Bagabunden, und wir hörten die meisten bestimmt behaupten, sie wüßten nicht, wo sie geboren wären.

Wenn es gelungen seyn wird, wie in dem östlichen Sibirien, diese schuldigen aber außerordentlich fleißigen Menschen durch Heirathen und Familienbände der Gesellschaft wieder zu gewinnen, wird die Gegend vielleicht eine Veränderung erleiden. Jetzt behauptet man, es könne in Bogoslowsk kein Getreide gebaut werden, und nicht einmal Kohl und Rüben würden gedeihen, obgleich dieselben ein Bedürfnis geworden sind und man dieselben weit in N. O. Asien bei den meisten russischen Wohnungen findet. Vielleicht gelingt es durch sorgfältigere Pflege, sie hier zum Gedeihen zu bringen, aber es ist nicht minder wahr, daß Bogoslowsk in Folge seiner geringeren Sommerwärme sich in einer ungünstigern Lage befindet, als weiter nach N. und O. liegende Derter, wo die mittlere Temperatur weit niedriger ist.

In Bogoslowsk hatten wir uns endlich den Bogulen genähert, die während der frühern Jahrhunderte sich allmählig in dem Maße zurückzogen, wie die Russen sich nach N. zu ausbreiten; aber nur im Winter, wenn die Flüsse gefroren sind, steht man mit diesem Volke in Verbindung. Wir mußten uns begnügen, einen einzigen Bogulen zu sehen, den man, während wir in Bogoslowsk waren, eingeladen hatte, dahin zu kommen.

Ob er gleich wie ein russischer Bauer gekleidet war, erkannten wir doch sogleich, daß er einer ganz verschiedenen Race angehöre. Er hatte einen finstern Blick, tief liegende Augen und sehr vorspringende Backenknochen. Er war von mittlerer Größe, stark und kräftig, und antwortete in schlechtem Russisch und übelklingend auf die Fragen, welche man ihm über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute vorlegte. Er behauptete mit großer Hartnäckigkeit, die jegigen Bogulen wüßten durchaus nichts von der Religion ihrer Vorfahren, und behauptete, als fürchte er, man wolle ihn bekehren, er habe lange alles vergessen, was man ihm davon erzählt.

Die Bogulen ändern die Wohnplätze, und der Grund dazu scheint der Wunsch zu seyn, das Wildpret zu schonen. Ihre temporären Weiler bestehen nur aus fünf Hütten, und da der Rauch von menschlichen Wohnungen die wilden Thiere verschreckt, so müssen ihre kleinen Dörfer immer wenigstens 15 Werst aus einander liegen. Die Rennthiere sind ihre Hausthiere, die selbst im Sommer ihre leichten Schlitten ziehen müssen. Der Winter ist fast ausschließlich die Zeit der Arbeiten, der Reisen und Zusammenkünfte. Dann beschäftigen sie sich mit der Jagd, die für sie sehr gewinnreich ist, und treiben einen lebendigen Handel mit den Fellen, die sie sich verschafft haben, mit den Samojeden, Ostjaken und Russen, ihren Nachbarn. Während der warmen Monate bleiben die Bogulen fast ganz unthätig; um sich durch den Rauch vor den Fliegen und Mücken zu schützen, verlassen sie ihre Hütten kaum; sie scheinen in eine Art Schlaf versunken zu seyn und verzehren ruhig, was ihnen die Jagd im vorigen Winter einbrachte. Ehe sie sich zur christlichen Religion bekannten, aßen sie ohne Unterschied das Fleisch von allen Thieren, welche sie erlegt hatten, und die Borräthe, die sie im Frühjahr sammelten, reichten recht wohl für den Sommer. Darf man dem Zeugnisse der Priester glauben, so beschränken sie sich jetzt auf das Fleisch der Rennthiere und Elenns. Außer der russischen Leinwand bedienen sie sich des Zeugens, das sie aus den Brenneisen zu bereiten wissen, zu ihren Sommeranzügen.

Sie selbst nennen sich Mani oder Mansch Kum, was ebenfalls Menschen bedeutet. In ihrer Sprache erkennt man, daß sie der uralischen oder finnischen Volksfamilie angehören, welche sich in Norden Europas und Asiens ausgebreitet hat und der auch die Ungarn angehören.

Es ist sehr unterhaltend, denselben Unterschied zwischen dem einfachen und patriarchalischen Leben der Ureinwohner und den Sitten der russischen Ansiedler zu beobachten, denn trotz den ärmlichen Hilfsmitteln, welche diese

Gegend bietet, so wendet doch Jedermann alles auf, um sich die Vergnügungen Europas zu verschaffen.

Während eines glänzenden Balles in Bogoslowsk konnte man ganz vergessen, daß man sich an einem so entlegenen Orte befinde, denn die Tänze erinnerten völlig an das Mutterland, wie auch die Musik, an welcher das Talent Verbannter Theil nahm.

Die russischen Damen begnügen sich nicht, für die unumgänglichen nöthigen Bedürfnisse der Tafel zu sorgen; sie wissen auch die Hindernisse zu besiegen, welche ihnen eine stiefmütterliche Natur entgegensetzt; sie wissen aus den kleinen wilden Früchten spirituose Getränke zu bereiten, welche naliki heißen und die ich vortrefflich gefunden habe; besonders den Likör von der nordischen Himbeere kann man nicht genug schätzen; das aromatische Parfüm dieser Beere übertrifft das der Erdbeere der gemäßigten Länder ungemein und kann nur mit dem der Ananas verglichen werden.

Als ich am 16. Septbr. nach Werchoturje zurückkam, fand ich das Aussehen der Landschaft sehr verändert; die Gipfel der Birken waren bereits gelb und Wollen erfrorener Blätter wurden von dem Morgenwinde herabgeworfen. In Europa unter dem 50° n. Br. und unter einer im Mittel weit höhern Temperatur würde man es schwerlich glauben, daß diese Erscheinung in Bogoslowsk nur zwanzig Tage später erfolge als in Berlin.

Da es am Morgen sehr frisch war, so hatten die Bauern von Latsinsk die Wärme ihrer Wohnungen auf 20 Grad gesteigert. In Bessonowa fing man an die Gerste zu schneiden.

Wir blieben einige Augenblicke bei den Personen, die uns vorher in Werchoturje so gut aufgenommen hatten. In der Nacht war die Kälte sehr bedeutend. Am 17. um Mittag hatte man an den schönen Ufern des Sees von Nischnei Latsinsk die schnelle Annäherung des rauhen Herbstes vergessen können, aber auch da und südlicher bis Kuchewa hatte sich das Birkenlaub bereits dunkelgelb gefärbt; gegen Abend bedeckte sich der Himmel, ohne daß das Wetter milder wurde, und in Kuchewa fiel der Thermometer in der Nacht auf einen Grad unter Null.

Da man an diesen so dünn bevölkerten Orten freundlich gegen die Fremden ist, so verbrachten die meisten von uns den größten Theil der Nacht bei einem Feste, zu welchem Personen aus dem 250 Werst jenseits der Berge gelegenen Perm gekommen waren. Hier wird die natürliche Feindschaft der Russen durch die Anforderungen einer lächerlichen Etikette nicht gehindert; man vergnügte sich sehr; die Tänze wurden von Nationalliedern begleitet.

Wir besuchten die Werke von Ischernoisotschinsk, wo man sehr berühmten Stahl verfertigt; sie befinden sich in geringer Entfernung von Taghilsk; nicht weit davon in einem Thale sahen wir ein Platinabergwerk. Den 22. befanden wir uns auf dem Rückwege nach Ekaterinenburg.

Bei einem Ausfluge nach den Goldwerken zu Beresow, 15 Werst in N. O. von Ekaterinenburg, kamen wir durch das Dorf Schartasche. Sonst sollen die Bewohner desselben sehr geschickte Spitzbuben gewesen seyn; besonders waren die reichen Kaufleute ihre Opfer. Um diesen Räubereien ein Ende zu machen, machte die Regierung die ganze Gemeinde für das Vergehen Eines aus ihrer Mitte verantwortlich. Dies half; man hört nichts mehr von Räubereien; der Boden ist gut bebaut; man sieht sogar Gärten.

In Puschcheminsk, 6 Werst in N. O. von Beresow, befindet sich die Wäsche des an dem letzten Orte gesammelten Erzes; bisweilen bedient man sich in Beresow auch der Amalgamation zur Reinigung des Goldes, aber man fand, daß die Wäsche eben sowohl zum Ziele führte.

Man mußte hier besondere Anstalten treffen, um die Wäsche auch im Winter fortsetzen zu können. Man kalfatert sorgfältig die Fenster des hölzernen Gebäudes, das gut geheizt wird; eine horizontale steinerne Röhre, durch die in der Mitte eine andere geht, die perpendiculae auf derselben steht und an zwei Oefen stößt, geht in dem unteren Saale herum

und dient zum Aufthauen und Erwärmen des Erzes, welches man ausbreitet. Das Öffnen der Thüren freilich, wenn die Kälte im Winter sehr stark ist, bringt die Temperatur bald auf Null herab und man schafft deshalb die zu bearbeitenden Massen durch ein ganz kleines Schutthäuschen in dem Dache herein.

Im gewöhnlichen Jahre erhält man in Beresow 23 Pud Gold, das in Ekaterinenburg geläutert 20 Pud reines Gold, 2 Pud Silber und 1 Pud Kupfer giebt. Der Werth dieses Productes wird auf 1,200,000 Rubel geschätzt, und es bleibt nach Abzug der Kosten ein reiner Gewinn von 854,400 Rubel übrig.

Die Minen, die, wie früher erwähnt, seit 1823 ausgebeutet werden, sind viel reicher, da sie nur 1827 262 Puds Gold und 50 Puds Platina gaben. Der Gesamtwert, nach Abzug aller Kosten, betrug 1,500,000 Rubel.

Als wir Abends nach Ekaterinenburg zurückkamen, sahen wir auf den Wiesen bei Schartasch wilde Gänse, welche sich zu ihrer jährlichen Wanderung sammelten; andere zahlreichere Schaa ren waren schon nach S. davon geflogen. Auch bei den Menschen verrieth alles die Annäherung des Winters, denn in Beresow und den benachbarten Dörfern hielten die Mädchen aus den untern Classen bereits ihre posedienki oder Abendgesellschaften. Sobald die Dunkelheit die Arbeit im Freien unterbricht, ruhen die Leute in den wohlgeheizten Häusern aus. Sie strecken sich oben auf dem großen Ofen aus und verlassen denselben Abends nur ungern, denn oft müssen sie um Mitternacht die Zugthiere besorgen. Um das Licht zu sparen, kommen dann alle Mädchen des Ortes in dem Hause eines reichen Nachbarn zusammen, entweder um zu arbeiten oder um sich zu unterhalten.

Ich habe bereits von Schleifmühlen gesprochen; man liefert hier Amethyste, Topaze, Smaragden, rothe Turmaline von seltener Schönheit, Agathe, Jaspisse und Porphyre, die man alle in verschiedenen Theilen der Uralkette findet.

In den Straßen von Ekaterinenburg trifft man häufig auf Schaa ren von Verbannten; es sollen deren alle Jahre 6000 ankommen, also wöchentlich etwa 96. Wir sahen die Frauenzimmer auf Wagen transportirt; die Männer folgten paarweise; während ihres Aufenthaltes in der Stadt hatten sie häufig Ketten an den Füßen. Obgleich die Einwohner an diesen Anblick gewöhnt sind, zeigen sie doch immer für diese Unglücklichen ein Mitleid, das selbst so weit geht, daß sie dieselben anrufen, um ihnen ein Almosen zu geben. Diese Verurtheilten werden von Detaschements, von Kosaken vom Ural und ganzen Waskitschen-Compagnien begleitet.

Kapitel IV.

Sibirien. — Tjumen. — Tobolsk. — Der Irtsch. — Vorbereitungen gegen den Winter. — Folgen des Ueberganges über den Irtsch. — Kleiner Kleidermarkt. — Die Promisil. — Wildpret und Jagd. — Die Oberstadt.

Am 1. October brachen wir von Ekaterinenburg auf und reisten nach Süden weiter. Das Land ist eben, aber in der Nähe der Dörfer gut bebaut; an den Orten, wo es feucht ist, sieht man Birkenwäldchen, welche von den Bewohnern besonders gepflegt werden. In Tjumen war die Ernte vollkommen eingebracht und man sah an den Birken kein einziges Blatt mehr. Am 3. Octbr. war der Himmel in der Nacht und während des Morgens sehr rein; gegen Mittag schwebten aber durch das Aufthauen erzeugte Dünste in der Luft; bei Sonnenuntergang fiel Regen und um acht Uhr waren die Sterne fast überall sichtbar. Wir überschritten die Puschkema und gelangten in das Gouvernement Tobolsk. Tjumen wird von der Tumenka, einem kleinen Flusse durchströmt, der sich hier in die Tura ergießt, deren Ufer sehr steil sind. Eine Schiffsbrücke führt an

das linke Ufer der Tura; es war Sonnabend, und der Marktplatz gewährte ein sehr lebendiges Schauspiel. Zwei Drittel der Verkäufer und Käufer waren Tataren aus den benachbarten Dörfern. Man sah ganz neue Katren, Eimer, Kufen, Schaufeln und andere hölzerne Gegenstände, Decken und Erle von Lindenbast. Die Linde finde man nicht jenseits des Meridians von Tjumen über 50° n. Br. Die Tartaren bringen auch eine Menge Felle. Der Fischmarkt ist ebenfalls reichlich versehen; der nehma, eine Art Lachs, ist besonders häufig; die Russen finden das Fleisch desselben roh und in sehr dünne Scheibchen geschnitten saftreicher als gekocht. Die Erfahrung hat uns später gelehrt, daß in einem strengen Winter das rohe Fleisch der warmblütigen Thiere alles Widerliche verliert.

Alles verräth in Tjumen, daß die Bewohner im Wohlstande leben; von den Tataren wird die Stadt noch heute Eschingisflora (Stadt des Eschingis) genannt. Basallenfürsten dieses Eroberers lebten daselbst; sie wurde 1586 von den Russen genommen, die da ihre erste Stadt auf asiatischem Gebiete gründeten.

In dem Dorfe Joianowa, wo wir in der Nacht ankamen, empfing man uns in dem Hause eines Bauern, wo man den Sonntag Abend zur Unterhaltung zusammen gekommen war. Die jungen Mädchen sangen und saßen in dichtgedrängten Reihen auf hölzernen Bänken an der Wand; die Alten lagen auf dem Ofen. Kaum waren wir eingetreten, als wir bemerkten, daß wir großes Scandal erregten. Die Alten riefen, es müsse ein anderes Haus zur Zusammenkunft gewählt werden, da das gegenwärtige besetzt sey. Wir hielten alle diese Unruhe dadurch bewirkt, daß wir Tabak rauchten. Passende Erklärungen beruhigten die Gemüther, und als wir den Leuten Brantwein vorgesetzten, riefen wir ihre frühere Frechheit zurück.

Von da reisten wir in das Thal des Tobol, der von dem Wasser der Tura vergrößert ist. Die Dörfer, welche wir trafen, waren von Tataren bewohnt, welche auch die Postpferde lieferten. In diesem Augenblicke war die Straße vortrefflich; im Sommer macht sie der Roth in Folge häufiger Regen sehr schlecht. Je weiter man kommt, um so deutlicher bemerkt man eine bedeutende Hügelkette an dem Horizonte in N. und NO., und darüber eine lange Reihe von weißen Gebäuden, über welche die Thürme von Kirchen und Klöstern hinwegragten. Das ist Tobolsk, das sich im Halbkreise über einer unermesslichen Ebene erhebt; der Irtsch, der bis dahin nach W. strömte, nimmt den Tobol auf und wendet sich mit einemmale nach N. Als wir darüber gingen, sahen wir an den Zweigen der Weiden Spuren von einem Anschwellen von 10 Fuß; obgleich das Wasser dieser Flüsse den höchsten Stand um die Mitte des Juni erreicht, so konnte man doch an der Rinde der Bäume erkennen, daß er diesmal Eisköhlen geführt hatte. Das Wasser des Irtsch war durch die feine Erde, die er bei sich führt, dunkelgelb gefärbt. Obgleich das Wetter kühl und unfreundlich war, kam uns doch der Irtsch als der schönste der Flüsse war, welche wir bis dahin gesehen hatten. Schiffsmasten zeigten die Verlängerung seines Laufes an.

Man landet an der Küste, wo die untere Stadt liegt; eine Schlucht des Ischumatschinski Kula's (Gap der Ischumatschen) führt in die Oberstadt (Taf. 1. Abbild.).

Kaum waren wir in die Stadt eingetreten, so wurden wir von einem Schneegestöber überfallen; der Schnee fiel hier zum ersten Male. Alle Fuhrleute freuten sich über die schönen Flocken, die sie im Scherze Floggen nannten.

In Tobolsk weiß man nicht, was ein Miethzimmer ist. Die Fremden finden gäbliche Aufnahme bei ehemaligen Freunden oder suchen durch Vermittelung des Polizeichefs eine Wohnung. Die unbedeutenden Leute erwarten ein Geschenk für die Wohnung ihrer Stuben, würden sich aber schämen, dasselbe zu verlangen.

Wir wurden in das obere Stockwerk eines soliden hölzernen Hauses in der Unterstadt aufgenommen. Nur die Fenster gehen auf die Straße. Ein von einer Hecke umgebener Hof begrenzt hinten das Haus und auf

dieser Seite gelangt man auf einer hölzernen Treppe in den obern Theil. Ein Stück Land, jenseits des Gartens, war in Beete abgetheilt, sollte also ein Garten seyn; übrigens aber sah man daselbst keinen Baum, nicht einmal eine einjährige Pflanze.

Der Irtsch theilt sich vor Tobolsk in mehrere Arme: die Mündung des bedeutendsten, der am Fuße des Hügel vorübergeht, ist so tief, daß sie den Schiffen als Hafen dienen kann. Ungefähr in der Mitte der Unterstadt geht eine hölzerne Brücke, welche nach der Schlucht führt, über diesen Arm des Irtsch; seine Gewässer verlieren sich in D. auf den Wiesen, und nur wenn er anschwillt, giebt es eine zweite Mündung.

Der Bazar mit seinen großen Gebäuden, umgeben von einem großen Plage, wo sich das Rathhaus mit den Häusern der verschiedenen öffentlichen Beamten befindet, steht an dem linken Ufer des Hafens zwischen dem Arme, der denselben bildet, und dem Hauptflusse; diese Gebäude sind von Stein. Weiter hin nach N. zu zwischen dem rechten Ufer und dem Hügel sieht man hölzerne Häuser, in denen Gerbereien und andere Geschäfte betrieben werden, welche Wasser in der Nähe haben müssen. Im S., den Irtsch hinauf, stehen die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude und zwischen denselben hölzerne Häuser, bewohnt von Seeleuten, Fischern und Fischhändlern, die sich der günstigsten Stellen am Ufer bemächtigt haben, während man in der Mitte der Stadt von Wasser kaum etwas ahnet. Die Spitze des Posthauses am Ufer des Irtsch steht in Verhältniß zu dem großen Geschäftskreise dieser Anstalt. Jenseits der hölzernen Häuser bemerkt man die Mauern eines abgebrannten Klosters, aus dessen übriggebliebenen Materialien man ein Hospital und Armenhaus gebaut hat. Weiter hin erinnert die einfache und majestätische Fassade des Palastes des Generalstatthalters von Westsibirien an die modernen Gebäude des europäischen Rußlands. Eine lange Reihe eiserner wohl erhaltener und nach der Landseite gerichteter Kanonen ist seit langer Zeit nur noch ein Gegenstand der Parade. Nichts destoweniger hat ein an der Grenze vertheiltes Artilleriecorps seinen Hauptstich in Tobolsk als dem Mittelpunkt des westlichen Sibiriens, und es scheint auszureichen, so lange die Grenzen in S. nicht weiter ausgedehnt werden.

Breite und gerade Straßen, die nach D. laufen, durchschneiden in rechten Winkeln die mit dem Irtsch parallel gehenden; steinerne Kirchen und Kapellen stehen meist auf vierreihigen Plätzen, die durch Märkte belebt werden. In diesem Theile der Stadt giebt es nur hölzerne Häuser. Es fällt die Verschiedenheit des Aussehens des sehr bequemen und von dem Bewohner bewohnten Hauptgebäudes und der breiteren Hütten um den Hof herum auf. Man kann den Grund ihrer Existenz nicht ahnen; erst wenn man den socialen Zustand dieser Stadt kennt, wird dieser Grund deutlich. Der Bewohner von Tobolsk besitzt keine Leibeigenen, da aber in Zeiten des Mangels viele Personen theils aus Kraftlosigkeit, theils aus Armuth ihre Subsistenz nicht sichern können, so flüchten sie sich zu dem, welcher sie erhalten kann, und widmen seinem Dienste ihre Zeit und ihre Arme. Es sind dies meist russische Verbannte, die Niemanden angehören, oder Kirgisen, die auswandern mußten. Diese Leute lassen sich neben einer Familie von Tobolsk nieder, um ihr zu dienen; dann verheirathen sie sich und bleiben oft freiwillig bei dem Herrn, den sie sich wählen.

In diesem Augenblicke wendeten die Einwohner von Tobolsk alle ihre Thätigkeit auf, um Vorbereitungen gegen den herannahenden Winter zu machen, und dachten mit Entzücken an die Ruhe, deren sie während der Dauer desselben genießen würden. Jeder nahm die weisesten Vorsichtsmaßregeln, um sich vor der Strenge desselben zu schützen, und schien, umgeben von einer Menge von Vorräthen aller Art, weiter nichts zu wünschen, als daß der Schnee noch bestimmter die Grenzen seines Eigenthums bezeichne, ihn von der äußern Welt abschließe und die Festigkeit der Mauern ihm das Vergnügen sichere, sich vollständig an dem Contraste zwischen der Wärme der Zimmer und der eiligen Temperatur der Atmosphäre zu erfreuen.

Der Uebergang über den Irtsch ist für die zahlreichen Verbannten, die ihn zu machen haben, entscheidend; er gilt für das Symbol des poli-

tischen Todes. Für andere ist es nicht minder wichtig, aber in einem entgegengelegten Falle, denn nach dem Gesetze erhält jeder, der in dem eigentlichen Sibirien dem Staate dient, bei dem Uebergange über den Irtsch eine Rangerhöhung. Dieses Vorrecht zieht jährlich aus den europäischen Provinzen eine große Anzahl Angestellter nach Tobolsk und weiter nach Sibirien. Um diesen Vortheil, selbst nach der definitiven Rückkehr, zu genießen, verlangt das Reglement nur einen Aufenthalt von drei Jahren in den isolirten Posten, und da die Körperconstitution und die Gewohnheiten dieser Personen ihnen nicht erlauben, die eigentlichen Bonnen des sibirischen Lebens zu genießen, so überschreiten sie selten diesen Termin. Uebrigens sind ihre Functionen weder beschwerlich noch zahlreich.

Ein Theil der Bevölkerung von Tobolsk ist von deutscher Herkunft und begreift eine ziemliche Anzahl Regierungsbeamte. Diese verlassen, gegen die Gewohnheit der Russen, selten und ungern ihre neue Heimath, um nach Europa zurückzukehren.

Viele Bewohner der Umgegend versammelten sich auf dem großen Plage vor unserer Wohnung; es waren russische Bauern, weniger oft Tataren, welche die Stadt mit den Erzeugnissen des Bodens versorgten. Karren mit Holz und Heu waren am häufigsten. Die Pflanzen zum Gebrauche des Menschen sind selten und man muß nothwendig das Kraut einlegen. Man scheint hier die Gewohnheit nicht zu kennen, Gemüse für den Winter einzufalzen; man sieht sie deshalb nur bei großen Gelagen und auf dem Tische der Reichen. Das Fleisch wird in Eisgruben aufbewahrt.

Um die Marktgebäude her legen kleine Handelsleute unter freiem Himmel alle Arten von Gegenständen aus, besonders Kleidungsstücke von wohlfeilem Zeuge für die Frauen. Die Bauern laufen gern Kragen u. von Pelz. Die Felle der weißen Hasen sind mehr gesucht als die braunen, weil an den letztern die Haare mehr ausfallen. Im Allgemeinen ziehen die Frauen die Felle der Hasen und Füchse von glänzender Weiße zur Bekleidung und Fütterung des Kragens und der Ärmel ihrer Spengler von hellblauer chinesischer Seide vor.

Auch die Männer, besonders die Kosaken und andere Soldaten, beschäftigten sich auf dem Plage mit demselben Detailhandel; sie verkauften bald rohe Waaren, bald andere, die bereits eine Zurichtung erfahren und die sie als Tausch auf ihren Reisen zu den Eingeborenen erhalten haben. Man findet bei diesen temporären Handelsleuten wohlfeiler als in dem Bazar die zahlreichen verschiedenen Kenntnissstellen und die verschiedenen Sorten Kleidungsstücke, die daraus gemacht werden, Schwandaunen u., deren sich die reichen Bürger bedienen.

Die freien Russen in Tobolsk und in andern Bezirken Nordasiens weiter nach D. beschäftigten sich mit einer Art Industrie, welche promuiat genannt wird und alles begreift, was nicht zum Ackerbaue gehört; so versteht man in Sibirien unter Promuiat jeden Ausgung, entweder auf die Jagd oder auf den Fischfang, das Auffuchen edler Metalle in der Erde und den einträglichen Handel mit den Eingeborenen; aber zu dieser Beschäftigung passen nur rüstige, kräftige und ausdauernde Leute.

Die Bewohner von Tobolsk lieben leidenschaftlich die Jagd, und sie ist in diesem Augenblicke in der Nähe der Stadt so einträglich, daß man auf allen Listen unaussprechlich Rebhühner und dergl. findet. Wird der Winter härter, so sind die Schneehühner sehr häufig. Uebrigens bringt man aus dem Lande der Ostiaken das ganze Jahr hindurch mehrere Arten Federwildpret.

In Tobolsk ist man das Schwanenfleisch nur eingefalzen und macht sich übrigens nicht viel daraus. Man erhält es in diesem Zustande von Russen, die an dem Ufer des Irtsch und Ob leben. Im Herbst stellen sie perpendicular große Rege in die freien Plätze an den Wäldern am Ufer; bei Nebel begeben sie sich sofort auf den Fluß und treiben große Schwärme von Schwänen und andern Wasservögeln in dieselben. Darauf werden Edcher am Ufer gegraben und in dieselben Massen von Fleisch hineingethan, was ihnen eine Unterstützung in Zeiten des Mangels ge-

währt, zumal sie nicht viel darauf achten, wenn das Fleisch auch etwas angegangen ist. Nur die minder thätigen salzen dieses wohlwärmende Fleisch ein, und schicken es in die entfernten Städte. Die Eier mehrerer Arten wilder Enten sind in Tobolsk ebenfalls sehr wohlfeil, doch giebt es ihrer nicht so viele, daß die der Haushühner dadurch ersetzt werden könnten; die letztern hält man oft in den warmen Wohnstuben.

Häufig trinkt man hier echten europäischen Wein. Die geistreichsten, die also leichter vor dem Froste zu bewahren sind und auf Schlitten gebracht werden, erfahren eine weit mindere Preiserhöhung als andere dem Erfrieren ausgesetzte Getränke.

Die Erzeugnisse des südlichen Asiens, welche der Handel verschafft, sind durch die Gewohnheit so gemein geworden wie die des Landes, der Thee vorzüglich ist für die Russen so unentbehrlich wie die Dampfbäder. Man hat vielleicht durch eine Art Instinct erkannt, daß der Gebrauch dieser beiden Dinge zur Reizung der Transpiration in dem Klima Sibiriens sehr heilsam ist; aber man geht wöchentlich nur einmal in das Bad und trinkt im Sommer so regelmäßig Thee wie im Winter. Das zur Warmmachung des Wassers nöthige kupferne Geräthe findet sich in der bescheidensten Haushaltung. Abends und bei irgend einer Festlichkeit reicht man nach der chinesischen Mode zugleich mit dem Thee eingemachte Früchte und andere Leckereien.

Wir hatten mit unsern Barometern die Höhe der Oberstadt auf 203 Fuß über unserer Wohnung, und diese 225 F. über den Irtsch bestimmt. Man gelangt von der Unterstadt auf einem fahrbaren Wege in einem Hofwege dahin, der an ein steinernes Thor führt. Man sagt, dieses Werk sey von den schwedischen Kriegsgefangenen ausgeführt worden.

Fußwege an der Seite des Hügel führen zu gewölbten Höhlen, welche gegenwärtig mit Gittern verschlossen sind und von den Kaufleuten als Waarenlager benutzt werden. Wahrscheinlich hatten viele dieser Höhlen sonst als Zellen für die Mönche gedient. Oben auf dem Hügel stehen alte steinerne Gebäude, die von weitem sehr imposant sehen. Es ist dies die Kathedrale mit ihren fünf Kuppeln und einem sehr hohen Thurme, der erzbischöfliche Palast und mehrere kleine Klosterkirchen. Man sieht auch die ehemalige fast ganz verfallene Citadelle und das Fort, wo die Uebelthäter bei ihrer Ankunft eingesperrt werden. Straßen mit hübschen hölzernen Häusern endigen an einer Lehmmauer, die mit einem Graben umgeben ist. Jenseits dehnt sich eine Einöde aus, wo man im Herbst nur noch Ueberreste von Pflanzungen bemerkte. In dem Hofe des erzbischöflichen Palastes hat man einen Brunnen gegraben, der bis zu dem Niveau des Irtsch hinunterreicht. Uebrigens ist das Wasser in der Oberstadt selten, die dagegen auch nichts von den Ueberschwemmungen zu fürchten hat, denen die Unterstadt ausgesetzt ist.

Unterhalb der Stadt wird der sehr steile Fuß des Felsens von den gewaltigen Wogen des Irtsch gepeitscht, die dunkelblau aussehen und sich dadurch von denen des Tobol unterscheiden, welche eine schwärzliche Farbe haben und dieselbe an dem linken Ufer noch lange behalten, nachdem die beiden Flüsse zusammengekommen sind.

Bis zum 19. Octbr. war die mittlere Temperatur zu Mittag 9 bis 10° über Null gewesen, ein offenes Resultat der Reinheit der Luft, welche nur während des Tages herrscht und den Südwinden folgt, die Regen bringen; den 19. Octbr. Abends bildeten sich plötzlich Wolkenscheitern; der Mond war von einem Hofe umgeben und alles kündigte eine Veränderung in den obern Luftschichten an. In der Nacht bedeckten sich die Dächer mit einem dichten Reif und den andern Tag wehete der NW-Wind; er war von Nebeln begleitet; um Mittag zeigte der Thermometer nur noch 3°.

Am 30. Octbr. gewährten die Straßen von Tobolsk einen heiterern und lebenvollern Anblick als vorher; der Schnee war so reichlich gefallen, daß man auf den Schlitten fahren konnte; die Communicationen mit den Umgehenden waren leichter geworden; aber es reichte noch nicht hin zur Fortsetzung unserer Reise nach der Mündung des Ob; auch die Flüsse mußten so gefrieren, daß sie die Last eines Schlittens trugen. In der

ersten Woche des Novembers trieb der Irtsch Eischollen, die am 10. noch schnell vorüber schwammen; den andern Tag aber wurden sie unbeweglich. Eine Temperatur von 15° unter Null brachte das Wasser bald zu Eis. Schon am 12. Novbr. Mittags kamen Landleute mit ihren beladenen Schlitten über den Irtsch nach Tobolsk.

Wir beilieten die Vorbereitungen zu unserer Abreise. Wir hatten von Petersburg Schreiben von der Regierung an alle Behörden mitgebracht, die denselben befohlen uns Schutz und Hilfe zu gewähren. Der Gouverneur von Tobolsk vertauschte sie gegen andere von gleichem Inhalte, die aber in seinem Namen ausgestellt waren, denn wir sollten in von der Hauptstraße Sibiriens entfernte Orte kommen, wo man an den directen Einfluß der Hauptstadt des Reichs nicht gewöhnt ist, während die Russen selbst an den Ufern des Eismeer's sich des Namens Tobolsk recht wohl erinnern.

Wir nahmen zu dem estländischen vorzüglichen Bedienten, den wir schon hatten, noch einen Kosaken an, welcher die Sprache der Ostiaken verstand. Zuerst verschaffte er uns ostiatische Kleidung, welche vollkommen vor der Kälte schützt und so dauerhaft ist, daß man sie das halbe Leben lang haben kann. Nothwendiger Weise muß man ein kupfernes Gefäß bei sich haben, um darin Wasser warm machen zu können. Unsere Lebensmittel bestanden in Roggenbrod, Schinken, schwarzem Caviar, gesalzenem Lachs, Mabeira-Wein, Brantwein, Porter und Thee. Wir nahmen zwei im Lande verfertigte Schlitten.

Kapitel V.

Sibirien. — Samobinsk. — Repolowo. — Samarowo. — Der Ob.

— Die Jurten der Ostiaken. — Wilde Thiere. — Kewaschinsk. — Wasser, das nicht gefriert.

Den 22. Novbr. Nachmittags stiegen wir in die Oberstadt hinauf, hielten uns an dem rechten Ufer des Irtsch und glitten trotz den Unebenheiten des Bodens schnell auf dem hartgewordenen Schnee hin. In geringer Entfernung von der Stadt gelangten wir in dichten Wald und nach 80 Werst erreichten wir die Ebene, gingen über den Fluß und folgten dem linken Ufer. Der Weg ist durch Fichtenzweige bezeichnet, die in kleinen Entfernungen von einander aufgesteckt werden. Das Wetter war sehr heil und der Thermometer zeigte 16° unter Null.

Wir fuhren bald auf das eine, bald auf das andere Ufer des Irtsch oder glitten auf ihm selbst hin. An einigen Orten war die Straße von dem Schnee so angefüllt, daß die vordern Pferde bis an den Bug einsanken und nur langsam weiter konnten. Wir mußten in der Nacht mehrmals Halt machen, wenn wir langen Schlittenreihen von Fischhändlern vom Ob begegneten; die Fuhrleute gingen zu Fuß hinter dem Wagen her, der eine Art großer vereckter Kasten von umgebogenen Stangen ist; sie leiteten ihre Pferde nur durch Worte.

Am 24. sahen wir die ersten Hütten der Ostiaken; in Samobinsk sind sie denen der Russen nachgeahmt und von Fichtenzweigen aufgeführt; eine hölzerne Treppe von sechs bis acht Stufen führt an die Thüre hinauf; das Innere ist in zwei Theile geschieden. Reize aus Brenneisensablen, die aufgehangen sind, verrathen das Gewerbe der Bewohner. Diese haben eine Tracht, die, wie an allen Grenzorten, zur Hälfte national, zur Hälfte den Nachbarn entlehnt ist. Alle Männer verstehen Russisch, aber sie sprechen es nur sehr unvollkommen und haben besonders eine schlechte Aussprache.

In Repolowo herrschten die ostiatischen Sitten vor; die Häuser sind kleiner und niedriger, die Fenster nur durch Blasen verschlossen; diese Blasen werden mit Fischthran bestrichen, um die Durchsichtigkeit zu erhöhen, aber es bilden sich darin Ungleichheiten, welche die Strahlen des Lichtes divergirend einfallen lassen.

Es überraschte uns, die Häuser in Nepowolo leer zu finden. Man sagte uns, die meisten Ostiaken wären auf dem Fischfange und die Weiber in einer Schenke beisammen. Wir gingen dahin; sie war dicker und kaum zehn Schritte lang; ein europäischer Russe, wahrscheinlich ein ehemaliger Verbannter, saß an dem Schenktische und verkaufte an ein Dutzend Frauen Brannwein, der bereits seine Wirkungen hervorbrachte. Sie sprachen mit großer Lebendigkeit; ihre Stimme war sanft; sie umarmten sehr liebevoll einen Russe, der mit ihnen eingetreten war. Sie waren nur mit der Art Hemd bekleidet, das sie im Sommer tragen und das von Brenneffezeug ist. Dieses Kleidungsstück wird am Halse und auf der Brust mit einer schwarzen Stickerri verzieren.

Sie hatten das Wenige, was sie besaßen, ausgegeben, um sich ihr Lieblingsgetränk zu verschaffen; aber die Trinklust war noch nicht gestillt; mein Bersprecher, noch einmal zu bezahlen, wurde dankbar angenommen, und sie bemühten sich, sich meiner Freigebigkeit würdig zu beweisen, indem sie zeigten, daß sie Christinnen wären; bei jedem neuen Glase traten sie an uns und machten, ehe sie es antranken, auf sehr komische Art das Zeichen des Kreuzes.

Man verstand hier kein Wort Russisch; um nicht kumm unter diesen Frauen zu bleiben, sagte ich die ersten Verse eines ostiatischen Liedes her, das ich vor kurzem gelernt hatte. Sie wurden mit ungemeiner Freude aufgenommen, gingen von Mund zu Mund, und das Lied wurde in Chor zu Ende gesungen.

Der alte Russe, der uns als Führer diente, sagte uns, die Ostiaken von Nepowolo begannen jede neue Fischzeit mit einem Trunk wie heute und mit einem Opfer. Ehe sie aufbrachen, schlachteten sie ein Hausthier; hier mußten sie es laufen, wenn es ein Rennthier sey; dazwischen erlegten sie dasselbe durch ein Pferd oder eine Kuh, und mit dem Blute des Opfers eichen sie sich das Gesicht; das Opfer werde übrigens nicht auf einem besondern Altare vollbracht. Trotz dieser Anhänglichkeit an die Gebräuche ihres ehemaligen Glaubens, gehen die Ostiaken einmal im Jahre, zu Weihnachten, in die Kirche. Bishericht werden sie dort nicht eben erbauet, da der alte Russe sich bitter über die Priester in der Nähe beschwerte, die an den Festtagen oft so betrunken wären, daß sie gar keine Kirche halten könnten und die Gläubigen umsonst gekommen wären.

In dem Lande zwischen Nepowolo und Samarowo, die 80 Werst auseinander liegen, zeigen sich die Renn- und Rennthiere nur im Frühjahr; sie kommen aus dem Norden und ohne Zweifel werden sie durch das neue Grün der Birken und andern Bäume derselben Art angelockt, welche man längs dem Irtsch und in den tiefen Schluchten an dessen rechtem Ufer sieht.

Am 27. waren wir in Samarowo; es ist dies der am besten gelegene Ort, den wir seit Tobolsk getroffen, am rechten Ufer des Irtsch nahe an dem Zusammenflusse mit dem Ob. Die Häuser sind maulerisch über einen wellenförmigen Boden verstreut, der in N. und NO. von großen Bergen umgeben und in W. von dem Flusse begrenzt ist. Witten in dem Orte führen hölzerne Stufen über eine Schlucht, die eben damals mit Schnee gefüllt war, im Sommer aber durch die Samarowka bewässert wird, die in den weit in O. liegenden Bergen entspringt. (Taf. 1. Abbild.)

Ein großes hölzernes Gebäude mitten im Orte ist das Magazin, worin man die Vorräthe von Mehl und Salz aufbewahrt, von welchen die Beamten und Kosaken im Kreise Beresow erhalten, der sich in S. bis nach Samarowo hinstreckt.

An dem westlichen Abhange des nördlichen Hügels steht man eine hölzerne Kirche; der lehmige und steile Boden, auf dem sie steht, stürzt oft nach der Schlucht hin zusammen und das Gebäude muß bald nachfallen. Es waren Backsteine in der Ebene aufgestellt, mit denen man eine neue Kirche bauen wollte. Die bewaldete Fläche des Hügels ist hier so hoch wie in Tobolsk, und man bemerkt, daß weiter nach N. die Hochebene durch ein großes Thal unterbrochen wird. Der Abhang der Berge nach N. zieht sich von den Ufern des Irtsch sehr weit nach O.; dann nach N.

Weise in Xien.

weiter trifft man das Thal des Ob, das 10 Werst breit ist; und erst bei dem Zusammenflusse mit diesem erhebt sich eine Hügelkette parallel mit jener von Samarowo.

Zum erstenmale seit unserm Ausbruche vom Ural sah ich Steinblöcke am Fuße des Hügels, um welchen der Irtsch fließt; es war Forablende; sie hatten nur zwei bis drei Cubitfuß und man bemerkte sie nur bis zu der Höhe, welche das Wasser bei dem höchsten Stande erreicht; wahrscheinlich kommen sie eher von dem Ural als von dem Altai, wie es die Art des Gesteines beweist. Da man keine ähnlichen Blöcke in Tobolsk findet, das weiter nach S. liegt, so ergiebt sich daraus, daß die Stämme des Urals hier dem Irtsch näher sind als in Tobolsk.

Die vorthellhafte Lage dieses Ortes war durch die Ostiaken nicht vernachlässigt. Als die Russen zu Ende des 16. Jahrh. von Tobolsk nach Norden vorrückten, fanden sie an dem Ausgange der beiden Thäler ein sehr blühendes Ostiakendorf unter dem Häuptling Samor, der dem tatarischen Fürsten zinsbar war. Die Verhältnisse zwischen den Europäern und den Ostiaken waren sehr freundschaftlich, und die Letztern blieben die zahlreichsten bis 1650. Dann baten sie selbst, man möge doch mehr Europäer kommen lassen, damit sie die Pferde pflegten, die für die Posten unterhalten werden mußten. Die Nachkommen dieser Russen erkannten dankbar alle Vortheile dieses Ortes an. Die Hügel, welche einen so angenehmen Anblick gewähren, geben reines Wasser, schützen vor den Nordwinden und liefern treffliches Bauholz. Die Jagd auf Eichhörnchen und Füchse, auf Renn- und Rennthiere, und endlich die Fischerei sind sehr ergiebig. Die Schifffahrt im Sommer, der Gebrauch der Schlitzen im Winter erleichtern die Communication.

Ich kam aber den Irtsch, so gelangt man bald nach Bietogorie am Ob, der in zwei Arme getheilt ist und schon nach N. fließt. Dieser Ort wird von russischen Fuhrleuten und Fischern bewohnt. In Jellisarowo überraschte mich der Anblick des Hauses eines reichen Bauers, der uns nach der Gewohnheit einlud, uns bei ihm zu wärmen. Es war zwei Stockwerk hoch, höher also als die Häuser gewöhnlich in den russischen Städten sind, und die Treppe befand sich in dem Gebäude; alles zeugte von Ordnung und Reinlichkeit; in den Fenstern befanden sich große Glascheiben und man sah sie nicht besser bei den reichen Leuten in Tobolsk. Der Besitzer schien mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn und dankte der Vorsehung dafür. Er verdankt seinen Wohlstand der Fischerei; die Nähe der Hauptstadt gewährt ihm einen sichern Absatz, und doch ist sie im Winter 400, im Sommer 500 Werst entfernt, woraus man abnehmen kann, daß die Sibirier, die reisefähig sind, von der Nähe andere Vorstellungen haben als die Europäer. Es fehlt in Jellisarowo nicht an kräftigen Pferden, man hat aber noch keinen Versuch mit der Bebauung des Landes gemacht, weil dieselbe der Hauptbeschäftigung Arme entzogen könnte.

Wir reisten Tag und Nacht; den 28. mit Sonnenaufgang waren wir in Keweschinsk, einem Orte mit fünf Hütten oder Jurten, ganz nach Art der Ostiaken; sie haben platte Dächer, sind dick mit Erde belegt, viereckig von Gestalt, einen Schritt über dem Boden erhaben und ohne Ordnung an dem östlichen Abhange einer großen Insel des Ob verstreut. Die dichten Birken, welche zwischen diesen Hütten wachsen, müssen dem Ort ein freundliches Aussehen geben; er war auch der erste, wo wir Hunde bloß des Ziehens wegen halten sahen. Sie kommen den Fremden in Schaaren eine kleine Strecke von den Hütten wie aus Reugierde, nicht aus Feindschaft, entgegen und ohne zu bellen. Alle waren von der Größe eines europäischen Wachshundes, aber schlanker und magerer, meist weiß mit schwarzen sehr spitzigen geradenstehenden Ohren. Sie haben einen langen dünnen Kopf und eine sehr dicke Schnauze wie die Wölfe, kurz, ein Paar am ganzen Leibe und einen langen sehr zottigen Schwanz, den sie horizontal und am Ende umgeschlagen tragen. Ihre Bewegungen sind anmuthig und verrathen viel Geschmeidigkeit.

Zwei Brüder lebten mit ihren zahlreichen Familien in der Hütte, in welcher wir ausruhten. Die Thüre dieser Jurten ist niedrig und das Innere in die Erde ausgegraben; dem Eingange gegenüber befindet sich

der Herd auf einer Erhöhung; ein eiserner Kessel ist in dieselbe eingesenkt und das nothwendige Feuer wird weiter unten angemacht als jenes, an welchem man sich wärmt. Dieser fast vier Fuß große Herd erreicht beinahe die Holzwand der Hütte, die vor der Flamme durch eine 1 Fuß dicke Erdschicht geschützt wird; eine Röhre für den Rauch steigt an der Seite des Kessels perpendicular bis an das Dach, hat ziemlich an derthalb Fuß im Durchmesser und erweitert sich bis zu 3 Fuß unmittelbar über dem Feuer. Längs an den andern Wänden der Stube hin läuft ein etwas über den Boden erhöhter und sechs Fuß breiter Raum; da schläft man in der Nacht und arbeitet am Tage. Die Faulen legen sich auf 1 Fuß hohe Schemel an den Herd, und dahin weist man auch die halb erfrorenen Reisenden.

Die Frauen und Kinder saßen auf der Erhöhung, welche an der Turte herumläuft; Seitenwände, die bis am das Dach reichten, theilten diese in mehrere Gemächer, die nach der Mitte zu offen sind und durch das Feuer des Herdes erwärmt werden.

Verschiedene Geräthe und Kleidungsstücke verriethen, daß die Bewohner Jäger und Fischer waren, und wirklich dient die sehr bewaldete Gegend vielen pelzreichen Thieren zum Aufenthalt. Deshalb haben auch diese Ostiaken keine große Mühe, sich die beiden Zobel zu verschaffen, die jede Familie der russischen Regierung als Jaskak oder jährlichen Tribut zu liefern gehalten ist. Unser Wirth zeigte uns eines dieser Felle, das er diesen Winter erlangt hatte; es befand sich in einem hölzernen Kästchen, und er hielt es wie einen kostbaren Schatz in einem Winkel der Turte versteckt. Eine helle fast gelbe Farbe verminderte den Werth dieses Felles; man sagte uns, daß der Aufenthalt des Thieres in einem dichten Walde die Ursache davon sey. Im Allgemeinen war man dieses Jahr wegen der Jagd sehr besorgt, weil ein Brand in dem Walde die Zobel von Kewaschinsk vertrieben hatte. Solche Vorfälle sind hier an den Ufern des Ob nicht selten; man hat oft in einem Sommer eine Strecke von 100 Werst, die mit herrlichen immergrünen Bäumen, der Zierde und dem Reichtume der Gegend, bedeckt war, abrennen sehen. Die Russen schreiben diese Unfälle einzig dem Stitze und dem Aneinanderreiben der Bäume zu, die von dem Winde an einander getrieben werden; häufiger aber dürften sie durch die von den Jägern angezündeten Feuer veranlaßt werden. Die Hand des Menschen, welcher das Unglück anstiftete, vermag die schnelle Verbreitung nicht zu hindern, und man kann diese Wohlthat nur von einem starken Regenguß erwarten. Der Verlust, den das Land erleidet, ist unersetzlich; die majestätischen Bäume, welche eine Beute der Flammen wurden, werden nur durch Wiken und Espen ersetzt, die früher durch ihre stärkern Nachbarn erdrückt wurden. Obgleich die Vernichtung immer weiter schreitet, so ist doch die Menge der noch unberührten Wälder gar zu groß, daß man nicht fürchten kann, sie ganz verschwinden zu sehen. Weit mehr muß man die traurigen Wirkungen des Branntweins auf die eingeborenen Völker fürchten, obgleich die Regierung weise Maßregeln gegen ein so beklagenswerthes Resultat getroffen hat. Die Stierigkeit dieser rohen Menschen nach dem Getränke, das ihnen so verderblich ist, spottet den weisesten und menschenfreundlichsten Verordnungen.

Man sagte uns hier, daß die gemeinsten Thiere in den benachbarten Wäldern das Eichhörnchen und der Hermelin seyen, im Frühjahr die Rennthiere, und das ganze Jahr hindurch verschiedene Arten Füchse, der Vielfraß und das Glemm. Man bestätigte, was man in Europa erzählt, daß der Vielfraß auf einen Baum steige, von da auf den Rücken des Glemms springe und dasselbe so lange beiße, bis er es todt gemacht. Doch hatte Niemand die Sache mit angesehen, und Jedermann sagte: „die Alten haben es erzählt.“

Diese ostiatischen Jäger zeichnen sich vorthellhaft von den Fischern durch gute Rösche von Rennthierfellen aus. Erst wenn man über die südliche Grenze des Landes gekommen ist, wo dieses Thier zum Hausthier geworden, sieht man Winteranzüge aus seinem Felle in allgemeinem Gebrauche. Wer Rösche von Brennesselfaden und Fischhaut hat, zieht dieselben darüber. Die gewöhnlichen Waffen zur Jagd sind sechs Fuß lange

Bogen; die Hälfte ist von Birkenholz und biegsam, die andere von Fichtenholz und steifer. Diese beiden Hölzer sind so glatt polirt und so gleichförmig gelb bemalt, daß man die Verbindungsstelle durchaus nicht bemerkt. Die Pfeile sind vier Fuß lang, von hartem Holze und mit zwei Reihen kleiner Federn am untern Ende versehen, das man auf die Sehne stützt; ihre Spitze ist bald keilsförmig, doppelt, stark und stumpf, bald mit einem starken Blechstücke versehen, das einer Lanzenspitze gleicht und leicht weggenommen werden kann. Für die Zobel und Eichhörnchen bedient man sich nur des stumpfen Pfeiles, um das Fell nicht zu beschädigen; man sagt, die Haut keines Thieres dieser Gegend könne diesem Pfeile widerstehen. Es gehört nicht nur viel Uebung und Kraft dazu, diesen Bogen zu spannen, sondern man muß auch den linken Vorderarm vor der Berührung der Sehne zu schützen wissen, wenn sie den Pfeil fordschnellt.

Ich war sehr überrascht, als man mich versicherte, alle Bogen, die man mir zeigte, wären in Kewaschinsk gemacht und würden im Winter von dort gebracht. Ein Bogen mit allem, was dazu gehört, wird mit gedberten Fischen und russischen Waaren bezahlt, deren Werth man auf 2 Rubel anschlagen kann.

Unser Wirth in Kewaschinsk verschaffte uns das Vergnügen einer Schlittensfahrt mit Hunden. Dies Fuhrwerk ist außerordentlich einfach, anderthalb Fuß hoch, eben so breit und drei Fuß lang; die Rufen werden durch Querstangen zusammeng gehalten und tragen an ihren Endpunkten zwei andere Holzstücke, auf die man Bretter gelegt hat; auf diese lauert sich der Reisende, den Körper nach vorn gebeugt, und stützt sich auf die Endbagen, während die Füße auf einer Kufe ruhen. Das Gespann ist durch ein bogensförmiges Holzstück an das vordere Ende des Schlittens befestigt.

Die Hunde näherten sich mit Widerwillen ihrem Herrn, gehorchten jedoch sogleich seiner Stimme. Man ergriff einen, steckte seine beiden Hinterbeine in eine Art Pelzfutteral, das man über den Rücken hinstieg, bis es ihm den Leib bis an den Bauch und die Schenkel bedeckte; an dem untern Theil dieses Gürtels ist ein Dehr angehängt, in welches man das Ende eines zwei Fuß langen Riemens steckt, der an dem andern Ende an den Schlitten befestigt wird; diese Riemen sind fast horizontal gelegt und die Hunde ziehen also mit ihren Oberschenkeln. Einmal angeschirrt, konnten die unsrigen die Abfahrt kaum erwarten und bestien fortwährend, worin alle Hunde im Dehr einstimmten. Auf den Ruf: pair, pair! brachen sie auf, ohne das Rellen einzustellen; gingen in Galopp an und gingen dann in fortwährendem Trabe fort, gehorchten pünktlich der Anweisung, die ihnen hinten auf dem Schlitten der Ostiake durch die Worte: till till (rechts) und but till (links) gab, und blieben auf den Ruf: tzan, stehen.

Die Schneeschuhe dieser Ostiaken gleichen denen, welcher man sich in dem europäischen Rußland bedient. Jeder Fuß wird in die Mitte eines fünf bis sechs Fuß langen und sechs Zoll breiten, leicht nach der Erde zu gekrümmten Bretes gestellt, welches an jedem Ende spitz ausläuft; beim Gehen muß man die beiden Füße in einer ganz parallelen Richtung halten, damit die Betretenden sich nicht berühren, was den Gehenden zum Falle bringen würde.

Mehrere Männer in Kewaschinsk ließen ihr Haar in zwei Flechten hinten hinunterhängen. Im Allgemeinen waren die Bewohner dieser Turte groß, schlank und sehr reinlich in ihrem Anzuge; aber die Familie unsers Wirthes, und fast alle Ostiaken, die ihn besuchten, hatten thörenden und sehr entzündete Augen.

In dem Dorfe Sosnowische waren die Bewohner ärmliche Zwerge in Vergleich mit denen von Kewaschinsk. In der Mitte des Dorfes stand ein Baum ohne Zweige und ohne Rinde, gleich dem Maße eines Schiffes; die vier Balken oben waren mit Schnitzereien geziert. Auf unsere Fragen über die Bestimmung dieses Gegenstandes antwortete man uns, es sey eine Herde. Vielleicht ist die Ursache der Aufrichtung dieses Baumes nicht mehr bekannt. Dieses Dorf Sosnowische ist von einem Walde

von Fichten, Kärchen zc. umgeben, die 60 bis 80 Fuß hoch werden und nur ganz oben an der Spitze Zweige haben. Wir nahmen wieder Pferde in Sosnowische und ich sah mit Vergnügen einen merkwürdigen Beweis von ihrem Instincte: der gefrorene Fluß zeigte häufig Querrisse in dem Eise, auf welche man stets durch den Gang der Vorderpferde aufmerksam gemacht wurde; sie gingen mit einemmale langsam und bedächtig, schritten vorsichtig darüber und versuchten erst mit den Beinen die Festigkeit des Eises.

Zwischen Atumet und Kubinsk giebt es am rechten Ufer des Flusses eine anderthalbe Werst lange und funfzig Schritte breite Strecke, wo das Wasser niemals gefriert. Die Ostiaken schreiben dies einer Quelle zu, welche an dieser Stelle heraustritt. Etwas weiter hin bemerkte ich eine ähnliche Quelle. Die Ostiaken boten uns zum Trinken sehr reines Wasser und ich fragte, woher sie dasselbe erhielten; sie führten uns darauf nach einer sehr starken Quelle, deren Existenz man in einem so tief wüsten Lande nicht ahnen sollte. Dichtes Griesgebüsch bezeichnete den Lauf des Flusses. Wir folgten ihm noch etwa 30 Schritt weiter und fanden mehrere Löcher in dem Eise, um Wasser aus dem Flusse holen zu können. Die Temperatur der Luft war in diesem Augenblicke 6° unter Null und das nicht gefrierende Wasser stand auf 9° über Null.

Kapitel VI.

Sibirien. — Beresow. — Versuch, Getreide anzubauen. — Handel der Ostiaken. — Russische Verbannte.

Am 1. Novbr. um ein Uhr nach Mitternacht erwachte ich in Beresow vor einem hölzernen Hause nach russischer Bauart. In dieser Jahreszeit kommt selten Jemand von Tobolsk hierher; erst im Februar ziehen die Kaufleute durch, um sich weiter zu den Samojeden zu begeben.

Beresow liegt westlich am westlichen Arme des Ob, am linken sehr steilen Ufer der Soswa, die 20 Werst weiter unten sich mit diesem Arme vereinigt, und am rechten der Bogulka, welche sich 3 Werst von der Stadt in die erste ergießt.

Beim ersten Anblicke entspricht das Ganze dieser Stadt der Idee, welche man sich von den letzten menschlichen Wohnungen nach Norden hin macht. Nach meiner Bestimmung der geographischen Lage dieses Ortes sollte die Sonne um 9 Uhr 39 M. aufgehen und um Mittag sich 4° 18' unter dem Horizonte befinden; da aber der Himmel fortwährend bedeckt war, so unterschied sich der Tag nicht von der Dämmerung.

Die hölzernen Häuser sind fast sämmtlich von sehr dicken Balken erbaut, und man gelangt gewöhnlich auf Stufen zu ihnen; durch Treterwände sind sie mit den niedrigeren Gebäuden und mit den Vorrathskammern vereinigt; leere Räume trennen sie oft von einander, alle aber stehen in einer Linie an den Straßen, die theils nach N. nach einer von der Bogulka bespülten Ebene, theils nach O. nach dem steilen Ufer der Soswa laufen. Der Name dieses Flusses (von soswa, Fichte) wurde ihm mit Recht gegeben, weil seine Ufer einen herrlichen Wald solcher Bäume gewähren. Der Name der Stadt, den früher eine große Schmelzhütte des Ural führte, kommt von dem Worte bereza (Birke).

Senkrecht der Soswa bemerkte man bis an den Horizont eine ununterbrochene Ebene von Schnee und Eis, in welcher im Frühjahr die Gewässer dieses Flusses sich mit denen des westlichen Armes des Ob verbinden und einen 50 Werst breiten Raum überschwemmen. Eine Grabesstille herrschte in den düstern Straßen der Stadt, und nur die Rauchsäulen, welche sich aus den Schornsteinen erhoben, verriethen, daß dieser Ort von lebenden Wesen bewohnt sey. Ostiaken, die auf von Hunden gezogene Schlitten aus S. kamen, wendeten sich in der Mitte der Stadt nach den westlichen Häusern, wo die Kosaken wohnen. (Taf. 1. Abbild.)

Unrecht würde man aber thun, wollte man nach diesem öden Aeußern annehmen, das Innere dieser in Schnee vergabenen Häuser sey in einen

lethargischen Schlaf versunken. Sobald man eintritt, erkennt man, daß sie durch Heiterkeit und Thätigkeit belebt werden. Nach dem alten russischen Gebrauche gehört die Sorge, Fremde zu unterhalten, einer einzigen Familie nicht allein; in den fünf Tagen, die wir hier blieben, wurden wir abwechselnd als Gäste in fünf verschiedenen Häusern aufgenommen. Die freundschaftlichen und wohlthätigen Gesellschaftern verlängerten sich bis nach Mitternacht. Auch sah ich mit Zufriedenheit, daß die Wissenschaften den Menschen, die sich gegen uns so wohlwollend zeigten, nicht gleichgültig wären. Nirgends hatte man so viel Interesse an dem Zwecke unserer Reise genommen, so daß ich nach meinen Beobachtungen über die Geographie und den Magnetismus auch genaue Nachrichten über das Klima, die Thiere und die ersten Einwohner dieses Bezirkes sammeln konnte.

Es kamen mehrere günstige Umstände zusammen, um den Bewohnern von Beresow die Eigenschaften zu geben, welche sie besitzen. Die Nothwendigkeit eines fortwährenden Kampfes mit einem strengen Klima hat bei ihnen, wie bei allen in den entlegensten Gegenden Sibiriens, den Unternehmungsgeist und eine Vorliebe für thöne Speculationen geweckt. Dann war der Aufenthalt der russischen Schiffer im Winter in Beresow, wenn sie sich von dem Eismeere her dahin flüchten mußten, nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung verschiedener Kenntnisse, und endlich hat sich seit zweihundert Jahren das Blut mehrerer Männer von großem Verdienste mit dem der Einwohner dieses Ortes vermischt; denn die Blüthe des Hofes und der Armee der Czaren ist unter dem Schnee von Beresow begraben, und die Priester, die Kaufleute und die Kosaken dieser Stadt erben geistige Fähigkeiten entweder von ihren Vorfahren, den Kriegern und europäischen Bürgern, oder von ihren ostiatischen Müttern, deren Sprache sie beibehalten haben.

Man spricht hier noch von Menzikoff, von Dolgorucki, von Ostermann, berühmten Verbannten, welche hier ihre Laufbahn endigten, und ein Fremder kann viele merkwürdige Einzelheiten von ihnen hören. Man weiß von der drücklichen Sage, daß Menzikoff mit eigenen Händen an der hölzernen Kirche mit gearbeitet hat, die jetzt zerfällt und an dem steilen Ufer der Soswa steht; daß er in dieser Kirche das Amt des Glockentreters bekleidete und an der Thüre derselben begraben ist. Im Jahre 1821 stellte man Nachgrabungen an dieser Stelle an und fand den Sarg jenes Günstlings Peters I. in einer Kinde gefrorener Erde; der Körper und alles um denselben war vollkommen erhalten und man nahm mehrere Kleidungsstücke davon, welche seiner Familie geschickt wurden.

Der Protopope von Beresow, ein sehr unterrichteter Mann, war überzeugt, daß im Sommer die Wärme nur eine dünne Schicht der Erdoberfläche aufthaut und alles darunter gefroren bleibt. Ueberdies versicherte er mich, daß es in der Nähe der Stadt Quellen gebe, die, wie die früher erwähnten, auch im Winter nicht gefrieren. Um die Schwierigkeit dieser beiden entgegengesetzten Behauptungen zu lösen, entschloß ich mich, in den Boden graben zu lassen und einen Thermometer in eine Tiefe von vierzig Fuß zu bringen. Nach dem Rathe der Arbeiter unternahm ich dies an dem Nordende der Stadt vor der größten der beiden Kirchen ganz nahe am Gottsäcker, 56½ F. über dem Spiegel der Bogulka.

Ich machte einen Ausflug nach der Mündung der Bogulka, um dort die weiten Magazine zu sehen, wo man das Mehl und Salz für die Bewohner von Beresow und die Ostiaken aufbewahrt. Ich bediente mich dazu der Kenntniß der Schlitten der Ostiaken, die angekommen waren. In Beresow kann man diese Thiere nicht haben; die, welche aus dem Norden dahin kommen, können nur einige Stunden daselbst bleiben, weil sie sich nur von frischen Gewässern nähren wollen; sie bleiben deshalb bei ihrer Ankunft hier angeschirrt und warten geduldig in den Höfen oder auf den Straßen auf die Abreise ihrer Herren.

In dem Walde an der Mündung der Bogulka sah ich viele Stelen, die vor dem Schnee geschützt waren, noch mit Pflanzen bedeckt; der feuchte Boden gewährte einen grünen Teppich, und ich verstand nun besser, was man mir von der Schnelligkeit gesagt hatte, mit welcher im Frühjahr das Grün auf den Schnee folgt.

In der Nacht vom 1. zum 2. Decbr. zeigte sich ein sehr schönes Nordlicht, das fast bis zum Sonnenaufgange stand. Alle Bewohner versicherten, diese Erscheinung verkündige die Rückkehr der gewöhnlichen Kälte. Wirklich war vom 12. bis 22. Novbr. die mittlere Temperatur 15° unter Null gewesen; sie hatte zwischen 13 und 24° geschwankt. Den 21. erhob sich der Südwind und zehn Tage lang zeigte der Thermometer nur 2° unter Null. Den 2. Decbr. setzte der Wind nach NW. um und schon am Mittag betrug die Kälte 10° , am Abend 15 und an den folgenden Tagen 23° unter Null.

Das Resultat meiner Beobachtungen über die Wärme der Erde in Beresow brachte mich auf den Gedanken, daß das Klima dieses Ortes dem Anbaue jährlicher Gewächse nicht ungünstiger sey als das von Tobolsk; der Haupthandelsmann des Ortes allein verteidigte meine Meinung. Er war der erste, welcher seit einigen Jahren versucht hatte, Getreide anzubauen, und seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt worden. Man zeigte uns hier erbaute und von außen eingeführte Gerste und Roggen. Man hatte die Vorsicht gebraucht, sie von Archangel, Wo und Torneo kommen zu lassen. Die Gerste ist immer sehr wohl gerathen und im vorigen Jahre hatte man zwanzigfältig geerntet; der Roggen hatte weit weniger getragen und man schrieb die Ursache einem Nordwinde zu, der, wenn auch das Wetter warm war, in der Nacht vom 11. zum 12. Sept. geweht und kurz vor der Ernte die Felder mit einer vier Linien dicken Schneeschicht bedeckt hatte.

Der fernere Erfolg dieses Versuches würde für die Russen von Beresow sehr wichtig seyn, nicht bloß wegen ihres Lebensunterhaltes, sondern auch, weil Getreide und Wehl als Geld oder Werthzeichen in dem Handel mit den Ostiaken und Samojeden gebraucht werden. Man bezieht diese Waaren aus dem südlichen Theile der Gouvernements Tobolsk und Tomsk, und berechnet, daß dem Privathandel jährlich 16,000 Pud Wehl, 4000 Pud Weid, die Krone dagegen 9000 Pud Wehl nach Obdorsk schickt. Dieser Handel ist für die Kaufleute in Beresow sehr einträglich. Ihre Magazine strotzen von Rennthierfellen, die er ihnen verschafft hatte und die sie in alle Städte des Gouvernements schickte, von wo sie sich weiter verbreiten; sie sind sehr gesucht, indem sie die besten Winteranzüge geben.

In den Höfen sieht man auch eine ansehnliche Menge dieser Felle in der Luft zum Trocknen aufgehängt. Diese rühren von den Rennthieren her, welche die Kaufleute in allen Jahreszeiten von den Eigenthümern von Heerden in der Nähe als Tausch erhalten; sie schlachten dieselben, denn sie geben ihnen das Kochfleisch, und verkaufen einen Theil davon an die andern Russen. Die Bewohner der südlichen Hälfte des Gouvernements Tobolsk beziehen mehr Vieh von den Kirgisen als sie selbst ziehen, so daß der Ankauf der Rennthiere von den Ostiaken für die Russen in Beresow sehr gewinnreich ist.

Zeit der Einführung der russischen Gewohnheiten in diesen entlegenen Gegenden, sind die Rennthierheerden in den nördlichsten Bezirken nicht mehr so zahlreich, als die der Steppenschafe aus dem südlichen Sibirien; nichts desto weniger ist der Preis des Fleisches noch immer sehr niedrig, denn ein ausgewachsenes Renntier kommt nur auf sechs bis acht Rubel zu stehen, und Jeder kann soviel Fleisch statt des Fisches essen, als die griechische Kirche nur immer erlaubt. Die russischen Priester haben das Renntier nicht bloß zu einem sehr reinen, sondern auch zur Nahrung ganz geeigneten Thiere erklärt.

In diesem Augenblicke sah man auf allen Tischen in Beresow eine Menge frischen Rennthierfleisches; man weiß es auf alle Arten zuzurichten und zu braten; besonders gesucht sind die Jungen, theils frisch, theils in den Jurten der Ostiaken geräuchert.

Unter den Thieren, welche hier den Pelzhandel beleben, ist das gemeinste und erwähnenswerthe die blaue Fuchs. Die Kaufleute unterscheiden mehrere Arten, deren Werth verschieden ist. Einen noch höhern Werth geben sie den Fellen des gewöhnlichen Fuchses, aber derselbe ist nach der Farbe verschieden; die schwarzen sind die theuersten; man schätzt das

Stück auf 60 Rubel oder 6 Iasak, besonders wenn die Spitze der Haare weiß ist.

Auch den Biber muß ich erwähnen, den man häufig in mehreren Bächen des Ob findet; ich sah Biberfelle, die sehr schön und sehr glänzend waren; man sagte mir mit Recht, daß sie denen der Biber von Kamtschatka nicht gleich kämen, aber darunter meint man hier die Seeotter. Man verfolgt den Biber weniger wegen seines Pelzes, als wegen des Bibergeills, das sich in zwei Säcken in der Gegend des Afters befindet und dessen man sich bekanntlich in der Medicin bedient. Im vorigen Jahre wurde ein Pfund dieses Stoffes mit 600 Rubel bezahlt.

Die Gewohnheiten der Kaufleute in Beresow haben mehrere merkwürdige Eigenthümlichkeiten. In ihren Häusern nöthigen sie die Fremden, Platz unter dem obras zu nehmen, d. h. dem den Heiligenbildern geweihten, mit Kotivolzen und allen Arten kostbaren Gegenständen geschmückten Plage. Uebrigens ist das Gemach der Wirthe ganz leer; in den anstoßenden Gemächern aber bewahrt man Wein und andere aus dem Auslande angelommene Waaren auf, sowie Seltenheiten, welche bei den Fremden die Aufmerksamkeit wecken. Die Magazine sind nur für Renntierfelle und andere sehr häufige Waaren bestimmt; die minder gemeinen hat der Kaufmann im Hause wie auf der Reise bei sich; man sieht Felle von wilden Thieren aller Art mitten unter Waffen für die Russen und Ostiaken; Ballen Thee und Mammuthhäute, russische Kleidungsstücke, Kessel, Branntwein und Madera, Bibergeillsäcke und Nähnadeln, Früchte aus der Bucharei, Pelze der Samojeden, Tabak und eine Menge anderer Gegenstände. Im Europa würde man den Inhalt einer solchen Kammer mit der Sammlung eines unserer Alterthumsforscher oder noch besser mit der Riebelage einer wandernden Schauspielertruppe vergleichen, denn die Frauen fügen zu jenem Allerhand auch noch ihre Kleidungsstücke und Wirthschaftsgeräthe, weil sie die hintern Räume ausschließlich bewohnen. Von den Tataren belehrt, gewöhnen die russischen Kaufleute ihre Frauen an ein eingezogenes, einsames Leben, damit sie sich in der Abwesenheit ihrer Männer vor den Blicken der Fremden verbergen. Die Folge davon könnte hier wohl wie überall den Erwartungen nicht entsprechen; in jedem Falle finden die Frauen eine Entschädigung in den um sie her aufgehäuften Schätzen, und sie können dieselben als ihr Eigenthum benutzen, bis sich zufällig ein Käufer findet oder eine neue Reise unternommen wird. Was Homer von den tyrischen Kaufleuten seiner Zeit sagt, paßt vollkommen auf die Händler von Beresow; sie sind bei ihren Winterwanderungen an den Küsten des Eismeres vielfachen Gefahren ausgesetzt, und bringen als Gewinn allerlei kostbare Dinge zurück, weil sie durch schlaue und geschickte Worte die gutmüthigen Völker zu gewinnen und sich der Reichthümer derselben zu bemächtigen wissen.

Die Bewohner der südlichen Länder Asiens haben einen Theil des Monopols behalten, das sie zur Zeit der Nachkommen Dschengis Khans ausübten, weil aus einer Entfernung von 1000 Werst alle Jahre Tataren aus der Gegend von Tobolsk nach Beresow mit verschiedenen Waaren kommen. Ich wohnte mit einem dieser Fremden in einem und demselben Hause; er lebte nach den Vorschriften des Korans einfach und mäßig.

Das Wildpret aller Art, das sich in Tobolsk findet, ist auch in Beresow häufig. Im Sommer befriedigen die wilden Enten die Bedürfnisse der Küche; man sammelt auch ihre Eier. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Hausvögel zu ziehen; man hält dieselben im Winter in der Nähe der Backstuben an einem Orte, den man wöchentl. zweimal heizt.

Die Russen theilen die Ostiaken in zwei Familien, die Berkowie und die Rizowie, d. h. die obren und die untern, je nach ihrem Aufenthalte längs des Ob in Hinsicht auf Beresow. Später bemerkte ich, daß dieser Unterschied gegründet ist und die beiden Familien sich von einander durch die Sprache, wenn auch nur allmählig, unterscheiden; übrigens giebt auch die Kleidung ein sicheres Mittel, sie nicht mit einander zu verwechseln. Erst in Beresow werden die Renntierpelze allgemein; im S. dieser Stadt sind sie sehr häufig durch Blousen von Brenneffellzeug

oder von Fischhäuten ersetzt, wenn auch die Form dieser Kleidungsstücke überall dieselbe ist.

Erst zieht man die kurzen Hosen vom gegerbtem Rennthierfell an; sie reichen von den Hüften bis an die Knie; dann bedeckt man die Beine mit kurzen Strümpfen (tschiji), welche bis über die Knie gehen, wo sie durch Riemen befestigt werden; sie sind von pschaki oder außerordentlich weichen Fellen junger Rennthiere mit dem Haar nach innen. Darüber zieht man lange Stiefeln (pumi) von stärkerem Fell, das Haar nach außen. Sie werden von den Beinhäuten der Rennthiere gemacht und in Streifen abgeschnitten, die man dann zusammennäht. Als Sohlen nimmt man die fettesten Theile der Haut. Streifen rother Wolle werden längs dem Stiefel aufgenähet, um die einzelnen Stücke desselben zusammenzuhalten. Die matissa ober das Hemd ist eng und hat Kermel; es reicht kaum bis an die Hälfte der Lende, hat oben eine Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes, ist vorn und hinten zu und gewöhnlich von Rennthierfell, mit dem Haar nach innen gemacht; unten an dem Kermel ist ein Handschuh mit dem Haar nach außen angenähet; eine Längenspalte an der innern Handschuhfläche des Handschuhs erlaubt die Finger durchzustrecken, wenn man Lust dazu hat. Ueber die matissa zieht man die parka, welche einer Blouse gleicht. Will man lange im Freien bleiben, so nimmt man statt der parka den gous, der eine Kapuze hat; auf der Reise, wenn es sehr kalt ist, zieht man über die matissa die parka und über diese den gous; an den beiden letztern Kleidungsstücken ist das Haar nach außen gerichtet. Die Kapuze ist mit den spitzigen Ohren des Rennthieres verziert und mit einem Streifen langhaarigen Fuchsfelles besetzt. Ein so angekleideter Ostiack sieht so ziemlich wie ein Eisbär aus, denn er nimmt zu diesen Kleidern die weißen Theile der Rennthierfelle. Der Anzug wird durch einen Gürtel von der Breite eines Fusses vervollständigt; er hilft die matissa oben halten, und der leere Raum, den er zwischen der Oberfläche und der Haut läßt, dient dem Ostiaken als Tasche. Der Gürtel ist von Leder und wird von den Russen gekauft. Der Ostiack nähert an das eine Ende eine kleine Kupferplatte mit drei Nöthen und an das andere einen Fackel von demselben Stoffe. Endlich zieht er denselben mit Metallknöpfen und hängt daran ein Messer mit breiter Klinge und hölzernem Griff in einer ledernen Scheide. (Taf. 1. Abbild.)

Die Frauen sind wie die Männer gekleidet und unterscheiden sich nur durch einen Schleier, mit dem sie den Kopf umhüllen, sobald ein Fremder oder selbst ein Verwandter in die Jurte tritt.

Den Charakter der Ostiaken loben die Russen ohne Rückhalt, wie sie ihre Redlichkeit bewundern. Der Diebstahl ist unter ihnen unbekannt; wenn zufällig ein Kaufmann, der in der Nacht in einer ihrer Jurten bleibt, das Brod nicht wiederfindet, das er mitgebracht hat, so ist es sicherlich von den Hunden verzehret worden; ein Ostiack bricht nie das gegebene Versprechen. Nichts desto weniger nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu seltsamen Mitteln, um ein Zeugniß zu bestätigen. Der Richter des Kreises von Beresow erzählte mir, daß in streitigen Fällen zwischen einem Russen und einem Ostiaken ein Bärenkopf in den Gerichtssaal gebracht und dieses Thier, das nach diesem Volke alles weiß, von dem Ostiaken als Zeuge angerufen wird. Dieser will sich, wenn er geschworen hat, von dem Bär verschlingen lassen, im Falle er nicht die Wahrheit gesagt habe.

Man setzt hinzu, dem gegebenen Worte könne man trauen selbst nach dem Tode des Mannes, der sich verpflichtet, denn der Sohn bezahlt willig die Schuld des Vaters; nach mehreren Generationen haben Familien die von einem ihrer verstorbenen Vorfahren eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt, sobald dieselben bewiesen wurden; diese Beweise bestehen in Einschnitten in Holzstücken, welche in den Familien bleiben. Oft zeigt man solche Einschnitte, die vor langer Zeit in Balken der Jurte gemacht waren, und man sah sie als Beweis an, daß das ganze Haus von einem Gläubiger in Anspruch genommen werden könne. Stellt er sich ein, so erhält er, was ihm gebührt, gewiß. Auch Knoten in einer Schnur oder in einem Riemen dienen als Zeichen und gelten einer Uebereinkunft; ich

sah bergleichen, ohne ihre Bedeutung zu kennen, in einigen dieser Jurten von Beresow, und hier erfuhr ich, daß sie statt der Rechnungsbücher für die Gespanne dienen, welche sie den russischen Reisenden geliefert haben und für welche sie die Bezahlung in der Stadt holen.

Ich darf auch die verschiedenen Verbannten nicht vergessen, welche mir begegneten; sie waren verurtheilt worden als Theilnehmer an der Bewegung am 14. Decbr. 1825. Die meisten waren wie die Ostiaken gekleidet; an Festtagen tragen aber ein ehemaliger General und ein Capitain europäische Röcke, um die Spur der Orden zu zeigen, mit denen sie decorirt waren. Die Frauen der meisten dieser Unglücklichen sind ihnen in die Wästen Sibiriens gefolgt, — ein Beispiel der Treue, das in Rußland sehr häufig vorkommt.

Man erzählt im westlichen Europa viele Märchen von Sibirien, und wiederholt z. B., die Verbannten müßten für Rechnung des Staates Sobel und andere Thiere fangen; aber man sieht Verurtheilte bei Zwangsarbeiten nur in den Minen des Urals und zu Kertschinsk oder in den Hammerwerken und Fabriken der Krone. Mehrere Verbannte, die sich in Beresow befanden, waren bereits ein Jahr in Kertschinsk auf diese Art beschäftigt gewesen. Alle andern russischen Uebelthäter, und das sind die meisten, werden nach Sibirien gebracht, um Anstebler zu werden; sie gehören zu der Classe der Arbeiter, müssen selbst für ihren Unterhalt sorgen und hören dafür auf, Leibeigene zu seyn. Die politischen Verbrecher, welche in Rußland wie in andern Ländern fast alle einer nicht an Handarbeit gewöhnten Classe angehören, werden nur in die Städte Sibiriens geschickt, damit sie sich dort etablieren, weil es leichter ist, ihnen dort den Unterhalt zu sichern, den ihnen der Staat giebt.

Ich habe es häufig von sehr verständigen Russen als ein schwer zu erklärendes Paradoxon anführen hören, daß die zur Niederlassung in Sibirien verurtheilten Bauern sehr bald und ohne Ausnahme sich durch ein exemplarisches Leben auszeichneten; diese glückliche Veränderung muß aber gewiß der persönlichen Freiheit zugeschrieben werden, deren sie sich erfreuen. Uebrigens halte ich diesen Zwang, sich in Sibirien niederzulassen, statt in einem Gefängnisse zu bleiben, für einen ehrenwerthen Zug der Gesetzgebung des russischen Reichs, weil sich die trefflichsten Wirkungen davon zeigen.

Kapitel VII.

Sibirien. — Rennthiergespann. — Große Kälte. — Obdorsk. — Stets gefrorene Erde. — Insel Waigaz. — Handel mit den Nomaden-Völkern. — Samojeden. — Die Berge Obdorsk. — Reise von Supet an das Eismeer.

Am 8. Decbr. um Mittag bei reinem Himmel und Westwinde zeigte der Thermometer 21° unter Null. Wir mußten hier unsern großen Schlitten lassen, der von Rennthieren nicht gezogen werden konnte. Um 2 Uhr Nachmittags, 14 W. vor Sonnenuntergange, brachen wir auf. Beim zweiten Relai spannte man uns Rennthiere vor. Wir folgten dem linken Ufer des westlichen Armes des Ob, weil es beständig von dichtem Wald bekleidet ist, wo sich die Rennthierbesitzer im Winter aufhalten. Einige unserer Kutscher hielten mitten im Laufe an, um ihre Thiere zu Atbem kommen zu lassen, welche dann sogleich mit ihrer Schnauze im Schnee wühlten und zur Kühlung auch etwas in das Maul nahmen. Zu gleicher Zeit zog jeder Ostiack seine Schnupftabaksdose, welche einem Pulverhorne gleicht, schüttete vorsichtig ein wenig von dem kostbaren Pulver auf den Nagel des rechten Daumens und führte ihn dann zur Nase. Diesen Gebrauch haben sie ohne Zweifel von den Chinesen, denn sie nennen wie die meisten Völker des östlichen Sibiriens den Tabak schar, was mogolisch ist. Der Gebrauch zu rauchen ist, soviel wir bis dahin gesehen haben, unter den Ostiaken nicht üblich. Unter den Tabak mischen sie die

gepulverten braunen schwammigen handgroßen Auswüchse an dem Stamme der Birken.

Die hohen und buschigen Wälder, welche bis dahin unsern Weg begrenzt hatten, entsprachen der allgemeinen Meinung nicht, welche man sich gewöhnlich von dem nördlichen Sibirien nach den europäischen Geographen macht. Wir waren nur noch 21 deutsche Meilen oder eine mittlere Tagereise von dem Polarkreise entfernt, und doch umgaben uns noch die Kärchen und Fichten und sahen so schön aus, wie in den Wäldern von Tobolsk. Alles zeigt übrigens, daß die Vegetation in diesen Gegenden nichts von ihrer Kraft verloren hat, da sich 20 Werst in NO. von den Jurten, wo wir in der Nacht Halt machten, eines der Lebensmittelmagazine befindet, von denen ich vorher gesprochen habe; es wird von den Russen und andern Bewohnern Veresows besucht. Die Fruchtbarkeit der malerischen Hügel dieser Gegend, welche von dem Wasser des Flusses bespült werden, ist berühmt; die Bäume zeigen nicht die geringste Spur der Verkümmernng; man baut da Rüben, die sehr groß werden, und andere Küchengewächse.

Auf der nächsten Station sah ich keine Jurten von Balken mehr; die Ostiaken bewohnten zwei pyramidalische Hütten mitten im Walde; sie sind tragbar, heißen tshum und sind aus langen Stangen zusammengesetzt, deren Ende oben verbunden wird, während sich das untere auf die Erde stützt. Darüber breitet man Rennthierfelle; eine oben frei gelassene Oeffnung läßt das Licht herein und den Rauch hinaus; man kriecht durch einen Raum zwischen den Stangen, indem man den untern Theil eines solchen Felles aufhebt.

Ich bemerkte hier zum erstenmale, daß die Ostiakinnen ihre Hände in Linien blauer Punkte tätowirt hatten, welche über die Finger liefen; ich bemerkte auch bei einigen Männern solche Zeichen an verschiedenen Theilen des Körpers; es waren aber mehr Erkennungszeichen als Rathen. Diese sonst in vielen Gegenden des alten Festlandes sehr gemeine Sitte ist gegenwärtig in dem Norden Asiens sehr selten.

Mitteltst dreier Querstangen, welche an die der Hütte befestigt waren, hing man das Kochgeschirr über das Feuer, um den Schnee schmelzen zu lassen und den Fisch kochen zu können. Wir waren sehr überrascht, die Frauen dabei verschleiert bleiben zu sehen; sie hoben den Schleier nur ein wenig an der Seite empor, nach welcher sie sich wenden wollten. Die Ostiaken beider Geschlechter waren hier größer, minder häßlich und schienen sich besser zu befinden als die, welche wir bis dahin gesehen hatten. An ihren Augen bemerkte man nicht die geringste Spur von Entzündung.

Die Jagd der Pelzthiere ist im Winter die wesentliche Beschäftigung aller Ostiaken und es schien, als gebe diese gewinnreiche Beschäftigung aller der Besitz von Rennthierherden unsern Wirthen bedeutenden Wohlstand. Sie erlegen hier Füchse und Eichhörnchen; im Sommer wandern sie westlich nach Bergen, die noch wenig von Christen besucht worden sind. Dabei treffen sie auf die Samojeden und Bogulen; im Winter suchen sie ihre Handelsleute am Ob wieder auf, um ihre Fischvorräthe zu kaufen. Die russischen Baaren, die sie brauchen, verschaffen sie sich von den Bogulen und Samojeden oder holen dieselben in Doborsk.

Von Zeit zu Zeit schneite es, bald stärker bald schwächer, aber der Himmel heiterte sich wieder auf und der Thermometer zeigte am 7. Dec. 2° unter Null. Die Luft schien sehr ruhig zu seyn, und nur im Anfange, als wir direct nach N. fuhren, bemerkte ich einen auffallenden Unterschied, wenn ich das Gesicht rechts oder links wendete; rechts wurde es bald sehr kalt, was von einem leichten Ostwinde herrührte. Ich mußte durchaus bisweilen die Nase und die andern Theile meines Gesichtes, welche der Luft ausgesetzt waren, mit der rauhen Fläche meines Handschuhs reiben, damit sie nicht erfrieren. Den übrigen Theil meines Körpers schützte mein ostiakisches Pelz so vollständig vor der Härte der Kälte, daß ich mehrere Stunden im Freien hätte liegen können, ohne eine peinliche Empfindung zu fühlen.

Ein Uhr nach Mitternacht gelangte ich in den Flecken Wandiasli,

der von den Russen so genannt wird, weil zur Zeit ihrer Ankunft in dem Lande hier ein ostiakischer Häuptling wohnte; auch jetzt ist dies der Fall. Drei dauerhaft von Holz gebaute Jurten am Ufer eines nackten Flusses am rechten Ufer des Flusses, der hier nicht mehr getheilt ist, bilden diesen Flecken und unterscheiden sich in nichts von denen, welche ich vorher gesehen. Sie hatten selbst ein noch ärmtlicheres Aussehen, aber sie enthielten eine größere Anzahl Hunde.

Diese Thiere werden trotz ihrer Treue und den wichtigen Diensten, die sie leisten, in vieler Hinsicht sehr unfreundlich behandelt. Ich habe immer die Ostiaken in großen Jorn gerathen sehen, wenn ein Hund den Augenblick benutzte, da die Thür offen stand, um in das Haus hineinzugehen. Alle darin Befindlichen trieben ihn sogleich mit Stöben und Schlägen hinaus, als sey er ein reißendes Thier; die gellende Stimme der Frauen giebt ihren Widerwillen zu erkennen; sie fürchten mit Recht, der Hund könne sich durch seinen Hunger verleiten lassen, die Speisevorräthe um ein Bedeutendes zu verringern. Ein hölzerner Trog in einem Winkel der Jurte enthält von früh an die für die Bewohner den Tag über bestimmte Nahrung, denn im Allgemeinen kocht man des Tages nur einmal. Oft legt man auch in diesen Trog den ganzen Ertrag eines reichlichen Fischfanges, und dann reicht der Vorrath noch länger. Erst wenn die Hunde ermüdet und erbigt, nachdem sie lange einen Schlitten gezogen haben, zurückkommen, sah ich sie von den Ostiaken in die Jurte führen, damit sie an dem Feuer ausruhten, bis man etwas Fisch für sie aus dem Troge herausgenommen hat.

Ganz anders dagegen behandelt man die jungen Hunde; ich habe diese immer in dem Hause gefunden, wo sie von den Frauen sorgfältig gepflegt werden. Sie sind schwarz und weiß wie die Alten, diese Farben aber minder regelmäßig und das Paar ist weit länger. Bisweilen tödtet man sie ehe sie groß werden, um die Pelze mit ihrem Felle zu besetzen.

Die Ostiaken kennen weder die Servietten, noch die Taschentücher; sie ersetzen dieselben durch lange dünne Kärchenspähne. Auch bedient man sich derselben zur Reinigung aller Küchengeräthe, und die Frauen haben immer ein Bündel davon an ihrem Gürtel. Die Männer machten sogleich solche Spähne, als sie den Trog reinigen wollten, um uns mit Fischen zu tractiren.

Die Ostiaken von Wandiasli zeigten den hohen Rang, auf welchen sie Anspruch machen, durch eine außerordentliche Vorliebe für den Brantwein; übrigens waren sie wie alle andern ganz gute Leute. Da mein Schlitten den andern um vieles vorausgeritt war, so hielt mich der Hausvater für einen verirrten Kaufmann oder einen Abenteurer. Er sagte mir in schlechtem Russisch, er sey ein storchino oder Alter, fragte mich mit stübtem Eifer und natürlicher Schätzntheit nach meinem wirklichen Passe und wollte meinen Tabak und Brantwein sehen; ich antwortete ihm ruhig, daß ich nichts dergleichen habe, worauf er antwortete, es thue ihm leid; aber er war nicht minder gastfreundlich gegen mich. Als die übrige Gesellschaft ankam, nahmen diese Ostiaken zu neuen Kunstgriffen ihre Zuflucht; sie legten zu unsern Füßen einen großen Haufen gefrorener Fische, machten tiefe Büdlinge und wiederholten fortwährend: „edler Herr, wir geben dir dies zum Geschenk.“ Als wir dieses Geschenk durch ein Glas Brantwein vergolten hatten, war es noch schlimmer, denn sie brachten uns nun eine große Menge trefflicher Fische und endlich einen Stör, der über fünf Fuß lang war; sie öffneten denselben ougarbisch, um uns seine Eier zu zeigen, die sehr groß waren; wir erhielten fast zwei Köbel davon.

Auf der Weiterreise von da in der Nacht setzte ich mich in einen zugemachten Schlitten, aber ich bemerkte bald, daß, außer wenn es bei heftigem Winde schneit, die offenen selbst bei einer Kälte von 25° unter Null vorzuziehen sind; denn der Athem hat die zugemachten Schlitten bald mit einer Feuchtigkeits und einem Nebel gefüllt, die gefrieren und weit untraglicher sind, als die trockene Kälte in der freien Luft. Die Wände des Schlittens überziehen sich sehr bald mit einem feinem Schnee, der in

großen Flocken abfällt. Endlich ist es, wenn sie im Schnee umfallen, weit schwerer, sie aufzurichten.

Am 8. Decbr. früh um 9 Uhr kamen wir in Obdorsk an; die Morgendämmerung war nur erst sehr schwach. Wir rochen sogleich frisches Brod, dessen Geruch sich bei ruhigem Wetter sehr weit verbreitet. Bei dem Eintritt in das Haus, in welchem wir wohnen sollten, bemerkte ich einen großen Ofen, worin Roggenbrot gebacken wurden, und Hunderte von bereits fertigen standen in einem Haufen bis an das Dach des Hauses hinauf.

Die Fischhute, welche die Stelle der Fenster in unserer Wohnung vertraten, schwächten das Tageslicht und erst gegen Mittag konnte man die Lichter auslöschen; draußen aber war bei der Helle eines reinen blauen Himmels der Anblick der Schneelandschaft entzückend schön. Die hölzerne Kirche, die schwarzlichen Häuser der Kosaken, die Turten der Ostiaken lagen malerisch verstreut auf dem Hügel, der, von engen Schluchten zerissen, in W. das linke Ufer des Polui bildet. Rauchsäulen stiegen von allen Schornsteinen perpendicular empor.

Nicht ein Wasserstrom hatte dem Berge diese so bemerkenswerthen Formen gegeben, sondern der Frost, der tief in die Erde eindringt, erzeugt darin Spalten, welche dem Ganzen das Aussehen von riesenhaften Basaltsäulen geben. Das Wasser, welches nach dem Schmelzen des Schnees nach dem Flusse hinströmt, rundet bloß die äußern Winkel ab, kann weiter hin bleibt die Erde gefroren.

Weiter nach W. bemerkt man das große Bett des Ob, in ein Eisfeld verwandelt und ebenfalls von steilen thonigen Hügeln umgeben, sowie von N. nach NW. majestätische Berge, die zu sehen ich mich längst sehnte. Die Sonne hatte sich über den Horizont erhoben und ihre blendenden Strahlen wurden uns von einer Schneeebene in S. zurückgeworfen, wodurch lange Schatten in N. sich auf die weiße Fläche ausdehnten; aber die lange Bergkette war von der Basis bis zum Gipfel dunkelblau; der Schnee glänzte nur in den einzelnen Schluchten schief nach unten.

Unten auf dem Flusse zog langsam eine Caravane von Ostiaken hin, welche ihren Aufenthaltsort wechselte; man erkannte in Entfernungen von einander lange Schlitten; die Räume, welche sie trennten, waren von Rennthierren ausgefüllt, die frei liefen und von denen immer eines in des andern Fußtapfen trat.

Astronomische Beobachtungen, um die geographische Lage von Obdorsk zu bestimmen, wurden heute von dem schönsten Wetter begünstigt. Wir beschäftigten uns zu gleicher Zeit mit dem Aufspringen des Bodens. Den andern Tag fiel viel Schnee bei einem heftigen Westwinde, und doch fuhren die Kosaken fort im Freien zu arbeiten; sie hatten angefangen, mit Beilen ein Loch von 5½ Fuß zu öffnen. Den 9. waren sie bis auf 6 Fuß tief gekommen und hatten immer gefrorene Erde gefunden. Den 11. hatte man 19 Fuß erreicht. Die äußere Temperatur war 26° unter Null und auf dem Boden des Lochs stand der Thermometer nur 1° unter dem Gefrierpunkte. Offenbar thaut also die Erde in Obdorsk nicht auf.

Strich am ersten Tage nach unserer Ankunft hörten wir Abends gegen acht Uhr ein fürchterliches Geheul von einer sehr großen Anzahl Hunde, welche man an Schlitten spannte; man zählte 400. Der Hunger treibt sie zu diesem Geheule und sobald einer angefangen hat, folgen alle übrigen nach. Uebrigens sind sie sehr still und bellen nur in dem Augenblicke, wenn es fortgeht, oder auf dem Wege, wenn sie einem mit Rennthieren bespannten Schlitten begegnen. Selbst in der strengsten Kälte müssen sie in der freien Luft bleiben. Diejenigen, welche unserm Wirthe gehörten, schliefen um das Haus her in Löchern, die durch die Schwere ihres Körpers in dem Schnee gebildet worden waren.

Die Ostiaken sehen diese Ruhe der Hunde für ein sicheres Zeichen eines herannahenden Sturmes an, und wirklich traf es ein. Wie an dem ganzen Ob füttert man auch hier die Hunde nur mit Fischen. Diejenigen Fische, die man fängt und auch zur Nahrung der Menschen bestimmt, brät man an der Sonne, klopft sie mit den Gräten und hebt sie auf;

in diesem Zustande heißen sie porsa und man nimmt solche porsa auf die Reise in Säcken von Störhaut mit.

Man kann sich leicht denken, daß die Zahl der Hunde, welche man in Obdorsk hält, weit bedeutender ist als in Beresow; denn dort kann man keine Pferde mehr haben, man kann sie auch nur durch Rennthiere ersetzen, und diese gewöhnen sich nicht an das Leben in der Stadt; sie müssen durchaus herumstreifen, um ihre Nahrung zu suchen. In allen Turten, wo man Rennthiere hält, hat man auch Hunde zum Ziehen, und so ist es ohne Ausnahme in allen Fischereiplätzen.

Ein Hund aus dieser Gegend kann einen Schlitten mit einer Last von 5 Pud ziehen. Die Art aber, wie die Ostiaken diese Thiere anspannen, erlaubt ihnen nicht, mehr als zwei auf einmal anzuwenden. Eine entseßliche Geißel würde es für diese Gegenden seyn, wenn die Hunde der Tollheit ausgelegt wären; aber ein Reisender hat bereits die Bemerkung gemacht, daß diese Krankheit wie die Zughunde von Kamtschatka befällt, und alle versichern mich hier, daß sie völlig unbekannt ist. Es scheint daher zu kommen, daß die Hunde hier viel frugaler gefüttert werden als in Europa.

Mit Verwunderung sah ich die kaiserliche russische Fahne auf einem Hause am Flusse aufgezogen, und ich erfuhr, daß sie die Winterwohnung des Loften Iwanow und seiner Leute anzeige. Seit sieben Jahren ist er beschäftigt, die Küste des Eismeres von der Mündung der Petschora bis an die des Ob aufzunehmen, und seit zwei Jahren hat er sein Hauptquartier in Obdorsk. Im vorigen Herbst hatte er den größten Theil seiner Aufnahmen an der Küste beendet, wozu er sich der Rennthierschlitten der Ostiaken und Samojeden bediente. Sobald die Mündungen dieser Flüsse und die Buchten zugefroren sind, verlassen diese Völkerschaften ihre Zelte am Meeresufer und ziehen sich mit ihren Rennthieren in die tundra oder Sumpfgenden des Innern zurück, wo es Moos in Menge giebt. Viele Herdenbesitzer bleiben auch das ganze Jahr auf der Insel Walgat, welche die Samojeden Kholodeia nennen und als den besonders zu den Opfern bestimmten Ort verehren. Andere Ureinwohner und Russen begeben sich im Sommer des Fischfangs und der Jagd wegen dahin.

Die hier angesiedelten Russen gaben uns sehr ausführliche Nachrichten über diese Gegenden; der bedeutende Handel, dessen Mittelpunkt sie bilden, bringt sie fortwährend in Verbindung mit den Nomadenvolkern, die in einer Ausdehnung von 305 deutschen Meilen, oder von Archangel bis zuruckhandel am untern Jenissei, fortwährend ihre Wohnungen wechseln. Angelockt durch die russischen Waaren kommen diese Menschen gegen das Ende des Decembers nach Obdorsk; aber erst im Februar ist der Tauschhandel am lebhaftesten, und dann geben die Nomaden in dem Kreise von Beresow ihren Tribut. Unser Wirth arbeitete schon darauf hin, denn es sollten für den Beginn der Messe 200 Pud Brod vorrätig seyn.

Ich sah dann in unserer Wohnung Kisten mit Gegenständen von Kupfer und Eisen, welche für diese Nomaden bestimmt und grob gearbeitet waren; Ringe für die Frauen, Schellen und andere Gegenstände von Metall, welche die Samojeden in ihre Paargeflechte mischen, besonders aber viele Knöpfe von Kupfer, mit denen die Ostiaken ihre Ledergürtel verzieren. Endlich zeigten uns unsere Wirthe eine außerordentlich gesuchte Waare, nämlich alte ganz verrostete Cavaleriefäbel; die Ostiaken bedienen sich derselben bei den Cerimonien ihres religiösen Cultus; dann Armbänder von Kupfer, mit denen die jetzigen Ostiaken ihre Götzenbilder schmücken statt mit solchen von edeln Metallen, deren sie sich sonst bedienen; Tabak, eiserne und kupferne Äpfel, Messer, Nadeln, Feuerzeuge und andere Gegenstände der ersten Nothdurft vervollständigten das Assortiment für diesen wichtigen Handel.

Die von den Russen in Obdorsk gekauften Waaren sind außer denen, welche ich bereits bei Gelegenheit des Handels von Beresow erwähnt habe, eine große Menge Kleidungsstücke von Rennthierfellen, Fleisch, lebendiges Vieh, fossiles Elfenbein oder Mammothzähne, und endlich weiße Waren

und Wölfe. Man berechnet, daß, ungerechnet den an die Krone zu zahlenden Tribut, der Werth der Waaren, welche den Russen hierher gebracht werden, sich nach dem gewöhnlichen Preise auf 150,000 Rubel beläuft. Die Kaufleute erhalten auch eine sehr große Menge Silberbunten und ganze Ballen von Wasserbögelfellen. Die Ostiaken und Samojeden verkaufen davon jährlich nahe an 600 Pud.

Unter den Eingeborenen, die hierher kommen, unterscheidet man die Ostiaken vom Ob, und jene, welche weiter nach O. in den tundri zwischen diesem Flusse und dem Jenissei wohnen und demselben Stamme angehören. Man sieht Samojeden, theils europäische von jenseits der Berge in dem Gouvernement Archangel, theils asiatische aus dem Kreise Obdorsk; man theilt diese in kamenie (von den Fellen oder Bergen) und misoris (von dem Meeresstrande), je nachdem sie sich dem Winter über in dem Gebirge aufhalten oder in der Niederung bleiben, um Fischfang zu treiben. Diese vertrauen dann ihre Heerden ihren Landsleuten an, um sie auf den Eöden auf die Weide zu führen; sie sollen deshalb minder wohlhabend als die erstern seyn, weil diese letztern die ihrer Aufsicht übergebenen Rennthiere vernachlässigen.

Wegen eines unbedeutenden Racenunterschiedes hat man die an der obern Petichora wohnenden Samojeden Siriani genannt.

Alle diese Völker verstehen sich unter einander sehr leicht, wie mit den Kaufleuten in Obdorsk; diese bedienen sich ausschließlich der ostiatischen Sprache in Handelsgeschäften. Einige Kosaken sprechen überdies auch die samojedische.

Sie werden von allen ihren Nachbarn wegen des reichlichen Ertrags ihrer Jagd gerühmt. Sie bedienen sich derselben List und derselben Waffsen wie die andern Völker, ahmen aber überdies noch den Gang, die Bewegungen und die Lönne der großen Thiere nach, denen sie nachspüren, bekleiden sich mit den Fellen derselben und geh'n dabei auf Händen und Füßen. Sie bringen die größte Anzahl weißer Bärenfelle nach Obdorsk. Die Gewohnheit scheint diese Thiere in den Augen der Bewohner der Küsten weniger fürchtbar zu machen als sie in den Augen der Europäer sind, die an den Anblick derselben weniger gewöhnt sind. Doch glauben die Samojeden, der weiße Bär sey weit stärker und grausamer als der schwarze, und komme ihm an List gegen die andern Thiere, seine Feinde, gleich; aber sie wissen seine Schwermüßigkeit zu benutzen, um ihn immer und ohne Gefahr zu besiegen. Oft geht ein einziger dieser Nomaden gegen einen acht Fuß langen weißen Bär ohne eine andere Waffe, als sein Messer an einer langen Stange. Sie suchen diese Thiere besonders im Frühjahr und Herbst auf dem Eise an Löchern auf, aus denen die Phokken die Schnauze herausstecken, um zu athmen. Der Bär umgibt sich mit einer Schneemauer an der Seite der Oeffnung und taucht nur seine Vorderpfoten in das Wasser. Die Samojeden benutzen denselben Kunstgriff, wenn sie sich an einem solchen Loch verbergen; aber sie lassen das Thier aus dem Wasser herauskommen und hindern dasselbe, wieder dahin zurückzukehren, indem sie das Loch mit einem Brete zudecken. Wegen die Mitte des Sommers, wenn das Eis an der Küste aufbricht, kommen viele Bären an das Land, wo sie nur Mäuse zu fressen finden, für sie eine sehr armseliche Nahrung. Andere überlassen sich schwimmenden Eischollen und können sich dabei Phokken verschaffen; aber sie fasten vollständig, wenn sie sich jenseits des Polarkreises aufhalten, denn so lange sich die Sonne über dem Horizonte nicht zeigt, bleiben sie unbeweglich in einer Schneehöhle am Meeresufer.

Die Fische, welche man beständig in dem Ob und seinen Beiflüssen fängt, sind der Hecht, der Weißfisch und Kähling. In den ersten Wochen des Juni, bald nach dem Aufbruche des Eises, fangen die Seefische an, in den Ob hinaufzugehen, der Stör, verschiedene Arten Lachs und der Haring; mit wenigen Ausnahmen kommen alle bis in das Gouvernement Tomsk und machen so eine Reise von 300 deutschen Meilen. Einige wenden sich nach Westen bis in die kleinen Flüsse, die von dem Ural herabkommen und sie sollen dort den Winter verbringen.

Auch Catacen gehen die Ströme und Flüsse hinauf, um die Fische zu jagen. Sie zeigen sich nicht alle Jahre in gleich großer Menge, aber sie folgen immer den Fischen um die Mitte des Juni. Bisweilen sollen dieselben die ganze Breite des Ob einnehmen und eine fünf Meilen lange Bank bilden. Selbst die Stör fürchten ihre Verfolgung, was kein Wunder ist, da die Delphine, welche die Mehrzahl bilden, 26 Fuß lang sind. Die letztern kehren erst im September in das Meer zurück; die Ostiaken erlegen sie mit Harpunen und machen aus der Haut sehr feste Riemen zum Anspannen ihrer Rennthiere. Man kann die im Ob gefangenen Fische auf 1,150,000 Centner annehmen.

Den 11. Decbr. hatten der Wind und der Schnee aufgehört und der Himmel war bei einer Temperatur von 22° unter Null den ganzen Tag hell und rein. Die Bergkette zeigte sich sehr deutlich, aber unter sehr verschiedenen Farben; in den beiden letzten Tagen waren die Berge nach uns zu mit Schnee bedeckt gewesen und Mittags, als die Sonne sich über den Horizont erhob, erschienen sie in glühendem Roth wie die Schweizeralpen des Morgens und Abends. Diese ganze Kette nimmt etwas über die Hälfte des Gesichtskreises ein; an jedem Ende senkt sie sich schief nach der Erdoberfläche; tiefe Einschnitte theilen sie in fünf verschiedene Gruppen. Die Sonne stand sehr niedrig und ich bemerkte mit Erstaunen durch ein Fernrohr eine wellenförmige Bewegung der Luft in der Richtung des Windes. In den gemäßigten Climates ist man an diese Erscheinung im Sommer früh an einem sehr heißen Tage gewöhnt, weil dann die Theilchen der Luft ober die leichtsten Dünste des Hauses, von der Sonne stark erwärmt, sich in die kälteren Regionen erheben und in parallelen Schichten mit dem Winde steigen.

Nachmittags kamen zwei Ostiaken, nach denen man geschickt hatte, mit ihren Rennthierschlitzen an und sagten uns, sie hätten ein Zelt auf dem Wege nach den Bergen gelassen, damit wir es mit uns nehmen könnten. Sie sprachen viel von den Gefahren der Reise die Berge hinauf in dieser Jahreszeit, die Schneestürme wären sehr häufig und es könne, so lange sie dauern, kein Zelt stehen bleiben, werde vielmehr zerissen und zerstört, wenn man es gerade am meisten bedürfe. Vorher aber hatte man uns versichert, selbst im Winter reisten viele Samojeden über die Berge, um zur Wintermesse zu kommen; man konnte also doch davor gelangen.

Unsere Ostiaken waren gut gewachsene und kräftige Menschen; ihre Kleidungsstücke, ihre Rennthiere und ihre Schlitzen verrathen einen bedeutenden Grad von Wohlstand; aber sie hatten eine außerordentliche Vorliebe für den Branntwein; wir hatten ihnen einige Schlucke gegeben und sie verlangten sogleich mehr. Ich mußte es ihnen rund abschlagen, sonst wäre es gar nicht fortgegangen; auf dem Wege war weiter keine Rede davon.

Wir verließen Obdorsk den 12. mit Sonnenaufgang, also 11 Uhr 18 Minuten; der Thermometer zeigte 27° unter Null. Nachdem wir dem gefrorenen Bette des Polui gefolgt und über den Ob gefahren waren, reisten wir auf einer wellenförmigen Ebene weiter, die sich im Allgemeinen sanft hob; es wuchsen nur Lärchen da, die in diesem Augenblicke ihre Blätter verloren hatten; sie waren nur 20 Fuß hoch und standen so weit von einander, daß wir mit unserm vierpännigen Schlitzen ungehindert durchfahren konnten.

Wir erreichten das Zelt oder die Hütte mit Sonnenuntergange, d. h. nach anberthalb Stunden; wir hatten nur zwei Schneehühner gesehen, die wir nur mit Mühe von dem Schnee unterscheiden konnten. Die Hütte von Stangen mit Rennthiersellen darüber gehörte einer Samojedenfamilie. Nach einigen Minuten ließ die Frau das Zelt abbrehen; die Materialien mit dem Kochgeschirr wurden auf einen langen Schlitzen gepackt, sie selbst mit ihren Kindern setzte sich auf einen zweiten und die Männer vertheilten sich auf einen dritten. Unserm Zuge folgte eine lange Reihe von Rennthiere. Um fünf Uhr Abends sahen wir in NB. eine Feuerkugel von grünlicher Farbe fallen. Diese Meteor, khorit pites genannt, sind in diesen nördlichen Gegenden nicht selten.

Um halb sechs Uhr machten wir auf einer Ebene Halt; die Rennthiere wurden abgespannt und fraßen frei das in Menge wachsende Moos. Ein Mann machte einen Lärchenbaum um und spaltete ihn in kleine Stücker; alle übrige Arbeit wurde der Samojedin überlassen, das Zelt aufgeschlagen und bedeckt, dann unten mit Schnee umgeben, der Herd eingerichtet und das Feuer angezündet; Rennthierfelle und Kleidungsstücke bedeckten den schneeigen Boden.

Nach einer halben Stunde, als das Feuer hell brannte, traten wir in die Hütte hinein; jeder wendete sich mit dem Rücken nach der Wand und mit den Füßen nach dem Feuer; die Männer zogen einen Theil ihrer Kleidungsstücke aus, um sich die Brust besser erwärmen zu können.

Die Samojedin holte in einiger Entfernung drei Stücke reinen und unberührten Schnees und warf sie in den am Feuer stehenden Topf, um Trinkwasser zu bekommen; dann setzte sie es in einen Winkel der Hütte; in einen andern Topf that die Frau Mehl, das die Samojeden den ganzen Winter über bei sich in einem Sacke haben, und ließ es mit dem Wasser kochen; bisweilen mischt man Rennthierblut oder trockenen gestoßenen Fisch darunter. Diese Völker essen das Fleisch roh, entweder frisch, oder alt und gefroren. Nach der Mahlzeit gingen zwei Männer hinaus, um nach der Herde zu sehen, die sich etwas entfernt hatte, und sie vor den Wölfen zu schützen. Sie bewaffneten sich dazu mit langen Stangen, an deren Ende eine Messer Klinge befand. Nach einiger Zeit kamen sie zurück und wurden von andern abgelöst. Ich erfuhr, daß das Zelt einem sechsjährigen Samojeden gehörte, der sich durch einen weißen spitzen Barth auszeichnete; ich hatte diese Eigentümlichkeit nie bei den Ostiaken bemerkt. Er war wie die andern Männer von hohem Wuchse und unterschied sich dadurch wie durch sein Alter von seiner kleinen und erst zwanzig Jahre zählenden Frau. Ein Sohn, der erst zwei Jahre alt war, begleitete die Caravane. Die Mutter säugte ihn noch, obschon er ganz allein herumlaufen und recht gut sprechen konnte.

Von den fünfzig Rennthieren, die unsere Herde bildeten, gehörten nur zwanzig diesem Samojedenpaare, das, wie man uns sagte, in Norden, am Meere ein anderes Zelt besaß mit einem Theile seiner Verwandten und Rennthieren. Sie verbringen dort den Sommer; in diesem Augenblicke waren sie wegen der Wüste in die Nähe von Obdorsk gekommen; aber jeden Tag schlugen sie ihr Zelt oder ihre Hütte an einem andern Orte auf, um ihrer Herde frisches Moos zu verschaffen.

Von vier jungen Männern in unserer Schaar schienen nur zwei sich verständlich machen zu können, wenn sie ostiatisch sprachen; die beiden andern hatten die Sprache und die Kleidung der Samojeden, entweder weil sie zu diesem Volke gehörten, oder weil sie aus Nachbarschaft sich ganz daran gewöhnt hatten. Uebrigens sahen sie gut aus und hatten eine schöne Hautfarbe, die ich weiter oben selten bei den Ostiaken getroffen hatte; sie hatten auch breite Schultern und ihre Größe war nicht unter fünf Fuß sechs Zoll, denn sie waren fast so groß als unser Kosak von Obdorsk, der selbst bei den Russen für groß galt.

Den 13. früh um fünf Uhr nach einem siebenstündigen Schlafe war im Zelte alles wach. Einige Kohlen brannten noch, und bald war das Feuer wieder angezündet. Wir kochten Thee; die Samojeden frühstückten Mehlbrei und Rennthierfleisch. Dann trieben zwei Mann die Herde zusammen. Der Himmel war rein geblieben, aber der Nordwind wehte heftig.

Ich hatte bereits bemerkt, daß die Rennthiere den menschlichen Urin sehr gern haben; wahrscheinlich gefällt ihnen der salzige Geschmack.

Eine Eiser war das einzige lebendige Wesen, das wir in dieser Gegend bemerkten; vielleicht war sie den Tag vorher unserm Auge in der Entfernung gefolgt; wir sahen sie bis zum Aufbruche in der Nähe der Schlitten bleiben.

Es befanden sich mehrere Frauenzimmer in der Schaar, und sie waren alle sehr klein. Die Männer dagegen waren groß und schwächlings; überdies unterscheiden sich die beiden Geschlechter durch ihre Kleidung sehr von einander. (Taf. 2. Abbild.)

Reise in Asien.

Wie sich die Obdorsk-Gebirge von dem Ural durch ihre nordnordöstliche Richtung unterscheiden, so nähern sie sich ihm doch durch ihre geognostische Constitution. Sechshundert Fuß über dem Punkte des Thales des Khanami, wo wir das erste Gestein fanden, bemerkten wir einzelne Lärchenbäume in Felsenriffen. Weiter aber war die Fläche der Berge ganz kahl; der Schnee hing nur an der östlichen Seite fest an, und in so geringer Quantität, daß oft das Rennthiermoos hindurch sah.

Am 14. waren wir in Obdorsk zurück.

Den 15. Decbr. 1828 verließ ich Obdorsk von neuem, sagt Ermann; den 18. war ich in Veresow, wo wir die Rennthiergespanne ließen. Ueberall grüßten uns die Ostiaken als alte Bekannte; die reichen machten uns neue Geschenke. Der Schnee fiel in großen Flocken; selbst die Rennthiere waren ihres Weges nicht sicher auf dieser glatten, überall von Schnee bedeckten Ebene.

Den 20. Decbr. reisten wir von Veresow ab und am 27. kamen wir nach Tobolsk zurück.

In Tobolsk, an der Verlängerung der Hügelreihe, wo sie liegt, findet sich Abalak, ein berühmtes Kloster und sehr besuchter Wallfahrtsort. Es hat seinen Namen von einem alten Häuptlinge, der hier seine Wohnung genommen hatte. (Taf. 2. Abbild.)

Kapitel VIII.

Sibirien. — Die Steppe Ischim. — Omsk. — Barnaul. — Smejew. — Silberbergwerk. — Kolywan. — Nibdersk. — Bergwerksorganisation. — Ustamenogorsk. — Krasnojarsk. — Der Belki. — Die Koksun-Berge. — Kalmücken. — Der Korgon. — Bukhtarminsk. — Syrenowsk. — Fikalwa. — Besuch eines chinesischen Postens. — Der See Kolywan. — Salzsee. — Barnaul.

Edebour, Professor der Botanik an der Universität Dorpat, hat zuletzt das Altaigebirge besucht. Er kam den 26. Febr. 1826 in Tobolsk an und reiste drei Tage später nach Süden weiter.

In geringer Entfernung von Tobolsk, sagt er, beginnt die Steppe Ischim. Zwar kann man ihr diesen Namen nicht geben, wenn man unter Steppe eine ganz baumlose ebene Fläche versteht, denn diese ist von tiefen Schluchten zerrissen, in denen im Frühjahr vielleicht kleine Bäche fließen; auch ist sie nicht ganz holzleer; man sieht große Birkenwälder, und junge Bäume verrathen, daß sich dieselben immer weiter ausbreiten. An andern Stellen sind bedeutende Strecken mit Weidenbüsch bewachsen und bei Omsk giebt es viel Pappeln. Die ganze Gegend ist von N. nach W. von mehreren Hügelketten durchzogen, die sich sanft nach N. zu abnähern, nach S. zu aber ziemlich steil sind; ihre Höhe ist unbedeutend.

Omsk, das an der Verbindung des Om mit dem Irtysh liegt, ist eine sehr ärmliche Stadt; die wenig zahlreichen hölzernen Häuser stehen weit auseinander; in kurzer Zeit wurde sie dreimal durch Feuer zerstört. Trotz der Freigebigkeit des Kaisers mußte das wiederholte Unglück doch ihren Wohlstand erschüttern. Man verfertigt in Omsk auch für die Kosaken.

Am 9. kamen wir in Barnaul, einer recht hübschen Stadt, an. Dieses Jahr begann der Frühling ziemlich zeitig; schon in der Mitte des März war die Temperatur sehr mild; die Tage waren heiter und in der Nacht gefror es nicht sehr stark. Der Schnee schmolz schnell und ich hoffte im Anfange des Aprils nach Smejew aufbrechen zu können.

Am 9. brach ich auf. Man reist anfangs in einer flachen Ebene, in welcher Birken und Fichten wachsen; bald aber hören die Bäume auf; man sieht nur eine freie und sandige Ebene, die später wellenförmig wird; Bäche durchschneiden sie, die im Sommer vielleicht austrocknen. Es war die Zeit, in welcher man das dürre Gras anbrennt, weil die hart gewor-

denen Stengel des vorigen Jahres die Mäher hindern. Am Tage gemäht eine trennende Steppe bloß den Anblick einer von einem röthlichen Rauche bedeckten Fläche; aber im Dunkel der Nacht hat diese brennende Fläche etwas sehr Seltsames. In der Nähe der Dörfer giebt es keine Getreidefelder; sie befinden sich in einer gewissen Entfernung, oft zwanzig Werst vom Wege. Alles Land unmittelbar um die menschlichen Wohnungen herum ist zur Weide für die zahlreichen Heerden und besonders für die Pferde bestimmt. Diese Entfernung der Felder ist Ursache, daß zur Zeit der Arbeiten, besonders in der Ernte, die ganze Bevölkerung des Dorfes mehrere Tage und selbst die ganze Woche abwesend ist und erst den Sonnenabend Abends zurückkommt. Selbst die Mütter, welche ihre Kinder säugen, lassen sie mit Kuhmilch zurück und sie nähren sich wie sie können. Diesem Umstande ist wohl die große Sterblichkeit der Kinder im zarten Alter zuzuschreiben.

Am 12. kam ich in Smejow oder Smejnogorsk, einer ziemlich großen Stadt 200 Toisen über dem Meere, am Fuße des Altai an; die Deutschen nennen sie Schlangenberg. Ich war überrascht, daselbst noch viel Schnee zu sehen, und erfuhr, daß er alle Jahre in so großer Menge in der untern Stadt fällt, daß Häuser und ganze Straßen davon verdeckt werden und die Einwohner sich Gänge untenhin graben müssen, während es in kleiner Entfernung von der Stadt so wenig schneit, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben kann. Die in der Nähe von Smejow und in den Steppen häufigen Schneestürme, burann genannt, sind für die Reisenden gefährlich, denn sie kommen so plötzlich, daß man selten Vorsichtsmaßregeln dagegen brauchen kann. Am besten ist es, man hält an und läßt den Sturm vorüberziehen; den Schnee kann man leicht abschütteln; besonders setzt man sich der Gefahr nicht aus, sich zu verirren und auf der Straße kann man auf die Hilfe anderer Reisender rechnen.

Die Bevölkerung von Smejow besteht aus einigen Handelsleuten, Bergbeamten und Bergleuten; die Zahl der letztern ist verschieden; in diesem Augenblicke beträgt sie 4000. Die Gießerei befindet sich eine Stunde von der Stadt an dem Ufer der Korbolißka. Das im Jahre 1745 entdeckte Silberbergwerk hat einen sehr bedeutenden Ertrag gegeben; sonst belief er sich auf 600 Pud reines Silber; jetzt ist er aber auf 80 Pud herabgegangen. Das Innere des Bergwerks ist ein Labyrinth von Gängen, die zum Theil von Holz gestützt, theils in den Felsen gehauen sind. Unterirdische Wasser treiben ungeheure Räder, durch welche das Erz hinaufgeschafft wird; die Tiefe beträgt 110 Klaftern.

Kast alle Berge um Smejow bestehen in Thonschiefer. Jetzt enthalten sie keine Spur mehr von Vegetation; sonst sollen sie sehr dicht bewaldet gewesen seyn.

Den 15. April reiste ich nach dem Werke in Koljmann, sonst Tschadsk genannt.

Es ist ein hübscher Flecken an der Belaja in einer Höhe von 1200 Fuß. Die ersten Werke wurden 1725 im Altai angelegt. Man arbeitet hier Porphyr und Jasps in Säulen, Vasen, Basreliefs; es sind dabei dreihundert Arbeiter beschäftigt, die unter den Bauern in der Umgegend rekrutirt werden; ihre mit Geschmack ausgeführten Arbeiten werden meist nach Petersburg geschickt. Der Transport geschieht im Winter auf besondern Schlitten, die oft mit 12 Pferden bespannt sind. In Ekaterinburg bleiben diese Gegenstände bis zum nächsten Sommer; dann schafft man sie auf der Kama weiter, die in die Wolga fällt, und so kommen sie zu Wasser bis in die Hauptstadt des Reichs.

Den 16. kam ich nach Smejow zurück und durchwanderte sodann die Gebirge der Umgegend, wo es Silberbergwerke giebt. Ich traf ein Lager von Kirgisen, welche Kilzjurten bewohnten, deren Aussehen Armuth und Schmutz verrieth. Diese Nomaden, die nicht pflügen und nur wenig Vieh ziehen, dienen als Hirten bei den Bauern, besonders bei den Kosaken; die vorzüglichste Beschäftigung aber ist der Pferde Diebstahl. Sie suchen die Pferde schnell über den Irtsich zu bringen und führen sie in die Kirgissteppe, wo es schwer ist, sie wiederzufinden. Die Bauern beklagen sich

häufig über die Nähe dieser Menschen, die sich gewöhnlich bei den Posten der Kosaken niederlassen. Man kann diese mit kleinen Dörfern vergleichen. Man bemerkt daselbst bisweilen Spuren von frühern Befestigungen, z. B. einer Erdmauer, Palissaden oder spanischer Reiter.

Kast alle Dörfer, die man auf dem Wege trifft, sind groß. Die Bauern bearbeiten das Land, treiben Vieh- und Bienenzucht; einige besitzen bis vierhundert Bienenstöcke. Der Ackerbau ist noch weit zurück, und doch geben die Ernten gewöhnlich 7- bis 10fältig. Man baut alle Getreidearten, selbst Hirse.

Die Pferde sind sehr kräftig und die Bauern besitzen eine große Anzahl derselben, die ihnen bei dem Transport verschiedener Gegenstände, deren die Schmelzhütten z. nöthig haben, von großem Vortheile sind. Ich fragte einen Bauer, wie viele Pferde er besitze, und er antwortete: „ich bin ein einzelner Mann und habe nur vierzig.“ Auch zahlreiche Kinder- und Schafheerden besitzen sie. Der Honig ist vortreflich. Endlich giebt ihnen auch die Jagd und der Fischfang manche Hilfsmittel.

Jedes Dorf hat ein Haus zur Aufnahme der Fremden, die sehr gut behandelt werden und nur die etwas zubringliche Neugierde des Wirthes und seiner Familie zu befriedigen haben. Das geschah auch mir, denn als man erfuhr, daß ich so weit herkomme, wurde ich ersucht zu erlauben, daß die Bewohner des Dorfes mich ansehen dürften. In der Regel hat man für den Aufenthalt und Unterhalt nichts zu bezahlen, aber man findet schon ein Mittel, die Annahme des Silbes zu bewirken. Gewöhnlich wird man bei dem Abschiede freundlich eingeladen, wiederkommen. Diese Gastfreundschaft ist um so verdienstlicher bei den Bauern dieser Gegend, da sie nach ihren religiösen Ansichten nicht gern in Verbindung mit einem andergläubigen Fremden kommen können, und die Gefäße und Geräthe, deren er sich bedient, durch seinen Gebrauch entweiht wurden; sie gehören zu der Secte der Altgläubigen.

Ridderst, wo ich den 28. Nachmittags ankam, verdankt seine Entdeckung der Entdeckung eines Silber- und Bleibergwerks im Jahre 1783 durch Ridder, einen Bergbeamten. Im Jahre 1818 gab es 3990 Pud Silber und 2,003,102 Pud Blei. Das Wasser hindert die Bearbeitung sehr und man hat jetzt Maschinen zur Entfernung desselben aufgestellt.

Ridderst liegt 2316 Fuß über dem Meerespiegel in einem großen Thale. Ich befand mich hier mitten im Gebirge. Von meinen Fenstern aus sah ich um mich her die schneeigen Höhen der Gebirge umhüllt, deren Anblick höchst imposant war. Die Wolken hingen sich bisweilen an den Gipfeln oder Seiten an und verbargen sie vollständig. Wären diese Gebirgsmassen frei, so hätte man glauben können, sie wären nur tausend Schritte weit entfernt; aber sie sind viel weiter entlegen. Vor ihnen kommen Hügel; die in S. und N. behalten fortwährend Schnee; er fiel noch am ersten Mai einen Fuß hoch, und obgleich die Temperatur sich bereits gemildert hatte, gefror es doch alle Nächte während der Zeit meines Aufenthalts. Trotz der Strenge des Klimas in Folge der bedeutenden Höhe, gedeiht doch der Weizen recht wohl, wenn er auch erst spät reif wird. Man baut in den Gärten Kohl, Kartoffeln, Zwiebeln und einige andere Küchengewächse. Das Klima ist allen diesen Bergen sehr gesund und man hört nie etwas von der sibirischen Krankheit, welche in den nördlichen und südlichen Gegenden, besonders in der Babara-Steppe, viele Pferde hinrafft und oft auch die Menschen befällt.

Man sieht hier wie in andern Schmelzhütten mit Vergnügen, wie besorgt man um die Gesundheit der Arbeiter ist. Uebrigens gilt Ridderst für eine Art Verbannungsort unter ihnen, weil sie hier genauer beobachtet werden als an andern Orten; es giebt da auch keine Schenke und man kann Branntwein nur mit der speziellen Einwilligung des Commandanten einführen.

Die Arbeiter theilen sich in zwei Classen, nämlich die Bergleute und die requirirten Bauern. Diese letztern müssen Holz fällen, Kohlen brennen, — was man Fußarbeit nennt —, und das Erz in die Schmelzhütten schaffen, was man Wagenarbeit heißt. Jede männliche Person muß

sechzehn Tage Arbeit der ersten Classe und zwölf Tage der zweiten mit einem Pferde verrichten. Seit 1779 sind ihre Verpflichtungen durch eine Vorschrift geregelt, welche sie vor Willkür schützt, der sie vorher oft ausgesetzt waren. Sie empfangen einen Lohn für diese Frohnarbeiten; ein Drittel von ihnen ungefähr ist ganz frei davon. Alle Jahre im Frühlinge kommt der Bergvater, welcher aus dem Commandanten der verschiedenen Bergwerken und Schmelzhütten besteht, in Barnaul unter dem Vorherrsche des Obercommandanten der Hütten von Kolywan zusammen, bestimmt die Menge der zu unternehmenden Arbeiten und die Zahl der nöthigen Arbeiter, und vertheilt diese in die verschiedenen Kreise, welche dann die Arbeit einen jeden besonders zutheilen. Erschwert wird diese Frohne noch dadurch, daß die Dörfer meist weit von den Bergwerken liegen. Uebrigens lassen die Bauern, wenn es ihr Vortheil ist, oft andere für sich arbeiten und bezahlen dieselben. Die Zahl der requirirten Bauern beträgt gegenwärtig 87,000.

Die eigentlichen Bergleute werden unter deren Kindern und unter den requirirten Bauern recrutirt; ihre Zahl beträgt 17,504. Sie sind eben so gestellt wie die Soldaten und erhalten Lebensmittel und Sold. Der letztere beträgt 30 bis 35 Rubel des Jahres und scheint demnach sehr gering zu seyn; er reicht jedoch zu ihren Bedürfnissen hin, und die thätigen Arbeiter können zum Wohlstande gelangen, wie ich es selbst bemerkt habe. Die Lebensmittel, welche sie reichlich aus dem Magazine der Krone erhalten, sind für sie und ihre Familien mehr als hinreichend; sie können überdies in der freien Zeit für ihre eigene Rechnung arbeiten, und es giebt unter ihnen mehrere, welche in der Erntezeit 5 bis 6 und selbst 10 Rubel die Woche verdienen. Gewöhnlich sind die Häuser, welche sie bewohnen, ihr Eigenthum; sie besitzen Gärten, Pferde, Kühe, Schafe, Bienen, bebauen ihre Felder, ernten auf den Wiesen der Krone das Heu, das sie brauchen, und können sich in den Wäldern das nöthige Holz holen.

Ihre Kinder besuchen bis zum zehnten Jahre besonders für sie angelegte Schulen; um diese Zeit aber fangen sie an in Verhältniß zu ihren Körperkräften Theil an den Arbeiten zu nehmen, erhalten Lebensmittel und auch etwas Geld; erreichen sie das männliche Alter, so werden sie unter die Arbeiter aufgenommen, ihr Lohn steigt, und die dritte Woche sind sie von der Arbeit frei. Wie überall geht es den Arbeitern, die sich gut halten, recht wohl: die Faulen und Trägen aber, die leider sehr zahlreich sind, führen ein erbärmliches Leben; doch muß ich gestehen, daß ich in ganz Sibirien nicht einen einzigen Bettler gefunden habe.

Die Dienstzeit eines Bergmannes beträgt vierzig Jahre; wer vor dieser Zeit seine Kräfte verliert oder durch irgend einen Unfall invalide wird, erhält seinen Abschied und eine kleine Pension; ist er verwundet, so wird er in einem Hospitale verpflegt.

Der Arbeiter, der sich durch seine gute Aufführung und seine Klugheit auszeichnet, wird zum Unterinspector ernannt, was dem Grade des Unterofficiers in der Armee entspricht. Die große Tiefe der Werke in Kolywan ist dem Arbeiter günstig; denn die Temperatur ist darin zu jeder Jahreszeit gleich; im Winter wird dagegen die Arbeit in den Schmelzhütten für diejenigen sehr beschwerlich, welche die Defen mit Kohlen zu versorgen haben; bald sind sie innen einer brennenden Gluth, bald draußen einer strengen Kälte ausgesetzt.

Das Silberbergwerk von Krutowski befindet sich nur eine Werst von Nidderel und wurde 1811 entdeckt. Es ist das reichste in dem Bezirke Kolywan und gab 1818 7841 Puds Metall.

Ob es gleich alle Nächte gefror, so war die Bitterung doch den Tag über schön, und ich machte deshalb Ausflüge in die benachbarten Berge; ich besuchte den Fall der Grammatukha, des ansehnlichsten Flusses in der Umgegend, der sich von dem schneeigen Gipfel des Udinsk in eine sehr enge und bewaldete Schlucht stürzt. Das Getöse, welches dieser Wasserfall macht, ist betäubend, und in der Nacht besonders hört man es ganz deutlich in Nidderel, das 8 Werst davon entfernt ist. Ich konnte nicht bis auf die höchste Spitze klettern, welche über den Fall sieht, weil es

Nacht wurde und nach den Erzählungen meiner Führer die Wälder diese Bezirke häufig besuchen; obgleich dieselben nicht leicht einen Menschen anfallen, so scheute ich mich doch nicht nach einer genauern Bekanntschaft mit diesen Thieren. Uebrigens war ich für meine Mühe reichlich durch die große Anzahl hübscher Pflanzen entschädigt, welche das Thal der Grammatukha schmückten. Man findet auch Zobel in diesen Wäldern, aber nur in geringer Anzahl, und sie werden auch wegen ihres kurzen Faares im Handel nicht hoch gehalten.

Am 6. Mai reiste ich nach Ustamenogorsk ab über Hügel, die nicht über 300 Fuß hoch waren, und über kleine Flüsse, welche ihr Wasser dem Irtsch zufließen. Das von Erde gebaute Fort liegt in geringer Entfernung von der Stadt, deren Häuser von Holz und klein, aber reinlich und bequem sind. In dem, welches ich bewohnte und das mir der Polizeichef angewiesen hatte, machte mir der Wirth anfangs nicht eben ein freundliches Gesicht; bald aber änderte sich dies und er setzte mir, gleichsam um mich zu überraschen, eine Mahlzeit vor, die in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit und Reichlichkeit nicht viel zu wünschen übrig ließ; mehrere Arten guter Weine, Keller, Bissel u. von Silber zeugten von dem Wohlstande des Hauses. Diese Gastlichkeit blieb sich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes gleich. Später erfuhr ich die Ursache, worum mich mein Wirth nicht gleich im Anfange gut aufgenommen hatte. Kurz vor meiner Ankunft war seine Frau krank geworden und er hatte gefürchtet, meine Anwesenheit werde ihn tödten. Als er sich aber überzeugte, daß seine Besorgniß nicht gegründet sey, änderte er sogleich auch sein Benehmen.

Der Irtsch ist hier eine Viertelmeile breit und fließt sehr schnell; vorher ist er zwischen sehr steilen und felsigen Betten geflossen; hier tritt er aus dem Gebirge heraus. Er bildet in der Gegend mehrere Inseln. Im Frühjahr tritt er aus und überschwemmt einen Theil der Stadt; dieses Jahr war sein Wasser in mehrere Häuser eingedrungen.

Wie in allen schnellfließenden Flüssen dieses Landes bildet sich das Eis in ihm nicht zuerst an der Oberfläche, sondern am Boden; dann löst es sich dort los und steigt empor; die Menge dieser Eisschollen nimmt zu, und wenn die Kälte zunimmt, hängen sie sich an einander; der Frost verbindet sie fest und so bilden sie eine Eisdecke von bedeutender Stärke.

Ich fuhr über den Irtsch in einem sehr schmalen Boote, einem ausgehöhlten Pappelflamme; ein etwas beleibter Mann würde Mühe gehabt haben, Platz darin zu finden; man muß sich hinten hin setzen und zwei Kosaken mit schlechten Rudern führen das Fahrzeug; ich trat mit einiger Besorgniß hinein; man versicherte mich aber, daß nie ein Unglück geschehen sey. Jenseits des Irtsch, dessen Lauf sehr gekrümmt ist, gelangte ich auf 400 Fuß hohe Berge, traf auch mehrere Kirgisen, welche Viehherden, besonders Pferde, hüteten. Eine solche Pferdeherde wurde von meinen Kosaken auf 150 Stück geschätzt. Ihre Hüter ritten auf Ochsen. Die Kirgisen, die in dieser Gegend wohnen, zeigten durchaus keine Besorgniß bei unserer Ankunft, im Gegentheil sie bewiesen sich sehr freundlich, besonders als ich ihnen auf ihre Bitte Tabak gab. Ein anderer dagegen, der wahrscheinlich aus dem Innern der Steppe und weniger an den Anblick Fremder gewöhnt war, erschrak ungemein, als er uns erblickte; er stürzte sich in den Fluß, schwamm über denselben und kam dann mit einem Begleiter zurück.

Zwei Kameele weideten in der Kirgisenstepp, die in dieser Gegend, so weit ich sie mit meinen Augen und einem Fernrohre übersehen konnte, keineswegs ganz eben ist; Hügelreihen erheben sich vielmehr hinter einander. Drei gingen von D. nach W.; sie sind nicht bewaldet oder doch höchstens nur mit kleinem Gebüsch bewachsen. Die Ufer des Irtsch und die eines kleinen namenlosen Flusses, den er aufnimmt, waren durch Weidenbäume beschattet. Die Vegetation fand ich fast ganz gleich mit jener in den Bezirken nördlich vom Irtsch. Ich wäre gern weiter gegangen und hatte bereits alle dazu nöthigen Maßregeln getroffen; aber es blieb mir keine Zeit mehr zu diesem Ausfluge über.

Als ich nach Ustamenogorsk zurückgekommen war, besuchte ich den prietan oder Landungsplatz, der zwei Werst in W. am Fuße des Berges liegt. Eben waren zwölf mit Erz beladene Fahrzeuge angekommen. Sie holen dasselbe an dem Bergwerke zu Spranow und ist für die Schmelzhütten in Smejew zc. bestimmt. Von diesen Fahrzeugen trägt jedes 2000 Pud und legen jährlich neun Mal die Entfernung von 150 Werst zwischen Butkhtarminsk und Ustamenogorsk in 14 bis 24 Stunden stromabwärts und in 8 bis 10 Tagen stromaufwärts zurück; im letztern Falle muß man sie ziehen. Man bringt sie nach Schulbinsk, wo sich ein großer Wald befindet neben dem, welcher sich von Barnaul von der Schmelzhütte Koltew bis an den Irtschik hinzieht.

Die Berge, an deren Fuße der Landungsplatz sich befindet, sind 650 Fuß höher als die Ebene, wo Ustamenogorsk liegt, und 1882 F. höher als der Meeresspiegel; ihr Abhang nach S. ist sehr steil. Von ihrem Gipfel aus über sah ich mit einem Fernrohre die Kirgisensteppe und bemerkte jenseits der Berge, von denen ich gesprochen habe, andere, die noch mit Schnee bedeckt waren.

Wir fiel in diesem Gebirge ein sehr merkwürdiges Echo auf. Das Wort, das man ausspricht, wird sehr laut und sehr deutlich wiederholt, dann von einer Höhe zur andern getragen und klingt so oft wieder, daß man es gar nicht zählen kann, besonders weil es von verschiedenen Seiten her zu gleicher Zeit und in verschiedener Stärke wiederholt wird. Dieses Gebirge heißt Prigormaja Sopka, wie mehrere andere in andern Gegenden, weil, wie man mir sagte, man das Vieh da in der Nähe zusammenreibt.

Ich machte auch einen Ausflug nach Krasnawarsk, das einige hundert Schritte von dem Irtschik mitten unter isolirten Bergen liegt, deren höchster sich 600 Fuß über das Dorf erhebt. Ganz in der Nähe sieht man Spuren von alten Festungswerken, die man heut zu Tage für nutzlos hält. Die Kasaken, welche sonst die Grenze bewachten, sind friedliche Bauern geworden, doch müssen sie wie sonst Kriegsdienste thun, und man verwendet sie auch noch bisweilen, aber selten. Weiter hin hoben sich die Berge mehr und mehr.

Das schlechte Wetter trieb mich nach Nibdersk zurück und ich sah mehrmals bis zum 15. Mai Schnee fallen; doch verschwand er bald wieder. Die Berge waren von Wolken umhüllt und die Flüsse ungemein angeschwollen; in der Nacht vom 21. zum 22. gefror es sehr stark. Den andern Tag konnte ich den Belki untersuchen, der für den höchsten Berg in der Umgegend gilt. In der Höhe von 4536 Fuß hören die Birken auf, bei 5500 F. findet man keinen Wald mehr und es wachsen nur noch hier und da einige ärmliche verkrüppelte Fichten; die Lärchenbäume waren noch sehr gerade. An mehreren Stellen des Waldes lag der Schnee über einen Fuß hoch; auch bedeckte er den Gipfel des Berges gänzlich, der 6631 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Man hat daselbst ein hölzernes Kreuz errichtet und dasselbe auf drei Seiten von einer fünf Fuß hohen Mauer von Steinen umgeben. Diese Gegend war von Schneehühnern, Alpengeiern und Bobais oder sibirischen Murmelthieren bewohnt. Dieses letztere sehr schüchterne Thier läuft bei dem geringsten Geräusche nach den Felsen und Felsenriffen, bleibt einen Augenblick am Eingange, pfeift und verschwindet.

In der Umgegend von Nibdersk irrten Deserteurs umher; es verbreiteten sich beunruhigende Gerüchte über dieselben; man sagte selbst, sie hätten die Kühnheit gehabt, Kronmagazine in Korgon zu plündern, und man fürchtete einen Angriff von ihnen auf Nibdersk. Wegen meiner Person war ich nicht im Geringsten besorgt, weil mir einer meiner Führer schrieb, er sey mit denselben zusammen getroffen, ohne daß sie ihm etwas zu Leide gethan hätten; die Leute aber, die mich begleiteten, zeigten Besorgnisse, die mir nachtheilig werden konnten.

Den 8 Juni war das Wetter, das abscheulich gewesen, schöner und wärmer geworden; ich war mit meinem gewöhnlichen Gefolge und einem alten Dolmetscher aufgebrochen, der geläufig Kalmückisch sprach, und wendete mich nach den Alpen von Kotsun. Diese Schneegebirge bilden einen

Theil der Kette, welche die Wasserscheide zwischen dem Irtschik und Ob abgiebt; sie laufen von S. nach N.; in S. schließen sie sich zwei Alpenketten an, welche sich von D. nach W. erstrecken und mehrere Flüsse erzeugen; die südlichste bildet an dem westlichen Ende die Schneegebirge von Ubinsk und Nibdersk. Der westliche Abhang der Berge, in Kotsun, ist nur mäßig steil; der östliche ist es weit mehr. Wir konnten fast in gerader Linie emporreiten; an mehreren Stellen war der Boden sumpfig. Einzelne Bäume finden sich fast bis zum Gipfel hinauf, der ein großes Plateau bildet. Das Wasser war gefroren. Früh um vier Uhr, bei sehr heiterem Himmel, stand der Thermometer etwas über Null; ich befand mich 6532 Fuß über dem Meere mitten unter zerbrochenen Felsenstücken. Von hier aus überblickte ich die ganze Kette des Altai und seiner verschiedenen Aeste. Die Aeste von Tungusinsk und Ubinsk schienen mir die höchsten zu seyn. Es war ein majestätisches Bild diese ungeheuern Massen, die sich über einander thürmten, und deren glänzenweiße Spitzen einen herrlichen Contrast mit dem frischen Grün der Abhänge der andern Berge und den schwarzen Schatten der tiefen Thäler bildeten. Nicht ohne Interesse bemerkte ich die Quelle des kleinen Kotsun, die westlichste jener des Ob; ich folgte dem Thale, in welchem sie fließt, und traf dann die des großen Kotsun. Ein Gipfel, welcher die Quelle des Tscharisch beherrscht, erhebt sich 7184 Fuß über das Meer. Wir hatten den 12. Juni.

Auf dem Rückwege von dem Gebirge bemerkten wir mehrere Reiter, die ersten Menschen, denen wir seit unserer Abreise von Nibdersk begegneten. Wir erkannten in ihnen jagenbe Kalmücken; sie hatten ein Gespräch mit meinem Dolmetscher angefangen, der mit den Pferden unten geblieben war. Sie waren mit langen Flinten ohne Schloß bewaffnet, die mit einer Lunte abgebrannt werden, nahmen uns sehr freundschaftlich auf, nahmen mit Freuden Tabaksblätter an, und sagten uns, daß wir die ersten Jurten ihrer Landsleute in einer Entfernung von 20 Werst an dem Tscharisch finden würden. Sie fürchteten sich ungemein vor den Dieben, welche in dem Gebirge haufen, und würden schwerlich sich an uns gewagt haben, wären sie nicht von unserer Ankunft durch einige meiner Leute benachrichtigt worden, die ich mit den Packpferden vorausgeschickt hatte. Weiter hin entfernte sich ein anderer Kalmücke, der uns erblickte, sehr schnell, und erst nach lautem Rufen und nach langem Winken unseres Dolmetschers faßte er wieder so viel Muth, daß er auf uns zukam.

Den andern Tag fanden wir auf unserm Wege Kalmückenjurten und mehrere Tschuden-Gräber, die geöffnet und nach Gegenstände von geringem Werthe durchsucht worden waren. Auf einem Stangengerüste hingen Felle von Hasen, Schafen, Pferdchäute, Feinwandstücke, Lumpen von verschiedener Farbe, und andere Gegenstände, welche von den Kalmücken ihren Göttern geopfert werden.

Abends lagerten wir an einer Stelle, wo das Thal des Tscharisch eine Breite von vier Stunden einnimmt, als mehrere Kalmücken uns anredeten; wir äußerten gegen sie den Wunsch, Fleisch zu kaufen, das wir nöthig brauchten, sie antworteten aber, sie verkauften nichts, wollten uns jedoch ein Schaf schenken. Ich vergalt dies mit Tabak und Branntwein, was für sie sehr kostbare Geschenke waren. Sie schänten den Tabak so hoch, daß sie ihn, um ihn zu schenken, häufig mit sehr fein geschnittenen Baumrindenstücken vermischen. Den andern Tag früh brachte ein Kalmücke das versprochene Schaf, schlachtete es und sammelte sorgfältig das Blut auf. Man füllt mit diesem die Eingeweide, läßt sie in dem Rauche trocknen und hebt sie als Wintervorrath auf. Ich gab dem Manne 16 Kauris, die Quantität, welche eine Kalmückin zu ihrem Schmucke verwendet; Faden von Gold und Seide, Nadeln und etwas Schwefel; er schien damit sehr zufrieden zu seyn. Von diesem Augenblicke an standen die Kalmücken ganz zu meinem Befehle.

Ich ließ ihren Gaisan (Fürsten oder Befehlshaber) einladen, mich zu besuchen; in meinem Zelte hatte ich einen Teppich ausbreiten lassen, damit er sich darauf setzen könne, und Filzdecken für die Leute aus seinem Gefolge. Es kamen zwei Gaisans auf einmal in Begleitung von

neun Personen; nach den gewöhnlichen Begräbnissen setzten sich alle mit gekreuzten Füßen nieder. Die Saisans waren in starke Seidenstoffe von China in bunten Farben gekleidet und diese Kleidungsstücke mit Fuchsfellen gefüttert und mit Zobel besetzt. Die Reute ihres Gefolges trugen grobes Tuch, und diese weiten, ziemlich langen Anzüge waren durch einen Gürtel zusammen gehalten, in welchem sie ihr Feuerzeug in einer leeren Tasche trugen, die von chinesischer Arbeit und oft sehr hübsch, mit einem Schlosse versehen und mit Bronze oder Silber verziert war. Ihre schwarzen Halbstiefeln waren oben außerordentlich weit, so daß sie ihren Tabaksbeutel und ihre eiserne Pfeife hineinstecken konnten. Einer von ihnen verstand etwas Russisch; das Gespräch drehte sich um Berge und Flüsse.

Sie nahmen alle ihre Pfeifen, schlugen Feuer an, zündeten den Tabak an und begannen zu rauchen; dann schlug sich jeder mit der Pfeife an die Stirn und überreichte sie seinem Nachbar; dieser that zwei bis drei Züge daraus und gab sie dann mit derselben Ceremonie zurück. Die Saisans reichten mir mehrmals ihre Pfeifen, und obgleich ich nicht rauchte, konnte ich sie doch nicht zurückweisen. Ich ließ ihnen Thee, Brantwein und Zwieback vorsehen; jeder gab etwas davon seinem Nachbar und die Scene mit den Pfeifen erneuerte sich wieder. Erst verhielt man sich ziemlich ruhig und anständig; der Brantwein aber machte sie allmählig lebendiger und ich sah sie endlich gern hinausgehen, um sich um ein Feuer zu setzen, das sie anzumachten. Die beiden Saisans kamen jedoch bald in meine Hütte zurück; der eine bot mir ein Zibisfell, der andere ein Fuchsfell; ich reichte ihnen dafür Brantwein, Tabak, Seiden- und Goldfaden, Gauris, Blei, Flintensteine, Nadeln und verschiedene andere Kleinigkeiten. Sie konnten ihre Freude nicht verbergen und ließen mir durch den Dolmetscher sagen, sie schämten sich, mit so geringen Geschenken gekommen zu seyn, während ich ihnen so ansehnliche gegeben habe. Die Präliminarien erleichterten die Unterhandlungen und sie versprachen mir den andern Tag vier Reute und sieben Pferde. Als sie zu ihren Reuten zurückkamen, wurde ihre Freude noch lärmender, besonders als sie mehrere Gläser von ihrem Araku oder Milchbrantwein getrunken hatten. Ich sollte denselben auch kosten, aber schon der Geruch war mir zuwider. Sie brachen erst in der Nacht wieder auf, nachdem sie mir mehrmals ihren Dank wiederholt hatten.

Wenn die Vorliebe der Kalmücken für das Nomadenleben ein Hinderniß für ihre Civilisation ist, so ist ihre unmäßige Trunksucht ein nicht minder großes Hinderniß. Man hat mich allgemein versichert, daß es im Sommer schwer halte, einen reichen Kalmücken nüchtern zu finden, was bei einer Reise in diesen Gegenden alle Verbindungen mit ihnen sehr unangenehm macht, besonders wenn man Saisans braucht, da diese einander fortwährend Besuche machen, um Araku zu trinken, den sie in den langen Wintern entbehren, weil sie zu dieser Zeit keine Milch erhalten. Sie ziehen den russischen Brantwein vor, der viel stärker ist, und um diesen zu erhalten, würden sie alles hergeben, was sie besitzen, wäre es nicht streng verboten, den Kalmücken Brantwein zu verkaufen. Dieses Verbot erstreckt sich auch auf das Schießpulver. Dies wissen sie jedoch zu verküpfen, wenn es auch schlecht ist.

Ihre Fehler, wie die Trunksucht, die Abneigung gegen ein arbeitsames Leben und die Unreinlichkeit, werden durch andere Eigenschaften ausgeglichen, wie die Ehrlichkeit, die Freundlichkeit und die Gefälligkeit, die sie nach meinen Beobachtungen in hohem Grade besitzen.

Den andern Tag Mittags erschienen die mir versprochenen Männer und Pferde. Als Lebensmittel auf der Reise hatten sie ein geschlachtetes Schaf mitgebracht, das einer der Leute hinter sich auf das Pferd legte, ohne es zu verdecken, so daß es der Sonnenhitze, dem Staube und den Fliegen ausgelegt und in unmittelbarer Berührung mit dem schweißenden Pferde war.

Ich trat in eine der Kalmückenzurten, auf die wir trafen; man weiß, daß der Bau derselben sehr einfach ist; mehrere Stangen, die man mit ihrem obern Ende zusammenbiegt, werden mit Filz belegt und bilden so

eine Wohnung, welche vor die Kälte des Winters, vor den Stürmen des Herbstes selbst in diesen rauhen Berggegenden schützen soll. Das Feuer brannte am der Erde. Der Besitzer war abwesend; ich fand nur sein Frau, deren Kinder und einen Diener; man zupfte eben Wolle zu Filz.

In dieser Jahreszeit steht der Destillirapparat gewöhnlich über dem Feuer. Beim Eingange in die Zurte sieht man einen ungeheuern Schlauch von ungegerbtem Leder; ein Schaffell bedeckt da, wo das Haar ist, die Oeffnung dieses Schlauches, den man nie ausleert und nie auswäscht, damit die Milch desto eher darin sauer werde; man gießt alle die Milch hinein, die man nicht sogleich braucht, und schüttelt sie oft um, damit die Gährung beschleunigt werde. Dieses Getränk, dessen Geruch höchst unangenehm ist, heißt Kumis, und durch Destillation erhält man davon den Araku (Milchbrantwein), der durchsichtig und farblos ist.

Dem Eingange gegenüber hängt ein sehr grob in Holz geschnitztes Götzenbild; am obern Theile befindet sich etwas, das einem Kopfe ähnlich sehen soll und wo man ein Paar Augen von Glas oder Korallen eingesetzt hat. Gewöhnlich hängt eine Opfergabe daneben, z. B. ein Eichhörnchenfell oder eine Adlerklaue; Koffer und Kisten mit allen Reichthümern der Familie stehen in der Zurte herum auf Stangen etwas über dem Boden erhöht; rohe und gegerbte Thierfelle, wie Filzdecken dienen der Familie als Bett. Einige meiner Reute verlangten Milch und die Frau schöpfte etwas aus einem dastehenden eisernen Gefäße; der Kalmücke bekam etwas aus dem Schlauche. Ohne sich weiter um uns zu bekümmern, setzte sich die Frau an das Feuer und rauchte ihre Pfeife; ich ließ ihr Tabak geben, und sie nahm ihn ohne etwas zu sagen. Bei dieser und mehreren andern Gelegenheiten habe ich bemerkt, daß die Kalmückinnen meist sehr bescheiden und schüchtern sind; die Geschenke, die man ihnen giebt, bringen sie gewöhnlich in Verlegenheit und erregen gar ihre Besorgniß.

Die charakteristischen Züge des Kalmückengesichtes, eine eingebrückte Stirn, schiefstehende Augen, vorspringende Backenknochen, können allerdings keinen Anspruch auf Schönheit machen, wenigstens nach der Meinung der Europäer. Doch sind die Frauen nicht so häßlich als man sich einbildet. (Taf. 3. Abbild.)

Der Anblick der ärmlichen Zurte, in welche nie ein Lichtstrahl bringt, wenn es das schlechte Wetter nöthig macht, daß man das Loch für den Abzug des Rauches und die Thüre schließt, darf nicht auf die Idee führen, die Noth und Armuth nöthigten die Kalmücken, in solchen Hütten zu leben, die im Winter vor der Kälte nur durch den Schnee geschützt sind, welchen man darüber aufhäuft, und wo das Quecksilber oft gefriert; nein, es geschieht nur aus Gewohnheit und aus Anhänglichkeit für ihre Heerden, die sie nicht verlassen wollen und die immer im Freien bleiben. Uebrigens leben sie im Wohlstande mit Ausnahme derer, welche faul und trunksüchtig sind; diese verkaufen ihr Vieh gegen Brantwein, der ihnen insgeheim zukommt, trotz allen Verbotten, und für den sie ihr Vieh und ihre Pelzwaaren ganz wohlfeil hingeben. Die Kalmücken, welche große Heerden besitzen, verkaufen Pferde, Schafe und Kinder oft für mehr als tausend Rubel auf einmal, und da die Regierung sie schützt, so giebt es unter ihnen reiche Leute; doch dies übt durchaus keinen Einfluß auf ihre Lebensart. Sie lieben das Nomadenleben zu sehr, als daß sie denselben entsagen sollten; einige haben sich in der Nähe von Rußland niedergelassen und das Christenthum angenommen, aber sie sind weder arbeitsame Ansiedler, noch wahre Christen und führen ein unglückliches Leben.

Als wir wieder ausgebrochen waren, bat mich mein kalmückischer Führer um die Erlaubniß, singen zu dürfen; ich gab sie gern, um ihren Gesang kennen zu lernen, aber ich konnte nichts Eigentümliches in der Melodie finden. Der Gesang bestand nur in einigen Worten, die mit gelender Stimme ausgesprochen wurden, bald höher, bald tiefer, und immer mit mehr oder minder offenem Munde.

Die Kalmücken sind sehr heiter und sehr gute Reisegefährten, denn nie großen sie und fürchten keine Mühe und Anstrengung. Dabei sind sie treffliche Reiter und scheuen sich nicht, im Galopp die steilsten Höhen

hinunter zu reiten; vor dem Wasser aber fürchten sie sich und sie schwimmen deshalb nicht durch reißende Flüsse.

Auf unserer Weiterreise begegneten wir mehreren Kameelen mit zwei Führern, die selbst im Winter in diesen Gegenden bleiben. Am 3. Juli war ich nach Ribdersk zurückgekehrt.

Am 12. reiste ich wieder ab, um den Korgon zu besuchen. Am 21. in einem nahen Dorfe hatte ich das Unglück, als ich früh durch das Fenster sah, den Gipfel des Khasinsk und andere Berggipfel mit Schnee bedeckt zu sehen, der in der vorigen Nacht gefallen war. Nichts desto weniger setzte ich den Marsch fort; das Gras war vom Reife weiß. Nachdem ich über mehrere Schneespitzen gestiegen war, gelangte ich zu dem Korgon, einer weiten Hochebene, von deren Seiten mehrere große Flüsse herabkommen; er bildet die Wasserscheide zwischen dem Ob und Irtysh; in SO. schließt er sich an den Kolsun an. Man ist hier ungefähr in der Mitte des Kleinen Altai. Von der Verlängerung seines Ostendes fließt der Selenga herab.

Ich hatte viel Mühe in den nahen Dörfern Führer zu finden; die Personen, welche an Bergreisen in Europa gewöhnt sind, würden sich über alle die Vorsichtsmaßregeln wundern, die man hier nehmen muß, um eine Bergkette von nur 7000 Fuß Höhe zu übersteigen; aber das Klima und der Bau des Landes, das ich durchreiste, setzten mir Hindernisse entgegen, die in den südlicheren Gegenden weit seltener sind. Hier kennt Jeder nur die Gegend bei seiner Wohnung, und zwischen den besuchten Räumen giebt es mehrere, von denen man bloß hat sprechen hören, was viele sehr lästige Irrungen veranlaßt, wenn man einmal auf dem Wege ist; die steilen Abhänge dieser rauhen Gebirge und ihre sumpfige Beschaffenheit bringen den Fremden oft in eine sehr kritische Lage. Wer sich in diesem Gebirge verirrt, darf nicht hoffen, Jemanden zu begegnen, und selbst wenn er sich in einem bekannten Orte befindet, wo man der Sage nach gewissen Richtungen folgt, die zu Dörfern oder Jurten der Kalmücken oder in Gegenden führen, die der Jagd oder des Fischfangs wegen häufig besucht werden, so bleibt immer die Möglichkeit, im Falle eines Unglücks keine Hilfe zu finden, so dünn ist das Land bewohnt. Die Kalmücken führen ihre Heerden nicht auf den Korgon; wenn man sie um den Grund fragt, so antworten sie: „weil unsere Vorfahren nicht dahin gegangen sind und kein Kalmücke sich dahin wendet.“ Ich hatte auch keine Karte, auf welcher die Bergketten und Flüsse genau angegeben gewesen wären.

Den 29. Juli war ich wieder in Ribdersk und den 4. August reiste ich nach Ustamenogorsk weiter. Hier schiffte ich mich auf dem Irtysh ein und fuhr diesen Fluß hinauf. Die Boote, deren man sich bedient, sind ausgehöhlte Pappelstämme und so breit, daß zwei Personen bequem neben einander sitzen können. Das Kupferbergwerk in Bulhtarinsk wird wenig bearbeitet, man hat aber dabei die reiche Silbergrube Syrenowak, 60 Werst am Ende einer Salzebene zwischen dürren Gebirgen, 3951 Fuß über dem Meere. Es ist dies der höchste Punkt des Altai, wo es feste Wohnungen giebt; man zählt daselbst zehn Güter. Die Gerste, der Hafer, der Roggen, der Sommerweizen und der Hirse werden mit Erfolg angebaut; in den Gärten zieht man Kohl, Zwiebeln, Gurken, Mohr und Kürbisse. Der Berg Kolsun schützt das Dorf vor den Nordwinden. Ich bemerkte, daß man hier wie in dem übrigen Altai die Felder nie düngt; stängt ein Stück an, wenig Ertrag zu geben, so bebaut man ein anderes.

Welche Verschiedenheit in dem gegenwärtigen Aussehen und dem vor kurzem Jahren! Damals war es eine Einöde, in welcher sich nur wilde Thiere aufhielten, und die nur von Nomaden durchzogen wurden. Diese Einöde trennte zwei ungeheure Reiche, und doch bekleiden herrliche Wälder die Berge; die Thäler sind reich und mehrere Ebenen fruchtbar. Gegenwärtig leben die Bewohner der beiden Staaten freundschaftlich neben einander. Die Chinesen haben sich nicht fest da niedergelassen; die Regierung schickt sie von weit her dahin und sie bringen nur einige Monate da zu, um die Grenze an dieser Seite zu bewachen. Sie kaufen von den Russen die Waaren, welche sie brauchen. Die letztern finden so einen

leichten und vortheilhaften Abzug für die Erzeugnisse ihrer Felder und Gärten. Man sieht häufig Bauern in chinesische Stoffe, selbst Seidenzeuge, gekleidet und in ihren Wohnungen Porzellan. Sie haben sich die Reinlichkeit und selbst das Gesuchte angeeignet, das gewöhnlich die Folge des Wohlstandes ist. Ob es gleich keine Schulen bei ihnen giebt, so können doch alle lesen und viele können auch schreiben. Der Bergbau übt auch einen vortheilhaften Einfluß auf das Glück dieses Landes; die Industrie ist sehr thätig und die mechanischen Künste dehnen sich alle Tage weiter aus.

Am 20. August war das Wetter sehr schön, aber alle Nächte die Erde noch immer bereist. Man mußte fürchten, daß es auf den Bergen schneie, wenn sich das Wetter ändere; doch wollte ich über dieselben reisen, um auf das chinesische Gebiet zu gelangen. Der erste Posten liegt nur 50 Werst von Bultha am linken Ufer der Bulhtarma. Man hatte mir gesagt, das beste Mittel, um zugelassen zu werden, sey, als Kaufmann zu erscheinen; ich nahm also Leder, Blei, Seile und andere Gegenstände, meist von Eisen, mit mir, deren Ausführung erlaubt ist. Ich hätte gern auch mein Barometer mitgenommen, aber ich ließ es, wie meine andern Instrumente, zurück, um keinen Argwohn zu erregen. Nachdem ich den Eistweg überstiegen hatte, ein Schiefergebirge, dessen Gipfel sich 6000 Fuß über dem Meerespiegel erheben und das jetzt von Schnee bedeckt war, stieg ich nach den Ufern der Bulhtarma hinunter. Dieser von Birken, Weiden und Pappeln begrenzte Fluß ist sehr reißend und bildet grüne waldbreiche Inseln, ist also nicht tief. Seine Breite beträgt 350 Fuß. Wir ritten hinüber; das Wasser ging unsern Pferden bis an den Bug. An dem chinesischen Ufer ließ ich anhalten und schickte einen meiner Führer zu dem zwei Werst entfernten Posten, um zu fragen, ob es mir erlaubt sey, weiter zu reisen und meine Waaren zu verkaufen. Mein Abgeordneter kam bald mit einer günstigen Antwort von Seiten des Commandanten, eines Obersten, zurück.

Dieser Posten, Dschinghis Tel genannt, befindet sich in einer Ebene, die so dürr ist, wie die am rechten Ufer der Bulhtarma; sie reicht bis an die 7 Werst von diesem Flusse entfernten Gebirge und erstreckt sich so weit das Auge trägt, von NO. nach SW.; ihre höchsten Spitzen waren von neugefallenem Schnee bedeckt. Die Provinz, in welcher ich mich befand, heißt Khob Do.

Die Besatzung des Postens bestand aus 70 Mann, theils Mongolen, theils Kalmücken; in geringer Entfernung davon hatten chinesische Krieger ihre Zelte aufgeschlagen. Die Casernen der Garnison bestehen entweder in kleinen hölzernen Häusern, deren Fenster immer mit Papier verklebt und von außen mit Strohdecken verhängt sind, oder aus Erdhütten. Von den meisten Hütten flaggte auf einer acht Fuß hohen Stange eine kleine Fahne von grüner Seide.

Bei meiner Ankunft umringten mich die chinesischen Soldaten, welche ganz ohne Waffen waren. Ihre durch einen Gürtel zusammen gehaltenen Röcke, die nur bis an die Knie gingen, waren alle von verschiedenen Farben. Die Neugierde, einander zu sehen, war von beiden Seiten gleich groß; als ich aber sah, daß man meine Kleidungsstücke und selbst mein Hemd genauer untersuchen wollte, zog ich mich langsam zurück, was sie dann auch thaten. Indessen trat der Dolmetscher, ein Mann von 82 Jahren, vor und führte mich zu dem Commandanten, der auf europäische Weise dasaß. Er trug sehr feines blaues Tuch, und seine Tracht glich der, welche man in der Beschreibung jeder Reise nach China abgebildet sieht. Ich grüßte ihn; er blieb unbeweglich, nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und winkte mir, an seiner Rechten Platz zu nehmen. Ein Mägdchen neben ihm wurde mir als sein erster Diener vorgestellt; derselbe war fast gekleidet wie der Oberst selbst; zu seiner Linken auf etwas niedrigen Stiegen befanden sich zwei vornehme Kalmücken. Das ganze Haus war nur 10 Fuß lang und 10 Fuß breit, und bestand bloß aus einem einzigen Gemache, dessen oberer Theil zwei Fuß hoch mit allen Arten Rissen gefüllt war, während der Thüre gegenüber Rissen lagen, die wahrscheinlich in der Nacht statt der Betten dienten. In der Mitte des

kleinen Stämmen brannten Kohlen innerhalb einer Balustrade und darüber hing ein Kessel.

Man bot uns Thee an, der außerordentlich schwach, ohne Zucker und ohne Milch war. Ich wurde über den Monarchen, dem ich diene, und über meinen Rang gefragt. Diese Fragen richtete der Commandant an seinen ersten Diener, der sie weitläufiger dem Dolmetscher mittheilte. Ebenso machte ich es mit meinen Antworten, die durch den Mund meines Dieners gingen, dem ich streng verboten hatte, seiner Seite irgend eine Frage zu stellen. Der Commandant sagte mir, er sey direct von Peking gekommen und zwei Monate unterwegs gewesen, obgleich die Courriere die Entfernung in vierzehn Tagen zurücklegen. Auf die Frage nach dem Zwecke meiner Reise in diesen Gegenden, antwortete ich, ich wünsche Pflanzen im Altai zu sammeln, und als ich gefragt wurde, ob ich heilsame gefunden habe, bejahte ich dies und brachte das Gespräch auf den Rhubarber. Die Leute wußten nichts von dieser Wurzel oder stellten sich doch, als ob sie nichts davon wüßten. Während der Unterredung schenkte ein Diener fortwährend Thee ein; ich sprach demselben nicht eben sehr zu. Dann rauchten alle aus kleinen bronzenen Pfeifen.

Da man mich fragte, ob ich Waaren und welche mitgebracht habe, hat ich, man möge mir eine Stelle anweisen, wo ich mein Zelt aufschlagen könne. Man schlug mir eine ganz neue Kirgisenjurte vor. Ich nahm dieses Anerbieten gern an und beurlaubte mich von dem Commandanten, er auch da eben so unbeweglich blieb, wie bei meinem Eintritte. Sein Dolmetscher folgte mir und bald sammelte sich eine Schaar von Mongolen, Kalmücken und Kirgisen, die meine Waaren zu sehen wünschten; da es aber schon spät war, so rieth mir der Dolmetscher, allen Handel auf den nächsten Tag zu verschieben. Als er allein mit mir war, tractirte ich ihn mit Branntwein, weil man mir in Jysalba erzählt hatte, er liebe denselben sehr; um ihn noch mehr zu fesseln, versprach ich ihm ein Beil, eine Zange und ein Vorlegeschloß, auch versicherte ich ihn, er solle das Fortausrecht haben.

Durch ihn erfuhr ich, ein Geschenk werde den Commandanten nicht unangenehm seyn, auch werde er dasselbe erwidern und ich die Erlaubniß erhalten, bis zu den benachbarten Bergen zu gehen. Ich überbrachte dem Officier einen Pfeifenkopf von Bernstein und ein Tobelsell; da wiederholte er sein Versprechen, mir den andern Tag einen Führer zu geben.

Kaum war ich in meine Wohnung zurück, als mir der Diener des Commandanten eine dicke brennende Kerze auf einer eisernen Spitze brachte, welche ein 6 Zoll hohes und 7 Zoll langes Rästchen von schwarzem Lack trug. Die Nacht verging gänzlich ruhig. Mit Tagesanbruch kam der alte Dolmetscher, um mich um Branntwein zu bitten; andere Leute erschienen ebenfalls; ich mußte meine Waaren ausbreiten; leider hatten sie als Tauschmittel hauptsächlich Backsteinthee, Rauchtabak, Drehscheide und weißen und blauen Damast mitgebracht. Mit diesen Gegenständen bezahlt nämlich die chinesische Regierung den Sold ihrer Truppen. Die Messer, jene kleinen Eisenbeinstäbchen, welche die Stelle der Gabeln vertreten, die kleinen Lederbüschchen zum Feuerzeuge, und die Schnupftabaksdosen aus so verschiedenem Stoff und von so verschiedener Gestalt fanden sich Verhältniß nur in geringer Quantität. Im Ganzen war ich mit dem Resultate meines Tauschhandels nicht unzufrieden.

Noch war er nicht zu Ende, als der Commandant, der mir sein Geschenk schon geschickt hatte, eintrat, um mir seinen Besuch zu machen; er grüßte mich nicht, sondern setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einen Teppich neben mich. Ich ließ ihm Thee mit Zucker vorsetzen; das war ihm etwas ganz Neues und er fand Geschmack daran wie die beiden vornehmen Kalmücken, und bald blieb mir nur ein Stück übrig, weil auch viele gemeine Chinesen zu mir drangen und diese so gut zulangen, daß die letzten Tassen nicht mehr süß gemacht werden konnten. Tassen von grobem Porzellan und ein Packet Thee bildeten das Geschenk des Commandanten. Er ließ sich wegen des geringen Werthes dieser Gabe damit entschuldigen, daß er erst einige Monate an diesem Orte wohne und nicht viel bei sich habe.

Während seines Aufenthalts bei mir ersuchte ich ihn nochmals um die Erlaubniß, die Gebirge besuchen zu dürfen, und sogleich befohl er einem der vornehmen Kalmücken und einem andern, sich bereit zu halten, mich dahin zu begleiten. Da er keinen Thee mehr mochte, so ließ ich ihm Chokoladentafelchen geben. Er besah dieselben neugierig und fragte mich, was es sey und woher es komme; ich belehrte ihn und ersuchte ihn, die Tafelchen zu kosten, als plötzlich draußen ein großer Lärm unsere Aufmerksamkeit erregte. Ich fürchtete einen Streit zwischen meinen Leuten und den Chinesen und wollte mich überzeugen, als der Commandant, der wahrscheinlich errieth, was vorging, schnell aufstand und sich hinausbegeben. Ich erfuhr von dem Dolmetscher, man habe die Nachricht von der baldigen Ankunft eines Generals erhalten, der die Grenzpostenlinie besuche, und der Commandant gebe die nöthigen Befehle. Er setzte hinzu, ich werde am besten thun, wenn ich auf das russische Gebiet zurückkehre, weil, wenn der General mich hier treffe, die Folgen für den Commandanten und mich nur unangenehm seyn könnten. Er schlug mir sogar vor, mich eine Zeit lang hinter dem Gebüsch an der Buktarma versteckt zu halten, weil ich keine Geschenke für einen General habe, und dessen Abreise abzuwarten. Dies hielt ich jedoch für gefährlich wegen der vielen Pferde, die ich bei mir hatte; übrigens konnte ich auch durch Jemanden verrathen werden und ich mochte keineswegs als Gefangener die Reise nach Peking machen. Uebrigens war ich überzeugt, daß die chinesische Regierung durch Kalmücken bereits von meiner und eines andern Naturforschers Anwesenheit in dem Altai benachrichtigt sey, und deswegen hatte ich ganz offen die Frage über meinen Aufenthalt in dieser Gegend beantwortet; mein Besuch, die Berge zu besuchen, war ja auch günstig aufgenommen; freilich wurde jetzt die Erlaubniß des Generals dazu nothwendig. Da es mir an den Mitteln fehlte, dieselbe zu erhalten, so ließ ich meine Pferde satteln und mein Gepäck aufladen; dann eilte ich zu dem Commandanten, der seine gewöhnliche Ruhe wieder angenommen hatte, nahm Abschied von ihm und schlug den Weg nach dem Flusse ein. Ich kam nach Jysalba, zufrieden mit meiner Aufnahme auf dem chinesischen Gebiete, zurück.

Den andern Tag schlug ich den Weg nach Syrenowsk ein, erreichte dann die Ufer des Irtsich und schiffte mich nach Ustamenogorsk ein. Den 30. August war ich wieder in Kibdersk.

Den 9. Septbr. reiste ich von neuem ab, über die Berge, und befand mich an dem Ufer des Sees Kolyman. Er liegt 1105 Fuß über dem Meere, ist fast kreisrund und hat 6 Werst im Umfange; sein westliches Ufer ist flach; an dem nördlichen und östlichen erheben sich Granitfelsen, die sich nach dem südlichen hinziehen, wo sie eine Höhe von beinahe 700 Fuß erreichen; sie sind mit Tannen bewachsen. Von der Nord- und Nordwestseite gesehen, hat der See einen höchst malerischen Anblick; im Hintergrunde bemerkt man große Gebirgsmassen und weiter hin die schneeigen Gipfel des Korgon. Die Oberfläche des Sees ist im Allgemeinen ruhig und klar; längs seiner Ufer wachsen hier und da Rohr und Rensars, und an der nach SO. gerichteten Hälfte ist die Wassernuß außerordentlich häufig. Die Früchte dieser Pflanze werden gegessen; man bringt sie auf den Markt nach Omejow.

Man behauptet, der See habe keinen Abfluß; Pallas aber sagt, es befinde sich einer in der Rischnaja Kolimanka, welche in die Koktewka fällt. Vielleicht trocknet der kleine Fluß im Sommer ein. (Taf. 2. Abb.)

Von Omejow reiste ich nach Koktewsk, das mitten in einer Steppe liegt und wo sich eine Schmelzhütte für das Silber, so wie ein Kupferbergwerk befindet. Reiset man in der Steppe hin, so bemerkt man an verschiedenen Stellen Salzincrustationen, welche den Boden weiß machen; sie werden um so häufiger, je näher man einem See kommt, der in dieser Jahreszeit mit einer weißen Kruste überzogen ist. Die Pflanzen, welche man findet, sind dieselben wie die am Meeresufer und alle waren mit Bittersalzkrysalen bedeckt. An mehreren Stellen hatte es sich bereits von der Erde getrennt und man konnte es in seiner ganzen Reinheit sammeln. Die Erntezeit in dieser ganzen Gegend war nahe und der Boden bereits

so ausgetrocknet, daß man überall gehen konnte, ohne tief einzusinken. Ich ging durch das Bett des Sees, das dieselbe Vegetation gewährte, wie die Ufer. Die Länge beträgt ungefähr eine Werst und die größte Breite 200 Klaftern. Der Regen und das Schneewasser spülen von der Erde Salztheilchen weg, welche, sobald das Wasser durch die Trockenheit verdunstet ist, liegen bleiben. Man sammelt alle Jahre 2000 Pud von diesem Salze; 1000 davon verwendet man in den Glashütten zu Barnaul; 1000 werden gereinigt und an die Apotheker in Sibirien und andern Ländern verschickt.

Die vorgerückte Jahreszeit rieth mir, nach Barnaul zurückzukehren. Wir hatten den 22. Septbr.; den nächsten Tag bedeckte der Schnee die Steppe, die zur Rechten von einem Fichtenwalde begrenzt war. Der Boden ist bald lehmig, bald sandig; man sieht nicht den kleinsten Bach; von Zeit zu Zeit trifft man nur auf Salzteiche, deren Menge unzählbar ist. Ueberall stehen Dörfer an den Ufern der größten Iyr. Ihr Wasser ist nicht gleich; hier ist es ziemlich süß, dort enthält es viel gewöhnliches Salz, an einem dritten Orte eben solches und zugleich Bittersalz, so daß es nur von den daran gewöhnten Thieren getrunken werden kann. Deshalb graben alle Dörfer Brunnen, eine Eigenthümlichkeit, die mich lebhaft an die Entfernung der Berge erinnerte, wo die Wohnungen immer an den Ufern reisender Flüsse liegen. Den 26. Septbr. kam ich in Barnaul an.

(Barnaul.) Diese Stadt, welche 1822 Hauptort des Kreises wurde, liegt an dem linken Ufer des Ob und an dem Einflusse der Barnaulka, 366 Fuß über dem Meere in einer Sandebene. Sie gehört zu dem Gouvernement Tomsk, in allen Bergwerksachen aber zu Kolywan, das unmittelbar unter dem kaiserlichen Cabinet in St. Petersburg steht. Der Oberbefehlshaber dieses Bezirks ist zu gleicher Zeit Civilgouverneur von Tomsk, residirt gewöhnlich in Barnaul und begiebt sich nur zuweilen in den Hauptort des Gouvernements.

Die größte Kälte, die ich in Barnaul erlebt habe, war 23° unter Null in der ersten Hälfte des Novembers; man erzählte mir aber, das Quecksilber gefriere jeden Winter drei bis viermal. Indessen ist diese Temperatur nicht so empfindlich als man glauben sollt, da die Luft ganz ruhig ist; wird sie so streng, daß das Quecksilber gefriert, so ist die Atmosphäre so trübe und dicht, daß die Sonne nur um Mittag ein Paar Stunden durchzubringen vermag. Im Sommer ist die Hitze gewöhnlich brütend.

Alle Küchengewächse und selbst die Wassermelonen gedeihen sehr gut; die Obstbäume sind nicht häufig, aber wohl mehr aus Nachlässigkeit der Landleute, als wegen des Klimas.

Die Schmelzhütte, die Bergwerksschule, das Hospital und das Bergwerksgebäude sind sehr schöne Gebäude; man hat die Absicht, andere zu bauen; ein Museum enthält eine große Menge merkwürdiger Gegenstände, wie schöne Erzstufen verschiedener Arten aus dem Ural und Altai, ausgestopfte Thiere, Maschinenmodelle, eine öffentliche Bibliothek, verschiedene Kunstzeugnisse, Waffen, Instrumente, Kleidungsstücke der eingetorenen Völkerschaften Sibiriens, und Alterthümer aus Gräbern.

Von 1743 bis 1816 war die Menge des Silbers, welche die Schmelzhütte jährlich liefern mußte, nicht bestimmt; 1817 wurde sie auf 1000 Pud festgesetzt, worunter sich etwa 25 Pud Gold befanden. Das erst in der Münze von St. Petersburg davon geschieden wird. Die Totalsumme des goldhaltigen Silbers, das die Minen dieses Landes von 1743 bis 1825 geliefert haben, betrug 62,777 Pud, 22,354 Pfund.

Im Jahre 1766 wurde in Eusun eine Münze angelegt, in welcher man Kupfermünzen für diese Gegenden schlug; bis 1807 war der Ertrag bald mehr, bald minder bedeutend. Seit 1808 müssen jährlich für 250,000 Rubel gemünzt werden.

Bis zum Jahre 1808 wurde das zur Absonderung des Silbers nöthige Blei von Kertschinsk geschickt, was sehr bedeutende Transportkosten verursachte; seitdem hat man aber Blei in den Minen von Kolywan gefunden. Sie liefern auch Eisen, das zu den Arbeiten hinreicht. Denen

kann man sich, daß eine ungeheure Menge Holz und Kohlen verbraucht wird. Von Kohlen braucht man 260,000 Körbe, jeden zu 20 Pud gerechnet; dazu kommen noch 400,000 Pud zur Beschleunigung des Schmelzens.

Der Gesellschaftston in Barnaul ist vortrefflich. Die Einwohner führen ein sehr angenehmes Leben; nirgends habe ich die Gastfreundschaft in solcher Ausdehnung ausüben sehen. Alle Regierungsbeamte schienen sehr freundschaftlich unter einander zu leben; auch sind sie gegen die Fremden sehr zuvorkommend. Da die Unterhaltung der Pferde nicht viel kostet, so sind die Equipagen sehr zahlreich.

Zu Ende des Decembers reiste ich von Barnaul ab, um nach Europa zurückzukehren.

Kapitel IX.

Sibirien. — Irkamenogorsk. — Bukhtarminsk. — Russische Posten. — Ausflug nach dem chinesischen Gebiete. — Der Nur-Gaisan. — Ruinen von Ablauit. — Semipalatinsk. — Die Steppe Dsungarie. — Zusammentreffen mit Kirgisen. — Der Dschingis Lau. — Kirgisen-Lager. — Kar Karaly. — Russischer Posten. — Smaragden von Utyrn Tube. — Colonie von Kar Karaly.

Der Dr. Meyer, der den Herrn Leebour begleitet hatte, unternahm eine Reise nach der Kirgisensteppe. Den 18. März 1826 reiste er mit dem Dr. Bunge von Barnaul ab und am 4. April waren sie in Irkamenogorsk. Dieses Fort wurde 1729 auf einem Hügel am rechten Ufer des Irtysh etwas oberhalb dessen Vereinigung mit der Iba angelegt. Es ist ziemlich groß und hat eine steinerne Kirche; alle Häuser sind von Holz, klein und meist von Soldaten bewohnt. Eine halbe Werst nach D. liegt die Stadt und der Stobos der Kosaken, die den Ueberschwemmungen des Irtysh ausgesetzt sind. Die Einwohnerzahl der Stadt und des Forts beträgt 1740 Personen; sie ist der Hauptort eines Kreises, in welchem Nomaden-Kirgisen herumziehen, die dem Kaiser von Rußland Treue geschworen haben. Der Ort treibt einigen Handel mit den Chinesen, Kirgisen und Tataren von Taschkent.

Ich folgte der Schanzelinie bis Bukhtarminsk am rechten und freien Ufer der Bukhtarma, eine Werst von dem Irtysh, in einer von Bergen umringten Ebene. Bald war ich über die beiden Flüsse und mit einer achtungsgebietenden Bedeckung besuchte ich immer weiter die russischen Posten in der Kirgisensteppe. An der andern Seite lagen chinesische Schanzen mit Mandchu- und mongolischen Soldaten. Die Kirgisen leben sehr freundschaftlich mit den Russen und Chinesen. Zwei Officiere der letztern mit zwei Soldaten kamen zu einem Posten, wo wir Halt gemacht hatten, um dem Commandanten einen Besuch abzustatten. Mein Fernrohr interessirte sie sehr; sie sagten, man verfertige solche Gläser auch in ihrem Vaterlande, das meinige sey aber viel besser.

Merkwürdig scheint es, daß die Russen auf dem chinesischen Gebiete jagen und fischen dürfen, das Räthsel erklärt sich aber leicht, wenn man weiß, daß jedes russische Fahrzeug, das den Irtysh hinauffährt, den Mandchus ein Maas Salz von 30 Pfunden liefern muß. Ueberdies empfängt der chinesische General, unter dessen Aufsicht alle diese Posten stehen, ein Geschenk von 600 Rubeln, Confect und andere Kleinigkeiten. Die Mandchus treiben auch einen kleinen Handel mit den Russen; sie tauschen Porzellankassen, Backsteinthe, Tabak und Seidenzeuge gegen verschiedene Gegenstände aus, unter andern Stückenstoffen von Störren, die sie leidenschaftlich lieben. In Folge davon dürfen die Russen in dem Nur-Gaisan und selbst in dem obern Irtysh fischen, ohne gehindert zu werden.

Nachdem ich von dem chinesischen Commandanten umsonst — da ich nicht des Fischfangs wegen kam — die Erlaubniß erhalten hatte, Aus-

füge auf sein Gebiet zu machen, wurden wir in den Jurten der Kirgisen sehr gut aufgenommen. Dann reisten wir über sandige Strecken und Steppen voll Salzpflanzen und gelangten zu dem Kur-Gaisan. Dieser See, der nur eine große Erweiterung des Irtysh ist, hat nichts Merkwürdiges an sich. Nach dem Berichte der Fischer sind seine Ufer überall eben, zwar erheben sie sich hier und da, aber nie über 20 Fuß. Bei der Rührung des Irtysh und sonst häufig ist der Boden sumpfig, mit Binsen und Rehr bedeckt und von wilden Schweinen bewohnt.

Ich reiste in einer benachbarten Ebene weiter, die sich über 15 Werst erstreckt, und gelangte dann in eine offenbar noch niedrigere Gegend, die im Frühjahr von dem Regen- und Schneewasser überschwemmt wird. Man sah daselbst noch eine Menge kleiner Teiche voll Salzwasser, das selbst von dem Wasservögeln verschmäht wird. Mehrere dieser Teiche hatten kaum einige hundert Schritte im Durchmesser, andere eine Werst im Umfange, alle sind gar nicht tief und von Rohr umgeben. Viele dieser Teiche waren schon ausgetrocknet und der Boden derselben hatte sich mit Glaserfalg überzogen.

Diese Ebene reicht bis an die Arkau-Berge, an deren Fuße es süße Wasserquellen giebt. Im Winter wird sie von Kirgisen bewohnt, jetzt aber war sie völlig öde; man bemerkte nur Elchsen, einige Wölfe, Ratten und schädliche Saigas. Im Juli kommen Kirgisen, um da Salz zu sammeln; bisweilen wird sie auch von Kirgisen-Mäubern unsicher gemacht. Den andern Tag, den 16. Mai, besuchte ich die höchsten Gipfel des Dantakara, von wo ich eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hatte. In E. und O. war der Horizont von Gesteinsmassen begrenzt. An den Seiten eines sehr steilen Abhanges bemerkte ich mehrere Thiergestalten, die in den Felsen gegraben waren; die Hälfte dieser Zeichnungen war schon seit langer Zeit zerstört, die andere aber wohl erhalten; deutlich erkannte man ein Stenn und ein Saiga. Sie sind nicht das Werk der Kirgisen und müssen sehr alt seyn, auch einen gemeinschaftlichen Ursprung mit denen haben, welche man an dem Jenissei sieht.

Am Fuße des Arkau finden sich zahlreiche Kirgisengräber; einige gleichen Defen und andere sind nur unregelmäßige Steinhäufen.

Als wir an den Irtysh zurückgekommen waren, folgten wir abwärts seinen Ufern, und nach verschiedenen Ausflügen über die Berge und längs der Grenze hin, kehrte ich nach Bukhtarminsk zurück. Ich reiste in der Umgegend umher und kam wieder nach Ustamenogorsk. Hier ging ich über den Irtysh und nahm meinen Weg nach E. über die Steppe. Nachdem ich über die Abaitka gekommen, reiste ich in schönen Wiesen, die von Bächen bewässert werden. Das Land ist bergig und mehrere Hügel erheben sich 3000 bis 3500 Fuß über die Abaitka, an deren beiden Seiten ich mehrere Schubengräber, wie man sie hier nennt, bemerkte; die meisten derselben waren offen. Hier und da sah man auch Gräber von Kirgisen. Endlich nach einer Reise von 70 Werst gelangten wir zu den Bergwerken von Abait.

Dallas hat eine Beschreibung von diesem jetzt ganz zerstörten Tempel gegeben. Er war 1664 von Abai, einem Dzungar-Fürsten, erbaut worden. (Zaf. 4. Abbild.) Die Kirgisen haben die großen und schönen Mauerreste zerstört, um Gräber für ihre Götzen zu bauen, so daß nur der Grund des Gebäudes und die Mauer rund herum übrig geblieben sind. Der Fürst Abai ließ dies Gebäude aufführen, und die Mauer von großen Granitblöcken bis zur fast unzugänglichen Höhe des nahen Berges nach E. zu bauen. Um diese Ruinen herum sah ich viele Gräber, welche denen gleichen, die man den Schuden zuschreibt, die aber vielleicht ein Werk der Dzungars sind. Seit ungefähr 25 Jahren hat man zwei Monate lang von 100 Soldaten Nachgrabungen vornehmen lassen; es wurden sehr viele Gräber geöffnet, man fand aber darin nur Gerölpe und einen kleinen kupfernen Krug.

Um von Ustamenogorsk nach Semipalatinsk zu gelangen, reist man anfangs über überschwemmte Gegenden, dann kommt man über Schieferhügel und endlich über Sand. Der Lauf des Irtysh zwischen diesen beiden

Städten ist sehr langsam sehr trumm und bildet große Inseln. Die benachbarten Felser werden bisweilen von Heuschrecken verdrängt.

(Semipalatinsk.) Die Stadt Semipalatinsk liegt kaum eine halbe Werst von dem gleichnamigen Fort und von dem Semipalatinsk, einem kleinen Flusse, der sich in den Irtysh ergießt. Sie ist ziemlich groß, ganz von Holz erbaut und von Russen, Kalmaiden, einigen Deutschen, Juden, Tataren und vielen Kirgisen bewohnt. Die Tracht der Männer von türkischer Abstammung, die verkleideten Frauen, die Minaretts der Moscheen, von denen die eindäunige Stimme der Muzzins zum Gebete ruft, geben ihr ein orientalisches Ansehen. Sehr unangenehm und beschwerlich ist es, in den Straßen voll tiefen Sandes zu gehen. Es war nicht möglich kleine Gärten anderswo als an den Ufern des Irtysh anzulegen und man kann dann nur Kichengewächse ziehen; Wassermelonen gedeihen ziemlich gut, die gewöhnlichen Melonen dagegen bedürfen eine besondere Pflege, obgleich die Hitze im Sommer erstickend ist. Der Winter ist oft sehr streng und der Thermometer fällt bisweilen auf 30° unter Null, was jedoch meist nicht lange anhält.

Der Handel ist sehr ansehnlich und der Werth der jährlich ein- und ausgeführten Waaren beläuft sich auf eine Mill. Rubel. Er ist hauptsächlich in den Händen der Russen, Christlicher sowohl als muslimännischer, der Kalmaiden, Kirgisen und Tärken von Kaschkent. Diese Fremden stehen in directer Verbindung mit ihrem Vaterlande und mit Kaschgar, Kuldshi, dem chinesischen Gebiete und Kaschmir, bleiben in Semipalatinsk und besuchen die Hauptmessplätze; sie sind frei von Abgaben und genießen die Vorrechte der Kaufleute der beiden ersten Classen.

Ich wollte die Smaragdgruben in den Bergen SW. von Semipalatinsk besuchen, und reiste den 26. Juli mit vier Karabaiten ab, d. h. kleinen offenen zehnräderigen Wagen mit einem Pferde; vier reitende Kosaken bildeten meine Bedeckung. Die Ufer des Irtysh sind da, wo ich über denselben ging, 30 bis 40 Fuß hoch und lehmig; der Boden der Steppen gleicht denselben; die Pflanzen sind nicht sehr zahlreich. Ich besaß mich auf einem Gebiete, das wohl innerhalb der Grenzen des russischen Reiches liegt, aber nicht mehr von den Gesetzen desselben geschützt wird; ich war den Angriffen halbwildler Nomaden ausgesetzt. Die Nachrichten, welche man aus diesen Gegenden in Semipalatinsk den Tag vor meiner Abreise erhalten hatte, waren nicht sehr beruhigend; man sprach von einem Kampfe bei Kar Karaly zwischen den Russen und einer Schaar von 2000 Kirgisen; Ueberreste dieser persprengten Bande konnten uns anfallen; zum Glück besaßen meine Kosaken viel Muth und guten Willen. Wir kamen überein, vorsichtig zu Werke zu gehen und ich begte nicht die mindeste Besorgniß.

Die sehr dürre Steppe war von abgeplatteten Bergen durchschnitten; das Bett mehrerer Flüsse ausgetrocknet. Am Fuße der Arkau-Berge befanden sich mehrere Brunnen und eine Quelle herrlichen Wassers. Wir überstiegen diese Berge. Etwas weiter hin trafen wir auf eine kleine Caravane, die von Ishegu Ischat nach Semipalatinsk zog. Die Bedung der vier Kameele bestand in Daba (Baumwollenzügen), und Meertenscht (Sammsellen).

Die Steppe fing an bergig zu werden, wir trafen Thäler und Brunnens; in den einen war das Wasser süß, in den andern stark mit Salz und Natrium gesättigt. Hinter uns hatten wir die Arkau-Berge gelassen und wir gelangten in ein ziemlich schmales Defile, als ich mehrere Kirgisen die Hüden hinanreiten sah. Sobald sie uns bemerkt hatten, kamen sie auf uns zu. Sobald sie uns bemerkt hatten, kamen sie auf uns zu. Zum Glück hatten sich drei unserer Kosaken entfernt, um Antilopen zu jagen. Ich war mit meinen zwei Schülern und einem Kosaken allein. Bald waren wir von mehr als 40 Kirgisen umringt, die theils Lanzen, theils lange Stangen führten. Einer besaß selbst einen schlechten Säbel, den er auf ganz martialische Weise schwang. Ohne uns anzugreifen, drängten sie auf allen Seiten auf uns ein. Endlich fragten sie, wer wir seyen, woher wir kämen, wohin wir wollten, und zeigten große Begierde nach Tabak. Da ich Zeit zu gewinnen suchte, ließ ich Tabak unter sie

antasteten. Einige setzten die feindseligen Demonstrationen fort, die älttern aber beruhigten sie. In dieser kritischen Lage befanden wir uns, als einer unserer Kosaken ankam. Seine Gegenwart machte einen sehr bemerkbaren Eindruck auf die Kirgisen. Unsere beiden andern Kosaken erschienen bald darauf, aber ehe sie uns erreicht hatten, zeigte sich am Ende des Thales eine andere Schaar von etwa sechzig Kirgisen. Wir hatten unterdeß das Ufer eines kleinen Flusses erreicht, wo ich Halt machen, die Pferde abspannen und mit den vier Wagen eine Art Barrikade machen, zugleich aber auch die Gewehre für den Fall eines Angriffs in Stand setzen ließ. Der Führer dieser nun etwa hundert Mann starken Kirgisen besand sich bei der zweiten Schaar. Ich ließ ihnen sagen, die russische Regierung habe uns geschickt, um das Land zu untersuchen; sobald sie uns anzurühren wagten, würden wir auf sie schließen, und wenn sie uns durch die Mehrzahl überwältigten, so würde diese Schandthat nicht ungestraft bleiben. Diese Erklärung und unsere Vorbereitungen zum Widerstand blieben nicht vergebens. Der Befehlshaber machte noch einige Schwierigkeiten, und endlich sagte er, wir wären Flüchtlinge, er müsse uns nach Semipalatinsk führen. Ich hielt ihm mehrere Papiere mit sehr großen Siegeln vor; da wurde er sogleich artiger und versprach uns in Ruhe zu lassen. Zu gleicher Zeit erzählte er, sein Lager ober vallast sey von andern Kirgisen geplündert worden, sie wären auf die Verfolgung dieser Räuber ausgezogen und hätten seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt. Um den Frieden zu befestigen, ließ ich Zwiebeln und Labak austheilen. Das gute Vernehmen wurde auch wirklich nicht gestört trotz dem Murren einiger jungen Männer, daß ihnen eine so gute Beute entgehe, und der Absehn Laune eines meiner Kosaken, der, durch einige Worte gereizt, bereits auf die Gegner anlegte. Zum Glück besaß ihr Anführer so viel Klugheit und Ansehen, um sie im Zaume zu halten. Endlich verließen sie uns und ich war froh, so wohlfeil von ihnen losgekommen zu seyn. Abends, als wir unser Lager aufschlugen, nahmen wir aber die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, um nicht überrumpelt zu werden.

Den 5. August bebauerten wir sehr und waren wir sehr überrascht, in der ganzen Gegend, wo Tausende von Kirgisen zu lagern pflegen, nicht eine einzige Hütte zu finden, denn wir wollten ger. einen Führer annehmen; auch war eines unserer Pferde verletzt und einer von uns mußte zu Fuß gehen. Wir hätten also gern einen Tausch getroffen. Dagegen durchsuchten wir alle Schluchten des Dschingis Tau und die benachbarten Ebenen, wir fanden nichts, was uns sehr verdrüsslich war, da keiner von uns die Wege in dieser Gegend kannte, wo wir rechts und links umsonst herumirten. Ich erklimmte den Dschingis Tau und schätzte seine Breite auf 20 bis 30 Werst. Oft bemerkten wir in den Thälern Spuren von Winterlagern der Kirgisen und an dem nördlichen Abhange Gräber dieses Volkes.

Einige Tage nachher glaubten meine Kosaken in der Ferne drei Kirgisen zu Pferde zu bemerken. Um nicht überfallen zu werden, banden wir Abends unsere Pferde in der Nähe unsers Lagers an. Einer meiner Leute stand immer auf Wache; die andern schliefen mit den Waffen zur Seite. Die Nacht verging ganz ruhig; aber die Kosaken hatten recht gesehen, denn in geringer Entfernung von unserer Hütte an dem Hufe einer Kirgisen-Winterwohnung fanden wir ein Feuer, das noch nicht erloschen war, sowie das Fell eines jungen Wolfes.

Am 13. August endlich, an dem Ufer eines ziemlich großen Flusses, erkannten unsere Kosaken, daß es die Tschaguka seyn müsse. Sie fließt nach W. und ergießt sich in den Irtysh. Ein Ausläufer des Dschingis Tau, an welchem wir uns befanden, erhebt sich kaum 5 bis 600 Fuß über das Meer.

Weiter hin wollte ich den Gipfel des Dschighilen erklimmen, der von den Wolken frei geworden war, die ihn den ganzen Morgen verhüllt hatten, als wir aus einer entfernten Schlucht zwanzig Kirgisen herauskommen sahen, von denen mehrere Schießgewehre führten. Ob wir gleich unserer nur vier und darunter nur zwei vollkommen bewaffnet waren, hielten wir uns doch gut. Ich glaube sogar, die Kirgisen erschrakn bei

unserm Anblicke, da sie bald in einer andern Schlucht wieder verschwanden. Nach kurzer Zeit erschien ein einzelner Reiter auf dem Gipfel des Berges, um uns zu beobachten; eine halbe Stunde darauf kamen die Kirgisen wieder zum Vorschein, stellten sich am Fuße des Dschighilen so nahe als möglich auf, wendeten sich nach D. und verschwanden in Galopp. Ich verschob deshalb meinen Besuch dieses Gebirges.

Erst den andern Tag kletterte ich mit vieler Mühe hinauf, da der Berg sehr steil ist. Auch die Höhe ist bedeutend. Er theilt sich in zwei Kette, deren Länge ungefähr 10 Werst und deren Breite 20 Werst beträgt. Andere Ausläufer richteten sich nach N. und nach O., senken sich endlich bis zu dem Niveau der Steppe und bilden mehr oder minder breite Thäler, in welchen kleine Flüsse strömen. Das Gebirge besteht aus rothem Granit und ist ziemlich bewaldet. Ein dichter Nebel, der mich bald umhüllte, hinderte mich, die Ebene unter mir zu sehen.

Wir setzten nun unsere Reise nach NW. über Hügel und Thäler fort und bemerkten vier Kirgisen zu Pferde, die jedoch ebenfalls bald verschwanden. Wir zogen darauf sehr vorsichtig weiter, damit wir einem Ueberfalle dieser Nomaden vorbeugten. Ein anderer Kirgise, der sich später zeigte, sah uns eine Zeit lang an und kam dann auf uns zu. Eine Pfeife Tabak, die wir ihm gaben, machte ihn sogleich zu unserem Freunde; er sagte uns, daß wir etwas entfernt von der Hauptstraße wären und daß etwas weiter hin nach NW. ein russischer Posten sich auf dem Berge Tadreï befinde. Unterdeß kamen zwei andere Kirgisen an, die uns aufforderten, die Nacht in ihrem X-ul zu bleiben. Sie gehörten zu dem Kallos Tsubulling und waren auf die Jagd ausgeritten; ihr X-ul lag jenseits der Hauptstraße an einem Süßwassersee. Welcher Abstand zwischen dem Leben in diesem Lager und der Grabesstille in der Einöde, in welcher wir so viele Tage herumgeirrt waren. Zahlreiche Jurten umgaben den See, große Heerden von Schafen, Pferden, Kameelen, Stieren, Kühen und Ziegen waren über die Ebene verstreut; die Kirgisen gallopierten hin und her, um ihre Heerden zusammen zu halten; kleine halbnackte Knaben liefen umher; halbverschleierte Frauen beschäftigten sich mit häuslichen Arbeiten, — es war ein lebensvolles Bild, das mich sehr ansprach trotz dem betäubenden Hundegebell.

Mein Zelt war in einem Augenblicke aufgeschlagen; mehrere Kirgisen, welche zum Besuch kamen, wurden gebeten von dem Anblicke aller Gegenstände meines Gepäcks und überhäuften mich mit Fragen. Eine Kirgisin brachte mir einen Krug Kumiß, und eine andere einen Topf Siran; mein Zelt war voll von Filzdecken, Schaffellen, lebendigen Kameelen und einer Menge anderer Dinge, die man mir schenken wollte; erst aber fragten alle, was ich dagegen zu geben beabsichtige. Da meine Vorschläge nicht eben glänzend waren, so nahmen die Leute alle ihre Geschenke wieder mit fort.

Dennoch wurden wir bis Mitternacht von diesen Kirgisen belästigt, die sehr neugierig sind, und nur mit Mühe gelang es uns, sie fortzubringen; aber wir gewannen dadurch nicht viel, denn das fortwährende Geschrei derer, welche Wache hielten, und das Bellen der Hunde ließen uns keinen Augenblick Ruhe. Kaum brach der Tag an, so kamen die Kirgisen wieder, um uns Schafe und Pferde zum Verkaufe anzubieten. Die Handelsanerbietungen und die Zurückweisungen dauerten bis zehn Uhr Vormittags, zu welcher Zeit ich aus Ungeduld endlich aufbrach.

Wie schlugen die Hauptstraße ein, und am 26. Aug. nach einer monnathigen Wanderung in der Steppe gelangten wir nach Kar Karaly, einem russischen Posten am Fuße eines Berges in einem schönen Thale. Heuschöber, gelbliche Erntefelder und Heerden auf grünen Wiesen, Leute an verschiedenen Arbeiten erfreuten unsere Augen. Wir wurden freundschaftlich aufgenommen, erhielten Lebensmittel und wurden in den Stand gesetzt, unsere Reise weiter fortzusetzen; ein Beamter der Niederlassung schloß sich an uns an, und ein Mollah der Kirgisen, der das Land genau kannte, diente uns als Führer.

Den 36. brachen wir auf. Das Gebirge Kar Karaly erhebt sich 3000 Fuß über einen kleinen Fluß, der da entspringt; es besteht zum gro-

den Theile aus rothem Granit und ist kahl; die Seiten desselben sind außerordentlich steil und oft ganz unzugänglich; Fichten und sehr hohe Birken wachsen auf dem Gesteine. Die erste Nacht unserer Reise war sehr kalt; es hatte stark gefroren und der Herbst schien sehr frühzeitig zu beginnen.

Der Altyn Tube, das Ziel unserer Reise, liegt höchstens 100 Werst in RNB. von Kar Karaly. In der Nähe des letztern Gebirges reist man über schöne Wiesen, die durch eine Menge kleiner Bäche bewässert werden; weiterhin gelangt man aber in eine dürre und öde Steppe, die sich bis an die Ufer des Altyn Su und weiter zieht, und die von flachen kahlen Hügeln durchzogen wird. Diese Ebenen werden von kleinen Flüssen oder Seen bewässert, deren Wasser mit Kochsalz und Natrum geschwängert ist. Der Boden dieser Gegend ist im allgemeinen mehr oder weniger salzhaltig. Das gemeinste Gestein ist der Thonschiefer. Granit trifft man nur in dem Kar Karaly. Kalkstein bemerkte ich in dem Altyn Tube.

Dieses Gebirge erhebt sich nicht über 100 Fuß über den Spiegel des Altyn Su. In dem mit Thonschiefer untermischten Kalksteine findet man die Smaragden; vergebens suchte ich aber nach Verfeinerungen. Er ist so hart, daß wir die Smaragden nur dadurch gewinnen konnten, daß wir ihn mit Pulver sprengten; sie haben eine sehr schöne grüne Farbe; die Krystalle, besonders am Anfange der Adern, die sie enthalten, sind schwach gefärbt oder ganz farblos. Deutliche Spuren zeigen, daß diese Mine schon bearbeitet worden ist. Wir konnten uns nur kleine Krystalle verschaffen. Wahrscheinlich haben die Kalmläden von Dzungarien schon nach diesen Steinen gesucht.

Zufrieden mit meiner Sammlung machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Kar Karaly. Diese ganze Gegend ist arm an Pflanzen und noch ärmer an Thieren; nur von Zeit zu Zeit bemerkt man Antilopen und Spuren von Murmelthieren. Die am wenigsten salzigen Flüsse und Seen enthalten unzählbare Schaaren von Wasservögeln. Die Flüsse sind sehr fischreich. Ich sah dagegen sehr wenige Amphibien und noch weniger Insekten; sie waren bereits von der Kälte verschreckt worden.

Die Colonie Kar Karaly wurde erst 1823 angelegt. Einige Eultane der mittlern Kirgisenhorde hatten in der Ueberzeugung von dem Vortheile, den ihnen der Schutz Rußlands gewähren würde, gebeten, in den Schooß dieses Reiches aufgenommen zu werden. Ihr Gesuch wurde bewilligt; bald alle diesem Beispiele folgen.

Bis jetzt beläuft sich die Zahl der Kirgisen, welche die Souveränität Rußlands anerkannt haben, auf ungefähr 80,000 Personen. Sie befinden sich in dem okrug (Kreis) Kar Karaly und gehören meist den Stämmen Tabatkin, Kistschul, Argbirz und Kaimants an. Sie zahlen noch keine Steuern, haben aber versprochen, in einigen Jahren jährlich eine Abgabe von ihren Pferden zu geben; überdies sind sie frei von der Kopfsteuer und von aller Frohne. Sie haben den Berg Kar Karaly und ein bedeutendes Gebiet zu einer neuen Niederlassung abgetreten.

Der okrug Kar Karaly gehört zu dem oblast (Provinz) Omsk und erstreckt sich von dem Irtschik im N. bis nach Semiret und Barnaul im S. 600 Werst lang; die Breite ist fast eben so bedeutend. Uebrigens sind seine Grenzen noch nicht genau bestimmt und er wird ohne Zweifel in Unterabtheilungen zerfallen, da er zu groß ist, als daß er von einer Behörde verwaltet werden könnte.

Ein pricas ober Rath, den die Kirgisen Divan nennen, verwaltet die Justiz und besteht aus einem Präsidenten, zwei russischen und zwei kirgischen Beisitzern, einem Secretaire und mehreren Schreibern und Dolmetschern. Der Präsident, welcher den Titel ältester Eultane führt, den die Kirgisen aber lieber Khan nennen, sowie die beiden Assessoren ihrer Nation werden von ihnen gewählt. Der erstere ist immer einer der bedeutendsten Eultane; die beiden letztern werden aus dem blos genommen. Der Präsident wird alle drei Jahre gewählt, die beiden andern alle zwei Jahre; alle können von neuem gewählt werden und werden von dem

Staate bezahlt, der auch mehrere Kollaks besoldet, die fast alle Zataren von Kasan sind. Um diesen pricas zu schützen und seinen Befehlen Achtung zu verschaffen, stehen 200 Kosaken, 40 Infanteristen und einige Kanonen zu Kar Karaly, die alle Jahre abgelöst werden. Bis jetzt muß der pricas in der Steppe den ganzen Sommer hindurch mit einer Bedeckung von 40 bis 100 Kosaken, je nach den Umständen, umherziehen.

Die Lage Kar Karalys, der einzigen russischen Niederlassung in dem ganzen Bezirke, ist sehr gut gewählt; die ganze Umgegend besitzt eine Menge trefflicher Quellen, deren Vereinigung Bäche und kleine Flüsse bildet, welche die Thäler der Berge bewässern, deren Boden fruchtbar ist. Der Abhang der Berge bis zu ihrem Gipfel ist von sehr großen Fichten, Birken, Erlen und verschiedenen Gesträuchen beschattet. Wild und Fische finden sich in Menge; einer der Seen liefert Salz.

Kar Karaly liegt 250 Werst von Semipalatinsk; drei auf der Straße vertheilte Kosakenpiquets sichern die Communication zwischen diesen beiden Niederlassungen. Es ist ausdrücklich verboten, allein durch die Steppe zu reisen; doch kam uns der Weg ziemlich sicher vor, denn wir waren mehreren Wagen mit Frauen begegnet, die ohne Bedeckung zu ihren Männern reisten.

Die Nähe der Russen fängt an, Einfluß auf die Kirgisen zu üben. Diese, welche kein Heu für den Winter machen können, verlieren in dieser Jahreszeit fast ein Viertel ihres Viehes und wünschen das Beispiel der Russen nachzuahmen, die Heu haben und nur unbedeutende Verluste erleiden; sie fürchten nur noch, durch diese Heurückung sich den Spott und selbst den Haß ihrer Landsleute zuzuziehen und bleiben also dem Herkommen treu. Eben so ist es mit dem Andauere des Weizens, mit dem sie sich aus falscher Scham und Faulheit nicht zu beschäftigen wagen. Einige haben jedoch allen Besorgnissen getrogt und sich von Irbit Pflüge und andere Ackergeräthe kommen lassen; man sagt selbst, in diesem Jahre habe einer Roggen gesät und sey mit seiner Ernte zufrieden gewesen. Die diese verstandigen Männer Nachahmer finden, unterhält die Regierung hier ziemlich bedeutende Getreidevorräthe, um die Bedürfnisse der Kirgisen im Winter zu befriedigen; sie liefert ihnen dasselbe zum Einkaufspreise, wie es die Umstände nur erlauben.

Die Kirgisen haben auch den Vortheil der hölzernen Häuser vor ihren Hütten, besonders in der schlechten Jahreszeit, anerkannt. Mehrere Eultane und andere reiche Kirgisen wollen sich solche Häuser in Kar Karaly bauen lassen. Endlich ist die Nähe der Russen den Kirgisen besonders darum nützlich, weil sie den Vergeltungsraub oder die baruta von Tage zu Tage seltener macht. Die verständigsten Eultane wünschten schon lange, diesen Gebrauch, sich selbst Recht zu schaffen, abzubringen, aber sie waren entweder nicht stark genug oder nicht einig genug unter einander, daß sie ihren Befehlen Gehorsam verschaffen konnten. So hatten die Befohlenen kein anderes Mittel, um sich zu entschädigen, als sich des gleichen Mittels entweder mit List oder mit bewaffneter Hand zu bedienen. Gegenwärtig wenden sie sich an den pricas, der die Sache untersucht und die Diebe nöthigt, Entschädigung zu geben. Diese haben zwar manchmal sich zu widersetzen versucht, aber man hat ihnen wohl deutlich bewiesen, daß dies nutzlos sey.

Ob eine lange Zeit vergeht, werden diese Nomaden ihre rohen Sitten und Gewohnheiten aufgegeben haben; es ist bestimmt worden, ihnen Lehrer zu geben, welche sie lesen und schreiben lehren, welche Wohlthat sie noch gar nicht zu würdigen verstehen. Die Weisheit des Planes, den man zu ihrer Civilisation verfolgt, verschmähst jedes Mittel der Strenge, die man nur anwendet, um Unordnungen abzuhalten, welche Allen nachtheilig werden könnten. Uebrigens beschränkt man sich, den Kirgisen das Bild eines geregelten Lebens vorzuhalten, und verspricht alle mögliche Unterstützung denen, welche sich betragen wollen, wie man es wünscht.

Ich reiste den 15. September von Kar Karaly ab und folgte der Straße, welche direct zu dem Irtschik führt den 28. ging ich über diesen

Fluß und kam nach Semipalatinsk zurück; auf dieser zweiten Reise von zwei Monaten hatte ich über 1500 Werst zurückgelegt, da ich in der Steppe Dschungariens so große Umwege gemacht. Den 15. October war ich in Barnaul zurück.

Kapitel X.

Sibirien. — Tomsk. — Kuznetsk. — Teleuten. — Krasnojarsk.
— Irkutsk. — Der Baikal-See. — Werchni-Irbitzk. —
Selenginsk.

John Dundas Cochrane, ein englischer Reisender, besah sich 1820 in Barnaul und schildert dasselbe als die hübschste Stadt Sibiriens. Mit einem Kosaken, den ihm der Generalgouverneur zur Bedeckung gegeben hatte, reiste er nach O. weiter. Ich kam, sagt er, bis an den Ob über ein sandiges und sehr waldbereiches Land; nachdem ich diesen Fluß überschritten, gelangte ich nach Oskenä. In der Nähe giebt es Silberbergwerke und Seen; man sieht wenig Anbau und besädet sich immer in Wäldern von riesenhafte Fichten. In Baglowka hat man einen angenehmen Anblick; die Dörfer liegen reizend, aber erst in Prosokowa bemerkte ich angebaute Hügel. In Veruschina sah ich die Toma sich in einem holzleeren, aber wenig bewohnten Lande hinschlängeln; die Straße war vorzüglich.

Tomsk ist trotz mehreren Kirchen und schönen öffentlichen und Privatgebäuden nur eine ärmliche Stadt am rechten Ufer der Toma, nahe an dem Einflusse derselben in den Ob, am Fuße eines Castells, das sie vor den ND- und SD-Winden schützt. Im Mai und Juni ist sie den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt.

Im S. und 325 Werst von Tomsk liegt Kuznetsk, eine ärmliche Stadt an der Toma, dem Einflusse der Gondona gegenüber. Ein enthält nur eine schwache Einwohnerzahl, da aber die Zobel in der Nähe von vorzüglicher Beschaffenheit sind, so kommen bisweilen russische Kaufleute daher, um solche Felle sich zu verschaffen. Diese Pelzwaaren werden theils als Tribut von den Teleuten oder Selenguten daher gebracht. Dieses Volk lebt in dem Altai, in der Nähe des Sees Altyn oder Telezkol, der in den Ob abfließt; es spricht einen türkischen Dialect; da es sich aber lange unter den Kalmücken aufgehalten hat, so haben sich viele Worte der letztern mit der Sprache vermischt. Den Gesichtszügen nach gleichen die Teleuten durchaus den Mogolen, und man kann also wohl annehmen, daß sie ihre Ursprache vergessen und die der Türken angenommen haben. Zur Zeit der Eroberung Sibiriens nannten die Russen sie weiße Kalmücken. Allmählig sind die Teleuten bis an die Ufer der Toma vorgerückt; die größte Anzahl aber blieb bei den Kalmücken. Ein nicht bedeutender Theil dieses Volkes ist der christlichen Religion, ein anderer dem Islam und ein dritter dem Aberglauben des Schamanismus zugethan. Trotz dieser Verschiedenheit des Glaubens leben sie in gutem Vernehmen unter einander. Seit einigen Jahren sind sie gute Landbauer geworden, ohne aufgehört zu haben, Jäger zu seyn. (Taf. 3. Abbild.)

Den 31. Aug. reiste ich in einer kalten und traurigen Gegend; die Dörfer waren zahlreich, aber elend mit Ausnahme derer, welche von Tataren bewohnt sind; fast alle sind an Flüssen angelegt. Später gelangte ich in einen gebirgigen und bewaldeten Bezirk. Ehe ich nach Krasnojarsk kam, begegnete ich einer Caravane, die von der chinesischen Grenze nach Moskau zog; sie bestand aus hundert mit Thee, Ranken und Seidenzeugen beladenen Kameelen.

Krasnojarsk liegt in einer fetten, fruchtbaren und gut bebauten Gegend an dem Jenissei und zwar an dem Zusammenflusse desselben mit der Kischta. Man hält die Lage für ungesund; sowohl die Wärme als die Kälte sind sehr groß. Die benachbarten Thäler sind reich an schönem Holz. Die Lebensmittel sind so wohlfeil, daß man davon bis nach Kamtschatka verschickt. Die Lage der Stadt an der Hauptstraße von Irkutsk

nach Tomsk giebt den Bewohnern dadurch einen großen Vortheil, daß sie ihre Waaren leicht an die Kaufleute u. verkaufen können, welche in bedeutender Anzahl ankommen, theils aus Rußland, theils von der chinesischen Grenze. Krasnojarsk ist gegenwärtig der Hauptort des Gouvernements Jenissei. Den Namen hat die Stadt mit manchen andern gemein; er bedeutet rothes Fort.

In der Nähe dieser Stadt fand man 1750 jene von Pallas beschriebene Masse Metoreisen. Sie lag auf dem Gipfel eines Berges zwischen dem Ubel und Sissim, zwei Flüssen, die sich in den Jenissei ergießen. Sie hing nicht an dem Boden, und man bemerkte darum weder Steine, noch Schlacken, noch Felsenstücke. Die Tataren der Umgegend sahen sie für heilig an und sagten, sie sey vom Himmel gefallen. Ein Kosak hatte sie mit vieler Mühe 30 Werst von ihrer ersten Lage fortgeschafft; endlich kam sie nach Krasnojarsk. Sie wog 42 Pud und besteht ganz aus sehr weißem und sehr hammerbaren metallischen Eisen mit sphärischen Höhlungen, welche eine gelbliche und durchsichtige Glasmasse enthielten. Umgeben war sie von einer Rostrinde. Jetzt befindet sie sich in der Sammlung der Academie der Wissenschaften in St. Petersburg.

Jeniseits des Jenissei liegen die Dörfer weit auseinander, man trifft aber einige Wohnungen längs der Straße. Die Ufer des Kan bezeichnen die Grenze zwischen den Provinzen Tomsk und Irkutsk. Die Straßen waren in dieser weit besser; ich kam durch hübsche Dörfer und eine gutgebaute Stadt. Das Land, das anfangs malerisch war, wurde sandig. Ich überschritt die Angara und gelangte nach Irkutsk. (Taf. 2. Abbild.)

(Irkutsk.) Die Merkwürdigkeiten sind in dieser Stadt nicht zahlreich, die Häuser von Holz erbaut und ziemlich vereinigt, doch muß ich gestehen, daß sie recht hübsch ist. Die Straßen sind breit und gerabe, aber man sieht in einigen freie Plätze von 600 bis 900 Fuß zwischen den Gebäuden. Die Häuser von gebrannten Steinen und die öffentlichen Gebäude sind in gutem Style aufgeführt. Man zählt wenigstens ein Duzend Kirchen und eine Militärschule mit 700 Kindern, welche nach der Lancasterschen Methode unterrichtet werden.

Das Gefängniß verdient Lob; es ist geräumig und gut gelüftet; die Nahrung der Gefangenen gesund und reichlich. Man fesselt sie nur, wenn man sie zu öffentlichen Arbeiten oder zu dem Transporte von Gegenständen verwendet. Neben dem Gefängnisse befindet sich eine Werkstätte; die Arbeiter sind meist wegen ihrer Uebelthaten zur Verbannung verurtheilte Verbrecher. Mehrere von ihnen verdienen sich Geld und Alle erhalten den Gewinn von ihrer Arbeit. Das Gebäude ist von Holz und gehört der Stadt; sie vermietet die Gemächer zu festen Preisen, behält auch einen Theil des Gewinnes und verwendet denselben zu Unterstützungen. Das Capital, das sie besitzt, ist bereits sehr groß. Diese gut organisierte Anstalt verdient in jedem civilisirten Lande nachgeahmt zu werden, wo Verbrecher zu strafen und Unglückliche zu unterstützen sind.

Die Börse und der Bazar bilden eine schöne Reihe von Gebäuden; in der Mitte befindet sich ein Saal, wo zweimal in den langen Wintern dieses Landes öffentliche Bälle und Maskeraden gehalten werden. Die Privatbälle sind sehr zahlreich.

(Baikal See.) Den 7. Januar 1820 reiste ich nach dem Baikal See ab; das Land ist bewaldet und gut angebaut. Die beiden Ufer der Angara gewähren einige angenehme Aussichtspunkte und zahlreiche Dörfer. Das östliche Ufer oder das rechte ist niedrig; das linke erhebt aber durch Hügel ein angenehmeres Aussehen.

Die Gegend an dem Baikal kann zu den herrlichsten auf Erden gerechnet werden. Born fließt die Angara, die sich erweitert, je näher sie dem See kommt; der Ausgang, durch welchen sie denselben verläßt, ist ziemlich geräumig. Ich beobachtete, daß das Eis die Schiffe gebunden hielt. Alle Berge, welche den See umgeben, sind hoch und sehr malerisch, steil, felsig, gezackt und sehr gefährlich.

Die Länge des Baikals beträgt 600 Werst, die Breite 30 bis 80 und der Umfang 1865. Er war unter dem Namen des Großen Sees und des Heiligen Meeres bekannt; sein Wasser ist süß, doch leben Phy-

len und einige Meeresthiere darin; Schwämme wachsen in seiner Tiefe; seine Bogen werfen andere Meerestheile an das Land und seine Entfernung von dem Eismeer beträgt in gerader Linie 370 Stunden. Man hat behauptet, der Name „heiliges Meer“ komme von den häufigen Unfällen der, welche die Schiffer darauf erleiden, besonders im Herbst, wann er anfängt zu gefrieren; dann wird er von wüthenden Stürmen aufgewölbt und ist von dichten Nebeln bedeckt, welche um so gefährlicher sind, da seine südlichen Ufer aus steilen Felsen bestehen und nirgends Schutz und Ankergrund gewähren.

Mehrere Schriftsteller glaubten, der Baffal sey ein großer Riß, der durch ein Erdbeben entstanden, und sie stügen sich darauf, daß einige der Berge in der Nähe wie zusammengeknirscht aussehn, sein Boden außerordentliche Unebenheiten neben unerschöpflichen Tüfen und Sandbänken zeigt, so wie auf die vulkanischen Producte und die warmen Quellen an seinen Ufern, und endlich auf die Erdrerschütterungen, welche sich fast alle Jahr da wiederholen.

Der Baffal enthält einige Inseln. Die größte ist Dithone, 70 Werst lang und 25 Weist breit, mit meist sehr stillen Ufern. In dem nördlichen Theile zieht sich eine feine Ebene in das Innere; der übrige Boden ist sandig; an einigen Stellen wachsen Fichten und Bärchen, welche gutes Bauholz geben, Birken, die als Brennholz dienen, und verschiedene Gewächse. Der Schnee hält sich auf den nicht bewaldeten Stellen nicht lange. Dithone ist reich an Quellen; die Straße, welche die Insel von dem Festlande trennt, ist nur 1 Werst und 225 Caschimen an einer Stelle breit; nach N. erweitert sie sich, und der Mündung des Ungurur gegenüber weitet sie 19 Werst. Am südlichen Ende dieser Straße öffnen sich zwei große Baien, in welchen die Schiffe während des schließlichen Winters Schutz finden können.

Dithone ist von Bargu-Burjaten, einem mongolischen Volksstamme, bewohnt. Sie ziehen schönes Vieh und bebauen auch das Land; ferner jagen sie Hasen, Eichhörnchen und Biber, die auf der Insel sehr häufig sind, und fangen Vögel an der südlichen Küste des Festlandes, welche ihrem Ufer gegenüber liegt.

Der Baffal hat viele Vorgebirge, Baien und Buchten. In einigen Stellen der Küste sieht man Biesen und Ebenen; die drei schiffbaren Flüsse, welche er aufnimmt, sind die obere Angara, der Bargugine und die Selenga; Abzug hat er nur durch die untere Angara, welche diesen Namen bis zu ihrer Verbindung mit dem Ilm behält; von da an heißt sie die obere Longolsa bis sie sich mit dem Jansel vereinigt.

Unter den Fischen, welche man in dem Baffal fängt, hat man den Golomanki noch nie lebendig gesehen; nach der Erzählung der Fischer ist er immer erstickt oder todt, wenn ihn die Bogen während der Stürme an das Ufer werfen. Dieser Fisch besteht nur aus Fett, das in der Masse Sonnenhitze wie Butter zerfließt; er ist 4 bis 6 Zoll lang und 1 1/2 Linien bis 2 Zoll breit; sein Kopf ist klein und seine Wirbelsäule sehr dünn.

Die Hauptfischerei in diesem Meer, in der Angara, der Selenga und dem Bargugine treiben die Kaufleute von Irkutsk und Werchni Irkutsk, welche dafür an die russische Regierung eine Abgabe zahlen. Sie bilden einen sehr bedeutenden Handelszweig und genügt den jährlichen Bedürfnissen der Bewohner eines Theils der Provinz Irkutsk.

Die Gebirge, welche den Baffal umgeben, enthalten Quarz, Schiefer, Sandstein, harten Thon, Basalt, Gneis, Steinblei und verschiedene harte Steine, wie Sapolaguit und Kammamarin und wie eine Art olivenfarbigen Steines in verschiedenartigen Krystallen, welcher von dem Orte des Vorkommens den Namen Baffalit erhalten hat.

In dem nordwestlichen Ufer hat man mehrere Schwefelquellen gefunden und bei den Mündungen der beiden Kottrikow warme Quellen, die man aber nicht benutzt, weil die Risse zu Lande zu beschwerlich ist. Andere finden sich bei den Mündungen des Turki, die man in verschiedenen Krankheiten anwendet. In verschiedenen Orten trifft man salzigen Boden, besonders bei den drei Seen an der Nochni-Schicht, die salzig sind und durch

einen kleinen Canal mit dem Baffal in Verbindung stehen. Man sammelt da treffliches Glaubersalz.

Man schiff auf dem Baffal in Dschitenits und Jowoskts, flachen Fahrzeugen mit einem Mast, so wie in Kaskoliten, die tiefer gehen und bis 600 Pud tragen. Die Regierung unterhält Kaskoten und kleine Ausfahrzeuge; die Schifffahrt dauert für diese von dem Monat Mai bis in die Hälfte des Octobers und für die Handelsfahrzeuge bis in den November. Man braucht keinen Compaß dabei und richtet sich nach den Rissen, die man immer sieht, sobald der Nebel sie nicht verhält.

Die Oberfläche des Baffal ist nie ruhig, selbst nicht während Windstille. Wenn diese unvollständige Bewegung zumimmt, so kündigt sie Wind an, der eine Stunde darauf anfängt. In der Unruhe steigen die Wellen oft hundert Fuß hoch. Eine lange Erfahrung und häufige Unfälle haben die Schiffer die Andeutungen von stürmischen Wetter und die Mittel gelehrt, sich davor zu schützen. Hohe Eispyramiden bilden sich besonders im November und December auf den Sandbänken und zwischen den Felsen.

Wir zogen 80 Meilen weit an dem Ufer des Sees hin ehe wir die Stelle erreichten, wo man ihn überschreitet. Das Eis war so klar, so durchsichtig und so glatt, daß ich nicht darauf stehen konnte; die Pferde sind aber so daran gewöhnt, daß sie sehr selten fallen. Wir kamen in beisthalber Stunde darüber und nach Jowoskts, was ein bedeutendes Kloster ist. Die Ebene, welche man darauf zu durchreisen hat, ist gut bebaut; dann gelangt man aber in das Gebirge. Werchni Irkutsk am rechten Ufer der Selenga ist eine große, volkreiche und blühende Stadt, in der man viele häßliche Häuser von Mauersteinen sieht. Sie hob sich auf Kosten Selenghinsk, und man treibt daselbst einen bedeutenden Handel in Holz und Vieh mit den Burjaten. Da es ein Grenzort ist, so befindet sich eine starke Garnison daselbst.

In sieben Stunden erreichte ich Selenghinsk. Die Ufer des Flusses, denen man folgt, sind sehr malerisch; das Land ist nur in den Theilen bewohnt; doch liegen die Dörfer höchstens 6 (engl.) Meilen aus einander an der Selenga hin, welche durch ihre Ueberschwemmungen der Stadt, die ihren Namen trägt, jährlich großen Schaden verursacht; auch verheerliche Brände haben sie heimgesucht, was ihren Verfall erklärt macht. Ihre Umgebungen sind sehr volkreich und erzeugen viel Getreide durch die Colonien der Polen, die 1791 dahin gebracht wurden. Sie sind die einzigen Ackerbauer in Sibirien, welche ihre Acker habe hängen sehen, und ohne Zweifel kommt ihnen dies sehr zu Statten.

Kapitel XI.

Sibirien. — Kiachta. — Naimatschin. — Handel mit den Chinesen. — Grenze der beiden Reiche. — Kortschinsk. — Silberbergwerke. — Daurien. — Der Berg Tschefondo.

Ich folgte fast 40 Meilen weit den Ufern der Selenga durch ein trauriges Land, wo man nur wenige Dörfer trifft; dann entfernt sich die Straße von dem Flusse und geht durch eine offenere und bewaldete Gegend; es erheben sich Hügel, und sie werden durch schöne unangebaute Thäler getrennt. Alles mit einem Worte verräth eine Grenze und es scheint etwas zu sagen, daß man an dem Ende zweier mächtiger Reiche steht.

In der Mitte einer ebenen und ziemlich hohen Fläche gelangte ich an die Afer der Kiachta, welche die Mauern von Boksto Sawel besetzt, eines Forts, in welchem man eine Garnison von einer Compagnie Infanterie unterhält, und wo der Commandant, die Verwaltung in Bezug auf die Geschäfte mit den Chinesen, so wie die Commisariate sich befinden, welche die Aufsicht über die Grenze haben; das Fort heißt auch Kiachta. Von da aus bemerkt man deutlich den chinesischen Strecken. Jenseit des

Fort liegt der russische Flecken, der schlecht und unregelmäßig gebaut ist und nur von Kaufleuten bewohnt wird. Er gilt für gesund, obgleich das Wasser nicht gut da ist; Aesinwasser muß man zwei Meilen weit holen und das Brennholz gar zwanzig. Der Boden ist so unfruchtbar, daß man nur mit Mühe die gewöhnlichsten Küchengewächse bauen kann. Das Fort ist ein regelmäßiges Viereck, von Palisaden umgeben; jeder Winkel bildet eine mit Geschütz besetzte Bastion. Drei Thore führen aus demselben heraus, eines nach Selenginsk, das andere nach dem chinesischen Fort und das dritte nach dem Fluße. Der Flecken, welchen das Fort enthält, ist bedeutend, gut gebaut und sehr volkreich. Man findet da eine Kirche, einen Bazar, Casernen und Häuser für die Officiere.

Nur 300 Fuß von dem russischen Fort entfernt liegt der chinesische Flecken Malmatschin. Er ist von Lehm gebaut und hat eine viereckige Gestalt; in der Mitte jeder der vier Grenzseiten öffnet sich ein Thor, über welchem sich eine Hauptwache befindet. Die Besatzung besteht aus mongolischen Soldaten, welche die Polizei handhaben, besonders in der Nacht; sie sind aber nur mit Stöcken bewaffnet. Die Straßen sind gerade, aber eng. In der Zeit der Messe, welche im December gehalten wird, zählt man daselbst etwa 1500 Personen, sowohl Männer als Frauen; denn Frauen dürfen nicht dahin kommen. Nach der Straße zu haben die Häuser keine Fenster; übrigens sind sie reinlich. In dieselben hinein gelangt man durch einen schmalen Hof, an dessen beiden Seiten sich Baaren niedergestellt befinden; jedes hat ein Blumenbeet. Das Haus besteht aus zwei Zimmern. Das erste ist für den Verkauf der Waaren bestimmt, welche da so aufgestellt sind, daß sie zu ihrem Vorthelle in die Augen fallen; alles was zur Anzählung einer Pflanze nöthig ist, findet sich in jeder Ecke oder in der Mitte des Zimmers. Das andere Gemach dient als Speiseaal und unterscheidet sich von dem ersten nur durch eine Erhöhung, auf die man sich am Tage setzt und wo man in der Nacht schläft; die Decken und die Kissen werden sehr sorgfältig zusammengerollt. Die Meublen sind von sehr schönem Eack.

Ich besuchte ein halbes Duzend der vorzüglichsten chinesischen Kaufleute, von denen einige sehr gut Russisch sprachen. Ueberall wurde ich sehr artig aufgenommen; man richte mir Thee, Liqueur, getrocknete Früchte, Kuchen, Punsch und Cigarren. Ich fand diese Chinesen sehr höflich und gesprächig.

In regelmäßigen Entfernungen sind Laternen angebracht, die man Abends anzündet; außen an den Häusern hängen Seiden- und Baumwollenpackete, falsche Klingeln und andere unbedeutende Dinge. Auch besuchte ich den Tempel, der voll von riesenhafte Menschen- und Pferdebildern von vergoldetem Holze ist.

Malmatschin hat weder ein Fort noch irgend eine andere Vertheidigung; es ist bloß von einer hölzernen Einfassung umgeben, obgleich im Frühjahr, im Sommer und Herbst immer fast 400 Personen sich daselbst aufhalten. Die Geschäfte erleiden das ganze Jahr hindurch keine Unterbrechung und man ist keiner Nothwendigkeit ausgesetzt, wenn man von der einen Seite nach der andern über die Grenze gehen will. Es herrscht das beste Vernehmen zwischen den Russen und Chinesen, und sie tractiren einander gegenseitig. Gegenwärtig spielen die Chinesen Karte, Dame und Schach, trinken, tanzen und singen. Im Monat Februar fällt ihr großes Fest, das drei Tage dauert, das Neujahrsfest. Der russische Commandant giebt dem ersten Mandarinen und dem angesehensten Chinesen ebenfalls ein Fest. (Taf. 4. Abbild.)

Der Handel ist nur ein Austauschhandel; die Russen liefern Pelzwaaren, Tuche und anderer Wollartikel, Leder, Leinwand, baumwollene und häutene Beuge, Stangenmesser, Eisenblech, kurze Waaren, Kupferstangen und Kupferplatten, Blei, Papier, Spiegel, Posamentierarbeiten, Uhren, Glas, Brillen, Tabaksdosen, Etuis, Kämme, Fischleim, Flintensteine, Schwefel, Hirschhorn, Mehl und Butter; die Chinesen dagegen schicken Backsteinthee, Zucker, gedörrte Früchte, Rhabarber und andere Drogen, Seidenzeuge, Fenstervorhänge von Wollen u. Als Stellvertreter des Zeichens der Werthe nehmen die Russen eine bestimmte Quantität Eichhörnchenfelle

und die Chinesen einen Backstein Thee. Ist man über die Quantität der Felle einig geworden, der jener gleichkommt, so beginnt der Handel. Im Jahre 1828 wurden die in Kiachta eingeführten Waaren auf 24 Mill. 318,888 Rubel und die nach Malmatschin geschickten auf 14 Mill. 442,175 Rubel angeschlagen. Der Zoll, den Rußland erhebt, beträgt 817,465 Rubel.

Als ich nach Kiachta zurückgekommen war, blieb ich zwei Tage daselbst. Die Lebensmittel sind theuer, die Kaufleute leben aber doch gut. Es herrscht unter ihnen eine Wohlhabenheit, eine Eichenwürdigkeit und Redlichkeit, die ihnen sehr zur Ehre gereicht; einige sind unermesslich reich und leben prachtvoll.

Kiachta ist von hohen Granitgebirgen umgeben; das bedeutendste nennen die Mongolen BURGULTEL (Ablerberg). Auf einem andern Berge findet man die Grenzzeichen der beiden Reiche, die neben einander stehen. Nach der russischen Seite zu steht ein Steinhäufchen mit einem Kreuze darauf, und auf der chinesischen eine Art Pyramide. Mitten in der Ebene, welche Kiachta von Malmatschin trennt, hat man Pfähle aufgestellt. Auf dem einen liegt man eine russische, auf dem andern eine Mandtschu-Inschrift. Die Kiachta fließt westlich von den beiden Flecken.

Ich erreichte Werthni Ubinsk wieder und richtete mich von da nach D. an der Ubu hin durch eine malerische Gegend. Bald aber gelangt man in die Steppe der Buriaten, die unbebaut, aber reich an schönen Weidplätzen ist; nur Postrelais, die 20 bis 25 (engl.) Meilen aus einander liegen, unterbrechen diese ungeheure Einöde. Ichkehrte bei einem Häuptlinge ein, dessen Stamm für den zahlreichsten in dem Gouvernement Irkutsk gilt. Sein Secretair gab mir einen in mongolischer Sprache geschriebenen Paß.

Weiter hin traf ich auf einige Buriaten-Dörfer. Der Anblick der bewaldeten Berge der Kette Zabent Daba erfreut das Auge, aber bald gelangt man in eine niedrige und sandige Gegend; ich folgte dem Laufe des Schita, der sich in die Ingoba ergießt. Diese vereinigt sich mit dem Onone, selbst dann Schila und bildet bei ihrem Zusammenflusse mit der Argunia den Fluß Amur. Die Ingoba bewässert herrliche Weiden zwischen kahlen und majestätischen Felsen. Man trifft Wälder, Dörfer und Häuser mitten in Wäldern. Endlich gelangte ich nach Kertschinsk, eine kleine Stadt am Einflusse der Kertscha in die Schila in einer traurigen und durchaus kahlen Gegend. Sie liegt schlecht und ist schlecht gebaut. Als die Karawanen, welche den Handel mit den Chinesen besorgen, hier durchkamen, genoß Kertschinsk einen gewissen Wohlstand, den es verloren hat, seit sie einen andern Weg ziehen. Die wenigen Kaufleute, welche noch in der Stadt leben, treiben einen kleinen Handel mit Kobaltsteinen und Grauwacke, das seiner trefflichen Beschaffenheit wegen berühmte ist. (Taf. 4. Abbild.)

Kertschinsk ist durch den Friedensvertrag bekannt, der hier am 28. August 1689 zwischen den Russen und Chinesen geschlossen wurde und der Grenze der beiden Reiche bestimmt.

Nach Bolschoi Jarow (der großen Schmelze) reiste ich durch eine Gegend, deren fruchtbarer Boden in der Nähe der Dörfer längs der Straße angebaut wird. Sie sind von Verbannten bewohnt. Das Schicksal derer, welche bei dem Bergbau verwendet werden, ist wahrhaft beklagenswerth. Es sind zum Tode verurtheilte Missethäter, deren Strafe der Kaiser in eine Verbannung in diese Gegenden verwandelt hat. Sechs Monate lang werden sie mit Arbeit überlastet und die andern sechs Monate sind sie müßig. Welche Verschwendung in der Bergwerksverwaltung hier und in Barykul!

Die Hauptschmelze oder Bolschoi Jarow enthält etwa 400 armenische Jurten und 3000 Einwohner. Der Boden ist sehr unfruchtbar und das Klima sehr streng; der Ort liegt in einer tiefen Schlucht und ist von hohen Gebirgen umgeben, die jeder Art von Vegetation gänzlich entbehren.

Der Bergwerksbezirk von Kertschinsk giebt jährlich 40,000 Pud Blei, aus denen man 250 Pud reines Silber ausscheidet. Der Bezirk steht wie

Kotowan unmittelbar unter dem kaiserlichen Cabinet. Es giebt dasebst sechs Silberbergwerke, nämlich in Nerchinsk oder Belschöl Sawod, Duscharof, Kutomarsk, Gaterinsk, Gajimursk und Schtsinsk. Eine neue Infanterie, in Petrowel, rechnet das von den andern gebraucht werdende Eisen. Der Hauptbergwerke giebt es vierzehn.

Von Belschöl Sawod begab ich mich nach Tschuru Thal Karow, einem großen Dorfe und Fort an der Angara, das gut gebaut, freundlich, reinlich und von Gärten umgeben ist; die Umgegend ist außerordentlich reich an Mineralien. Durch den Vertrag von 1797 mit den Chinesen wurde bestimmt, daß das ganze Jahr hindurch in diesem Dorfe Kaufhandel getrieben werden solle; es haben sich jedoch der Ausföhrung dieses Handel zahlreiche Schwierigkeiten entgegengestellt, und es giebt keinen Handel, als wenn chinesische Abgesandte bei der Veranschlagung sich einfanden. Dann kommen auch die Karren von Nerchinsk mit Pelgwaren dahin; aber man sieht nie eigentliche Kaufleute, weder russische noch chinesische.

Ich folgte der Route der russischen Posten in einer Kutsche, wo ich mehr als Hundstöße bemerkte. Eine schöne Straße drückte mich nach Anwa, einem sehr alten Orte, wo man viele mögliche Ueberreste findet. Dann wurde das Land immer anfruchtbarer und hob sich etwas mehr. In der Nähe des Onone liegt das Fort Tschinbat. In der Nähe sah ich ein großes von russischen Bauern bewohntes Dorf; sie haben die Schwierigkeiten überwunden, welche ihnen das Klima entgegenstellte. Bei Kharinsk traf ich auf die ersten Tungusen-Kosaken; sie sahen sehr elend aus, sind aber mit ihrem Schutze sehr zufrieden, wenn sie ein Paar Kühe oder Pferde besitzen. Jenseits Kiring wurde der Boden besser und ich erblickte viele Getreidefelder. Der Onone zog an dem Thale hin, durch das ich reiste. Später folgte ein bergiges und sehr waldbereiches Land und ich gelangte nach Tschenginsk, dem südöstlichsten russischen Posten an der chinesischen Grenze; 60 Kosaken mit einem Officier bilden die Besatzung. Das Dorf ist angenehm gelegen; außerhalb desselben zu wohnen ist verboten. Ich erreichte die Ufer der Angara wieder, stieg über die Berge und kam nach Irkutsk zurück.

Die Berggegend, welche die Bergwerke von Nerchinsk enthält, wird mit dem Namen Da-urien bezeichnet; die Mineralreichthümer sind sehr mannichfaltig; man hat selbst Gesteine dasebst gefunden. Unter den Bäumen, die auf den Bergen wachsen; findet man die Eiche und den Kieferbaum, die an den Seiten des östlichen Urales verschwunden waren, und sie zeigen sich nach Osten fort bis an die Grenzen Asiens an dieser Seite. Andere Naturerzeugnisse, die in Europa gemein sind, die man aber in Sibirien jenseits des Urales vergeblich sucht, zeigen sich ebenfalls in Da-urien wieder. Der höchste Gipfel der Berge dasebst ist der Tschelkondo; seine mit ewigem Schnee bedeckte Spitze beträgt 7070 Fuß über dem Oceane. Die Flüsse, welche an seiner nördlichen Seite herunter fließen, verbinden sich mit der Angara.

Kapitel XII.

Sibirien. — Die Lena. — Kirensk. — Veränderung des Klimas. — Die Tungusen. — Jakutsk. — Divuac im Schnee. — Zusuchten jureten. — Felsenbutter. — Bachwerck. — Die Indigita.

Auf meiner Reise von Irkutsk nach NW. ging es sogleich bergan in eine sehr hochliegende und sehr unebene Gegend, die mit Ausnahme einer kleinen Anzahl bebauter Felder nur Weiden enthält. Es wohnt von Jakutsk herab, deren Dörfer zwar klein, aber zahlreich sind.

Ich ging über die Lena und erreichte bald Werchotensk, eine große volkreiche Stadt. Die Verbindungen zu Lande hören hier auf. Ich betrat also ein Boot mit einem Kosaken; zwei Schiffer führten uns. Die Ufer des Flusses sind hoch, gut bewaldet und bisweilen malerisch. In den

Thälern liegen viele Dörfer mit ihren Kornfeldern. Häufig kommen in dem Flusse Inseln vor.

Kirensk mit seinen drei Kirchen und einem Kloster hat überdies nichts Wertwärtiges. Ungefähr 6 (engl.) Meilen weiter bemerkte ich das erste tungussische Dorf. Auf allen Seiten sah ich nichts als Wald; der Getreidebau hatte aufgehört; zwar geblieben noch die Kichengewächse, aber in geringer Menge. Dennoch ist das Weid nicht theurer als in Irkutsk, weil die Regierung auf ihre Kosten in diese Gegenden Weid schickt, so daß sich der Arme zu einem Preise nähren kann, den er zu zahlen vermag.

In Bittin traf ich Eis, das der Fluß trieb; noch hinter es war die Schiffsahrt nicht, doch umgab es uns bisweilen so, daß die armen Ruderer sich ausstießen und bis an den Leib in das Wasser treten mußten, um das Boot frei zu machen, während die Kälte 5 Grad unter Null betrug. Eine Pfeife Tabak, oder vielmehr gepulverte Wickenrinde, und ein Glas Brantwein, wie klein es auch war, ließ sie ihre Anstrengung vergessen.

In einem Dorfe luden mich die Bewohner ein, zu Lande weiter zu reisen, statt auf dem Flusse zu schiffen, und sie lieferten uns die Pferde dazu. Sie thaten dies, weil in dieser Jahreszeit die Arbeit des Menschen bei der Fiskerei nöthig ist und ein einziger Mann zu meiner Begleitung genügt. In Irkutsk befand ich mich auf der Route, welche die Tungusen von den Jakuten trennt.

Die Tungusen bewohnen verschiedene Theile Sibiriens von den Ufern der obern Angara, des Jenisei und der Lena an bis an die Westrussische in O. Man unterscheidet sie in drei Familien: 1) die Kennthierungusen, dies sind die Komaden des Nordens; man nennt sie auch Wald- oder Jäger-Tungusen; 2) die Hundetungusen, dies sind die, welche in der Nähe des Meeres von Ochotsk und nach Kamtschatka hin wohnen; 3) die Pferdewungusen, dies sind die von Da-urien. Sie besitzen zahlreiche Heerden von Vieh und Pferden; einige bebauen selbst das Land und sie kommen in ihren Sitten, Gewohnheiten und Beobachtungen den Burjaten sehr nahe.

Eine sehr kleine Anzahl von Tungusen hat die Taufe empfangen, die übrigen befinden sich noch im Aberglauben des Schamanismus. Sie gehören zu demselben Stamme wie die Mandchus, sind zehlich und gefellig, sehen den Diebstahl für ein unverzeihliches Verbrechen an, sind sehr gastfrei und theilen gern den Genuß ihrer Jagd, was sich um die Zukunft zu bestimmen. Sie können in außerordentlichen Graden die Strapazen, die Kälte und die Entbehrungen aller Art ertragen, sind erkenntlich für gute Behandlung, lassen sich aber nicht beleidigen und wissen sich zu rächen. Sie sind sehr jähzornig und man kann nur durch gute Worte mit ihnen auskommen.

Sie sind von mittlerer Größe und sehr gewandt; ihre Bäume sind regelmäßig; sie haben sehr kleine Augen, und ein lächelndes Gesicht, das flacher und größer ist als das der Mongolen. Dabei haben sie wenig Bart, schwarzes Haar und lassen dasselbe in gleicher Länge um den Kopf herum hängen. Sie sind sehr unreinlich und verbreiten einen ekelhaften Geruch um sich. Man hält sie für gute Soldaten und sie sind treffliche Schützen, sowohl mit dem Bogen als mit der Kugel.

Ihre Kleidung gleicht jener der Ostiaken und besteht ebenfalls in Kennthierfellen, die sie mit Fuchs- oder weissem Fuchsfell besetzen. Sie tragen dazu eine Mütze von Fuchsfell; ein Tragen von Stiefeln, Schwänzen bedeckt ihren Hals, die Ohren, die Nase und das Kinn. Ihre Sommerkleidung unterscheidet sich von dem Wintertrage nicht; sie nehmen nur statt des Pelzes gewebte Felle. Ihr Bett ist ein Häuten- oder Kennthierfell; ein anderes, das mit dem wuschigen Felle besetzt ist und die Gestalt eines Sackes hat, dient als Decke. Ein Fell, ein Messer, ein hölzerner Eßkel und ein Kopf machen ihr ganzes Geräthe aus; eine Pfeife Tabak, ein Glas Brantwein ist für sie der höchste Genuß. (Kap. 5. Abbild.)

Die Tungusen haben keinen gemeinschaftlichen oder Nationalnamen.

die meisten von ihnen, welche Siberien bewohnen, nennen sich Boie, Bola, oder Bye (Männer). Einige bezeichnen sich mit dem Worte Donki (Reute); von diesem letztem scheint auch eher als von dem türkischen Worte tungus, das Schwein bedeutet, der Name Tungusen herzukommen. Diese Benennung ist sehr alt. Die westlichsten Tungusen heißen Aschapo-gիր; die längs des Meeres von Schotol bis an den Meerbusen von Penjina wohnenden Stämme nennen sich Lamut; und jene in N. und O. des Baffal Oweumnon; oder Oweunki. Die Tungusen sind eine der zahlreichsten Nationen Sibiriens; ihre Fürsten oder Häuptlinge heißen tolon.

Nachdem ich die Tungusen verlassen, wurde ich der Fürsorge der Jakuten überlassen; in drei Tagen erreichte ich zu Pferde Diekmisel und machte dann den größten Theil des Weges in einer Pirogue bis nach Jakutsk, wo ich am 8. Octbr. ankam. Das Wetter war sehr kalt, die Atmosphäre düster und es schneite stark, mit einem Worte, alles verrath den Winter; dennoch war man hier allgemein der Meinung, er stelle sich sehr spät ein, weil gewöhnlich am 1. Octbr. die Lena zugefroren und in höchstens drei Wochen darauf man mit Schritten darauf fahren kann. Mit Ausnahme der letzten 60 (engl.) Meilen konnten wir noch, obgleich mit vielen Schwierigkeiten, im Lahur darauf fahren. Eine Kette majestätischer Berge zieht sich am rechten Ufer des Flusses hin, der ihre Felsen von Farnen beschatteten Seiten beipflast. In Diekmisel wech das linke Ufer niedrig und sumpfig, hat aber fette Weiden; die Berge ziehen in einer andern Richtung hin. Je näher man Jakutsk kommt, um so seltener werden die Berge; und um so länger die Stationen, die hieswilen 35 bis 40 (engl.) Meilen auseinander liegen.

(Jakutsk.) Jakutsk, obgleich ziemlich handelsreibend, ist schlecht gebaut; die Häuser stehen noch ver einzelter wie in Irkutsk. Ein halbes Duzend Kirchen, die Ueberreste eines alten Forts, ein Kloster und einige recht höfliche Gebäude geben ihm ein nicht übles Aussehen, doch rechne ich die Stadt zu den traurigsten, die ich gesehen habe. Sie liegt an dem linken Ufer der Lena, in einer Ebene, die von allen Seiten in einer Entfernung von 15 bis 20 Werst von Bergen umgeben ist. Mehrere Inseln, welche der Fluß hier bildet, geben ihm im Sommer eine Breite von 5 und im Winter von 3 Werst. Jakutsk treibt einen ansehnlichen Pelzhandel, da es der Sammelplatz aller Jäger, die in einen Theil des nördlichen Sibiriens gehen, und der Handelsroute ist, welche von Kamtschatka und dem russischen Amerika kommen. Russische und chinesische Waaren werden ebenfalls dahin gebracht, um sie von da weiter zu befördern. Das Getreide, das Salz, der Wein, die man braucht, bringt man von Irkutsk und Ilimsk auf der Lena. Aufhangel, obgleich über 5000 Werst entfernt, treibt einen bedeutenden Weinhandel mit Jakutsk, wo im December, Juni, Juli und August sehr wichtige Messen gehalten werden.

Der größte Theil der Bewohner des Gouvernements Jakutsk lebt an den Ufern der Lena und deren Nebenflüsse, sowie an denen der andern Flüsse, welche das ungeheure Land überschwebmen.

Bereiten mit den nöthigen Kleidungsstücken, um mich vor der Kälte zu schützen, mit Boräthen an: Zwiebeln, gebratenem Rindfleisch, getrocknetem Fisch, Thee, Zucker, Labak, Branntwein und verschiedenen andern Gegenständen, rüste ich den 31. Decbr. mit einem Rosakn von Jakutsk ab. Ich hatte zwei Schritten; die Lena war so stark gefroren, daß sie Wagen ruz. Nach oben verließ ich sie, um durch ein gut bewaldetes Land zu fahren. Die Jakuten, bei denen ich anhielt, um anheft Pferde zu nehmen, behandelten mich mit der größten Aufmerksamkeit, gaben mir Milch, Fleisch und oft Rahm mit Himbeeren. Mein Gefährt litt sehr von kaltem Winde. Ich verbrachte zwei Tage in Alkon an dem Ufer eines schönen gleichnamigen Flusses. Die Pferde, welche wir daselbst nahmen, brachten uns 150 (engl.) Meilen weiter. Ich kam über die Kette der Jakutsk-Berge, nachdem ich die Nacht im Freien an ihrem Fuße verbracht hatte. Man fing damit an, die Pferde frei zu machen, und band sie an einen Baum; sa. hoch sie nicht, fressen, tanzen. Dann füllten die

Jakuten mit ihren Weiden Bäume, während der Rosak und ich mit unserm lopatkas oder Holzschaufeln den Schnee wegdrückten, der im Durchschnitt zwei Fuß hoch lag; dann legten wir Stützwirge auf den Boden, um um vor der Kälte und der Fruchtigkeit zu schützen. Bald war ein großes Feuer angezündet und Jeder nahm einen Bagagelack zum Sessel. Der Kopf wurde auf das Feuer gestellt und wir suchten die Leiden des Tages zu vergessen. Bismillen war es so kalt, daß wir fast in das Feuer hineinstiegen mußten. Im Ganzen verbrachte ich die Nacht recht gut, ob ich gleich hieselben aufstehen, herumgehen und laufen mußte, um die Füße nicht zu erfrieren. Am Tage hatte sich der Thermometer zwischen 20 und 25 Grad unter Null gehalten.

Einige Tage waren wir hauptsächlich an dem Jakutsk hingekitt, der in einem malerischen Thale fließt, wo in Menge Fichten, Lärchen und Erlen wachsen. Wir mußten durch das Desile, das gewissermaßen in das nördliche Sibirien führt; auf der andern Seite der Menge entschlief ich auf dem Hintern hinunter und erreichte halb erfroren eine sogenannte Ausfluchtsture, welche von der Gemeinde zur Aufnahme von Reisenden bestimmt war, denen sie das Leben retten kann. Es ist eine hölzerne Hütte; eine Oeffnung im Dach vertritt die Stelle des Fensters. Der Herd befindet sich in der Mitte in gleicher Höhe mit sechs Erdbänken, auf denen Bettler liegen. Das Gebäude ist außen ganz von Schnee umgeben und auch das Dach damit belegt. Man braucht nicht zu fürchten, daß er in der Jahreszeit schmelze, in welcher man reist. Dieses Wohl ist sehr nützlich; die einzige Unannehmlichkeit liegt darin, daß man die Thüre offen stehen lassen muß, um dem Rauche einen Ausgang zu verschaffen, was sie sehr kalt und unangenehm macht.

Auf diese Weise verbrachten wir eine leidliche Nacht in Gesellschaft mit andern Personen, die nach Jakutsk reisten. Am andern Tage machten wir uns bei schönem Wetter wieder auf den Weg und so erreichten wir in sechs Tagen Baralas, während wir bald in Schnee, bald in einer unbewohnten Lurte schliefen. Diese Lurten stehen 25 (engl.) Meilen auseinander, was in schlechtem Wetter zu weit und in gutem zu kurz ist.

Die Gegend, die ich durchreiste, kann sehr malerisch genannt werden; man befindet sich zwischen zwei Ketten hoher Berge; die Thäler sind reich bewaldet, aber die Bäume nehmen allmählig ab, je näher man dem Gipfel der Berge kommt, wo man nichts als gefrorenen Schnee sieht. Auch gibt es unzählige secundäre Thäler, welche von dem Hauptthale ausgehen, mit sehr schönen Bäumen bewachsen sind und einen herrlichen Anblick gewähren. Aber trotz der Schönheit und Majestät der Landschaft ist sie traurig und öde, denn man bemerkt zwischen Alkon und Baralas, die 75 Stunden weit auseinander liegen, auch nicht eine einzige Wohnung.

In Baralas wurde ich sehr gut von einem jakutischen Fürsten aufgenommen, der mich gefrorenen Milch gab. Ich traf einige jakutische Jäger mit Hogen und Pfeil, theils zu Pferde, theils zu Fuß; sie kamen mir sehr höflich vor. Am Wege sahen wir mehrere ihrer Wohnungen, alle boten uns ein Unterkommen und Lebensmittel an und man überließ mir immer den besten Platz dem Eingange gegenüber unter den Heiligenbildern.

Von Baralas nach Labatal brauchten wir sechs Tage; es gab viel Schnee und Wind, und ich litt viel wie meine Gefährten und unsere Pferde; einen Tag zeigte der Thermometer 29 und 30 Grad unter Null. Bald stiegen wir auf den Flüssen, bald an den Ufern derselben. Labatal ist der Hauptstabsort eines Kosakcorps, welcher das Commando über die Jakuten in der Umgegend führt. Er scheint mit seinem Posten nicht eben unzufrieden zu seyn. Der von sehr dichtem Schnee umgebene Ort ist in Vergleich mit denen, die ich in der Umgegend getroffen hatte, ziemlich stark bewohnt. Die Straße war lebhaft von vielen Handelsreuten, die nach der Messe der Jakutischen gingen. In dieser Jahreszeit war der Weg durch die Menge der gefallenen Bäume ziemlich beschwerlich.

Später mußte ich über hohe Berge, die von O. nach W. laufen, mit Spigen gekleidet, von Jagirinden begrenzt sind und lange Hochgebirge

einschließen; in ihren Thälern fließt der Kofak und der Dogda. Die waren häufig genöthigt, Halt zu machen, um den Schnee mit unsern Schaufeln wegzuräumen, damit die Pferde nur vorwärts konnten; bei andern Gelegenheiten mußten wir ihnen das Gepäc abnehmen und dieselbe mehrere Hundert Schritte weit schleppen; an den Flüssen mußten wir erst mit den Beilen in das Eis hacken, damit sie darauf gehen konnten, so glatt war es; dabei saßten wir sie noch immer am Jügel, um sie mit zu unterstützen. Wir wickelten ihnen Tschuktschen um die Füße und legten ihnen um die ganzen Beine einen Strick, damit sie nur ganz kleine Schritte thaten und nicht ausglitten; aber trotz diesen Vorsichtsmaßregeln konnten wir es nicht vermeiden, daß sie stürzten. Ihre Leiden bildeten einen schrecklichen Anblick. Eines mußten wir ganz im Stiche lassen.

Von diesen Gebirgen sind einige Schiefer, andere Granitgebirge. In den Ufern des Kamenda Maslo sammelt man einen salbeartigen erdigen Stoff, Steinbutter genannt, den die Küssen und Tungusen sehr häufig essen; er sieht gelblich aus und hat einen ziemlich angenehmen Geschmack; der Verbrauch desselben ist aber verboten, weil er verschiedene Krankheiten und namentlich den Stein erzeugt. Diese Butter läuft aus den Schieferfelsen in verschiedenen Theilen Sibiriens, besonders in der Nähe des Jenisei, heraus. In der Luft bei trockener Witterung verhärtet sie, wird aber in der Feuchtigkeit wieder weich. Die Küssen nennen sie Kamen noyo maslo (Felsenbutter). Man erkennt sie leicht an ihrem starken Geruche. Die Gienathiere und Rehe sind sehr begierig darnach und die Jäger finden solche Thiere immer in der Nähe jenes Stoffes.

Der Weg ist in diesem Gebirge nicht immer leicht zu finden, denn wenn der Wind nur wenig geht, verweht er jede Spur in dem Schnee, der vier bis sechs Fuß hoch liegt. Auf dem Gipfel dieser Höhen erblickt man nicht die mindeste Spur von Vegetation, man sieht nichts als einige Kräuter, wo die Jakuten ihre Opfer bringen, die in Pferdehaaren bestehen und den Dank dafür anzeigen, daß sie gesund und wohlbehalten auf diese Höhen gekommen sind. Die Ausbauer brachte uns endlich aus dieser Schneewüste heraus und wir flogen rasch am nördlichen Abhange hinunter, wo ich eine herrliche Winterlandschaft vor mir sah. Bald erreichte ich die Ufer des Tschubutalch, dann die Galanima, die noch bedeutender ist, und indem ich in einem gut bewaldeten Thale hinzog, gelangte ich an den Zusammenfluß derselben mit der Indigirka, einem sehr reißenden Flusse, und erreichte nach nicht langer Zeit Sachiwersk.

Dieser Ort wird eine Stadt genannt, aber er enthält nur sieben ärmliche Häuser, die weit aneinander stehen; doch ist es der Hauptort eines Commissariats. Er liegt an dem rechten Ufer der Indigirka. Die Berge im Westen sind steil und kahl und tragen nur einige verkrüppelte Fichten; nach Norden zu drängen sie etwa vierzig Meilen weit den Fluß zusammen, dann erweitert er sich und bildet bis zu seiner Einmündung in das Eismeer eine Reihe von Seen.

In der Strecke von 260 (engl.) Meilen, welche Labalak von Sachiwersk turnat, traf ich nicht ein einziges bewohntes Haus; nur acht Juchtsjurten sind da errichtet. Die Fische sind in Sachiwersk sehr häufig und bilden das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Es wächst kein Gras und hier und erst in einer Entfernung von 30 Meilen hält man Pferde, so daß es nicht leicht ist, das Heu dahin zu schaffen, um zwei Kühe damit zu füttern. Dennoch blieb ich drei Tage in Sachiwersk, wo ich nichts als Rehe und Gien, nebst rothem Fisch aß, der mir sehr gut vorkam. Man gab mir für meinen Theil einen ganzen Saß voll.

Ich folgte dem Ufer der Indigirka bis an den Punkt, wo die Berge aneinander weichen, und zwar theils nach DND., theils nach BCB. Die ersten laufen nach den Kolyma oder Kowyma, die andern begrenzen die Yama; das Land, das sie trennt, ist eine Wüste. Zum erstenmale sah ich Hunde an Schlitten angespannt. (Zaf. 5. Abbild.) Ich reiste in einem floßen, von kleinen Seen durchschnittenen Lande, welche durch Flüsse mit einander in Verbindung stehen. Bisweilen litt ich bedeutend von der Kälte, besonders an den Kulen. Der Thermometer fiel auf 30° unter Null. Am sechsten Tage gelangte ich an eine elende Hütte, deren halb

verhungerte Bewohner sich in ihr Schicksal vollkommen ergeben hatten und nur den letzten Augenblick herbeiwünschten. Unserer Vorstellungen machten jedoch einigen Eindruck auf sie und gaben ihnen neuen Muth; warmer Thee wirkte noch besser, denn sie entschlossen sich, uns zur nächsten Station zu begleiten, wo ihnen die Leute auf unserm Antriebe etwas von ihren Fischen gaben, ob sie gleich selbst nicht viel besaßen.

Kapitel XIII.

Sibirien. — Nordpolarkreis. — Eredni Kolymsk. — Außerordentliche Kälte. — Nischnei Kolymsk. — Jutagiren. — Anui Ostrog. — Tschuktschen. — Messe und Handel.

Ueber Seen und niedrige Wälder erreichte ich endlich den Gipfel einer Fagelkette, welche das Commissariat Sachiwersk von dem Commissariat der Kolyma scheidet. In der Ebene wird der Weg wegen des hochliegenden Schnees und des traurigen Zustandes der Pferde sehr beschwerlich. In Farbak befindet sich ein Kosakenposten unter einem Corporale und einige andere Jurten für die Jakuten, welche für diesen Posten Heu machen, Holz fällen, fischen und jagen; deshalb sind sie auch frei von dem iasak. Sie müssen ferner die Courriere und die andern Reisenden begleiten und die Pferde der Regierung zurückbringen. Dieselben Verpflichtungen haben ihre acht Stationen von Jakutsk nach Eredni Kolymsk in einer Entfernung von 1800 Meilen. Farbak liegt in einer niedrigen und sumpfigen, von zahlreichen Seen durchschnittenen und mit schönen Bäumen bewachsenen Gegend.

Hier befand ich mich etwas nördlich von dem Polarkreise; die Sonne zeigte sich noch, ob wir gleich den 10. December hatten, aber nur als zurückgestrahltes Bild.

Nachdem wir uns mit dem Fleische eines Wolfes und Pferdes restaurirt hatten, welche beide im Kampfe mit einander gefallen waren, brachen wir den 14. December wieder auf. Ich ging über die Kianzea, einen Fluß, der in das Eismeer fließt. Das Land, das er bespült, ist reich an Fischen, an Wildpret und Vieh; den wenigen Bewohnern, die an seinen Ufern leben, fehlt es an nichts. Sie gaben uns treffliche Lebensmittel.

Eredni Kolymsk liegt am linken Ufer der Kolyma und ist der Hauptort eines Commissariats; man zählt daselbst 15 Häuser und etwa hundert Einwohner. Die Kälte wurde um so heftiger, je weiter ich nach Norden kam; oft zeigte der Thermometer über 31° unter Null. An einem Tage fiel er gar auf 36°, und ich mußte wohl dreißigmal aussteigen und gehen, um nicht zu erfrieren. Die Häuser in dieser Gegend, bewohnt und unbewohnt, sind viel besser gebaut als die, welche ich vorher gesehen hatte. In Malone hört man gewöhnlich auf, sich der Pferde zu bedienen, ob man sie gleich bisweilen bis an die Küste des Eismees mitnimmt. Man gab mir deshalb ein Gespann von dreizehn Hunden nebst einem Führer; auf den Schlitten war eine Art Wagen gestellt und dieser von Wachsleinwand überzogen, um gegen die Kälte zu schützen, die man für unerträglich hielt. Ein Bärenfell, eine wollene Decke und ein Rissen wurden in das Innere hineingelegt, damit ich mich legen, mich warm halten und schlafen könne, wenn ich wollte. Ich stieg hinein und man zog die Decke über mich; kein Kustaken konnte hineindringen, so daß ich trotz der ungeheuern Kälte draußen, um nicht zu ersticken, eine Oeffnung mit meinem Messer machen mußte und die ganze unbequeme Einpackung wegzwarf. Die Hunde liefen gut, aber die übermäßige Kälte nöthigte sie, von vier zu vier Meilen einige Minuten anzuhalten; auch ich sah mich mehr als einmal genöthigt zu gehen, denn der Mangel an Bewegung griff mich sehr an. Niemals habe ich so sehr gefroren; von einem Halt bis zum andern dauerte jedesmal eine halbe Stunde, und in dieser Zeit gefror ich fast und die Haut meines Gesichts wurde außerordentlich geröthet. Hi

weilen spürte ich eine so unwiderstehliche Neigung zum Schlafe, daß der Führer alles ausbieten mußte, um mich zu erwecken.

Nachdem ich 55 Meil. (engl.) mit denselben Hundten zurückgelegt hatte, blieb ich in der Nacht in der Hütte eines Zukagtes. Den andern Tag kam ich, obgleich die Kälte immer heftiger wurde, nach Nischnei Kolyma, Mittags den 31. (19.) Decbr. 1820. Mehrere Thermometer mit Weingeist zeigten 42° unter Null. Ich kam mit theilweise erfrorener Nase davon.

Den nächsten Tag erhielt ich als Neujahrsgeſchenk zwei gefrorene Fiſche, welche zuſammen faſt 200 Pfd. wogen. Ich fragte nach der Veranlaſſung zu dieſem Geſchenke und erfuhr, daß die Leute glaubten, ich habe nicht Fiſche genug bei mir und werde dergleichen brauchen, da die Fiſchzeit vorüber ſey. Früh ſchenkte man mir ferner eine Lederblouſe für meinen Aufenthalt an den Ufern der Kolyma; ſie war recht hübſch und mit Wader und Jobel beſetzt; man fügte auch noch Beinkleider, eine Mütze, Stiefeln und Strümpfe von demſelben Stoffe hinzu, kurz alle wünſchenswerthen Kleidungsſtücke, die auf anderthalbes Jahr ausreichen könnten, ſo wie ein Bärenfell als Bett und eine mit Haſenfüßen beſetzte Lederdecke. Die Frauen gaben mir Handſchuhe und der Baron Wrangel, Officier in der kaiſerlichen Marine, der ſich mit der Unterſuchung der Küſten beſchäftigte und bei dem ich wohnte, ſetzte dem Ganzen die Krone auf, indem er mir einen vollſtändigen Anzug nach der Landesſitte gab, deſſen ich mich im Nothfalle bedienen oder den ich als Merkwürdigkeit aufbewahren ſollte. In Folge dieſer wohlwollenden Äußerungen konnte ich alle Tage weite Fußwanderungen machen.

Trotz der heftigen Kälte im Januar und Februar 1821, denn der Thermometer ſiel bisweilen bis auf 40°, verging die Zeit recht angenehm; ſobald der Wind ſich legte, konnte man ausgehen; während des Windes aber mußte man durchaus zu Hauſe bleiben.

Niſchnei Kolyma kann in dieſer nördlichen Gegend eine große Stadt genannt werden, denn ſie enthält faſt 40 Häuſer und ungefähr 400 Einw. oder 80 Familien. Sie liegt am Oſtende einer Inſel der Kolyma, die 23 Meil. lang iſt, und dem Einflusse des Ani-ui gegenüber. Eine Hügelreihe ſchützt ſie vor den eifigen Nordwinden. Die Inſel trägt nur Gebüſch; das Bau- und Brennholz wird auf dem Fluſſe von Sredni Kolyma gebracht, und man darf alſo in einem Klima, wo man kaum einen Grashalm ſieht, keinen Anbau erwarten. Die Vierbe, die bisweilen auf einige Tage in der Nähe bleiben, freſſen Moos oder die Spizzen und die Schale der Geſträuche. Doch finden die Bewohner mit vieler Mühe die Mittel, ein Paar Nähe zu erhalten, ob ſie gleich das Per 80 (engl.) Meilen weit herbringen laſſen müſſen. Die Einwohner beſtehen größtentheils aus Koſaken, einem Duzend Kaufleuten und drei Chriſtlichen. Jedermann treibt etwas Handel, jagt und ſammelt Holz im Winter, ſicht und fängt Vögel im Frühjahr und Herbst, und baut im Sommer Wohnungen. Die Frauen verbringen ihre Zeit damit, daß ſie die Kleidungsſtücke und andere Gegenſtände ſehr fein ſticken. Weiter noch S. warten ſie das Vieh, im Gange aber kann der Fiſchfang die Hauptbeſchäftigung genannt werden; Männer, Frauen und Kinder geben ſich damit ab. Die Menge der Fiſche, welche man fängt, iſt ungeheuer; leider hindert der Salzmann gel, ſie aufzubewahren.

Conſt waren die Pelzthiere weit zahlreicher; damals betrug der Beſeß für den Kaiſer 5000 Jobelſelle, gegenwärtig erreicht er kaum 500. Die Hauptlieferanten zu Winterkleidungsſtücken und den koſtbaren Pelzen ſind die Aſchuktſchen.

Die Geſundheit Niſchnei Kolyma kann ich nicht rühmen; man iſt da vielen Krankheiten ausgeſetzt, beſonders Hautkrankheiten und Scorbut. Die Heilung des letztern wird durch den Genuß roher Fiſche im Winter für möglich gehalten; die Symptome vermindern ſich mit der Ankauf friſcher Fiſch im Sommer.

Die Nachkommen der Zukagten bewohnen die Ufer der beiden Ani-ui zwiſchen der Jana, Indigirka und der Kolyma bis an das Eismeer; ihre Nachbarn ſind die Jakuten, die Koſaken und die Aſchuktſchen. Conſt

bildeten ſie eine fürchterliche und kriegeriſche Nation, welche von den Ruſſen nicht leicht unterjocht wurde; jetzt ſind ſie faſt ganz verſlößt oder mit den letztern verſchmolzen. Gewiß ſind ſie der ſchönſte Menſchenschlag, den ich in Sibirien geſehen habe, proportionirt gewachſen und haben ein männliches offenes Geſicht. Die Frauen ſind ſehr hübſch.

Sie nennen ſich Adon domui. Ihre Sprache hat wenig Ähnlichkeit mit denen der umwohnenden Völker; einige Worte ſind mit dem Samoſedſchen und Tunguſiſchen verwandt. Sie ſind Jäger und Fiſcher und halten Renntiere.

Den 4. März reiſte ich von Kolyma mit einem ruſſiſchen Seeofficier und einigen Kaufleuten ab, deren naris oder Schlitzen mit Tabaſ und plumpen kurzen Baaren beladen waren. Das Wetter war ſchön; der Thermometer zeigte nur 25° unter Null, doch kamen wir nur langſam an dem Ufer des großen Ani-ui weiter, weil der Wind den Schnee ſehr hoch zuſammengedrückt hatte. Die Nacht brachten wir im Sibouoc zu. Den andern Tag ging es durch einen dichten Fichtenwald, in dem wir der Gefahr ausgeſetzt waren, an den Baumſtämmen bei der ſchnellen Fahrt abwärts geſchmettert zu werden. Mein Schlitzen war von dreizehn Hundten gezogen. Jenſeits des kleinen Ani-ui, eines bedeutenden, reiſenden und geſchäftlichen Fluſſes, verläßt man die Ebenen, welche ſich öſtlich von der Kolyma hinziehen; man gelangt in ein höheres Land, wo wir viele Schlitzen gleich den unſrigen trafen; das zufriedene Ausſehen der Leute verrieth es, daß ſie gute Geſchäfte zu machen gedachten.

Wegen des ſchnellen Laufes friert der kleine Ani-ui nie ganz zu; man braucht aber einen ſehr guten Führer, um ihn überſchreiten zu können. An ſeinen Ufern ſieht man in Hinſicht auf das Klima ſehr große Bäume, aber ihre Wurzeln bringen ſelten über zwanzig Zoll tief in die Erde.

Den 8. März erreichten wir das ruſſiſche Fort, das auf einer Inſel des Ani-ui 150 (engl.) Meilen von Kolyma liegt; dieſes Ani-ui Oſtrog enthält 20 Jurten, ungefähr 200 Einw. und ein großes hölzernes Gebäude; die Hügel in der Nähe ſind hoch und gut bewaldet; es wächst wenig Gras daſelbſt, aber viel Moos und Flechten. Der Anblick des Fluſſes iſt maleriſch und das Fort beſtimmt den zum Wohnen am günſtigſten gelegenen Ort, den ich von Jakutſk aus geſehen.

Die Einwohner an den Ufern des Ani-ui leben ſehr mäßig von der Jagd, da der Fluß nicht ſehr fiſchreich iſt. Deßhalb tritt auch nicht ſelten Hungersnoth ein, weil die Regierung keine Brodorräthe ſchickt. Das Elenn, das Renntier und Argali ſind die Hauptmittel zum Leben, aber dieſe großen Widerläufer um ſo ſeltener geworden, je mehr ſich die Ruſſen vermehrt haben. Sie ſcheinen dieſe Thiergeſchlechter eher vernichten zu wollen als ſich bloß Lebensunterhalt zu verſchaffen. Während der Reſſe beſchäftigten ſich die Bewohner des Forts größtentheils mit dem Handel oder werden Magazinhüter für andere Kaufleute.

Der Schiffs-officier und ich nahmen unſere Wohnung in einer kleinen Zukagiren-Jurte und erhielten bald den Beſuch eines Aſchuktſchen mit ſehr ausdrucksloſem Geſichte; er trat ein, ſetzte ſich auf einen Stuhl, rauchte ſeine Pfeife ohne uns anzusehen oder uns auf irgend eine Weiſe zu beachten, und ging wieder.

Als der Regieſungscommiſſar angekommen war, wurde die Reſſe angekündigt. Schon früh waren zwei vornehme Aſchuktſchen in großem Staate, in ihren ſchönſten Anzügen, in einem hübſchen von zwei Renntieren gezogenen Schlitzen angekommen; ihr Gefolge beſtand aus dreißig Paaren dieſer Thiere. An einem großen Magazine, wohin der Altar und die Heiligenbilder gebracht worden waren, kaufte der Geiſtliche dieſe beiden Männer, ſowie deren Frauen und drei Kinder, die alle nach dem Ritus der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, ſich bis auf die Beinkleider auskleiden und ſich dreimal in eine große Wanne von eiſenem Waſſer bei 35° Kälte tauchen mußten; dann ſollten ſie auch die Füße in dieſem Waſſer waſchen. Ich bedauerte die Frauen und die Kinder; die erſten mit ihrem langen Haar waren buchſtäblich von Eis umhüllt. Die Anhängung eines kleinen Kreuzes und eine ſo jämlich unnöthige Anweiſung über die Ausſprache

der ihnen beilegelegten neuen Namen beschloffen die Cerimonie. Dann erhielten die Reutekehrten eine gewisse Quantität Tabak, um dadurch Andere zu veranlassen, dem Beispiele zu folgen. Da es vorgekommen ist, daß Tschuktischen zwei- auch dreimal sich haben taufen lassen, um dieses Geschenk zu erhalten, so werden es die guten Leute von Irkutsk allmählig überdrüssig, diesen Peiden ihre Missionaire und ihren Tabak zu schicken.

Der Zug, dem sich andere vornehme (tolona) Tschuktischen anschlossen, begab sich darauf zu dem Commissar, wohin ich dem Schiffsofficier folgte. Der Commissar hielt die gewöhnliche Anrede, daß er die Messe nicht eher eröffnen werde, bis man den Tribut für den Kaiser gebracht habe, und alsbald legten die angesehensten Tschuktischen ein rothes Fuchsfell zu dem Füßen des Abgeordneten nieder. Die Namen der Geber und der Werth der Felle wurde eingetragen, und darauf schmückte der Abgeordnete zwei der Häuptlinge mit einer Medaille und einem kleinen Sabel, bei ihnen einen Brief vor, den er von dem Gouverneur von Jakutsk erhalten haben wollte, und der ihm meldet, der Kaiser habe ihm befohlen, sie auf diese Art auszuzeichnen. Nachdem ihnen der Priester noch seinen Segen gegeben, hielten sich die armen Teufel für ganz glücklich, waren außerordentlich stolz und betranken sich endlich.

Ich hatte dem Commissar meinen Wunsch mitgetheilt, das Land der Tschuktischen bis an die Behringsstraße zu durchreisen und auf diese Art nach dem amerikanischen Festlande zu gelangen. Dem zu Folge hielt ein Dolmetscher folgende Rede an sie: „Der Kaiser hat erfahren, daß zwei fremde Schiffe an den Küsten Eurer Vaterlandes erschienen sind, und wünscht zu wissen, wer sie sind. Er hat auf Euer Verlangen zwei Dolmetscher geschickt; der eine spricht Eure Sprache und die russische, der andere die Sprache der weissen schiffahrenden Nationen (das ging auf mich). Ich bitte Euch, im Namen des Kaisers, für sie Sorge zu tragen und sie zu respectiren, besonders diesen, der einer seiner Hauptdolmetscher ist“ (er wies auf mich).

Diese Rede, die mir Hoffnung gemacht hatte, endigte, als einer der vornehmsten Tschuktischen aufstand und sagte: „ich brauche keinen Dolmetscher und werde keinen nehmen.“

Diese lakonische Antwort bestürzte uns vollkommen. Ein alter schlauer Bursh, Namens Katschorga, sagte darauf: „in einer so wichtigen Sache darf man die kleinen Kinder nicht um Rath fragen; ich bin Häuptling und habe keinen Dolmetscher verlangt, obgleich einer meiner Neffen den Gedanken gehabt hatte.“ Dann ließ er sich über die Unschicklichkeit aus, sich wegen einer so wichtigen Sache an junge Leute zu wenden, die nothwendig an einen Häuptling gehöre.

Man antwortete, der Kaiser habe uns nun einmal geschickt und sie müßten uns annehmen, weil wir, um ihm nicht zu mißfallen, nicht wagen würden, zu ihm zurückzukehren. Die Tschuktischen hielten von neuem Rath und das Resultat war: da der große Kaiser selbst gewünscht hat, zwei Dolmetscher an die Behrings- Straße zu schicken, so könnten sie sich natürlich nicht weigern, die Kosten ihrer Fortschaffung zu tragen.“ Als man sie um den Preis fragte, den sie verlangten, antworteten sie: funfzig Sack Tabak, d. h. fast 60 Centner.

Es wäre Thorheit gewesen, ein so bedeutendes Geschenk voraus zu geben, und wir sahen wohl ein, daß wir dem Plane entsagen mußten, besonders als sie hinzusetzten: „der kann kein großer Kaiser seyn, welcher nicht einmal ein so kleines Geschenk geben kann, da er doch über die Reichthümer seines ganzen Volkes verfügt. Der Dolmetscher selbst muß eher arm seyn, da er eine solche Forderung nicht bestreiten kann.“

Die Widern gaben einen sehr deutlichen Beweis von ihrer Klugheit, wenn einer sagte: „ich bezweifle es, daß dieser Mann ein Dolmetscher des großen Kaisers ist, da er selbst nicht Russisch versteht; ich habe bemerkt, daß der Dolmetscher unsere Antworten dem Schiffsofficier mittheilt und dieser sie jenem Manne in einer andern Sprache sagt.“

Das alles war zu wahr, als daß es hätte geleugnet werden können. „Was sollte uns dieser Mann nützen,“ setzten sie hinzu, „da er weder die russische Sprache noch die unsrige versteht?“ Wir schwiegen und der

Plan wurde aufgegeben. Ich glaube, ihre Weigerung war weder durch die Furcht, noch durch bösen Willen begründet, sondern lag einzig und allein in ihrem Geiz.

Den andern Tag besuchte ich ihr Lager, das 21 (engl.) Meilen entfernt war. Es bestand aus sechs Zelten, drei großen und drei kleinen; die erstern waren für das gemeine Volk bestimmt, die letztern für die Häuptlinge und vornehmen Leute aufbewahrt. Die erstern waren außerordentlich schmutzig und stanken; die andern dagegen waren recht reinlich und warm, obgleich ohne Feuer und wenn auch die Kälte 35° betrug. Ich erkletterte darin fast; sie waren nur 8 Fuß lang, 5 F. breit und 3 F. hoch; drei bis vier Personen befanden sich in einem Zelte von Rennthierfellen; die Decken sind mit weißem Fuchs besetzt. Diese kleinen Zelte sind von alten und hart gewordenen Fellen gemacht, welche man auf einander befestigt, so daß sie zu beiden Seiten Haare haben. Eine große Oel- oder Thranlampe beleuchtet sie und wärmt zu gleicher Zeit bedeutend. Als ich mit dem russischen Officier in eine dieser kleinen Wohnungen eintrat, fand ich darin den Häuptling und dessen Frau, sowie ein Mädchen von neun Jahren völlig nackt; sie schämten sich keineswegs vor uns und sagten dem Mädchen, sie solle Rennthierfleisch für uns zubereiten, was sie, ohne ein Kleidungsstück anzulegen, an einem Feuer neben dem Zelte that. Nach einer Viertelstunde kam das halbgekochte Fleisch und wir aßen aus Artigkeit davon. Ich mußte meinen Besuch abkürzen, weil ich dem Ersticken nahe war, und nie in meinem Leben habe ich so lange einen so unangenehmen Geruch ausgehalten. Der tolon war über die Kürze des Besuchs etwas verdrüsslich, und erklärte sich dieselbe dadurch, daß er sich gestern meiner Reize in seine Heimath widersezt habe. Ein großer Topf, ein Messer, Teller, hölzerne Tassen, ein Weil, ein Feuerstahl und Feuerstein bildete das Geräthe. Sie bedienen sich recht gut gearbeiteter Lederzägel, um ihre Rennthiere zu lenken; sie mißhandeln weder diese noch ihre Hunde, und auf langen Reisen erlauben sie nur den Frauen und Kinder sich in die Schlitten zu setzen.

Bei unserer Rückkehr in das Fort, wohin ich in einem hübschen von zwei Rennthieren gezogenen Schlitten gebracht wurde, war die Messe von dem Commissar eröffnet, der in seiner Rede die Bedingungen, die zu bezahlenden Abgaben und die Strafen, deren man sich aussezt, mitgetheilt. Die Tschuktischen hatten sich schon vorher durch ihre Abgesandten von Menge des anwesenden Tabaks unterrichtet; darnach machen sie ihre Berechnungen und bestimmen den Preis ihrer Waaren, auf den sie fester halten, als die Russen.

Die Messe wurde an den Ufern des Anil ui, dem Fort gegenüber gehalten; die Tschuktischen stellten sich da bei guter Zeit im Halbkreise auf, breiteten ihre Rauchwaaren auf ihren Schlitten aus und rührten sich nicht von der Stelle. Die Russen bringen ihre Tabaksballen in die Mitte des Halbkreises und erkundigen sich durch einen Dolmetscher nach dem Preise der Pelze, welche sie befehen; die Mühe bleibt ganz allein ihnen, denn sie müssen mehrere Stunden lang entweder eine Last von 200 Pfund Tabak herumschleppen, oder alle Arten Waaren in der Hand oder auf dem Rücken herumtragen, ehe sie einen Handel abschließen können. Für die Gegenstände von geringem Werthe erhalten sie gern frisches Fleisch; damals war es sehr gesucht.

Den ersten und zweiten Tag darf der Tabak nicht unter dem Preislosgeschlagen werden, über wel die Kaufleute mit einander überringekommen sind; wer dagegen handelt und man entdeckt es, muß seine Waare confisciren lassen und verliert das Recht, Handel zu treiben. Die Justiz wacht auch darüber, daß der Tabak nicht angefeuchtet werde und daß man das Gewicht der Ballen nicht durch Steine oder andere schwere Körper erhöhe.

Der von den Russen bestimmte Preis war 20 Markeder und 15 rothe Fuchsfelle für einen Centner Tabak; die Tschuktischen wollten aber nur 10 Markeder und zehn Fuchsfelle geben.

Am ersten Tage wurden wenig Geschäfte gemacht; die Tschuktischen boten zu niedrigen Preisen die schwersten Felle, wie Bären-, Wolfs- und

Renntbierfelle, sowie Seefuhzähne aus, aber aus demselben Grunde und der Kostspieligkeit des Transports wollten die Russen dieselben nicht kaufen. Die Tschuktschen hielten sich gut; zwei Russen aber, die überführt wurden, unter dem festgesetzten Preise verkauft zu haben, mußten bis zu Ende der Messe in das Gefängniß wandern.

Am zweiten Tage war es lebhafter und es wurden mehr Geschäfte gemacht. Die Russen wollten nur 12 Marber- und 11 Fuchsfelle annehmen; einige Tschuktschen zeigten sich nachgiebig; der dritte Tag endlich war der gewinnreichste für die Tschuktschen, weil das Reglement nicht mehr in Kraft stand. Jedermann, von dem Commissar an bis zu der ärmsten Person herunter, wollte handeln und forderte immer weniger als sein Nachbar. Ich war ganz betäubt; es entstanden auch mehrere Ankeren.

Die Messe dauerte sieben Tage, d. h. drei mehr als gewöhnlich. Am fünften erschien der wodka, und die Wirkungen dieses geistigen Getränks bestimmten die Tschuktschen bald, einige schwarze und braune Fuchsfelle zu zeigen; aber sie verlangten einen so hohen Preis dafür, daß sie fast alle wieder mit sich nehmen mußten. Der jakak, den sie bezahlten, betrug 23 rothe Fuchsfelle. Die Summe der Waaren, welche aus ihrem Lande kam, bestand in 400 Seefuhzähnen, einigen Bärenfellen, Kleidungsstücken aus Renntbierfell und gefrorenem Renntbierfellsche. Die andern Pelzwaaren, wie mehrere Tausend Stück schwarze, braune, blaue, rothe und weiße Fuchsfelle, Marber-, Biber-, Otter-, Bären-, Wolf-, Seehund- und Seefuhsfelle kamen von den Karga-uten, einem Volke auf dem amerikanischen Festlande; zwei von diesen Brutten waren auf der Messe gegenwärtig. Sie hatten auch verschiedene sehr warme Kleidungsstücke und Seefuhzähne, die in Thiergestalten geschnitten waren.

Die Russen verkauften ihren Seide Tabak, Köpfe, Messer, Längen, Nadeln, Klingeln, Scheren, Pfeifen, Beile, Eßkel, Korallen und andere geringe Schmuckfachen, blauen und rothen Rankin und weiße Baumwollengewebe. Diese Zeuge hatten einen Werth von 180,000 Rubeln, die der Tschuktschen konnten ungefähr 160,000 R. werth seyn. Es befanden sich dieses Jahr zur Messe, die für eine gute galt, 150 Schlitten und 600 Renntbiere, 68 Männer, 60 Frauen und 67 Kinder. Jedes Renntbier kann eine Last von 3 bis 4 Pud ziehen. Die, welche zur Messe kommen, kehren nur bis an die Ufer des Tschaoon zurück, dort tauscht man sie gegen andere um, welche von der St. Lorenzbai gekommen sind. Sie brauchen 75 bis 90 Tage zu dieser 800 Werst betragenden Reise.

Auch drei Tschuktschen-Häuptlinge waren zur Messe anwesend; der erste befehligt die Volksstämme an den Ufern des Tschaoon, des Puckla, des Kwata, sowie des Schelatskol neß an dem Eismeer; der zweite die Belo-Norok, welche an dem Dnister wohnen von dem Nordcap bis an die Bai Klafchenie; der dritte den Volksstamm des Ostcap oder Tschuktschokol neß (Tschuktschen-Cap) bis an die Lorenzbai. Die ersten sind Komaden, ziehen Renntbiere, welche zum Transport der Waaren von den Ufern des Tschaoon bis in das russische Port gebraucht werden, und treiben auch Handel mit Seefuhzähnen. Die zweiten leben fast ganz von der Jagd und dem Fischfange, und erheben eine kleine Durchgangsabgabe von dem Tabak, der ihren Nachbarn in S. gebracht wird. Renntbiere haben sie nicht. Die dritten sind Handelsleute, haben große Renntbierheerden und führen dieselben von der St. Lorenzbai nach dem Tschaoon. Ein vierter Häuptling beherrscht einen Volksstamm, der das von dem Anadyr bewässerte Land bewohnt und dieselbe Industrie betreibt, wie der vorige. Diese Häuptlinge wohnen in gleicher Entfernung von einander, welche 150 bis 200 (engl.) Meilen beträgt, und unterhalten eine Art Correspondenz mittelst der Tschuktschen der Ostküste.

Die Tschuktschen der St. Lorenzbai sind die zahlreichsten; die an der Ostküste die kriegerischsten und stärksten; die des Tschaoon die friedfertigsten und jene des Anadyr die reichsten. Alle besitzen nur eine nominelle Unabhängigkeit, denn Rußland fordert streng den Tribut, der freilich nicht bedeutend ist und den sie gewissenhaft zahlen. Ihre Gesammtheit wird 4 bis 6000 männliche Personen nicht übersteigen. Jeder Stamm spricht einen

verschiedenen Dialect derselben Sprache und alle verstehen einander. Ihr Idiom hat keine Verwandtschaft mit denen ihrer Nachbarn.

Die Häuptlinge, mit denen in Sprach, sagten mir, ihr Land sey außerordentlich dürr, gebirgig und so von Schnee bedeckt, daß die beladenen Schlitten nicht direct nach der St. Lorenzbai fahren könnten, sondern dem Ufer folgen mußten bis an die Mündung der Pactia, von wo der Weg sich von N. nach S. wende.

Es ist notwendig, hier eine Bemerkung über die Erzählung des englischen Reisenden zu machen. Der Name Tschuktschen ist von den Russen auch auf die benachbarten Korakenstämme ausgedehnt worden. In die erste Abtheilung des Reisenden gehören diese Koraken. Die andern sind echte Tschuktschen. So hat dieses Volk das fernste Ende des asiatischen Festlandes in N. inne. Ihre Grenze in S. ist der Lauf der Anadyr. Diejenigen, welche in der Nähe der Mündung dieses Flusses leben, heißen Kiwanaki oder besser Kiwanischia. Die Sitten, die Sprache der echten Tschuktschen beweisen, daß sie eine gemeinsame Abstammung mit den Eskimos des nördlichen Amerikas haben und von diesem Festlande herübergekommen sind.

Die Tschuktschen, fährt Cochrane fort, sind von mittlerer Größe, aber ihre außerordentlich große Kleidung giebt ihnen ein riesenhaftes Aussehen. (Zaf. 6. Abbild.) Ihre Haut ist ziemlich weiß, ihre Physiognomie sehr gemein, obgleich männlich. Sie sind roh, lebhaft und wenigen Krankheiten ausgesetzt. Ich habe bei ihnen keine leidenschaftliche Vorliebe für Branntwein gefunden, denn sie weigerten sich, Pelze bloß für dieses Getränk zu geben, aber sie nahmen es gern an und handelten am liebsten mit denen, welche sie damit tractiren. Sie kamen mir abgehartet, mißtrauisch und jähzornig, zwar sehr habüchtig, aber ehrlich und gastfreundlich vor. Sie haben viel Respect vor ihren Häuptlingen und leben keineswegs in jenem Zustande der Gleichheit, den man vermuthen sollte. Im Allgemeinen sind sie geistreich, schlau, fleißig und geschickt; die Symmetrie, die Reinlichkeit und die Menge ihrer Schlitten, ihrer Kleidungsstücke, ihrer Zelte, ihrer Waffen und ihrer Schmuckfachen gaben einen Beweis davon. Sie besitzen dagegen keine andern religiösen Gebräuche, als eine große Ehrfurcht vor einer Art Zauberer. Sie dürfen bis fünf Frauen haben und besitzen das Recht, dieselben zu tödten, wenn sie untreu sind.

Sie kochen ihre Speisen, wenn sie sich Holz verschaffen können, was im Winter selten möglich ist; sie essen deshalb in dieser Jahreszeit das Fleisch roh. Sie trinken Thee und lieben den Zucker ungemein. Den Tabak essen, kauen, rauchen und schnupfen sie. Ich habe kleine Knaben und Mädchen von neun Jahren gesehen, die ein großes Blatt Tabak in den Mund stecken, und keinen Speichel ausspucken. Bietet man ihnen Fleisch an, während sie den Tabak im Munde haben, so stecken sie auch dies noch mit hinein.

Kapitel XIV.

Sibirien. — Ereni Kolymsk. — Werchni Kolymsk. — Beschreibungen eines Schamanen. — Unerwartete Versorgung mit Lebensmitteln. — Wüste. — Omekone. — Die Jakuten. — Die Schola. — Der Kukar. — Schotok.

In zwei Tagen waren wir von den Ufern des Ani ui nach Nischnei Kolymsk zurück. Den 27. März reiste ich von da in einem königlichen Schlitten, d. h. in einem mit dreizehn Hunden bespannten, wieder ab; ich wurde von einem Jakuten und Kosaken begleitet. Das Wetter war sehr veränderlich in den ersten Tagen meiner Reise. Fröh am Morgen hatten wir 15 Grad Kälte, um Mittag fast eben so viele Grade Wärme und Abends wieder 10 Grad Kälte. Vor dem Sonnenaufgange waren die Morgen die kältesten, welche ich jemals erlebt habe; ich litt mehr

bei, als da der Thermometer auf 40° unter Null sank; dies rührte von den Nebeln her, welche zu Ende des März und im Anfange des April herrschen und welche den ganzen Körper mit einer unbeschreiblichen Kälte bedrücken.

Ich wendete mich nach E., als ich zum zweitenmale nach Oredni Kolyma zurückgekommen war, und nun zogen mich Pferde. Ich reiste an den Ufern der Kolyma hin, die im Sommer mit Fischercolonien bedeckt ist. Das frue und niedrige Land erzeugt übrigens nur ärmliche Bäume. Später kam ich durch schöne Weidelande mit zahlreichen Seen. In diesen Gegenden leben viele Jakuten. Ich verbrachte die Nacht bei den Jäfern derselben und wurde von ihnen wie ein alter Freund aufgenommen.

In Berchni Kolyma unterhielten mich die Vossen eines Zauberers der Schamanen, der wegen der Krankheit eines Jakuten gerufen worden war. Er trug ein Kleid von Fell, das mit einer Menge kleiner Eisenstücke von der Größe und Form der Klinge eines großen Federmessers besetzt war. Seine Mütze, seine Handschuhe, seine Stiefeln waren gestickt. Erst rauchte er eine Pfeife, dann nahm er seine Trommel und seinen Wajak, d. h. seinen Zauberstab, setzte sich mit übereinandergeschlagenen Armen nieder und stimmte einen klagenden Gesang an, den er mit einer tiefen Brust begleitete. Nach diesem Vorspiel fing er an herumzuheulen, zu hüpfen und Capriolen zu schneiden, zu schreien, zu heulen, in wilden Grimassen und Verzerrungen zu machen, so daß ich ihn für verrückt hielt. Dann zog er sein Messer und stieß sich dasselbe allem Ansehn nach in den Leib. Ich wurde ängstlich. Bald zog er es ohne den geringsten Blutstropfen heraus und er erklärte, der böse Geist werde nicht triumphieren, wenn man nur nach der Gewohnheit eine fette Stute opfert. Darauf wurden alle Anwesenden fortgeschickt und auf den nächsten Tag eingeladen, um das Fleisch der Stute mit verzehren zu helfen. Bei diesen Beschwörungen bedienen die Schamanen sich stets nur ihrer eigenen Messer, weil sie fürchten, andere könnten zu lang seyn und zu weit eindringen. Der Einfluß dieser Betrüger auf die Menge ist sehr groß; sie entfernen sich nie weit von ihrem Bezirke und sind nicht zahlreich. Sie wollen die Krankheiten heilen, das Wetter ändern, Glück auf der Jagd und im Fischfange geben und verlorene oder gestohlene Gegenstände auffinden.

Berchni Kolyma gilt für einen bedeutenden Flecken, denn es hat 15 Häuser und fast 200 Einwohner. Die Umgegend ist kahl, im E. aber sieht man sehr schöne Bälber. Der Ort liegt an dem rechten Ufer des Jyanka, ungefähr eine Meile von seinem Zusammenflusse mit der Kolyma, und gilt für einen der kältesten im östlichen Sibirien. Der Thermometer fällt da bis 43° unter Null, und doch ist seine geogr. Lage nur $60^{\circ} 30'$.

Von den Ufern der Kolyma wendete ich mich in ein hohes Land. Bald reisten wir auf dem Schnee, bald war er bereits geschmolzen und wir befanden uns im Wasser; der Weg war sehr beschwerlich. Als wir die Jyanka erreicht hatten, folgten wir den Ufern derselben; Lauben und Felsen vermehrten unsern Lebensmittelvorrath. Wir gelangten zu einem kleinen Dörfle; jenseits findet man zwei Flüsse, die in einer engen Schlucht in die Jyanka fallen und eine Art gefrorenen Wildbach bilden, der welchen wir nur mit vieler Mühe hinwegkamen. Der Reisende trifft in diesen unwirthlichen Gegendern sichern Unterhalt, nämlich Rebhühner und Hasen, welche von den herumliegenden Jakuten und Tungusen in zahlreichen Schlingen gefangen werden. Jeder kann sich das Wild zusichern, das er erbeutet, nur muß man die Schlingen wieder aufstellen.

Ich litt an dem Augen wie mein Führer; mein Kask wurde von einer heftigen Diarrhoe, der Folge seiner Fressucht, geplagt. Am Mittag trat die Wärme 22 Grad; die Oberfläche des Schnees schmolz. In der Nacht gefror es wieder und unsern armen ermüdeten Pferden wurde es schwer weiter zu gehen. Eines Abends lagerten wir in dem dürrsten, kältesten und ödesten Thale, das ich jemals gesehen habe; kein Gras, kein Moos, kein Strauch, nicht einmal ein Stück Krebholz bot sich un-

sern Hülfe dar. Wir waren an die Ufer der Jyanka hinuntergekliegen und hatten nichts zu essen als gefrorenes Pferdefleisch und etwas Zwieback. Unser Vorrath von Branntwein war erschöpft. Der bedauerndwerthe Zustand meiner Gefährten nöthigte mich, ihnen vom Pferde herunterzuheissen und alles zuzubereiten, was nur nöthig war.

Als wir über eine Hügelkette gekiegen waren, gelangten wir an die Ufer des Kulpal und in das malerische Thal Bulunkal, das von einem Flusse so genannt wird; der Name des Sees kommt von einem Fische her, den man darin fängt. An diesem See erblickten wir zwei Jurten; die eine, sehr ärmliche, diente uns fünf Tage lang als Zufluchtsort. Ich war genöthigt, meinen Kasken da zu lassen und setzte meine Reise mit dem 6 Fuß großen Jakuten fort. Nie hatte ich einen so großen gesehen.

Die Kural-Berge haben ihren Namen von einem reisenden Wildbache, der an ihrem Fuße fließt. Wir kamen nur mit vieler Mühe über ihn hinüber, weil das Eis der Wärme von 27° sehr schnell nachgab. Weiter hin waren die Wiesen überschwemmt und die Flüsse angeschwollen; hohe und steile Berge zeigten auf allen Seiten ihre mit gefrorenem Schnee bedeckten Seiten. Wir hatten uns eine 100 Fuß hohe Wand hinabgleiten lassen, als mein Kask, der sich wieder besser befand, mir noch bei Zeiten nachkam, um mir zu sagen, daß wir vom rechten Wege abgekommen wären. Wir verbrachten die Nacht in einer, sehr traurigen Lage ohne Feuer. Den andern Tag wußten wir nichts Bessers zu thun, um an dem glatten Berge hinabzusteigen, als Stufen in dem verhärteten Schnee zu hauen. Als wir oben angekommen waren, befestigten wir, der Kask und ich, alle unsere Riemen fest aneinander und ließen daran das Gepäc an der andern Seite hinunter. Unsere Pferde, die von Ermattung erschöpft waren und seit zwei Tagen nichts zu fressen bekommen hatten, kamen nur die Hälfte des Berges hinauf. Unser dummer Jakut beklagte sich ohne Theilnahme an unserm traurigen Zustande, brummend, daß er bei so schwerer Arbeit täglich nur 20 Pfund Fleisch erhalte.

Die Nacht war noch schlimmer als die vorhergehende; wir hatten durchaus nichts, auf das wir uns legen, mit dem wir uns schützen konnten. Zwei Tage wurden gänzlich damit verbracht, unsere Pferde hinaufzuschaffen und auf der andern Seite wieder hinunterzubringen, wo sie weiden konnten. Das schwächste schlachteten wir, um das Fleisch aufzubewahren. Einen Theil legte ich bei Seite und vergrub es im Schnee, damit es der Jakute auf der Rückkehr finde.

Wir hatten so zwei Tage der besten Jahreszeit verloren. Die Witterung war noch sehr kalt. Mit welchem Vergnügen wärmte ich mich, als wir wieder in die Ebene hinunter kamen! Den nächsten Tag richtete ich meinen Weg nach der Magnetnadel, denn der Führer wußte nichts mehr. Wir fanden mehrere Hügel, wo der Schnee tief lag; zwei unserer Pferde stürzten. Wir mußten alle gehen. Der Korb war nicht schwer zu überschreiten. Abends überraschte uns aber an seinem Ufer ein Regenguß, der erst seit dem vorigen September. Das Land war gut bewaldet und reich an Weideplätzen. Wir verloren noch ein Pferd und mußten nun einen Theil des Gepäcks selbst tragen. Alle Flüsse, die wir in der letzten Zeit überschritten hatten, fließen in die Indigirka und sind reisend, wenn auch klein.

Das Land war allmählig sehr angenehm und offen geworden und das Wetter sehr schön. Wir blieben zwei Tage auf einer fetten Weide wegen unserer Pferde; große Schaaress Gänse, Enten, Rebhühner und Schneepfaffen flogen über uns hin, und bald bemerkten wir zahlreiche Spuren von Bären, Wölfen, Renntieren, Hasen und bisweilen von Eleuthieren. Am letzten Tage erreichten wir durch große Anstrengung das erste Haus des Districts Omele. Wir mußten fast 30 (engl.) Meilen gehen und schwimmen, ich sage schwimmen, weil wir häufig genöthigt waren, durch Flüsse zu waten und selbst zu schwimmen, und zwar in großer Ausdehnung. Es gelang mir, indem ich einen Strick an den Hals eines Pferdes befestigte. So kamen wir ohne Unfall über den Bulumampsch und die Kera, die noch stärker ist. Die Jurte eines Jakuten-Fürsten, wo man uns aufnahm, kam mir als die gastlichste und hübschste von allen vor, die ich je

gesehen. Ich verschaffte mir hier zwei frische Pferde zum Fortschaffen unsers Gepäcks; die andern, die auf fünf heruntergekommen waren, führte man, und ich ging zu Fuß.

Ich ließ hier meinen Führer zurück und nahm mir nicht die Zeit, mich zu erholen, da die Flüsse sich ganz von Eis befreien zu wollen schiene und ich auf einige Monate von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten werden konnte. Man denke sich, wie sehr ich eilte, an einen Ort zu gelangen, wo ich sicher war, von solchen Hindernissen nicht mehr aufgehalten zu werden. Ich machte schnell, zufrieden, von Zeit zu Zeit am fernen Horizonte den Rauch einer Wohnung zu erblicken; seit mehr als 300 Meilen hatte ich keinen gesehen, seit dem See Buluktak nicht ein einziges menschliches Wesen getroffen. Jetzt waren wir gewissermaßen wieder von den Töbten aufgestanden und von neuem Muth befebt; mein Kosak besonders hatte neue Kräfte durch ein Stück Rindfleisch erhalten, das man ihm in der ersten Jurte gegeben. Ich selbst zog es vor, bei dem alten Pferdeweise zu bleiben, weil ich meinen Mann beschämen und ihm zeigen wollte, daß man alles essen müsse, wenn es die Noth verlange. In diesem Zustande verbrachte ich acht Tage und habe mich nie besser befunden. Wir waren den Ufern der Kera und der Indigirka durch ein eben so unfruchtbares und trauriges Land gefolgt, als es weiter unten an diesem Flusse, in Sibirien, ist. Den andern Tag machte ich wieder Halt bei einem Jakuten-Fürsten, der mir die Hälfte eines Rennthieres schenkte und mich mit Milch und Thee tractirte. Er machte mich dadurch zum glücklichsten Menschen. Ferner nöthigte er mich, zwei rothe Füchse als Tribut anzunehmen; sie wurden mir von einer Jakutin überreicht, die ziemlich häßlich war und deren Vater am folgenden Tage sich meinem Gefolge angeschlossen.

Statt unter steinigten und unfruchtbaren Hügeln und sumpfigen Thälern zu reisen, befand ich mich unter gut bewaldeten Bergen, die sich sanft erhoben, und auf fruchtbaren Wiesen. Der Anblick mehrerer rauchender Jurten erfreute mich außerordentlich. Ich fühlte den Werth des Lebens und erfreute mich desselben nie mehr, als in der gastlichen Wohnung Peter Gotoskops, eines Jakuten-Fürsten von Omelone. Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Vergnügen ich mich in meinem Bette von Rennthierfellen ausstreckte, nachdem ich vierzehn Nächte hinter einander auf dem Schnee gelegen hatte, der oft von der Wärme unserer Körper oder durch den Thau schmolz.

Das Thal Omelone ist malerisch und fruchtbar. Man zählt 600 E. in dem gleichnamigen Fürstenthume, die als Komaden mit ihren zahlreichen Pferden leben. Die bedeutenden und sehr schönen Wälder bestehen aus Birken, Fichten, Eichen u.

Man zählt in diesem Thale wenigstens 3000 junge Stuten und fast 3000 Kühe, welche einer kleinen Anzahl reicher Jakuten angehören. Der Verbrauch dieser Thiere, besonders der Pferde, ist bedeutend, weil die Regierung viele für Ochotzk und für die nördlichen Bezirke verlangt. Aber die Jakuten lieben ihre Pferde so, daß sie, um dieselben nicht verkaufen oder sich den Requisitionen fügen zu müssen, im ersten Falle zwei junge Stiere für ein Pferd geben, oder auch einen jungen Stier für jedes Pferd liefern, das einer ihrer Landleute geben soll. Doch werden die Pferde mehr des Staates wegen und zurucht als zum Gebrauche gehalten.

Ich blieb drei Tage in Omelone, wo ich meinen Kosaken ließ. Ich ersetzte denselben durch einen neuen Mann, der in dem Thale geboren war. Hier Fürsten bildeten mit ihm mein Gefolge. Wir zogen an dem Flusse hin. Dann geht man über denselben, was nicht ohne Gefahr geschieht, da er sehr reißend ist; aber wir durften nicht länger zögern, denn durch das Schmelzen des Schnees auf den benachbarten Bergen würde er noch mehr angeschwollen seyn. In geringer Entfernung vereinigt er sich mit der Indigirka. Schon sahen die Wiesen an den beiden Seiten wie große Seen aus und die Pferde konnten nur mit Mühe hindurchschwimmen; andere waren noch gefroren und rund um sie her standen Jurten der Jakuten, die im Sommer sich durch einen eintäglichen Fischfang beiziehern.

Wir flogen endlich, um aus diesem Thale hinauszukommen, Berge hinauf, und als wir unten in dem Bassin des Torurak ankamen, machten wir in der letzten Jurte des Souv. Jakutsk Halt; sie war sehr armlich, aber wir erhielten durch die gefälligen Bewohner eine Menge Wildpret.

Die Jakuten, deren Gebiet ich verließ, nennen sich selbst Socha, im Plural Sochatat, und aus ihrer Sprache erkennt man, daß sie wie die Kirgisen, die Kaschiren und Teleuten zu der großen Familie der türkischen Völker gehören, welche uneigentlich Tataren genannt werden. Nach ihren Sagen wohnten ihre Vorfahren selbst an den Bergen Salan, nördlich von dem Baisa-See. Der Druck der Buriaten und Mogolen, ihrer Nachbarn, trieb sie nördlich von der Lena und sie verbreiteten sich in den kalten und unfruchtbaren Gegenden, die von der Jana und Indigirka bewässert werden, bis an das Eismeer. Ihre Physiognomie verräth eine starke Vermischung mit den Mogolen, obgleich ihre Sprache nur eine kleine Zahl Worte aus dem Idiome dieser Nation enthält. Ihr zum größten Theile sumpfiges, theilweise auch steinigtes, im S. bewaldetes Land ist in R. eine kahle und raue Einöde. Im Sommer wohnen sie in kegelförmigen Jurten, die aus vereinigten Stangen gebildet und mit Birkenrinde bedeckt werden; im Winter dagegen in ärmlichen Hütten von Holz. Sie leben von der Jagd, dem Fischfange und dem Ertrage ihrer Heerden; die in S. haben Pferde und Kinder, die in R. Rennthiere, welche sich im Winter ihr Futter selbst suchen müssen. Fast alle sind Heiden und haben großes Vertrauen auf ihre Schamanen. Nur wenige sind Christen. Nach dem Jakak schätzt man alle Stämme der Jakuten auf 45,000 Familien.

Die Jakuten des Südens sind größer und stärker als die des Nordens. Es ist ein industriöses Volk; mit einem Messer, einem Beile, einem Feuerkessel und Steine verschafft sich der Jakute alles, was er braucht. Er macht sich sein Messer und sein Beil aus dem Eisenerze, das er aus den Bergwerken in den Alban-Bergen bei Bilui erhält. Die Jakuten lieben sich wie die andern Völker im nördlichen Sibirien; sie sind rachsüchtig aber dankbar, rechtschaffen, gefällig, geduldig, muthig, gastfrei, neugierig, verständig und ihren Fürsten und oguirs oder Alten sehr gehorham. (Taf. 7. Abbild.)

In geringer Entfernung von der letzten Jakuten-Jurte traf ich auf eine Heerde Rennthiere, welche von den Komaden-Lungusen gehütet wurden, die ich suchte und deren Häuptling 45 Meilen davon wohnte. Den andern Tag gelangte ich zu ihm durch ein Thal, das sich in SO. öffnet. Ein Abgeordneter kam mir von Seiten dieses Fürsten entgegen, der Schumielow hieß und mich mit dem Degen an der Seite, in einem reichen Anzuge von schwarzem Halbsammet, in einem Güte und die Brust mit Medaillen behängt, empfing. Früher war er reich, jetzt ist er aber arm; er hatte mehrere Tausend Rennthiere, zählt aber nur noch 2000, und hat alles, was er besaß, der Sitirkeit geopfert, Ehren zu erhalten, die ihm keinen wirklichen Nutzen brachten. Gewiss sind die der Verachtung werth, welche solche Mittel anwenden, um einen unwissenden Menschen zu betrauben. Die Geschenke, die er freiwillig gab, nebst den Exproressionen, um frei von erzwungenen, obwohl unnöthigen Dienstleistungen zu seyn, haben ihn so weit heruntergebracht, daß er Fisch, was für einen Rennthier-Lungusen eine große Noth ist, essen und seine Leute in die Wälder schicken muß, damit sie sich dort mit ihren Pfeilen erlegen, was sie brauchen. Jetzt scheut er sich, nach Ochotzk zu gehen und sich Rennthiermoos zu verschaffen, da er lieber als echtes Komadischer Lunguse leben, als der slavische Bassal russischer Commissars und anderer Beamten seyn will, ob er gleich seinen Stolz darin sucht, seinen Tribut pünktlich zu bezahlen.

Er spricht gewöhnlich Russisch, ist gefällig und liebt den Brantwein sehr; ich reichte ihm davon und er konnte mir nichts abschlagen. Dieses Getränk hatte auch viele Weize für seine Frau, die mir für eine volle Flasche zwei rothe Füchse gab. Der Fürst schlachtete bloß für mich ein Rennthier und schenkte mir die Hälfte; ich gab ihm dafür Tabak und Pulver.

Da keiner seiner Vasallen den Sommerweg über das Gebirge kannte, so erbot er sich selbst, mich zu begleiten. Nach verlässiger Kunde brach ich wieder auf. Wir hatten fünfzig Rennthiere; er stellte fünfzehn zu meiner Verfügung und rechnete die andern zum Verbräuche und für unwürdige Geselle. Wir kamen wegen des schlechten Wetters und des tiefen weichen Schnees nur langsam weiter; mehrere der Rennthiere starben und die Ueberlebenden waren zu schwach, als daß man ihnen das Gepäc oder die Gefallen hätte aufladen können. Es war unmöglich, über das Gebirge zu kommen, und Schumielow sagte mir, ich müsse nach Dornow zurückkehren und den Weg mit Pferden machen. Die Gründe schienen mir unwiderleglich zu seyn, und da der Fürst sich beklagte, nicht hinreichende Mittel zur Fortschaffung meiner Habseligkeiten zu haben, so ließ ich mich genöthigt, den größten Theil derselben zu verbrennen. Als der Langose mich diese Operation beginnen sah, hielt er mir das Verbot vor, das ich begehre, und fragte mich zu gleicher Zeit, warum ich nicht ihm diese Sachen gebe, da er sie für sich schon fortzuschaffen wolle. Ich antwortete, ich würde ihm mein ganzes Gepäc schenken, wenn er mir nur den Weg nach Ochotsk zeigen wolle. Diesen Vorschlag nahm er nicht an, und ich bestand darauf, alles Unbehehrliche zu verbrennen, was ich überzeugt war, er wolle mich nur deshalb nöthigen, mein Gepäc in Stücke zu lassen, um sich dasselbe selbst aneignen zu können. Es war ihm dieses Opfer, die Kleidungsstücke zu verbrennen, die ich der Freigebigkeit der Bewohner von Kolyma verdankte. Als Schumielow sah, daß er mich nicht auf andere Meinung bringen könne, suchte er das Bild der Jungfrau und des Heiligen hervor, dessen Namen er führte, und rief, ich wisse ein Erzeuger seyn, schrie, spuckte aus, fluchte, geberdete sich wie ein Wahnsinniger und bekreuzigte sich dabei fortwährend. Ich begnügte mich damit, ihm in das Gesicht zu lachen, und setzte ruhig meine Arbeit fort. Endlich gekand er mir, daß es vorher abgemacht worden sey, mich nach Dornow zurückzubringen. Am achtzehnten Tage, nachdem wir sie verlassen, kamen wir in seine Jurte zurück.

Die Gegend, in welcher ich gerast war, besaß trotz ihrer Unfruchtbarkeit schöne Landschaften, zahlreiche Seen, hohe und dichte Wälder. Die Langosen besuchten sie vorzugsweise gern, weil sie reich ist an Moos für die Rennthiere, an guten Fischen, an Eichhörnchen und an Füchsen. Das Fell dieser letztern reicht für sie hin, den Jaak zu bezahlen und die geringe Quantität durchaus notwendiger und Eunstgegenstände zu kaufen, die sie sich auf der Reise in Ochotsk im Juni oder Juli verschaffen.

Als ich den Fürsten Schumielow verließ, kaufte ich ihm für den Rest meines Tabaks ein Rennthier ab, und ich glaube, das Fleisch dieses Thiers, das fast 150 Pfund wog, werde bis nach Ochotsk ausreichen. Auch frische Pferde wurden gebracht und ich verließ auf immer die Ufer des Dornow; meine Vorräthe bestanden in 60 Pfund Mehl, 400 Pfund Butter und saurer Milch, dem Viertel eines jungen Ochsen und einem todtten Pferde für meine Jakuten.

Die Flüsse waren zur Hälfte aufgethaut, die Ebenen und Thäler zur Hälfte überschwemmt, und der Regen stürzte bisweilen in Strömen hernieder; unsere Pferde fanden kaum so viel, daß sie sich nähren konnten, und wir mußten zu Fuß gehen, um ihnen einige Erleichterung zu verschaffen. Die Reise über die Berge war außerordentlich beschwerlich; endlich an einem Abende kamen wir in einen fruchtbaren Bezirk hinunter und machten hier an dem Ufer eines Sees Halt, aus dem die Ochota und der Kondusun nach verschiedenen Richtungen hin quäfließen sollen; der letztere verbindet sich in R. mit dem Dornow und die erstere strömt endlich nach dem Großen Oceane. Die Inseln dieses Sees sind von Birken, Erlen, Pappeln und Fichten beschattet; kleine wohlriechende Früchte schmücken ihre Oberfläche; die Weiden sind da außerordentlich fett; es war ein entzückender Anblick für mich.

Während wir unsern Weg in dieser Gegend fortsetzten, trafen wir auf zwei Eibären, die sich nach R. wendeten; die Furcht hielt wohl sie von uns, wie uns von ihnen fern. Unsere Pferde konnten sich an den Ufern der Ochota wieder erholen, aber unsere Vorräthe waren fast erschöpft.

Der Regen hatte von neuem begonnen und die Flüsse schwellen sehr schnell davon an. Wir fasteten bereits den zweiten Tag, waren bis auf die Haut durchnäßt, legten gegen 60 (engl.) Meil. zurück, und die Pferde mußten durch etwa 40 kleine Flüsse waten oder schwimmen. Diese Flüsse bilden sich durch das Schmelzen des Schnees auf den Bergen in O. und nehmen erst im Septbr. wieder ab. Wir verloren ein Pferd, das der Strom in der Ochota mit forttrug; die andern kamen hindurch nachdem wir ihnen das Gepäc abgenommen hatten. Als sie an der andern Seite waren, wo sich ein Kahn befand, sollte derselbe geholt werden; ich war der einzige, welcher schwimmen konnte, aber das Wasser war noch zu kalt. Die Noth zwang mich endlich aber doch dazu; ich suchte mir ein kurzes Stück Treibholz, das fest aber leicht war, band mir einen Riemen um den Leib und stürzte mich so in den Fluß. Seine Breite betrug nur 60 Fuß und die der stärksten Strömung 15; sie trieb mich über 300 Fuß hinunter, aber die Jakuten, die am andern Ufer mir folgten, waren immer bereit, mich zurückzuziehen, wenn es nöthig werde. Ich kam endlich glücklich an das andere Ufer, klebete mich sogleich aus und machte mir eine starke Bewegung. Als ich mit einem trefflichen Kahne zu meinen Leuten zurückkam, dankten sie mir aufrichtig für meine Heldenthat.

Mit Ausbauer erreichten wir zu Fuß 20 (engl.) M. weiter Fischen- Sommerhütten, wo wir aber vergebens Fische suchten. Da der Abend schon war, so ließen wir, statt zu essen, unsere Kleider trocknen. Die folgenden Tage mußten wir fortwährend über ausgetretene Flüsse setzen, über hohe und steinigte Berge steigen, sumpfige und überschwemmte Wiesen durchwaten, in denen häufig umgestürzte Bäume uns aufhielten, und durch Wälder ziehen, wo wir nichts als Beeren zu unserm Unterhalte fanden; die angeschwellenen Flüsse hielten uns oft auf, und drei Tage lang hatten wir nichts als ein Rebhuhn, das wir ehrlich theilten. Unser Pulver war so naß geworden, daß wir keinen Gebrauch mehr davon machen konnten. Es blieben uns noch vier fette Pferde übrig, aber meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, sie zu opfern; die armen Jakuten hätten gern eingewilligt, aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie um meinetwillen einen solchen Verlust erleiden zu lassen. Ich nahm mir also vor, sie ganz nach Gubdanken handeln zu lassen, da ich wohl wußte, daß bei ihnen Niemand daran denkt, ein gutes Pferd todt zu machen, wenn er nicht neun Tage jedes Fleisch hat entbehren müssen.

Die Zahl der Inseln in der Ochota steigerte die Schnelligkeit ihrer Strömung ungemein, welche ungeheure Eischollen und Bäume trieb. Selbst wenn ich einen Kahn gehabt hätte oder der Fluß ruhiger gewesen wäre, so konnten doch die Pferde unmöglich an dem entgegengesetzten zehn Fuß hohen Ufer emporklettern, das oft durch das unerwartete Anklehnen einer Eischolle oder eines Baumes ganz steil wurde. Die Aufsuchung einer Furt war vergeblich. Wir sählten also Holz, um ein Floß zu bauen, das den nächsten Tag um Mittag fertig wurde; ich schaffte unser geringes Gepäc darauf und stellte mich an den Bordtheil mit einem Jakuten und dem Kosaken. Der andere Jakute mit den Pferden wurde zurückgelassen. Wir besaßen eine Art Stuber, so daß wir das Floß lenken konnten. Wir wurden mit einer Festigkeit fortgerissen, welche meine beiden Gefährten ängstlich machte, und sie hatten nicht Unrecht; ein großer quer im Flusse liegender Baum versperrte ihn ganz; das Floß wurde daran zerschmettert und der Kosak mit dem Jakuten auf eine 300 Fuß weiter unten gelegene Insel getrieben. Ich kam nach ihnen, nahe daran, dabei zu ertrinken.

Durch angestrengte Arbeit gelang es uns, das Floß vor Sonnenuntergang vollends auseinander zu machen; im dem Dunkel konnten wir uns unmöglich mit einem neuen in das Wasser wagen. Ich ging bis an das Ende der Insel und bemerkte einen Baum, der von dem jenseitigen Ufer heringefallen war und fast bis in die Mitte des schmalsten Theiles des Flußarmes reichte, der da etwa 60 Fuß breit war. Hindurch zu schwimmen war unmöglich; ich fiel jedoch auf ein Mittel, von der Insel hinüber zu kommen, das mir gelang. Die Holzstücke des Floßes waren 15 Fuß lang; ich band die beiden stärksten zusammen und stützte sie in

der Insel fest; zwei andere machte ich in ihrer Mitte an und so fort, bis ich den Baum bis auf acht oder neun Fuß erreichte; dies war gerade die heftigste Strömung; ein anderer Balken, den ich nur der Länge nach hinlegte, reichte bis auf drei Fuß an den Baum und endlich erreichte ich denselben glücklich; der Kosak folgte mir ohne Unfall. Am den Jakuten mit dem Gepäck herüber zu bringen, mußten wir die Brücke wieder in ein Floß verwandeln; wir befestigten Stricke daran und zogen es so von einem Ufer zum andern. Dennoch fiel ich noch einmal in das Wasser und meine Kleidungsstücke gefroren augenblicklich ganz steif. Es war zehn Uhr Abends.

Man denke sich unsere Noth; unser Schwamm war so feucht geworden, daß er nicht fangen konnte; der Anblick eines Walbes von schönen Bäumen brachte uns jedoch auf einen glücklichen Gedanken, und der Jakute hatte bald zwei dünne Holzstücke durch Aneinanderreiben entzündet. Der Gefahr zu erliegen, folgte nun die, lebendig zu verbrennen; das Gras war so hoch und das Holz so dürr um uns her, daß der ganze Wald in Brand gerieth und wir mit genauer Noth davon kamen.

Das helle Licht wurde zum Glück von dem Jakuten bemerkt, der mit den Pferden am andern Ufer des Flusses geblieben und in gerader Linie 3, nach den Krümmungen des Flusses aber 15 (engl.) Meilen von uns entfernt war. Er muthmaßte, daß wir uns an der Stelle befänden, wo er den hellen Schein sah, ließ die Pferde durch den Fluß schwimmen und kam uns so zu Hilfe. Wir trockneten in dieser Nacht unsere Kleidungsstücke und machten Vorbereitungen zur Fortsetzung unserer Reise.

Den andern Tag, den 18. Juni, mit Tagesanbruch waren wir zu Pferde. Seit fünf Tagen hatten wir nichts als einige kleine Früchte genossen. Wir durchwateten den Kukar, reisten dann 40 Meilen weit in einem gebirgigen und unfruchtbaren Lande und gelangten sodann in die Wohnung eines Jakuten-Fürsten auf einer Insel der Ochota. Dieser Mann war jedoch weder höflich noch gastlich; wir mußten gewissermaßen Zwang brauchen, um von ihm Pferdefleisch zu erhalten; es kam mir ungemein wohlschmeckend vor, besonders da ich Brod dazu essen konnte, das mir Matrosen und Zimmerleute gaben, welche Bäume für die Besterie in Ochotsk fällten.

Mit frischen Pferden setzte ich die noch übrige Reise in einer freundlichen Gegend fort, die einem schönen Park glich, und sodann in einem dichten Walde von großen Fichten, welche einen sandigen Boden beschatteten. Der Regen fiel fortwährend in Strömen. Eine schlechte Hütte gewährte mir kaum Schutz gegen das Wetter. Den andern Tag folgte ich, um meinen Jakuten eine Freude zu machen, die mich hatten, ihre Pferde auf der Weide zu lassen, den Ufern des Flusses bis zu der alten Stadt Ochotsk. Das Regierungssboot brachte mich an das andere Ufer. Sobald ich mich dort angekleidet hatte, begab ich mich zu dem Commandanten, der sich über mein abgegrichtetes Aussehen sehr verwunderte. Die Haut meines Gesichtes war vollständig erfroren und mein Bart seit vierzehn Tagen nicht rasirt. Der Commandant, bei dem ich mich angemeldet hatte, erwartete mich schon seit langer Zeit, und als er meine Abreise von Jakutsk nach der Kolyma erfahren, hatte er mich für verloren gegeben.

Ochotsk liegt an dem Korkosttheile einer von der Mündung der Ochota und des Kuchtoni gebildeten Bai. Anfangs hatte man die Stadt an einem niedrigen und sandigen Strande ganz nahe am Meere, am rechten Ufer der Ochota angelegt; indessen fühlte die Unannehmlichkeiten dieser Lage der vorige Commandant, der denn befohl, die Stadt auf das linke Ufer zu transportiren, was jedoch erst neuerdings geschehen ist. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 1000 Personen. Wegen der Nähe schöner Wälder hat man in Ochotsk Schiffbauwerke angelegt, von denen bereits schöne und dauerhafte Fahrzeuge hervorgegangen sind, welche die Regierung zum Transport von Lebensmitteln nach Kamtschatka benutzte. Das Bauwerk muß man von Jakutsk bringen. (Taf. 5. Abtbl.)

Mit Ausnahme der Marineofficiere der Beamten, zweier Geistlichen und der Agenten der Amerikanischen Compagnie besteht die Bevölke-

zung von Ochotsk nur aus Matrosen, Schiffarbeitern und Kosaken. Sträflinge werden zur Fabrication von Salz verwendet.

Die Stadt gilt für gesund, doch befinden sich in dem Hospitale immer Kranke. Die Gärten erzeugen einige mittelmäßige Küchengewächse. Der Bezirk, dessen Hauptort Ochotsk ist, kann eine unermessliche Größe genannt werden, denn in seiner ganzen Ausdehnung haben die Ufer der Ona und des Anadyr kaum 4000 Bewohner.

Kapitel XV.

Sibirien. — Abreise von Ochotsk. — Petropawlowsk. — Reise in dem Innern von Kamtschatka. — Bolscheresck. — Itschinsk. — Tigilsk. — Ein Purga. — Chartschena. — Klutschew. — Vulkan.

Am 24. August schiffte ich mich auf dem Michael, einer kaiserlichen Brigg unter einem Schiffslieutenant, ein; 22 Mann bildeten die Mannschaft und diese Zahl war bedeutend für die Größe des Schiffes, im Falle der Noth aber in diesen Gewässern unzureichend. Erst den 26. kamen wir über die Barre. Die geringe Tiefe des Wassers in großer Entfernung von dem Lande, die Schnelligkeit und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut werden stets von Ochotsk große Schiffe fern halten, und doch ist dies der einzige Hafen an dieser Küste. Hinein und hinaus kann man nur in der Zeit vom Juli bis zum October, oder vier Monate im Jahre. Die Schiffe kommen gewöhnlich zu Ende des Juli oder im August an.

Wir hatten milbes und günstiges Wetter und nur ein wenig Nebel. Am siebenten Tage kamen wir an den Kurilen vorbei und am zehnten erblickten wir den Pyl von Awatscha. Die mittlere Temperatur der Atmosphäre war 15° über Null gewesen. In Petropawlowsk lagen acht Schiffe vor Anker, und nie hatte man so viele auf einmal gesehen.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Petropawlowsk, wo ich von dem Commandanten sehr gut aufgenommen wurde, mußte ich meinen Plan ändern, weil es mir unmöglich war, ihn auszuführen; ich entsagte deshalb meiner Reise nach dem amerikanischen Festlande. Man schlug mir dafür einen Ausflug in das Innere von Kamtschatka vor und ich entschloß mich dazu.

Ich verließ Petropawlowsk am 19. Novbr. und folgte der Küste bis nach Awatscha, indem ich über Hügel stieg, die mit druckhaften Birken bewachsen waren. Ich hatte einen Kosaken und vier Hundeschlitten. Nach Awatscha folgte ich dem Ufer des gleichnamigen Flusses, der unsere Reise hemmte; die Landschaft war sehr unbedeutend und in Schnee gehüllt; weiter hin wurde sie durch Berge und Thäler interessanter. Ich mußte in einem Kahne über die Bolschala, die noch nicht zugefroren war, was in dieser Jahreszeit sehr selten ist. Bolscheresck, die alte Hauptstadt von Kamtschatka, ist jetzt nur noch ein Dorf von fünfzehn Häusern und etwa dreißig balagans oder Schoppen zum Dörren der Fische. Es zählt 120 Einwohner, sämtlich Russen, liegt etwa 15 Meilen von dem Meere von Ochotsk und scheint als Hauptort besser gelegen zu seyn als Petropawlowsk, weil sich Wälder und Weideplätze dort in Menge finden.

Nachdem ich drei Arme der Bolschala überschritten, wendete ich mich über den Schnee nach der Seelüste, an der ich dann hinging, während ich in der Ferne zur Rechten eine hohe Gebirgskette sah; an den Ufern der Boroskala rückte sie dem Meere näher. Ich blieb in dem Dorfe bei einem reichen russischen Bauer und sah mit Vergnügen seine Viehherde, die zwar nur aus 40 Stücken bestand, was aber für dieses Land eine sehr bedeutende Anzahl ist. Weiter hin traf ich kein einziges Stück Vieh mehr, obgleich die Ebenen fast ohne Unterbrechung von Viehhäuten bewarnten. Je weiter ich nach Norden kam, um so mehr nahm die Kälte zu; der Thermometer zeigte 15° unter Null.

In mehreren Orten war das Eis auf den Flüssen wegen deren reichlichen Laufes so dünn, daß es unter uns einbrach; nur die Schnelligkeit unserer Fahrt rettete uns vor Unfällen. In der Nähe der Berge erblickte man eine malerischere Landschaft. In Tschukot befinden wir uns in der Nähe eines berühmten Vulkanes, den man in großer Entfernung sieht. Die vulcanischen Hauptkämme der Kamtschadalen sind nach dem Besuche gehalten, einen Weg in dem Schnee binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Falle desselben zu bahnen. Der Häuptling eines Dorfes, der es versäumt hatte, dieser Obliegenheit nachzukommen, ging deshalb vor unsern Schritten in seinen Schneeschuhen her und zwar so rasch, daß er lange vor uns an dem nächsten Relais ankam. Weiterhin gilt der Weg, der nach Rapanas führt, für gefährlich, weil man fast 40 Meil. weit über die tundra muß. Während wir in dieser Wüste hingingen, schneite es, aber nicht so stark, daß unsere Spuren verwischt worden wären, sonst hätten wir aus Nothwendigkeit uns zu verirren, anhalten müssen.

Von Rapanas aus ging ich den gleichnamigen Fluß bis an seinen Mündungsfluß mit dem Tigil hinunter. Ich hatte meinen Kosaken vorgeschickt, um in gerader Linie mit meinem Gepäcke nach dem russischen Hafen zu rufen. Die Brigg „Paul“ war in dem Hafen von Tigil angekommen; sie gehört dem Gouverneur und macht jährlich einmal die Reise nach Ochosk, wosin sie Pelzwaaren bringt und von wo sie mit Brod, Lebensmittel und Munition zurückkommt. Der Hafen liegt 10 und das fast 30 Meil. von dem Meere. Der Commandant, ein Seeofficier, hatte diesen Hafen seit fast fünf Jahren inne; nach der Regel mußte er ihn hin verlassen.

Die Gegend von Tigil ist im Sommer ziemlich malerisch; im Winter aber der Aufenthalt daselbst ein sehr trauriger; eine Bergkette, welche sich von NO. nach SO. erstreckt, schützt es einigermaßen vor den kältesten Winden; man zählt gegenwärtig daselbst 27 Häuser und 250 Einw. Das hier aber ostrog ist ein großes Haus von Balken, umgeben von Palisaden, und gleicht denen im nördlichen Sibirien. „Es wäre gefährlich, sie mit Sturm zu nehmen,“ sagt ein Reisender, „denn wer sich auf die Wägen stürzte, die ihre einzige Vertheidigung sind, würde mit dem ganzen Festungsbaue zusammenbrechen.“ Dennoch reicht Tigil mit seiner Besatzung von sechs Kosaken hin, die Koriaten in Respekt zu halten; die Kamtschadalen sind weder so stark noch so zahlreich, daß sie den Koriaten hätten können.

Nachdem ich Koriaten in Tigil und weiter im O. ihre Lager gesehen, bis ich geneigt, sie derselben Familie wie die Tschuktschen zuzuwenden. Sie lieben eben so sehr die Unabhängigkeit, sind aber unruhiger als diese und begehen häufig feindselige Handlungen gegen die Bewohner von Tigil, wenn man ihnen nicht Branntwein und Tabak giebt, wofür sie dann aber Rennthiere und Pelzwaaren geben.

In Tigil fiel der Thermometer auf 28° unter Null. Trotz der Strenge des Klimas bauen die Kosaken Kartoffeln, Kraut, Möhren und Rüben; die erstern werden aber nie vollständig reif. Das Tscherevitscha (allium schoenoprasum), ein berühmtes antiscorbutisches Mittel, wächst in dieser Gegend in Menge; die kleine Zwiebel hat einen angenehmen Geschmack, welcher jenem der Patate gleicht; auch essbare Beeren giebt es in Menge.

Ich blieb vier Tage in Tigil, um meine Füße zu heilen, welche ich von dem Froste gelitten hatten. Die Rasse von hier bis Wolscheresl heißt die Rasse Tigil; sie ist meist eben und niedrig, und 30 bis 40 Meilen von Bergen entfernt. Die Dörfer, durch welche ich kam, sind fast alle sehr klein, bestehen bloß aus einigen Hütten und liegen an kleinen Flüssen, die von Schneergebirgen oder auch aus Seen kommen, welche letztere sehr zahlreich sind. Die Weidplätze sind sehr umfänglich und fett, so daß Tausende von Viehstücken gehalten werden können; aber man sieht nur sehr wenige.

Ich ging zuerst den Tigil hinauf bis nach Sedanka, wo ich Hunde nahm; auf meinem Wege befand sich ein Koriaten-Lager; ich folgte dem Laufe der Sedanka und dann dem der Nasokhena. In der Nacht kam

Weile in Thon.

ich auf dem Schnee und wir legten uns zwischen das Feuer und die Hunde. Den nächsten Tag mußten wir über mehrere Seen, die auf einer Hochebene lagen, und über bewaldete Berge. Ich begegnete einer Caravane von 12 Schlitten, die nach Tigil reisten. Ein Schneesturm, der hier purga genannt wird, überraschte uns in einer Falde. Die Wägen sind meistens so festig, daß sie Schneeberge zusammenstürzen und große Thiere ausfallen; sie halten nicht bloß die Reisenden auf, sondern begraben sie auch oft mit den Hunden unter ihrer Schneemasse. Ich konnte kaum begreifen, wie die unserigen ihren Weg fortzusetzen vermochten.

Die Nacht war ungemein kalt. Nachdem wir mit vieler Mühe eine zweite Wüste zurückgelegt hatten, gelangten wir in ein schönes Thal, das an der einen Seite von herrlichen Kaminen, an der andern von Lärchen, Eichen, krummen Birken begrenzt war; Wind und Schnee hörten auf und die Kälte kehrte wieder zurück. Bald erreichten wir eine Caravane, welche zehn Tage lang von dem Sturme in dem Gebirge zurückgehalten worden war; die Hunde, die seit drei Tagen nichts gestressen hatten, konnten kaum noch gehen.

Der ostrog Yelowka liegt an dem gleichnamigen Flusse zwischen gut bewaldeten Bergen, dann muß man wieder durch eine Wüste gehen. In Tschartschina machte mir es viele Freude, mit dem Geistlichen sprechen zu können, einem alten Manne, der in seiner Jugend Cook, Clerk und Caperause gewesen hatte; er war der Sohn des Pfarrers von Paratunka, den jene Schiffer auf so vorthellhafte Weise erwähnt haben.

Der Anblick eines großen Sees, dann einer schönen freien Gegend mit den schönsten Kaminen, die ich jemals gesehen, machte meinen Weg bis an den Rand der Kamtschatka sehr angenehm. Die Seen wurden bei diesem Flusse zahlreich. Die Gegend soll reich an rothen Fischen seyn, und sie ist gewiß eine der malerischsten der Halbinsel. Der Sopla oder vulcanische Pfl von Kituschew war in den Wolken versteckt. Oft spielet er Flammen, Lava und Staub aus; man giebt ihm eine Höhe von 15,000 Fuß über dem Meerespiegel und hält ihn für die höchste Bergspitze des Landes. Die Witterung war unterdeß weit milder geworden; der Thermometer zeigte nur 3 Grad unter Null; es schneite sehr. Kituschew ist ein hübsches russisches Dorf mit 180 Einw., an der Ostseite des Berges am rechten Ufer der Kamtschatka gebaut. Dieser Fluß, dessen Ufer ich aufwärts folgte, war nur zur Hälfte gefroren; aus gleichem Grunde mußte ich auf Brücken über andere zu kommen suchen.

Während Kamtschatka hat zwischen hohen Bergen ein herrliches Aussehen. Aus dieser hochliegenden felsigen Gegend gelangte ich in das Thal der Bistra, eines Beiflusses der Wolschala Neka. Ralka, ein ärmliches Dorf, ist durch seine warmen Schwefelquellen berühmt; man hat dort zwei Krankenhäuser errichtet; sie waren aber in sehr schlechtem Zustande. Bald kehrte ich nach Petropawlowsk zurück.

Kapitel XVI.

Sibirien. — Reise des Herrn Lesseps auf der Halbinsel Kamtschatka.
— Miskowala Derewna. — Karagi. — Wohnungen der Kamtschadalen. — Tracht. — Sitten.

Im Jahre 1787 beehrte Lesseps, der Caperause als russischer Dolmetscher begleitet hatte und in Kamtschatka geblieben war, zu Lande nach Europa zurück. Er verließ Petropawlowsk am 7. Octbr., erreichte Wolscheresl und mußte dort bis zum 27. Jan. 1788 bleiben. Dann kehrte er zum Theil um und reiste nach N. am rechten Ufer der Kamtschatka hin bis nach Tschukot Kamtschatka an deren Mündung. Er bemerkte das Dorf Miskowala Derewna (Miskows Dorf), das nur von russischen Ansiedlern bewohnt war, welche 1743 dahin gebracht worden waren. „Ihre Wohnungen,“ sagt der Reisende, „verrathen einen gewissen Wohlstand; sie haben Vieh, das sich wohl zu befinden schien, und diese Viehzucht

trägt nicht wenig zu ihrem Wohlstande bei. Sie scheinen mit ihrem Schicksale sehr zufrieden zu seyn; da sie das ihre Kopfkissen zu bezahlen brauchen, so genießt jeder, was er im Schweiße seines Angesichts verdient, und der fruchtbare Boden vergilt ihnen ihre Arbeit reichlich. Die Ernte besteht hauptsächlich in Roggen und in Gerste. Die Kälte war so heftig, daß trotz der Vorsicht, die ich gebraucht hatte, mein Gesicht mit einem Tuche zu verbinden, in einer halben Stunde meine Nasen erfroren waren; ich brauchte jedoch das gewöhnliche Mittel, rieb mir nämlich das Gesicht mit Schnee, und kam mit einem brennenden Schmerze davon, den einige Tage anhält."

Kischnei Kamtschatka ist nur ein Haufen von Häusern, welche von drei Thürmen überragt werden und an dem Ufer des Flusses in einem Becken liegen, das von einer Bergkette gebildet wird. Der Ort war das mal die Hauptstadt von Kamtschatka.

Desseps kehrte darauf in das Innere des Landes zurück, indem er nach N. reiste, sah das Meer bei Khasudi und weiterhin den Dstrog Karagi am Meeresufer, welcher der letzte in dem Bezirke Kamtschatka ist. Der dicke Nebel entzog dem Blicke den Ocean fast ganz, und die Eingeborenen, welche Desseps fragte, sagten ihm, das Eis reiche bis 30 Werst vom Ufer.

Der Sturm machte es nöthig, gegen zwei Uhr Nachmittags bei einem Walde anzuhalten. „Die erste Sorge unserer Kamtschadalen,“ sagte Desseps, „ging dahin, ein Loch in den Schnee zu graben; der an dieser Stelle wenigstens sechs Fuß hoch lag; andere trugen Holz zu und in einem Augenblicke war das Feuer angezündet und der Kessel aufgestellt. Ein leichtes Mahl und einige Maß Brantwein stärkten unsere Leute bald wieder. Als die Nacht kam, dachten wir an die Mittel, dieselbe so gut als möglich zu verbringen, und Jeder arbeitete an seinem Bette; das meinige und das meines Begleiters war in meinem Schlitten, in welchem ich mich legen konnte. Niemand sonst hatte ein so bequemes Fuhrwerk. „Wie wollen die armen Menschen schlafen?“ dachte ich. Bald aber war ich ihrer wegen unbesorgt. Sie gruben ein Loch in den Schnee, bedeckten dasselbe mit Baumzweigen, wickelten sich dann in einen kuklanki, steckten den Kopf in die Kapuze daran und streckten sich aus wie in dem besten Bette von der Welt. Die Hunde wurden abgespannt und an Bäume in unserer Nähe gebunden, wo sie die Nacht auf dem Schnee verbrachten wie gewöhnlich.

Die Hütten der Bewohner von Karagi haben große Aehnlichkeit mit denen der Korjaken, ihrer Nachbarn. „Ihre Jurten oder Isbas graben sie in die Erde ein, und die Spitze, welche darüber heraussteht, hat die Form eines abgeschnittenen Kegels; um aber eine genauere Vorstellung davon zu erhalten, denke man sich ein großes vieredriges Loch von 6 bis 7 Klaftern im Durchmesser und 8 Fuß Tiefe, dessen vier Seiten mit Balken und Brettern beschlagen, während alle Zwischenräume mit Erde, Stroh oder härtem Grase und Steinen ausgefüllt sind. Auf dem Boden des Loches sind mehrere Pfähle eingeschlagen, welche Querbalken tragen, die das Dach stützen; dies beginnt mit der Oberfläche des Bodens und ragt 4 Fuß über dieselbe hinaus; seine Dicke beträgt 2 Fuß und seine Lage ist nicht sehr steil. Uebrigens ist es gebaut wie die Mauer; nach dem Oben zu findet sich eine vierseitige Oeffnung; durch diese Oeffnung zieht der Rauch hinaus und durch sie steigt man in die Jurte auf einer Leiter oder einem gekerbten Balken hinein. Man hält es für eine Schande, den Weg durch eine sehr niedrige Thüre zu nehmen, welche sich an einer Seite der Jurte befindet. Diese Wohnungen sind von einer ziemlich hohen Palissade umgeben, wahrscheinlich um sie vor den Windstößen oder dem Schneefall zu sichern; Andere behaupten jedoch, die Palissaden hätten früher dem Volke zur Vertheidigung gegen die Feinde gedient.

„Ist man in diese plumpen Wohnungen hinabgestiegen, so fühlt sich der Geruch- und Gesichtssinn gleich verletz; das einzige Gemach, welches das Innere bildet, ist ungefähr 10 Fuß hoch. Eine 6 Fuß breite und mit Fellen von Rennthieren, Hyden und andern Thieren bedeckte Erdbung zieht sich rund herum; sie erhebt sich nur einen Fuß über den Bo-

den und dient gemeinlich mehreren Familien als Bett. Ich sah zwar einige gebaute Jurten, aber dies gilt für Kurus und die meisten haben die bloße Erde als Fußboden. (Taf. 7. Abbild.)

„In diesen unterirdischen Wohnungen schwebt ewig Rauch, weil die Oeffnung in dem Dache nicht hinreicht, ihn gänzlich hinauszuschieben. Um dies zu erreichen, hat man in einem unbenutzten Winkel hinter dem Feuer eine Art Klappe oder Zug angebracht, jupam, den man gewöhnlich mit einer Decke verhängt.

„In einer einzigen Jurte habe ich zwanzig Personen gesehen, Männer, Frauen und Kinder; alle essen, trinken und schlafen untereinander; ohne Scham und Scheu beschreiben sie hier alle Bedürfnisse der Natur, und ich habe nie gehört, daß sie sich über schlechte Luft in diesen Hütten beklagen. Das Feuer brennt fast unaufhörlich. Gewöhnlich befindet sich der Herd in der Mitte oder an einer Seite. Abends schließt man die Kohlen auf einen Haufen zusammen und verschließt das Loch, durch welches der Rauch abzieht, so daß die Wärme sich concentrirt und die Nacht über hält. Bei dem Scheine einer trübten Lampe sieht man in einem Winkel ein schlechtes Heiligenbild, das von Fett und Rauch glänzt; vor diesen Bildern beugen sich die Leute und halten ihr Gebet.

„Die Lampe hat die plumpeste Form: ein conoide oder hölzerner Stein, aus welchem ein Stiel hochtartig zusammengebrochener Leinwand hervorragt, um das man Sechshundert x. lgt. Sobald dieser Docht angezündet wird, sieht man um alles her einen dicken Dampf, der nicht weniger als der Rauch dazu beiträgt, alles zu schwärzen; er fällt dabei sehr auf die Brust. Ein anderer schlechter, wo möglich noch elchasterer Geruch verbreitet sich durch die Ausdünstungen der gedörrten oder fauligen Fische, die man entweder zum Essen zubereitet, oder aufbewahrt. Die Ueberreste sind für die Hunde bestimmt.

„Die übrigen Geräthschaften beschränken sich auf Bänke und Gefäße von Holz oder Baumrinde; die Küchengeräthe sind von Eisen oder Kupfer, alle aber elchast unzureichend. Ueberall liegen Ueberreste von gedörrten Fischen umher und alle Augenblicke rufen Frauen oder Kinder Stücke von Sechshaut, was bei ihnen ein Lieblingsgericht ist.

„Die Kleidung der Kinder in Karagi zog meine Aufmerksamkeit auf sich; man versicherte mich, daß sie jener der Korjaken sehr gleiche. Sie besteht in einem einzigen Stücke, nämlich in einer Rennthierhaut, welche jeden Theil des Körpers eng umschließt; eine Oeffnung unten, vorn und hinten macht es möglich, sie zu reinigen. Sie ist von einem andern Thierfelle überzogen, das nach Belieben daran festgemacht oder abgenommen werden kann; dies trägt ein Padet Ross, welches man als Kissen zwischen die Beine des Kindes steckt und das man erneuert, wenn es gar zu schmutzig ist. Außer den gewöhnlichen Ärmeln befinden sich an diesem Kleidungsstücke noch zwei andere, und in diese steckt man dem Kinde die Arme, wenn es kalt ist; die Enden sind zu und das Innere ist mit Ross ausgefüllt. Auch eine Kapuze von Rennthierfell giebt man ihnen in den Jurten aber sind die Kinder fast immer barhäuptig und die Kapuze hängt hinten herunter. Als Gürtel dient ein riemenartiges Stück Rennthierfell. Ihre Hüften tragen sie auf dem Rücken mittelst eines Riemens, der um die Stirn der Mutter und unter dem Hintern des Kindes hingehet."

Die Kleidung der Kamtschadalen gleicht jener der andern Völker Nordasiens, von denen bereits die Rede gewesen ist. Auf der Haut haben sie ein sehr kurzes und enges Hemd von Baumwollenzug oder von Hanke; die Frauen tragen sie überzogen von Seide, was ein Kurus bei ihnen ist. Die Männer bedecken sich zu jeder Zeit den Kopf mit großen Pelzmützen. In der kalten Jahreszeit tragen sie ein längeres Hemd von Hanke oder karolsem Fell an; und zwar über die andern Kleidungsstücke. Das Hosenstück ist aus mit Gerottelfell und Sammet oder andern eben so warmen Stoffe und Pelze besetzte Blouse. (Taf. 6. Abbild.)

Das Nahrungsmittel dieses Volkes sind gedörrte Fische. Die Männer greifen auf den Fischfang, während die Frauen die Wirtschaften.

wedern besorgen, Kräuthe und andere Vegetabilien sammeln. Wenn sie ausgehen, um solche für den Winter einzusammeln, so sind dies Festtage für sie; sie zerstreuen sich in den Wäldern, singen und begeben alle Anstrengungen, die sie erdenken können. Wehe dem Manne, den dann der Zufall ihnen in die Hände liefert! Wie entschlossen und gewandt er auch seyn mag, es ist ihm unmöglich, sich dem Schicksale zu entziehen, das ihm droht; er kommt selten ohne eine derbe Züchtigung davon.

Die Kamtschadalen wissen vom dem Fische alles zu benutzen; sobald er gefangen ist, reißen sie ihm die Kiemen ab, die sie mit besonderm Wohlgefallen ausaugen; auch schneiden sie einige noch ganz blutige Stücke ab, die sie mit derselben Eier verschlingen. Dann wird der Fisch vollends zerhackt und die Gebeine bekommen die Hunde. Das Uebrige wird in kleinem Stücken gedörrt (Taf. 7. Abbild.) und für den Winter aufbewahrt; dann ist man den Fisch gekocht, gebraten, gedörrt, wie häufigst aber ganz roh.

Das Nahrungsgewicht ist der tschaltcha, eine Art Sachse. Unmittelbar nach dem Fange legen sie ihn in die Erde und lassen ihn da liegen, bis er nicht pikant geworden oder vielmehr vollständig gesauert ist. Der Schmelz, den er dann um sich verbreitet, könnte hinreichen, den verhungerten Menschen davon abzuhalten, aber der Kamtschadale belectet sich an diesem rohen sauren Fische; der Kopf ist der vorzüglichste Theil; man schmeckt ihn in mehrere Theile.

Forellen, und Sachse unheurer Arten sind die gemeinsten Fische in Kamtschatka; man ist aber auch das Heisch und das Fett der Phoken, wo von dem letztern macht man Del.

Unter den verschiedenen Gewächsen, deren sich die Kamtschadalen als Nahrung bedienen, sind die hauptsächlichsten: die Sorana (Allium bulbosum), das Tscheremscha (allium schoenoprasum), dessen Zwiebeln sie roh und in Wasser gekocht essen; die Stachys terra oder das süße Gras, und einige andere Pflanzen und Beeren, die man auch in Rußland sieht. Die Sorana ist immer sehr gesund und nahrhaft, auf welche Weise man sie auch zubereitet. Von der Tscheremscha macht man ein scharfes gegorenes Getränk von sehr schlechtem Geschmacke; auch verwendet man diese Zwiebel zu verschiedenen Bräuen, denn sie wird sehr gern gegessen. — Die Stachys terra ist das herculinum sibiricum und frisch ziemlich angenehm. Am nach der Einsammlung schneiden die Kamtschadalen den Stengel in zwei Hälften und weichen denselben mit einer Muschel, um das Harz heraus zu bekommen; dann lassen sie es dörren werden für den Winter, und wenn sie sich desselben zu ihren Nahrungsmitteln bedienen wollen, kochen sie es. Man destillirt es auch und macht daraus Branntwein, den die Regierung verkauft; er berauscht sehr schnell und verursacht Kopfschmerzen.

Die echten Kamtschadalen sind im Allgemeinen unter mittlerer Größe, haben einen runden und großen Kopf, kleine tiefliegende Augen, vorstehende Backen, eine eingebrückte Nase, schwaches Haar, fast gar keinen Bart und eine bräunliche Farbe. Von Charakter sind sie sanft, gesellig, still und offenerherzig; sie besitzen so wenig Schlaubeit, daß man sie sehr leicht betrügen kann, wenn man ihre Trunksucht benützt. Sie leben sehr ruhig unter einander, sind im höchsten Grade faul und sorglos, schmutzig und nachlässig, dafür aber gutmüthig und menschlich. Ihre Anzahl war sehr weit bedeutender als sie es jetzt ist. Eine Epidemie und eine Hungersnoth haben fast das ganze Volk ausgerottet, und jedes Jahr raffen die Blattern noch viele hin. (Taf. 6. Abbild.)

Die Kamtschadalen nennen sich selbst Itaken oder Itakmen. Ihre Sprache, welche in vier Haupttheile getheilt, hat keine Verwandtschaft mit jener der Korjaken, was Lessops in Karagi bemerkt.

„Als wir erfuhr, daß in der Nähe zwei Korjakenhorden lagerten, schickten wir,“ sagt er, „zwei Boten an sie, um sie aufzufordern, uns Kamtschadale zu verkaufen, und an demselben Tage brachten sie uns zwei lebendige. Diese Hais kam zu rechter Zeit, um unsere Leute zu beruhigen, welche zu fischen anfangen, es werde uns an Lebensmitteln fehlen. Der Mangel bedrohte noch mehr unsere Hunde. Die Fischvorräthe kamen nicht an und man deckte sich also, ein Fleischhauer zu schlachten, als es

aber zu dem Preise kam, befanden wir uns in großer Bettelgeheim, wie wir mit den Verkäufern unterhandeln sollten, denn sie sprachen weder Russisch noch Kamtschadalisch, und ihre Zeichen waren nichts weniger als ausdrucksvoll; wir würden uns nie haben verständlich machen können; wäre uns nicht ein Bewohner von Karagi als Dolmetscher zu Hilfe gekommen.“

Als die so sehr gewünschten Lebensmittel endlich angekommen waren, schickten sich Lessops und sein Begleiter an, den nächsten Tag früh aufzubrechen; in der Nacht erhob sich aber ein sehr heftiger Sturm und Regen, Blind mit so reichlichem Schneefall, daß der Ausbruch verschoben werden mußte; der Ort hatte das Eis einer Nacht aufgethan, aber welche Mühe zu reisen gedachte, und man mußte um dieselbe herum. Am 4. März besand man sich in dem Dorfe Sawenki, bei welchem man einen Hügel sieht, eine Verschanzung nach Art dieser Völker, die sich sonst bei ihren Aufständen dahin flüchteten.

Kapitel XVII.

Sibirien. — Land der Korjaken. — Pustigress. — Kaminoi. — Tschuktschenlager. — Olen. — Penchina. — Die Korjaken. — Warme Quelle. — Die Kamtschadale. — Dumenig. — Domes. — Laouel. — Schotol. — Jaturol. — Jemisek.

Hier entfernte sich Lessops von der Küste und reiste nach Westen fünf Tage lang über eine dürrt Ebene, wo vom dem zweiten Tage an der Schnee und die Windstöße sich mit solcher Heftigkeit folgten, daß die Hühner ganz geblendet wurden; vier Schritte vor sich konnten sie durch nichts sehen; sie sahen nicht einmal den Schlitten, der ihnen unmittelbar folgte. Die Lebensmittel für die Hunde nahmen ab und der Mangel erspöchte die Kräfte dieser Thiere bald; mehrere verhungerten. Als gar keine Fische mehr da waren, gaben die Reisenden den Hunden ihre eigenen Vorräthe, aber die Vorsicht nöthigte sie zur strengsten Sparsamkeit.

Bei diesen traurigen Umständen überließen Lessops und sein Begleiter ihre Equipagen mitten auf dem Wege der künftigen ruhigen Führer, suchten unter allen die mindest schlechten Hunde aus und setzten ihren Weg fort. Bald fehlte es an Wasser; der einzige kleine Bach, den man traf, war zugefroren; man mußte also den Durst mit Schnee löschen. Der Holzangel war eine andere Verlegenheit. „Kein Baum auf unserm Wege,“ sagte Lessops; „wir machten dieselben eine ganze Weile, um einen ärmlichen Strauch zu finden, der nicht einen Fuß hoch war; alle, die wir trafen, hackten wir ab, weil wir fürchteten, weiter hin gar keine zu finden; sie waren aber so klein und so selten, daß sie nicht hinreichten, dabei unsere Lebensmittel zu kochen. Von dem Wärmen konnte also gar nicht die Rede seyn. Die Kälte war jedoch sehr heftig; und überdies ging die Reise so langsam, daß wir vollkommen Zeit hatten, zu verzweifeln; fast bei jedem Schritte mußten wir anhalten, um die Hunde abzuspannen, von denen einer nach dem andern fiel.“

„Bei Sawenki hatten wir das Wasser in D. verlassen; zwei Meilen von Pustigress sahen wir es in W. wieder, so daß wir diesen Theil von Kamtschatka der ganzen Breite nach durchwandert hatten, die nur 300 Meilen beträgt. Wir machten diese Reise mehr zu Fuß als in Schlitten; unsere Hunde waren so schwach, daß wir vorzogen, uns selbst zu ermitteln, um sie zu erleichtern; selten gingen sie auch schneller. Unsere Führer konnten sie nicht anders mehr fortbringen als dadurch, daß sie sich selbst mit anspannten und die Schlitten ziehen halfen, und wir lockten sie indem wir ihnen ein Schnupftuch zeigten, denn wir die Gestalt eines Fisches gaben.“

„So gelangten wir endlich über das Gebirge, welches nach Pustigress führt. Ich hielt mich für gerettet, als ich diesen Flecken betrat und wir von den Frauen so gut aufgenommen wurden. Wir fanden beten

sechs, die uns entgegen kamen und uns mit der ausgelassensten Freude anredeten. Wir verstanden an einigen Worten, die sie uns sagten, daß ihre Männer in den Ostrog-Potlagomol gegangen wären, um Walffisch dort zu holen; sie führten uns singend und springend ihre Wohnungen.

„Unsere erste Sorge in Pustareß war, die Fischbehälter zu untersuchen; aber wie groß war unser Verdruß, als wir dieselben leer fanden. Unterdeß hatte man unsere Hunde abgespannt, um sie wie gewöhnlich an Pfählen anzubinden. Sobald aber dies geschehen war, fielen sie ihre Stricke und ihr Geschirr an und in einem Augenblicke war alles verkehrt. Vergebens versuchten wir, sie zurückzuhalten; die meisten entflohen ins Freie, wo sie herumirrten und alles fraßen, was ihre Zähne zerreißen konnten. Da sie fielen einander selbst an und bissen sich dann um die Köpfe.“

Pustareß, ein Weiler am Abhange eines Berges, der von dem Glut des Golfes Penschina bespült wird, hat nur zwei Jurten, in denen ungefähr funfzehn Personen lebten, und einige Balagans einige Werst weiter hin im Innern des Landes; die Einwohner lassen sich da zu Anfange des Sommers nieder. Die ganze schöne Jahreszeit fischen sie und sorgen für Wintervorräthe. Allem Anscheine nach sind die Fische nicht sehr häufig, dagegen sind die Rennthiere in dieser Gegend sehr gemein.

Die absolute Unmöglichkeit, sich neue Hundegespanne und Lebensmittel zu verschaffen, bestimmte die beiden Reisenden sich zu trennen. Eine große Menge Walffischthran und -fleisch, das von dem Golfe hergebracht wurde, machte es Eßseps möglich, seine Hunde auf dem Wege zu füttern. Es kamen Korjaken, um ihn zu begleiten; man schenkte ihnen Labak, Zeug und verschiedene Gegenstände für sie und ihre Verwandten, auch besauste man sie, damit sie die Aufnahme rühmten, die sie gefunden; man mußte sie nach ihrem Geschmache behandeln, und das ist bei ihnen die höchste Artigkeit.

Am 18. März brach unser Reisender auf einem offenen Schlitten mit sieben Hunden auf, die er selbst führte; der ihn begleitende Soldat hatte acht an dem seinigen. Ein unter den Bewohnern des Weilers gewählter Führer fuhr voraus auf einem Schlitten mit zwölf Hunden, dem Gepäc und den Lebensmitteln.

Der Weg, anfangs auf dem gefrorenen Meere, dann auf holperigem Lande, war schrecklich. Zwanzig Male glaubte Eßseps, sein Schlitten werde zertrümmert werden; er entschlöß sich, ein Stäc zu Fuße zu gehen; man mußte über Flüße, dann über eine weite Halde und einen See, und endlich über die Penschina, deren Breite an der Mündung imposant ist. „Der Anblick des Eises, das sie bedeckte und das sich zu einer ungeheuern Höhe aufgethürmt hatte, würde mir malerisch vorgekommen seyn,“ sagt er, „hätten wir einen bequemern Weg einschlagen können; aber es gab hier keine Wahl, so daß wir gleichsam unsere Hunde und Schlitten von einer Scholle zur andern ziehen mußten; wie beschwerlich und langweilig dies war, kann man sich denken, und es kostete mir unglaubliche Mühe, mit heller Haut davon zu kommen.“

Am 24. kam Eßseps nach Kaminol, wo ihn die Einwohner sehr gut aufnahmen. Der Kolon kam ihm mit einem russischen Despatchement entgegen und führte ihn in eine seit langer Zeit vorbereitete und gereinigte Jurte. Dieser Ostrog ist 300 Werst von Pustareß entfernt, und liegt auf einer Anhöhe am Rande des Meeres und an der Mündung der Penschina. Er enthält eine große Menge Balagans und ein Duzend Jurten, die alle sehr groß und wie die schon beschriebenen gebaut sind. Die Palissaden, die sie umgeben, sind mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Hinten versehen, auch dicker und höher als die der kamtschadalschen Jurten. Im Schutze dieser ärmlichen Befestigungen halten sich die Korjaken für unüberwindlich; durch sie weisen sie die Angriffe ihrer Feinde, unter andern der Aschuktischen, ihrer sowohl der Zahl als dem Muth nach fürchtbarsten Nachbarn, zurück.

Die Einwohnerzahl von Kaminol betrug ungefähr 300 Personen; Eßseps sah dort auch etwa zwanzig Walbars oder Wölfe von verschiedener

Größe; sie glichen denen, welche er an der östlichen Küste bemerkt hatte. Ein Walbar ist 15 bis 18 Fuß lang und 4 breit; der ganze Rumpf besteht aus ziemlich dünnen Brettern; ein längeres und dickeres Holzstück dient als Kiel; die Rippen sind mit Riemen befestigt und alles ist mit Seetuch und Phocenhäuten überzogen. Diese Häute sind sehr gut zubereitet und so dicht zusammengeknüpft, daß kein Wasser in das Boot zu bringen vermag. Die Leichtigkeit dieser bald umschlagenden Fahrzeuge hat es ohne Zweifel nöthig gemacht, ihnen einen breiten Kiel zu geben. Im Winter zieht man sie unter einen Schoppen, um sie vor dem Schnee zu schützen. Die von Kaminol waren so groß, daß sie 25 bis 30 Personen zu fassen vermochten.

Funfzehn Werst von Kaminol fand Eßseps dieselbe Bergkette wieder, die er jenseits des Dorfes getroffen hatte; dann wendete er sich nach S. und lagerte am Ufer der Schestofowa. Den nächsten Tag hielt ihn ein schrecklicher Orkan in seinem Zelte zurück und er wurde deshalb angenehm durch die Ankunft von sieben Aschuktischen überrascht; sie befanden sich auf ähnlichen Schlitten wie die der Komaden-Korjaken, und sie wurden ebenfalls von Rennthieren gezogen. In der freundschaftlichen Unterhaltung, welche unser Reisender mit den Aschuktischen führte, erfuhr er, daß die Ursache der verschiedenen Auffände dieses Volks gegen die Russen auf einem Irrthume beruhe, den sie mit den Korjaken theilen; sie bildeten sich nämlich sonst ein, die ganze russische Nation sey auf die wenigen Personen beschränkt, welche sich fast auf ihrem Gebiete und in ihrer Nähe niederließen. In einem sehr natürlichen Gemüthe der Eifersucht sahen diese Komaden eben so viele Gegner in diesen Gimanbarern, deren Industrie und Thätigkeit ihnen verächtlich war; sie hielten es deshalb für ihr Interesse, sich derselben zu entledigen, da sie überzeugt waren, durch Abtödtung derselben das ganze Geschlecht auszurotten. Jetzt reist man sie vergeblich zur Empörung, da sie ihren Irrthum eingesehen und die Russen besser kennen gelernt haben.

Eßseps tractirte sie so gut er konnte mit Labak, da er ihnen nichts zu geben hatte, was ihnen Vergnügen gemacht hätte; als die besten Freunde schieden sie von einander. Am folgenden Tage traf er auf das Lager dieser Aschuktischen am Ufer eines Flusses an einem Walde; er beschränkte sich auf ein Duzend Hütten, die in einer Linie am Ufer standen. Bündel von Lanzen und Pfeilen, die man in den Schnee gesteckt hatte, schienen den Zugang zu diesen Wohnungen zu vertheidigen, und sie nahmen diese Vorsichtsmaßregeln aus Furcht, von den Korjaken in der Nacht überfallen zu werden. Eßseps bemerkte mit Recht, daß die Jäger der Aschuktischen nichts Asiatisches haben; ihre Farbe ist sehr braun. Die, welche er sah, machen alle Jahre eine Reise nach Inschiga, verlassen ihre Heimath im Anfange des Herbstes und kommen erst in den ersten Tagen des März an. Sie brauchen nur wenige Tage, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; alskald machen sie sich auf den Weg, um noch auf dem Schlitten fahren zu können; selten können sie vor dem Juni zurückkommen. Sie bringen dieselben Waaren, von denen früher die Rede gewesen ist.

Der Ostrog Pareine, der nicht so groß ist aber bevölkerter als Kaminol, liegt an dem Flusse, dessen Namen er führt, drei Werst von dessen Mündung in den Golf von Penschina, welcher hier einen so schmalen Meerestraum bildet, daß man bei schönem Wetter das andere Ufer sehen kann. Eßseps mußte viel Festigkeit aufwenden, um den bösen Willen des Korjaken-Kolon zu überwinden, der ihm nicht sogleich ein Gespann geben wollte und der wegen seiner Treulosigkeit schon bekannt war.

Von Pareine aus verläßt man das Meer, trifft es erst in Inschiga wieder und man muß sich mit dem abgestorbenen Holze begnügen, das man bisweilen an der Küste findet. Dieser Mangel war die größte Schwierigkeit der Fahrt über den 10 Stunden breiten Fährweg. Eßseps machte erst sehr spät an einem gar nicht geschützten Orte Halt, wo nur ganz krumme Färcchen wuchsen. Schlimm aussehende Wolken zeigten sich in der Nacht am Rande des Horizonts; die Führer hofften jedoch auf Fortdauer des guten Wetters und entschlossen sich, gleich früh wieder auf-

stehen. Gegen sechs Uhr früh wollten sie durchaus die Kiste fortsetzen, klappte aber, der von dem Naben eines Schurmes überregelt war, nicht sich ein, seine Kiste nach dem Compaß lenken zu können.

Gegen neun Uhr begann der Orkan mit solcher Heftigkeit, daß er mehrere Schlitten umwarf. „Meine Führer gestanden nun zu, daß sie nicht gehabt hätten, und beschworen mich, Halt zu machen, ob wir gleich auf freier Ebene waren; da der Wind ihnen in das Gesicht wehte und sie blendete, so fürchteten sie sich zu verirren. Ich bestand dagegen darauf, weiter zu fahren, und befohl, daß die Schlitten sich so dicht folgen als möglich, damit man bei dem geringsten Unfälle einander hören und helfen könne; denn nahm ich meinen Platz an der Spitze, um die Komane mittelst des Compaßes zu führen. Wir fahren in dieser Ordnung den übrigen Tag fort, ich könnte sagen im Dunkel, denn der Soldat, der im Schlitten unmittelbar hinter mir folgte, war für mich unsichtbar, kaum erkannte ich seine ersten Hunde.

„Denn drei Viertel auf neun Uhr sah ich wie einen Schiefer vor mir. Der Gegenstand besetzte sich sinstet mehr und mehr aus je näher wir ihm kamen, und einen Augenblick nachher riefen meine Führer, sie ihn klammern und werden gerettet. Wirklich befanden wir uns in dem Riß von Inischiga. Ich schickte sie einige Schritte voraus, damit sie sich orientirten, und bald kamen sie fröhlich zurück, um mir zu sagen, daß wir in der am Fluße befänden.

„Der ehrenbürtige Kom, mit welchem sie mich hier berückten, machte mir vielen Spaß. Der Koriak behauptete, nachdem er mich dafür gelobt, daß ich sie so gut geführt habe, keiner ihrer Schamanen habe ein solches Wunder gethan, da ich erst das schlechte Wetter vorausgesagt, während ihrer Meinung nach alles das Gegenheil zu verkündigen geschwiegen, und sie dann zu führen und mitten in dem purga (Dorke) zu retten gewußt habe; dies schien ihnen nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Dankbarkeit der andern Leute in meinem Gefolge war fast eben so groß; sie konnten sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Weggelend zeigte ich ihnen meinen Compaß, vergebens wollte ich ihnen erklären, wie hier allein das Wunder bewirkt habe, sie meinten doch immer, eine solche Kraft sey nur so gelehrten Leuten wie ich verständlich.“

Man gelangte an den Fluß und folgte demselben bis Inischiga, wo wir über ihn gingen. Das Eis war sehr fest, aber der Wind hatte Wasser darauf geworfen und die Reisenden bekamen sehr nasse Füße.

Inischiga, das am gleichnamigen Fluße 30 Meilen von dessen Mündung liegt, zeigt außen eine vierseitige Mauer mit einer sehr hohen und hohen Palisade, und höhere Bastionen, die sich auf Pfahlwerk an den vier Ecken des Platzes erheben, mit Kanonen besetzt. Sind und Kriegsmaterial enthalten; Wachen bewachen die Tag und Nacht, sowie die drei Thore der Stadt, von denen nur ein einziges geöffnet wird. Diese Soldaten müssen immer auf ihrer Post seyn aus; Befehl von einem Ueberfalle der Koriaken in der Umgegend, die durch ihren unruhigen Geist oft zum Aufstande getrieben werden und dann die Stadt langweilen; wenn man es am wenigsten erwartet. Es ist ihnen deshalb auch nicht erlaubt, sich lange da aufzuhalten, wenn sie wegen des Handels dahin kommen.

Inischiga war die bedeutendste und volkreichste Stadt, welche Tschepse bis dahin auf seiner Reise gesehen hatte. Man zählt in ihr ungefähr 500 Einwohner, die sämtlich Kaufleute oder Schmiede sind. Alle Häuser sind von Holz und sehr niedrig, haben aber eine fast regelmäßige Gasse. Der Handel bezieht Holzwerk, besonders Renntierfelle, die roh und sehr schlecht verkauft werden; dann werden sie gegarbt und mit einer um so kostbaren werthen Kunst bearbeitet, da die Leute die Instrumente nicht haben, welche die europäische Industrie erfunden hat. Die Feinheit und Schönheit ihrer Arbeiten stehen nur ihrer Dauer nach. Es gehen aus ihren Händen vollkommene Handschuhe und Strümpfe hervor; die Röhre und Stickerien werden mit Renntierriemen, Seide und Gold gemacht und werden unsern geschicktesten Handschuhfabrikanten zur Ehre gereichen.

Die Reismannen, sagt Tschepse, werden nach Inischiga von den Koriaken gebracht, welche dieselben vom den Tschuktschen, einem Nachbarn, einkaufen. Das Vaterland der Koriaken umfaßt eine große Fläche; es wird in S. von der Halbinsel Kamtschatka und dem Golf Tschukina, in N. von der Kolyma und deren westlichen Besitzern, in W. von dem Bismarck und dem obern Knabys und in D. von den Tschuktschen und dem großen Polarmeer begrenzt. Die Koriakenstämme reichen in S. bis an den N. Theil der Lomonossow-Berge.

Die Koriaken, welche an dem Golf von Tschukina wohnen, leben von der Jagd und dem Fischfang und nennen sich selbst Tschakoutschu (Gefährte). Die in N. sind Nomaden, besitzen zahlreiche Renntierherden und nennen sich Tschaguta (Hemmelstende). Der Name Koriaken, den sich alle beilegen, soll von dem Worte kora (Renntier) kommen.

Die Diutrier sind ein Stamm der Koriaken an der Dutorke, einem kleinen Fluße des Polarmeeres; die andern Koriaken nennen sie Kuteat. Die Koriaken im N. D., welche die Diutrier mit den Tschuktschen vermengen, mit denen sie viele Ähnlichkeit haben, nennen sich selbst Tiano und die andern Koriaken Kowlik.

Es giebt ein seltsames Mißverhältniß zwischen den ansässigen und den herumziehenden Koriaken. Man merkt diesen Doppelabhängigkeit, Mißtrauen und Grausamkeit an. Wenn sie es können, plündern sie die sesshaften Koriaken, und sie scheuen sich selbst nicht, die Stämme anzugreifen. Nicht alle Jahreszeiten erlauben den sesshaften Koriaken zu jagen und zu fischen. In dieser Zwischenzeit sind sie in ihren Jurten gleichsam eingegraben, schlafen, rauchen und betrauschen sich. Sie verlassen diese Hütten nur wenn sie eine dringende Nothwendigkeit dazu zwingt. Sie sind größer als jene der Kamtschatka in N., aber ziemlich eben so eingerichtet und wo möglich noch unweidlicher. Man findet in ihnen weder eine Lampe noch einen Jupan oder eine Klappe; deshalb ist auch der Rauch darin sehr erdreglich. Die Leute, welche sehr arbeitsam sind, genießen dieselben Gegenstände wie die auf Kamtschatka. Ihre Leidenschaft für starke Getränke, welche durch den hohen Preis des Brennweins und die Schwierigkeit, sich denselben zu verschaffen, noch gesteigert wird, hat sie auf den Gedanken gebracht, auch ein faderaussehendes Getränk zu bereiten, das sie aus einem rothen Pilz verfertigen, welcher als heftiges Gift bei den Russen unter dem Namen mukhamoda bekannt ist.

Sie sind von mittlerer Größe, braun und sehr häßlich, haben schwarzes Haar und schwarzen, aber dünnen Bart. Unter den Frauen giebt es wenige, die nicht schiefse Augen, eine eingesenkte Nase und vorspringende Backenknochen hätten. Die Männer tragen das Haar kurz; die Frauen vernachlässigen dasselbe sehr und lassen es auf die Achseln hängen; nur einige nehmen es in Flechten auf und umhüllen es mit einem Tuche. Die Kleidung unterscheidet sich wenig von jener der Kamtschatka. Ihre Religion ist der Schamanismus und ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit jener der benachbarten Völker.

Tschepse, der seinen Weg fortzusetzen wünschte, hatte Inischigodgers am nächsten Tage wieder verlassen; letzterer war aber die Hände in die Taschen gesteckt in der ganzen Stadt nur eine ganz kleine Zahl zusammenbringen; die auch überdies nicht die besten waren. Der Gemeindevorstand schlug ihm deshalb vor, Renntiere zu nehmen, doch verschwang er ihm auch die Unannehmlichkeiten nicht, die mit dieser Art zu reisen verbunden sind. Die Schmiedlinge der Kamtschatka-Koriaken in der Umgegend wurden deshalb aufgesucht, zu ihm zu kommen, und versprochen, Gefährte zu bringen.

Am 6. April verließ Tschepse die Stadt zu Fuß, begleitet von fast allen Bewohnern, welche, wie sie sagten, den einzigen Pfad zu ihren Häusern wußten; der sich bis dahin bei ihnen aufgefunden habe. Ihn begleitete ein junger russischer Kaufmann, der um die Erlaubnis gebeten hatte, ihm bis nach Dscholok zu folgen, und zwei Koriaken. Ein Koriaken-Führer führte seinen Schlitten, konnte aber nicht sprechen, da kein Dolmetscher zugegen war.

Obgleich der Schnee sehr hoch lag und gar nicht fest war, liefen die

Kennthiere doch sehr bequem und leicht; sie haben den Vorzug vor den Hund, daß ihre Beine mehr Glücke haben und weniger einfallen; man braucht nicht mit Schaufeln voranzugehen, um Bahn zu machen, aber die Hunde ermüden dagegen nicht so schnell und ersparen deshalb dem Reisenden die Unannehmlichkeit, alle zwei bis drei Stunden einmal anhalten zu müssen. Bei dem Anhalten wird auf die Bequemlichkeit der Reisenden durchaus nicht geachtet; man achtet nur auf die des Kennthiere und sucht deshalb den Ort aus, der am reichsten an Moos ist.

Da Lesseps die festgesetzten Reisekosten pünktlich bezahlte, so priet der Korlakensfürst seine Freigebigkeit. „Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich ihm keineswegs mehr habe geben wollen, als ihm zukommt; er schien dies durchaus nicht zu begreifen und rief fortwährend: „ich habe noch nie einen so rechtschaffenen Mann gesehen!“ Daraus könnte man wohl schließen, daß die Russen ökonomischer zu Werke gehen, und man behauptet wirklich, daß ihre Reisen in diesen Gegenden nicht kostspielig sind.“

Lesseps folgte fast fortwährend dem Meeresufer bis zu der Tamotowa. Ein Korlakensfürst sprach gegen ihn von einer warmen Quelle in geringer Entfernung von der Mündung dieses kleinen Flusses, und er wollte sie aufsuchen; sie bildet einen sechs Fuß breiten Bach, der sich in die Tamotowa ergießt, und vereinigt sich mit mehreren andern, die aus einem Berge kommen. Ein dichter Rauch erhebt sich über das Wasser, aber man empfindet keinen unangenehmen Geruch; die Wärme des Wassers ist sehr bedeutend und dies in fortwährender Abkühlung; es schmeckt pikant und unangenehm; die Steine, die unser Reisender an dem Bache sammelte, hatten alle einen vulkanischen Charakter.

Von der Mündung der Tamotowa an geht der Weg mehr in das Innere des Landes hinein und über eine Bergkette, Villegghinakol Khrobet genannt. Die Reise darüber ist sehr beschwerlich; der Villeggh, die höchste Spitze desselben, erhebt sich fast perpendicular über 200 Toisen über die Höhe des Berggipfels; seine Seiten, an denen der Wind keinen Schnee liegen läßt, zeigten nur Gestein; der Hinaufweg war mühsam und gefährlich; alle Augenblicke fielen die Kennthiere. Bei der Hinaufahrt wurden die Thiere abgespannt; in zwei Minuten war man unten.

Am 14. erreichte man Lumane, einen Ort an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 440 Werst in SW. von Inshiga. Drei Jurten, eben so viele Holzstebetlagen und ein Dugend Balagans bildeten diesen Ort, und zwanzig Familien seine Bevölkerung. Obgleich der Fluß sehr reich ist, denn Lesseps und seine Begleiter fingen treffliche Forellen, sah er doch Einwohner theils aus Faulheit, theils aus verborrenem Geschmacke Birkentrinde essen, die in Fischthran getaucht war.

Die Kennthiere konnten nicht weiter gehen, und der Korlakensfürst mußte sich zu seinem großen Bedauern von Lesseps trennen, der fast böse werden mußte, um ihm einige kleine Geschenke aufzubringen.

Am 17. brach Lesseps von Lumane mit seiner Bedeckung und seinen fünf offenen Schlitten auf; jedes Gespann bestand aus acht bis zehn Hund. Er erreichte bald das Meer. Ein Schneesturm nöthigte sie, sich in eine leere Jurte zu flüchten. Die Wände derselben waren mit Eis bedeckt, das in Stalaktiten herunterhing; die Pforte war 10 Fuß lang und 5 Fuß breit. Die zehn Mann der Reisegesellschaft blieben darin fünf Tage lang zusammengebrängt. Sie konnten sie erst den 21. verlassen; setzten dann ihren Weg auf dem gefrorenen Meere fort zwei Werst von der Küste, um deren Krümmungen zu vermeiden; den 23. erreichten sie Yamel, einen Ort 10 Werst von der Mündung des gleichnamigen Flusses mit 20 russischen Familien.

Fünfzig Werst von Yamel befindet man sich am Fuße eines der höchsten Gebirge des Landes, den die Korlaken Babuschela (die Großmutter) nennen, weil sie glauben, der Gipfel sey das Grab einer alten Bauerin, die eben so berühmt als gefürchtet war. Lesseps hielt den Villeggh für steiler, wenigstens weil er mehr Nähe hatte, denselben zu ersteigen. Oben auf der Babuschela legten die Führer eiserne Pfäle in der Form kleiner Dreifäße an und unter die Schlitten große Stöcke, um sie bei dem Hinunterfahren aufzufallen; man gelangte ohne Unfall hinunter.

Die Korlaken vom Urdhol nahmen Lesseps sehr gut auf; die Jurten dabeist befinden sich nicht unter der Erde; man gelangt durch eine Thüre mit gleicher Höhe des Bodens hinein. Siglan ist der letzte Ort ihres Landes; man steht dabeist eine nach Art der Jakuten gebaute Jurte. Ma liegt auf dem Gebiete der Tangusen am Ende einer Bai, welche die Reisenden zum Theil auf dem Eise überschritten, obgleich das Krachen desselben sie in Besorgniß versetzte. Mit Tagesanbruche kamen sie auf das feste Land, um über ein steiles Vorgebirge zu steigen; als sie an der andern Seite hinunter waren, ging das Eis auf dem Meere auf; man folgte eine Zeit lang der Küste, die aber endlich so freil wurde, daß man nur mit der größten Vorsicht weiter konnte. Man brachte sieben Stunden damit zu und erreichte einen breiten festen Eisestrand, wo man ganz unbesorgt seyn konnte. Man ruhte in der Jurte eines Jakuten aus, der seit dreißig Jahren mitten in einem großen Eismeer wohnte.

Das Fort Laouel enthält zwanzig Ibas, eine kleine Kirche, die von dem Pfarrer von Ochotk mit besorgt wird, und ein von Palissaden umgebenes Gebäude, in welchem man die Jassak niederlegt.

Man war allmählig in das Innere des Landes gelangt, weil man sich nicht mehr auf das Eis wagte. Nachdem man das Gebirge Jahn überschritten hatte, dessen Höhe sich mit jener der Babuschela vergleichen läßt, und auf dessen Gipfel die strenge Kälte Lesseps nöthigte, halt zu machen und Feuer anzuzünden, fand er das Ufer des Meeres wieder, das er bei Olenok verließ. Etwas weiterhin ließ er seine Schlitten unter der Aufsicht seines treuen Kosaken zurück und folgte der Meeresküste. Nachdem er auf dem Schlitten über die Ochota gegangen war, deren Eis sich unter dem Fuße bog, gelangte er am 5. Mai nach Ochotk.

Die täglichen Fortschritte des Aufstehens bestimmten ihn, seine Abreise zu beschleunigen, damit er durch das Austreten der Flüsse nicht aufgehalten werde. Er brach also am 10. mit sechs Hundeschlitten auf. Alle Wege waren voll Wasser und an einigen Orten, besonders in den Wäldern, mußten die Hunde bis an den Bauch waten. Am 12. konnte ein Theil des Gespannes nicht weiter; man fuhr auf einem Flusse hinunter, der einen bequemern Weg zu gewähren schien. Kaum aber hatte man einige Schritte gethan, als es plötzlich unter den Schlitten knakte; eine Minute darauf fühlte Lesseps sich sanft sinken; eine Eishölle, die ihn noch trug, brach von neuem und die Rufen seines Schlittens waren drei Viertel unter dem Wasser. Vergebens versuchte er herauszukommen; bei der geringsten Bewegung sank er tiefer in das Wasser hinein. Zum Glück war das Wasser nur vier Fuß tief; durch viele Anstrengung gelang es seinen Leuten, ihn herauszuziehen; aber die, welche ihm Beistand leisteten, brauchten dergleichen bald selbst und alle mußten einander unterstützen, um wieder an das Land zu gelangen. Taub gegen die Vorstellungen seiner Führer, wollte Lesseps durchaus seinen Weg fortsetzen. Der Schnee schmolz jedoch so schnell, daß die Hunde in dem Wasser patzten, ohne weiter zu können; vor Ermattung fielen sie über einander. Ein Sergeant, auf den unser Reisender großes Vertrauen setzte, erklärte endlich, man müste umkehren, und man folgte seiner Ansicht; am 14. kam man nach Ochotk zurück.

Das Eis in der Ochota thaut erst am 26. Mai auf; in der Nacht zum 29. fiel zwei Fuß hoch Schnee und der Thermometer zeigte einen Grad unter Null; das Wasser verfiel sich allmählig, aber man bemerkte keine Spur von Vegetation. Am 6. Juni endlich konnte Lesseps aufbrechen. Er schauerte vor der Kälte und dem erdärmlichen Zustande des Pferdes zurück, das er reiten sollte; seine Begleiter befanden sich in keinem bessern Zustande; seit dem Beginne des langen Winters hatten die armen Thiere nur von Weiden und Birkenzweigen gelebt. Nach einem so langen Fasten brauchten sie Ruhe, bis sie durch nahrhafteres Futter wieder Kräfte gewonnen. Das Pferd des Lesseps stürzte und konnte nicht wieder aufstehen.

Der Berg Dzerak wird von dem gleichnamigen Flusse bespült. Sein Gipfel war noch mit Schnee bedeckt. Man fuhr an der Quelle über die

in Fluß; er kommt aus einem See, der fast 7 Werst im Umfange hat; er soll sehr fruchtbar seyn. Den 16. war man in Jukomelot Kres (das Arz von Jukoma). Auf einer Anhöhe, auf welcher man den Ueberschwemmungen des gleichnamigen Flusses trodte, stehen Magazine, die von vier Soldaten bewacht werden, welche sich dahin flüchten, wenn das Wasser ihre Wohnung am Ufer erreicht hat.

Lessep besaß ein Boot mit vier Colibaten auf der Jukoma, kam aber unglücklich über eine Cataracte und gelangte in die Koya, sowie in den Iden; dessen Beiflüsse gegenüber stieg er aus, verschaffte sich Pferde und miß mit Jakuten-Führern ab. Hundert Werst weit reiste er über einen Sumpf, wo die Pferde so tief einsanken, daß man gezwungen war auszuheben, damit sie sich herausheben konnten. Weiterhin ging er über die Iden; die Jakuten wurden etwas häufiger; die Pferde waren vortrefflich und die Jakutenführer sehr gefällig. Am 20. Juni erreichte er Karmangt an dem rechten Ufer der Lena; er befand sich Jakutsk gegenüber. Der Uebergang über die Lena in diagonaler Linie dauerte vier Stunden. Er schätzte die Breite dieses Flusses an dieser Stelle auf zwei Stunden.

Im Jahre 1812 und 1813 machte der Engländer Peter Doblet die alte Karte wie Lessep, und seine Bemerkungen bestätigten die seines Vorgängers.

Kapitel XVIII.

Sibirien. — Oberfläche. — Gebirge. — Flüsse. — Meerbusen und Buchten. — Inseln. — Klima. — Erzeugnisse. — Bevölkerung. — Verschiedene Nationen. — Eroberung und Entdeckung. — Eintheilung in Gouvernements. — Colonien von Jenissei. — Kamtschatka.

Sibirien begreift den ganzen nördlichen Theil Asiens und wird in N. von dem Eismeer, in D. von dem nördlichen großen Ocean, in S. von dem chinesischen Reiche und Turkestan, und in W. von dem europäischen Asien begrenzt. Die Länge von D. nach W. beträgt 1900 und die Breite von N. nach S. 700 Liniem, seine Oberfläche aber 680,000 Q. M., ein Drittel von Asien also, 180,360 Liniem mehr als Europa, und sechsundzwanzigmal soviel als Frankreich.

Das Uralgebirge erhebt sich in W. Sibiriens; von dem Südsende aus erstreckt sich nach SW. der Zweig der Mongolbar; nach D. dagegen bemerkt man nur unbedeutende Erhöhungen und einfache Erhebungen des Bodens, welche die Betten der verschiedenen Flüsse von einander scheiden. In SW. von dem obern Laufe des Irtysch wird die Kirgisiensteppe von N. nach D. von dem Tschingiskun durchzogen, der sich an dieser Seite mit dem Ural verbindet; die verschiedenen Arme des letztern vereinigen sich in D. mit den Bergen Daourien, deren Verlängerung von SW. nach NO. der Jablonoi oder Stanoroi Kordet ist und an der Beringsstraße endigt. Die Alban-Berge, die sich von dieser langen Kette absondern, die Baskal-Berge, die einen vulkanischen Charakter an sich tragen und sich von den Copand-Bergen scheiden, endlich die Kugmet-Berge, die vom Ural auslaufen, richten sich nach N. nach dem Innern Sibiriens, indem sie sich allmählich zu den Ebenen hinabsenken. Der Ural und der Altai besitzen die höchsten Spitzen, die 6400. bis 1000. Fuß über den Meeresspiegel ragen.

Auf einer langen Strecke von D. nach W. liegen die Berge, welche das südliche Sibirien bedecken und von denen einige dasselbe auf dieser Seite begrenzen, unter dem 50° n. Br.; der äußerste Punkt dieser Kette nach S. liegt unter dem 44°. Fast alle Flüsse Sibiriens strömen nach Norden; eine Ausnahme machen der Anadyr im Lande der Tschuktschen, die Flüsse Kamtschatkas und des Bezirks von Ochotsk, welche nach D. strömen und in den nördlichen großen Ocean gelangen. Der Ob, verläßt von dem Irtysch, der den Irtysch und den Tobol aufgenommen hat;

der Jenissei, mit dem die drei Longuska sich vereinigen; die Katsanga, die Ambara, der Ochnel; die Lena, deren Beiflüsse der Witim, die Dietma, der Bilul und der Alban sind; endlich die Ingigirka und die Kowima oder Kolyma ergießen ihre Gewässer in das Eismeer und bilden mehr oder weniger tiefe Buchten. Der Ob und der Jenissei, sowie einige ihrer Beiflüsse, haben ihre Quellen auf dem chinesischen Gebiete. Die Lena und alle andern kommen von den Bergen Sibiriens. Die Schilka oder Onone und der Argune treten an der Stelle, wo ihre Verbindung den Fluß Amur bildet, aus Sibirien in das chinesische Reich hinein.

Außer den Busen, welche die Mündungen der Flüsse bilden, besitzt die nördliche Küste Sibiriens den Golf oder das Meer der Kava und mehrere andere Buchten; die östliche Küste den Golf des Anadyr, welche zu dem Nord- oder Behring's Bassin gehört, das in S. durch den Archipel der Aleuten geschlossen wird, und endlich das Meer Ochotsk, wo man die Busen Penchina und Inschiga bemerkt.

An den Küsten liegen zahlreiche Inseln: Kavalas Zemlia (Kruwand) zeigt sich in dem Gewässer zwischen Europa und Asien; Kamatsk und andere liegen an den Mündungen der Lena und der andern Flüsse. Die in der Mündung der Lena und der Jana sind wie die benachbarte Küste voll von großen Torfmooren auf einer Schicht ewigen Eises. Im N. des Swiatloi Kos (Heiligen Cap) hat man die Gruppe der Kialow, die aus zwei flachen Inseln besteht, deren südliche einen von Sand und welchem Boden umgebenen See enthält, in welchem Boden man eine Menge Knochen und ganze Gerippe von Büffeln, Rhinocerosen und Elephanten findet; das Eisenerz daran ist so weiß und frisch wie das, welches aus Afrika kommt. Etwa 30 Stunden nach Osten hat man Neu-Sibirien gefunden. Dieses Land zeigt eine sehr hohe Küste, wo sich das verstreute Holz in ungeheuren und regelmäßigen Lagern zwischen dem Sande und dem Thone findet. Elephanten- und Mammutknochen giebt es da in Menge. Die Lage des östlichen Endes Neu-Sibiriens ist genau bestimmt worden, und man weiß jetzt, daß es nicht zu dem amerikanischen Festlande gehört. In dem Großen Ocean, südlich von der Behring'sstraße, bemerkt man die Insel St. Lorenz, und östlich von Kamtschatka die Behring'sinsel, auf welcher der große Seefahrer dieses Namens starb, und die Insel Nebol (Kupferinsel).

Aber diese so buchtenreichen Küsten, diese zahlreichen Inseln sind unter dem rauhen Klima Nordasiens von geringem Vortheile; Kavalas Zemlia und alle andern Inseln im Meere, das Sibirien bespült, werden nur von Fischen, Eisbären, Phokten und Eerthänen bewohnt. (Zaf. 8. Abbild.) Der Mensch kann durchaus keine feste Wohnung dort aufschlagen. Einige entfloßene Fischer und Jäger begeben sich in dem kurzen Sommer dieser Gegenden dahin, und die, welche sich am weitesten nach N. wagen, erzählen, sie hätten dort nichts als unebene Eisfelder oder Eisschollen von allen Größen bemerkt, welche die Störung von einer Küste zur andern treibt.

Das Sewero Bostochol (Nordost-Cap), das nördlichste Sibirien, liegt unter 78° 25' der Breite; die Küste reicht gewöhnlich bis zum 72° und unter diesem zieht sie sich meist hin. Wir haben bereits aus den Erzählungen der Reisenden gesehen, daß schon unter dem Polarkreise (66° 30') der Boden fortwährend gefroren bleibt, und selbst schon in großen Entfernungen von dieser Stelle die angeschwemmte Erde, welche längs dem Flusse liegt und in den gemäßigten Ländern zum Anbau am geeignetsten ist, hier, im Sommer nach dem späten Verschwinden des Schnees, nur tundra oder Sümpfe bildet, auf deren Boden das Eis nie verschwindet.

Sibirien ist demnach unter gleicher Breite um vieles kälter als Europa; die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Lage der Berge, welche in S. dieses ungeheuren Land begrenzen. Die von D. nach W. laufenden Bergketten lassen die Südwinde nicht dahindringen; nur die aus N. wehenden können das Land bestreichen, und diese bringen nur Frost.

Nur im S. also erlaubt das Klima Sibiriens den Anbau des Getreides; aber weite Steppen, wie die Kirgisien-, die Baraba-, die Tschuk-

Herde und andere thaugen nur zur Viehweide. Deshalb sind die Jagd in den Wäldern und auf den Steppen, der Fischfang im Meere, in den Flüssen, in dem Baskal und andern Seen, die Bearbeitung der Mineralien in dem Ural, Altai und Daurien die Hauptnahrungsquellen der Bewohner; dieselben würden jedoch hinreichen, die Versorgung dieses Landes für Rußland sehr interessant zu machen. Unter den Handelsartikeln, welche Sibirien liefert, muß man indeß auch die Mammothzähne erwähnen, welche sehr gutes Eisenblech geben.

Nach den Thatfachen, die wir auseinandergelegt haben, wird man sich nicht wundern, daß man auf dem großen Raume Sibiriens nur 1,010,000 Einw. zählt, etwa so viel als London und die Grafschaft Middlesex hat (mit einer Oberfläche von 39 D. Meilen), oder so viel als das Königreich Sachsen. Die Russen und Kosaken leben dort in den Städten, den Festungen und besetzten Bezirken. Die meisten der eingeborenen Völkerschaften sind Jäger und Fischer. Wir haben bereits von den Bogulen, den Samojeden, den Ostiaken vom Ob, den türkischen Wäldern, wie den Jakuten, den Kirgisen, den Kaschiren und andern gesprochen; von den Buriaten, den Kaltschaken und andern Mogolen; von den Tungusen, Jakutigen, Koriaken, Kamtschadalen und Tschuktschen. In dem Lande, das der obere und mittlere Jenissei bespült, findet man Völkerschaften, welche Ostiaken des Jenissei heißen. Sonst wohnten sie in den Sayan-Bergen, sie sind aber herunter gestiegen, um die Gegenden zu bewohnen, in denen sie jetzt herumziehen. Die Jenisseier sind die Kotowgis, die Kolbalen, die Kaschins, die Westiran und sie machen kleine ärmliche Stämme aus. Doch sind sie treffliche Schmiede und verfertigen ihre Waffen und Geräthe aus dem Erze, das sie aus den Bergen holen. Ihre Sitten nähern sich denen der sibirischen Samojeden. Alle diese Nomaden sind meist Schamanisten und die Getauften nur der Form nach Christen. Die Väter von dem mongolischen Stamme haben die Kamaische Religion.

Im Jahre 1499 unternahmen die Russen die erste Expedition nach Sibirien, bezogen von K. nach W. und kamen 1501 mit Gefangenen und einer reichen Beute an Pelzwaaren zurück. Unter Iwan IV. Wassiliwitsch gingen die russischen Soldaten den Ob hinauf bis an dessen Verbindung mit dem Irtysh. Es wurden Tribute erhoben, Völker unterworfen und der Czar fügte seinen Titeln den eines Souverains von Obdorien, Ugorien und den sibirischen Ländern hinzu. Aber die gänzliche Eroberung wurde erst von dem Kosaken Yermał Timofiewitsch bewirkt, der mit 6000 seiner Gefährten den Jura des über ihre Räuberzügen anwühligen Charen fliehen mußte, 1580 aber den Ural ging, in die Staaten des Kutschum Khan an den Ufern des Tobol, des Irtysh und der Kura einfiel und, obgleich seine Truppen auf 600 Mann geschmolzen waren, sich der Hauptstadt Kera Sibir bemächtigte, deren Namen dann dem ganzen Lande beigelegt wurde. Yermał schickte eine Deputation an den Czar, um Verzeihung zu erhalten; als aber die Soldaten sich gegen ihn empörten, revanchirte sich Kutschum Khan und schlug ihn. Im Jahr 1584 wollte Yermał aber den Irtysh gehen und erkrankte am 5. August. Die Nachfolger Iwans Wassiliwitsch gaben ihre Pläne auf Sibirien nicht auf. Schickten Truppen dahin ab und ließen das Land wie das übrige Reich verwalten; sie ließen Forts und Städte bauen, und allmählig wurde ihre Herrschaft bis an den Großen Ocean ausgedehnt (1689). Auf einer andern Seite gelangten sie bis an die Grenze des chinesischen Reiches; es kam zu Feindseligkeiten; aber endlich schlossen die beiden Reiche Frieden und bestimmeten die Linie ihrer Grenzen.

Peter der Große kam zuerst auf die Idee, Sibirien durch Gelehrte erforschen zu lassen. Messerschmidt durchreiste es auf seinen Befehl (1713 bis 1725). Die Nachfolger dieses ausgezeichneten Fürsten folgten seinem Beispiele. Behring hatte 1728 die Meeresentdeckung, welche Asien von Amerika scheidet; das Schiff, welches ihn trug, litt, als es 1739 mit Tschirikow und Spangenberg wieder in den großen nördlichen Ocean kam, 1741 an einer öden Insel Schiffbruch; und Behring starb dort. Steller und Delisle de la Croyère, die ihn begleiteten, hatten mit Krassennikow zu einer Gesellschaft Gelehrter gehört, an deren Spitze

J. G. Smellin und Wäcker standen (1823—1764). Wallas mit Saposchin, Georgi und Soufren reiste von 1768 bis 1773. Wie Smellin erzählt er, daß die Strapazen der Reise ihn vor der Zeit alt gemacht und seine Gefährten noch mehr als er gealtert hätten; fast keiner von ihnen lebte so lange, um seinen Bericht selbst veröffentlicht zu können; Wallas leistete ihrem Andenken diesen Dienst. Eschschin 1784, Siwers 1790, Ermann 1828 und 1829 durchwanderten Sibirien. Auch der Baron X. von Humboldt besuchte 1829 das ganze Land zwischen dem Ural und Daurien. Als er die Rieseder untersuchte, aus welcher man in den Wäldern des Ural das Gold erhält, sagte er zu den Arbeitern, wenn sie gut suchten, würden sie auch Diamanten finden; und die Wahrheit der Vermuthung dieses großen Naturforschers wurde bestätigt. Er hatte bei sich die Herren Ehrenberg und Rose. Die Uralberge und die Kirgisensteppe waren der Gegenstand der Untersuchungen des Herren Seebour, Meyer und Bunge im Jahre 1826.

Expeditionen zur See, um das Meer zu erforschen, werden zu verschiedenen Zeiten unternommen. Die erste fällt in das Jahr 1646; sie verließ die Mündung der Kolyma und wendete sich nach O. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche das Eis dem Weiterkommen der Seefahrer entgegensetzte, erlaubten keine großen Fortschritte. Im 18. Jahrh. ließ die Regierung die Küsten Sibiriens von der Mündung des Ob an aufnehmen, und von dieser Zeit an hat sie nicht aufgehört, ihre Aufmerksamkeit diesem wichtigen Gegenstande zugewandt.

Sibirien zerfällt in administrativer Hinsicht in das östliche und westliche; dieses begreift das Gouvernement Tobolsk, die Provinz Omsk und das Gov. Tomsk; das andere die Gouvernements Irkutsk und Jenissei, die Provinz Jakutsk, den District Dschatk, das Land der Tschuktschen und den Bezirk Kamtschatka.

Die Reisenden, denen wir angeführt haben, sind dem Laufe des Jenissei nicht gefolgt. J. G. Smellin durchwanderte das weite von diesem Flusse bespülte Land. In seinem linken Ufer in einer schönen Ebene erhebt sich Irkutsk, das, wie wir schon vorher gesagt haben, die Hauptstadt des Gouvernements dieses Namens ist; lange aber war es die wichtigste Stadt. Der Handel mit Fellen, Getreide und Salz ist daselbst sehr lebhaft. Die Kaufleute von Irkutsk, einer kleinen Stadt in dem Polarreise, und die von Jakutsk bringen die reichsten Pelzwaaren dahin. Die Obdorien können daselbst nicht wachsen; man ist auf das Holz der Gesträuche beschränkt, welche das rauhe Klima zu ertragen vermögen. Die Kälte ist oft außerordentlich heftig. Smellin erzählt, daß in der Mitte des December selbst die Luft gefroren zu sehen schien. Der dicke Nebel ließ den Rauch aus den Schornsteinen nicht aufsteigen; viele Vögel fielen tot nieder.

Die Oberfläche des Gouvernements Irkutsk beträgt 211,000 D. Meilen; seine Bevölkerung 17,500 Seelen, eingerechnet die 20,000 Krongebauern und etwa 20,000 Verbannte. Wir haben; als wir von Irkutsk sprachen, gesehen; daß die russische Regierung in Rücksicht auf die in das Zucht haus eingeschlossenen Verbannten die System befolgt; das den glücklichsten Schluß auf den Charakter dieser Menschen haben muß. Jetzt will sie ihr Werk dadurch vollenden, daß sie dieselben an die Behauptung des Bodens setzet. In dem Gov. Irkutsk; wo das Land zu bebauen ist, ist die neue Colonie gegründet worden; der Boden ist sehr fruchtbar und der Plan wurde 1827 von dem Kaiser Nikolaus gebilligt. Die Colonie besteht aus ungefähr 6000 Sesselsitzern; man hat 22 Dörfer ausdrücklich für sie gebaut; sie bearbeiten das Land für ihre eigene Rechnung unter der thätigen und ununterbrochenen Aufsicht einiger Pächter.

Man giebt jedem Anführer ein Stück Land von dem besten in der Gegend. Auf jedem Gute wohnen drei Verbannte; der eine hat die ganze Hauswirtschaft zu besorgen und besonders die Speisen für alle; die andern theilen sich in die andern Arbeiten.

Die Regierung hat die ganzen Kosten der ersten Einrichtung übernommen, wozu auch der Bau der Häuser gehört. Sie sorgt den Anführern die Geräthe, und sobald sie alle nöthige Unterhaltung erhalten ha-

ben, treten sie in den vollen Besitz ihres neuen Standes als Kronbauern ein.

Von der Zeit an, wo die Verbannten so eingerichtet sind, müssen sie sich auf ihre Kosten nähren und kleiden und die Kopfsteuer zahlen. Da sie aber mit dem Ackerbau, der ihre einzige Beschäftigung und ihr einziges Existenzmittel seyn soll, erst anfangen, so wurde als Vorschuß eine Summe von 216,841 Rubel unter sie vertheilt, wofür sie in den ersten beiden Jahren ihren Samen kaufen müssen. Dieses Geld müssen sie später zurückzahlen, während die Regierung auf die übrigen Kosten verzichtet.

Im März 1829 wurde der Plan in Ausführung gebracht. Das Land, wo die Dörfer liegen sollen, wurde abgemessen; Wälder in der Nähe sollten das zum Bau der Häuser nöthige Holz liefern. Es wurden Magazine zu Lebensmitteln und den nöthigen Materialien angelegt. Unter den Verbannten in den von den Kronbauern bewohnten Dörfern wählte man die nöthige Zahl zur Colonie aus, übergab aber die, welche in den Familien der Bauern aufgenommen worden waren. Endlich legte man die Beamten ein, welche die Ansiedler führen, sie in die verschiedenen Dörfer vertheilen und da beaufsichtigen sollten.

Die Arbeiten wurden mit ununterbrochener Thätigkeit fortgesetzt und die Schnelligkeit der Ausführung überstieg alle Hoffnungen. Nach dem Skript des Kaisers sollte alles in vier Jahren, von 1829 an gerechnet, beendet seyn; der Herr von Stepanow, ehemaliger Gouverneur von Jersisch, der die Colonie 1832 sah, als er nach Europa zurückkehrte, sagt darüber: „mein Weg führte mich durch einige der Bezirke, die zur Erziehung der Colonie bestimmt sind. Häuf der Dörfer sind bereits an den Straßen so sauber und nett und in einer so freundlichen Lage errichtet, daß ich nicht müde werden konnte, sie zu betrachten. In einiger Entfernung davon bemerkte ich sieben andere, die der Vollendung nahe waren, und endlich vier am Ufer des Jenissei in einem fruchtbaren Thale, die freundlich von den grünen Feldern abtachen, von denen sie umgeben waren. Das Schicksal der sechs letzten kenne ich nicht.“

Man sieht, daß die russische Regierung nur allmählig mit der großen und rühmenswürdigen Arbeit vorschreiten wollte, die sie zum Vortheil der Verbannten, wie zu ihrem eigenen unternommen hatte, da sie nur etwa 6000 aus der Menge derer auswählte, welche ihre Tage in Sibirien zu beschließen verbannt sind. Eine gleiche Anzahl wird später auf ein Gebiet von derselben Ausdehnung gebracht werden, und so wird man allmählig vorschreiten, um in allen Theilen des Gouvernements Jenissei, wo das Klima die Bebauung des Landes erlaubt, Colonien anzulegen; dies Gouvernement scheint vor den andern des ungeheuern Sibiriens gewählt zu seyn, weil es die größten Ebenen enthält; aber die Bitterung, deren Ursachen weiter oben angeführt worden sind, wird die Ausdehnung des Landes und der Bevölkerung unabsehbliche Hindernisse entgegenlegen.

Kamtschatka blieb den Russen unbekannt bis 1690, zu welcher Zeit sie zuerst Nachricht davon durch Jäger und Pelzhändler erhielten. Im Jahre 1696 schickte man die erste Expedition von sechszehn Kosaken dahin ab; diese Versuche wurden bis 1711 fortgesetzt, und trotz eines lebhaften Widerstandes von Seiten der Bewohner mußten sie doch die Souveränität der Czaare anerkennen.

Kamtschatka bildet eine lange Halbinsel, welche sich vom 51° bis 60° n. Br. und vom 152° bis 175° östl. L. erstreckt. Die Länge beträgt 300 Meilen, die mittlere Breite 80 und die Oberfläche 14,000 Q.Meilen. Der Puskala, der sich in den Golf von Penschina ergießt, und die Anopka, die nach D. und nach dem Großen nördlichen Ozean zu strömt, begrenzen sie in N. Der ganze Länge nach wird sie durch eine Kette vulkanischer und Granitberge durchschnitten, die in S. in dem Cap Lopatka endigt. Der steinige Boden dieser Halbinsel, die dünne Schicht von Pflanzenerde, die sie bedeckt, die ziemlich häufigen Erdbeben, die Bewohnungen der Vulkane und die Ueberschwemmungen der Flüsse, das rauhe Klima und die häufigen Nordwinde, welche die Luft durchdrücken, die fast

keine in Ziffern.

ununterbrochene Dauer der Nebel machen den Aufenthalt für die Russen sehr unbequem und veranlassen sie mit Recht, diesen Theil ihres Reiches für den rauesten und unangenehmsten anzusehen. Die Hausthiere sind daselbst sehr wenig zahlreich. Selten erlangt der Roggen die nöthige Reife. Die Bäume erreichen gewöhnlich keine ansehnliche Höhe; doch ist der Zustand der Bewohner durch den Anbau der Kartoffeln und der Rüben verbessert worden. Man hat in den Bergen Eisenerz gefunden; man sammelt eine bedeutende Partie Schwefel; die warmen Quellen sind häufig und die Luft ist sehr gesund.

Man zählt fünf thätige Vulkane; der bedeutendste steht in der Nähe von Nischnei Kamtschatka; seine Ausbrüche sind sehr häufig und verursachen großes Unglück. Die Kamtschatka, der bedeutendste Fluß der Halbinsel, strömt von S. nach N. und fällt in den Großen Ocean. Alle Flüsse und das Meer sind sehr fischreich. Die wilden Thiere sind dieselben wie in dem übrigen Sibirien, und man hat aus den Erzählungen der Reisenden gesehen, daß der Hund das einzige ist, das man zum Ziehen benützt.

Mehrere Buchten dringen in die Küsten Kamtschatkas ein; die schönste und berühmteste ist die von Awatscha (Taf. 6. Abbild.) in S. D. bei dem Vulkan und Mündung des gleichnamigen Flusses; sie nimmt auch noch einige andere auf. Ihre Größe, ihre Tiefe und ihre Sicherheit machen sie den Schiffen sehr werthvoll. Sie ist von Natur in drei Häfen getheilt und an dem kleinften erhebt sich die Stadt Petropawlowsk, der Mittelpunkt des Handels in Kamtschatka; hier legen die Schiffe an, welche entweder von Ochotsk oder von der N.W. Küste Amerikas kommen, wo Rußland wichtige Niederlassungen besitzt. (Taf. 6. Abbild.)

Die Bevölkerung von Kamtschatka beläuft sich nicht über 5500 Seelen. Die Koriaten nehmen den Norden, die Kamtschatalen das übrige Land ein bis auf einen kleinen Theil in Süden, wo die Aino leben. Die Russen sind in den Städten, Flecken und Forts verstreut.

In den Berichten der Reisenden haben wir die Erzeugnisse aller Art und den Handel dieser großen Landstrecken bereits kennen gelernt.

Kapitel XIX.

Die Kurilen. — Producte. — Bewohner. — Geschichte. — Die Inseln Jesso und Taraka.

Südwestlich von dem Cap Lopatka, welches Kamtschatka in S. endigt, beginnt die Kette der kurilischen Inseln, die sich 150 Meilen weit, von N. D. nach S. W. von dem 50° 54' bis 43° 40' n. Br. erstrecken. Dieser Archipel liegt zwischen dem Großen Ocean in D. und dem Meere von Ochotsk in W. Betrachten wir nun diese Inseln der Reihe nach und beginnen wir mit der nördlichsten.

1. Schumschu ist von dem Cap Lopatka durch eine 4 Stunden breite Meerenge getrennt; ihre Länge von N. D. nach S. W. beträgt 8 und ihre Breite 3 Stunden. Sie ist im Ganzen niedrig und hat nur einige unbedeutende Erhöhungen. Ihre östliche Küste flacht von steilen Felsen und zahlreichen Klippen, die sich bis in das Meer hinaus erstrecken. Die nordwestliche Küste ist flach, der Strand sandig und hier und da steinig; man kann leicht da anlegen. Schumschu enthält mehrere Seen; der in der Mitte hat über eine Stunde im Umfange, und es kommt aus ihm ein Fluß heraus, der nach dem Meere zu fließt, und in den vom Mai bis September Lachs und andere Fische hinaufgehen; auch die andern Seen, Flüsse und Gewässer dieser Insel sind sehr fischreich, doch reicht diese Menge nicht hin, Wintervorrath zu verschaffen. Die Stürme werfen bisweilen Ballfische an den Strand, der sehr häufig von Krabben und andern eßbaren Seethieren besucht wird. Schumschu enthält nur Erlen- und Weidengebüsch und einige ärmliche Fichten an den Felsen. Es wachsen Beeren und verschiedene Wurzeln da wie auf Kamtschatka, welche von den Insulanern gegessen werden. Die Frauen

benutzen die Faser der Brennnesseln wie Hanf. Man hat kein anderes Gängethier bemerkt als eine Art Ratte, aber Silbererz entdeckt, das man auch einige Zeit lang herauszuschaffen suchte.

Die Einwohner Schumshus zählen kaum hundert Personen, sind aber näher mit den Kamtschadalen als mit den Kurilen verwandt. Sie sind von der Halbinsel dahin gekommen, von der sie entweder durch Bürgerkrieg oder durch die russische Eroberung vertrieben wurden. Sie haben die Gebräuche und die Sprache der Eingeborenen angenommen, und ihre Vermischung mit denselben hat ihre eigentliche Physiognomie sehr verändert.

2. Paramuschir. Die Meerenge zwischen dieser Insel und der vorigen ist eine halbe Stunde breit. Im Nothfalle kann man da Anker werfen, aber der Grund ist feinsig und unsicher, und man läuft Gefahr, an den umliegenden Fändereien Schiffbruch zu leiden.

Paramuschir ist sehr gebirgig, um das Doppelte größer, reich an Seen und Flüssen und eben so holzarm als Schumshu; deshalb verbrennen auch die Bewohner, etwa 160 an der Zahl, das ärmliche Holz ihrer Berge, und suchen an dem Strande das angeschwemmte Holz, das das Meer auswirft, um davon ihre Jurten zu bauen. Rother Fuchse, Wölfe und verschiedene Arten Ratten sind über diese Insel verbreitet, wohnen sie leicht im Winter auf dem Eise von Kamtschatka kommen können. Man hat auch Spuren von einigen Metallen gesehen.

3. Schirinkl, ungefähr 7 Stunden von der vorigen entfernt, ist rund und hat 10 Stunden im Umfange; in der Mitte erhebt sich ein erloschener Vulkan; ihre fessigen nackten Küsten gewähren keine Bucht, in welcher die Seefahrer anlegen könnten. Der völlige Mangel an Quellen macht sie unbewohnbar; man findet auf ihr kein anderes Wasser als das, was sich in den Felsenhöhlen nach dem Regen sammelt. Nur bei ruhigem Wetter kann man dort anlegen. Die Insel wird nur von wilden Thieren und Vögeln, unter andern von der alca torda bewohnt, deren Federn zu Kleidungsstücken von den Kurilen gesucht sind.

4. Makan-Kur-Assy (Makanruschi, Montonruschi), 9 Stunden südwestlich von Schirinkl, ist nur 7 Stunden lang und 4 breit, mit Felsen bedeckt, besonders längs der Küsten; Wiesen und Sümpfe nehmen den übrigen Raum ein, der unbewohnt ist, und nur den Phoken, den Seerotttern und einigen Füchsen als Zufluchtsort dient. Man sieht Quellen da, aber die Küste ist unzugänglich.

5. Onakutan (Onakutan), 9 Stunden südlich von der vorigen, ist 26 St. lang und 4 St. breit. Sie besitzt drei erloschene Vulkane, mehrere vulkanische Spigen und Seen; die Küste ist ganz steil und felsig; im N. hat sie mehrere Bais mit Sandbänken, im D. eine Bucht an einem Felsen, wo die Bote sicher liegen können; zahlreiche Flüsse kommen von den Bergen herunter, laufen nach dem Meere und sind fischreich.

6. Kramakutan (Karamakutan), 2 Stunden südlich von Onakutan, ist 5 St. lang und 3½ St. breit. In der Mitte erhebt sich ein erloschener Vulkan, an dessen Fuße sich drei Seen ausbreiten, aus denen Flüsse ausgehen. Man hat Bierz gefunden. Sie wird nur von Jägern besucht.

7. Schasakutan (Schasakutan) ist von der vorigen durch eine 12 Stunden breite Straße getrennt, in welcher die Strömung sehr heftig ist; sie ist 20 Stunden lang, aber kaum 2 breit. Im N. erkennt man einen erloschene Vulkan und im S. einen andern feuer-speienden Krater, dessen Ausbrüche sehr häufig sind. Sie hat einige Bewohner.

8. Ikarma, 2 Stunden südl. von der vorigen, ist klein und durch einen thätigen Vulkan, süße und viele warme wie Schwefelquellen merkwürdig, nur an einigen Punkten zugänglich, wo die Küste sandig ist, und hat keine andern Bewohner, als wilde Thiere.

9. Aschirinkutan, 9 Stunden westlich von Ikarma, ist rund und hat fast 4 St. im Durchmesser. Ein Berg in der Nähe der Küste wirft fast fortwährend Rauch und große Steine aus, die sehr oft von dem Rande des Kraters herabrollen und ein Thal an einer seiner Seiten aus-

bilden. Felsen begrenzen diese Insel von allen Seiten, so daß selbst die Phoken dort keinen Zufluchtsort suchen können.

10. Nassir oder Igatto, 5 Stunden südlich von der vorigen, ist feinsig, rund, ohne Wasser, Hafen und Bai und hat 1 Stunde im Durchmesser.

11. Nakote, 12 Stunden von der vorigen, mit einem Durchmesser von 6 St., besteht aus einem vulkanischen Gebirge, dessen häufige Ausbrüche die Seeten mit Steinen und Asche bedeckt haben. Sie wird von den Phoken besucht; Menschen und Vögel kommen nicht dahin. (Taf. 8. Abbild.)

12. Rutowa oder Rutua, 11 Stunden südlich von Nakote, so ziemlich rund, mit einem Durchmesser von 7 St. Der südliche Theil, der bergig ist, hat einen sehr hohen Vulkan, der fortwährend raucht; seine Ausbrüche sind sehr gefährlich für die Umgegend. Ebenen aber in N. von dem Ufer, an die man leicht gelangen kann, haben eine dauernde Bevölkerung von 250 Einw. dahin gezogen. Die Flüsse sind nicht fischreich.

13. Kaschawa (Kaschua, Kassagu), 4 Stunden in S.W. von Rutua, hat einen Durchmesser von 7 St. Ihre Berge sind hoch und mit Eichen, Fichten und Birken bewachsen; in den Schluchten und auf den Ebenen wächst schönes Gras. Man kennt keine andern Landthiere als die Füchse. Die Bewohner, von denen ein Theil getauft ist, sind nicht sehr zahlreich.

14. Usschischir oder Ussassir, 4 Stunden in S.W. von Kaschua, erstreckt sich über 6 St. nach allen Richtungen hin. Eigentlich besteht sie aus zwei nahe an einander liegenden Inseln, einer mit steiler und felsiger Küste, die eine wellenförmige sumpfige Ebene in der Mitte umgibt, und einer aus einer Grasbene, die sich allmählig bis zu den Berggipfeln erhebt, welche sich in D. und N. steil nach dem Meere hin senken, das von Klippen bedeckt ist. In S. öffnet sich eine rund von Bergen umgebene Bai mit sandigen Ufern und Inseln. Warme Quellen springen an verschiedenen Stellen mit großem Getöse heraus und treiben ihr Wasser in bedeutende Höhe. Man sammelt auf dem Sande große Stücke Schwefel und Ammoniak. Uebrigens ist die Insel baumlos.

Ussassir hat keine sesshaften Bewohner. Die Kurilen kommen dahin wegen der Jagd und auch aus einem abergläubischen Beweggrunde. Selbst die, welche auf Paramuschir leben, kommen nach Ussassir, wenn sie eine Entscheidung in den Streitigkeiten unter einander erhalten wollen. Um dies zu bewerkstelligen, schneidet ein jeder Späne, die er mit einem besondern Kennzeichen bezeichnet; dann legt man Bretter neben die stärkste warme Quelle und jeder der Streitenden streckt sich nackt darauf aus. Der Sage nach kommen haarige Würmer aus dem Wasser und kriechen an dem Körper der Dallegenden herum, die fast immer vor Schrecken zittern und oft ohnmächtig werden. Wer aber drei Nächte so verbringt, ohne Schrecken und Furcht zu verrathen, hat Recht; später bedienen ihn die Geister und helfen ihm zaubern.

15. Ketol, 6 Stunden südl. von Ussassir, ist über 7 St. lang und 2½ St. breit, bergig, gut bewaldet und von Füchsen mehrerer Arten bewohnt; die Phoken und die Seerotttern sind am Strande ebenfalls zahlreich, und diese Thiere locken Jäger dahin.

16. Simussir oder Schimuschir, von Ketol durch eine 6 Stunden breite Straße getrennt, ist 4 St. lang und 2½ St. breit. Vier erloschene Vulkane erheben sich auf dieser gut bewaldeten Insel. Ein von Höhen umgebener und sehr sicherer Hafen öffnet sich an dem nördlichen Ende. Die Flüsse sind zahlreich und die vulkanischen Producte bedecken den Boden.

17. Aschirpoi liegt 15 Stunden südwestlich vor der vorigen, ist ziemlich rund und hat 4 St. im Durchmesser. Ein eine Stunde breiter Canal trennt sie von einer andern. Weiter nach S.W. sind ihre Küsten von Klippen umgeben. Diese beiden Inseln haben Vulkane gehabt; man sieht auf ihnen nur Gestein und kennt nur eine Quelle, die salzig ist.

In N.W. erhebt sich die Insel Broughton, welche nach einem eng-

ischen Gefährer am Ende des 18. Jahrh. so genannt wurde. Ihr Umfang beträgt 7 Stunden; man bemerkt auf ihr einen Vulkan. Klippen im Meer, Felsen längs der Küste und eine heftige Brandung machen die Landung sehr schwierig. Die Gewässer in der Nähe kochen von Klippen.

18. Urup, 6 Stunden im SW. von Achirpo, ist eine der bedeutendsten des Archipels, da sie 65 St. lang und 7 St. breit ist. Sie hat hoch, sehr steile Berge mit rauen Gipfeln, umgeben von tiefen Thälern, in welchen Flüsse fließen; an verschiedenen Stellen breiten sich Thäler aus; überall sieht man Birken-, Eichen-, Pappeln-, Weiden- und Eschenwälder; das Gras erreicht eine außerordentliche Höhe und das Wasser ist sehr süßlich. Von Matten wimmelt es dort, auch giebt es sehr viele Fische. Die Insel ist überall leicht zugänglich, und im S. öffnet sich eine kleine Bai, in welche die großen Schiffe einfahren können. In den Bergen hat man Spuren von Kupfererz gefunden. Trotz allen diesen Vorzügen wurde Urup lange Zeit nur während der schönen Jahreszeit wegen der Jagd besucht. Im Anfange des 19. Jahrh. gründeten jedoch die Russen auf ihr eine Niederlassung.

19. Sturpu oder Iturup, von Urup durch eine über 5 Stunden lange Straße getrennt, ist 60 St. lang und an der breitesten Stelle 14 Stunden breit, sehr gebirgig und reich an erloschenen Vulkanen; ein Gipfel in der Nähe des nördlichen Endes raucht fortwährend. Dichte Wälder bedecken die Bergflänge und die Ebenen; die Thäler sind fruchtbar und gut bewässert, das Klima ist mild und das Meer wirft oft Wallfische an das Ufer.

Die Küsten sind in tiefe Buchten und ziemlich sichere Häfen ausgezogen. Die Bewohner, über 200 an der Zahl, leben in großen Dörfern am Meeresstrande und stehen unter der Herrschaft Älter, die sie selbst wählen.

20. Kunaschir oder Kunassir, von der vorigen durch einen 7 Stunden breiten Canal getrennt, 27 St. lang und 9 St. breit, hat bergige Küsten und in der Mitte schöne Thäler. Die Höhen sind gut bewaldet, und sie hat kleinen Mangel an süßem Wasser. In N. und in S. bildet ihr Land felsige Verlängerungen; der Strand ist sandig und die Buchten und Häfen sind leicht zugänglich. Ungefähr 200 Einwo. leben da wie eine Familie in Dörfern an der Küste.

21. Achikota oder Achigoban, 12 Stunden südlich von Sturpu, ist fast rund und hat nur 4 St. im Durchmesser. Sie enthält hohe Gebirge, große Wälder, Seen und Flüsse von reinem Wasser. In NW. von ihrem südlichen Ende zieht sich eine Gruppe kleiner Inseln bis nach Jesso hin. Ihre Bewohnerzahl ist bedeutend.

Eine der Berge auf den Kurilen haben eine Höhe von 600 Klaftern. Alle diese Inseln sind vulkanisch und häufigen Erdbeben ausgesetzt. Ihr Klima, besonders das der nördlichen, ist rau und kalt; oft werden sie von dichten Nebeln eingehüllt; diese Nebel, die Klippen, von denen die Inseln umgeben sind, und die Heftigkeit der östlichen Strömungen machen die Schifffahrt in den Canälen, die sie von einander trennen, sehr schwierig.

Die Insulaner gehören zu einem Volke, das sich selbst Aino (Wen-schen) nennt. Der Name der Inseln kommt wahrscheinlich von Kur oder Gura, ebenfalls einem Worte der Sprache der Bewohner, welches auch Rauch bedeutet. Dieses Volk ist nicht nur über den Archipel verbreitet, ihr ihm seinen Namen verdankt, sondern auch über die Inseln Karafal und Jesso, so wie es sich auf einigen Punkten der benachbarten Festlande findet.

Die Berichte der Reisenden, welche wir unsern Lesern vorzulegen geduldet, werden das Naturreich, die Sitten und Gebräuche der Aino schildern. Sie leben vom Fischfange, sind entweder durch rauhe Gebirge oder durch ein kühnliches Meer von der ganzen übrigen Welt getrennt und spielen nie eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt, noch sich mit andern Stämmen vermischen zu haben.

Die erste und die zweite der Kurilen wurden 1713 von einem Rus-

sen entdeckt, der in Kamtschatka befehligte; er nahm im Namen Kaiserlands Besitz davon und legte den Bewohnern einen Tribut auf. Im Jahre 1790 waren schon fünf dieser Inseln bekannt; alle wurden es allmählig bis 1778 und im nächsten Jahre landeten die Russen an der Ostküste von Jesso, wo sie von japanischen Officieren sehr freundlich aufgenommen wurden.

Jesso wird in mehreren Reisebeschreibungen unter dem Namen Matsmai bezeichnet, was wahrscheinlich von einem Mißverständnis herrührt, da derselbe nur einer Stadt an der Ripon entgegengesetzten Küste angehört.

Diese Insel, die bisweilen auch als die 22te der Kurilen angegeben wird, ist wie Iturup, Unaschir und Achikota dem Japanischen Reiche unterworfen. Die andern gehören den Russen.

So ist auch der Name Sachalian, mehr oder minder verstümmelt, der Insel Karafal beigelegt worden. Nach der Bemerkung Laproths entstand diese unbegriffliche Verwechslung auf folgende Weise. Die französischen Missionaire hatten von Peking an den berühmten Geographen d'Anville Karten von Ostasien geschickt, die er auch veröffentlichte. Der Mündung des Flusses Amur gegenüber stand auf diesen Karten mogolisch Sachalian agna chada (Felsen der Mündung des schwarzen Flusses), und da sie der Insel keinen Namen gaben, so glaubte man in Frankreich ihn in den mogolischen Worten zu finden, die sich jedoch nur auf Felsen vor der Flussmündung bezogen. Laprouse, der die Besitztümer dieser Insel untersucht hat, giebt ihr nach den Eingeborenen den Namen Achikola; dieser scheint aber nur einem Theile derselben anzugehören. Die Japaner, welche sie Karafuto oder Karasto nennen, haben ihr in ihren Beschreibungen den wirklichen Namen in der Aino-Sprache gelassen, nämlich Karafal oder Karafal.

Kapitel XX.

Jesso. — Kagatäi. — Meerenge der Laterei. — Reisen des Paters de Angelis und des van Briel.

Seit langer Zeit trieben die Japaner Handel mit der so nahe an ihrem Reiche liegenden Insel Jesso und hatten sich dieselbe unterworfen. Im Jahre 1690 erhielt der Pater Hieronymus de Angelis, sicilianischer Missionar, der sich in Achigoban, im Norden Japans, befand, den Befehl, sich nach Matsmai, der Stadt auf Jesso, zu begeben; er gehörte sich und schiffte sich in einem Hafen aus, von dem aus er nur mit Mühe seine Reise wegen des schlechten Zustandes der Wege fortsetzen konnte. Es fand gerade ein großer Zubrang von Japanesen statt, weil man die Entdeckung gemacht, daß ein Fluß in der Nähe von Matsmai in seinem Laufe eine große Menge Gold führe. Der Kaiser von Matsmai zog davon großen Gewinn und die japanischen Handelsleute konnten nichts desto weniger auch noch ihre Rechnung dabei. Die Ausbeutung geschah nach der in Brasilien üblichen Art.

Der Pater de Angelis fand eine Anzahl Christen unter den Japanern, die in Matsmai, wo sich mehrere niedergelassen hatten, Handel trieben. Er rühmt die Bereitwilligkeit der Insulaner, das Evangelium predigen zu hören, aber er hatte nicht die Zeit, eine so große Ernte zu halten als er gehofft hatte, da er bloß untersuchen sollte, ob der Boden wohl geeignet sey, den Samen des Glaubens aufzunehmen. Er hat die Bewohner sehr gut geschildert.

Die Jessoer sind unterlegt, stärker und weißer als die Japaner. Sie lassen ihren Bart wachsen, der ihnen oft bis auf den Gürtel reicht; aber sie rasiren sich dafür den Vordertheil des Kopfes, und alle, Männer und Frauen, durchbohren die Ohren. Die Wohlhabenden stecken silberne Ringe hinein, die Armen begnügen sich mit Eisenfaden. Der Reis ist wie in Japan das Hauptnahrungsmittel des Volkes. Die Kleidung beher Ge-

schlechter besteht in langen seidenen baumwollenen oder leinenen Gewändern, die gestreift und mit kleinen Wäffeln desselben Stoffes gestickt sind. Ihre Waffen sind der Bogen, der Pfeil, die Lanze und eine Art sehr kurzer Schwerter.

Sie hegen große Achtung gegen einander und haben ein sehr heiliges Ceremoniel. Sie nehmen mehrere Frauen, aber nur eine fährt den Namen Gattin und genießt alle Rechte derselben. Diese Nation hat nur eine sehr verworrene Vorstellung von der Gottheit und keinen geregelten Cultus. Man schreibt nicht, und die Geschichte des Landes pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht durch eine Sage fort, die wenig davon erzählt.

Der Handel der Jessoer beschränkt sich auf gedorrte Fische, Färinge, Lachs, Wallfische, alle Arten Raubvögel und Seehundsfelle. Sie nehmen dafür weder Gold noch Silber, sondern Reis, Baumwolle, Flach, Zeug und mehrere andere Waaren, die sie brauchen. Die Warten, deren sie sich bedienen, sind nicht zusammengeknüpft, sondern mit Bindfaden aus der Rinde eines Baumes zusammengeknüpft, der unserer Fische gleicht und im Wasser nicht fault. Diese so zusammengeknüpften Warten werden nach dem Gebrauche auseinander genommen; man versichert aber, daß sie ziemlich große Lasten tragen.

Uebrigens giebt es kein menschlicheres Volk, das geneigter wäre, das Licht des Evangeliums anzunehmen.

Der Vater de Angelis setzt die Gründe auseinander, welche ihn überzeugten, daß Jesso eine Insel sey. Sie wurde später von einem andern Jesuiten besucht, der auch Nachrichten von ihr gab.

Im Jahr 1643 entschloß sich der indische Rath von Batavia, der von den Gold- und Silbergruben auf Jesso gehört hatte, die Insel untersuchen zu lassen. Zwei Schiffe, Gastricum unter Martin van Bries und Breskens unter Heinrich Schaep, bildeten die Expedition. Ein Zatar, der Japanisch verstand, begleitete die Holländer als Dolmetscher. Am 3. Febr. gingen die Schiffe unter Segel; ein Sturm trennte sie, als sie sich an der Nordostküste von Japan befanden. Bries landete an Jesso, fand die Küste sehr steil und auf den Höhen mit Schnee bedeckt; die Insulaner kamen ihm sanft aber arm vor; er sah mehrere Dörfer und ging oft an das Land. Eine große Menge Wallfische, die aus dem Norden kamen, gelangten in die Bai, wo die Holländer vor Anker gegangen waren. Die Nebel machten die Aufnahme der Küste sehr beschwerlich. Bries fand später mehrere kleine Inseln und in N.D. von Jesso eine größere, die er Staaten-Insel (Iturup) nannte. Mehrere sehr hohe Berge waren mit Schnee bedeckt, ob es gleich Juni war; die Küste ist steil und baumlos. Eine Oeffnung, in welche die Holländer gelangten, nannten sie Bries-Strasse; sie hatten mit starken Strömungen dort zu kämpfen. Das in N. entdeckte Land wurde Land der Compagnie genannt (Urup). Die Berge desselben sahen wie die der andern Insel an manchen Stellen glänzend aus, wahrscheinlich von Glimmerschiefer. Das Land ist nicht bewohnt; man sieht daselbst nur Erlenz- und Birkengebüsch, nahm aber Besig davon, indem man einen Pfahl mit dem Wappen von Amsterdam aufpflanzte.

Da das Meer im N. sehr hohl ging, so segelte Bries nach S. und legte an einer Küste an, die seiner Meinung nach zu Jesso gehörte, denn das Land war ganz so wie dort beschaffen, nur mehr bewaldet und dichter bewohnt. Die Einwohner waren auch gebildeter und wohlhabender. Auf der Weiterreise an den Küsten nach W. zu landete Bries an dem Dorfe Acuers an einer Bai, die von hohem und bewaldetem Lande umgeben war. Dies Land ist nicht bebaut, aber sehr fruchtbar; man sammelt vielerlei Früchte daselbst; die Bäume waren Eichen, Erlenz, die auf den Höhen wuchsen. Er fand, als er wieder nach N. kehrte, eine große Bai, wo man mehr als zehn Centner Lachs fing; die Einwohner kommen in ihren Piroguen an Bord und legten sehr großen Werth auf Fische.

Bries umfuhr das Cap Aniba und segelte an der Küste hin. Die Festigkeit der Winde hinderte ihn jedoch weiter zu kommen, und er

nannte die Spitze des benachbarten Landes Cap Geduld oder Perveer (Umkehr). Man hatte Ende Juni, und doch lag bereits Schnee auf den Bergen. Die Insulaner brachten Pelzwaaren und Lachs an Bord. Die heftigen Nordwinde, ob sie gleich von dichten und kalten Nebeln begleet waren, erleichterten seine Rückkehr nach der nach ihm benannten Straße. Er fuhr am 3. Aug. durch dieselbe, gelangte am 18. in die Bai von Jesso zurück und nahm da Holz und Wasser ein. Die Japaner vom Matsmal, die er da traf, gaben ihm Nachrichten über dieses Land, das sie eine Insel nannten. Am 2. Septbr. wendete sich der „Gastricum“ nach Nipon.

Die Details, die Bries über Jesso gegeben hat, stimmen mit denen überein, welche man dem Vater de Angelis verdankt. Er beschreibt die Insulaner als stark, klein und dick und seltsam behaart. Die Frauen sind nicht so braun als die Männer; einige scheeren sich das Haar um den Kopf herum ab, andere lassen es wachsen und schlagen es nach oben zurück; die Lippen und die Augenbrauen bemalen sie sich roth.

Kapitel XXI.

Jesso. — Tarakai. — Meerenge der Tatarai. — Reisen Laperouse's und Broughton's.

Die Erzählung des Reisenden Bries wurde nicht recht verstanden und deshalb falsch ausgelegt; es entstanden lange Erörterungen über die Geographie dieser Gegenden Ostasiens. Jeder baute sich sein System nach eigener Art, und die Folge davon war eine unglaubliche Verwirrung. Um diese Ungewißheit zu zunichte zu machen, enthalten die Instructionen, welche Laperouse erhielt, ausdrücklich die Empfehlung, seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenden zu richten. Sie schreiben ihm vor, die Ostküste von Corea, die der Tatarai und Japans gegenüber aufzunehmen, und fahren dann fort: „alle diese Küsten sind den Europäern völlig unbekannt. Er wird durch die Straße von Jesso fahren und die mit dem Namen Jesso bezeichneten Länder besuchen, so wie jenes, das die Holländer Staatenland, die Russen aber Insel Nadejda genannt haben und worüber man nur verworrene Begriffe hat nach einigen alten Beschreibungen, welche die holländisch-englische Compagnie verlauten ließ, deren Genauigkeit aber nicht bestätigt worden ist.“

Dem zu Folge segelte Laperouse, nachdem er das Cap Koto an der Westküste Japans aufgenommen hatte, nach NW., um sich davon zu entfernen, und am 11. Juni 1787 bemerkte er in einer Entfernung von 20 Stunden das Festland in W., genau an der Stelle, wo die Grenze endet, die Corea von dem Lande der Mandchus scheidet. Es ist ein sehr hohes und steiles Land, aber mit Bäumen und Grün bedeckt; man näherte sich demselben bis auf 80 Klaftern Tiefe. Die Berge sind wenigstens 700 Faden hoch und ihre Gipfel mit wenigem Schnee bedeckt. Man bemerkte keine Spur von Anbau oder Wohnung und fand in einer Länge von 40 Stunden die Mündung keines einzigen Flusses. Das Wetter war sehr schön und der Himmel sehr klar. Am 14. war man schon unter dem 44° n. Br. und hatte die Thürme der alten Karten berichtigen können. Es traten Nebel ein und am 23., als sie sich zerstreut hatten, landete Laperouse in der Bucht von Lernaï, eine halbe Stunde vom Ufer.

Der Umkreis der Bucht zeigte fünf kleine Buchten, die von einander durch bis auf den Gipfel mit Bäumen bedeckte Hügel getrennt waren. Man konnte nicht glauben, daß ein so fruchtbar aussehendes Land so dicht an China ohne Bewohner sey. Und wirklich man fand bei jedem Schritte Spuren von Menschen; mehrere mit schneidenden Instrumenten gefällte Bäume, Häuten für die Jäger an Wäldungen, kleine mit Zwirn zusammengeknüpfte Körbchen von Weidenrinde und endlich die Spuren der Bewälfungen durch Feuer. Man drang in die Wälder hinein; man erlegte auch drei junge Rehe; jedoch war der Fischfang ergeblicher.

Eines Tages fand man am Ufer eines Baches ein Grab neben einer verfallenen und vom Gefe fast überwachsenen Hütte; man öffnete dasselbe; zwei wohl erhaltene Leichname lagen neben einander, eingehüllt in ein Bärenfell mit einem Gürtel, an welchem kleine chinesische Münzen und verschiedene Zierrathen von Kupfer hingen. Der Kopf war mit einem Leinwandstück bedeckt. Blaue Glasperlen waren in dem Grabe wie herumgestreut, in dem man auch zehn bis zwölf Arten silberner Armbänder, ein eisernes Beil, ein Messer von demselben Metalle, einen hölzernen Eßkel, einen Kamm, und einen kleinen Sack von blauem Rankin mit Reis fand. Dieses Grab bestand nur in einem kleinen Keller von Baumstämmen, die mit Birkenrinde bekleidet waren; man hatte zwischen ihnen einen leeren Raum gelassen, um die beiden Leichname hineinzulegen zu können. Die Franzosen bedeckten sie wieder sorgfältig, legten alles getreulich wieder an Ort und Stelle und nahmen nur einen ganz kleinen Theil von den verschiedenen Gegenständen mit, um die Entdeckung beweisen zu können. Man konnte nicht daran zweifeln, daß die nomadischen Bewohner dieses Landes häufig an dieser Bai erschienen; eine Pirogue in der Nähe des Grabes zeigte an, daß sie über das Meer kämen.

Am 27. früh, nachdem sie am Lande verschiedene Münzen nebst einer Karte und einer Aufschrift zurückgelassen hatten, welche das Datum ihrer Fahrt enthielt, gingen die Franzosen unter Segel. „Ich fuhr an der Aste zweidrittel-Stunde von ihr entfernt hin,“ sagt Laperouse; „wir konnten die Mündung mehr als eines kleinen Flusses erkennen. Wir machten so 50 Stunden bei dem schönsten Wetter, das die Seefahrer sich denken können. Die Nebel und die Windstillen hinderten uns bis zum 4. Juli. Wir fingen in dieser Zeit über 800 Kadlans, und was wir davon nicht brauchten, salzten wir ein; auch das Schlepnetz gab eine reiche Beute an Austern, deren Perlmutter so schön war, daß wir glaubten, sie hätten Perlen enthalten, obgleich wir nur zwei halb ausgebildete darin fanden. Dies macht die Erzählung der Jesuiten sehr wahrscheinlich, die uns sagten, es würde Perlenfischer an der Mündung mehrerer Flüsse der östlichen Tazari getrieben.“

Am 4. landete man in einer Bai, in welche sich ein 15 bis 20 Toisen breiter Fluß ergoß. Diese Bai erhielt den Namen Suffren; die Spuren von Bewohnern waren hier viel frischer als an der vorigen, der sie sehr ähnlich sah.

Am 6. hatten die Fregatten mit widrigen Winden zu kämpfen; am 7. früh unter 48° 50' n. Br. bemerkte Laperouse zur Rechten oder in D. ein Land, das sehr ausgedehnt zu seyn schien. Man erkannte keine Korallen; an demselben und konnte nur Höhen unterscheiden, die sich nach SO. zogen und anzeigten, daß man schon ziemlich weit in dem Canale vorgebracht sey, welcher das Land von der Küste in W. trenne. Man fuhr darauf zu. Dem Aussehen nach unterschied es sich gänzlich von der letztern; man bemerkte nur bürre Felsen, in deren Höhlungen noch Schnee lag; man war aber zu weit entfernt, um das flache Land erkennen zu können, das wie jenes gegenüber mit Bäumen und Grün bedeckt seyn konnte.

Man mußte später die Fahrt in Nebeln in dem Canale fortsetzen, dessen Form unbekannt war. Am 11. endlich konnten die Franzosen sich dem neuen Lande nähern; sie fanden dasselbe so bewaldet wie die Küste der Tazari, ankernten zwei Meilen von einer kleinen Bucht, in die ein Fluß einmündete, und sahen durch Fernrohre einige Hütten und zwei Insulaner, welche nach dem Wald zu entfliehen schienen. Zwei Schaluppen legten am Ufer an; man fand die zwei Hütten verlassen, aber erst kurz nachher, denn das Feuer brannte noch darin; es war keines der Geräthe mitgenommen worden; man fand junge Hunde, die noch nicht sehen konnten, und die Mutter derselben, die man in dem Walde bellen hörte, zeigte an, daß die Herren nicht weit entfernt seyen. Man legte in diesen Wohnungen Beile, verschiedene eiserne Werkzeuge und Glasperlen hin, um zu beweisen, daß die an's Land gekommenen Fremden keine Feinde wären.

In dem Augenblicke, als man an Bord zurückkehren wollte, legte eine Pirogue mit sieben Insulanern am Ufer an; sie schienen sich vor der

Zahl der Franzosen nicht zu fürchten, zogen ihr kleines Fahrzeug an den Strand und setzten sich auf zwei Decken mitten unter die Fremden; ihr Wesen war fortwährend ernst, ebel und sehr freundschaftlich. Es befanden sich unter ihnen zwei Greise mit langem weißen Bart, die mit einem Stoffe aus Baumrinde bekleidet waren; zwei andere hatten Röcke von blauem Rankin, deren Schnitt sich wenig von der chinesischen Bekleidung unterschied; die andern trugen nur ein langes Gewand, das mittelst eines Gürtels und einiger kleinen Knöpfe völlig zugemacht war. Den Kopf trugen sie unbedeckt; nur zwei oder drei hatten einen Streifen Bärenfell darumgelegt; den Vordertheil des Kopfes und das Gesicht hatten sie rasirt, die Haare hinten aber waren acht bis zehn Zoll. Alle trugen Stiefeln von Seehundsfell mit sehr künstlich gearbeitetem Fuße auf chinesische Art. Ihre Waffen waren Pfeile mit eisernen Spizen, Bogen und Lanzen. Der bejahrteste dieser Männer, der, gegen welchen die andern die größte Ehrfurcht bezeugten, hatte sehr böse Augen, so daß er einen Schirm tragen mußte. Man gab ihnen die Gegenstände, die man noch hatte, und deutete ihnen durch Zeichen an, man werde wegen der Nacht sich entfernen, wünschte aber sehr, sie den andern Tag wiederzufinden, um ihnen neue Geschenke geben zu können; sie antworteten ebenfalls durch Zeichen, daß sie in der Nähe schlafen und sich pünktlich wieder efinden würden.

„Wir glaubten,“ sagt Laperouse, „sie wären die Eigenthümer eines Fischmagazins, das wir am Ufer des kleinen Flusses gesehen hatten und das sich auf Pfählen vier bis fünf Fuß über dem Boden erhob. Herr de Laing hatte dasselbe geschozt wie die verlassenen Hütten, darin aber Lachs, getrocknete und geräucherte Färinge nebst Blasen voll Athran, so wie Lachshaut dünn wie Pergament gefunden. Dieses Magazin war für eine Familie zu bedeutend und man glaubte deshalb, daß die Leute mit diesen verschiedenen Gegenständen Handel trieben.“

Den andern Tag ging Laperouse selbst an's Land. Die Insulaner kamen bald an die Bucht; eine andere Pirogue folgte ihnen; sie waren im Ganzen 21, aber man sah darunter nicht ein einziges Frauenzimmer, so daß man wohl schließen konnte, die Männer seyen sehr eifersüchtig. Das Belten der Hunde in dem Walde ließ vermuten, daß sie dort geblieben. Die Franzosen wollten sich dahin begeben, aber die Insulaner boten alles auf, um sie von diesem Plane abzubringen. Laperouse wollte ihnen Vertrauen einflößen und befahl, daß man sich ihren Wünschen füge. Man gab ihnen verschiedene Gegenstände, sie zogen aber nützliche vor, besonders Eisen und Zeug, Silber dem Kupfer und Kupfer dem Eisen. Sie waren sehr arm; nur drei oder vier hatten silberne Ohrringe mit blauen Glasperlen, gleich denen, welche man in der Bai Arenal gefunden und die man für Armbänder gehalten hatte; ihre andern kleinen Schmuckstücke waren von Kupfer; ihre Pfeifen und Feuerzeuge schienen japanisch oder chinesisch zu seyn; die ersten waren von Weißkupfer und vollkommen gearbeitet. Indem sie nach Westen deuteten, gaben sie zu verstehen, daß der blaue Rankin, mit dem einige bekleidet waren, die Glasperlen und die Feuerzeuge aus dem Lande der Mandchus kämen, und sie sprachen dieses Wort ganz so aus, wie die Franzosen.

„Als sie dann sahen, daß wir alle Papier und einen Bleistift in der Hand hatten, um Worte aus ihrer Sprache aufzuschreiben, erriethen sie unsere Absicht, kamen unsern Fragen zuvor, zeigten selbst die verschiedenen Gegenstände, setzten den Namen des Landes hinzu und hatten die Gefälligkeit, ihn vier- bis fünfmal zu wiederholen, bis sie gewiß waren, daß wir die Aussprache richtig aufgefaßt hatten. Die Leichtgläubigkeit, mit welcher sie uns erriethen, läßt mich glauben, daß die Schreibkunst ihnen bekannt ist. Sie schienen großes Verlangen nach unsern Beilen und unsern Zeugen zu haben, scheuten sich selbst nicht sie zu verlangen, aber sie waren auch so scrupulös, nie zu nehmen, was wir ihnen nicht gegeben hatten; offenbar unterschieden sich ihre Ansichten über den Diebstahl nicht von den unsern, und ich würde mich nicht gescheut haben, ihnen die Bewachung unserer Gegenstände zu überlassen. Ihre Aufmerksamkeit ging sogar so weit, daß sie keinen einzigen Lachs von dem Lande aufhuben, den wir gefangen hatten, ob sie gleich zu Tausenden dalagen, denn unser Gang war

so reichlich gewesen, wie am Tage vorher; wir mußten mehrmals in sie dringen, ehe sie zulagten.

Als man in dem Gespräche ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß man wünsche, sie möchten ihr Vaterland oder das der Mandchus abbilden, erhob sich einer der Alten und gab mit der Spitze seiner Lanze ein Bild von der Küste der Tatarei von W. nach N. und S. In D. und in derselben Lage gab er seine Insel an; dann legte er die Hand auf die Brust und gab zu verstehen, daß er sein Vaterland gezeichnet habe; zwischen seiner Insel und der Tatarei hatte er eine Straße gelassen, und indem er sich nach den Fregatten wendete, zeigte er mit einem Striche an, daß man durch dieselbe fahren könne. Im S. von dieser Insel hatte er eine andere angegeben und eine Straße gelassen, auch zeigte er an, daß dies ebenfalls ein Weg für Schiffe sey. Ein anderer Insulaner, der sah, daß die in den Sand gezeichneten Figuren sich verwischten, nahm einen Bleistift und Papier, zeichnete seine Insel, die er Tschoka nannte, und deutete durch einen Strich den kleinen Fluß an, an dessen Ufer man sich eben befand. Darauf zeichnete er auch das Land der Mandchus, ließ wie der Alte eine Straße frei und fügte zu unserm Erstaunen den Fluß Segallen hinzu, dessen Namen diese Insulaner aussprachen wie wir; er brachte die Mündung dieses Flusses etwas südlich von der Nordspitze seiner Insel an und deutete durch sieben Striche die Zahl der Tage an, welche man brauche, um in einer Pirogue von dem Punkte, wo wir uns befanden, an die Mündung jenes Flusses zu gelangen. Durch Striche gab er auch an, in wie vielen Tagen sie in einer Pirogue diesen Fluß bis an die Dörfer hinauf führen, wo sie den blauen Rankin und andere Handelsartikel von den dort wohnenden Vätern erhielten. Die andern Insulaner, die Zeugen dieses Gesprächs, billigten durch Geberden was ihr Landsmann sagte. Dann bezeichnete er durch Geberden sehr gut die Breite des Flusses und der Meerenge. Die Bai erhielt den Namen „de Langle“.

Den übrigen Tag verwendete man auf die Besichtigung des Landes. Die Franzosen waren außerordentlich überrascht, bei einem Jagd und Fischfang treibenden Volke, das keine Pferde hat und den Boden nicht bebaut, im Allgemeinen sanftes, ernstes Benehmen und vielleicht größern Verstand zu finden, als bei den niedrigen Classen in Europa; alle Individuen scheinen hier gleiche Bildung erhalten zu haben. Sie wendeten die Stoffe, welche man ihnen gab, nach allen Seiten, sprachen unter einander darüber und suchten zu ermitteln, wodurch man dieselben wohl verfertigt habe. Das Webergeschiffen ist ihnen bekannt. Laprouse brachte einen Webstuhl mit, auf dem sie Zeuge verfertigen, die den französischen nicht nachstehen; der Faden aber ist aus der Rinde einer auf der Insel sehr häufigen Weide gemacht. Sie benutzen mit der größten Industrie die Erzeugnisse der Erde; man findet in ihren Hütten viele Caruc-Wurzeln, die sie dörren; es ist dies ihr Wintervorrath. Auch viel Knoblauch und Angelica bemerkte man; diese Pflanzen wachsen an Waldrändern.

Diese Insulaner sind im Allgemeinen gut gebaut, von starker Constitution, von angenehmer Gesichtsbildung und bemerkenswerth gekleidet; ihr Wuchs ist klein; man bemerkte keinen von 5 Fuß 5 Zoll und mehrere waren unter 5 Fuß. Sie erlaubten den Malern von den Fregatten sie abzuzeichnen, widersetzten sich aber stets dem Chirurgen, der die verschriebenen Theile ihres Körpers messen wollte. Sie hielten dies vielleicht für eine Zauberei. Jeder hatte am Daumen einen starken Ring, der einem Röhrling glich; er war von Elfenbein, Horn oder Blei. Sie lassen sich ihre Nägel wachsen wie die Chinesen, gräßen wie diese und haben alle Gebräuche derselben. Die Chinesen, welche sich am Bord der französischen Fregatten befanden, verstanden kein Wort von der Sprache dieser Insulaner, wohl aber die der beiden Mandchus, die seit etwa 20 Tagen von dem Festlande auf diese Insel gekommen waren, vielleicht um Fische einzukaufen.

„Wir trafen sie erst am Nachmittage. Sie unterhielten sich sehr laut mit unsern Chinesen, gaben durchaus dieselben geographischen Details über das Land und nannten nur die Dörfer anders, weil wahrscheinlich jede

Sprache ihre eigenen Benennungen hat. Die Kleidung dieser Tataren bestand in grauem Rankin, ähnlich jener der Lastträger in Macao; ihr Hut war spitz und von Rinde; ihre Manieren und Physiognomien weniger angenehm als die der Insulaner; sie sagten, daß sie acht Tagereisen am Flusse Segallen hinauf wohnten.

„Die Hütten dieser Insulaner sind mit Verstand gebaut; man hat alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte gebraucht; sie sind von Holz, mit Birkenrinde bekleidet und haben ein Dach, das mit Stroh bedeckt ist; die Thüre ist sehr niedrig. Der Herd befindet sich in der Mitte unter einer Oeffnung im Dache, aus der der Rauch entweicht. Kleine Bänke von Brettern, acht bis zehn Zoll hoch, ziehen sich an den Seiten herum und das Innere ist mit Decken belegt. Die Hütte, die so beschrieben wurde, lag in einem Walde, hundert Schritte von dem Meeresufer; die Gebüsch blühten eben und gaben einen herrlichen Geruch, konnten aber den Gestank von Fischen und Thran nicht tilgen, der alle Wohigerüche Krabiens überdauert haben würde. Die Leute hatten fortwährend die Pfeife im Munde; ihr Tabak war gut und großblättrig; ich glaubte zu verstehen, daß sie ihn aus der Tatarei beziehen, deutlich aber gaben sie uns an, daß sie die Pfeifen von der Insel bekämen, die in Süden liegt, offenbar von Japan.

„Den nächsten Tag früh brachen die Fregatten wieder auf und lavirten bis zum 19. unter dichten Nebeln. In diesem Tage ankerten sie in einer Bai derselben Küste, welche Ksaling-Bai genannt wurde. Unsere Boote fuhren an's Land am Fuße von zehn bis zwölf Hütten, die ordnungslos in bedeutender Entfernung von einander und etwa hundert Schritte vom Meeresufer standen. Sie waren etwas größer als die, welche bereits beschrieben worden sind; man hatte sich aber zum Bau derselben Materialien bedient; sie waren in zwei Gemächer abgetheilt; das hintere enthielt alle kleinen Hausgeräthe, den Herd und die kleine Bank, welche sich an den Seiten hinzieht; das am Eingange dagegen war ganz kahl und schien zur Aufnahme der Besuche bestimmt zu seyn, da die Fremden wahrscheinlich die Frauen nicht sehen dürfen. Einige Officiere trafen zwei, die entflohen waren und sich im Grase versteckt hatten. Als unsere Boote in der Bucht landeten, schrien die erschrockenen Frauen laut auf, als fürchteten sie, lebendig verzehrt zu werden; doch wurden sie von einem Insulaner bewacht, der sie nach Hause begleitete und sie beruhigen zu wollen schien. Ihre Gesichtsbildung ist etwas ungewöhnlich, doch ziemlich ansehnlich; ihre Augen sind klein, ihre Lippen dick, die obere blau tätowirt oder bemalt, man konnte dies nicht ermitteln; ihre Füße waren bloß; ein langes Zeuggewand umhüllte sie; ihre Haare waren nicht abgeschnitten.

Herr de Langle, der zuerst an's Land ging, fand die Insulaner in vier mit geräucherter Fischen beladenen Piroguen versammelt; sie hielten dieselben an das Land schieben, und er erfuhr, daß die vierundzwanzig Mandaner, welche die Mannschaft bildeten, Mandchus und von den Ufern des Flusses Segallen gekommen waren, um eben solche Fische zu kaufen. Er hatte eine lange Unterredung mit ihnen durch Vermittelung unserer Chinesen, die von ihnen sehr gut aufgenommen wurden. Sie bekräftigten alle geographischen Details, die wir vorher erfahren hatten. Herr de Langle traf auch in einer Ecke der Insel eine Art Circus, um den herum 15 bis 20 Pfähle standen, auf deren jedem ein Bärenkopf saß; die Knochen dieser Thiere lagen zerstreut umher. Da diese Völker sich der Feuerwaffen nicht bedienen, nie die Bären Mann gegen Mann bekämpfen und ihre Pfeile dieselben nur verrunden können, so glaubten wir, dieser Circus sey dazu bestimmt, das Andenken an ihre Thaten zu erhalten, und die 21 Bärenköpfe, die so aufgestellt waren, sollten an die Siege erinnern, welche sie seit zehn Jahren errungen hatten, — wie man aus dem Zustande schloß, in dem sich die meisten befanden. Die Erzeugnisse und die Bestandtheile des Bodens in der Bai von Ksaling unterscheiden sich durchaus nicht von denen in der Bai de Langle; der Lachs war dafelbst sehr häufig und jede Hütte hatte ihr Magazin. Wir fanden, daß diese Völkerkerfchaften den Kopf, den Schwanz und das Rückgrat verzehren, das andere alles räuchern und trocknen, um es dann an die Mandchus zu ver-

kaufen. Der Geruch von diesen Fischen verpestet ihre Häuser, ihre Hausgeräthe, ihre Kleidungsstücke und selbst das Gras um ihre Dörfer her. Unsere Bötten entfernten sich wieder, nachdem sie die Tataren und Insulaner mit Geschenken überhäuft hatten.

„Nach R. zu war die Küste von Ischoka um vieles bergiger und steiler als in dem südlichen Theile. Wir bemerkten weder Feuer noch Bohnungen; wir fingen, das erstemal seit wir die Küste der Tatarci verlassen hatten, acht bis zehn Kablans, was die Nähe des Festlandes anzuzeigen schien, das wir seit dem 47° d. Br. aus dem Gesichte verloren hatten.

„Da ich an der einen oder der andern Küste anlegen mußte, so gab ich der Insel den Vorzug, um die Straße nicht zu verlassen, wenn es eine in D. gebe, was eine außerordentliche Aufmerksamkeit erfordert wegen der Rebel, welche uns nur in kurzen Zwischenräumen Helle ließen; deshalb hatte ich mich auch nicht über zwei Stunden entfernt. Meine Bemerkungen über die Nähe der Küste der Tatarci waren wirklich begründet, und sobald der Horizont sich etwas aufhellte, erkannten wir dieselbe vollkommen. Der Canal begann sich unter dem 50° zu verengen und hatte nur noch eine Breite von 12 bis 13 Stunden.

„Da ich seit der Bai Estaing keine Wohnung bemerkt hatte, so schickte ich den Herrn von Clonard mit vier Bötten ab, um eine Bucht zu untersuchen, in welche ein kleiner Fluß sich ergoß und die etwa drei Stunden von einem bemerkenswerthen Vic entfernt war, welcher Vic de la Martinière genannt wurde. Um acht Uhr Abends kam Herr von Clonard zurück und brachte zu meinem Erschaun alle seine Bötten voll Lachse mit, obwohl die Mannschaft weder Angeln noch Rege gehabt hatte; er hatte an der Mündung eines Fließchens von vier Klaftern Breite und einem Fuß Tiefe angelegt und denselben so voll Lachse gefunden, daß das Bett ganz damit bedeckt war und unsere Matrosen mit Stöcken 1200 Stück in der Stunde erschlagen hatten; übrigens hatte er nur drei verlassene Fischen getroffen, die seiner Meinung nach wahrscheinlich von Wandschus erlegt waren, welche nach ihrer Gewohnheit von dem Festlande herüber kommen, um im S. dieser Insel Handel zu treiben. Die Vegetation war noch kräftiger als an den Baien, an denen man vorher angelegt hatte; die Bäume hatten eine bedeutendere Größe; Sellerie und Kresse wuchsen in Menge an den Ufern dieses Flusses. Man hätte auch mehrere Säcke mit Bachholzbeeren füllen können. Die Lannen und Weiden waren weit zahlreicher als die Eichen, Ahorn, Birken, und wenn andere Reisende nach uns an das Land gegangen sind, werden sie viele Erd-, Him- und Johannisbeeren gefunden haben, die damals noch in der Blüte standen. Eine Spur von Metallen zeigte sich nicht.

„Wir nahmen am 25. unter 50° 54' n. Br. eine sehr gute Bucht auf, die einzige, seit wir an dieser Insel hinfuhren, welche die Schiffe gegen die Nordwinde schützte. Hier und da standen einige Wohnungen an dem Ufer in der Nähe einer Schlucht, welche das Bett eines Flusses bezeichnete, des bedeutendsten, den wir gesehen hatten. Mich drängte es so sehr und das helle Wetter, das wir hatten, war so kostbar für uns, daß ich es nur benutzen zu müssen glaubte, um nach R. weiter zu kommen. Ich wollte wissen, ob diese Straße, die mir von den Insulanern und Wandschus angezeigt worden war, fahrbar sey. Ich begann aber daran zu zweifeln, weil die Tiefe ungemein schnell nach R. zu abnahm und der Boden der Insel nur noch ersäufte und kaum über das Wasser hinausragenden Dünen wurde.

„Wir überzeugten uns wirklich in der Folge, daß der Grund dieses Canals von S. nach R. eine Böschung bilde. Der Boden erhob sich auf 3 Klaftern auf die Stunde, und ich berechnete so, daß uns kaum noch sechs Stunden übrig blieben; eine noch unter dem Wasser verborgene Bank verschleßt die Straße gänzlich und läßt durchaus keine Fahrstelle frei. Eines Tages, wenn diese Bank sich erhebt, wird sie ohne Zweifel die Insel mit dem Festlande verbinden.

„Am 28. Abends befanden wir uns an dieser Küste der Tatarci an dem Eingange einer Bai, welche Gastries-Bai genannt wurde. Sie gewährte einen sichern Ankerplatz und die beiden Fregatten gingen vor

Anker. Ein sehr tiefer Einschnitt, an dessen Ufer ein Dorf stand, und den wir anfangs für so tief hielten, daß er unsere Schiffe werde aufnehmen können, weil das Meer hoch ging, als wir im Grunde der Bai die Anker fallen ließen, war zwei Stunden später für uns weiter nichts, als ein weites grünes Feld von Algen und Seegras; man sah Lachse darauf herumspringen, welche aus einem Fließchen kamen, dessen Wasser sich in diesen Seegewächsen verlor und wo wir an einem Tage über 1000 fingen.

„Die Bewohner, deren reichliches und sicherstes Nahrungsmittel dieser Fisch ist, sahen unsern reichlichen Gang ohne Besorgniß, ohne Zweifel weil sie von der Uner schöpfllichkeit der Menge überzeugt waren. Wir gingen an ihrem Dorfe an's Land.

„Man kann keine bessern Menschen finden. Der Häuptling oder der Älteste kam uns entgegen, um uns an der Küste mit einigen andern zu empfangen. Er warf sich zum Gruße, nach Art der Chinesen, nieder und führte uns sodann in seine Hütte, wo sich seine Frau, seine Schwiegertochter, seine Kinder und Enkel befanden. Er ließ eine reinliche Decke ausbreiten, auf welcher er uns Platz zu nehmen ersuchte, und kleine Körner, die wir nicht erkennen konnten, wurden in einen Kessel auf das Feuer gethan mit Lachs, um uns angeboten zu werden. Diese Körner sind ihr Diebstahlsgericht; sie deuteten an, daß sie dieselben aus dem Lande der Wandschus erhielten, daß sie selbst zu der Nation der Drotshys gehörten und zeigten uns vier fremde Piroquen, welche wir an demselben Tage hatten in der Bai ankommen sehen und die vor dem Dorfe angelegt hatten; sie nannten die Personen darin Witschis, deuteten an, daß dieselben weiter nach S., aber kaum 7 bis 8 Stunden weit wohnten, denn diese Völker ändern, wie die in Canada, den Namen und die Sprache in jedem Dorfe.

„Dieses Dorf der Drotshys bestand aus vier fest aus Lannenstämmen gebauten Hütten, die mit Buchenrinde gedeckt waren. Im Innern glühten sie denen auf der Insel Ischoka. Wir hatten Ursache zu glauben, daß diese vier Häuser vier verschiedenen Familien angehörten, welche unter einander in vollkommenster Vertraulichkeit lebten. Wir sahen eine dieser Familien zu einer Reise aufbrechen, die eine Zeit lang dauern sollte, denn sie erschien in den fünf Tagen nicht wieder, die wir in dieser Bai blieben. Die Besitzer legten einige Bretter vor die Thüre ihres Hauses, damit die Hunde nicht hineinkriechen, ließen aber alle ihre Habseligkeiten darin. Wir wurden bald in dem Grade von der unverletzlichen Treue dieser Leute und von der gewissenhaften Achtung derselben vor dem Eigenthume überzeugt, daß wir bei ihren Hütten unsere Säcke voll Beuge, Glasperlen, eiserne Geräthe und allem, was zu unserm Waushandel gehörte, liegen ließen, und nie wurde unser großes Vertrauen gemißbraucht.

„Jede Hütte war von einer Lachsbörre umgeben, in welcher die Fische auf Stangen in der Sonnenhitze liegen blieben, nachdem sie drei bis vier Tage am Herde, der sich mitten in der Hütte befindet, angeräuchert sind; die Frauen, denen dies Geschäft übertragen ist, tragen sie, nachdem der Rauch die Fische durchzogen hat, in die freie Luft, wo sie holzhart werden.

„Sie fischten in demselben Flusse wie wir mit Rege und Spießen, und wir sahen sie mit ekelhafter Gier die Schnauze, die Kiemen und bisweilen die ganze Haut des Lachses roh essen, welche sie mit vieler Geschicklichkeit abzogen; sie saugten den Schlimm dieser Theile ab, wie wir etwa die Austern. Die meisten dieser Fische kamen verstämmelt in die Häuser, außer wenn der Gang sehr reichlich gewesen war; dort suchten die Frauen mit derselben Gier die noch ganzen Fische aus und verzehrten auf gleich ekelhafte Weise die schleimigen Theile, die sie für die bestatesten halten. An dieser Gastries-Bai erfuhren wir den Zweck des Blei- oder Kupferinges, welchen die Leute hier wie die auf Ischoka am Damm tragen; er dient ihnen als Stützpunkt bei dem Aufsteigen und Ausnehmen des Lachses, was sie mit einem scharfen Messer verrichten, das sie zu diesem Zwecke immer am Gürtel tragen.

„Ihr Dorf war auf einer niedrigen und sumpfigen Landzunge dem R. gegenüber erbaut, die uns den Winter hindurch unbewohnbar zu seyn schien; gegenüber aber, an der andern Seite der Bai an einer höhern Stelle, dem Mittag ausgesetzt und am Eingange eines Balbes, stand ein zweites Dorf aus acht größern und besser gebauten Hütten. Weiter hin und in geringer Entfernung hatten wir drei Jurten oder unterirdische Häuser besucht, welche ganz denen dem Kamtschadalen gleich waren; sie waren so groß, daß sie während der heftigen Kälte die Bewohner der acht Hütten aufnehmen konnten, auch vollkommen menblikt, obgleich in der schönen Jahreszeit verlassen.

„Auf einem Hügel dieses Dorfes fand man endlich mehrere Gräber, die besser gebaut und größer waren als die Häuser; jedes enthielt drei, vier bis fünf Bahren, nett gearbeitet und mit chinesischen Stoffen verziert. Bogen, Pfeile und im Ganzen die kostbarsten Geräthe dieser Leute hingen im Innern dieser Gebäude, deren hölzerne Thüre verriegelt war. Die Leichen der ärmsten Einwohner sind der freien Luft ausgesetzt auf einer Bahre in einer Nische, die von vier Fuß hohen Pfählen getragen wird; alle aber haben ihre Bogen, ihre Pfeile, ihre Nege und einige Zeugstücke daneben, und wahrscheinlich ist es eine schwere Sünde, davon etwas wegzunehmen. (Taf. 8. Abbild.)

„Wir hatten offenbar die Droschsks nur in ihren Sommerhäusern besucht, wo sie ihren Lachsfang hielten, der bei ihnen die Ernte vertritt. Ich sah unter ihnen so wenig Glanz, daß ich glauben muß, die Jagd sey nicht sehr einträglich; zu ihrer Nahrung rechne ich aber auch einige wenige Wurzeln, welche die Frauen an Waldrändern suchen und die sie an ihrem Herde trocknen.

„Ohne Zweifel waren die verschiedenen Familien, aus denen diese Völkerschaft besteht, an den benachbarten Buchten zerstreut, um Lachs zu fangen und zu dörren. Sie versammelten sich nur im Winter und brachten ihre Fischvorräthe mit, um bis zur Wiederkehr der Sonne existiren zu können, und so erklärt es sich, warum wir eine so geringe Anzahl Einwohner sahen.

„Diese Leute, wie die Bewohner der Insel Aschoka, scheinen keinen Häuptling anzuerkennen und keiner Regierung unterworfen zu seyn. Die Sanftmuth ihrer Sitten, ihre Achtung gegen die Alten können bei ihnen diese Anarchie gefahrlos machen. Wir sind nie Zeugen auch nur des kleinsten Zankes gewesen. Ihre gegenseitige Neigung, ihre Zärtlichkeit gegen die Kinder hatten in unsern Augen etwas Rührendes; aber unsere Sinne wurden durch den Gestank des Lachses beleidigt, mit dem die Häuser wie die Umgebungen gefüllt waren. Die Gräten und das Blut lagen am Herde; die Hunde, gierig, wenn auch sonst nicht bödsartig, leckten diese Ueberreste auf. Das Volk ist empörend unreinlich und stinkend; es kann keine schwächlichen und häßlichen Menschen geben; ihre Mittelgröße ist unter 4 Fuß 10 Zoll; ihr Körper schwächlich; ihre Stimme schwach und gellend wie die der Kinder; sie haben vorstehende Backenknochen, kleine schiefelaufende Augen, einen großen Mund, eine eingebrückte Nase, ein kurzes, fast bartloses Kinn und eine olivenbraune, mit Del und Rauch beschmierte Haut; sie lassen das Haar wachsen und flechten es fast wie wir; das der Frauen fällt lose auf die Achseln; man unterscheidet sie von den Männern nur durch einen kleinen Unterschied in der Kleidung und durch den Busen, der durch keinen Gürtel zusammengehalten wird; doch sind sie keiner gezwungenen Arbeit unterworfen. Alle ihre Bedürfnisse beschränken sich darauf, ihre Kleider zu nähen, die Fische zum Trocknen hinzulegen und ihre Kinder zu warten, die sie drei bis vier Jahre lang stillen.

„Die Frauen scheinen in ziemlichem Ansehen zu stehen; es wird kein Handel ohne ihre Genehmigung geschlossen; die silbernen Ohrgehänge und die kupfernen Hirschhörner auf den Kleidern sind ausschließlich den Frauen und den kleinen Mädchen vorbehalten. Die Männer und die Knaben tragen eine Jacke von Rankin, Hundfell oder Fischhaut, die wie die Fuhrmannskittel geschnitten sind. Geht sie bis unter die Knie, so tragen sie keine Hosen; im Gegenfalle haben sie chinesische, welche bis an die Wade gehen. Alle haben Stiefeln von Seehundsfellen; aber sie sparen

sie für den Winter auf, und zu jeder Zeit und in jedem Alter, selbst als Säuglinge, tragen sie einen Ledergürtel, an welchem ein Messer in einer Scheide, ein Feuerstahl, ein kleiner Tabaksbeutel und eine Pfeife sich befinden.

„Die Frauen sind in ein großes Stück Rankin oder Lachshaut eingehüllt, welche letztere sie vollkommen zu gerben und außerordentlich weich zu machen verstehen. Diese Kleidung geht ihnen bis an die Knie und ist bisweilen mit einer Franse von kleinen Kupferverzierungern besetzt, die im Gehen wie Schellen klingen. Die Lachse, deren Haut man sich zur Bekleidung bedient, werden nicht im Sommer gefangen und wiegen 30 bis 40 Pfund; die, welche wir im Juli gefangen hatten, wogen nur drei bis vier Pfund, aber ihre Zahl und ihr ausgezeichnetes Geschmack entschädigten dafür; wir glaubten alle, keine wohlgeschmeckendern gegessen zu haben.

„Wir können von der Religion dieses Volkes nicht sprechen, da wir weder Tempel, noch Priester, wohl aber einige grob geschnitzte Götzen bemerkt haben, welche an der Decke ihrer Hütten hingen; sie stellten Kinder, Arme, Hände, Beine dar und glich den ex voto in den katholischen Dorfkirchen. Es wäre möglich, daß diese Dinge, welche wir für Götzenbilder hielten, nur dazu dienen, sie an ein Kind zu erinnern, das ein Wad verschlang, oder an einen Jäger, der durch ein wildes Thier verwundet wurde; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß ein solches Volk ganz ohne Aberglauben seyn sollte. Wir muthmaßten auch, daß sie uns bisweilen für Zauberer hielten; sie antworteten mit Besorgniß, wenn auch artig, auf unsere verschiedenen Fragen, und wenn wir auf Papier schrieben, schienen sie dies für magische Zeichen zu halten.“

Die Reisenden, deren vier Piroguen vor dem Dorfe lagen, sowie daß ihr Vaterland in S. von der Bai Gastries liegen sollte, hatten die Neugierde der Franzosen erregt. Als sie dieselben über die Geographie des ganzen Landes fragten, bekräftigten die Antworten die Aufmachungen Laperouse's über die Sandbank, welche den Hintergrund des Golfes in R. verschloß. Uebrigens hatten die Berichte der beiden Officiere, welche abgeschiedet worden waren, eine weniger schnelle Abnahme der Tiefe angegeben. Die Jahreszeit rückte immer weiter vor; Laperouse verschwieg sich die Schwierigkeit nicht, unter Nebeln in einem schmalen Canale zu fahren. Dem zu Folge gingen am 2. August früh die Fregatten unter Segel und richteten sich, nachdem sie die Küste der Tatarai aufgenommen hatten, nach Aschoka, an dem sie bis zur südlichen Spitze hinfuhren, welche Cap Grillon genannt wurde; im S. hatten sie die Insel Jesso.

Am Cap Grillon erhielten die Franzosen den ersten Besuch von den Insulanern von Aschoka, die anfangs etwas Argwohn zeigten und erst näher kamen, als man ihnen einige Wörter von denen vorsagte, die man an der Bai de Langle gesammelt hatte. Bald wurde ihr Vertrauen grenzenlos; sie legten sich im Kreise auf dem Verdecke nieder und rauchten da ihre Pfeifen. Sie wurden mit Geschenken überhäuft, man gab ihnen Rankin, seidene Zeuge, eiserne Werkzeuge, Glasperlen, Tabak und im Allgemeinen alles, was ihnen angenehm zu seyn schien. Man bemerkte bald, daß der Branntwein und der Tabak für sie die werthvollsten Gegenstände waren, doch ließ Laperouse dieselben am mäßigsten vertheilen, „weil der Tabak für die Mannschaft nöthig war und ich die Folgen des Branntweins fürchtete.“

Diese Menschen waren auch so kräftig gebaut und so behaart wie die der Bai de Langle; sie hatten eine so braune Haut wie die Algerer oder andere Völker der Küste der Berberei. Ihr ganzes Wesen ist ernst und ihren Dank sprechen sie mit edeln Geberden aus; aber ihr bringendes Bitten, immer neue Geschenke zu erhalten, wurde bis zur Unerschämtheit wiederholt. Ihr Dank ging jedoch nie so weit, uns ihrer Seite Lachs anzubieten, mit dem sie ihre Piroguen gefüllt hatten und den sie theilweise an's Land trugen, weil sie den Preis nicht dafür erhielten, den sie forderten. Welcher Unterschied in Hinsicht auf die moralischen Eigenschaften zwischen ihnen und den Droschsks, die sie an Körperkraft und Industrie übertrafen!

Die Franzosen sahen diese Insulaner nie tanzen noch singen; aber alle verstehen, angenehme Töne dem Hauptstengel eines großen Cellerie und einer Art Euphorbie zu entlocken, den sie an beiden Enden öffnen; sie blasen an dem schmalen Ende hinein. Ein anderes musikalisches Instrument hat man bei ihnen nicht bemerkt.

Alle Kleidungsstücke dieser Insulaner sind von ihnen selbst gewebt; ihre Häuser zeigten eine Reinlichkeit und Zierlichkeit, weit verschieden von denen des Festlandes. Ihre Geräthe sind künstlich gearbeitet und fast alle in Japan verfertigt. Der Walfischthran ist für sie ein sehr bedeutender Handelsgegenstand, obgleich in der Meerenge der Tatarai unbekannt, und er verschafft ihnen alle ihre Reichthümer. Sie sammeln eine bedeutende Menge davon, und ihre Art, den Thran zu erhalten, ist doch nicht die häufigste; sie schneiden nämlich das Fleisch dieser Cataceen ab und lassen es in der freien Luft auf einem der Sonne ausgesetzten Abhange faulen; der Thran, der herausläuft, wird in Bindengefäße oder in Schläuche aufgefangen. Wertwürdiger Weise sahen die Franzosen an der Westküste der Insel keinen einzigen Walfisch, während sie an der östlichen sehr häufig sah.

Die Insulaner, welche an Bord der Fregatten gekommen waren, entzogen sich vor dem Einbruche der Nacht und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie am andern Tage wiederkommen würden. Sie kamen wirklich bei Tagesanbruche mit einigen Kachsen, die sie gegen Weile und Messer austauschten. Sie verkauften auch einen Sabel und einen Rock aus indischem Zeuge, und schienen die Abreise der Franzosen ungern zu sehen; sie forderten dieselben auf, das Cap Grillon zu umfahren und in einer Bucht anzulegen, welche sie abzeichneten und welche sie Labonoro nannten; es war der Golf Aniva.

Man glaubte bei diesen Insulanern einen Standesunterschied zu bemerken, der bei den Bewohnern der Küste der Tatarai nicht existirt; in jeder Pirogue befand sich ein Mann, mit welchem die Andern keine Gemeinschaft machten; er sah nicht mit ihnen und schien ihnen durchaus untergeordnet zu seyn. Man hielt ihn für einen Sklaven, und wenigstens war er von einem weit niedrigeren Range als die Andern.

Das Boot, das an das Land geschickt wurde, kam vor Mitternacht zurück; der Officier, der dasselbe befehligte, und seine Gefährten waren in dem Dorfe bei dem Cap Grillon sehr gut aufgenommen worden. Er machte einige Tauschgeschäfte und brachte viele Kachse zurück. Er fand die Häuser besser gebaut und besonders reicher meubirt, als die der Bai Schinga; mehrere waren im Innern mit großen lackirten japanischen Banken verziert. Die Franzosen bestiegen den höchsten Punkt des Caps, von wo aus sie alle Ländereien, die sie sahen, aufnehmen konnten, und erkannten, daß eine Straße Ichoka von Schika oder Jesso trenne.

Am 10. Aug. verließ Laperouse die Bai Grillon und den andern Tag befanden sich die Fregatten, welche die ganze Nacht über durch das hohle Meer bei völliger Windstille herumgeworfen wurden, im N. von dem Dorfe Schika, das in dem Berichte der Holländer Acquis heißt. „Sie hatten, sagt Laperouse, eine Straße von 12 Stunden Breite durchfahren, welche Jesso von Ichoka trennt. Kein europäisches Schiff hatte hier vor uns gethan; denn diese Durchfahrt war den Andern Seefahrern unbekannt. Die Holländer, die von Acquis nach Aniva segelten, fuhren vor dieser Straße vorbei, ohne sie zu ahnen, vielleicht in Folge von Nebel und ohne daran zu denken, als sie zu Aniva vor Anker gingen, daß sie sich an einer andern Insel befänden, so ähnlich sind einander die äußern Formen, die Sitten und die Lebensweise dieser Völker.“

Den andern Tag war das Wetter sehr schön und die Fregatten verließen diesen Canal, der mit Recht den Namen Laperouse-Strasse erhalten hat; den 20. bemerkten sie die Insel der Compagnie (Urup) und nahmen die Straße Wries auf, ob es gleich sehr neblig war; am 20. endlich durchschnitten sie die Kette der Kurilen durch die Straße, welche Laperouse Canal der Bussole nannte und die sich zwischen Simusir und Ichirpoi befindet. Er wollte die nördlichen Inseln dieses Archipels im Einzelnen erforschen, aber die Unbeständigkeit des Wetters und die

Weile in Iken.

dichten Nebel nöthigten ihn, diesen Plan aufzugeben und nach Kamtschatka zu segeln.

Im Jahre 1796 kam G. Broughton, Befehlshaber der englischen Corvette Providence, der den Auftrag hatte, die Küste Afriens zwischen dem 35° und 55° n. Br. zu erforschen, an der SO-Küste Jesso an. Das Land zeigt hohe Berge; der Boden erhebt sich sanft von dem Ufer an bis zur Spitze; sie bilden mehrere Ketten von verschiedener Höhe, die mit Holz bewachsen sind und einen sehr angenehmen Anblick gewähren. Man bemerkt viele einzelne Häuser längs der Küste und Bote an dem Strande.

Am 12. Nachmittags kamen drei Fischerböte an die Corvette. Die Männer, welche sie führten, waren von hellkupferbrauner Farbe, ihre Haare schwarz, sehr dicht und rund abgeschnitten; alle hatten lange Bärte; ihre Physiognomie war sanft und ausdrucksvoll. Sie waren von mittlerer Größe und mit Gewändern von Baumrindenzeugen bekleidet; der Kragen und der Ärmelausschlag mit blauem Zeuge besetzt; ein schurzähnliches Zeugstück war um ihre Lenden geschlagen; silberne Ringe hingen an ihren Ohren; alle hatten ein Messer in einer Scheide an ihrem Gürtel. Ehe sie an Bord kamen, grüßten sie auf das ehrfurchtsvollste nach der Sitte der Orientalen; man bot ihnen Glasperlen und andere Kleinigkeiten, welche ihnen vieles Vergnügen zu machen schienen. Aus ihrem Benehmen schloß man, daß sie noch nie ein europäisches Schiff gesehen hätten, denn bei ihrer Ankunft sahen sie ängstlich aus, und als sie sich gesetzt hatten, sprachen sie eine Zeit lang kein Wort. Als sie sich von ihrem Erstaaunen erholt hatten, fragte man sie, ob ihre Insel Matmal heiße, und alle zeigten nach Westen. Nach einer Stunde entfernten sie sich wieder und endigten ihre Begrüßungen nicht eher, als bis sie sich in großer Entfernung befanden. Es war unmöglich, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Am andern Tage sah man von dem Schiffe aus längs der Küste große Barken, welche den kleinen chinesischen Dschonken sehr ähnlich waren. Am 15. gelangte die Corvette in eine Bai, an deren Seite sich ein Vulkan erhob, der Rauch auswarf. Es kamen Bewohner des Landes an Bord, die alle eine Pfeife und eine Büchse zu dem Tabak hatten. Man ließ den Anker in der Nähe eines großen Dorfes fallen.

Broughton bemerkte bald, daß er sich in einem unter japanischer Herrschaft stehenden Lande befände. Es kamen Dorfbewohner an Bord, ein Japanese aber schickte sie sogleich zurück. Vergebens versuchte man von ihm einige Nachrichten zu erhalten.

Am 16. bei Sonnenaufgange brachen die Schaluppe und die Böte auf, um Wasser zu holen; sie entdeckten einen Fluß; ein Japanese bedauerte sie, daß das Wasser vortreflich sey, hielt aber die Eingeborenen in einer gewissen Entfernung und hinderte die Engländer, nach einem nahen Dorfe hinzugehen.

Mehrere Japanesen, die in dieses Dorf mit von Waaren beladenen Pferden gekommen waren, besuchten darauf die Corvette und waren sehr ceremoniös. Sie waren in dunkelfarbige Zeuge gekleidet und hatten Gürtel von Silberbrocat. Ein jeder trug seine Pfeife und seinen Fächer, so wie zwei reich mit Gold und Silber verzierte Sabel. Die Scheide war von schönem Lack, und ihre Bandalen von Holz hatten sie mit geflochtenem Stroh besetzt. Sie erkundigten sich sorgfältig nach der Nation, welcher das Schiff angehöre, und nach dem Zwecke, der dasselbe in diese Bai geführt habe. Wie sie die Antworten der Engländer verstanden, schrieben sie dieselben auf, denn sie hatten, wie die Chinesen, Dinte bei sich. Nachdem sie ihre Pfeifen geraucht hatten, kehrten sie an das Land zurück.

Bei einem kleinen Hafen in der Nähe sah man Häuser, deren größtes von Japanesen bewohnt wurde; in dem Garten wuchsen Bohnen und Rüben. Eines Tages bemerkte man in der Nähe des Ortes, wo man Wasser einnahm, zum erstenmale Frauen, welche die Männer beim Fischfange unterstützten und rudern halfen. Es fehlte ihrem Gesichte nicht an Annehmlichkeit, aber sie wurden durch die kurz abgeschnittenen Haare verunstaltet. Ihr Benehmen war züchtig und zurückhaltend; sie hatten blau

tätowirte Lippen und einige trugen Kleider von Seehunds- oder Firschehaut, mit blauem Zeuge bedeckt. Wie die Männer, rauchten sie gern Tabak.

Besser gekleidete Japanesen von ausgezeichneterm Benehmen als die, welche man vorher gesehen hatten, kamen an Bord, und die Engländer hatten mit ihnen eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung. Sie zeigten eine Weltkarte, die in Rußland entworfen zu seyn schien, auch hatten sie ein Buch, das die Wappen der verschiedenen Länder enthielt, und deuteten sogleich auf das Großbritannien. Sie hatten ferner ein russisches Alphabet, und einer der Matrosen, ein Russe, sprach mit ihnen in dieser Sprache. Sie erlaubten Broughton, eine Copie von einer großen Karte der in N. von Japan gelegenen Inseln zu nehmen. Am nächsten Tage brachten sie eine andere, die sie ihm schenkten, wofür er ihnen die Weltkarte aus Cooks Reise gab, welche ihnen große Freude machte. Sie betrachteten aufmerksam alles, was sich ihren Blicken darbot, und zeichneten augenblicklich mit chinesischer Tusch die Gegenstände ab, die sie zu vergessen fürchteten.

Broughton nannte die Bai, in welcher er vor Anker lag, Vulkanbai, weil sich drei feuerpeisende Berge an ihrer Küste erheben. Man sah in dem Dorfe Adler und Bären in Käfigen, aber man konnte die Einwohner nicht vermögen, einen davon abzutreten.

Die Engländer bemerkten kleine mit Firsche und Sörgo und einigen andern Dingen besetzte Felder, und wunderten sich um so mehr darüber, da die Bewohner von Jesso wegen ihres Unterhaltes allein auf den Fischfang hingewiesen sind. Der Boden ist sehr fruchtbar und die Wälder bestehen aus Ulmen, Eichen, Eschen, Ahorn, Birken, Buchen, Linden, Lärchen, Pappeln und einer großen Menge Gesträuche.

Man sieht Pferde, Firsche, Füchse, Hasen, Bären; die verschiedenen Pelzwaaren, mit denen die Eingeborenen bekleidet waren, ließen vermuthen, daß die Insel wahrscheinlich auch noch andere vierfüßige Thiere nähre. Die Vögel schienen nicht so zahlreich zu seyn als die Bewohner des Meeres, wie die Walffische, die Meeresschweine, verschiedene Arten Fische, Schildkröten und viele Crustaceen.

Am 1. October ging Broughton wieder unter Segel und wendete sich nach N. Im Allgemeinen waren die Küsten von Jesso kahl und wenig bewaldet, bald niedrig, bald hoch und felsig und mit Schnee bedeckt, bisweilen von Inselchen und Klippen eingefaßt. Er sah die von Bries bemerkten Länder, fuhr durch die Straße zwischen Kunaschir und Iturup, und erkannte den vulkanischen Pic der letztern ganz deutlich.

Das Wetter war trübe und regnerisch, der Wind wehete heftig aus SO., das Meer ging hoch und die Umstände waren also nicht günstig zur Aufnahme steiler Küsten, die wenig bekannt und oft von Felsen umgeben waren. Am 17. bemerkte Broughton eine Oeffnung zwischen dem Lande und hielt dieselbe für den Eingang in den Hafen an der NO.-Küste von Ketai, den Cook unter dem Namen Marikan erwähnt hatte. Er schickte ein Boot nach dieser Insel. Der Hafen konnte nur kleine Fahrzeuge aufnehmen, weil eine Barre denen, welche über zehn Fuß in Wasser gingen, den Eingang versperrte. Kreuze mit dem russischen Wappen, die an verschiedenen Punkten standen, zeigten, daß Bewohner dieses Landes da Niederlassungen gegründet hatten, die aber aufgegeben waren. Die Eingeborenen glichen denen von Jesso; sie waren mit Bärenfellen bekleidet, trugen auf dem Kopfe baumwollene Hüte und an den Beinen Stiefeln von russischer Arbeit.

Das Wetter wurde immer drohender; am 18. brach ein wüthender Sturm aus der Wind wehete mit außerordentlicher Heftigkeit; der Regen fiel in Strömen. Während Broughton ruhig für die Erhaltung seiner Mannschaft sorgte, stürzte er bei der heftigen Bewegung der Corvette nieder und zerbrach sich den Arm über dem Einbogen. Erst jetzt hörte er auf gegen die Elemente zu kämpfen, die sich seinem Fortschreiten entgegenstellten. „Der Winter,“ sagte er, „kam heran; ich entschloß mich, diese Gewässer zu verlassen und ließ nach S. steuern, um, wenn die Witterung es erlaube, die östlichen Küsten der Kurilen zu mustern.“

Die Winde, die er erhielt, als er durch die Straße zwischen Kato und Simusir gefahren war, hinderten ihn, diesen Plan auszuführen und in den Canal zu gelangen, der Jesso von Nipon trennt. Er ankerte am 12. Decbr. vor Macao.

Sobald seine Wunde ihm erlaubte, an's Land zu gehen, kaufte er eine Golette von 80 Tonnen, um sie aus Vorsorge auf seiner weiteren Reise mitzunehmen. Es war ein glücklicher Befund.

Am 16. April 1797 segelte er von der Rhebe von Macao ab und am 17. Mai litt seine Corvette an einer der Rabachosema-Inseln zwischen China und Japan Schiffbruch, aber dieses Unglück konnte ihn von der Fortsetzung seiner Aufgabe nicht abbringen. Er brachte auf seiner Golette seine ganze Mannschaft wohlbehalten in den Fluß Canton, und von da brach er am 28. Juni wieder nach den Meeren bei Japan auf. „Wir wagten uns nicht mit einem günstigen Erfolge zu schmeicheln, sagt er, denn die Jahreszeit war schon weit vorgerückt und unser Schiff zu einer solchen Expedition wenig geeignet, doch hofften wir einen Theil der Küsten der Tatarri und Koreas erforschen zu können. Trotz den wenigen Mitteln, die mir übrig blieben, wollte ich irgend einen unbekannten Theil der Erde erforschen und zu den Fortschritten der Geographie und der Wissenschaften beitragen. Alle Officiere waren derselben Ansicht und bereit, ihre Pflicht zu thun.“

Es gehörte wirklich eine große Aufopferung dazu, sich auf einem so kleinen Schiffe durch neblige Meere, die durch ihre Stürme berächtigt sind, und in wenig bekannte, nicht minder stürmische Gewässer zu wagen.

Am 11. August ging Broughton in der Vulkanbai vor Anker. Zwei Tage nachher besuchten ihn einige Japanesen, die, soviel er verstehen konnte, von Matsumai abgeschickt waren, um sich zu erkundigen, welcher Nation er angehöre und weshalb er in diesem Hafen erscheine. Mehrere von ihnen, die er im vorigen Jahre gesehen hatte und so artig gewesen waren, kamen später. Sie wunderten sich sehr über das kleine Schiff und konnten die Ursache der Rückkehr nicht begreifen. Sie blieben fortwährend bei ihm, ohne Zweifel, um ihn zu beobachten und zu hindern, mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen. Andere befanden sich in einem Hause dem Ankerplage der Golette gegenüber und waren wegen seines Aufenthaltes so ungeduldig, daß sie täglich, aber mit entloster Höflichkeit, in ihn drangen, die Insel zu verlassen. Der eine, der sehr verständig und gesprächig war, schenkte Broughton eine vollständige Karte der japanischen Inseln, empfahl ihm, ja nicht zu sagen, woher er sie habe, und schien sagen zu wollen: ich würde mich Gefahren aussetzen, wenn man erfähre, daß ich sie einem Fremden gegeben habe.

Die Japanesen sagten dem englischen Capitain, daß die Insel von den Eingeborenen Jesso genannt werde und Matsumai nur den Hauptort und dessen Gebiet bezeichne; auch setzten sie hinzu, daß die Russen nach Rakobabe, dem Hafen in NO. von Matsumai, gekommen wären, und beschrieb diesen Hafen als sehr sicher und weit besser, als den von Udenmo, wo die Golette vor Anker lag.

Am 22. Aug. nahm Broughton, nachdem er einen vollständigen Vorrath eingenommen hatte, von den Japanesen zu deren großen Freundschaft Abschied. Die günstigen Winde, ob es gleich neblig war, erleichterten seine Fahrt nach N. und er gelangte in die Straße von Sangar. Er sah an der Küste von Nipon in S. zwei große Städte. Die Küste von Jesso in N. endigte durch sehr hohe mit schönen Bäumen bewachsene Ufer. Mehrere Fische, die sich in Cascaden herabstürzten, gewahrten ein bewegliches Gemälde, das zu betrachten man nicht müde wurde. Man bemerkte am Hintergrunde der Bai von Rakobabe aus ein großes Dorf, neben welchem mehrere große Dschonken lagen; Böte fachen in See, um zu der Golette zu gelangen, aber die Zeit war zu kostbar, als daß man hätte die Besuche abwarten können. Bald entdeckte Broughton die Stadt Matsumai; eine große Anzahl Dschonken lagen längs der Küste; an dem Ufer baute man neue und besserte alte aus. Reich gekleidete Reiter galoppirten nach der Stadt hin. Der Strand war mit Men-

ken bedeckt, wie es schien, um die Gasse zu sehen. Ein ordentlich aufgestelltes Detachement Soldaten stand an einem Plage fast in der Mitte der Stadt, wo man an das Land gehen konnte, als glaubte man, die Engländer hätten diese Absicht. Matsumai ist ziemlich groß, erstreckt sich längs der Küste hin und erhebt sich amphitheatralisch auf den Hügeln. Die durch Räume und Gärten von einander getrennten Häuser sind von Holz und mit Schiefer gedeckt; die obern Etagen waren mit langen Zeugstücken geschmückt, deren dunkle Muster angenehm von dem meist weißen Grunde abhingen. Die Tempel und öffentlichen Gebäude waren ebenso geschmückt; überall weheten Fahnen; es schien, als habe man der Stadt ein festliches Aussehen geben wollen. Weiter hin errichteten die Berge eine ziemlich große Höhe; mit Ausnahme einiger als Gärten bebauter Stellen schien aber alles kahl und dürr zu seyn.

Der Ostwind brachte viele Oschonen und Ptroguen in die Bai; sie hielten sich nahe an der Küste, um sich vor der Strömung zu schützen, welche mit Gewalt nach W. ging. Broughton war am 1. Septbr. aus der Straße von Sangaar hinaus und der erste Europäer, der diesen Canal zwischen Nipon und Jesso befahren hatte. Die Breite desselben an der schmalsten Stelle beträgt nur fünf Stunden. Am Ende auf der westlichen Spitze der Bai von Matsumai steht ein Leuchtturm.

Broughton segelte darauf nach N. längs der Küste von Jesso hin, an der er sich immer nahe hielt, um sie deutlich zu erkennen; die Insel schien von Bergen und Fjeldern durchschnitten zu seyn; der Boden senkte sich weit nach dem Meere zu und fiel nach dem Nordende zu ab; die Höhen sah gar bewaldet und der lahle Theil ist im Allgemeinen in den Wäldern zerfällt. Der englische Seefahrer kam vor Kaperouss's Straße vorbei, ohne in dieselbe hineinzufahren. Da die Entdeckungen desselben erst 1798 in Frankreich veröffentlicht wurden, so hatte er keine Kenntniß davon, doch vermutete er, daß ein Canal Jesso von der Insel in N. trenne. Er war auf der Karte der Japanesen angegeben.

Am 12. Septbr. sah er das Land zu beiden Seiten und vermuthete, er habe in W. die Küste der Tatarei. Die Tiefe des Wassers nahm ab, je weiter er nach N. kam, und daraus schloß er, das Land verbinde sich in jener Richtung vielleicht; das in W. senkte sich mehr und mehr nach dieser Seite zu; das Innere des Landes war baumlos; da er über diesem niedern Lande hinaus kein höheres sah, so schmeichelte er sich mit der Hoffnung, dem Ende dieser Küste nahe zu seyn, und die japanesische Karte bestätigte ihn in dieser Vermuthung.

Am 14. bemerkte er Land in N. durch eine von zwei sehr niedrigen Spitzen gebildete Oeffnung hindurch, und segelte dahin bis er nur noch drei Klaftern Wasser fand. Er warf darauf einen Anker aus und schickte ein Boot ab, um die Oeffnung zu untersuchen; man fand eine offene, von Felsen umgebene Bai, die keinen Schutz gewährte.

Am 16., da der Wind gemäßiget war, setzte er seine Fahrt nach N. fort. Jeden Augenblick nahm die Tiefe ab, die endlich nur noch zwei Klaftern betrug. Im N. dehnten sich Sandbänke aus und Broughton überzeugte sich, er werde in dieser Richtung keinen Ausgang in das Meer finden. Alles Land in der Ferne, das er sehen konnte, war niedrig und erstreckte sich an dem ganzen Horizonte hin. Jenseits erhob sich ein andres in N.O. Da er nicht mehr hoffte, Bewohner zu finden, die ihm Nachrichten über dieses Land geben könnten, auch die Tag- und Nachtgleich nahe war, so entschloß er sich, an der Westküste hin nach S. zu gehn. Je weiter er in dieser Richtung kam, um so mehr nahm die Tiefe zu. Als er den 46° d. Br. wieder erreicht hatte, ohne ein menschliches Wesen an den Küsten des Meeresarmes gesehen zu haben, den er den Golf der Tatarei nannte, weil er Eschoka für eine Ostinsel ansah, hielt er es für zu spät, als daß er mit einem so gebrechlichen Fahrzeug die Straße zwischen diesem Lande und der Insel Jesso durchfahren, die Inseln besuchen und endlich seine Fahrt durch die Aufrüstung der Küsten Senas bis an das Gelbe Meer beschließen könnte.

Daß er Niemanden sah, kam wahrscheinlich daher, daß die Bewohner bereits in ihre Winterwohnungen zurückgekehrt waren. Wirklich verun-

stalten die in diesen Gegenden so häufigen Rebel diese Meere einen großen Theil des Tages über. Broughton war in der Meerenge der Tatarei etwas weiter vorgebrungen als Kaperouss, und seine Beobachtungen stimmen mit denen des Franzosen über die Beschaffenheit und Lage dieser Küsten überein.

Kapitel XXII.

Jesso. — Tarakai. — Reisen Larmann's, Krusenstern's, Kowstow's, Dawidow's und Solowin's. — Allgemeiner Ueberblick.

Die Antwort der japanischen Regierung an den russischen Gesandten (s. Historische Reise um die Welt, I. Thl.) erwähnt den Lieutenant Larmann. Dieser russische Infanterieofficier hatte den Auftrag, den Japanesen Kobai und dessen Mannschaft in sein Vaterland zurückzubringen. Dieser Handelsmann, der sich auf einem mit Getreide beladenen Schiffe befand, war an die Insel Amatschika, eine der Aleuten, geworfen worden. Die Japanesen, die erst nach Kamtschatka, dann nach Ochotsk und endlich nach Irkutsk geführt wurden, schienen mit der guten Aufnahme, welche sie bei den Russen gefunden hatten, so zufrieden zu seyn, daß die Kaiserin Katharine II. einen Versuch zu machen beschloß, ob es nicht möglich sey, Vortheil aus dieser Gefälligkeit zu ziehen und Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen. Statt aber eigenhändig einen Brief an den Kaiser von Japan zu schreiben und denselben durch einen hochgestellten Mann übergeben zu lassen, begnügte sie sich, dem Generalgouverneur von Sibiri den Auftrag zu erteilen, in seinem Namen an die japanische Regierung zu schreiben und den Brief durch einen Officier übergeben zu lassen, der nicht von hohem Range sey und auch Geschenke überbringe.

Am 13. Septbr. 1792 verließ Larmann Ochotsk auf der Gabelle „Katharine“, die von Kowstow, Steuermann in der kaiserlichen Marine, befehligt wurde. Ein russischer Kaufmann war sein Dolmetscher.

Am 7. Octbr. ankerte man in der Bai von Nimro an der Küste von Jesso. Larmann wurde von einer großen Anzahl Eingeborenen und Japanesen empfangen, aber er bemerkte bald, daß die letztern ihn mit Mißtrauen beobachteten. Er blieb den Winter über in dieser Bai, beobachtete von einem japanesischen Beamten, der am Ufer ein hübsches Haus mit einem Magazine hatte.

Am 12. Octbr. hatte er durch einen japanischen Boten einen Brief an den Gouverneur der Insel geschickt, um ihm seine Ankunft, den Zweck seiner Reise und seine Absicht zu melden, in der Bai zu überwintern, auch ihn zu bitten, die japanische Regierung davon zu unterrichten. Die Antwort, die er erhielt, berichtete ihn, daß seine Depesche nach Oschebo geschickt worden sey. Gegen das Ende des Decembers kamen japanische Beamte von Matsumai nach Nimro, besuchten Larmann auf seinem Schiffe und zeichneten wie die, welche Broughton an Bord seiner Corvette empfangen hatte, die Karten, Plane, und verschiedene Instrumente ab, die sie sahen, nahmen mit merkwürdiger Geschäftigkeit Modelle von mehreren Geräthen und verschiedenen Maschinen und legten den größten Werth auf die Landkarten.

Die Russen konnten nicht in genauere Verstandung mit den Eingeborenen treten, welche die Japanesen wie Sklaven beobachteten, und die nicht einmal wagten, die Geschenke anzunehmen, welche ihnen Larmann geben wollte, um die Dienste zu vergelten, die sie ihm auf Befehl ihrer Herren geleistet hatten.

Am 29. April 1793 kam in Nimro eine Schaar von 60 Japanesen von Oschebo und Matsumai, nebst 150 Kinos an; die letztern dienten als Träger und Wächter. Den andern Tag wurde Larmann aufgefordert, sich an den Ort zu begeben, wo die japanischen Abgeordneten sich befanden, und ward mit seinen Begleitern in einen großen Saal geführt, den man in einem Augenblicke durch Wegnahme mehrerer Schirme vergrößerte.

Die Russen erhielten Thee und andere Erfrischungen, worauf man ihnen die Antwort der japanischen Regierung auf ihr Gesuch vorlas. Der Kaiser verlagte ihnen die Erlaubniß, in einen andern Hafen seiner Staaten einzulaufen, gestattete ihnen aber, zu Lande mit einer Bedeckung nach Matsumai zu gehen. Earmann wollte diese Bedingungen nicht annehmen. Die Japanesen wendeten alles auf, um die Russen abzuhalten, zur See weiter zu gehen, und setzten dies Verfahren bis gegen Ende des Mai fort. Da erklärte ihnen Earmann, der es überdrüssig war, so lange zu warten, in festem Tone, er würde, was auch geschehe, die Reise nach Katobade allein machen. Die Japanesen, die ihn unerschütterlich sahen, willigten endlich ein, ihn zu begleiten. Das Schiff verließ den 4. Juni die Bai von Nimro und ankerte am 4. Juli auf der Rhebe von Katobade.

Der Commandant der Stadt bot ihm sogleich auf das Artigste seine Dienste an. Er gab ihm das verlangte Detaschement Soldaten, um die zubringliche Menge der Neugierigen abzuhalten. Als Earmann an's Land ging, wurde er mit großen Ceremonien von dem Commandanten und den Haupteinnehmern der Stadt empfangen und in ein Gebäude am Ufer gebracht; über der Thüre auf einem Brete las man die Worte: Haus der Russen. Es war hübsch meubliert und stieß an einen schönen Garten. Als die Russen ein Bad genommen hatten, trug man Speisen auf, und darauf begleitete man sie auf das Schiff zurück.

Earmann besuchte einige Tage später die nördliche Küste des Hafens der Stadt gegenüber. Zu beiden Seiten des Weges lagen sorgfältig unterhaltene Weizen-, Einsen-, Erbse-, Hanf- und Tabaksfelder. Die Gärten waren voll Rüben, Möhren, Bohnen &c. Vieh bemerkte er nicht und sah auch kein anderes Hausgeflügel als Hühner; vergebens versuchte er in die Stadt hinein zu gelangen.

Am 12. Juli, am Tage vor der Abreise nach Matsumai, holte man Earmann mit großem Gepränge ab; er verbrachte die Nacht in dem Hause, das er schon bewohnt hatte. Am andern Tage früh bestieg er einen Roimion und sein Dolmetscher einen andern; die Personen seines Gefolges erhielten Pferde, deren jedes von zwei Mann geführt wurde; der Zug bestand aus 450 Personen. Er ging über Moiatshi, Rifua, Schirbuschi, Fuguschina, Zusloga, Kessische und Ossamorusa. In jedem dieser Flecken war ein Haus zur Aufnahme der Russen eingerichtet und mit einer Aufschrift versehen worden.

Als der Zug Ossamorusa verließ, wurde er durch eine Anzahl von 600 Soldaten vergrößert, und so hielt Earmann seinen Einzug in Matsumai; alle Häuser waren mit Teppichen und bunten Fahnen verziert und mit Neugierigen gefüllt. In jeder Straße sah man nur die Polizeibeamten mit ihren gekreuzten Kellebarden. Ein Detaschement von 120 Mann war vor dem für die Russen bestimmten Hause aufgestellt, das Tische, Stühle und alle Arten neuer Meubles in europäischem Geschmacke enthielt. Hinter dem Hause lag ein Garten, dessen Umschließungshecke bedeutend erhöht worden war, damit die Russen nicht darüber hinaussehen könnten.

Abends kamen Ceremonienmeister, um sich mit Earmann über die Ceremonie zu besprechen, welche bei den Audienzen und Conferenzen zu beobachten seyn würden. Sie schlugen ihm vor, sich ihrer Sitte zu fügen, d. h. in bloßen Füßen zu erscheinen, sich platt auf den Bauch niederzulegen und dann knieend seine Schreiben zu übergeben. Earmann schlug dies rund ab und bewies den Japanesen, daß der europäische Gebrauch viel bequemer sey; sie willigten endlich ein, daß er seinen Ansichten folge. Dem zu Folge holte man den andern Tag die Russen ab und führte sie in das für die Verhandlungen bestimmte Haus, das an einem steilen Hügel erbaut war und in das man nur auf einer Treppe gelangen konnte. Die japanischen Bevollmächtigten saßen im Halbkreise in einem großen Saale. Der älteste las, sobald die Russen sich gesetzt hatten, mit lauter Stimme ein Schreiben ab, das erklärte, die japanische Uebersetzung der russischen Depesche sey unverständlich, man könne nichts daraus erkennen, und er übergab dieselbe an Earmann. Um diese Handelsweise, die nur eine Ausflucht zu seyn schien, einigermaßen zu entschuldigen, winkte er;

die Bände nach der Gartenseite wurden weggenommen und ließen ein für die Russen bestimmtes Geschenk von hundert Säcken Reis sehen.

Endlich übergab er Earmann ein Schreiben, über welches er sich eine Aultung ausbat, indem er zugleich versprach, dasselbe seiner Regierung zu übergeben. Alle begaben sich darauf in ein anstoßendes Zimmer, wo eine gute Mahlzeit bereit stand. Nach der Rückkehr in den Audienzsaal erhielt Earmann die Erlaubniß, seine Anträge mündlich vorzubringen; er setzte dieselben mit einigen Details auseinander und äußerte den lebhaftesten Wunsch, dem Kaiser von Japan vorgestellt zu werden, indem er versicherte, die Kaiserin von Rußland sey sehr geneigt, ein enges Freundschaftsbündniß mit diesem Fürsten einzugehen. Darauf las man ihm folgende Erklärung vor: „Obgleich nach den Gesetzen des Reichs jeder Fremde, der an den Küsten von Japan anlegt außer in dem Hafen von Kangaßaki, angehalten und lebenslanglich gefangen bleiben müsse, so solle doch dieses Gesetz nicht auf die Russen angewendet werden, die es nicht kannten, und die übrigen Japanesen, die sie von dem Schiffbruche gerettet, zurückgebracht hätten. Es sollte ihnen also erlaubt seyn, in ihr Vaterland zurückzukehren, aber unter der Bedingung, daß sie sich keinem andern Orte der Küste Japans näherten, außer Kangaßaki, selbst wenn wiederum Japanesen an die Küsten Rußlands geworfen würden; denn dann würde das Gesetz seinem ganzen Umfange nach vollzogen werden.“

„Die japanische Regierung dankt den Russen dafür, daß sie ihre Unterthanen zurückgebracht haben, indessen erklärt sie auch, daß sie dieselben ausschiffen oder wieder mit sich nehmen können, wie es ihnen beliebt, da nach dem japanischen Gesetze diese Leute nicht mit Gewalt zurückgehalten werden können; denn man hat den Grundsatz, daß die Menschen dem Lande angehören, an das sie geworfen wurden und wo ihr Leben gerettet wurde.“

Der älteste der Abgeordneten setzte hinzu: „Ich wiederhole es, die Gesetze des Reichs müssen streng beobachtet werden; man kann Euch nicht erlauben, nach Oshedo zu gehen. Ihr habt mit den Abgeordneten des Kaisers gesprochen, und es ist dies eben so gut, als hättet Ihr mit diesem Fürsten persönlich geredet. Uebrigens können Unterhandlungen in Bezug auf einen Handelstractat nur in Kangaßaki angeknüpft werden. Ihr werdet demnach inständig gebeten, Anstalten zu treffen, um sobald als möglich den Hafen Katobade zu verlassen und nach Rußland zurückzukehren oder nach Jodomo zu fahren, in welchem Hafen Ihr einkaufen dürft.“ Nach dieser Anrede entfernten sich die Bevollmächtigten und die Conferenzen hatten ein Ende.

Die Russen fanden bei der Rückkunft in ihre Wohnung für sie bestimmte Geschenke sowohl von dem Kaiser von Japan als auch von dem Gouverneur von Matsumai. Earmann äußerte den Wunsch, mit dem letztern zu sprechen, um ihm zu danken und ihm Geschenke anzubieten; er erfuhr jedoch, das erstere sey unmöglich; die Geschenke jedoch wurden angenommen.

Den andern Tag schlugen zwei Japanesen dem russischen Dolmetscher vor, ihm beihilflich zu seyn, die russische Depesche zu übersetzen, welche die Bevollmächtigten zurückgegeben hatten, so wie die Schrift, die von ihnen dem Herrn Earmann überreicht worden war. Das Anerbieten wurde angenommen, aber als die Uebersetzung des russischen Schreibens ins Japanische vollendet war, weigerten sich die Bevollmächtigten dasselbe anzunehmen, unter dem Vorwande, das Schreiben sey nicht an sie gerichtet. Nach langen Präliminarien willigten sie ein, die Uebersetzung desselben anzuhören; dann zeigten sie eine harte Blanche des Kaisers und schrieben darauf die Erlaubniß für das russische Schiff, ungehindert in den Hafen von Kangaßaki einzulaufen. Dies Papier wurde Earmann überreicht, und es lautete also: „Wir erlauben einem russischen Schiffe in dem Hafen von Kangaßaki einzulaufen, erneuern aber bei dieser Gelegenheit das Verbot, die Fremden an einem andern Orte unseres Reichs zuzulassen, so wie das Verbot der Ausübung der christlichen Religion. Im übrigen hat man sich in Allem nach den bestehenden Verordnungen zu richten. Deshalb

wurde dies Schreiben dem Andreas Earmann übergeben. Gegeben in der Stadt Matsmai 21. 22.

Am 30. Juli hatte Earmann seine Abschiedsaudienz; er übergab den Japanesen ihre Landsteute, die er mitgebracht hatte, und erhielt einen Empfangschein darüber. Mehrmals hatte er Versuche gemacht, den Handelsleuten, die auf sein Schiff kamen, Gelegenheit zu bieten, einen Kaufhandel zu beginnen, aber seine Bemühungen waren vergebens.

Am 25. trat er den Rückweg an, und unterwegs baten die japanischen Beamten den russischen Dolmetscher, ihnen insoheim und ohne Vorwissen Earmanns eine Abschrift des Briefes zu geben, den sie in Matsmai nicht haben annehmen wollen, und diese Bitte wurde erfüllt. Am 11. Aug. verließen die Russen die Rube von Kaskade und wurden bis zu einer gewissen Entfernung von zwei japanischen Fahrzeugen begleitet, welche ohne Zweifel den Auftrag hatten, zu beobachten, ob sie nicht verlaufen an der Küste von Jesso an's Land zu gehen.

Mit dem Earmann übergebenen kaiserlichen Rescripte erschien Krusenstern 1804 in dem Hafen von Kankasaki. Als er 1805 wieder absegelte, versprach er den japanischen Beamten, sich der Küste ihres Landes nur im hohen Notzufalle zu nähern, doch hatte er ihnen vorgestellt, er könne es sich nicht versagen, die Nordwestküste von Nipon zu mustern, weil er die wahre Breite der Sangaar-Strasse nicht kenne, welche die besten Karten nicht angegeben hätten, und weil er in Kankasaki keine Karte erhalten könne, die ihn auf seiner Fahrt leite, und er deshalb genöthigt sey, sich immer in geringer Entfernung von der Küste zu halten, um jene Straße zu suchen, die nach ihrer Beschreibung nur eine holländische Meile breit sey und die er also leicht verfehlen könne, wenn er sich von dem Lande entferne. Sie schienen die Eristigkeit dieser Gründe einzusehen. Krusenstern kannte die Entdeckungen Kaperow's, nicht aber die Drougowski's, die erst 1805 in Europa bekannt gemacht wurden.

Als Krusenstern bis zum 39° d. Br. im N. gekommen war, näherte er sich der Küste von Nipon. Am 2. Mai befand er sich vor einer ziemlich großen Stadt mit einem Hafen an der Mündung eines Flusses; man sah da mehrere Schiffe vor Anker liegen und Häuser am Ufer; das Thal in der Nähe war gut bebaut; Felder, Wiesen mit Heerden und Wälder schmückten die Landschaft. Eine Kette hoher mit Schnee bedeckter Berge lag sich im N. des Thales hin. Wallfische spielten um die Fregatte. Gegen Abend stießen vier Böte, jedes mit etwa zwanzig Personen, vom Lande und kamen nach dem Schiffe zu. Trotz den Freundschaftszeichen der Russen, welche sie in japanischer Sprache anriefen, blieben sie in gewisser Entfernung, und entfernten sich wieder, nachdem sie zweimal um das Schiff herumgefahren waren, das sie mit großer Aufmerksamkeit zu untersuchen schienen. Diese Böte waren von ganz anderer Bauart wie die in Kankasaki; die Ruder wurden auf europäische Weise in Bewegung gesetzt. Da die Zahl der Mannschaft einige Besorgniß über ihre Absichten erregte, so ließ Krusenstern die Kanonen mit Kartätschen laden, ob es gleich nach der strengen japanischen Polizei nicht wahrscheinlich war, daß die Boote in feindlicher Absicht erschienen. Später erfuhr man, daß eine Stadt an dieser Seite in geringer Entfernung von der Sangaar-Strasse von Serräubern bewohnt sey; diese hatten vielleicht die Russen gesehen; waren sie vielleicht herangekommen, um die Fregatte anzugreifen, so vertrieb ihnen wahrscheinlich die Größe derselben, da sie jedenfalls noch nie ein so großes Schiff gesehen hatten, die Lust, ihren Plan auszuführen.

Am 3. befand sich Krusenstern vor der Straße Sangaar; er erkannte deutlich Matsmai und sah mit seinem Fernrohe die öffentlichen Gebäude und die Häuser dieser Stadt, die ziemlich groß zu seyn schienen. Die Küsten von Nipon und Jesso sind auf jeder Seite dieser Theils der Straße sandig und dürr. Weiter nach N. wird die von Jesso minder rauh, aber überall giebt es nur wenige Wohnungen. Man bemerkte in der Nähe der nördlichen Spitze der Insel einige Fischerbütten; eine Pirogue mit vier Mann kam an die Fregatte, welche in einer Bai ankerte, die den Namen Komangow erhielt. (Zaf. 9. Abbild.) Die Leute kamen ohne die geringste Furcht an Bord, fielen da auf ihre Knie, legten die hohlen

Hände an einander, erhoben sie langsam und mehrmals gen Himmel, zogen sie dann an ihrem Gesichte herunter bis auf ihre Brust und verneigten sich darauf tief auf japanische Weise. Sie hatten alle ein deutlich ausgesprochenes wohlwollendes Aussehen, verstanden einige japanische Worte und sagten, daß sie Aino wären. Man gab ihnen Zwieback und Branntwein, der aber nicht nach ihrem Geschmacke zu seyn schien; dann fügte man Messer, kleine Spiegel, Nadeln und andere Kleinigkeiten hinzu, mit denen sie zufriedener waren. Beim Abschiede gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß man sie am Lande erwarte.

Krusenstern, der mit den meisten seiner Officiere an's Land ging, wunderte sich, daß eine Gegend unter so niedriger Breite noch so wenig Spuren des Frühlings zeige; an mehreren Stellen lag Schnee; die Bäume hatten keine Blätter und auf den Feldern sah man kein Grün, außer einigen Stengeln wilden Knoblauchs. Man konnte nicht anders als auf dem Sande und den Felsen des Ufers gehen; überall war Sumpf und Schnee. Ein Aino führte die Russen in sein Haus und sie gaben der Familie Geschenke.

Während dieses Ausflugs waren Japanesen in einem Boote an Bord gekommen; sie sahen aus wie Fischer, schienen gar nicht verlegen zu seyn und fragten viel; einen Augenblick später kam ein anderer besser Bekleideter, sagte, er sey ein Handelsmann und wollte verschiedene Gegenstände verkaufen, unter anderm auch Bücher mit Abbildungen in Holz, was bei Todesstrafe den Fremden nicht verkauft werden darf.

Den andern Tag kamen die Japanesen mit einem Beamten wieder. Dieser schien über die Anwesenheit der Russen auf dieser Rube sehr erschrocken zu seyn, bat sie inständig, sich ohne Verzug zu entfernen, und setzte hinzu, er müsse sogleich den Gouverneur von Matsmai davon unterrichten und dieser würde eine Flotte gegen sie abschicken. Um diesen Drohungen noch mehr Gewicht zu geben, blies er die Waden auf und wiederholte mehrmals bum! bum! um dadurch die Wirkung des Geschalles auszudrücken, das man in Anwendung bringen werde. Diese so komische Pantomime erregte das Gelächter der Russen, doch suchte Krusenstern die Besorgniß des Mannes zu beruhigen, indem er ihm antwortete, er werde absegnen, sobald sich der Nebel verziehe. Der beruhigte Japanese ließ sich nun bereitwillig in ein Gespräch ein. Er hatte Earmann gesehen, den er sehr rühmte und dem er die genaue Kenntniß der Lage Kamtschatkas und Schotlands verdankte. Ueber die Inseln im N. von Jesso hatte er nur unklare Vorstellungen. Er zeigte auf den Karten der Russen den Hafen, wo sich die japanische Niederlassung an der Ostküste von Karafonto befindet. Er nannte auch die südlichsten Kurilen als zu Japan gehörig, und endlich mehrere Vorgebirge und Flüsse von Jesso, wie sie von den japanischen Karten bezeichnet waren. Er weigerte sich, das Geringste anzunehmen außer einer Tasse Thee. Sein Amt war, die Aufsicht über den Handel seiner Landsteute mit den Ainos zu führen; im Winter begiebt er sich mit seiner ganzen Familie nach Matsmai, weil in dieser Zeit die Geschäfte ruhen. „Dieser Beamte,“ setzt Krusenstern hinzu, „wendete seine ganze Kenntniß unserer Sprache auf, um uns zu fragen und sich zu versichern, daß wir wirklich Russen wären. Er zweifelte daran, weil keiner von uns einen Zopf oder Puder trug, wie es Earmann und die Begleiter desselben gethan hatten. Diese Mode hatte den Japanesen besonders auffallen müssen, da dieselbe in ihrem eigenen Vaterlande seit mehr als tausend Jahren besteht.“

„Den ganzen Tag erhielten wir fortwährend Besuche von Japanesen und Aino. Die letztern gaben dürre Färinge für alte Kleider und Knöpfe; der letztere Gegenstand muß bei ihnen in großem Werthe stehen oder die Färinge einen sehr geringen haben, da sie fünfzig und selbst hundert Stück für einen einzigen Knopf gaben. Die japanischen Handelsleute versuchten Pfeifen, Backgeschirr und besonders Bücher mit obsonnen Büchern, vielleicht ihre einzige Lectüre, zu verkaufen, denn sicherlich hatten sie dieselben von Matsmai nicht mitgebracht, um sie in diesem Winkel der Welt zu verkaufen. Einer dieser Kaufleute erzählte, daß er alle Jahre eine Reise nach Urup und Starup mache.“

Bei den Ausflügen, welche die Russen am Lande machten, entflohen die Frauen sobald sie die Fremden erblickten; sie sahen überall viele Hunde, die denen der Kamtschadalen glichen, aber kleiner waren; man spannte sie an Schlitzen. In den weißen Hütten traf man Bären; die Aino füttern dieselben und schlachten sie, wann sie groß geworden sind; ihr Fleisch ist für sie eine Delikatesse.

Am 13. Mai mit Tagesanbruch zerstreute sich der Nebel und Krusenstern segelte nach dem Cap Grillon. Er ankerte in der Bai Aniva, wo ein japanisches Schiff bei einem japanischen Comptoir lag. Die Russen gingen an Bord; der Capitain tractirte sie mit Saki, Reisbrot und Tabak; er hätte gern auch für einige Kleinigkeiten erhalten, aber die Furcht vor den Beamten am Lande hielt ihn von diesem Handel ab, der ihm im Falle der Entdeckung den Kopf gekostet haben würde. Dieser Capitain war mit einer Ladung Reis und Salz von Osacca gekommen, und hatte hier Rauchwaaren, besonders aber gedörnte Fische eingenommen, die er im Kiearraume aufschichtete und mit Salz bedeckte ließ.

Die Russen besuchten auch das Comptoir der Japanesen, das an den beiden Ufern eines kleinen Flusses liegt. Die Beamten beantworteten nur kühn die Fragen, die sie ihnen vorlegten, denn sie hatten einen Angriff befürchtet und deshalb etwa zwanzig ihrer Landsleute und fünfzig Ainos zum Einmengenbracht. Als man sich von den friedlichen Absichten der Russen überzeugte, zerstreute sich diese Schaar. Nach der Menge der Waaren in dem Magazine muß der Handel dieses Comptoirs jährlich ein Duzend Schiffe von 100 bis 120 Tonnen beschäftigen. Ein anderes beträchtlicheres Comptoir befindet sich zu Samari Aniva etwas weiter in S. Die Aino dieser Küste gleichen äußerlich denen von Jesso, und man darf sich deshalb nicht wundern, daß Bries, nachdem er die beiden Inseln besucht hatte, glaubte, sie machten nur eine einzige aus.

„Einige alte Berichte, besonders die der Chinesen, bemerkt Krusenstern, schildern die Ainos als Wilde mit ungemein behaartem Körper und so langem Barte, daß sie denselben zurückschlagen mußten, wenn sie trinken wollten. Dieses Märchen ist auch von den Europäern wiederholt worden. Der Vater de Angellis spricht nur von dem Barte und dem dichten Kopshaar der Ainos; unsere Beobachtungen stimmen mit den seinen überein.“

Die Russen legten an verschiedenen Punkten der Ostküste von Tarakal an; überall war das Klima sehr rauh. Unter 49° 14' b. Br. sahen sie das Cap Gebuld (Taf. 9. Abbild.), durchschnitten die Kette der Kurilen zwischen Onokotane und Karamokotane und fuhren nach Kamtschatta, wo der Befandte Resanow an's Land ging. Am 2. Juli segelte Krusenstern ab, durchsegelte von neuem den Archipel der Kurilen, aber in einem andern Canale als das erstemal, und befand sich am 19. im Angesichte des Caps Gebuld. Er segelte nach N. Die Küste gewährte einen angenehmen Anblick als bei den Kurilen und im südlichen Theile von Tarakal, denn die Hügel waren begrünt; dann wurde das Land wieder traurig. Am 28. gelangte er an dem Ende des gebirgigen Theiles der Insel an; man sah keine Föden mehr; die gut bewaldete Küste zeigte keine andern Unebenheiten, als Dünen.

Am 2. August neue Veränderung des Aussehens; man bemerkte ein hohes und gebirgiges Land; das Ufer war meist steil und bestand an mehreren Stellen aus Felsen, die der Kreide glichen. In einem lachenden Thale erblickte man zwei Häuser, die ersten, seit man an dieser westlichen Küste hinfuhr.

Nördlich von einem unter 54° 5' b. Br. gelegenen Cap wurde das Land wieder traurig; keine Spur von Vegetation, überall eine fast gleichförmige Masse weißgestreuten Granits.

Am 8. Aug. endlich erreichte Krusenstern die nördlichen Spizen von Tarakal und nannte sie Cap Elisabeth und Cap Marie. Das erstere bildet das Ende einer Bergkette.

Die Bai zwischen diesen Vorgebirgen war von Ländern von ungleicher Höhe umgeben. Als man sich dem Ufer näherte, sah man ein schönes Thal und darin 27 Häuser. 35 Insulaner saßen am Strande; es waren

die ersten, welche man seit dem Cap Gebuld bemerkt hatte. Ein russischer Officier fuhr an's Land. Als er vor dem Dorfe anlangte, kamen ihm drei Männer, die ihrer Kleidung nach Häuptlinge zu seyn schienen, entgegen; jeder hatte ein Fuchsfell in der Hand, das sie in der Luft bewegten, während sie alle auf einmal so laut schrien, daß man sie auf der Fregatte hörte. Sie umarmten die Russen herzlich, schienen sie aber doch verhindern zu wollen, weiter zu gehen. In demselben Augenblicke eilten alle andern herzu, und da sie alle mit Dolchen, wie die Häuptlinge mit Säbeln bewaffnet waren, so sah dieser Empfang ziemlich verdächtig aus. Die Russen schifften sich wieder ein und wollten an einem andern Theile der Bai weiter nach N. an's Land gehen. Sie hatten auf den ersten Blick erkannt, daß die Eingeborenen keine Ainos waren, ob sie gleich meist wie diese mit Blousen von Seebunzsfell bekleidet waren. Die Häuptlinge trugen Gewänder von bunter Seide, andere Ueberwürfe von verschiedener Farbe. Man hielt sie für Lataren.

Am dem Strande weideten Rennthiere; hinter einem Hügel lag ein See, in welchen mehrere Bäche sich ergossen; herrliche Kannen schmückten die Hügel und Berge, und überall war der Boden mit reichem Grün bedeckt.

Am den folgenden Tagen nöthigte das schlechte Wetter Krusenstern, in dem Canale, welcher im W. Tarakal von der Tatarai trennt, deren Küste man wegen des Nebels nicht erkennen konnte, zu lauern. Endlich erblickte er dieselbe; sie war bergig; ein höchstens sechs Meilen langer Canal lag zwischen den beiden Ländern. Krusenstern vermuthete, es sey derselbe, welcher zur Mündung des Amur führe, und steuerte nach SW. Bald gab die Sonde nur noch 6 Klaftern an. Da er sich mit der Fregatte nicht weiter wagte, steuerte er quer hinüber und befahl einem seiner Lieutenants, mit einem Boote zuerst an die Spitze von Tarakal, bis er nur noch drei Klaftern Tiefe finde, und dann an die Küste der Tatarai zu gehen und den Canal seiner ganzen Breite nach zu sondiren. Der Officier berichtete nach seiner Rückkunft, daß eine sehr starke aus S. kommende Strömung seine Fahrt beschwerlich gemacht, daß er nicht habe an den Punkt gelangen können, wo die Tiefe nur drei Klaftern betrage, weil er sich auch habe die Zeit nehmen wollen, den Canal zu sondiren. An der Stelle, wo er nur noch eine Tiefe von 4 Klaftern gefunden, sey er auf dem halben Wege zwischen der Fregatte und der Küste von Tarakal gewesen; an der Küste der Tatarai habe das Sentpiel nur drei und eine halbe Klafter angezeigt. Er habe in der Mitte des Canals Wasser in einen Eimer geschöpft; es war ganz süß und so leicht wie das von Kamtschatta; selbst das, welches bei der Fregatte strömte, war trinkbar. Krusenstern konnte also annehmen, daß er sehr nahe an der Mündung des Flusses Amur sey, zumal da die Strömung aus S. und SW. mit vieler Heftigkeit kam. Er näherte sich darauf der Küste der Tatarai und ankerte wieder in der Bucht von Tarakal, in der er neuerlich gewesen hatte. Ein auf den Fischfang ausgeschicktes Boot kam nach zwei Stunden so mit Fischen, fast nur Lachsen, beladen zurück, daß die Mannschaft drei Tage lang davon leben konnte.

Am nächsten Tage, ehe die Russen an's Land gingen, kam ein großes Boot, in welchem sich sechs Männer befanden. „Bei unserer Annäherung,“ sagt Krusenstern, „grüßten sie uns mit Verbeugungen und winkten uns, zu ihnen zu kommen. Wie die, welche man weiter in N. gesehen hatte, bewegten sie Fuchsfelle, während sie nach dem Lande zeigten. Sie berieten sich, um voraus an's Land zu kommen, und zogen ihr Boot auf den Strand. Unser Beisammenseyn war ein sehr freundschaftliches; man umarmte sich gegenseitig herzlich; ich glaube aber doch, daß wir es aufrichtiger meinten als sie, denn es zeigte sich bald, daß unser Besuch sie in große Verlegenheit brachte. Ich war sehr überrascht, hier nicht einen einzigen Aino zu finden.“

„Nur die Furcht hatte diese Lataren veranlaßt, bei unserm Anblicke Freude zu heucheln; ihr Boot war voll von Lanzen, Pfeilen und Säbeln. Wir schlugen nichts desto weniger den Weg nach dem Dorfe ein, ohne uns um die Bemühungen zu kümmern, uns davon abzuhalten. Als sie die

Kaplosigkeit ihrer Bemühungen erkannten, eilten sie auf ihr Boot, fuhren auf das hohe Meer hinaus und verschwanden bald.

„Ungefähr hundert Schritte von den Häusern fanden wir etwa 100 Männer versammelt, unter denen wir einige von jenen erkannten, die uns in dem Boote entgegengekommen waren. Einer dieser Tataren trug ein prächtiges gebühtes Seidengewand ganz nach chinesischem Schnitte, sein kühner Anzug entsprach ihm aber nicht. Da ich das Wohlwollen desselben zu gewinnen wünschte, so ließ ich ihm ein Stück rothes Tuch geben, das ihm sehr zu gefallen schien; ich vertheilte ferner unter seine Begleiter Messer, Kadeln, Lächer und andere Kleinigkeiten. Als ich sie von unsern freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen überzeugt zu haben glaubte, machte ich Mirne, nach ihren Häusern zuzugehen; alsbald änderte sich die Scene; sie vertraten uns den Weg, und man erkannte deutlich genug, daß sie uns nicht weiter gehen lassen wollten. Wir stellten uns, als temnten wir dies nicht, und gingen langsam immer weiter; da begannen sie ein großes Geschrei und thaten höchst erschrocken, folgten uns aber nicht. Da wir diesen mißtrauischen Menschen keine Ursache zu Mißfallen geben wollten, so kehrte ich zu ihnen zurück, nahm den Häuptling bei der Hand und suchte ihm begreiflich zu machen, daß wir durchaus keine feindlichen Absichten hätten; um ihm dies zu beweisen, nahm ich meinen Degen ab, deutete ihm zuvor durch Zeichen an, daß wir nicht in ihre Thüre hineingehen wollten, und überredete ihn endlich, uns zu begleiten. Er hielt uns Rath unter einander; einige eilten auf einem kürzern Wege zum Gebirge nach dem Dorfe; die andern blieben und gingen mit uns nach dem Dorfe zu. Der Häuptling gab uns zu verstehen, daß das alte Haus ihm gehöre, indem er sich mit den Kruten seines Gefolges vor die Thüre stellte; übrigens standen schon zwei große kräftige Bursche dort als Wache, um den Eingang zu vertheidigen. Ich hatte versprochen, den Thüren nicht hineinzusetzen, und versuchte es deshalb auch nicht. Ich vertheilte neue Geschenke und setzte meine Promenade bis an das Ende des Dorfes fort, wobei ich den Häuptling an der Hand hielt, um die andern Bewohner zu beruhigen. Dieses Zeichen der Freundschaft schien ihm gar nicht recht zu seyn, denn bei jedem Schritte blieb er stehen und deutete mir mit verächtlicher Miene den Wunsch an, daß ich umkehren möge. Ein neues Geschenk gab ihm seine gute Laune wieder, und ich konnte endlich wohl annehmen, daß er an meine friedlichen Absichten glaubte.

„Am Ende des Dorfes bemerkten wir in einer gewissen Entfernung einige Häuser, die besser gebaut zu seyn schienen als die andern; sie hatten Ehornsteine. In das erste, das leer war, konnten wir hineingehen; man sah, daß es nicht lange erst verlassen war. In den beiden andern befand sich ein steinerner Herd, und über demselben ein großer eiserner Kasten, an welchem wahrscheinlich der Kochtopf aufgehangen wurde.

„Weiter wollte ich nicht gehen; wir kehrten also nach dem Hause des Häuptlings um, vor dem viele Tataren sich in der Absicht versammelt hatten, Kaufhandel mit uns zu treiben. Der Häuptling selbst geruhte, sein prächtiges Seidengewand gegen drei Ellen Tuch herzugeben. Er ging gleich darauf in seine Wohnung hinein und kam eine Viertelstunde später zurück, geschmückt mit einem andern seidenen Gewande, das roth war und goldene Blumen hatte. Wahrscheinlich hatte er Lust, auch dies zu verkaufen, aber er fand keinen Käufer. Alle diese Tataren legten den größten Werth auf Tuch, besonders aber auf Tabak; leider waren wir damit nicht versehen. Die Matrosen aus meinem Boote, die Tabak zu ihrem eigenen Gebrauche hatten, schlossen sehr vortheilhafte Käufe. Um zehn Uhr fing der Wind an, kräftiger zu werden, und ich kehrte an Bord zurück.“

Da Krusenstern nicht einen einzigen Kno in N. von Tarakai bemerkt hatte, so vermuthete er, dieser Stamm Ureinwohner sey ausgerottet. Die Tataren bezeugten ihrem Häuptlinge keine große Ehrfurcht; derselbe war mit Ausnahme des seidenen Gewandes eben so einfach und eben so schmutzig gekleidet; sie behandelten ihn selbst mit vieler Vertraulichkeit. Eine Blase von Seehundsfell oder Fischdarm, Stiefeln von Seehundsfell, ein Platter Strohhut wie die der Chinesen, ein Hemd von blauem Baum-

wollenzeuge, das am Halse mit zwei Messingknöpfen zugemacht war, und weite Beinkleider von grobem Zeuge machten ihren Anzug aus.

Sie scheinen sich nur von Fischen zu nähren, denn man bemerkte nicht die geringste Spur von Anbau, obgleich die Höhe des Grafes die Fruchtbarkeit des Bodens in den Ebenen in der Nähe des Dorfes verrieth. Außer Hunden sah man kein anderes Thier. Fast bei jeder Wohnung standen mehrere Gerüste zum Dörren der Fische, die mit viel Sorgfalt zubereitet werden. Die Häuser sind groß und mit Ausnahme derer am Ende des Dorfes auf vier Fuß hohe Pfähle gestellt; in diesem untern Raume halten sich die Hunde auf. Eine Treppe von sieben bis acht Stufen führt zu einer etwa zehn Fuß breiten Galerie, die an der Vorderseite hinduft; in der Mitte befindet sich die Thüre zum Vorhause, das die Hälfte des Gebäudes einnimmt; man bemerkte hier keine Art von Geräthe. Eine Thüre dem Eingange gegenüber führt ohne Zweifel in das Zimmer der Frauen. Sie waren den Blicken der Russen so verborgen, daß sie nur ein etwa vierjähriges Mädchen sahen, das ein Mann auf den Armen trug. Die Thüren und Fenster waren in aller Eile mit Brettern verschlagen worden; die Fenster bestanden nur in Oeffnungen in der Außenmauer.

Die Strömungen hinderten Krusenstern sich der Küste der Tatarai so weit zu nähern, als er es wünschte. Uebrigens war ihm bei seiner letzten Abreise von Kamtschatka ausdrücklich vorgeschrieben worden, nicht zu nahe an den Thüren zu kommen, welcher zu dem chinesischen Reiche gehört, „um nicht bei der mißtrauischen und argwöhnischen Regierung dieses Landes Besorgnisse zu erregen, welche einen Bruch herbeiführen könnten, dessen erste Folge die unmittelbare Einstellung des für Rußland so vortheilhaften Handels in Nachta seyn würde.“

Dieser Seefahrer glaubt, ein sandiger Ichmus mache Tarakai zu einer Halbinsel, aber diese Erdbauhügel ist ein neueres Erzeugniß und Tarakai konnte eine Insel zu einer noch ziemlich neuen Zeit seyn, in welcher die chinesischen und japanischen Karten entworfen wurden, die sie alle als ganz von dem Festlande getrennt darstellen. Bis indeß eine genaue Aufnahme dieser Gewässer bewirkt worden ist, kann die von Anville, den Missionairen und den Karten, die wir erwähnten, angegebene Meerenge von jedem Kartengelehrer beibehalten werden.

Am 15. August segelte Krusenstern nach N.D. Das schlechte Wetter und die Nebel begleiteten fortwährend seine Fahrten in dem so stürmischen Meere von Ochotsk; er durchschnitt den Archipel der Kurilen zwischen Poromuschir und Onofotane, dem breitesten und sichersten Canale von allen denen, welche diese Inseln von einander trennen und dem einzigen, welchen die russischen Handelsschiffe befahren.

In der Materischen Reise um die Welt ist von dem Attentate gegen das Völkerecht die Rede gewesen, dessen sich zwei junge russische Officiere auf der japanischen Niederlassung an der Westküste von Tarakai schuldig machten. Wir müssen hinzufügen, daß nach authentischen Nachrichten, welche man erhielt, nachdem der Capitain Krusenstern Japan verlassen hatte, die Regierung zur Zeit seiner Ankunft in Rangasaki für die Russen günstig gesinnt zu seyn schien; man konnte sich in Dscheddo lange nicht entschließen, wie man sich gegen den Abgeordneten benähme; die thörichte Eitelkeit, die lächerliche Anmaßung, der kindische Trog und die Arroganz Resanows bestimmten endlich den Hof von Dscheddo, ihm die Antwort zu geben, die ihn so sehr aufbrachte.

Wahrscheinlich konnte Resanow bemerken, daß er persönlich die Japanesen verletzt habe; es war nicht schwer zu bemerken, daß sie sich gegen Krusenstern auf eine Art betrogen, welche die höchste Achtung für diesen Officier verrieth, während sie gegen ihn selbst nur die Rücksicht nahmen, welche die Artigkeit gegen die Stellvertreter eines großen Fürsten gebietet. Bei seiner Abreise zeigte man ihm, wie wenig man sich aus seiner Person mache. Es wurden an alle Officiere und selbst an die gemeinen Matrosen der beiden Fregatten Geschenke vertheilt; nur der Gesandte erhielt nichts. „Du bist ein zu großer Mann,“ sagte man ihm, „als daß wir Dir etwas Ordiner Wärbiges bieten könnten.“

Dies reichte hin, den boshaften und eiteln Menschen aufzubringen. Krowstow und Davidow, die den Absichten ihres Souverains nachzukommen glaubten, führten nur zu treu die Befehle aus, welche ihnen der rachsüchtige Resanow gab. Dieser ließ zu Sitta, an der NB-Küste Amerikas, zwei kleine Fahrzeuge bewaffnen, mit denen sie nach der Bai Aniba fuhren. (Taf. 9. Abbild.) Sie konnten sich darüber wundern, von Seiten der Japanesen nicht den geringsten Widerstand zu finden. Diese hatten zwei Jahre vorher Krusenstern mit zwei Fregatten ruhig an ihrer Küste hinfahren und sorgfältig alles vermeiden sehen, was ihrer Regierung mißfällig seyn konnte; sie glaubten von den beiden kleinen Schiffen nichts zu befürchten zu haben, welche die Flagge einer befreundeten Macht führten. Wie grausam wurden sie enttäuscht! Die Russen plünderten ihre Comptoirs, nahmen die Waaren, steckten die Häuser und Magazine in Brand, schleppten die Bewohner mit fort, tödteten mehrere Kaltblütig und ließen andere verhungern oder erfrieren. Dieselben Verwüstungen richteten sie an andern Orten der Küste von Zarakai und zu Iturpu, einer der japanischen Kurilen, an.

In Ochotsk, wohin sie mit ihrer Beute kamen, hatte der Commandant kaum erfahren, daß sie, ohne von ihrem Souverain dazu berechtigt worden zu seyn, die Niederlassungen einer Macht angegriffen, mit welcher Rußland in Frieden lebte, so ließ er sie gefänglich einziehen. Vergebens zeigten sie die Befehle Resanows vor; man hörte sie nicht an, nahm ihnen alles, was sie besaßen, und schloß sie in zwei getrennten Gefängnissen ein. Sie schrieben nach St. Petersburg, um ihre Freiheit zu erlangen, aber sie warteten sechs Monate vergeblich auf eine Antwort. Endlich gelang es ihnen zu entfliehen, und sie erreichten Jakutsk ermattet und nur von Kumpen bedeckt.

Der Commandant dieser Stadt, der ihre Flucht bereits kannte, ließ sie wieder festnehmen. Zum Glück für sie wurden sie von dem Gouverneur von Sibirien reclamirt; sie wurden nach Irkutsk gebracht und bald darauf auf ein Schreiben des Seeministers in Freiheit gesetzt. In Petersburg rechtfertigten sie sich leicht damit, nur die Befehle vollzogen zu haben, die sie für wenigstens indirect von dem Kaiser ausgegangen hätten ansehen müssen. Sie wurden zu der gegen die Schweden bestimmte Flotte gewiesen, und zeichneten sich da durch ihren Muth und ihre Talente aus. Im Winter kehrten sie in die Hauptstadt zurück, wo sie den Tod fanden. Als sie gegen zwei Uhr früh von einem ihrer Freunde nach Hause gingen, kamen sie auf die Schiffsbrücke über die Nawa in dem Augenblicke, wo man dieselbe öffnete, um ein Boot durchzulassen. Da sie bald nach Hause kommen wollten und auf ihre Gewandtheit bauten, sprangen sie in diese Barke, um so an die andere Seite der Brücke zu gelangen, aber sie verfehlten sie und stürzten beide in das Wasser. Sie verschwanden augenblicklich; wegen der Dunkelheit und der schnellen Strömung konnte man ihnen keine Hilfe leisten; selbst ihre Leichen wurden nicht gefunden. So starben sie ruhmlos, um einigermaßen das unwillkürliche Verbrechen abzubüßen, dessen sie sich schuldig gemacht hatten.

Resanow, die erste Ursache alles dieses Unglücks, kehrte in das russische Amerika zurück, mußte aber wegen einer Krankheit, der Folge seiner geistigen Aufregung, in Krasnojarsk in Sibirien anhalten. Er starb fern von seiner Familie in den Gindben, wohin er zur Strafe für seine Thaten leicht hätte verwiesen werden können.

Die Nachricht von den Verwüstungen, die er angerichtet, war unterdeß nach Ochotsk gelangt. In dieser Hauptstadt mußte man natürlich annehmen, daß diese beiden russischen Officiere auf Befehl ihrer Regierung so gehandelt. Die japanische, welche sich ein Gesetz daraus macht, durchaus keine Verbindung mit den fremden Mächten zu unterhalten, befaß die Mittel nicht, Erklärungen über ein völlig unvorhergesehenes Ereigniß zu erhalten, das eine feindselige Stimmung von Seiten eines Landes verrieth, mit dem sie immer in Frieden gewesen war. Sie glaubte das Völkerrrecht gestatte, Repressalien zu brauchen. Depeschen, die in alle Häfen des Reiches abgingen, befahlen den Militaircommandanten, alle möglichen Mittel

aufzuwenden, um sich der Russen zu bemächtigen, die an die Küsten kommen könnten.

Im Monat April 1811 reiste Solownin, Schiffscapitain in der kaiserlich russischen Marine, der von seiner Regierung den Auftrag erhalten hatte, sorgfältig die südlichen Kurilen und die Schantarinseln in dem Meere von Ochotsk zu mustern, und endlich die Küste der Tatarei im N. von der Mündung des Flusses Amur aufzunehmen, auf der Corvette Diana von Kamtschatka zu dieser Expedition ab. Am 14. Mai befand er sich in der Straße von Rabiescha zwischen den Inseln Matua und Raschua. Von dieser letztern Insel, der dreizehnten der Kurilen, aus besuchte er die andern bis zur achtzehnten einschließlic. Er wußte von den durch die beiden russischen Officiere begangenen Räuberriren und glaubte es auch, daß die Japanesen diese Feindseligkeiten für solche ansehen würden, die von dem Kaiser anbefohlen worden. Er beschloß, sich gar nicht mit den Japanesen einzulassen. Die Insel Iturup, der er sich näherte, war die erste von denen, welche sie besetzt halten, und er nahm sich vor in ihrer Nähe seine Flagge nicht aufzuziehen, damit er keine Beforgnisse bei einem so argwöhnischen Volke veranlasse. „Aber,“ sagt er, „es gefiel der Vorsetzung, die Sachen anders zu leiten und wahrscheinlich besser.“

Am 17. Juni Nachmittags befand sich die Diana an der Westküste der nördlichen Epige von Iturup; Solownin und seine Officiere wußten nicht, daß sie zu derselben gehöre, sahen dieses Ende vielmehr für eine besondere Insel an, denn Broughton hatte sie auf seiner Karte unbekannt gelassen. Um alle Zweifel zu zerstreuen, näherte man sich dem Lande bis auf eine Stunde; man bemerkte kleine Häuser an der Küste, Leute, die am Strande hin und her gingen, und zwei große Wäldern. In der Ueberzeugung, daß die Insel nur von Kurilen bewohnt werde, schickte Solownin ein bewaffnetes Boot an's Land; er selbst bestieg bald darauf eines, weil einer der Wäldern seinen Leuten entgegengekommen und sie nach der Insel begleitet hatte. Zu seiner großen Ueberraschung fand er da einen japanischen Officier mit etwa zwanzig Bewaffneten. Man grüßte einander sehr artig, jeder auf seine Manier; dann fragte der Japanese den Russen durch Dolmetscher, warum er zu ihnen gekommen sey. Solownin antwortete, seine Corvette brauche Holz und Wasser, und er suche einen Hafen, in welchem er dies erhalten könne. „Sobald dieses geschehen ist,“ setzte er hinzu, „werden wir uns augenblicklich wieder von Euern Küsten entfernen. Uebrigens habt Ihr von uns durchaus nichts zu fürchten, weil unser Schiff dem Kaiser gehört; wir haben weder die Absicht, gegen Euere Geseze Handel zu treiben, noch Euch das geringste Leid zu thun.“ Der japanische Beamte, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, antwortete: „die Japanesen müssen natürlich bei dem Erscheinen eines russischen Schiffes besorgt seyn, da vor wenigen Jahren zwei Schiffe Eueres Volkes zweimal japanische Dörfer angriffen, alles darin raubten oder verbrannten, und weder die Tempel, noch die Häuser, noch die Vorrathsmagazine schonten. Der Reis, unsere hauptsächlichste und fast einzige Nahrung, wird von Japan nach den in N. liegenden Inseln geschickt. Ein Unfall der Russen geschah zu Ende des Herbstes; es war zu spät, als daß unsere Schiffe hätten in See stechen und Lebensmittel für den Winter holen können. Der andere Angriff geschah im Frühlinge, ehe die mit Lebensmitteln beladenen Schiffe ankamen. Uebrigens waren die Wohnungen niedergebrannt; die Japanesen haben viel von Hunger und Kälte gelitten und mehrere sind gestorben.“

Solownin suchte dem japanischen Commandanten begreiflich zu machen, daß der Kaiser von Rußland, wenn er Japan habe bekriegen wollen, nicht kleine Fahrzeuge, sondern Fregatten in größerer Anzahl als Krusenstern bei sich hatte, und noch größere Schiffe geschickt haben würde. Er setzte hinzu, der Angriff, über welchen sich die Japanesen mit Recht beklagten, sey von Privatpersonen erdacht und ausgeführt worden ohne alle Erlaubniß von ihrem Souverain, und sie hätten Strafe erhalten, sobald ihre That bekannt geworden. Da seit fünf Jahren diese beklagenswerthen Ereignisse sich nicht wiederholt hätten, so müsse man wohl daraus schließen, daß die russische Regierung keinen Antheil daran gehabt habe.

Der Commandant schien über diese Mittheilung so erfreut zu seyn, daß er ein weit freundlicheres Gesicht machte und Golownin einlud, ihm in sein Zelt zu folgen. Man gab einander gegenseitige Geschenke. Der Japanese machte darauf die Bemerkung, daß man hier weder Holz noch gutes Wasser finden werde. Die Russen hatten dies bereits bemerkt. Er gab ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Commandanten von Urbitsch, einem Hafen an der südlichen Küste von Jurup, wo sie leicht ihre Bedürfnisse würden befriedigen, auch Reis und andere Lebensmittel erhalten können.

Da die widrigen Winde Golownin hinderten, Urbitsch zu erreichen, so wendete er sich nach Kunaschir, weil sein Dolmetscher ihm sagte, an der südlichen Küste dieser Insel gebe es einen guten Ankerplatz bei einem besetzten Dorfe. Er kam da am 4. Juli Abends an und blieb, um die Japanesen durch seine so späte Ankunft nicht in Besorgniß zu versetzen, in dem Canale zwischen Kunaschir und Jesso vor Anker liegen.

Der Argwohn war jedoch bereits erregt; in der ganzen Nacht brann-ten große Feuer auf den beiden Vorgebirgen der Bai. Die wenig freund-liche Art, mit welcher die Russen empfangen wurden, als sie in die Baisinführen und der Capitain in einem Boote an das Land zu gehen versuchte, bewies ihnen, daß sie von den Japanesen nicht gern gesehen wurden. Es wurden Kanonen gelöst; zum Glück trafen aber die Kugeln Niemanden. Die Außenseite des Forts war mit Zeugen von verschiede-ner Farbe behangen, so daß man von den Werken nichts sah. (Aaf. 9. Bdth.)

Trotz der feindseligen Stimmung der Japanesen gab Golownin ihnen nichts zu verstehen, daß er freundschaftlich mit ihnen zu sprechen wünsche. Am 9. Juli willigte ein japanischer Beamter ein, eine Unterredung mit ihm auf dem Meere, jeder in seinem Boote, zu halten. Er entschuldigte sich, daß man auf die Russen geschossen habe, durch die Versicherung, man habe einen ähnlichen Angriff wie von Kowstow geführt. Golownin wiederholte, was er schon dem Commandanten von Jurup gesagt hatte. Alles Mißtrauen schien darauf verschwunden zu seyn und die Corvette trat mit dem Fort in Verbindung. Am 11. kam Golownin nach einer Einladung mit zwei seiner Officiere und einem kurlischen Dolmetscher zu dem Commandanten, und gab demselben Geschenke, die mit großer Auf-merksamkeit besichtigt wurden und zahllose Fragen veranlaßten. Obgleich es noch sehr früh war, wurde doch Essen aufgetragen, nach dessen Be-ndigung Golownin sich entfernen wollte. Der Gouverneur, der bis dahin sehr freundlich gesprochen hatte, sprach mit einemmale sehr laut und heftig, schlug an seinen Säbel und nannte mehrmals Mesanow und Kowstow. Der arme über diese lange Rede erschrockene Dolmetscher konnte den Russen nur die wenigen Worte mittheilen: „wenn ich einen einzigen von Euch aus dem Fort hinauslasse, kostet es mich das Leben.“ Als aber die Russen eine Bewegung machten, um aus dem Zelte herauszuweichen, in dem sie sich befanden, wagten es die Japanesen nicht, Hand an sie zu le- gen; sie schrien bloß gewaltig und warfen den Russen Stücke Holz unter die Beine, damit sie fallen sollten; sie schossen selbst nach ihnen, aber ohne Jemanden zu verwunden. Doch gelang es ihnen, einen Officier, einen Matrosen und einen Dolmetscher einzuschließen. Golownin mit dem andern Officier und drei Matrosen gelangte an das Boot; aber es war Eile eingetreten, und so wurden sie umringt und genöthigt, sich zu er-geben.

Diese acht Gefangene wurden gebunden, von Kunaschir nach Jesso und am 27. August in den Hof des Castells von Matsimal gebracht. Man schloß sie hier in einem großen Schoppen ein, der finster, von Palis-aden und spanischen Reitern umgeben, und in kleine Gemächer, wie Kä-fige, getheilt war. Einige wurden allein, andere zusammen eingeschlos- sen. Mehrmals führte man sie in die Stadt, wo man sie verhörte. Die Fragen waren jedoch so kleinlich, daß Golownin die Geduld verlor und endlich fragte, welchen Grund man wohl habe, um ihn und seine Gefähr-ten durch eine so kindische Neugierde zu quälen. Der Banio antwortete mit großer Freundlichkeit: „Ihr dürft darüber nicht blos werden; man

Reise in Asien.

nöthigt Euch ja nicht zu antworten; man spricht mit Euch wie mit Freunden.“

Uebrigens sorgten die Japanesen vollkommen für die Russen; als der Winter kam, versah man sie mit warmen Kleidern und Wärmefellen; als die Kälte zunahm, wendeten sie alles auf, dieselben in den Köfigen dage- gen zu schützen; es wurde Feuer in dem Schoppen angezündet und die Gefangenen durften sich an demselben wärmen. Der Gouverneur, der nach den Gesetzen sie nicht zu sich einladen durfte, schickte ihnen Esi und Confituren.

Am 13. April 1812 waren sie in ein Haus zwischen dem Thore des Castells und einem steilen Felsen gebracht worden. Am 28. um Mitter- nacht gelang es ihnen, durch ein Loch zu entfliehen, das sie unter den Palissaden gegraben hatten. Sie waren bereits bis an die nördliche Küste der Insel gekommen, wo sie ein Boot zu finden hofften, auf dem sie sich von Jesso entfernen könnten, als man sie entdeckte und festnahm. Man band ihnen die Hände nur leicht auf dem Rücken und machte ihnen keine Vorwürfe; ja als die Japanesen bemerkten, daß Golownin sich das Knie verrenkt habe und hinkte, faßten sie ihn unter dem Arme, um ihn über die schwierigen Stellen hinwegzuhelfen.

Als sie nach Matsimal zurückkamen, wurden sie von dem Banio nach der Ursache ihrer Flucht gefragt. Golownin und seine Gefährten ant- worteten: weil sie nicht die geringste Hoffnung hätten, ihre Freiheit wie- der zu erlangen, und der Beamte, den seine gewöhnliche Freundlichkeit nie verließ, hielt ihnen im wohlwollendsten Tone vor, sie hegten mit Unrecht so traurige Gedanken, sie müßten auf Gott vertrauen. Dann wurden die Russen von neuem verhört, und alle diese Verhöre endigten mit tröst- lichen Worten.

Am 6. Septbr. wurden Golownin und ein anderer Officier in das Castell beschieden, wo ihnen der Gouverneur zwei Papiere mittheilte, welche an den Commandanten von Kunaschir von dem Capitain Ricord geschickt worden waren, der seit der Abwesenheit seines Vorgesetzten die Diana befehligte. Ricord hatte, nachdem er die Verhaftung Golownins erfahren, das Fort heftig beschossen, das Feuer aber einstellen lassen, als er bemerkte, daß dasselbe wegen der zu großen Entfernung die gewünschte Wirkung nicht hervorbringe, und sich entfernt. Die Japanesen hatten mit nicht mehr Erfolg geantwortet. Seine Mannschaft war zu wenig zahlreich, als daß er hätte eine Landung wagen können, ohne die Corvette in Gefahr zu bringen. Er nahm seine Stellung außer der Schußweite von dem Fort und schrieb an Golownin einen Brief, in dem er ihm den tiefen Schmerz und den Unwillen der Officiere und Matrosen meldete, und ankündigte, sie würden von diesem Augenblicke alles versuchen, was zu seiner Befreiung führen könnte. Dieser Brief kam Golownin in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft in die Hände und machte sowohl auf ihn und seine Unglücksgefährten, als auch auf die Japanesen einen räth-renden Eindruck.

Ricord wollte nach Petersburg eilen und die Regierung um die Er- laubniß ersuchen, eine Expedition zur Befreiung Golownins zu unterneh- men. Er war in Irkutsk angekommen, als er den Befehl erhielt, nach Schotél zurückzukehren, die begonnene Aufnahme der Länder zu vervoll- ständigen und in Kunaschir Nachrichten über das Schicksal des Capitains einzuziehen. Am 28. Juli 1812 befand er sich von neuem vor dieser In- sel, diesmal aber mit zwei Schiffen. Nachdem mehrere Tage mit ver- geblichen Versuchen hingegangen waren, in freundschaftlichen Verkehr mit den Japanesen zu treten und von ihnen gewisse Nachrichten über Golow- nin zu erhalten, entschloß er sich am 6. Septbr. ganz dicht am Ufer einen japanischen Baibar wegzunehmen. Die Brute darauf entflohen fast alle an das Land; man befiel nur zwei Japanesen und einen Kurilen. Den nächsten Tag bemächtigte man sich eines großen Fahrzeuges, das nach der Bai zu steuerte; es hatte 60 Personen an Bord; einige davon sprangen in das Wasser, um sich zu retten; mehrere wurden von den russischen Booten aufgefangen, andere erreichten die Küste und noch andere er- tranken.

Takatai Gaki, der Eigenthümer des Schiffes, wurde zu Nicord gebracht und erklärte, er besitze noch zehn solche Fahrzeuge, komme von Sturup und reise nach Rakobade mit einer Ladung gedorrter Fische. Nicord erfuhr von ihm, daß Solownin und die sechs andern Russen noch lebten. Da gab er denn jeden Kackegebanen auf und entschloß sich, den japanesischen Handelsmann nebst vier seiner Matrosen nach Kamtschatka zu bringen, um von denselben bestimmter alles zu erfahren. Der Japanese hörte die Nachricht mit völliger Gleichgültigkeit an, und sagte bloß: „gut, ich bin bereit.“

Im nächsten Frühjahr erschien Nicord wiederum vor Kunaschir. Durch Vermittelung Gakis, von dem er japanisch gelernt und den er die russische Sprache gelehrt hatte, las er einen von dem Gouverneur von Matsmai an den Commandanten von Kunaschir gerichteten Brief. Er erklärte, daß er bereit sey nach Rakobade zu reisen, wenn es ihm die Japanesen möglich machen wollten, mit zwei Bevollmächtigten Unterhandlungen anzuknüpfen. Etwa 20 Tage nachher kam der erste Rath des Gouverneurs von Matsmai an Bord der Diana, um dem Commandanten von Kamtschatka sein Bedauern darüber auszubringen, daß ihm die Geseze Japans nicht erlaubten, mit ihm zu unterhandeln, und ersuchte ihn, sein ganzes Vertrauen auf Takatai Gaki zu setzen.

Die japanische Regierung verlangte eine von zwei russischen Commandanten unterzeichnete und besiegelte Bescheinung, daß Krowstow ohne Vorwissen und ohne Genehmigung der russischen Regierung die Feindseligkeiten begangen habe, daß man die in Takatai und Sturup weggenommenen Waaren und Kriegsvorräthe zurückgebe, und sobald als möglich antworte.

Am 29. Juni nahm Nicord Abschied von Takatai Gaki und vierzehn Tage später war er in Ochotsk; am 22. Septbr. gelangte er in die Vulkanbai und brachte eine Erklärung des Commandanten von Ochotsk sowie ein Schreiben von dem Gouverneur von Irkutsk. Ein japanischer Botsch brachte ihn in den Hafen von Rakobade; Takatai Gaki kam ihm entgegen. Die Erklärung wurde von dem letztern den japanischen Commissaren übergeben. Nicord überbrachte ihnen die Depesche in großer Cerimonie, und am 7. Octbr. erhielt endlich Solownin mit seinen Gefährten nach dritthalb Jahren die Freiheit.

In der Audienz, in welcher der Banio ihnen ankündigte, daß sie ihren Handelsleuten zurückgegeben werden würden, las er ihnen eine Erklärung der japanischen Regierung vor, daß das verbrecherische Benehmen Krowstows die Ursache ihrer Gefangenschaft sey, daß man sie aber, da der Banio sich überzeugt, jener Officier habe eigenmächtig gehandelt, auf Befehl des Kaisers von Japan in Freiheit setze. Darauf richtete er seine Glückwünsche in folgenden Worten an sie: „seit drei Jahren lebt Ihr in einer Grenzstadt Japans und unter fremdem Klima. Jetzt genießt Ihr das Glück, in Euer Vaterland zurückzukehren. Dieses Ereigniß erfreut mich sehr. Ihr habt etwas von den Gesezen unseres Landes kennen gelernt; sie verbieten jeden Verkehr mit den Ausländern, und befehlen, ihre Schiffe von unsern Küsten zu entfernen. Verbreitet diese Thatfache in Eurer Heimath. Wir haben gewünscht, Euch so artig als möglich zu behandeln; da wir aber Euer Sitten nicht kennen, so ist es möglich, daß wir das Gegentheil gethan haben. Jedes Land hat seine Gebräuche, die sich oft sehr von einander unterscheiden; aber überall sind die guten Handlungen verdienstlich. Macht auch das bei Euch bekannt. Ich wünsche Euch allen eine glückliche Reise.“

Die drei ersten Beamten drückten ebenfalls den Russen schriftlich ihre Freude über ihre Freilassung aus; alle Japanesen nahmen Antheil an diesem glücklichen Ereigniß, und der Oberpriester von Rakobade ließ wie der Gouverneur sagte fünf Tage lang in dem Tempel öffentliche Gebete halten, um den Himmel zu bewegen, ihnen eine glückliche Rückkehr zu geben.

Alle Kleidungsstücke und Habseligkeiten, die man ihnen abgenommen hatte, wurden ihnen zurückgegeben. Man brachte ihnen auch mehrere Kisten mit Gefäßen von Lack, und sagte, es wären dies Geschenke der

Dolmetscher für die Bächer, welche diese angenommen hatten; aber sie wußten wohl, daß sie für Rechnung der Regierung gegeben wurden. Das Wohlwollen der Japanesen und die Redlichkeit Takatai Gakis, dessen Benehmen bei der ganzen Sache Bewunderung verdient, ließen einen tiefen und angenehmen Eindruck in dem Herzen Solownins und seiner Gefährten zurück.

Dieser Seefahrer war im Stande, in seinen zahlreichen Gesprächen mit den Japanesen, deren Sprache er so ziemlich erlernte, viele Nachrichten über das Land und die dazu gehörigen Theile zu sammeln.

„Jesso,“ sagt er, „Takatai, Kunaschir und Sturup können als japanische Colonien angesehen werden; aber man muß es zur Ehre dieses Volkes sagen, daß sie weder durch Eroberungssucht, noch durch Habgier veranlaßt worden sind, sich auf fremdem Boden niederzulassen. Vor ungefähr vierhundert Jahren kaufte ein japanischer Fürst von den Eingeborenen von Jesso einen Theil der K. Küste dieser Insel.“

„Die ungemeine Menge von Fischen in den Flüssen zu Jesso veranlaßt die Gewohnheit der Japanesen, Handel mit den Ainos zu treiben, und sie unterhandeln mit denselben, um die Erlaubniß zu erhalten, an ihren Küsten Fischereien anzulegen; sie bezahlen für diese Bewilligung eine gewisse Quantität Waaren. Auf diese Art verbreiteten sie sich allmählig in dem ganzen Umfange von Jesso, und schlossen ähnliche Uebereinkommen mit den Bewohnern von Kunaschir, Sturup und dem südlichen Theile von Takatai. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zu dem Augenblicke, als sie zufällig erfuhren, daß die Russen die nördlichen Kurilen erobert hätten und sich auch der südlichen bemächtigen wollten. Da entschlossen sie sich, dieselben in Besitz zu nehmen, um jede Veranlassung von Collision in der Zukunft zu vermeiden und die Gewässer nicht zu verlieren, wo ihnen die Fischerei so viel Gewinn brachte. Die Insulaner widersetzten sich ihnen und wurden besiegt; die Japanesen legten Besatzungen dahin und betrachteten sie als Unterthanen ihres Kaisers.“

„Alles verrieth den gemeinschaftlichen Ursprung der Eingeborenen von Jesso, der Kurilen und des südlichen Theiles von Takatai. Japan hat ihnen die freie Uebung der Religion ihrer Vorfahren, ihre Geseze und Gewohnheiten und die Wahl ihrer Gemeindebeamten gelassen, die es bloß bestätigt; es bezahlt die Arbeiten, die es von ihnen ausführen läßt, aber diese Bezahlung ist so unbedeutend, daß die Ainos darüber unzufrieden sind.“

„Die Vielweiberei ist ihnen erlaubt; sie haben zwei, auch drei Frauen, die Vornehmen selbst noch mehr. Sie lehren ihre Kinder nur die Jagd, die Fischerei, Bogenschießen und die gewöhnlichen Wirtschaftsarbeiten. Sie können nicht lesen und haben keine Geseze als die, welche sich als Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.“

„Sie sind sehr schmutzig und unterscheiden sich darin sehr von den Japanesen.“

„Sie sind unter einander ungemein einig, im Allgemeinen auch friedlich, gutmüthig, gaffrei, gefällig und artig. Der völlige Mangel von Schimpfwörtern in ihrer Sprache zeigt von der Sanftheit ihrer Sitten. Unsere Kurilen sagen, wenn sie gegen einen böse werden, nennen sie ihn ungeschickt. Eine der größten Beleidigungen besteht auch darin, Jemanden einen Karren zu nennen; den Namen Hund giebt man einem wirklichen Laugenichts. Ist dieser Wortvorrath erschöpft, so nehmen die Kurilen ihre Zuflucht zu russischen Ausdrücken dieser Art.“

„Die Ainos lieben den Tabak und die geistigen Getränke; den erstern Gegenstand verkaufen ihnen die Japanesen in unbeschränkter Menge; von dem letztern darf aber bei den härtesten Strafen nicht mehr als eine gewisse Quantität verkauft werden, um die Krankheiten und andern Unannehmlichkeiten zu vermeiden, welche der Mißbrauch veranlassen könnte.“

„Die japanische Regierung erlaubt den Ainos nicht, sich des Schießpulvers oder der Feuegewehre zu bedienen; sie haben deshalb nur Säbel, Lanzen und Pfeile; die Spitze der letztern tauchen sie bisweilen in den giftigen Saft der ranunculus flammula, was gewöhnlich tödtliche Wunden veranlaßt.“

„Die Physiognomie der Ainos ist keineswegs heiter; sie sind vielmehr immer traurig und niedergeschlagen, doch lieben sie den Gesang und Tanz; der erste hat nichts Angenehmes und der letzte besteht bloß in Verzerrungen des Körpers.

„Die Sonne und der Mond sind ihre Gottheiten; sie haben weder Tempel, noch Priester, noch irgend eine Art Kirch oder Vorschriften. Sie glauben an zwei Geister, einen guten und einen bösen; den ersten rufen sie durch ein Packet Schoten an, das sie in ihren Wohnungen hinlegen. Sie kümmern sich so wenig um ihren Glauben, daß die Japanesen lange nicht einmal wußten, ob sie einen Gott hätten oder nicht.

„Der große Vortheil, den die Japanesen aus ihren Niederlassungen an den Küsten der südlichen Kurilen und Karafals ziehen, besteht, wie bereits erwähnt, in dem sehr reichlichen Fischfange. Man fängt eine unglaubliche Menge Haringe, Kabliaus, Matreien, Lachse verschiedener Art, Solen und eine Masse anderer, deren Namen mir unbekannt sind. Man ficht auch Baalfische da, Nordlaper, Meerfchweine, Phoken und Seeottern, sowie viele Muscheln und Mollusken, von denen einige Arten von den Japanesen, Chinesen und Koreanern sehr geliebt und sehr theuer bezahlt werden, weil sie für sehr stark auf die Geschlechtstheile wirkende Mittel gelten.

„Die Wälder von Jesso und den andern den Japanesen gehörigen Inseln geben ihnen ebenfalls bedeutende Vortheile, die mit der Zukunft sich nur steigern müssen.

„Es ist bereits von den Säugethieren und den Vögeln dieser Inseln die Rede gewesen. Die Japanesen versicherten uns, die Berge von Jesso enthielten Gold, Silber und Blei; die Regierung erlaubt aber nur die Bearbeitung der Bleibergwerke. Ein solches giebt es 18 ris (75 Werst) in B. von Matsmai.

„Vor der Reise Kaperouse's hatten die Japanesen keine Niederlassungen auf Karafal, sie besuchten bloß die Küste, um mit den Eingeborenen zu handeln. Da sich aber dieser Seefahrer mit zwei Fregatten in diesen Gewässern gezeigt hatte, so fürchteten sie, die Europäer möchten die Absicht haben, sich da niederzulassen; sie besetzten deshalb den südlichen Theil der Insel und stellten der chinesischen Regierung die ihr drohende Gefahr vor, wenn die Europäer sich auf dieser ihr so nahe gelegenen Insel niederließen. Dem zu Folge kamen die beiden Länder überein, diese große Insel zu theilen und die Europäer zu verhindern, sich auf derselben niederzulassen. Seit dieser Zeit besitzen die Chinesen die nördliche und die Japanesen die südliche Hälfte.

„Karafal gleicht in jeder Hinsicht Jesso sehr, hat aber nach seiner geographischen Lage eine kältere Temperatur.“

Die Notizen, welche Klaproth aus dem 1785 von einem Japanesen geschriebenen Werke schöpfte, bekräftigen die von Solowin und den andern europäischen Seefahrern gegebenen Details, setzen aber eine merkwürdige Eigenthümlichkeit in Bezug auf die jungen Wären hinzu: „wenn ein Jesso einen fängt, trägt er ihn in seine Wohnung und seine Frau reicht ihm die Brust; wird er groß, so nährt man ihn mit Fischen und Vögeln.“

Die Kurilen haben mehr Vortheil, wenn sie mit den Japanesen, als wenn sie mit den Russen handeln. „Die ersten,“ sagt Solowin, „geben ihnen für ein ganzes Seeotterfell zehn große Sacke Reis, und für ein Seehundsfell zehn kleine; drei kommen einem großen gleich; für zehn Aberschwänze zwanzig Sacke oder ein baumwollenes gefüttertes und wattertes Kleid; für zehn Aberschwänze eine Rolle Tabak. Rechnet man den Sack nur zu drei Pud, so erhalten die Kurilen dreißig Pud Reis für ein Seeotterfell. Die amerikanische Compagnie verkaufte in unserer Gegenwart in Kamtschatka das Pud Reis, den sie von den Japanesen geholt, für 16 Rubel.

Jesso hat eine Ausdehnung von 125 Stunden in der Länge von NRO. nach SWO. und von 100 St. in der Breite von NRO. nach SWO. Die Oberfläche beträgt 7900 Q.St. Diese Insel hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und treibt in verschiedenen Richtungen bemerkenswerthe Bergberge aus, welche die Enden tiefer Baten bezeichnen. Die

höchsten Berge erheben sich wenigstens 8000 Fuß über den Meerespiegel und mehrere sind fortwährend mit Schnee bedeckt. Flüsse durchströmen das Innere; die Seefahrer, welche an den Küsten hinführen, sahen viele Wäldungen. Die Vulkane sind zahlreich in SO. und die Erdbeben ziemlich häufig.

Karafal ist 212 Stunden von N. nach S. lang und 40 St. breit an der breitesten Stelle, aber nur 18 in der mittlern. Die Form ist sehr unregelmäßig. Ihr südliches Ende theilt sich in zwei große Halbinseln, welche die Bai Anwa einschließen; in der Mitte der Ostküste öffnet sich die Gebuld-Bai, welche von dem gleichnamigen Cap begrenzt wird. Die Bucht d'Estaing und de Langie befinden sich an der Westküste.

Es ist schwer, sich eine auch nur annähernde Idee von der Bevölkerung dieser Inseln zu machen, und wahrscheinlich werden auch alle Hilfsmittel der raffiniertesten Statistik nicht vermögen, Resultate zu erlangen, welche sich nur der Wahrscheinlichkeit nähern; deshalb wagen wir gar keine Vermuthung darüber auszusprechen.

Kapitel XXIII.

Japan. — Nutzlose Versuche der Engländer, daselbst die Stelle der Holländer einzunehmen.

Die „Materische Reise um die Welt“ enthält im ersten Bande sehr ausführliche Details über Japan, und der Schluß jener Schilderung giebt die vortheilhafteste Vorstellung von dem geistlichen Zustande dieses Reiches. Das politische System, in dem es unerschütterlich gegen die Fremden beharrt, hat keine nachtheilige Wirkung gehabt, und natürlich weicht die Regierung nun auch nicht davon ab. Die Holländer sind bekanntlich das einzige Volk Europas, mit welchem die Japanesen Handel treiben. Alle Schriftsteller haben das Schicksal der Holländer beklagt, welche alle Chikanen erdulden, die ihnen das japanische Mißtrauen auferlegt; man hat selbst hinzugefügt, dieser Verkehr sey gegenwärtig sehr wenig einträglich und bezahle demnach die Erniedrigung nicht, die er koste. Ohne diese Behauptung bestreiten zu wollen, kann man sie doch als gewagt ansehen, da die Engländer, denen Niemand den bewundernswürthesten Scharfsinn in Handelsangelegenheiten absprechen wird, in Japan den Platz der Holländer einzunehmen sich bemühten.

Von 1795 bis 1814 wurde diese Nation in die französischen Kriege hineingezogen; ihre Seefahrt nach Indien litt darunter und hörte fast ganz und gar auf; man konnte keine Schiffe mehr von Batavia nach Japan schicken, weil sie der Gefahr ausgesetzt waren, von den englischen Kreuzern weggenommen zu werden. Man war genöthigt, nordamerikanische Schiffe zu mietthen, um dieselben unter holländischer Flagge nach Rangasack zu schicken. Das Erstmal, als die Japanesen ein solches Schiff sahen, erkannten sie sogleich, daß die Mannschaft eine andere Sprache rede als ihre gewöhnlichen Gäste. Diese sagten ihnen, diese Fremden redeten die englische Sprache, wohnten aber in Amerika und hätten einen auf eine bestimmte Zeit gewählten Monarchen, der nicht nur von dem Könige von Großbritannien nicht abhängt, sondern bereit sey, demselben den Krieg zu erklären, wenn es die Umstände erforderten; da machten die Japanesen durchaus keine Schwierigkeiten, die nordamerikanischen Schiffe und Mannschaften in dem Hafen von Rangasack zuzulassen. Ein Capitain aber, der 1807 für seine eigene Rechnung Handel zu treiben versuchte, wurde augenblicklich zurückgewiesen.

Die Engländer, welche im Allgemeinen von diesen Thatfachen unterrichtet waren, glaubten, die Japanesen würden, wenn sie einmal daran gewöhnt wären, die englische Sprache zu hören, sie selbst auch annehmen, aber sie wußten nicht, daß diese von den Holländern benachrichtigten asiatischen Insulaner recht wohl einen Unterschied zu machen wissen zwischen

einem eigentlich sogenannten Engländer und einem Engländer vom zweiten Schnitte, wie man die Nordamerikaner in China nennt. Im Jahre 1808 im October erschien ein europäisches Fahrzeug zu Rangasaki unter holländischer Flagge. Das Schiff von Batavia wurde erwartet und der Gouverneur der Stadt forderte den Präsidenten des Comptoirs, Doeff, auf, wie gewöhnlich zwei seiner Leute mit den Banios an Bord zu schicken. Das Boot der Holländer fuhr voraus und ihm kam das vom Schiffe entgegen; ein Subalternofficier des letztern ersuchte sie in holländischer Sprache, in sein Fahrzeug zu kommen, als aber die Holländer erst die japanischen Beamten herankommen lassen wollten, fielen die Fremden mit dem Säbel in der Faust über sie her und brachten sie mit Gewalt auf ihr Schiff. Es war die Fregatte „Phaeton“. Als bald kehrten die Japanesen nach der Stadt zu zurück und berichteten der Behörde das seltsame Ereigniß, von dem sie Zeuge gewesen waren.

„In ganz Rangasaki,“ erzählt Herr Doeff, „herrschte eine unbeschreibliche Unruhe und Verwirrung. Der Gouverneur besonders war in hohem Grade aufgebracht; zuerst ließ er seinen Zorn an den beiden Banios aus und schalt sie tüchtig, daß sie ohne meine Landleute zurückgekommen wären und nicht versucht hätten zu erfahren, welcher Nation das fremde Schiff angehöre. Ehe ich eine einzige Frage an ihn richten konnte, sagte er in ungewöhnlich aufgeregtem Tone zu mir: „sey ruhig, Herr Präsident, ich werde alles aufbieten, um Deine Leute zurück zu erhalten.“ Die Dolmetscher versicherten mich ebenfalls seines festen Entschlusses in diesem Punkte, müsse er auch gegen ein Herkommen oder ein Geseß handeln. Ich sah wirklich, daß die Japanesen alle nöthigen Vorbereitungen machten, um sich zu verteidigen, ja um im Nothfalle sogar anzugreifen.

„Aber welche Angelegenheit! Der Gouverneur erfuhr in diesem Augenblicke mit Schrecken, daß sich höchstens 70 Mann auf dem Posten der kaiserlichen Wache zwischen dem Papenberg und Rangasaki befänden, den in der Regel immer 1000 M. besetzt halten sollen, und daß die Officiere abwesend wären. Bei dieser Nachricht erbebt der Gouverneur, denn er sah das Schicksal vorher, daß ihn unvermeidlich erwartete.

„Gegen Mittag brachte man mir einen Brief von Schimmel, meinem ersten Adjuncten, dessen Hand ich erkannte; er enthielt nur die Worte: „es ist ein Schiff von Bengalen angekommen; der Capitain heißt Yellow, und er bittet um Wasser und Lebensmittel.“

„Man fragte mich um Rath, ob man dieses Gesuch bewilligen sollte; ich verneinte dies. Erst um Mitternacht erhielt ich Nachricht von dem Gouverneur. Sein erster Secretair meldete mir, er habe den Befehl erhalten, die Holländer zu befreien. Als ich ihn fragte, wie er dies bewerkstelligen wolle, antwortete er: „Deine Landleute sind durch Verrath gefangen genommen worden; ich werde allein an Bord gehen; meine freundschaftlichen Aeußerungen werden mir Zutritt verschaffen; ich will versuchen, eine Unterredung mit dem Capitain zu erlangen; weigert er sich, die Gefangenen herauszugeben, so erdolche ich ihn und sodann mich.“ Ich rieth ihm von einem Versuche ab, der kein günstiges Resultat verheißt, und überdies für diejenigen gefährlich werden konnte, die dadurch befreit werden sollten. Der Gouverneur theilte die Ansicht seines Secretairs, so daß ich viel Mühe hatte, die Ausführung des Planes zu verhindern.

„Nun wollte man das Schiff so lange zurückhalten, bis die Fahrzeuge und Soldaten aller benachbarter Fürsten sich versammelt hätten, um dasselbe anzugreifen; die ganze Nacht verging in militärischen Vorbereitungen, welche eine zweihundertjährige Unerfahrenheit verriethen. Den andern Tag Nachmittags wurde Gogeman, einer der Gefangenen, ans Land gebracht; er erzählte, er sey auf das gröblichste insultirt und selbst mit dem Tode bedroht worden, wenn man finde, daß er die Wahrheit verläugnet, als er gesagt, es befände sich kein holländisches Schiff in dem Hafen. Als der englische Capitain in seinem Boote sich von der Wahrheit überzeugt hatte, ließ er Gogeman frei und gab ihm folgendes Schreiben mit: „ich habe befohlen, Gogeman in meinem Boote an das

Land zu bringen, um mir Wasser und Lebensmittel zu verschaffen; wenn er nicht zurückkommt und mir vor der Nacht keine Nachricht bringt, gehe ich morgen frühzeitig unter Segel und verbrenne die japanischen und chinesischen Fahrzeuge, die im Hafen liegen.“

„Der Gouverneur wollte Gogeman nicht erlauben, an Bord der Fregatte zurückzukehren, ich überredete ihn aber, seine Einwilligung zu geben, da dies das einzige Mittel sey, welches für die Sicherheit meiner Landleute bürge. Die japanischen Behörden waren später sehr zufrieden, meinen Rath befolgt zu haben. Als die beiden Gefangenen zurückkamen, erklärten sie, nachdem der Capitain die Lebensmittel erhalten, habe er sie sehr artig behandelt.

„Nun war es an dem Gouverneur, wo möglich den Artikel seiner Instruktion auszuführen, die ihm vorschreibt, jedes Schiff, welches an der Küste eine Gewaltthat oder Geseßwidriges begeht, so lange zurückzuhalten, bis er den Willen der Provinzialregierung darüber erfahren. Als man mich um Rath fragte, antwortete ich: meiner Meinung nach besäßen die Japanesen nicht die hinreichenden Mittel, mit Gewalt eine gut bewaffnete Fregatte zurückzuhalten, und rieth, sie so lange hinzuhalten, bis man eine gewisse Anzahl mit Streinen beladener Dschonken in dem engsten Theile des Fahrwassers zwischen dem Papenberg und den Cavallen versenken könne. Ich setzte hinzu, daß man alles am nächsten Tage vorbereiten könne, um im Stande zu seyn, den Plan in der nächsten Nacht auszuführen. Der Hafencapitain bewies, daß dies sehr leicht seyn würde, und er erhielt Befehl, die nöthigen Anstalten zu treffen. Ich meldete dem Gouverneur, daß der Ostwind, der seit einigen Tagen wehte, das Auslaufen der englischen Fregatte begünstige; die Japanesen glaubten aber, sie werde sich nicht eher entfernen, bis sie den Wasservorrath vollends eingenommen, den man ihn versprochen habe.

„Am andern Tage früh schlug der Fürst von Osacca, der an der Spitze einer zahlreichen Schaar ankam, dem Gouverneur vor, die Fregatte von 800 Bötten, deren jedes mit drei Mann besetzt sey, umringen zu lassen und sie auf diese Art zu verbrennen; die Japanesen sollten sich durch Schwimmen retten; er erbot sich, die Unternehmung persönlich zu leiten. Während dieser Berathung lichtete jedoch die Fregatte die Anker und verließ den Hafen mit gutem Winde.“

Die Folgen dieses Ereignisses waren von der Art, daß der Capitain des Phaeton bittere Reue über seinen Versuch fühlen mußte. Noch nicht eine Stunde nach seiner Abfahrt ergriff der Gouverneur von Rangasaki, um sich einer drohenden Ungnade zu entziehen und seiner Familie einen Makel der Schande zu ersparen, das schreckliche Mittel, das das Herkommen den Japanesen empfiehlt, um ihre Ehre sicher zu stellen: er schlichte sich mit seinem Säbel den Bauch auf. Die Officiere des Postens, der nicht besetzt gewesen war, folgten seinem Beispiele; sie waren ihrer sieben. Dennoch erhielten sie bloß von dem Fürsten von Fijien Befehle; dieser, der damals in Dscheddo residirte, büßte das Vergehen seiner Untergebenen mit hunderttägigem Gefängnisse.

Seit dieser Zeit dauerten die Verbindungen zwischen Batavia und Rangasaki wie gewöhnlich fort bis 1810; da aber wurden sie drei Jahre lang völlig unterbrochen, da die Engländer alle Besatzungen der Holländer in Ostindien besetzt hatten. Zur Zeit der Gefangenhaltung Solownins bewiesen die japanischen Behörden ihr großes Vertrauen auf Doeff; sie fragten ihn um seine Meinung über die Umstände dieser Sache, und als reiblicher Mann veräumte er nichts, um den Argwohn zu vertreiben und Mäßigung und Milde anzupfehlen.

Die Bewohner des holländischen Hauses, die aller Nachrichten aus Europa entbehrt, hatten unterdeß alle ihre Barmhertigkeit aufgezehrt. Der japanische Inspector von Desima gab sich alle erdenkliche Mühe, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Sie schwachteten noch in dieser traurigen Lage als sie im Juli 1813 zwei Schiffe unter holländischer Flagge ankommen sahen, welche das besondere Signal gaben, daß mit dem letzten Schiffe ihrer Nation 1809 verabredet worden war. Eine Stunde darauf wurde ein Brief an das Land gebracht, der die Ankunft

des Herrn Wardenaar, frühern Präsidenten des Comtoirs, als Commissar ankündigte, so wie die des Herrn Cassa, welcher Doeff ersuchen sollte, so wie jener dreier Commis. Diese Depesche erregte bei Doeff nicht den geringsten Argwohn; sein Dienst hatte die gewöhnliche Zeit bereits um mehrere Jahre überschritten, das Comptoir brauchte Commis, und Wardenaar war ein alter Freund. Ein Beamter und ein Commis gingen an Bord eines der Schiffe; der erstere kam zurück und meldete, er habe die Herrn Wardenaar und Boormann erkannt, den Capitain des Schiffes, aber der Stand der Dinge sey ihm seltsam vorgekommen, und der ehemalige Präsident habe ihm erklärt, er könne seine Papiere nur an den Herrn Doeff selbst abgeben. Die Japanesen bemerkten, daß alle Officiere an Bord englisch sprachen, weshalb sie die Schiffe für nordamerikanische hielten, die von den Holländern gemietet seyen. Um jedes Mißverständnis zu vermeiden, begab sich Doeff zu dem Herrn Wardenaar; die Verlegenheit des letztern, als er ihm ein Schreiben überreichte, fiel ihm auf; er weigerte sich dasselbe zu erblicken, ehe er nach Desima zurückgekommen war, wohin er von Wardenaar und dessen Secretair begleitet wurde. Als er die Depesche erbrochen hatte, erkannte er daraus mit Verwunderung zwei allerdings höchst merkwürdige Dinge, nämlich die Anmeldung zweier Schiffe, und dann die Ernennung des Herrn Wardenaar als japanischer Commissar und erster Chef der Niederlassung; der Brief war von Raffles, dem Vicegouverneur von Java, unterzeichnet.

Doeff fragte natürlich, wer dieser Raffles sey, und man antwortete ihm: „Java ist in den Händen der Engländer; sie haben dasselbe erobert, weil Holland Frankreich einverleibt worden ist. Wardenaar und ein Engländer, Kinste, sind von der britischen Regierung als Commissare in Japan ernannt worden.“ Doeff weigerte sich geradezu, wie es seine Pflicht war, sich dem in dem Schreiben enthaltenen Befehle zu fügen, weil er von dem Gouverneur einer in Feindeshänden befindlichen Colonie herkomme. Wardenaar fügte sich vergebens auf die Capitulation Javas, von welcher er jedoch keine Abschrift beibringen konnte. Doeff blieb bei seinem Entschlusse und sagte: „selbst wenn ich jenes Actenstück sähe, würde ich mich nicht überzeugen, daß Japan zu Java gehörig angesehen werden müsse.“

Dann setzte Doeff seinem Freunde ganz ruhig die gefährliche Lage auseinander, in der er sich befinde, und erklärte ihm, er sey fest entschlossen, sich der Ernennung eines Comptoirchefs durch einen englischen Beamten zu widersetzen; berief sodann die fünf ersten japanischen Dolmetscher, setzte ihnen die Sache auseinander und forderte sie auf, sogleich darüber an die höhern Behörden Bericht zu erstatten. Diese sahen sogleich die schrecklichen Folgen einer solchen Mittheilung voraus, und berietben sich unter einander entweder in einem Gefühle von Menschlichkeit oder in der Besorgniß, sie und einige ihrer Landsleute könnten in eine schlimme Katastrophe versetzt werden, da sie die Schiffe hatten in den Hafen einlaufen lassen. Zum Glück war Wardenaar in Japan gekannt und geachtet; die Schiffe erschienen unter holländischer Flagge, und die Behörden ahneten nicht, daß die Engländer einen holländischen Agenten in ihrem Dienste hätten. Sie stellten von neuem alle Umstände dem Präsidenten vor und erlangten es von ihm, daß er das Geheimniß bewahrte und auf seinem Posten blieb, indem sie ihm ihr Wort gaben, die ganze Verantwortung über sich zu nehmen, wenn die Sache entbedet würde.

Doeff wendete dieses Abenteuer zum Vortheile seines Vaterlandes; es war ihm nicht schwer, Kinste und Wardenaar von der großen Gefahr zu überzeugen, der sie sich in dem Falle aussetzten, daß er den Japanesen auch nur indirect andeute, welcher Nation die Schiffe „Marie“ und „Charlotte“ angehörten. Dieselben würden augenblicklich verbrannt und alle Personen darauf ermorbet werden. Er setzte hinzu, es würde ihm durchaus unmöglich seyn, diese schreckliche Entwicklung der Sache zu verhindern, da er den tiefen Haß der Japanesen gegen die Engländer, besonders seit dem Ereignisse mit dem Phaeton, kenne. Dem zu Folge kam man schriftlich überein, daß die ganzen Ladungen der beiden Schiffe Doeff übergeben werden sollten, der sie nach der gewöhnlichen Weise vertreiben

und Rechnung darüber ablegen werde. Die Eigenthümer übernahmen dagegen für Rechnung ihrer Regierung die Schulden und Verpflichtungen, welche das Comptoir von 1800 bis 1813 eingegangen, und zögen dieselben von dem Ertrage der Ladungen ab. Nach der Abladung sollten sie wie gewöhnlich Kupfer einnehmen.

Das Stillschweigen der japanischen Dolmetscher war hinreichend durch die Gefahr ihrer eigenen Sicherheit verbürgt; sie wußten für das Zuwartbleiben Doeffs plausible Ursachen anzugeben, und die Behörden waren zufrieden gestellt. Wardenaar und Kinste mußten sich sehr glücklich schätzen, so sich aus der Schlinge zu ziehen. Um diese Zeit bestand die Besatzung von Rangasaki und der Forts in der Nähe aus den Truppen des Fürsten von Hien, und ohne Zweifel lebten in der Stadt noch Freunde und Verwandte der Personen, welche Opfer des vergeblichen Erstichens des „Phaetons“ geworden waren. Sicherlich dürrten diese nach Rache.

Einen neuen Versuch machte Sir Stamford Raffles im Jahre 1814. Cassa, ein Holländer, wurde auf der „Charlotte“ abgeschickt, den Herrn Doeff zu ersuchen. Alles scheint geschickter und vorsichtiger angelegt gewesen zu seyn als im vorigen Jahre, und es gelang im Anfange Cassa, zwei der fünf Dolmetscher für sich zu gewinnen; aber Doeff wußte den Vortheil zu behaupten, den ihm die vorhergegangenen Ereignisse gegeben hatten; er weigerte sich von neuem anzuerkennen, daß die Capitulation von Java sich auch auf das holländische Comptoir in Desima erstrecken müsse. Seine Ausdauer siegte auch diesmal. Er blieb Präsident, aber ohne alle Communication mit der Außenwelt bis 1817. Da kamen zwei Schiffe an, welche die glückliche Nachricht brachten, daß Java den Holländern zurückgegeben sey und die Regierung das Benehmen des Herrn Doeff vollkommen billige.

In demselben Jahre segelte eine englische Brigg unter dem Capitain Gordon von Calcutta nach Japan ab. Es war ein Privatunternehmen; Gordon mußte aber, gezwungen durch schlechtes Wetter, in Schottland anlegen und von da nach Indien zurückkehren. Weit entfernt den Muth zu verlieren, segelte Gordon, der durchaus Handelsverbindungen mit Japan anknüpfen wollte, von Calcutta von neuem am 2. März 1818 ab. Am 17. Juni gelangte er in die Bai von Schebdo zugleich mit mehreren Dschonken. Bei Sonnenuntergange war er nahe am Lande; in der Nacht trat Windstille ein; die Brigg gerieth an einen Felsen und sie mußte einen Anker auswerfen, um den Wind abzuwarten.

„Am 18. mit Tagesanbruch“, erzählt Gordon, „kamen zwei Bote heran; wir befanden uns wenigstens zwei Meilen von wohlbevölkerten Städten und Dörfern. Im Laufe des Tages erhielten wir Besuch von verschiedenen Regierungsbeamten, namentlich zwei Personen, die wahrscheinlich einen sehr hohen Rang einnahmen, was ich aus der tiefen Ehrfurcht schloß, mit der man ihnen begegnete. Ich kündigte ihnen meinen Wunsch an, nach Schebdo zu gehen, um die Erlaubniß zu erhalten, mit meiner Ladung dahin zu kommen. Da wir den Wind und die Fluth gegen uns hatten, so rieth man mir, in einer benachbarten Bai Schutz zu suchen; ich wurde durch einen Boten und zwei Bote dahin gebracht und war dort nur 60 Meilen von der Hauptstadt entfernt.“

„Die Japanesen ersuchten mich um die Erlaubniß, unsere Waffen, unsere Munition und das Steuer des Schiffes an's Land zu bringen, und da ich wußte, daß die, welche in Rangasaki anlegen, sich diesen Formalitäten unterwerfen, so fügte auch ich mich ohne Zögern; doch weigerte ich mich, das Schiff abzulassen, weil diese Maßregel großen Zeitverlust veranlaßt haben würde.“

„Wir waren durch eine Reihe von zwanzig Booten umgeben, die an einander hingen und nur einige Klaffern von uns sahen. Weiter hin befanden sich etwa sechzig Wachbote und Kanonierhauppen, außer drei Dschonken so groß als unsere Brigg, die mit mehreren kleinen Kanonen besetzt waren. Oft betrug die Zahl der Mannschaft in den Bötten, welche uns bewachten, 1000 Mann; nie unter der Hälfte. Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher Wachsamkeit sie ihren Dienst verrichteten und mit welcher strengen Genauigkeit man unsere Handlun-

gen beobachtete; man schrieb alles auf und zeichnete alles ab, was die Aufmerksamkeit erregte.

„Die Menge der Personen, die uns besuchten, war anfangs sehr bedeutend gewesen; nach dem ersten Tage aber durften die Neugierigen nicht mehr an Bord kommen, nicht einmal mehr sich uns in Bötten nähern. Das Ufer jedoch blieb fortwährend mit Zuschauern bedeckt, und unter der Menge bemerkten wir zum größten Theile Frauen.

„Am 23. kamen zwei Dolmetscher; der eine verstand vollkommen Holländisch, der andere etwas Russisch und alle beide sprachen etwas Englisch; unsere Unterhaltung wurde bloß in der holländischen Sprache geführt. Ich setzte ihnen den Beweggrund meiner Ankunft in Japan auseinander, und als sie gehört hatten, aus welchem Hafen ich ausgelaufen sey u. c., fragten sie mich, ob ich nicht Mitglied oder Agent der englisch-ostindischen Compagnie sey. Auf meine Verneinung sagte der eine, als ob er mit sich spreche: „es ist gut.“

„Als der Name Golownin genannt wurde, erkundigten sich die Dolmetscher sehr lebhaft, ob er in Ochotsk sey; sie fragten ferner, ob die Holländer und Engländer in Frieden mit einander lebten. Ich bejahte dies, und der Dolmetscher sagte: „ich habe allerdings erfahren, daß seit zwei Jahren der Friede in ganz Europa herrscht.“

„Ich drückte die Hoffnung aus, die Erlaubniß zu erhalten, im folgenden Jahre mit meinem kleinen Schiffe wieder nach Japan kommen zu dürfen; man stellte mir aber vor, die Gesetze des Reiches, die immer streng beobachtet würden, seyen dagegen, und man habe ein ähnliches dreimaliges Besuch Rußlands abgewiesen. Unser Gespräch fand auf dem Hinterdeck, als dem bequemsten Orte, statt; als die Dolmetscher sich entfernten, versprachen sie mir, täglich, wenn ich nicht gestört werde, ihren Besuch zu wiederholen so lange ich mich auf der Rhede befinde; sie grüßten mich auf europäische Art.

„Am andern Tage betrafen ihre Fragen den Geburtsort jedes Mannes auf der Brigg, meine Familie und die Glieder derselben. Als sie erfuhren, daß ein Bruder von mir Secretair an einem Gerichtshofe in Calcutta sey, riefen sie: „er ist also im Dienste der Compagnie?“ Dieser an sich so unbedeutende Umstand schien sie sehr besorgt zu machen.

„Ich zeigte ihnen Blatterngift und erfuhr mit Vergnügen, daß man in ihrem Vaterlande die Vaccine kenne. Um 1812 hatte Golownin auf die Vortheile dieses Verfahrens aufmerksam gemacht, und man wünschte die Einführung desselben. Von allen Ländern, die ich gesehen, ist Japan dasjenige, wo man die meisten Spuren der Verwüstungen der Blattern sieht. Unter den Personen, welche die Neugierde zu uns führte, befanden sich sehr viele, welche blatternarbig waren.

„Man fragte mich, ob England noch immer Schiffe nach China schicke und ob die Schiffe wie gewöhnlich in Canton Thee für London einnähmen. Diese Fragen hatten vielleicht Bezug auf den Ausgang der Gesandtschaft des Lords Amherst. Dann kam das Gespräch auf die Ereignisse, deren Schauplatz Europa seit einigen Jahren gewesen war, und endlich auf Golownin. Die Japanesen schienen ihn für einen Mann zu halten welcher ihre nördlichen Besitzungen, sowie die Hüfsquellen ihres Reiches und den Charakter der Nation recht gut kenne.

„Wir gingen mit einander in die Kajüte hinunter und sie fragten mich, ob ich ein Barometer habe; ich hatte keines und zeigte ihnen andere Instrumente. Sie kannten den Namen und Gebrauch derselben.

„Den andern Tag brachte man uns Wasser, um damit unsere Käfer zu füllen, und dies war ein Anzeichen unserer baldigen Abreise. Wirklich kamen gegen Mittag die Dolmetscher und zeigten mir nach den gewöhnlichen Complimenten verschiedene Papiere von ihrer Regierung; dann sagte einer von ihnen: „Du hast um die Erlaubniß gebeten, in Japan Handel zu treiben; ich habe den Auftrag von dem Gouverneur dieser Stadt, Dir zu erklären, daß Dein Besuch nicht bewilligt werden kann, weil die Gesetze des Reiches jeden Verkehr mit den Fremden verbieten mit

Ausnahme dessen, der in Rangasack mit den Holländern und Chinesen stattfindet. Dem zu Folge fordert Dich der Gouverneur auf, mit dem ersten günstigen Winde abzusegeln.“

„Ich wollte ihnen einige kleine Beweise der Erinnerung geben; sie antworteten aber, die außerordentliche Strenge ihrer Gesetze erlaube ihnen nicht, etwas anzunehmen; dann wünschten sie uns eine glückliche Reise. Es waren geistreiche und klare Männer, und sie besaßen weit mehr allgemeine Kenntnisse, als ich bei ihnen zu finden erwartete. Sie sind im Allgemeinen mehr als ihre Landsleute über alles unterrichtet, was das Ausland betrifft.

„Nachmittags gab man uns unsere Waffen, unsere Munition und unser Steuerruder zurück. Den andern Tag früh wurden wir durch etwa dreißig Boote hinausbugsiert, und als das Schiff im Gange war, verließen sie uns. Meine Mannschaft dankte ihnen mit einem dreifachen Hurrah. Wir waren herzlich des Zwanges überdrüssig, dem wir uns während unseres Aufenthaltes hatten unterwerfen müssen.

„Ich glaube, man sah es von beiden Seiten ungern, daß wir uns auf diese Weise trennen mußten, und ich muß gestehen, daß ich in keinem Lande die Einwohner sich mit mehr Schicklichkeitsgefühl benehmen gesehen habe, als die Japanesen. Sie zeigten sich nicht bloß gegen uns, sondern auch unter einander artig und liebevoll; die Beweise der Achtung, welche sie ihren Vorgesetzten geben, werden von den Europäern für erniedrigend und slavisch gehalten; ich kann diese Meinung nicht theilen. Uebrigens muß auch dem oberflächlichsten Beobachter die gute Behandlung der Dienerschaft von Seiten ihrer Herren auffallen.

„Die Küste war mit Zuschauern bedeckt; viele begaben sich in Bötten, um ihre Neugierde durch die Betrachtung eines europäischen Schiffes zu befriedigen. Kaum hatten uns die, welche uns bugsierten, verlassen, als mehrere Privatböte sich uns näherten; die Neugierigen gaben unsere Einladungen nach und kamen an Bord, und bald war das Deck so gefüllt, daß ich mit Vergnügen ein Wachtschiff herankommen sah, das die Menge endlich zerstreute. Man hatte dasselbe kaum erkannt, als sich alle entfernten. Doch kamen mehrere Japanesen nochmals an Bord, und als wir sie auf das Wachtschiff aufmerksam machten, lachten sie und sagten, sie machten sich nichts daraus, während sie in andern Augenblicken wieder zu verstehen gaben, sie fürchteten mit dem Tode bestraft zu werden.

„Im Verlaufe dieses Tages und des folgenden erhielten wir von nicht weniger als 2000 Personen Besuche. Alle Japanesen zeigten sich sehr begierig, Lauschaudel zu treiben. Ich erhielt unter andern kleine Bücher und andere Proben der Landessprache, vertheilte auch einige Exemplare des neuen Testaments und verschiedene religiöse Abhandlungen in chinesischer Sprache.“

Obgleich Gordon mit seinem Versuche, Handel in Japan zu treiben, scheiterte, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, ein andermal mehr Glück zu haben; er scheint aber doch keinen neuen Versuch gemacht zu haben. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß man im Allgemeinen seine Abweisung nicht gern sehe. Uebrigens, glaubt er, liege es im Interesse Englands, den Holländern seine Tuche zu liefern, welche den Japanesen gefielen, und sich so auf eine indirecte Theilnahme an dem Gewinne dieses Verkehrs zu beschränken. Er empfiehlt denen, welche sich mit einem Schleichhandel an den Küsten Japans beschäftigen wollten, die größte Vorsicht, um die Bewohner dieses Reiches nicht durch scheinbare Gewalt in Besorgniß zu versetzen; denn wären sie einmal eingeschüchtert oder beleidigt, so würde es unmöglich seyn, das Mißtrauen und die Furcht wieder zu besänftigen, und dadurch jede weitere Verbindung abgeschnitten werden.

Kapitel XXIV.

Allgemeine Bemerkungen über die Japanesen.

Man hat aus der Erzählung Gordons gesehen, daß die Japanesen von Golownin glaubten, er besäße genaue Kenntniß von ihrem Lande. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß der englische Capitain eine so bestimmte Behauptung rein erfunden habe, und demnach muß das Zeugniß der Japanesen zum Vortheil für die Nachrichten einnehmen, welche der russische Seefahrer über ihr Vaterland gegeben hat. Man würde sich irren, wenn man glaubte, Golownin und seine Gefährten wären fortwährend in den hölzernen Kästchen geblieben, in denen man sie im Anfange einsperrte. Die Freiheit, die man ihnen allmählig ließ, machte es ihnen leicht, sich von vielen Dingen Kenntniß zu verschaffen, welche den in Japan zugelassenen Fremden verborgen bleiben sollen. Dennoch sind die Bemerkungen Golownins über dieses Reich mit dem bescheidenen Zweifel eines Mannes ausgesprochen, der die Dinge nur aus den Erzählungen seiner Hüter kennt, aber auch mit dem Scharfsinne eines Beobachters, der kein Mittel vernachlässigt hat, sich über alles zu belehren und gründliche Auskunft zu erlangen.

„Lange, sagt er, hat man die Japanesen als schlau, unantbar, im höchsten Grade rachsuchtig, mit einem Worte mit so grellen Farben geschildert, daß es kaum einen Menschen geben kann, der so lasterhaft wäre als sie. Ihre Abneigung gegen das Christenthum und ihre argwöhnische Politik, welche keinem Fremden den Eintritt in das Land gestattet, befestigten jene Schwärmungen. Man machte sich eine so schreckliche Vorstellung von dem Charakter dieser Nation, daß japanische Treulosigkeit und Grausamkeit sprichwörtlich geworden sind. Ich habe Gelegenheit gehabt, während meiner langen Gefangenschaft mich vom Gegentheile zu überzeugen.“

„Das Benehmen der Japanesen gegen die Ausländer beweist, daß sie klug und vorsichtig sind; wir haben aber auch oft erprobt, daß sie gutmüthig, gefällig und mitteidig sind. Wir fanden nur sehr wenige, welche heftig, unmenshlich oder boshaft waren. Die Strenge, welche sie im Anfange gegen uns anwendeten, schrieb sich bloß von der Furcht her, wir möchten entfliehen.“

„Sie sind geistreich und verständig, und hatten die Spanier und Portugiesen, welche sie so sehr verschrien haben, ihre edelmüthige Gastlichkeit nicht zu rühmen? Die gute Aufnahme, welche der Capitain Spangenberg fand, als er 1739 an der Mündung von Nipon verschiedene Häfen besuchte, deren Namen ihm unbekannt waren, beweist wohl hinlänglich ihre gute Meinung für die Fremden, die in reinen Absichten zu ihnen kommen. Wenn sie denen, die es wünschten, nicht verstateten überall hin zu gehen, und wenn sie keinen Handelsvorschlag annehmen wollten, so müssen wir offen gestehen, daß sie in dem unruhigen Geiste der Europäer gerechte Ursachen genug finden, warum sie mit so habgierigen Menschen nichts zu schaffen haben mögen.“

„Eine einzige Eigenschaft, welche wir unter die Tugenden zählen, scheint den Japanesen zu fehlen, nämlich der kriegerische Muth; aber wenn sie feig sind, so ist dies die Folge von den friedlichen Stimmungen ihrer Regierung und dem langen Frieden, dessen sie sich erfreut haben, oder vielmehr der seltenen Gelegenheit, Blut fließen zu sehen; man darf daraus nicht schließen, daß es der ganzen Nation an Muth gebräche. Sind nicht Völker, deren Vorfahren der Schrecken der Welt waren, bis auf die niedrigsten Stufen der Entartung herabgesunken? Oft ergreift in Rußland ein ganzes Dorf die Flucht vor einem Banditen mit zwei Pistolen, und nach einiger Zeit tragen dieselben Bauern, nachdem sie Soldaten geworden sind, furchtbaren Batterien und erstürmen für uneinnehmbar gehaltenen Forts. Macht die Uniform des Soldaten Feigen? Ist es nicht vielmehr eine dem Menschen angeborene Tapferkeit? man kann also den Japanesen keine natürliche Feigheit vorwerfen.“

„Ob sie gleich die starken Getränke sehr lieben und die Leute aus den untern Classen sich gern berauschen, so wird doch die Trunksucht dort nicht so weit getrieben, wie bei mehreren Nationen in Europa. Sich auf offener Straße betrunken zu zeigen, würde eine große Schande seyn. Die, welche gern trinken, versammeln sich Abends, nachdem sie ihre Geschäfte und ihre Arbeiten beendigt haben.“

„Ihr vorherrschendes Laster ist die Ausschweifung in geschlechtlicher Hinsicht. Obgleich ihnen das Gesetz nur eine rechtmäßige Frau erlaubt, so nehmen sie doch so viele Concubinen als sie können, und die Reichen benutzen diese Erlaubniß bis zum Uebermaße. Die Purenhäuser stehen unter dem Schutze der Geseze; sie sind sehr zahlreich und sehr besucht, haben ihre Statuten, ihre Reglements und ihre Privilegien. Diejenigen, welche solche Häuser halten, gelten nicht dafür, als trieben sie ein ehrenbreitendes Geschäft; man sieht sie für Geschäftsleute an, die einen besondern Industriezweig betreiben; doch ist ihre Gesellschaft nicht sehr gesucht.“

„Diejenigen, welche solche Häuser besuchen, gehen dahin erst nach Sonnenuntergang; man macht dort Musik; der Ton des Songs und der Trommel hört nicht auf dort zu erschallen. Nahe an unserer Wohnung in Matsmai gab es ein solches Haus, und ich erinnere mich nicht, eine einzige Nacht erlebt zu haben, in welcher mich jene Instrumente nicht betäubt hätten.“

„Bei einem unserer Spaziergänge führten uns die Dolmetscher, um unsere Neugierde zu befriedigen, vor ein solches Haus. Sogleich liefen ein halbes Duzend junge Mädchen an die Thüre, um uns zu sehen; einige befanden sich noch in der ganzen Jugendfrische und schienen vollendete Schönheiten zu seyn; freilich hatte ich seit langer Zeit keine Europäerinnen gesehen. (Taf. 11. Abbild.)“

„Sonst war die Rachsucht der vorherrschende Charakterzug der Japanesen. Die Pflicht, eine Beleidigung zu rächen, pflanzte sich von einer Generation zur andern fort, und eine Familie sah ihre Ehre nur dann für gerettet an, wenn eines ihrer Glieder die Beleidigung in dem Blute eines Verwandten des Beleidigers abgewaschen hatte. Man hat mich versichert, daß gegenwärtig diese wüthende Leidenschaft sehr nachgelassen hat und daß die Beleidigungen schneller vergessen werden. Gibt es übrigens nicht auch an andern Orten eben so unsinnige Gewohnheiten?“

„Die Japanesen sind sparsam aber nicht geizig; sie sprechen mit der größten Verachtung von der Sucht, Geld zusammenzuscharren. Die Menschen, die kein anderes Vergnügen kennen, sind fortwährend der Gegenstand der heißesten Satire. Jeder kleidet sich nach seinem Stande und so kostbar und elegant, als es ihm möglich ist. Die Ehrfurchtsbezeugungen der Untergebenen gegen die Vorgesetzten kommen uns mit Recht erniedrigend vor. (Taf. 10. Abbild.) Diese Gewohnheit ist bei ihnen aber so alt, daß sie sich wahrscheinlich nicht ändert.“

„Ich glaube, diese Nation ist die, wo der Elementarunterricht am allgemeinsten verbreitet ist; es giebt fast keinen Japanesen, der nicht lesen und schreiben könnte und dem die Geseze seines Vaterlandes unbekannt wären. Dies ist um so leichter, da sie sich fast nie ändern und die wichtigsten Bestimmungen derselben auf großen Tafeln an den öffentlichen Plätzen in Dörfern und Städten angeschrieben sind.“

„Die Japanesen stehen den Europäern im Ackerbau, in der Gärtnerei, dem Fischfange, der Jagd, der Verfertigung seidener und baumwollener Zeuge, Porzellan und Lackwaaren, sowie in der Kunst das Metall zu poliren, nicht nach. Sie übertreffen sie in der Verarbeitung und wissen ihre Bergwerke sehr geschickt zu bearbeiten. Die Tischlerei und Drechslerei hat bei ihnen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; alle notwendigen Hausgeräthe und die Meubles sind mit großer Geschicklichkeit gearbeitet.“

„Hinter den Europäern zurück sind sie in den schönen Künsten und den Wissenschaften, und wenig vertraut mit der Mathematik, der Astronomie, der Chemie und Medizin, wenigstens ist die Zahl der Männer, welche sich bei ihnen mit diesen Wissenschaften abgeben, sehr gering; bilden denn aber auch bei uns die wahren Gelehrten die Masse der Nation? Berücksichtigt

man die untern Classen, so sind die Japanesen unterrichteter als irgend ein Volk in Europa.

„Ich will nur ein Beispiel anführen. Eines Tages nahm ein gemeiner Soldat von denen, welche uns bewachten, eine Aertasse, und fragte mich, ob ich wisse, daß die Erde rund sey und daß Japan und Europa einander gerade entgegengesetzt lägen. Die halbkreisförmige Tasse, welche er umstürzte, diente ihm, die Sache daran zu zeigen.

„Mehrere andere Soldaten zeichneten in unserer Gegenwart geometrische Figuren, und fragten, ob wir ein Mittel wüßten, die Erde zu messen und einzutheilen?

„Fast alle Japanesen kennen die Heilkräfte der Pflanzen ihres Vaterlandes, und jeder besitzt eine kleine Apotheke, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen. Indessen haben sie, wie viele andere Völker, seltsame Vorurtheile in der Medicin und wollen die Krankheiten durch gewisse Sympathien heilen.

„Mit Ausnahme der Gelehrten und der Herren, welche Theil an der Regierung nehmen, haben die Japanesen sehr beschränkte Vorstellungen und Kenntnisse von den andern Völkern. Die Politik des Reiches verbietet den Unterthanen die Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Fremden, aus Furcht, dieselben möchten durch das Beispiel verdorben und die öffentliche Ruhe könnte gefährdet werden.

„Die Geschichte der andern Nationen, etwa die der Chinesen ausgenommen, wird von den Japanesen für nutzlos und der Aufmerksamkeit unwürdig angesehen. „Was nützt es, sagen sie, alle diese Geschichten zu lernen und zu behalten, auf die jedes Land seine Eitelkeit gründet?“ Nichts desto weniger vernachlässigen die Mitglieder der Regierung und die Gelehrten die neuere Geschichte der europäischen Staaten nicht, besonders derjenigen, welche durch ihre Niederlassungen im Auslande gewissermaßen ihre Nachbarn sind. Die Regierung sucht mittels der Chinesen und Holländer sich Nachrichten von allem zu verschaffen, was in Europa vorgeht, über die Niederlassungen der Russen in Amerika und über die colossale Macht der Engländer in Indien. Trotz allen unsern Bemühungen, sie von den friedlichen Absichten unsers Kaisers zu überzeugen, fürchten sie doch, Rußland werde früher oder später eine furchtbare Expedition gegen sie senden. In der Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes sind sie sehr bewandert und die geschichtlichen Bücher bilden ihre Lieblingslectüre.

„Ich habe bei allen Japanesen eine außerordentliche Artigkeit bemerkt; die gute Erziehung geht bei ihnen dahin, einander alle Arten von Gefälligkeiten zu erweisen. Diejenigen, mit welchen wir gewöhnlich umgingen, gehörten nicht den höhern Classen an; doch hörten wir nie, daß sie einander beleidigten oder sich unter einander zankten; nie beleidigten Schwüre und Flüche unsere Ohren. Die Soldaten, die in der Hauptwache saßen, plauderten ruhig mit einander; besonders gern spielten sie Karten. (Taf. 10. Abbild.)

„Die Töchter erhalten keine Mitgift; sind sie hübsch, so muß der künftige Schwiegersohn sie kaufen; ist er reich, so bezahlt er oft eine bedeutende Summe. In den höhern Classen muß die Frau immer von gleichem Stande mit dem Manne seyn. Die Heirathen werden in den Tempeln mit einer Menge von Ceremonien gefeiert.

„Der Ehemann hat das Recht, seine Frau zu verstoßen, wenn es ihm gefällt und ohne einen Grund dazu anzugeben; aber ein Mann, der in dem Rufe steht, unbeständig zu seyn, erhält die Hand eines Mädchens nur um einen hohen Preis.

„Bei der Geburt jedes Kindes pflanzt der Vater in seinem Garten oder Hofe einen Baum, der so viele Jahre zählt als ein Mann braucht, um erwachsen zu seyn; verheirathet sich das Kind, so wird der Baum gefällt und man verfertigt aus dem Stamme und Aesten Kasten und Schränke zur Aufnahme der Garderobe der neuen Wirthschaft.

„Die Erziehung ist sehr gut geleitet; die Japanesen lehren ihre Kinder von dem frühesten Alter an Lesen und Schreiben, die Religion, die Geschichte und Geographie des Vaterlandes, und später, wann sie größer

werden, weihen sie dieselben in die Kriegskunst ein; wichtiger aber noch ist, daß sie die Kinder zeitig an Geduld, Bescheidenheit und Artigkeit gewöhnen. Diese Tugenden werden bei diesem Volke bis zu einem unglaublich hohen Grade getrieben und wir haben oft den Beweis davon gehabt. Sie behandelten uns in unserer Gefangenschaft mit der äußersten Sanftmuth und Rücksicht, hörten ohne sich zu erzürnen unsere Erklärungen, unsere Vorwürfe und oft unsere harten Ausdrücke an, selbst wenn das Recht auf ihrer Seite war.

„Saut zu streiten gilt bei ihnen für höchst unanständig und unschicklich. Sie beharren auf ihren Meinungen mit Artigkeit und einer Menge Vorsichts- und Vorbeugeredsarten, als ob sie an ihrem eigenen Urtheile zweifelten. Sie machen sie directe Einwürfe; sie bedienen sich mittelbarer Ausdrücke und nehmen ihre Zuflucht oft zu Beispielen und Vergleichen, aus denen, wie sie meinen, der Andere den Schluß selbst ziehen kann. Hier davon eine Probe.

„Als wir ihnen sagten, ihre Politik wäre gerade das Umgekehrte von jener der andern Nationen, und ihnen alle Vortheile auseinanderlegten, welche die europäischen Völker aus ihren Handelsverbindungen ziehen, als wir zum Beweise den Vortheil erwähnten, der aus den Entdeckungen und Erfindungen zu ziehen sey, die in andern Ländern gemacht worden sind, die Leichtigkeit, die respectiven Erzeugnisse auszutauschen, den Aufschwung, den dadurch der Fleiß, die Industrie erhalten, und endlich, als wir hinzusetzten, die Europäer besäßen eine Menge Bequemlichkeiten und Gegenstände, die sie entbehren müßten, wenn ihre Fürsten, wie die japanische Regierung allen Handel mit den Nachbarkraaten untersagten, und als wir unser System rühmten, während wir das ihrige tadelten, hörten sie uns aufmerksam an, ließen der Klugheit der europäischen Regierungen Gerechtigkeit widerfahren und schienen, da sie keine unserer Anführungen in Zweifel zogen, unsere Ansicht in allem zu theilen; allmählig brachten sie das Gespräch auf den Krieg und legten uns die Frage vor: „wie kommt es denn, daß Ihr in Europa so häufig und so langwierige Kriege habt? Warum mischen sich, wenn zwei Staaten in Streit gerathen, andere hinein und machen dadurch dem Kampf allgemein?“

„Wir antworteten, die Nachbarschaft und die gegenseitigen Verbindungen veranlaßten oft Streitigkeiten, die nicht immer auf friedlichem Wege auszugleichen wären, besonders wenn das Interesse und der Nationalstolz ins Spiel kämen. Uebrigens ergriffen, wenn eine Nation ein zu bedeutendes Uebergewicht erhalte, die andern aus Besorgniß um sich selbst die Partei des Schwächern und verbänden sich gegen den Stärkern, der seiner Seite ebenfalls Verbündete suche.

„Die Japanesen lobten die Weisheit der Monarchen Europas und fragten, wie viele verschiedene Staaten es dort gebe? Wir nannten sie alle, und sie entgegneten, wenn Japan und China Verbindungen mit den europäischen Mächten schloßen und deren politisches System nachahmten, würden die Kriege noch viel häufiger seyn und es würde noch weit mehr Menschenblut vergossen werden.

„Wir gaben zu, daß dies wohl möglich sey. „Nun also,“ antworteten sie, „wir meinen, es sey vernünftiger, um die Leiden der Menschheit zu vermindern, daß Japan bei seiner frühern Politik verharre, als Bündnisse schliesse, deren Vortheile Ihr uns darzulegen sucht.“

„Ich muß gestehen, auf einen so unvorhergesehenen und peremptorischen Einwurf ließ sich nicht leicht eine genügende Antwort geben. Ich schützte demnach eine unvollkommene Kenntniß der japanischen Sprache vor, die mich verhindere, weiter in die Entwicklung unsers Systems einzugehen und die Wahrheit unserer Behauptung darzutun. Aber wenn ich auch der Sprache völlig mächtig gewesen wäre, würde ich doch nicht leicht ihre Gründe haben widerlegen können.

„Ein anderes Mal, als ich mit ihnen von den Unnehmlichkeiten und einer Menge Genüsse in Europa sprach, von denen man in Japan nicht einmal eine Idee hat, äußerten sie den Wunsch, einige Jahre in unserm Vaterlande zuzubringen; dann aber lenkten sie das Gespräch wieder auf ihre Heimath und sagten: „es giebt hier zwei Städte, die sie uns nann-

ten und die nahe bei einander liegen; die eine ist sehr groß, die andere sehr klein. In der ersten sind alle Bewohner reich; sie besitzen in Ueberflus alles, was sie zum Leben brauchen, aber sie befinden sich in fortwährender Besorgnis, weil es so viele Betrüger und Spitzbuben unter ihnen giebt, daß man in der Nacht nicht ausgehen wagt, in der Furcht, man könnte ermordet werden. Die Bewohner der kleinen Stadt dagegen besitzen nur das gerade Nothwendige, aber sie leben wie Brüder unter einander und man hört bei ihnen nie von Zank und Streit.“ Als wir bemerkten, die letztern wären unstreit die Glücklichen, so sagten sie, sie hätten Europa und Japan mit einander verglichen, und die Parabel traf allerdings den richtigen Punkt.

„Die Japanesen würden leicht gute Seemänner werden, wenn sie geeignete Anweisung dazu erhielten; sie haben Zeichnungen und selbst Modelle von europäischen Schiffen; sie könnten dieselben nachahmen, aber die Regierung duldet die Einführung einer fremden Methode nicht. Der schlechte Bau ihrer Schiffe veranlaßt alle Jahre den Verlust einer großen Anzahl dieser Fahrzeuge und deren Mannschaft; aber die ungeheure Bevölkerung des Reiches macht diesen Verlust unmerklich. Sie wird auf 30 Mill. Seelen geschätzt.“

Die Unbeugsamkeit der japanischen Geseze war dem Herrn Doeff in letzter Nähe, daß sie die Monotonie seines Aufenthalts in Otscheddo 1806 unterbrach. Am 28. April brach in dieser Hauptstadt eine jener schrecklichen Feuersbrünste aus, welche dieselbe nur zu oft heimsuchen. „Bräh um zehn Uhr,“ sagt der holländische Resident, „erfuhrn wir, daß sie in einer Entfernung von etwa zwei Stunden von unserer Wohnung angefangen habe. Wir achteten wenig darauf, da wir wußten, daß man in Otscheddo des Feuers bald Herr wird; diesmal griff es aber reißend schnell um sich. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags brachen die von einem heftigen Winde getriebenen Flammen an vier verschiedenen Orten in unserer Nähe aus. Seit zwei Uhr beschäftigten wir uns mit dem Einpacken unserer Habe, so daß wir uns sogleich entfernen konnten, denn die Gefahr wurde sehr dringend. Als wir auf die Straße gelangten, sahen wir, daß alles bei uns in Flammen stand. Sehr gefährlich würde es gewesen seyn, nach der Richtung des Windes und deshalb der des Feuers zu entfliehen. Wir gingen demnach quer an den Häusern hin, welche bereits brannten, und erreichten so ein Feld, das Nara hieß. Es war mit Föhnen der Fürsten bedeckt, deren Paläste niedergebrannt waren; ihre Familien hatten sich hierher geflüchtet. Nach ihrem Beispiele pflanzten wir die holländische Fahne auf. Wir konnten die ganze Feuersbrunst übersehen und ich habe nie eine so fürchterliche erblickt; der Schrecken, welchen dieses Flammenmeer verursachte, wurde noch durch das Geschrei der fliehenden Weiber und Kinder vermehrt.

„Unser Haus war gänzlich zerstört und man wies uns eine neue Wohnung an. Da man dort aber keine der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht hatte, um uns zu hindern, hinauszusehen, so konnten unsere Blicke nach Seiten frei umherschweifen. Der Gouverneur der Stadt ängstigte sich bald über die Leichtigkeit, die wir in unserer neuen Wohnung fanden, Beobachtungen zu machen, obgleich wir keine Verbindung mit der Straße hatten. Wir konnten bloß von dem Vordergebäude, das an unser Haus stieß, das Volk sehen und von diesem bemerkt werden. Dieses war nicht minder neugierig als wir und fand sich bald da ein; da schickte der Gouverneur einen Dolmetscher zu uns, um uns zu verbieten, uns zu zeigen. Da ich die Geseze genau kannte, so ließ ich ihm sagen, ich habe keine Befehle von ihm zu empfangen, da ich nur denen des Gouverneurs von Nagasaki zu gehorchen habe. Es wurde anerkannt, daß ich Recht habe, denn die Kompetenzgeseze sind in Japan eben so unwandelbar als die andern, und meine Appellation wurde so gut aufgenommen als käme sie von einem Japanesen. Der Gouverneur von Nagasaki, der sich darüber freute, daß wir seine Autorität und seine Vorrechte vertheidigt hatten, gestattete uns nicht bloß die interessante Aussicht, deren wir uns erfreuten, sondern ließ sogar einen kleinen Hügel abtragen, der uns im Wege war.“

Reise in Japan.

Nach allem diesem, was man über die unveränderliche Anhänglichkeit der Japanesen an ihre Gewohnheiten gelesen hat, wird man sich leicht überzeugen, daß Europa genaue Nachrichten über Japan nur durch die Vermittelung der Holländer oder der Beobachter wird erhalten können, welche auf den Schiffen derselben jenes entlegene Land besuchen. Man hätte dies von Titsingh hoffen können, der 1812 starb. Er hatte dreimal Otscheddo besucht; leider wurde der größte Theil seiner Papiere nach seinem Tode zerstreut. Nur einige seiner Manuscripte wurden veröffentlicht, unter andern die Geschichte der Dairis. Der gelehrte Klaproth revidirte diese Uebersetzung aus dem Japanischen und bereicherte sie mit Anmerkungen und Erläuterungen.

Herr von Siebold, ein gelehrter deutscher Naturforscher, verbrachte sieben Jahre, von 1823 bis 1830, in Japan. In glühendem Eifer für die Fortschritte der Geographie, Völkertunde und Naturwissenschaften, sammelte er sorgfältig alles, was dieselben befördern konnte. Seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm das Wohlwollen und die Anhänglichkeit mehrerer durch ihr Wissen und ihren Rang ausgezeichneten Japanesen. Sie fühlten sich geschmeichelt durch den Eifer eines Mannes, der vom Ende der europäischen Welt dahergekommen war, um sich über ihre Geschichte und ihre Alterthümer zu unterrichten, ihre philosophischen Systeme und Religionslehren kennen zu lernen, ihr Verfahren in der Haus- und Landwirtschaft zu untersuchen, die Geographie und Statistik ihres Landes zu studiren, und bemühten sich mit dem rühmendswerthesten Eifer, ihm alles zu verschaffen, was ihn in seinen Untersuchungen unterstützen könnte; er brachte deshalb auch gedruckte Bücher, Handschriften, Karten, Zeichnungen, Gemälde, Münzen, Gefäße, Modelle, Kunstzeugnisse, so wie eine große Anzahl merkwürdiger und unbekannter Gegenstände mit nach Europa zurück. Dadurch sah er sich in den Stand gesetzt, eine vollständige Beschreibung von Japan und den dazu gehörigen Ländern zu geben. Cyrius wird dieses Werk ins Französische übertragen.

Kapitel XXV.

Die Inseln Riéu Riéu.

Wir haben nach Einiges über diesen Archipel zu dem hinzuzusetzen, was darüber in der Malerischen Reise um die Welt 1. Bd. gesagt worden ist, und nehmen dies aus des gelehrten Klaproth Beschreibung der Inseln Riéu Riéu, die er aus chinesischen und japanischen Quellen zog.

Zwischen Formosa, Japan und Corea befindet sich ein Archipel, welcher die Fortsetzung der Gebirgsketten dieser drei Länder zu seyn scheint. Die Chinesen nennen denselben Riéu Riéu, was die Japanesen Kiu Kiu aussprechen; die Europäer haben daraus Ekeio, Ekiu, Exio und Lequeo gemacht; die Engländer wandelten ihn in ihren neuesten Beschreibungen in Lu Tschu und die Bewohner in Du Schu um. Die eigentliche einheimische Benennung ist Dagli, was die Japanesen Woki schreiben und aussprechen.

Obgleich sich der Kaiser von China die Oberherrschaft über das Reich Riéu Riéu anmaßt und dieselbe nach der Gewohnheit und der Meinung der Asiaten durch die Gesandten bestätigt wird, welche alle zwei Jahre Geschenke nach Peking bringen, sowie durch das dem König zugesandte Siegel in chinesischen und mongolischen Charakteren, so muß doch dieser Archipel wegen seiner Lage zwischen China und Japan sich auch die Oberherrschaft des letztern Reiches gefallen lassen, dessen Souverain von Zeit zu Zeit die Huldigung des kleinen Monarchen empfängt. Die Gesandtschaft überbringt ihm Säbel, zugerittene Pferde, Parfümerien, Gefäße zu denselben, seidene Zeuge, Gewebe aus Baumrinde, Lacksche mit Perlenmutter ausgelegt und moussirenden Wein. Dagegen giebt der Kaiser von Japan 500 Goldstücke in Silber und 500 Pakete von Watte. Der Chef

der Gesandtschaft' erhält 200 Silberstücke und zehn vollständige Angäbe; die andern Mitglieder der Gesandtschaft theilen unter einander 300 Geldstücke.

Der Archipel Fieu Kieu begreift 36 Inseln, welche verschiedene Gruppen bilden. Die mittlere enthält die größte Insel und die darumliegenden; sie führt ebenfalls den Namen Ta Fieu Kieu (großes Fieu Kieu). Die japanischen Geographen schätzen ihre Breite von S. nach N. auf 60 ris oder auf sechsthals Tagewege, und die größte Breite auf 12 bis 14 ris oder einen Tageweg. Diese Schätzungen müssen um ein Drittel reducirt werden, da das japanische ri den 18½ Theil eines Grades ausmacht.

Der König residirt in Schem Li (Esuri im Japanischen), was Hauptstadt bedeutet, die auch Wang Tsching (königl. Stadt) genannt wird. Sie liegt 20 ris in D. von Na Pa Kiang (Naka Ku). In S. sieht man den Tempel Fatti Man Gu's (Palast der acht Fahnen). In D. erhebt sich der Ben gaff, ein hoher Berg, von dessen Gipfel man in D. und in W. nur die weite Fläche des Meeres sieht.

In SW. im Innern der Stadt befindet sich der Begräbnißplatz der Könige des Mittelgebirges, und er wird in der größten Keinalichkeit erhalten. An der Fassade liest man die Inschrift, die in Stein gehauen ist: Grab der Könige des Mittelgebirges von Fieu Kieu. Der ganze Bezirk in der Nähe ist von Höhen umgeben, die ihm ein malerisches Aussehen geben.

Der Tempel der Vorfahren der Könige des Mittelgebirges befindet sich in N. der Hauptstadt und in ziemlicher Entfernung von Napatiang. Wer vor dieses Gebäude kommt, muß, von welchem Range und Stande er auch seyn möge, von dem Pferde absteigen und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Dieser Tempel enthält die Tafelchen mit den Namen der Vorfahren der königlichen Familie. Seit den Zeiten der chinesischen Dynastien der Thong und Sung (7. und 10. Jahrh.) ist ihre Folgenreihe ganz vollständig.

In dem Palaste des Königs zieht sich eine steinerne Mauer hin, welche einige Klaftern hoch und über 20 lang ist. In der Mitte hat sie eine mit einem Drachenkopfe versehene Oeffnung, durch welche das Wasser einer so reichhaltigen Quelle fließt, daß sie nur bei der allergrößten Dürre versiegt. Hinter dem Palaste bemerkt man am Fuße eines kleinen Hügel's einen kleinen Tempel ohne irgend ein Götzenbild; man verbrennt daselbst Wohlgerüche zu Ehren der Erde. Der Drachentisch liegt im W. der Stadt; zwei Felsen erheben sich aus seinem Schooße. Am neunten Tage des neunten Monats vergnügt sich das Volk damit, daß es auf diesem Wasser mit Böden herumfährt, die mit Drachensfiguren verziert sind.

Die chinesischen Gesandten landen zu Yng-Nghen-Thing, drei Stunden von dem Hafen von Napatiang; doch scheint dieser Ort nicht ausschließlich zur Aufnahme derselben bestimmt zu seyn, denn in den Beschreibungen von Fieu Kieu von japanischen Schriftstellern geben sie ihm oder vielmehr einem weitläufigen Gebäude in der Nähe den Namen Palast der Fürsten von Satsuma.

Der Palast der chinesischen Gesandten befindet sich in geringer Entfernung; er enthält große Säle, Kammern, eine Bibliothek und Terrassen; man sieht in den Gärten kleine Lustpavillons, die nur aus einem Stücke mit einem Fenster bestehen, häßliche Klöße und Thürme. Außerhalb des Palastes enthält eine große Steintafel in chinesischen Schriftzügen die Namen nebst einer Notiz aller Insulaner von Fieu Kieu, welche in alter oder neuer Zeit sich ausgezeichnet haben. Vor diesem Gebäude liegt ein Rasenplatz von hundert Akern, auf dem sich jeden Tag um Mittag Frauen jedes Alters versammeln und Körbchen, so wie alle Arten Flechtarbeit zum Verkaufe ausstellen. Darauf unterhalten sie sich mit verschiedenen Spielen.

Obgleich der Hafen von Napatiang der besuchteste der Insel ist, so ist er doch bei weitem nicht so sicher und bequem als jener von Uling oder Wu Tsching an der gleichnamigen Bai, ebenfalls an der Westküste und in NW. von der Hauptstadt. Ganz nahe an dem Eingange desselben erhebt

sich mitten im Meere der Thian Kieu Schan (Ten Ku Su) oder Igusch-Kund, ein Berg, den man 25 Seemeilen weit sieht und nach welchem sich die Schiffer richten. Die kleine Insel, welche er bildet, gleicht einem Garten mitten im Oceane, denn er ist bis zu einem Drittel seiner Höhe mit Häusern bedeckt.

In D. und in geringer Entfernung von dem großen Fieu Kieu zieht sich eine Kette von Inseln hin, die durch ein Korallenriff vereinigt sind, welches diese Küste selbst bei schönem Wetter gefährlich macht. Die größte davon ist Kieu Tao (Kutawa).

In SW. von Napatiang ist die Insel Amalinima von Felsen inseln umgeben.

Weiter in SW. trifft man die Gruppe der Madschico Sima, die aus sieben Inseln besteht; die vorzüglichste davon ist Thai Fing Schan (Ta Fi San).

Eine andere Gruppe von sieben großen und einigen kleinern Inseln liegt zwischen Madschico Sima und Formosa. Die wichtigste davon, Pa Tschung Schan (Pa Yamu), ist sehr fruchtbar und hat 23 Dörfer.

Zwischen den Inseln Peng Hu und Fieu Kieu giebt es eine sehr gefährliche von den Chinesen Lo Tsi (die verlorene Küste) genannte Strömung.

Im N. von dem großen Fieu Kieu findet man eine Gruppe von neun Inseln, unter denen man Ta Tao oder die große Insel (Do Sima) unterscheidet, die 50 ris im Umfange hat; man zählt auf ihr 41 Dörfer und 260 auf der ganzen Gruppe, die man auch das kleine Fieu Kieu nennt. Man darf dies aber nicht mit einem andern gleichnamigen in S. von Formosa verwechseln.

Die Bewohner dieser Inseln sind dem Könige von Fieu Kieu unterthan, und scheinen so civilisirt zu seyn als die andern Insulaner. Die ganze Gruppe ist fruchtbar; man erntet da Wein und Kampher; besonders Kian Wu, eine Holzkart, welche die Eingeborenen iseki nennen, ist sehr gesucht; der Baum gleicht der Cedre, ist sehr dauerhaft und scheut den Angriff der Würmer nicht.

Ki Kial, die nördlichste Insel dieser Gruppe, hat über 6 ris im Umfange; ihre Bewohner aber schildert man als rohe Wilde. Die weiter nach Norden gelegenen Inseln gehören zu Japan.

Weiter nach N. trifft man unter dem 27° 50' b. Br. die Insel Kuang Kuang Schan (Schwefelberg) oder Fieu Kia Su (Ufer der Verbannten). Der Vulkan, welcher den Schwefel giebt, ist wie ein Kessel ausgehöhlt; er wirft fortwährend Rauch aus und giebt bisweilen einen so starken Schwefelgeruch von sich, daß man sich von der Windseite dem Berge nicht nähern kann. Er liegt an der NW.-Küste der Insel; die umliegenden Felsen haben eine gelbe Farbe mit braunen Streifen; die südliche Küste wird von hohen dunkelrothen Felsen gebildet; die Fläche enthält einige hellgrüne Stellen. Bei stürmischem Wetter ist es schwer, an dieser Insel zu landen, weil die Wogen sich mit ungeheurer Heftigkeit an den steilen Küstensen brechen.

Kuang Kuang Schan bringt weder Bäume, noch Reis, noch Gemüse hervor; die Vögel dagegen sind dort sehr zahlreich und das Wasser des Meeres ist fischreich. Die Insel wird von etwa dreißig Familien Verbannter bewohnt, welche unter einer besondern Gerichtsbarkeit stehen und ihren Unterhalt von dem großen Fieu Kieu bekommen. Diese Leute müssen Schwefel sammeln.

Die herrschende Religion auf allen diesen Gruppen ist die Foe's oder Buddha's; sie wurde vor mehr als zehn Jahrhunderten eingeführt. Die Priester Foe's, die aus China kamen, führten die Schrift dieses Landes ein, so daß man durch dieses Mittel sich den Insulanern verständlich machen kann, obgleich man ihre Sprache nicht versteht. Diese bedienen sie häufiger der Sylbenschrift Japans, welche kata kana und siro kan heißt und die Töne ihrer Sprache wiedergeben kann; übrigens scheint diese Sprache wenigstens auf dem großen Fieu Kieu, ein Dialect des Japanischen zu seyn, zerfällt aber selbst wieder in zwei Dialecte.

Man verehrt die Gottheit dadurch, daß man in freier Luft Wohlge-

räde auf einem ihr geweihten Steine verbrennt und ihr Früchte darbringt. Auf diesen Stein geben die Insulaner auch ihre Eide und Versprechungen. Frauen weihen sich speciell dem Dienste der Gottheit, und stehen in hohem Ansehen, weil sie die Zukunft vorherverkündigen. Sie beschäftigen sich auch mit der Heilung der Krankheiten, die sie durch Gebete zu bewirken suchen.

Man hat wie in China die höchste Ehrfurcht vor den Todten; man trauert mit strenger Gewissenhaftigkeit, doch sind die Begräbnisse nicht so prachtvoll wie in jenem Lande. Gewöhnlich verbrennt man den Körper der Gestorbenen und bewahrt die Asche auf. Speisen bringt man den Todten nicht dar; man begnügt sich, Lampen anzuzünden und ihnen zu Ehren Wohlgerüche zu verbrennen.

Die Familien unterscheiden sich von einander wie in China durch einen Namen und Beinamen, so daß die Person, welche denselben sing (Familiennamen) führen, keine Ehe mit einander eingehen können. Die Vielweiberei ist erlaubt; die jungen Leute beiderlei Geschlechts verkehren ungehindert mit einander, und die Ehe ist deshalb eine Folge ihrer Wahl. Die Frauen werden auch vor den Blicken der Fremden nicht verborgen gehalten; sie sind im Allgemeinen keusch, schminken sich das Gesicht nicht und tragen keine Ohrgehänge.

Der König ist der reichste Grundbesitzer. Außer dem Ertrage seiner Güter erhält er den der Salz- und Schwefelbergwerke, der Zinn- und Kupfergruben; auch die Steuern vermehren seine Einnahmen. Von diesen bezahlt er die Gehalte der Staatsbeamten und unterhält seinen Hof. Die Gehalte sind nach Reisdächern berechnet, welche den Grund ausmachen; man sägt dann seidene und baumwollene Stoffe und andere Dinge hinzu. Der Reis ist das Tauschzeichen, denn auf dem ganzen Archipel circulirt nur eine kleine Anzahl japanischer und chinesischer Silber- und Kupfermünzen. Der Capitain Basil hat demnach Unrecht, wenn er versichert, diese Insulaner kannten den Gebrauch des Geldes nicht.

Der ältere Sohn des Königs führt den Titel wang tai (o si) oder königlicher Prinz; seine jüngeren Brüder sind unter einander dem Range nach gleich und bilden die erste Classe des Adels. Das Einkommen eines jeden besteht gewöhnlich in 2000 Säcken Reis. Diese Classe begreift auch die nächsten Verwandten des Königs und zerfällt in drei Zweige. Die andern Verwandten des Monarchen werden in die andern Classen vertheilt. Die Körperschaft des Adels zählt deren noch zwei, und es giebt im Ganzen also neun Classen.

Die Finanzgerichtshöfe von Groß Pieu Kieu und der sechs und dreißig Inseln, welche dem Könige gehorchen, haben ihren Sitz in der Hauptstadt; diese haben einen Deputirten an dem Hofe. Andere Gerichtshöfe aufstehen über die Streitigkeiten, welche zwischen den Unterthanen eintreten, und über die Verbrechen. Die Großen des Reiches besitzen Güter und Dörfer, sie dürfen aber dort nicht wohnen, da sie sich in der Hauptstadt aufhalten müssen. Der König läßt ihre Güter verwalten und übergiebt ihnen die Einkünfte davon; die Kosten nehmen die Hälfte davon hinweg. Die Besizer müssen von dem Uebrigbleibenden noch andere Kosten bestreiten, und sie erhalten demnach für sich nur ein Drittel.

Die Großen und die Mandarinen dürfen bei ihren Tragesseln nur zwei Träger verwenden; nur der König besitzt das Vorrecht, eine größere Anzahl zu haben. Diese Tragesseln, ihre Waffen, ihre unterscheidenden Kennzeichen und die Kleidung sind nach japanischer Sitte. In der letztern Zeit hat man jedoch angefangen, die Moden und Gebräuche Chinas anzunehmen.

In Folge der milden Temperatur und der Fruchtbarkeit dieser Inseln sieht man keine Armen. Die nothwendigen Lebensmittel sind so häufig, daß Niemand Hunger leidet.

Die Insulaner erzeugen Salz aus dem Meerwasser. Längs der Küsten hin ebener sie große Plätze, deren Boden sie so lange schlagen, bis die Oberfläche ganz hart wird; dann breiten sie darüber eine Schicht sandiger Erde von schwarzer Farbe einen Viertel Zoll hoch und machen die-

selbe ganz glatt. Während der Tageshitze besprengt man diese Erde mit kaltem Wasser, das in Eimern dahingetragen wird. Die Sonnengluth verbunstet bald alles Wasser und das Salz bleibt in dem Sande zurück; diesen sammelt man dann und bringt ihn in sechs Fuß lange, vier Fuß breite und fünf Fuß tiefe Behälter. Sind dieselben voll, so gießt man Meerwasser darüber, welches das Salz auflöst und mit durch eine kleine Oeffnung hinausnimmt. Dieses Gemisch wird in drei Fuß lange und einen Fuß tiefe Gefäße aufgenommen. Die Salzmassen, die man auf diesem Wege erhält, sind anderthalben Zoll dick.

Auf der großen Insel verfertigt man sehr starkes Papier, das dichter ist wie jenes von Corea. Man erhält es aus den Cocons der Seidenwürmer, kann es färben wie ein Zeug und Kleidungsstücke daraus schneiden. Zu einer andern Papierart verwendet man die Rinde des Papiermaulbeerbaumes.

Die Seidenzeuge, in welche man sich kleidet, kommen meist aus China; man findet auf dem Archipel wohl auch eine Art Seide, aber sie ist viel roher als die chinesische. Die Fabrication der Baumwollzeuge ist sehr lebhaft.

Die Arbeiten, welche von diesen Inseln kommen, stehen in einem gewissen Rufe. Das Gold, Silber und die andern Metalle, welche von den Arbeitern von Pieu Kieu verarbeitet werden, sind sehr geschätzt, und die Schiffe, welche man hier baut, in China und Japan sehr gesucht.

Das Meer ist reich an Seegewächsen, aus denen man Decken und Kleidungsstücke gegen den Regen macht. Perlenmutter und Schildkröten-schalen von diesem Archipel sind gesucht, und es gehen Ladungen nach China und Japan.

Kapitel XXVI.

Das chinesische Reich. — Corea.

Ein einziger Europäer hat einen Bericht über Corea veröffentlicht, wohn er gegen seinen Willen kam: Heinrich Hamel, aus Gorcum in Holland. Noch jung schiffte er sich als Schreiber auf dem „Sperber“, einem Fahrzeuge der Ostindischen Compagnie, ein. Am 30. Juli 1653, als es die Insel Formosa verlassen hatte, wo die Holländer damals ein Fort und ein Comptoir besaßen, wendete es sich nach Japan, als ein entsetzlicher Sturm, wie sie in jenen Gewässern ziemlich oft vorkommen, dasselbe an eine Insel der südlichen Küste Correas warf. Das Schiff wurde zertrümmert; 36 Personen, die dem Schiffbruche entgangen waren, fielen den Coreanern in die Hände, welche sie in das Innere des Landes hineinbrachten. Nachdem sie dort dreißig Jahre in der Gefangenschaft geblieben, retteten sich acht dieser Unglücklichen, unter denen sich Hamel befand, in einem Boote und gelangten nach Japan. Sie sahen ihr Vaterland endlich am 20. Juli 1668 wieder. Hamel gab noch in demselben Jahre die Beschreibung seiner Abenteuer heraus. Sein Buch wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Außer dem Interesse, das es durch die Ereignisse einflößt, die es erzählt, erregt es auch die Aufmerksamkeit durch die Details, welche es über ein Land enthält, das noch kein Europäer besucht hatte. Man kann sich denken, daß Hamel bei der fortwährenden Bewachung seine Beobachtungen nicht sehr ausdehnen konnte; doch verrathen die, welche er machte, einen wahrhaften und verständigen Mann. Die Thatfachen, welche er berichtet, stimmen mit denen überein, welche wir von den in China befindlichen Missionären erhielten, die aber nie nach Corea kamen. Unterscheiden sich die Ortsnamen von denen, welche man auf den Karten der letztern liest, so liegt der Grund darin, daß diese sie nach den Chinesen gaben, während sie Hamel nach den Coreanern nannte.

In unsern Tagen sind europäische Seefahrer an den Küsten Correas hingefegelt und haben sie so sorgfältig erforscht, daß wir neues Licht über deren eigentliche Bildung erhielten; als sie aber landen und in das In-

neren eindringen wollten, fanden sie denselben Widerstand, wie in Japan und in den Ländern, wo ein ähnliches politisches System gegen die Fremden beobachtet wird. Wir müssen demnach unsere Zuflucht zu den Büchern der Chinesen und Japanesen nehmen, um Corea kennen zu lernen und das zu erfahren, was Hamel nicht sehen und beobachten konnte. Die Missionäre in Peking und Klaproth haben aus den Schriften dieser asiatischen Schriftsteller verschiedene merkwürdige Eigenthümlichkeiten gezogen, und wir werden die Arbeiten dieser fleißigen Männer benutzen, um eine genaue Beschreibung eines von uns so entlegenen und so streng abgeschlossenen Landes zu geben.

Corea ist eine Halbinsel, begrenzt in N. von dem Lande der Mandchus, in D. durch das japanische Meer, in S. durch das Jung Hai (das östliche Meer), in W. durch das Poang Hai (das gelbe Meer). Die Länge beträgt von N. nach S. ungefähr 200 Lieues (?), seine Breite von D. nach W. 60, und sein Flächeninhalt 10,500 Q. Lieues. „Die Coreaner,“ sagt Hamel, „stellen ihr Land vor als ein langes Parallelogramm von der Gestalt einer Spielkarte; es hat jedoch viele Spigen und Vorgebirge.“

Das Tschang pe Schan oder Schanian Min, eine hohe Kette von Schneegebirgen, trennt Corea von dem Lande der Mandchus; einer seiner Äste läuft an der ganzen Länge der Halbinsel hin, indem er sich der Küste mehr in D. als der westlichen nähert. Die erstere ist die stillste; die breitesten Thäler, die ausgebreitetsten Ebenen, die fruchtbarsten und am besten angebauten liegen demnach in W. von den Bergen; der südliche Theil senkt sich unmerklich nach dem Meere zu, und dieser ist am zugänglichsten. Die größten Flüsse, darunter der Ja Lon in NW., strömen nach dem Gelben Meere; der Wu Men in NO. entspringt auf dem Tschang pe Schan und ergießt sich in das japanische Meer, das übrigens nur Wildbäche erhält. Dieser Fluß bezeichnet die nördliche Grenze Coreas; der Han und ein anderer kleiner Fluß bewässern den südlichen Theil und fallen in das Jung Hai.

Die Küsten sind sehr ausgezeichnet und von vielen Inseln, Inselchen, Felsen, Klippen und Sandbänken begrenzt.

Das Klima von Corea ist in N. sehr rauh und die Temperatur in S. weniger warm, als man nach der Breite vermuthen sollte. Die nördlichsten Flüsse sind im Winter drei bis vier Monate lang mit Eis bedeckt. Hamel erzählt, daß er und seine Gefährten viel von der Kälte litten. Die große Menge Schnee, welche fällt, unterbricht in der schlechten Jahreszeit alle Communication über die Berge zwischen diesem Lande und China. Uebrigens zieht man zu jeder Zeit den Seeweg vor, wenn man von einem Lande in das andere reisen will. Die nördlichen Bezirke erzeugen nur Gerste; der Sinjeng ist in den Gebirgen dieser Gegend sehr häufig; die Einwohner sammeln ihn, um ihren Tribut und die Waaren zu bezahlen, welche sie aus China und Japan beziehen. Die Missionäre sagen, in N. wären die Biber häufig. Nach Hamel wimmelt es von wilden Thieren, Bären, Panther, Firschen, Ebern, Wildpret und Vögeln aller Art; man hat auch eine Menge Pferde und Rinder; die letztern werden zur Ackerbestellung, die erstern zum Transport der Waaren und für die Cavalerie benutzt. Die Krokodile machen die Flüsse in S. unsicher; die giftigen Schlangen sind zahlreich; längs der Küsten und in den Flüssen ist der Fischfang ergiebig; die Wallfische und Haringe besuchen die nördlichen Gewässer. In den Bergen findet man Gold, Silber, Eisen, Blei und Steinsalz. Die Ebenen tragen Reis, Sorgho, Baumwolle und Hanf; man zieht Seidenwürmer; seit dem Anfange des 17. Jahrh. baut man auch Tabak, der von Japan dahin gebracht wurde.

Die Coreaner sind groß, gut gebaut, braun, kräftiger als die Chinesen und Japanesen, von angenehmer Gesichtsbildung, höflich und artig unter einander, gefällig und freundlich gegen die Fremden, ausgenommen gegen die, welche an ihren Küsten Schiffbruch leiden, die, wenn man sie auch mild behandelt, unfehlbar zurückgehalten werden und nicht hoffen dürfen, ihr Vaterland wiedergesehen. Die Coreaner sind von Charakter sanft und menschlich, schüchtern, arbeitsam, sparsam und bescheiden, doch

lieben sie die Tafelreuben sehr. Sie gelten für simpel und leichtgläubig; man beschuldigt sie, weichlich, feig, lügnerisch, schlau und der Dieberei zugeneigt zu seyn; vielleicht sind diese Fehler eine Folge des Drucks, den sie seit langer Zeit ertragen. Uebrigens sind die im N. starker und tapferer als die der südlichen Provinzen. Im allgemeinen lieben sie den Gesang, den Tanz und die Musik, und zeigen viel Anlage für die Wissenschaften. Es widerstrebt ihnen, Blut zu vergießen; man schlägt nur dem Schuldigen den Kopf ab, der seinen Vater oder seine Mutter beleidigt hat; nach diesem Grundsatz wird auch der, welcher sich gegen den König empörte, mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt; ihre Häuser werden dem Boden gleichgemacht und ihre Güter eingezogen. Alle andern Verbrechen werden durch Bambusstreiche gestraft; diejenigen, welche ein Capitalverbrechen begingen, verbannt man nach den fernsten Inseln oder straft sie an dem Leben, je nach den Umständen.

Die Coreaner tragen ein langes Gewand mit weiten Ärmeln, das um die Taille mit einem Gürtel festgehalten wird; ihre Hüften sind von Pelz, ihre Hüte von Bambus geflochten, von Kegelform, bisweilen ganz spitz und mit sehr breiten Kränzen; ihre Pantalons sind weit, ihre Stiefeln von Seide, Baumwolle oder Leder; die Leute aus dem Volke haben sehr kurze Kleidungsstücke; die Gewänder der Reichen sind von rother Seide. Die Frauen haben Röcke mit gestickten oder betheften Rändern. Ihre Kleidungsstücke sind von daka (Baumwollenzuge). Ihre Kleidung gleicht jener der Chinesen vor der Eroberung der Mandchus. (Taf. 12. Abbild.)

Die Sprache der Coreaner unterscheidet sich völlig von der chinesischen, hat aber von dieser viele Worte und die ideographischen Schriftzeichen entlehnt. Die Coreaner haben jedoch überdies eine eigenthümliche Schrift, die gewöhnlich gebraucht wird; man bedient sich der chinesischen Schriftzeichen nur in allem, was die Staatsangelegenheiten betrifft, und in den meisten wissenschaftlichen Werken. Die Gelehrten zeichnen sich durch zwei Fiedern aus, die sie an ihrer Mütze tragen. Ebe sie zu dieser Ehre gelangen, müssen sie sich zahlreichen Prüfungen unterwerfen. Ihr Wissen beschränkt sich im Allgemeinen auf die Kenntniß der Moral in den Werken des Confucius und seiner Schüler; sie schreiben wie die Chinesen mit einem Pinsel, übertreffen dieselben aber in Schönheit der Schrift. Sie drucken mit Holzplatten, in welche die Schrift geschnitten ist. Trotz der Menge von Büchern und Handschriften, die es in ihrem Vaterlande giebt, ist ihr Ruhm als Gelehrte noch nicht eben groß.

Die Religion Buddhas hat eine Menge Anhänger in Corea, nicht bloß unter den niedern Classen, sondern auch unter den höhern. Ueberall sieht man Tempel mit vielen Götzenbildern; aber sie befinden sich außerhalb der Stadt. Nach der Erzählung der Missionäre scheint die Frömmigkeit bei den Coreanern nicht eben groß zu seyn. An den Festtagen geht man in die Tempel, verbrennt vor den Götzenbildern kleine Räucherkerzen, macht tiefe Verbeugungen und entfernt sich wieder. Nur bei Begräbnissen und wenn den Vorfahren Ehrenbezeugungen erwiesen werden sollen, versammeln sich die Mitglieder einer Familie. Die Klöster sind zahlreich und an dem Abhange der Berge gebaut; sie stehen unter der Jurisdiction der Städte, die die Unterhaltung derselben bestreiten; auch Privatpersonen tragen dazu bei. Mehrere dieser Klöster haben bis 600 Mönche, welche jedoch wieder in die Welt zurücktreten können; sie bezahlen eine ansehnliche Steuer, beschäftigen sich mit beschwerlichen Arbeiten und stehen in sehr geringem Ansehen. Ihre Obern haben, wenn sie gebildet sind, gleichen Rang mit den Großen des Reichs.

Die Häuser der Reichen sind groß und geschmückt, von Stein, mit einem Ziegeldache, und von Höfen und Gärten umgeben, in denen es Wasserbehälter giebt; die Frauen bewohnen die Zimmer im Hintergrunde. Die Kaufleute haben neben ihrer Wohnung ihr Magazin, von dem aus sie ihre Kunden mit Tabak und Araki versorgen. Die Wohnungen der gemeinen Leute sind armselig, von Lehm, mit Stroh und Rohr bedeckt und auf Pfählen ruhend, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt, innen mit weißem Papier ausgeklebt und gewölbt sind. Die Häuser haben

nur ein Stockwerk und einen Boden oben, wo sich die Lebensmittel befinden. Die Menschen bescheiden sich auf die nothwendigsten.

Das Land ist reich an Wirtshäusern, in denen man öffentliche Mädchen singen, spielen und tanzen sieht. Im Sommer finden diese Unterhaltungen in der Kühle der Bäume und unter sehr dichtbelaubten Bäumen statt. Gasthäuser für die Reisenden giebt es nicht außer an der Straße nach der Hauptstadt. Die Reisenden setzen sich da, wo sie die Nacht überfällt, bei der Pforte des ersten besten Hauses nieder, das sie treffen, und man bringt ihnen in hinreichender Menge gekochten Reis und Fleisch zum Abendessen.

Die Ehen zwischen Verwandten bis zum vierten Grade sind verboten. Was einem Mädchen den Hof machen heißt, wissen die Coreaner nicht, weil man sie schon im achten oder zehnten Jahre verheirathet; von diesem Augenblicke an treten die Mädchen in das Haus ihres Schwiegervaters, wenn sie nicht die einzigen Töchter sind. Sie lernen in ihrer neuen Wohnung ihren Lebensunterhalt verdienen und eine Wirtshausführung. An dem Tage, wenn der junge Mann sich verheirathet, steigt er mit seinen Freunden zu Pferde, reitet um die Stadt herum und hält vor der Thüre seiner Zukünftigen an. Er wird von den Eltern sehr gut aufgenommen, die ihn in sein Haus begleiten, wo die Hochzeit ohne eine andere Ceremonie gefeiert wird. Die Coreaner sind sehr eifersüchtig und gestatten nur mit vieler Mühe ihren besten Freunden den Anblick ihrer Frauen und Töchter. Wenn auch eine Frau ihrem Manne schon mehrere Kinder gegeben hat, so kann er sie doch verlassen, wenn es ihm beliebt, und sich eine andere nehmen; aber eine Frau darf ihren Mann nicht verlassen, wenn sie nicht von dem Richter die Erlaubniß dazu erhält.

Die Vielweiberei ist erlaubt; ein Mann kann außer seinem Hause so viele Frauen unterhalten, als ihm beliebt; aber nur eine einzige darf bei ihm wohnen. Hat ein Großer mehrere in seinem Hause, so haben alle abgeforderte Gemächer und eine einzige herrscht.

Die Coreaner behandeln ihre Kinder sehr sanft und diese zeigen gegen ihre Eltern eine grenzenlose Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Frühzeitig werden sie an Gehorsam gegen die Urheber ihres Lebens gewöhnt, die sich bemühen, ihnen die weisesten Lehren der Moral und die Vortheile der Wissenschaft beizubringen, damit dieselben zu Ehren gelangen können.

Die Beerdigungen finden nur zweimal im Jahre statt, im Frühjahr und im Herbst. In der Zwischenzeit werden die Verstorbenen unter kleine Strohhütten gebracht, die man zu diesem Zwecke errichtet. Am Tage der Beerdigung bringt man den Leichnam wieder in das Haus und zwar in einem Sarge mit seinen Kleidungsstücken und einigen Juwelen; die ganze Nacht verbringt man bei Lichte; der Sarg wird bei Tagesanbruch fortgetragen. Die Träger singen unterwegs im Tacte; die Verwandten wehklagen laut und der Leichnam wird in einer Höhle eines von den Priestern oder Aebtern bezeichneten Berges beigesetzt.

Drei Tage darauf kehren die Personen, welche der Beerdigung beizuwohnen, an den Ort der Bestattung zurück, um dort Opfer zu bringen; man erneuert diese alle Jahre bei Vollmondschein, und dabei schneidet man das Gras ab, das auf dem Grabe gewachsen ist. Die Ceremonie endet mit einer großen Mahlzeit.

Der älteste Sohn nimmt Besitz von dem väterlichen Hause und den dazu gehörigen Ländereien; das übrige Vermögen wird zu gleichen Theilen unter die andern Söhne vertheilt. Die Töchter scheinen keinen Antheil an der Erbschaft zu haben, denn eine Frau bringt ihrem Manne nur ihre Kleidungsstücke zu.

Die Coreaner stammen nach dem, was wir von dem gelehrten Klaproth erfahren, von den Sian Yi ab, einem Volke in Mittelasien, das seit langer Zeit verschwunden ist; die Japanesen bezeichnen sie noch mit diesem Namen, geben ihnen aber auch, wie die Chinesen, den andern Kien oder Chilin (Ki-lin).

„Sonst wurde der südliche Theil Koreas von den Kan bewohnt, einem aus drei Stämmen bestehenden Volke: den Ma Kan, den Pian

Kan und den Chin Kan, welche zusammen San Kan (die drei Kan) genannt wurden. Wie man vermutet, unterschied sich ihre Sprache von jener der Coreaner, und sie näherten sich in Hinsicht auf Civilisation, Sitten und Gebräuche den Japanesen. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wurde das Land von den Kao Li oder Kao Li Si (im Japanischen Koma oder Kokuri) überfallen, die aus dem Norden kamen. Sie unterwarfen sich die ganze Halbinsel und sie sind die jetzigen Coreaner.

„Im Anfange des 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung bildete sich längs der Westküste Koreas ein kleines Königreich in dem ehemaligen Lande der Ma Kan; die Chinesen nannten es Pe Si, die Japanesen Kutava. Es bestand bis an das Ende des 7. Jahrhunderts. Mehrere hundert Jahre vor seinem Falle hatte sich in den früher von den Chin Kan bewohnten Bezirken in SO. das Reich der Sin So (Siraft im Japanischen) erhoben, das im 9. Jahrh. unterging. Während so der südliche Theil der Halbinsel zwischen den beiden Reichen getheilt war, wurden die Mo Ko, ein von den Kao Li unterjochtes tungussches Volk, mächtig. Sie gründeten unter dem Namen Pu Kai eine Dynastie, welche über einem großen Theile des nördlichen Koreas herrschte, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts aber von den Kitan gestürzt wurde.

„Eine zweite Dynastie der Kao Li bildete sich bald in dem mittlern Corea und unterwarf sich die südlichen Provinzen. Diese Könige waren unabhängig bis zur Zeit Dschingis Khan's, dessen Vasallen sie 1219 wurden. Als die Mogolen aus China vertrieben waren, erkannten die Könige von Corea die Oberherrschaft der Fürsten dieses Landes an. Eine dritte Dynastie nimmt den Thron seit 1392 ein und das Reich wird als ein Lehn des Kaisers der Mandchus angesehen.“

Der König wird in seiner Würde durch diesen Monarchen bestätigt. Bei der Thronbesteigung eines neuen Königs schickt ihm der Hof von Peking ein Patent, das ihm den Titel überträgt; es wird von zwei hohen Mandarinen überbracht, welche der Thronbesteigung beizuwohnen. Der Fürst empfängt die Beilehnung knieend und übergibt den Abgesandten Geschenke, sowie eine Summe von 800 Taels in Geld. Im Anfange jedes Jahres schickt der König von Corea dem Kaiser von China einen Tribut, wogegen er Geschenke, aber von weit geringerem Werthe erhält. Da seine Gesandten einen zins- und lehnspflichtigen König vertreten, so werden sie nicht eben mit großer Auszeichnung behandelt; sie erhalten ihren Rang erst nach den Mandarinen der zweiten Classe. Anfangs werden sie in dem Hause, das man ihnen zur Wohnung anweist, gleichsam eingesperrt. Nach den ersten Ceremonien dürfen sie, begleitet von einer gewissen Anzahl Beamten, ausgehen, die ihnen weniger zur Ehrenerzeugung als zur Bewachung beigegeben werden. Die Coreaner ihrer Seite behandeln den chinesischen Gesandten eben so, wenn er zu ihnen kommt.

Obgleich Vasall hat der König von Corea in seinem Lande doch unumschränkte Macht; die Regierungsform ist beinahe dieselbe wie in China. Das Reich ist in acht Provinzen eingetheilt und jede derselben in mehrere Aemter. Es giebt zwei Hauptstädte: Wang Tsching (Do Si), wo der König residirt, in der Provinz King Ki Tao, und Tsching Tschou, eine Stadt in der Provinz King Echan Tao.

Der König unterhält in seiner Hauptstadt eine große Anzahl Soldaten, die seine Person zu bewachen und ihn auf seinen Reisen zu begleiten haben. In jeder Provinz stehen die Landtruppen unter den Befehlen von Obergeneralen, einem oder mehreren Ban hus (Befehlshabern von 10,000 Mann); in manchen giebt es Admiralitäten für die Seetruppen; Festungen sind an mehreren Punkten angelegt; zahlreiche Kriegsschiffe von verschiedener Größe befinden sich in vierzehn besetzten Häfen. Oberrichter leiten die Justizverwaltung; Polizeipräsidenten sorgen für die Sicherheit im Innern, und endlich haben die Provinzen Minen- und Salineninspektionen, Post- und Zolldirectionen.

Nach einem seltsamen Herkommen, das Samuel erzählt, nimmt jede Stadt aus den in ihrem Reichthum liegenden Klöstern eine gewisse Anzahl Mönche, die sie dem Könige liefert und die auf ihre Kosten die Ports

und Gask in den Schländen und an dem Abhange der Berge zu bewachen und im Stande zu erhalten haben. Sie gelten für die besten Soldaten und stehen unter Officieren, die ebenfalls aus ihrer Körperschaft genommen sind. Auch sind sie denselben Verordnungen unterworfen wie die andern Truppen.

Die Waffen der Infanterie sind eine Pike, ein Säbel, eine Halb-lanze, ein Brustharnisch und ein Helm. Der Soldat muß sich auf seine Kosten mit fünfzig Patronen versehen. Die Officiere haben nur den Säbel, den Bogen und die Pfeile. Die Cavalerie hat den Helm, den Kürass, den Säbel, den Bogen und die Pfeile und eine Peitsche mit eisernen Spitzen. Alle Jahre erhält jeder Soldat drei Zeugstücke zu seiner Bekleidung. Jeder Coreaner ist bis zum sechszigsten Jahre zum Kriegsdienste verpflichtet; der Sohn ersetzt den Vater.

Der König gilt für den Eigenthümer aller Ländereien; er giebt dieselben wem er will; der Inhaber bekommt nur den Ertrag. Nach seinem Tode fallen sie wieder dem Könige zu, wenn dieser sie nicht von neuem den Kindern überläßt.

Der Monarch hat einen aus den ersten Magistratspersonen und Generalen der Land- und Seetruppen bestehenden Rath, der sich alle Tage versammelt. Keiner dieser Rätthe darf seine Meinung aussprechen, bevor er von dem Fürsten darum befragt worden ist. Diese Aemter sind nicht erblich, aber die, welche sie bekleiden, behalten sie bis an ihren Tod.

Die Gouverneure der Städte dagegen und andere Provinzialbeamte bleiben nur drei Jahre im Amte, selbst eine noch kürzere Zeit, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Die Einkünfte des Königs bestehen in dem Ertrage seiner Domänen und den Eingangsabgaben von den Waaren; der Zehent von allen Producten des Landes gehört ihm ebenfalls; er wird in natura entrichtet und in den öffentlichen Magazinen niedergelegt; endlich stehen ihm gewisse Reservationen von den abgetretenen Ländereien zu. Wer nicht in den Kriegsdienst eingeschrieben ist, muß jedes Jahr drei Monate für den König arbeiten; diese Frohnen werden von den Provinz- und Stadtgouverneuren geregelt.

Wenn der König seinen Palast verläßt, so wird er unter einem Baldachin von Wolbrocat getragen und von allen Adelligen seines Hofes in schwarzseidenen Gewändern begleitet. Alle Thüren und Fenster in den Straßen, durch welche er kommt, werden geschlossen und Niemand darf ihn ansehen. Unmittelbar von dem Könige geht ein hoher Beamter mit einem Kistchen, in welches er die Bittschriften legt, die man ihm an dem Ende eines Stockes reicht oder die an den Wänden hängen; die letztern werden ihm von Ergenten gebracht, die keine andere Dienstverrichtung haben. Der König läßt sich nach seiner Rückkehr Bericht von allen diesen Bittschriften erstatten, und die Befehle, die er bei dieser Gelegenheit giebt, werden auf der Stelle vollzogen.

Der coreanische Gesandte, den Simlowitz, der russische Reisende, 1821 in Peking sah, gestand ihm, daß seine Landleute gegen die regierende Dynastie erbittert und stets bereit wären, sich gegen dieselbe zu empören.

„Die nicht zahlreiche Bevölkerung von Corea,“ sagt Simlowitz hinzu, „und der friedliche Charakter der Bewohner sind Ursache, daß die chinesische Regierung sie mit außerordentlicher Härte behandelt. Diese Strenge macht sich besonders durch die Verationen der chinesischen Mandarinen in Bezug auf die Coreaner fühlbar, die nach Peking gehen. Das Volk bezahlet ebenfalls an die Japanesen einen Tribut.“

Hier die Veranlassung dazu: Corea wurde in alter Zeit von einer Kaiserin von Japan erobert und zinsbar gemacht. Eine neue Expedition im Jahre 1691 unterjochte das Land. Die Japanesen haben es zwar geräumt, aber der Militärgouverneur von Tsu Sima, einer Insel ihres Archipels, unterhält zu Fusan, einem Hafen des südlichen Corea, einige hundert Soldaten, welche da das Ansehen des Dschogun anstreben halten.

Die Producte Coreas bestehen in weißem Zeug aus den Fasern des Ischu (urtica japonica), gestricktem Lasset, Baumwollentstoffen, Decken mit

Drachen mit fünf Krallen geziert, Decken mit Blumen von verschiedenen Farben, weißem satinierten Papiere, das dauerhaft ist wie Zeug, Reis, Rauchtabak, Firsch- und Boffsfellen, Säbels, — und alle diese Gegenstände bilden den Tribut, welchen man den Kaiser von China sendet. Das Land liefert dem Handel ferner Gold, Silber, Eisen, Lampen von rothen und weißen Steinen, Bergkrysal, Salz, Pinsel aus Boffschwänzen, Kal, Steinkohlen, Lusche, Fische, Hanf, Getreide, Lannapfen, Schwefel, Droguen, Obst, Fächer von Bambus und Knochen, zum Theil zu sehr hohem Preise; gelben Firniß von einem Baume, der einer Palme gleicht, — die damit überzogenen Gegenstände erhalten eine Goldfarbe; kleine Pferde, die wegen ihrer Stärke und Gewandtheit berühmt sind; Fühner mit langem Schwanz, Ponig, Pelzwaaren, Singang, gedrrte Fische, Muscheln, getrocknete Mollusken, Fucus und andere Seeproducte.

Corea schickt Schiffe nur nach China, nach dem Lande der Mandchus, nach Japan, in den Archipel hieß Kieu, und erhält Schiffe nur von diesen Ländern. Die Japanesen bringen Gegenstände ihrer Fabriken, sowie Sapanholz, Pfeffer, Alaun, Baffelshäute, Firschhäute und Ziegelfelle, holländische Waaren zc. Die neuern Reisenden, welche in Corea einbringen wollten, wurden überall zurückgewiesen.

Im October 1797 sah Broughton, nachdem er nach S. zu an der Küste der Tatarai hingefahren war, die fortwährend hoch ohne einen bemerkenswerthen Eingang ausfah, Xsima (Xsu Sima), eine Insel, die zwischen Nipon im O. und Corea im W. liegt. Die Küste, die von allen Seiten an dem Ufer angezündet wurden, verriethen, daß sie bewohnt sey. „Welcher angenehme Anblick für uns!“ ruft der englische Capitain, „da wir bei unserer Fahrt längs der Küste der Tatarai nicht die geringste Spur von menschlichen Geschöpfen bemerkt hatten. Wir sahen japanische Dschonken, die nach Westen zu kommen suchten. Die Insel ist mäßig hoch; der mittlere Theil ragt über das Uebrige hinweg; die Thäler sind bebaut; auf den Hügeln stehen einige Bäume. Die Westküste ist fast ganz von Felsen besetzt, an denen sich das Meer mit Gewalt bricht.“

Xsima hat ungefähr 8 Stunden im Durchmesser; längs der nördlichen Küste bilden Inseln und Riffe Canäle, in denen Dschonken fahren. Bald befand sich Broughton an der Küste von Corea, an welcher man mehrere Dörfer dicht am Meere und Buchten bemerkte, wo man Schuß finden zu können glaubte.

Fischerbarken näherten sich dem englischen Schiffe, und die Mannschaft einer derselben ließ sich bewegen, an Bord zu kommen. Die Coreaner gaben durch Zeichen zu verstehen, daß die Bai in NW. die sicherste von den beiden sey, die man sah. Man fuhr in dieselbe hinein und ließ die Anker fallen in geringer Entfernung von einem großen Dorfe, das von bebauten Feldern umgeben war.

Den andern Tag sehr früh war die Gesellschaft von Vätern mit Männern, Frauen und Kindern umringt welche alle die Fremden sehen wollten; alle trugen eine Art Blouse und sehr weite Weinkleider von gefärbtem und wattirtem Zeug. Einige hatten Gewänder; die Frauen trugen einen Rock über ihren langen Hosen; alle hatten Stiefeln von Zeug und Sandalen von Reisstroh. Die Paare der Männer waren vorn auf dem Kopfe geknüpft, die der Frauen geflochten. Die Physiognomie dieser Coreaner glich ganz der der Chinesen. Man sah nur Leute aus der unteren Classe, alte Frauen und kleine Mädchen.

Als die Engländer bei dem Dorfe an das Land gegangen waren, um Wasser einzunehmen, führte sie ein Coreaner zu einer schönen bequemen gelegenen Quelle. Sie brauchten auch Holz, aber daran schien die Gegend gänzlich Mangel zu leiden. Sie gingen dann in der Umgegend umher und eine große Anzahl Coreaner folgte ihnen. Broughton erkannte, daß der Hafen groß und gegen alle Winde geschützt sey; er bemerkte mehrere Dörfer auf den Hügeln umher und in NW. eine große Stadt, die von einer steinernen Mauer umgeben war. Viele Dschonken lagen in dem Bassin längs der Bälle vor Anker; ein Steinwall schützte sie. In SW. zog sich ein anderer Hafendamm in der Nähe einer Reihe weißer Häuser hin, welche mit besonderer Sorgfalt gebaut zu seyn schienen und einen dichtern

Wald umgeben. Diese Dörfer schienen sehr vortheilhaft zu seyn und der Hafen war voll von Schiffen; fortwährend fuhren einige hinein oder heraus; sie waren nicht so sorgfältig gebaut wie die der Chinesen, von denen sie sich abweisend nicht unterschieden.

Der Reich der Neuheit forderte die Engländer auf, ihren Spaziergang auszudehnen; sie nahmen sich einem andern Dorfe, als aber die Coreaner baten, sie möchten nicht weiter gehen, sagten sie sich diesem Wunsche. Auf dem Rückwege bemerkten sie mehrere Gräber; die Coreaner sagten, daß sie von Osten nach Westen gegraben wären und in kleinen länglichen Hügel bestanden; sie waren ummauert und einige im Halbkreis mit Bäumen umgeben.

Man war zum Essen an Bord zurückgekehrt; Nachmittags erhielt Broughton den Besuch mehrerer Coreaner, die von einem hohen Range zu seyn schienen, weil ihnen die Andern tiefe Ehrfurcht erwiesen. Sie trugen sehr weite Gewänder und sehr hohe schwarze Hüte mit achtzehn Zoll breiten Kränzen, so daß sie als Regenschirme dienen konnten; sie wurden unter dem Kinn zugebunden und schienen von Pferdehaar zu seyn. Die Coreaner hatten ein reich gefaßtes Messer am Gürtel und einen Fächer, an welchem sich ein Büchlein von Filigran mit Parfüm befand; die meisten trugen lange Bärte; ihnen folgte ein kleiner Knabe, der ihre Pferde besorgte und aufpaßte, daß ihre Kleidungsstücke sich nicht zerdrückten. (Taf. 12. Abbild.)

„Sie schienen uns zu fragen,“ sagt Broughton, „was uns in ihren Hafen geführt habe. Ich fürchte, wir befriedigten ihre Neugierde nicht, denn es wurde uns schwer, uns verständlich zu machen. Sie schienen mit der Art zufrieden zu seyn, mit der sie empfangen worden waren, doch nahmen sie bald wieder Abschied von uns.“

„Wir gingen von neuem an's Land und wendeten uns nach einer hochgelegenen Stelle, die sich in der Nähe, südlich von unserm Ankerplatze, befand, um von da die Gegend überblicken zu können. Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, konnten wir den Hafen seiner ganzen Ausdehnung nach übersehen, nichts desto weniger aber keine Arbeit vornehmen, denn wir bemerkten bald, daß die Magnetaedel sich nach O. wendete, statt nach N. zu zeigen. Sie wurde wahrscheinlich durch eine magnetische Kraft in dem Boden angezogen, auf dem wir den Compass stellten.“

Der Boden des Hügel, auf welchem die Engländer ihre Beobachtungen machten, war mit Felsstücken untermischt; Kinder weideten an den Seiten und am Fuße zogen sich Reisfelder hin.

Broughton fand bei seiner Rückkehr die Goelette voll von Coreanern, und es wurde ihm schwer, sie vor dem Andrang der Dunkelheit fortzubringen; er sah sich beinahe genöthigt, Gewalt zu brauchen. Kurz nachdem es finster geworden, sah er sie mit Verwunderung zurückkommen und lebhaft den Wunsch äußern, an Bord zu steigen. Er widersetzte sich dem. Da sie sich dennoch nicht entfernten und er ihre Absichten nicht kannte, so hielt er ihre Benehmen für verdächtig und ließ deshalb gute Wache halten. Einige Augenblicke darauf kam ein anderes Boot zu denen, welche das Schiff umringten; die Leute darauf vertheilten Fackeln an ihre Landsleute. Dann beriethen sie sich eine Zeit lang unter einander und endlich kehrten alle an das Land zurück.

Am 19. früh erschienen zwei Bote an der Goelette; sie brachten viel besser gekleidete Personen als die, welche man vorher empfangen hatte; auch befanden sich in jedem Boote Soldaten mit Pfauenfedern an den Hüften; sie trugen Längen, an denen Fähnchen von blauem Atlas mit gelben Schriftzeichen flatterten. Diese Coreaner, welche die Behörden des Bezirks zu seyn schienen, schenkten Broughton gefalgene Fische, Reis &c. „Nachdem sie uns zahlreiche Fragen vorgelegt hatten, um zu erfahren, wer wir wären,“ setzt er hinzu, „merkten wir wohl, daß sie lebhaft wünschten, wir möchten uns entfernen. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß wir sehr dringend Wasser, Holz und Lebensmittel brauchten. Sie erboten sich sogleich, mir die beiden ersten Gegenstände zu liefern; dagegen konnte ich sie nicht vermögen, mir einige der Kinder und Schafe zu

schicken, welche an den benachbarten Hügel weideten, und ich zeigte mit den Fingern hin, damit sie mich desto besser verstehen möchten. Unsere Pfister schienen für sie keinen Werth zu haben, und da ich ihnen kein anderes Geld bieten konnte, so mußten wir fortwährend den Gegenstand unserer Wünsche sehen, ohne daß wir denselben erhalten konnten.“

Das Gewand, welches diese Coreaner über den andern Kleidungsstücken trugen, war von feinerem Stoffe als das ihrer Landsleute, und zwar von einer hellblauen Gazeart; eine Schnur dicker Bernsteinkugeln oder schwarzen Holzes schien bestimmt zu seyn, ihren weiten schwarzen Hut unter dem Kinn festzuknüpfen; das Ende war aufgeschlagen und endigte in einer Kugel, welche über das rechte Ohr hing. Bei einigen war der obere Theil des Kopfes ihres Hutes mit Silber besetzt. Die Leute in ihrem Gefolge erboten sie an, während sie sich tief verbrügten und stier auf das Verdeck der Goelette sahen.

Die Ankunft dieser vornehmen Herren machte Broughton großes Vergnügen, da sie ihn von der Zubringlichkeit vieler Andern befreite, aber er konnte die Aufhebung des Verbotes, am Lande herumzugehen, nicht erlangen; man erlaubte ihm bloß, sich mit Wasser und Holz zu versehen und astronomische Beobachtungen anzustellen. Die Menschenmenge, die sich um die Engländer sammelte, hinderte jedoch die wünschenswerthe Genauigkeit dieser Beobachtungen, obgleich Soldaten aufgestellt wurden, um die die Zubringlichsten zu vertreiben, die sie mit ihren Bambusstöcken schlugen.

Nachmittags schickten die Coreaner der Goelette Wasser in Krügen und Fässern; dann hielten sie es aber für förderlicher, die Wasserfässer an das Land zu schaffen, um sie dort zu füllen, was mit viel Ordnung geschah. In jedem Boote befand sich ein Soldat, dem die Leute zu gehorchen schienen.

Den 17. Nachmittags kam eine Deputation von der Behörde, um Broughton zu fragen, ob er Wasser und Holz genug habe, um abreisen zu können. Er antwortete, er habe die Absicht, nach drei Tagen unter Segel zu gehen; die Coreaner forderten ihn auf, seine Abfahrt um einen Tag zu beschleunigen; er blieb aber bei seinem Entschlusse. Die sehr freundlichen und gesprächigen Abgeordneten waren mit wassergrünen, blaßblauen und flachgrauen sehr glänzenden Gewändern bekleidet, obgleich der Stoff, aus welchem sie bestanden, nicht eben fein war. Sie hatten überdies sehr hübsche Leberne mit Gold- und Silberflittern geschmückte Pantoffeln.

Abgeordnete kamen auch an den beiden folgenden Tagen, um mit Broughton über die Abfahrt zu sprechen; aber er verschob sie wegen der trüben Witterung.

Da es ohne Unterbrechung regnete, so hatten die letzten Abgeordneten ihre Hüte vor der Feuchtigkeits durch einen Stoff geschützt, den Broughton für Pergament hielt; wahrscheinlich war er aber, wie jener zu ihren Regenschirmen, von gefirnistem Papiere, aus welchem man in China und den benachbarten Ländern selbst Kleidungsstücke für feuchtes Wetter macht.

Da der Regen nicht aufhörte, so glaubte Broughton, er könne den Hafen genauer erforschen ohne bemerkt zu werden; aber die Coreaner, die alle seine Bewegungen beobachteten, waren ihm bald gefolgt. Die ihm nachgesandten Bote konnten ihn jedoch erst erreichen, als er auf die Goelette zurückkehrte. Am 20. kamen sie wieder, um von neuem auf seiner Abreise zu bestehen, sprachen auch von seinem Ausfluge am vorigen Tage und gaben ihre Mißbilligung darüber zu erkennen. Sie meinten, wenn er bei den weißen Häusern am Hintergrunde der Bai lande, würde er nebst seinen Leuten gemißhandelt, vielleicht sogar getödtet werden. Zuletzt ersuchten sie ihn noch, sich nicht mehr im Boote von seinem Schiffe zu entfernen.

Sie muthmaßten wohl die Absicht der Engländer, denn kurz nachdem sie an's Land zurückgekehrt waren, schickten sie vier Bote mit wehender Fahne und einem Soldaten in jedem, um die Goelette in der Nähe zu bewachen; aber Broughton wollte dieselben nicht an seinem Schiffe auf-

stellen lassen, und sie blieben deshalb in einer gewissen Entfernung. Abends zogen sie sich ganz zurück.

Den 21. verließ Broughton die Golette vor Tagesanbruch, ohne von den Wächtern bemerkt worden zu seyn, und erreichte den Hafen, um die Bezeichnung desselben zu vollenden. Bei Tagesanbruch erblickte er Feuer am Ufer und glaubte, es könnten dies wohl Signale wegen Entfernung seines Bootes seyn. Dennoch ging er an der südlichen Küste des Hafens an's Land, untersuchte sie genau und kehrte zeltig auf das Schiff zurück. Ob er gleich nicht gesehen worden war, hatte seine Abwesenheit doch Besorgniß in dem Orte erregt, da ihm Bote entgegengeschickt worden waren; er war ihnen aber entgangen.

Einen Augenblick nachher kam ein Häuptling an, der mit den Vorbereitungen zur Abfahrt sehr zufrieden zu seyn schien. Broughton verließ den Hafen zur großen Freude der Coreaner, die sich zahlreich auf den benachbarten Hügeln versammelt hatten, um Zeugen der Abfahrt zu seyn. „Ob sie uns gleich genöthigt hatten, während unseres Aufenthalts an Bord zu bleiben,“ sagt er, „so waren wir ihnen doch Dank dafür schuldig, daß sie uns Wasser und Holz geliefert hatten, ohne Bezahlung dafür zu verlangen.“

Der Hafen, den er verließ, ist Ischosan, an der SO.-Küste Coraas unter 33° n. Br. und 129° 7' östl. L. Er ist von hohen meist dünnen Bergen umgeben. Die Dörfer sind im Allgemeinen sehr angenehm gelegen, die von Bäumen umgebenen Häuser mit Stroh bedeckt und das Land ist so gut angebaut wie in Japan. Der Abhang der Berge ist terrassirt und man kann deshalb Reis darauf säen und das Wasser da ergatten, das diese Getreideart verlangt.

Die Coreaner, welche Broughton sah, kannten den Gebrauch der Flinten und Kanonen, er bemerkte aber bei ihnen keine Angriffswaffe und sie schienen auch die der Engländer nicht sehr zu fürchten. „Verschiedene Producte der europäischen Fabrikation erregten ihre Neugierde,“ sagt er, „und die Tuchkleider fesselten besonders ihre Aufmerksamkeit. Ob sie gleich Handel treiben, so schienen sie doch nicht die geringste Idee zu haben, Tauschhandel zu treiben, vielleicht weil sie keinen großen Werth auf die Gegenstände legten, die wir ihnen bieten konnten.“

Der Hafen Ischosan ist das Poufan Hamels und das Fusan der Japanesen und Chinesen. Man hat schon vorher gesehen, daß die ersten Herren desselben sind, und deshalb halten sie hier wie an andern Orten die Ausführung ihrer Gesetze aufrecht.

Broughton wendete sich nach S. und fuhr vor mehreren bebauten und bewohnten Inseln, sowie vor einer großen Anzahl Klippen vorbei, welche sich an der südlichen Küste Coraas befinden. Er sah viele Fische, aber keiner kam zu ihm. Nachdem er den Anker bei einer großen Insel hatte fallen lassen, wo er eine ziemlich starke Stadt sah, kam von derselben ein Boot her. Die Coreaner zeigten ihm ein mit chinesischen Charakteren beschriebenes Papier, aber Niemand an Bord konnte sie lesen. Ungefähr nach einer Stunde kamen mehrere Bote an die Golette; eines war mehr vergiert als die andern; eine große Flagge von rother und blauer Seide wehte auf dem Vortertelle; die Ruderer bewegten ihre Ruder im Tact nach dem Tone der Trompeten; es trug Soldaten, die mit Säbeln bewaffnet waren und seidene Fahnen in der Hand hielten; ein Mann, der von hohem Stande zu seyn schien, und unter einem Baldachin auf einem Leopardenfelle, auf Kissen gestützt, saß, war von einem wie die Bewohner von Ischosan gekleideten zahlreichen Gefolge umgeben.

Diese Insulaner kamen ohne Umstände an Bord der Golette und brachten dahin die Decken und die Kissen des vornehmen Mannes; einer hielt den Sonnenschirm; die andern blieben in ihrer gebietiger Entfernung. Unter den Fragen, welche er Broughton vorlegte, konnte dieser nur die verstehen, welche seine Ankunft an diesem Orte betrafen. Der Coreaner erkundigte sich nach der Zahl der Mannschaft und begnügte sich nicht mit der Antwort des englischen Capitains; er wollte alle Matrosen vor seinen Augen durch seine Leute zählen lassen. Broughton widerlegte sich

dem, was dem Coreaner sehr mißfiel. Ganz verschieden von dem, was man bis dahin gesehen hatte, schien dieser zu wünschen, die Engländer möchten eine gewisse Zeit lang dableiben, und ersuchte, daß Broughton, sein Boot an's Land zu schicken. Als er das Schiff verließ wiederholte er diese Aufforderung und schien über die ablehnende Antwort sehr überrascht zu seyn. Er zeigte ein sehr hochmüthiges Wesen und tiefte Bewachtung gegen die Engländer.

Als er nach einer halben Stunde die Golette verließ, schickte er zwei Bote nach der Stadt und ließ zwei andere bei dem Schiffe zurück, wahrscheinlich zur Beobachtung der Fremden; er selbst kehrte nicht dahin zurück, woher er gekommen war, sondern wendete sich nach der Spitze einer Insel.

Broughton benutzte ein Aufheulen des Sturms, um am Nachmittage den Anker zu lichten, und das Boot des Coreaners, das sich von der Insel nicht entfernt hatte, folgte ihm. Die Insulaner schrien laut und bliesen Trompeten, ohne Zweifel, um die Engländer zum Bleiben zu bewegen. Andere Bewegungen, welche jenes Boot machte, kamen Broughton verdächtig vor, der mit einem günstigen Winde sich von diesen Inseln entfernte.

Er fuhr ferner in einem unermesslichen sehr bewaldeten Archipel umher und bemerkte endlich die Insel Duelpaert, die in der Geschichte der Reisen durch den Schiffsbruch des „Speubers“ berühmt geworden ist. An der ganzen Küste erblickte er keinen Hafen. Duelpaert sieht vulkanisch aus; man bemerkt sie 26 Stunden weit.

Im Jahre 1818 wurde die Westküste Coraas von zwei englischen Schiffen besucht, der Fregatte „Alceste“, Capitain R. Maxwell, und der Brigg „Eyra“, Capitain B. Hall. „Den 31. Juli,“ sagt Macleod, der die Geschichte der Reise des ersten dieser Schiffe geschrieben hat, „sahen wir Land in D. und ließen den Anker fallen. Dasselbe thaten wir am andern Tage unter einer Inselgruppe unter 37° 46' n. Br. Die Coreaner deuteten durch ihre Zeichen und Gebärden an, daß sie nicht Lust hätten, die Leute in den zu ihnen geschickten Bötten landen zu lassen; sie strichen mit den Händen an dem Halse hin, als wollten sie bemerklich machen, man werde ihnen den Kopf abschlagen; sie trieben die Fahrzeuge wirklich zurück, ließen sich aber sonst keine Gewaltthatigkeit zu Schulden kommen. Man sah in geringer Entfernung von diesen Inseln das Festland, das sich in bedeutender Länge hinzog.“

„Man segelte nach S. und gelangte am 21. August in eine schöne Bucht des Festlandes, deren Eingang durch Inseln geschützt war. Man war einem Dorfe gegenüber in gewisser Entfernung von einer Stadt vor Anker gegangen. Abends kam ein halbes Duzend große Bote an die „Eyra“. Der Vorsteher dieses Bezirkes kam mit zahlreichem Gefolge an Bord, nahm Erfrischungen an und begab sich, ob es gleich schon dunkel war, an Bord der „Alceste“. Bei seiner Entfernung beschränkte man ihn mit drei Kanonenschüssen, was an Bord der Fregatte erwidert wurde. Als er sich von der Brigg entfernte, wurde ein Coreaner, der sich wahrscheinlich übel aufgeführt hatte, auf das Deck des Bootes gelegt und erschien anderthalbes Duzend Bambusstreiche auf den Hintern. Da der Geprügelte schrie, so stimmte eine gewisse Anzahl seiner Gefährten in sein Geheul ein, entweder aus Spott, oder um ihn zu überdauern.“

„Nach Beendigung dieser Operation kündigte eine Fanfare von Trompeten und andern Instrumenten an, daß der Häuptling sich der Fregatte näherte. Er schien siebenzig Jahre alt zu seyn, sah majestätisch und ehrwürdig; aus und sein Bart und Haar war ganz weiß. Er trug ein hellblaues Gewand mit weiten Ärmeln, das um den Leib durch einen gelben lederen Gürtel zusammengehalten wurde. Sein Hut, dessen Krampen nicht weniger als sechs Fuß im Umfange hatten, waren von einem dem Pferdehaar ähnlichen Stoffe und gestrickt. Seine Pantoffeln gingen vorn spitzig empor. In der Hand hielt er einen kurzen von einer seidnen Schnur umwundenen schwarzen Stab, vielleicht das Zeichen seiner Würde. Unter den Männern seines Gefolges waren einige Wittkays mit einem kleinen Säbel und Officiere mit Pfauenfedern wie in China. Er

wurde ceremoniell in die Kajüte geführt und setzte sich lieber auf an den Boden gelegte Sophas als auf einen Stuhl. Die Engländer setzten wie die Koreaner ihre Hüte auf, weil es die Etikette bei den Völkern des Orients verlangt, als Zeichen der Ehrfurcht das Haupt zu bedecken.

„Man sprach von beiden Seiten viel, ohne einander zu verstehen; der chinesische Dolmetscher, den die Engländer mitgenommen hatten, konnte nicht schreiben, und die in diesem Stücke sehr geschickten Koreaner verstanden Dialect nicht, dessen er sich bediente. Der alte Mann gab indessen durch Zeichen seine Zufriedenheit mit der Aufnahme zu erkennen, die er gefunden, und entfernte sich sehr spät, nachdem er Likör und Confituren genossen hatte; man begrüßte ihn von neuem mit einer Salve und seine Musketen spielten ein einzelnes Kriesslied. Wann die Koreaner mit ihm sprachen, legten sie ihre Hände auf die Knie und neigten ihren Körper nach vorn.

„Während der Nacht stellten sich mehrere Bote bei der „Eura“ auf, als wollten sie deren Bewegungen beobachten. Den andern Tag früh kam derselbe Hauptling mit noch zahlreichem Gefolge wieder an Bord der Brigg, wo er frühstückte. Er hatte Secretaire bei sich welche alle Eigenheiten auf dem Schiffe aufschrieben, welche durch Zeichen ausgedrückt werden konnten; sie zählten die Mannschaft und die Kanonen, untersuchten die Flinten und maßen die Deck. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch wurde eine Caronade abgeschossen; die Entfernung, welche die Kugel erreichte, und besonders das Aufschlagen derselben auf dem Wasser liess sie sehr in Verwunderung.

„Nach dem Frühstück bestiegen die Capitaine Maxwell und Hall mit einigen Officieren Bote, um in das Dorf zu gehen; der alte Hauptling, der glaubte, sie begäben sich an Bord der Fregatte, begleitete sie mit seinen Fahrzeugen; kaum aber hatte er die Richtung erkannt, welche sie einschlugen, als sein Gesicht eine traurige Miene annahm; er schien im höchsten Grade besorgt zu seyn, deutete durch Zeichen an, er wolle an Bord der „Alceste“ gehen, und schüttelte den Kopf, als man auf die Stadt wies.

Die Engländer gingen nichts desto weniger an's Land, wo sie sich sogleich von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben sahen. Der alte Hauptling ließ aus Schmerz das Haupt sinken und faltete in traurigem Schwermuth die Hände; endlich brach er in Thränen aus und schluchzte, als er, von seinen Bedienten gestützt, ein kleines Stück weit ging, wo er sich auf einen Stein setzte und die Engländer höchst niedergeschlagen ansah. Er schien von dem Gedanken überzeugt zu seyn, daß die Ankunft fremder Menschen in seinem Vaterlande ein schreckliches Unglück sey.

„Unterdes sahen die Koreaner, welche durch ihre Soldaten in die Ferne zurückgetrieben worden waren, abwechselnd ihren in Schmerz versunkenen Vorsteher und die Engländer an. Maxwell, dem die Angst des guten Alten zu Herzen ging, ließ seine Reute zurückkehren und winkte dem Koreaner wiederzukommen. Als er bei ihm war, erklärte ihm der englische Capitain so gut es ihm möglich war, daß man keine feindseligen Absichten habe und daß wir Freunde wären. Da deutete der Alte nach der Sonne, zeigte viertel durch Geberden die tägliche Umdrehung dieses Gestirns, legte seine Hand an seinen Hals, ließ sein Kinn auf die Brust sinken und schloß die Augen, als sey er todt, — wodurch er wahrscheinlich begreiflich machen wollte, in vier Tagen, der Zeit, die nöthig sey, um eine Antwort aus der Hauptstadt zu erhalten, denn er zeigte in die Ferne, würde er den Kopf verlieren. Einer seiner Secretaire stellte sich darauf auf einen großen Stein und sprach sehr lange, wahrscheinlich um anzudeuten, daß die Fremden dürfen nicht weiter gehen. Wir gaben darauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir essen und trinken möchten, da wir meinten, das Gefühl der Gastlichkeit könne die Koreaner veranlassen, uns zu sich einzuladen; aber es wurden vielmehr sogleich Boten in das Dorf geschickt, die kleine Tische, Decken zum Daraufsitzen und einige Erfrischungen brachten; das wünschten wir freilich nicht. Wir schlugen die Speisen also aus, indem wir ihnen vorstellten, es ziemte sich nicht, unter freiem Himmel am Strande zu essen; endlich um ihnen anzudeuten, daß wir die

Rück in Fien.

Fremden anders behandelten, luden wir sie auf die Fregatte ein, wo sie gut essen und mit aller möglichen Rücksicht behandelt werden würden. Der Greis, der unsere Geberden sehr aufmerksam beobachtet hatte und dieselben trefflich zu verstehen schien, antwortete darauf durch die Geberden eines Mannes, der gern isst und trinkt; dann nahm er aber wieder eine ernste Miene an, fuhr von neuem mit der Hand am Halse hin und schloß die Augen, als wolle er uns sagen: „was hilft mir euer gutes Essen, wenn ich den Kopf verlieren muß!“

„Da wir erkannten, daß es unmöglich sey, in das Innere des Landes zu bringen ohne Gewalt zu brauchen, wozu wir weder ein Recht noch die Absicht hatten, schifften wir uns wieder ein, stellten uns aber von der Behandlung, die wir erfahren hatten, beleidigt.

„Der alte Vorsteher folgte uns sehr niedergeschlagen und als schämte er sich, uns nicht mit mehr Rücksicht zu behandeln, auf die „Alceste“. Er ging auf dem Deck umher, versuchte mit allen, denen er begegnete, durch Zeichen zu sprechen, und nahm endlich ein Stück Papier, auf das er schrieb; er schien zu warten, daß man ihm antworte, aber Niemand an Bord war es im Stande. Bei unserer Rückkehr nach Canton erfuhren wir den Inhalt dieses Schreibens, nämlich: „ich weiß nicht, wer ihr seyd; was wollt ihr hier?“ Er handelte wahrscheinlich nach Befehlen, von denen er nicht abzugehen wagte, denn sein ganzes Benehmen bewies, daß er durchaus nicht die Absicht hatte, unhöflich gegen uns zu seyn.

„Er nahm eine Bibel von Maxwell an, gegen den er sich sehr dankbar aus dem Grunde bezeugte, daß er nicht bis zur Stadt gegangen war. Er nahm das Buch sorgsam mit sich, da er es vielleicht für irgend eine officielle Mittheilung hielt.“

Den 6. Nachmittags verließen die Engländer diese Bai, die wenigstens 20. Meilen (engl.) weit sich in das Land hinein erstreckte, und segelten nach S. durch eine zahllose Menge von sehr hohen Inseln, die wie Berge über die Meeresfläche emporragten; sehr wenige waren über 4 Meilen lang; sie schienen aber sehr gut bebaut zu seyn, und die Bewohner versammelten sich zahlreich auf den höchsten Höhen, um die vorüberfahrenden europäischen Schiffe zu sehen,

Als man weiter nach S. kam, fand man, daß das, was man für einen Theil des Festlandes gehalten, eine Insel sey, bei welcher etwa zwanzig andere eine von der Küste Koreas ziemlich entfernte Gruppe bildeten. Die Schiffe ankerten in einem trefflichen Hafen zwischen zwei Inseln. Man machte viele Beobachtungen und bestimmte die wahre Lage. Man gab allen hohen Punkten Namen, um die Fahrt der Reisenden zu leiten; von der höchsten Spitze aus zählte man 135 andere Inseln; das Festland, das sehr hoch zu seyn schien, lag von N. nach S. und war ungefähr 40 Meilen entfernt. Der Raum, welcher diese Inseln von einander trennte, war im allgemeinen eine, zwei, drei bis vier Meilen breit und bildete gute Häfen, die allen Flotten der Welt eine sichere Zuflucht gewähren könnten und die alle mit einander in Verbindung stünden. Als die Engländer an der nächsten Insel ans Land gingen, entflohen die Weiber mit ihren Kindern und flüchteten in Höhlen unter den Bergen, während die Männer, vereinigt aber nicht bewaffnet, winkten und schrien, um die Fremden zurückzuhalten; endlich legten sie ebenfalls die Hände an den Hals.

„Als sie jedoch, sagt der Erzähler hinzu, nach unsern wiederholten Besuchen erkannt hatten, daß wir keine feindseligen Absichten hegten und ihnen eher etwas gaben als nahmen, wurden sie etwas zutraulicher; sie umringten in Menge unsere Officiere, wann sie schossen, brachten ihnen Wasser zu trinken und luden sie zu ihrem frugalen Mahle ein; man sah, daß dies aus freiem Stück und nicht aus Furcht geschah, denn plötzlich, als erinnerten sie sich, daß sie gegen die Gesetze ihres Landes handelten, indem sie mit Fremden verkehrten, nahmen sie einige von uns am Kragen und stießen sie zurück, während sie auf die Schiffe zeigten. Gleiches Benehmen fanden wir überall, wo wir anlegten. Wir bemerkten kein Feuer-gewehr bei ihnen, einige, die an Bord der „Alceste“ kamen, bewiesen aber, daß sie den Säbel recht gut zu handhaben wußten.“

Im Jahre 1832 wurden die Küsten Koreas von neuem durch ein englisches Schiff erforscht. Majoribank, der ehemalige Präsident des Comités der Supercargos in Canton, rüstete den „Lord Amherst“ aus, dessen Befehl dem Capitain Rees übertragen wurde. Die Expedition sollte versuchen, ob die nördlichen Provinzen des chinesischen Reiches allmählig dem britischen Handel geöffnet werden könnten, auf welche man besonders seine Aufmerksamkeit zu richten habe und bis zu welchem Punkte die Stimmung der Einwohner und der Localregierung einem solchen Versuche günstig sey. Die Leitung dieser Expedition wurde dem Herrn Lindsay, einem der Supercargos der Compagnie, und dem Herrn Guglass, einem Missionair aus Preußen, anvertraut. Lindsay erhielt strenge Weisung, den Chinesen zu verschweigen, daß er von der indischen Compagnie gesendet werde. Der Missionair hatte die Absicht, Uebersetzungen der heiligen Schrift und religiöse Abhandlungen zu vertheilen.

Der „Lord Amherst“ verließ Macao den 26. Febr. 1832, fuhr längs der Küste Chinas hin, versuchte in allen Häfen, Handel zu treiben, und erkannte am 17. Juli die Küste von Corea etwas nördlich von den 1816 durch die eben erwähnten Seefahrer entdeckten Inseln. Als er um das steile Vorgebirge einer großen Insel herumkam, entdeckte man eine große in N. offene Bai. Der Gipfel des Berges und die der andern Inseln in S. waren mit reicher Vegetation und schönen Bäumen bedeckt. Der untere Theil am Meere war gut angebaut; man bemerkte Dörfer und viel Vieh. Um fünf Uhr Abends gingen Lindsay und Guglass ans Land; Fischer, die sie schriftlich nach dem Namen des Landes fragten, antworteten ebenso Kang Schan, Yung Schang. Die Fischer sahen anfangs sehr ängstlich aus; die Engländer konnten keine weiteren Nachweisungen erhalten, da die Coreaner, welche geschrieben hatten, keine große Anzahl chinesischer Zeichen kannten. Man gab ihnen ein Buch und einige gullischirte Knöpfe; sie nahmen dieselben mit Vergnügen an und gaben Fische dafür. Jeder Versuch, nach den Hütten der Fischer zu gehen, wurde zurückgewiesen; ein Aiter hielt eine lange Rede, von der die Fremden kein Wort verstanden.

Am 18. landeten Lindsay und sein Begleiter von neuem und gingen nach einem Dorfe zu. Bald begegneten sie mehreren Coreanern, denen er etwas vorher Geschriebenes zeigte, worin er ihnen meldete, sie wären Engländer und ihre Freunde, brächten ein Schreiben und Geschenke für den König von Corea, und wünschten einen Mandarin zu sehen, um denselben um Rath zu fragen; endlich wünschten sie Lebensmittel einzukaufen. Als sie einige Schritte weiter gegangen waren, kamen ihnen viele Coreaner, darunter mehrere gut gekleidete, entgegen; Lindsay zeigte jeder Gruppe sein Papier. Alle schienen nicht recht zu wissen, wie sie die Fremden behandeln sollten, einmüthig aber suchte man sie von dem Dorfe abzuhalten. Die Menge wuchs immer mehr an; mehrere Coreaner nahmen Lindsay am Arme und nöthigten ihn und Guglass, sich auf eine Decke niederzulassen; zwei Greise stellten sich neben sie; ein anderer Coreaner entrollte ein Papierblatt und schrieb darauf: „es ist durchaus unmöglich, Euch Lebensmittel zu liefern; Ihr thätet besser, wenn Ihr sogleich abreisset; 30 li nach N. wohnt ein Mandarin, mit dem Ihr Euch besprechen könnt.“ Die Unterhaltung dauerte eine Zeit lang schriftlich fort; alle Redensarten endigten sich mit der Aufforderung, sogleich fortzugehen. Lindsay glaubte zu bemerken, daß die Coreaner nicht alle einer Meinung waren; sie sprachen sehr laut unter einander. Endlich, sagt er, gewann die feindliche Partei die Oberhand, und ein Coreaner hatte die Kühnheit zu schreiben: „Wenn Ihr nicht auf der Stelle fortmacht, so wird man Soldaten schicken, die Euch den Kopf herunter schlagen sollen; geht oder es wird eine große Veränderung eintreten; Euer Leben steht auf dem Spiele.“ Guglass schrieb dagegen: „wer seyd Ihr und welche Macht habt Ihr, daß Ihr eine so unverschämte Sprache führt? Wenn Euer König es wüßte, würde er Euch streng dafür bestrafen, daß Ihr seine Freunde also behandelt.“ Diese Worte schienen die Schaar besorgt zu machen, die jedoch fortfuhr uns zu bitten, wir möchten gehen.“

Die Zeichen, wodurch sie dies andeuteten, waren von dem begleitet

daß sie die Finger an dem Halse hingen. Lindsay hatte ihnen vorher Knöpfe zum Geschenk angeboten, sie wurden aber zurückgewiesen.

Die Engländer setzten ihre Fahrt zwischen sehr bevölkerten Inseln fort; die Coreaner sahen ihnen erschaut nach. Das Wetter war ziemlich schlecht; der Südwind und die Nebel nöthigten den „Lord Amherst“, am 22. Juli an den Inseln Laktau vor Anker zu gehen. Den andern Morgen früh näherten sich Bote; keiner der Coreaner auf denselben konnte schreiben; man gab ihnen Wein zu trinken und führte sie in dem Schiffe umher, dann ging man mit ihnen an das Land. Die Engländer traten in ein Dorf; man setzte ihnen geistige Getränke und gesalzenen Fisch vor, erlaubte ihnen aber nicht, durch das Dorf hindurchzugehen; sie kehrten deshalb zurück.

Am 24. kam ein Mandarin an Bord; er nannte sich Tengen, verstand und schrieb das Chinesische sehr gut, und forderte die Engländer auf, sich in einen sehr sichern nur 30 li von Hang Yang, der Hauptstadt des Königs, entfernten Hafen zu begeben. Man fragte ihn über diesen Monarchen und er antwortete, derselbe sey 43 Jahre alt und regiere seit 36 Jahren; den Namen, der heilig ist, wagte er nicht auszusprechen. Anfangs weigerte er sich, Geschenke anzunehmen, endlich ließ er sich nebst andern Coreanern von ehrwürdigem Aussehen dazu bewegen, ob sie gleich bei dem ersten Anerbieten mit der Hand an dem Halse hingefahren waren.

Da die Bitterung günstig geworden war, so führte am 27. Tengen das englische Schiff in K.O. in einen vortrefflichen Hafen, wo man vor einem großen Dorfe den Anker fallen ließ; die Coreaner nannten diesen Hafen Kan Yang; die Engländer gaben ihm den Namen Majoribank's Harbour. Besser wäre es freilich gewesen, keine Aenderung vorzunehmen; die Nomenclatur in der Geographie ist so verworren genug.

Lindsay blieb in diesem Hafen bis zum 12. Aug., da er immer hoffte, es würde sich endlich doch ein freundschaftliches und dauerndes Verhältniß mit den Coreanern anknüpfen lassen. Aber alle Bemühungen blieben vergeblich; zahlreiche Disconten umringten das Schiff; man beklagte das Schicksal der Fremden, die Lebensmittel bedurften. Yang Yih, ein sehr verständiger junger Mann und Secretair Kin Tadschin, des ersten Mandarinen, kam an Bord. Er hatte zugleich mit Tengen den Auftrag, als Vermittler zwischen den Engländern u den coreanischen Behörden zu dienen.

Kin Tadschin und Si Salau Yai, der Civil-Mandarin, machten Lindsay einen Besuch. Sie legten ihm die gewöhnlichen Fragen über den Grund der Ankunft vor, über das Land, aus welchem er komme, und eine Menge andere. Als er dieselben beantwortet hatte, fragte man ihn, ob der Brief, den er an den König senden wolle, sich auf eine Staatsangelegenheit beziehe. Als man erfuhr, dies sey der Fall, wollte man wissen, was er enthalte. Lindsay hielt es nicht für gerathen, die Mandarinen davon zu benachrichtigen, und sagte, der König solle sein Schreiben lesen und eine Entscheidung über den Inhalt geben. Er setzte hinzu, er habe die Absicht, Nachmittags an's Land zu gehen und ihnen hier denselben öffentlich nebst Geschenken zu übergeben. Die Mandarinen kamen darüber in große Verlegenheit, sahen einander an, dictirten ihrem Secretair einige Fragen und gaben endlich keine Antwort. Sie kehrten an das Land zurück und bald nach Mittag brachten coreanische Bote den Engländern Fische, Körbe mit gesalzenem Fisch, Kuchen und Krüge mit geistigen Getränken, — zur Mahlzeit der Officiere, sagte man.

Zwei coreanische Secretaire waren an Bord geblieben; Nachmittags gingen sie mit Lindsay, Guglass und zwei andern Engländern an's Land. „Wir landeten,“ sagt Lindsay, „unter etwa 60 Coreanern von wildem Aussehen; mehrere wiederholten das Zeichen des Halsabschneidens, und offenbar hätten sie uns lieber weit entfernt gewußt. Yang Yih hatte seine ganze Lebhaftigkeit verloren; er schrieb uns, wir würden besser thun, wenn wir am nächsten Tage wiederkämen. Es war zu spät; ich wollte eine Antwort erhalten; wir gingen also ohne Waffen nach einem mit zwölf Fuß hohen Palissaden begrenzten Gäßchen, so daß man die Häuser

nicht sehen konnte. Als wir nahe daran kamen, hörten wir Trompeten blasen, und bald erschienen zwei Soldaten mit diesem Instrumente; sie vertraten uns den Weg. Wir blieben vor Ersauern stehen; die beiden Mandarinen kamen bald auf Sesseln, welche durch vier Personen getragen wurden; sie stiegen von denselben und grüßten uns artig, indem sie mit dem Finger auf das Ufer deuteten, wo zwanzig Koreaner einen Schoppen auf Pfählen errichteten. Wir erklärten den Mandarinen, daß, da wir in Staatsangelegenheiten kämen, wir hofften, man werde uns ein Gebäude anweisen, in welchem wir unsere Papiere auf eine würdige Weise übergeben könnten. Die Mandarinen zeigten von neuem auf den Schoppen, stiegen, nachdem sie mit ihren Secretairen gesprochen hatten, auf ihr Sessel und begaben sich nach der Küste zu; vor ihnen her gingen zwei Trompeter, zwei andere folgten, sowie einige nicht bewaffnete Soldaten. Die beiden Secretaire versuchten uns durch Zeichen und dadurch, daß sie uns am Arme nahmen, dahin zu bewegen, daß wir nach derselben Seite hingingen wie die Mandarinen. Ich wendete mich aber nach dem Dorfe und dankte mir, ohne indeß Gewalt zu brauchen, einen Weg durch eine Dugend Koreaner. Vor einem Hause, an welchem eine große Galerie hinlief, setzte ich mich nieder und deutete durch Geberden an, dies sei ein geeigneter Ort zu einer Conferenz. Als bald stiegen mehrere Koreaner ein großes Geschrei aus und einer der Soldaten lief fort, um den Mandarinen das Geschehene zu berichten. Nach wenigen Minuten versammelte man das Geschrei wieder; vier Soldaten, die von dem Meeresufer her kamen, rückten nach uns zu, faßten zwei Männer mit einem großen Hute, führten sie so schnell als möglich zu den Mandarinen und schickten sich an, den Ergreifenen die Bastonade zu geben.

„In diesem Augenblicke kamen wir an; ich konnte nicht zugeben, daß zwei Unschuldige wegen uns gestraft würden; ich hielt den Soldaten zurück, der bereits den Arm erhob. Doch hatten sich gegen 200 Koreaner um die Mandarinen gesammelt, welche in großer Verlegenheit zu seyn schienen; sie berietben sich und befahlen, die beiden Gefangenen sollten in Freiheit gesetzt werden.“

Dann stiegen sie von ihren Sesseln herab und traten in den Schoppen, indem sie die Engländer aufforderten, ihnen dahin zu folgen.

Nach einer sehr lebhaften Unterhandlung gelang es den letztern, den Beschluß zu erwirken, daß sie den Brief und die Geschenke für den König in einem Hause des Dorfes abgäben. Ehe sie sich dahin begaben, ließen die Mandarinen einem armen Teufel die Bastonade deshalb geben, weil er die Achtung vor den Fremden aus den Augen gesetzt habe, was diese gar nicht bemerkt hatten. Man trat in eines der ersten Häuser, die man traf; Alles war verschlossen. Lindsay übergab unter Ceremonien den Mandarinen den Brief und die Geschenke; er wurde nebst seinen Begleitern mit Wein und rohem Knoblauch tractirt; dann kehrten alle an Bord zurück; die Mandarinen schickten Lebensmittel dahin.

Verschiedene Mandarinen von hohem Range kamen zu verschiedenen Malen an Bord des „Lord Amherst“; sie ließen vorher immer Lebensmittel zu einer reichlichen Mahlzeit dahinbringen. Sie legten den Engländern immer Fragen vor, die sich stets auf die Ursache der Reise und der Ankunft bezogen. Andere Koreaner besuchten aus Neugierde ebenfalls das Schiff; man konnte aber von ihnen keine Nachrichten erhalten.

Am 9. Aug. wiederholte ein Mandarin von hohem Range die schon so oft gethanen Fragen, und bestand darauf, daß Lindsay den Brief und die Geschenke zurücknehme; dieser aber weigerte sich dessen, so daß endlich Alles am Lande gelassen wurde. Am 12. ging der „Lord Amherst“ unter Segel und wendete sich nach den Inseln Eled Kied, wo die Versuche, Handelsverbindungen anzuknüpfen, keinen bessern Erfolg hatten.

Lindsay und Guglaff hatten in einer Ebene am Strande in Korea etwa hundert Stück Kartoffeln gepflanzt, und übergaben dem Besitzer des Feldes eine Anweisung, wie er diese werthvolle Frucht zu behandeln habe; der Koreaner versprach, die Pflanzen sorgfältig zu behandeln sobald sie sich zeigten, und schon am nächsten Tage wurde das Landstück mit einem Zaune umgeben. Das Clima und der Boden sind der Kartoffel günstig, und

wenn sie sich vermehrt, wird die Reise Lindsay für Korea nicht ohne Nutzen gewesen seyn.

Trotz den Vorsichtsmaßregeln, die man gegen das Eindringen der Fremden in Korea getroffen hat, haben doch christliche Missionaire das Evangelium dort gepredigt. Ein Franzose brachte zuerst das Christenthum in dieses Reich, und die Zahl der Anhänger desselben beläuft sich auf etwa 20,000. Im Jahre 1832 reiste Barthélemy Bruguiere, ein französischer Missionair, von Macao ab, um in China einzubringen und von da nach Korea zu gehen, wo er das Evangelium zu predigen wünschte. Er führte den Titel eines Bischofs von Capsa.

Nach unerhörten Strapazen und Müheligkeiten gelangte er 1833 nach Schan Si, einer der nördlichen Provinzen Chinas, die an Mogollen grenzt. Ein christlicher Chinese, Joseph genannt, der ihm ergeben war, war vorher nach Korea geschickt worden, um dort das Terrain zu sondiren und zu erforschen, auf welche Weise der Prälat seine Reise sicher fortsetzen könnte. Die Verbote der chinesischen Regierung gegen die öffentliche Ausübung der christlichen Religion sind so streng, daß die Gläubigen sich bisweilen weigern, einen fremden Priester aufzunehmen, weil sie fürchten, seine oft schwer zu verheimlichende Gegenwart möge ihnen drohende Gefahren zuziehen.

Der Bischof von Korea oder Capsa war genöthigt gewesen, viele Umwege zu machen, ehe er nach Schan Si gelangte, wo er bei dem apostolischen Vicar aufgenommen wurde und lange blieb. Nach den Nachrichten, die er da sammelte, fing er an, Maßregeln zu ergreifen, um wo möglich nördlich von Schan Si nach Mogollen zu gehen. Er wartete nur noch auf Joseph, um den Weg nach Kao Lung einzuschlagen, das zwischen Mogollen und Korea liegt.

Den 11. Novbr. 1833 kam Joseph an; er hatte den Bischof bis an den Grenzen von Schan Lung, einer Provinz südlich von Peking, gesucht und war durch diese Hauptstadt gekommen. „Er versicherte mich,“ sagt der Bischof, „daß die Christen von Kao Lung sich nicht durchaus geweigert hätten, mich zu empfangen, aber gesagt oder geschrieben: seit kurzem sind mehrere englische Schiffe an den Küsten unserer Länder erschienen; einige Kaufleute und Matrosen stiegen an's Land und der Kaiser hat die Mandarinen mit dem Tode bestraft, welche sich der Landung nicht widersezt hatten. Wir fürchten, setzen sie hinzu, uns zu gefährden, wenn der Bischof von Korea lange unter uns bleiben muß; wenn jedoch die Koreaner einwilligen, ihn bei sich aufzunehmen, so wollen auch wir uns nicht weigern, ihm auf einige Zeit eine Zufluchtsstätte zu gewähren.“

Einige Tage nachher schickte der Bischof seinen Joseph mit sehr ausgehenten Instructionen und Briefen für die Koreaner nach Peking; er fand fast immer einige Christen unter denen, welche den Gesandten begleiteten. Joseph kam erst den 20. März 1834 zurück. Die christlichen Koreaner waren nicht erschienen. Etwas später erbieten sich zwei Christen, den Bischof bis an die Grenzen von Korea zu geleiten; aber der Weg, den sie vorschlugen, war für ihn zu gefährlich, und sie kannten den gar nicht, den er einschlagen wollte; deshalb nahm er sich vor, von Joseph das Land erforschen zu lassen, das er durchreisen sollte. „Er reiste allein ab,“ sagt er, „ohne einen Führer außer der Vorsehung bei einem Wege von 900 Stunden. Ich hätte gewünscht, ein Haus zu mietben oder zu kaufen, da aber der junge Mann allein reiste, so beschränkte ich mich darauf, mir eine Route bis an die Grenzen Koreas zu entwerfen.“

Im August erhielt der Bischof Briefe von den Koreanern, sie waren offen, weil der Ueberbringer diese Idee gehabt hatte; er hatte Abschriften davon auf seinem ganzen Wege vertheilt. Die Gläubigen sagten ihrem Prälaten: „wir hoffen, der gute Gott werde Euch die Pforten Koreas öffnen.“ Aber sie gaben kein Mittel an, wodurch ihre Hoffnungen verwirklicht werden könnten. In einem andern Schreiben erklärten sie ihm mit aller möglichen Vorsicht und aller tatarischen Artigkeit, daß es sehr schwer und fast unmöglich sey, ihn zu empfangen, wenn der König sein Erscheinen nicht erlauben wolle. Uebrigens waren sie geneigt, seinen

Kath und den des Vaters Pacifique, eines andern unter ihnen wohnenden Missionaire, zu befolgen.

Der Bote, welcher diesen Brief dem Bischof brachte, sagte ihm noch, kein Christ in Piao Tung sey geneigt ihn aufzunehmen. Der junge König, der günstig für die Christen gesinnt zu seyn geschienen, war gestorben; sein Nachfolger war ihm bald in das Grab gefolgt, und der Monarch, der ihn ersetzt, war ein Kind, ein schlimmes Zeichen für die Mission.

Den 8. Septbr. kam Joseph zurück und berichtete den Bischof über den einzuschlagenden Weg und die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln; dann wurde er wieder nach Peking gesandt, und am 22. verließ der Bischof den apostolischen Vicar von Schan Si. „So beschwerlich und mühselig auch meine vorhergehenden Reisen gewesen waren,“ sagt er, „so angenehm und leicht war diese. Ich fand auf meinem Wege einige Christen und diese Leute wetteiferten in Wildthätigkeit und Liebe; sie gaben mir mehr als ich brauchte.“

Den 7. Octbr. gelangte er an die große Mauer, „die von denen, welche sie nicht kennen, so sehr gerühmt, und von jenen, die sie nicht gesehen haben, so pomphaft beschrieben wird.“ Er ging durch das Thor, welches Schan Scha Kun heißt, dasselbe, durch welches die Russen bei ihrem Eingange nach China und bei ihrem Ausgange gehen. Niemand achtete auf ihn; die Angestellten drehen ihm dem Rücken zu, „vielleicht um mich und die mir Folgenden zu ermuthigen,“ meint er. Den andern Tag gelangte er nach Si Wang in Mogolien, einem ziemlich bedeutenden Orte, der fast ganz christlich ist. Ein chinesischer Lazarist hat da ein Vorbereitungsseminar gegründet.

Im November war Joseph von Peking zurückgekommen, ohne etwas gethan zu haben; den 9. Januar 1835 mußte ihn der Bischof von neuem mit einem Briefe an die christlichen Coreaner fort schicken, die in jene Hauptstadt kommen könnten. Joseph sah dieselben am 19.; sie willigten ein, den Bischof aufzunehmen, und das Resultat seines Gesprächs mit ihnen ist folgendes: es giebt noch mehrere Tausend Christen, aber wir kennen ihre Zahl nicht genau; einige sind zerstreut, andere vereinigt. Es giebt eine gute Anzahl christlichen Ortschaften. Unter den Frauen zählt man viele, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben; unter den Männern findet man deren wenigere; man würde nur wenige junge Leute finden, die sich für den geistlichen Stand eigneten; wir haben keinen Betstuhl; wir beten in der Familie; Katecheten unterrichten die Gläubigen und Katechumenen; einige Jungfrauen halten Schulen für junge Mädchen. Die Regierung scheint jetzt günstiger für die Christen gestimmt zu seyn als früher war. 200 Christen allein wissen, daß der Vater Pacifique angekommen ist, und sechs, die Vorsteher der Christen, wissen, daß sie einen Bischof haben. Man sagte endlich Joseph, man würde dem letztern eine Wohnung in S. von Corea, nicht weit von Japan, bestimmen.

Joseph überbrachte auch Briefe von den christlichen Coreanern an den Bischof; aus allen gesammelten Nachrichten ergab es sich, daß die Gläubigen in Corea ihn wie die andern europäischen Missionaire bei sich behalten wollten, aber fürchteten, die Schwierigkeiten nicht überwinden zu können, welche sich ihrem Wunsche entgegenstellten. Sie waren sehr arm und hatten kaum genug zu leben; sie hofften, ihr Pastor werde sich nicht darüber beklagen, daß sie ihn nicht so kostbar bewirtheten, als es seine Würde fordere.

Am 7. Febr. war die Sache ganz zu Stande gebracht; Joseph kehrte nach Peking zurück und übergab den Coreanern eine bestimmte Summe; sie gaben ihm dagegen eine vollständige Kleidung, welche der Bischof an der Grenze anlegen sollte.

Im Sommer entstand eine Verfolgung der Christen; der Bischof von Corea und andere mußten sich in einer Höhle verbergen, die sie erst den 23. Juni wieder verließen. Im Anfange des Herbstes waren acht Missionaire, darunter drei Europäer, in Si Wang beisammen.

Den 7. October reiste der Bischof nach Corea ab und am 19. ge-

langte er in ein christliches Haus am Wege bei dem Piao Tung. Den andern Tag nach Pische wurde er plötzlich krank und eine Stunde später starb er, enträthelt von den Anstrengungen, die er ertragen hatte.

Dieses Ereigniß war ein großer Verlust für die Religion wie für die Wissenschaften, denn der Bischof von Corea war ein verständiger Beobachter und seine Bemerkungen über dieses Land würden ohne Zweifel höchst werthvoll gewesen seyn. Die Mission in Corea ist jedoch nicht aufgegeben worden und man hat Maßregeln ergriffen, neue Apostel auf diese gefährliche Laufbahn zu bringen.

Kapitel XXVII.

Das chinesische Reich. — Land der Mandschu.

Unter dem allgemeinen Namen Tataren begreift man mehrere Völker, die durchaus von einander verschieden sind, auch die Mandschu. Das Land, welches ihren Namen führt, liegt zwischen den 38° 58' und 55° 30' n. Br. und dem 114° und 139° östl. L. Im N. O. Chinas gelegen, grenzt es in W. an die Mongolei, in S. an das Gelbe Meer und Corea, in D. an das Japanische Meer und die Meerenge der Tatarai, und in N. an Sibirien. Die Länge dieses Landes beträgt von N. nach S. über 400 Stunden; die Breite ist von D. nach W. fast gleich und der Flächenraum beträgt 95,000 Q. St.

Europäische Seefahrer haben die Seeküste der Mandschurei oder des Landes der Mandschu berührt; Missionaire einige Gegenden des südlichen und mittlern Theiles besucht, und russische Jäger und Abenteurer außerdem den nördlichen Theil durchwandert; aber noch wurde keine Reise durch die ganze Ausdehnung dieses großen Gebietes unternommen; das Innere ist uns also zum größten Theile nur nach den Andeutungen in chinesischen Büchern bekannt.

Nach den Erzählungen Laperouse's und Broughton's, die wir bereits angeführt haben, ist die Seeküste der Tatarai in D. der ganzen Länge nach außerordentlich steil und fast überall unzugänglich; sie besteht aus sehr mächtigen horizontalen Schichten, und die Höhe der Berge über dem Meerespiegel könnte wohl auf 3600 bis 4200 Fuß geschätzt werden.

Im S. schließt sich diese Bergkette an die von Tschan pe schan oder Solmin-scha nyan-ai an, welche die Grenze zwischen der Mandschurei und Corea bildet, und bezeichnet die zwischen dem letztern Lande und dem chinesischen Reich.

Der Ring-kan, der aus der Mongolei kommt und sich von N. nach S. wendet, streicht in W. durch das Land der Mandschu in einer Länge von 80 Stunden, durchschneidet Sachalian-ula, schließt sich in Norden dem Sablonoi oder Stanovoi-Gebirge (Ring-kan-ai der Mandschu) an, welcher das russische Reich von dem chinesischen trennt, und wendet sich dabei von W. nach D., wo sein letztes Vorgebirge von dem Meere von Ochotsk bespült wird.

Der Hauptfluß ist der Sachalian-ula (schwarzer Fluß), den die Chinesen He-lung-kiang (Fluß des schwarzen Drachen), die Tungusen aber Amur oder Jamur nennen, und von dem wir bereits bei der Beschreibung von Sibirien gesprochen haben. Auf dem Gebiete der Mandschu fließt er von N. O. nach S. O. bis zum 130° Meridian; dann wendet er sich plötzlich nach N. O. und ergießt sich in das Meer von Ochotsk. Wir haben bereits gesehen, daß die Versandung an seiner Mündung die Straße fast ganz ausgefüllt hat, welche es zwischen der Insel Tarakai und dem asiatischen Festlande gab.

Unter den Quellen der Flüsse, die zu seiner Bildung beitragen, ist die entfernteste in der Mongolei 2121 Fuß über dem Meere. An der Stelle, wo er den Namen Amur erhält, wird er schiffbar. Trotz seinem riesenschneellen Laufe bedeckt er sich alle Jahre mit Eis.

Er durchströmt den Ring-kan indem er sich in eine enge Schlucht stürzt, in welcher man ihn wegen der Drehen und Felsen nur mit Ge-

fahren folgen kann. Nach der Verklärung mit dem Sunggari ändert er seine Richtung und wölgt seine Gewässer in weiten Bogen bis an seine Mündung. Die Erzählung Krusensterns hat die Hindernisse berichtet, welche diesen Seefahrer abhielten, die Bucht, welche die Mündung des Ochotzka aufnimmt, so genau zu erforschen, als er es wohl gewünscht. Man kann die ganze Länge seines Laufes auf 700 Stunden rechnen.

Das Klima des Mandſchu-Landes ist mehr kalt als gemäßig, was sich wahrscheinlich von der hohen Lage, der Menge der Wälder und der Richtung des großen Thaies herkömmt, aus welchem es zum größten Theil besteht und das in N. offen ist. Ferner werden die Südwinde bei dem Uebergange über die Höhen des Golumin-schanpan-ain abgelenkt, da nach der Bedeutung seines Namens mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Winter sind lang und streng; sie beginnen zu Ende des Septembers und dauern bis am das Ende des Aprils; dagegen sind die Sommer sehr heiß.

Die Kette des Golumin-schanpan-ain verlängert sich in S. durch das ziemlich späte Vorgebirge, welches die Engländer 1816 sahen und Prince Regent's Sword (Schwert des Prinzen Regenten) nannten. Die Vorgebirge von Tiao Tung, das unweit von einem Vorgebirge der chinesischen Provinz Schan Tung entfernt ist, bildet so eine Öffnung, welche den Fu Hai oder Golf von Petcheli mit dem Gelben Meere in Verbindung bringt.

Nördlich von der Küste Tiao Tungs gehen die chinesischen Karten achtzehn Inseln an, welche in den geographischen Büchern sehr genau beschrieben werden. Nach andern chinesischen Schriften dienen diese Inseln als Stapelplatz für den Seehandel zwischen China und Corea, und die Schiffe, welche von einem Orte zum andern fahren, legen oft da an. Die Engländer hatten diese Inseln nicht bemerkt.

Ein glücklicher Zufall brachte in die Hände Klaproths chinesische und mandſchuische Originalzeichnungen von Karten, die auf Befehl des Kaisers Kang hi entworfen worden waren, und er fand darauf Details, die d'Anville unbekannt geblieben waren, unter andern auch die Gruppe der oben erwähnten achtzehn Inseln.

„Ich darf wohl ohne Eitelkeit mich rühmen,“ sagt er mit Recht, „daß ich der erste Europäer bin, der diese Inseln entdeckt hat, obgleich ich mein Stübgen nicht verließ und ohne daß ich mich der Mühe der Ozeane aussetzte, die in den Meeren Chinas so häufig sind. Da dieser Archipel auf den chinesischen Karten keinen allgemeinen Namen führt, so gab ich ihm den des Grafen Johann Potosi, den ich auf der russischen nach China bestimmten Gesandtschaftsreise zu begleiten die Ehre hatte (1805).“

Die Mandſchus haben gleiche Abstammung wie die Tungusen, von denen wir bei Sibirien gesprochen haben; die Identität der Sprache und die Gesichtsbildung beweisen es; übrigens sind auch die Sagen der beiden Völker dieselben. Beide waren sonst unter dem gemeinschaftlichen Namen Kin oder Kinsche bekannt und wohnten, wie noch heute, in N. von Corea bis an das Meer von Ochotzka. Seit dem Jahre 226. der christlichen Zeitrechnung waren sie den Kitan oder Tiao, einem andern tungusischen Volke, zinsbar; 1114 empörten sie sich und gründeten 1118 das Reich der Kin, das bis 1234 bestand. Es umfaßte die nördlichen Provinzen Chinas, einen großen Theil der Mongolei und das jetzige Land der Mandſchu. Dann wurde ihre Macht gänzlich vernichtet und sie mußten bis in ihr Vaterland fliehen und 1370 die Chinesen von der Dynastie der Ming um den Frieden bitten. Da die tiefe Armut, in welche sie versunken waren, ihnen die Macht nahm, Krieg zu führen, so wendeten sie sich dem Handel zu. Sie erzielten die Erlaubnis, über Tiao Tung nach China Sinseng, Pelzwaren und Pferdehaare zu bringen. Sie zählten drei Hauptstämme: die östlichen Kiutsche wohnten in D. von den Grenzen Tiao Tungs und im N. von dem Meere, bezahlten China keinen Tribut und beunruhigten dessen Grenzen nicht, indem sie sich begnügten, auf einer Messe zu handeln, die in D. von Kal Yuen gehalten wurde. Von den beiden andern Stämmen bezahlte die in N. einen Tribut an

die Chinesen; beide hatten bestimmte Orte, wo sie Handel treiben durften.

Der Handel bereicherte die Kiutsche und sie vermehrten sich so, daß sie ihr Land in sieben Bezirke theilten, welche eben so viele kleine Staaten bildeten. Die Oberhäupter derselben führten Krieg mit einander; endlich gegen 1591 unterwarf King Tſu, Oberhaupt einer solchen Horde, nachdem er mehrere seiner Nachbarn besiegt, die das Land tyrannisierten, alle entferntesten Stämme. Diese Eroberung machte ihn sehr mächtig, und 1603 griff er Lulun, eine ansehnliche Stadt, an; sie wurde durch seinen Sohn Tai Tſu genommen, dem gegen 1601 mehrere Fürsten und Stammhäupter, die bis dahin unabhängig geblieben waren, den Eid der Treue schworen; so daß er sich nun leicht diejenigen unterwerfen konnte, die ihn noch nicht als Herrn anerkannt hatten. Da gab er dem durch die Vereinigung aller dieser Stämme entstandenen Volke den Namen Mandſchu.

Im Jahre 1616 endlich entsagte er der Oberherrschaft Chinas und nahm den Kaisertitel an und gab den Jahren seiner Regierung die ehrenvolle Benennung Tſian Ming (vom Himmel begünstigt).

Anfangs hatte er in Yeuden residirt und über die Städte Yehel, Suifu, Ala und Ninguta geherrscht. Im Jahre 1618 umgab er Kuifu mit einer Mauer; zwei Jahre später verlegte er seinen Aufenthalt nach Mukden (King Yang im Chinesischen), gegenwärtig Fung Tſian Fu, und machte dies zur Hauptstadt seines Reiches. Er hatte den Chinesen auch die Stadt Tiao Yang abgenommen und ließ die Feste Derſcht King bauen.

Nach seinem Tode 1626 folgte ihm sein Sohn Tai Tſung, der sich 1635 förmlich zum Kaiser von China ausrufen ließ und seiner Dynastie den Namen Tſhal Tſing (erhabene und reine) gab. Kurz darauf starb er. Wie seine Vorfahren hatte er häufig Krieg mit den Chinesen geführt und war bis in die Nähe von Peking vorgerückt; auch hatte er mehrere mongolische Stämme, ganz Tiao Tung und Corea unterjocht.

Die chinesischen Geschichtsschreiber sagen, um die Ehre ihrer Landesleute in den so unglücklichen Kriegen gegen die Mandſchu zu retten, Tiao Yang, die Hauptstadt von Tiao Tung, sey durch Verrath gefallen, wahrscheinlich aber verdankten die Mandſchu diese Eroberung ihrer Tapferkeit und Klugheit. Da sie keine andern Waffen hatten als Säbel, Bogen und Pfeile, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhabten, so suchten sie sich vor den Augen der Chinesen durch aneinander geschobene Bretter zu schützen; diese hölzerne Mauer wurde von dem ersten Stöße getragen, das zum Sturme vorrückte, und sie brach die Kraft der Augen. Hinter dieser Schutzmauer rückten die Soldaten kühn vor; das gedeckte zweite Glied legte die Seitern an und das dritte stieg zum Sturme hinauf. Sie griffen so heftig auf vier verschiedenen Punkten an, daß sie sich der Mauern bemächtigten. Die Chinesen, die nicht schnell widerstehen konnten, vermochten vor den Säbeln und Pfeilen der Mandſchu nicht Stand zu halten; sie gaben die Mauern von Tiao Yang auf und ergriffen die Flucht; die Reiter der Mandſchu, welche sich durch die Schnelligkeit ihrer Pferde auszeichnet, hatten sie jedoch bald eingeholt und mezelten sie nieder.

Die Mandſchu scheren sich das Haar ab, sobald es zu wachsen anfängt, reißen sich die Barthaare bis zur Wurzel aus und lassen nur einen Schnurrbart stehen, wie am Hinterkopfe einen Büschel Haare, der nachlässig als Zopf auf die Achsel hängt. Nach der Einnahme der Hauptstadt von Tiao Tung ließen sich viele Chinesen die Haare ebenfalls abschneiden und traten unter die Fahnen der Mandſchu.

Die unter acht Fahnen geordneten und immer zum Marsche bereiten Mandſchu versammelten sich in weniger als einer halben Stunde; noch heute giebt ein Reiter Appell mit einem Horne, und an der Art, wie er bläst, erkennt man, welche Führer und Soldaten aufbrechen sollen, so wie die Zahl, welche man verlangt; alsbald steigen sie zu Pferde und folgen dem Reiter, auf dessen Rücken die Fahne der commandirten tschalan-Brigaden befestigt ist. Sie nehmen kein hinderndes Gewand mit sich. Ohne sich um die Anlegung von Magazinen zu kümmern, begnügen sie

sich mit dem, was sie finden, und wenn sie nichts anderes haben, essen sie das Fleisch ihrer Pferde oder Kameele halb roh; sie gehen auch auf die Jagd. Sie bilden einen Gorton um einen Berg oder ein Thal, nähern sich dem Mittelpunkte immer mehr und mehr und drängen so das Bild zusammen, daß sie bloß zu wählen brauchen. Sie haben dazu Hunde und Raubvögel, die sie vortrefflich abzurichten wissen. Da sie gegen Strapazen abgehärtet sind, so schlafen sie auf dem Boden und bedecken sich bloß mit der Satteldecke. Ihre Zelte schlagen sie mit unglaublicher Schnelligkeit auf und brechen dieselben eben so schnell ab.

Vielleicht würden die Mandschus, obgleich ihr Oberhaupt als Kaiser von China proclamirt worden, nicht Herren dieses großen Staates geworden seyn, hätten die Chinesen, welche der Bürgerkriege überdrüssig waren, nicht selbst ihre Hilfe gesucht. Der letzte Kaiser aus der Dynastie der Ming nahm sich 1644 das Leben, als er sich von allen Seiten von Rebellen bedrängt und dieselben als Herren seiner Hauptstadt sah. Die Mandschus kamen bald nach Peking; der chinesische Thron war leer und sie setzten den 26. Mai 1644 den Knecht Tai Tsung darauf, der damals acht Jahre alt war. Die Jahre seiner Regierung heißen schantchy (1644 bis 1661). Er war der Gründer der Familie der Mandschu-Fürsten, welche noch heute mit Ruhm das Scepter des chinesischen Reichs führt.

Das Land der Mandschus ist in drei Gouvernements getheilt, nämlich: Sching king, Girin, Sachalien-ala. Sching king, das südlichste, entspricht dem Piao Lung und wird von dem Piao Ho bewässert, der sich in den Bufen von Piao Lung ergießt nach einem Laufe von ungefähr 180 Stunden. Dieser Fluß, der in den mogolischen Bergen entspringt, strömt zuerst nach O. unter dem Namen Scharra Muren; dann wendet er sich nach S. und ändert den Namen; er ist eine ziemlich weite Strecke weit schiffbar.

Die große Mauer Chinas, welche in O. von Peking mit einem großen Bollwerke an dem Ufer des Fu Hai (See von Peking) beginnt, bildet nach SW. zu die Grenze von Sching king; eine Pfahlbarriere, die in den Bergen beginnt in geringer Entfernung nördlich von der großen Mauer, schließt es in O. von der Seite von Corea und dem Gouvernem. Girin und trennt es in W. von der Mogolei.

Die Missionaire, welche diese Palissade beschrieben, sagen, sie bezeichne eher die Grenze der Provinz und halte kleine Diebe ab, als daß sie eine Armee abzuhalten vermöchte, denn sie bestehe nur aus sieben bis acht Fuß hohen Pfählen, sey hinten nicht terrassirt und werde weder durch einen Graben, noch durch die geringste Befestigung vertheidigt. Die Thürme sind nicht besser und nur durch einige Soldaten bewacht.

Dennoch haben die Chinesen in ihren geographischen Büchern diese Palissade eine Mauer genannt, und von diesem Ausdrucke her kommt die verschiedene Ansicht in Europa über die Lage von Piao Lung; unsere Karten setzen es bald innerhalb bald außerhalb der großen Mauer, je nachdem der Verfasser die chinesischen Worte so oder anders auslegt.

So lange China seinem eingeborenen Kaiser gehorchte, war diese Schranke in politischer Hinsicht nutzlos, denn die Bewohner von Piao Lung konnten ohne Erlaubniß der Mandarinen weder ihr Land verlassen, noch in jenes Reich gelangen.

Innerhalb dieser Palissade befanden sich damals mehrere besetzte Plätze; jetzt sind sie entweder gänzlich zerstört oder halb verfallen.

Die Hauptstadt von Sching king ist Kung Hian oder Schin Yang, eine unter dem Namen Mukden berühmte Stadt. Der Kaiser Kian Lung besang sie 1743 in einem chinesischen und Mandschu-Gedichte, das von dem Vater Amiot, Missionair in Peking, ins Französische übersetzt wurde. Diese Lobpreisung Mukdens, die 1770 in Paris gedruckt wurde, veranlaßte ein allerliebstes Schreiben Voltaires an den kaiserlichen Dichter. Laproth bemerkte jedoch, die Uebersetzung Amiots gleiche dem Originale sehr wenig. „Sie ist vielmehr ein Werk des gelehrten Missionairs, in welchem er die Worte Kian Lungs in einem ihm elegant vorkommenden Phrasenmeere verwallert hat. Er hat den Mandschu- und

chinesischen Text verschmolzen, die nicht überall identisch sind und fast überall die Noten der Herausgeber mit dem Texte vermischt, den er nicht immer verstand.“ Wie dem auch seyn möge, jenes Gedicht mit den Anmerkungen enthält viele interessante Bemerkungen über diese Stadt und ihre Umgebungen, über die Geschichte und Sitten der Mandschus und über die physische Geographie Piao Lungs.

Mukden breitet sich am Abhange eines Hügel am rechten Ufer des Hunu hu, eines Beiflusses des Piao-ho, aus und besteht aus zwei Städten; das Innere, das von Mauern umgeben ist, hat fast eine Stunde im Umfange und enthält alle öffentlichen Gebäude. Die Mandschu-Kaiser bauten dieselbe neu, verschönerten sie mit Gebäuden und versahen sie mit Waffen- und Lebensmittel-Vorräthen. Sie betrachteten sie als die Hauptstadt ihrer Nation, so daß sie selbst nach ihrem Einzuge in Peking die höchsten Behörden, außer der obersten Verwaltung des Reiches, in jener Hauptstadt ließen. Diese Behörden bestehen nur aus Mandschus; alle Acten werden in der Sprache dieses Volkes geführt, und sie sind soverain in dem ganzen Lande.

Mukden ist auch die Residenz eines Vicekönigs, unter dem in der Stadt mehrere Generale und eine zahlreiche Garnison von Mandschus steht. Der kaiserliche Palast, jener der Justiz, die Häuser der ersten Mandarinen, mehrere Tempel befinden sich in der innern Stadt, wo alle Angestellten der Regierung wohnen. Die Kaufleute und Handwerker leben in der äußern Stadt, deren Mauern, die über drei Stunden im Umfange haben, die beiden Städte umfassen.

Bei den Thoren bemerkt man zwei prächtige Mausoleen der ersten Kaiser aus der Mandschu-Dynastie. Beide sind nach den Regeln und den Rissen der chinesischen Bauart aufgeführt und mit einer dicken hohen Mauer umgeben. Mehrere Mandschu-Mandarinen von verschiedenem Range haben die Aufsicht über diese Gebäude und zu bestimmten Zeiten die vorgeschriebenen Ceremonien abzuhalten.

Tai Tsu, der ihnen voranging, ist in Yenben begraben, einem großen Flecken, und das königliche Grab ist nur mittelmäßig. Der Name Yenben bedeutet in der Sprache der Mandschus glücklicher Ort oder Ort des Glückes. Die Mandschus zeigten dadurch, daß sie ihn der Stadt gaben, wo ihr erster Kaiser Hof hielt, sie würden dabei nicht stehen bleiben. Das Gedicht Kian Lungs macht auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam. Er erinnert auch daran, daß Kang Si, sein Vorfahr, während seiner Regierung, die 61 Jahre währte, dreimal in Mukden die Gräber seiner Ahnen besuchte, „auf denen er allemal alle Grabceremonien mit der scrupulösen Aufmerksamkeit, der tiefen Ehrfurcht und jener wahren Zärtlichkeit verrichten ließ, die ein klarer Beweis sind, daß die kindliche Liebe unerlöschlich in sein Herz eingegraben war.“ Dann entschuldigt er seinen Vater, daß ihn die Regierungssorgen hinderten, sich dieser Pflicht zu entledigen, und setzt hinzu: „nachdem ich durch Erbfolge zur höchsten Würde gelangt bin, durfte ich nichts versäumen, um die Tugend meiner Ahnen nachzuahmen; — aber, glänzendes Grabmal, da ich mich nicht selbst mit Opfern beschäftigen konnte, wie wäre es mir möglich gewesen, aufrichtig meine Ehrfurcht zu beweisen und sie denen darzutun, die nach uns kommen würden? In dem Herbst des achten Jahres meiner Regierung endlich führte ich ehrerbietig die erhabene Kaiserin meine Mutter, — und gelangte an den Ort, wo sonst die Residenz unserer Familie war; die Gefühle der kindlichen Liebe durchdrangen mein Herz, denn ich sah die Spuren meiner Ahnen.“

Die andern Städte der Provinz Schin king sind unbedeutend, dünn bevölkert, schlecht gebaut, ohne irgend eine andere Vertheidigung als eine Mauer, die entweder halb verfallen oder bloß von Erde aufgeführt ist, obgleich manche für den Handel günstig liegen und ihr Boden viele Baumwolle erzeugt.

Kung-hoang-tsching, 31 Stunden in O.S.D. von Mukden, am rechten Ufer des Piao-ho, ist bedeutend, gut bevölkert und treibt ansehnlichen Handel, da es gleichsam der Hafen von Corea ist. Ueber diese Stadt müssen die Regierungsboten und die Kaufleute des Landes ihren

Beg nehmen, wenn ſie in das Reich gelangen wollen. Dieſer Umſtand zieht viele Chineſen dahin, welche ſich da niedergelaſſen haben, und die Stadt iſt gewiſſermaßen der Stapelplatz der beiden Länder geworden. Der Hauptfabrikationsgegenſtand iſt Baumwollenzapier, das ſehr dauerhaft, aber weder ſehr weiß, noch ſehr durchſichtig iſt; doch wird viel davon in Peking verkauft, wo man ſich deſſelben ſtatt des Glases in den Paläſten und vornehmſten Häuſern bedient.

Jung-boang-tſching liegt am öſtlichen Abhange des Schanpan-alin nahe bei dem Jung-boang-ſchan, einem Zweige jenes Gebirges; der Kao-ho ſendet ſeine Gewäſſer dem Yalen, einem Fluſſe Koreas, zu.

Iſt man über die Paliffade hinweg, welche Kao Lung in N. ſchließt, ſo gelangt man in das Gouvernement Kirin, das ſehr groß, aber ſchwach bevölkert iſt; man zählt in ihm nur drei ſehr ſchlecht gebaute und mit einer Erdmauer umgebene Städte. Kirin-ula-hoton, die Hauptſtadt, liegt am rechten Ufer des Sunggari, der auch Kirin-ula heißt; es iſt die Reſidenz eines Mandſchu-Generals.

Ringuta, am Hura Pira, einem Beiſſaſſe des Sunggari, war die erſte Reſidenz Kai Xſu's; London, mehr im N. bei dem Sachalian ula, iſt ein Verbannungsort für die chineſiſchen Verbrecher. Uebrigens iſt das ganze Gouvernement von Mandſchu und Chineſen bevölkert, die durch das Recht zu der Verbannung verurtheilt werden. Im D. durch das Gebirge Ki Kata begrenzt, deſſen Fuß das Meer beſpült, iſt es im Innern ziemlich eben, ſehr waldreich und kalt. Seine Hauptflüſſe ſind der Sachalian ula, der den Sunggari und den Uſuri aufnimmt.

Das Land eignet ſich nicht ſehr zum Anbau. Man erntet da nur Weizen und Hirſe; aber der Ginfeng, nach der Meinung der Chineſen und Mandſchu die koſtbarſte Pflanze, wächst in Menge dort; es wird damit ein bedeutender Handel in Ringuta getrieben, wohin die Komaden ihren Tribut in Jobeſſen bringen. Auch zieht dieſer Handel eine große Anzahl Chineſen aus den entferntesten Provinzen dahin; ihre Häuſer machen neßt denen der Soldaten Vorſtädte aus, die viermal größer ſind als die Stadt.

„Der Reis und der Weizen,“ ſagten die Miſſionaire, welche Karten vom Lande der Mandſchu aufzunehmen hatten, „ſind hier nicht häufig, entweder weil der Boden ſich nicht dazu eignet, oder weil die neuen Bewohner ihre Rechnung beſſer darin finden, viel Getreide, als weniger und beſſeres zu haben.“

„Uebrigens halten wir es nicht für leicht, den Grund anzugeben, warum ſo viele Länder, die nur unter 43° 44' n. Br. liegen, in Hinſicht auf die Jahreszeiten und die Naturerzeugniſſe von den unſrigen ſo verſchieden ſind, daß man ſie nicht einmal mit unſern nördlichſten Provinzen vergleichen kann.“

„Die Kälte beginnt in dieſen Theilen früher als in Paris; man fühlt die Heftigkeit derſelben bereits im Anfange des Septembers. Am 1. dieſes Monats befanden wir uns in London, dem erſten Dorfe der Kaiſchong Tataren und mußten alle mit Lammſellen geſtützte Kleidungsſtücke anlegen, welche wir nicht wider ablegten. Man ſing ſchon an zu fürchten, der Sachalian-ula, ob er gleich ſehr tief und ſehr breit iſt, möge frieren und das Eis unſere Fahrzeuge aufhalten; wirklich war das Waſſer ein bedeutendes Stück vom Ufer herein jeden Morgen gefroren und die Bewohner verſicherten, in wenigen Tagen werde die Fahrt wegen der Eiſchollen auf dem Fluſſe gefährlich werden.“

„Dieſe Kälte wird durch die großen Wälder des Landes unterhalten, die um ſo häufiger und dichter werden, je näher man nach den Ufern des öſtlichen Meeres zu kommt; wir brauchten neun Tage, um durch einen hindurchzukommen, und mußten durch die Mandſchu-Soldaten mehrere Bäume fällen laſſen, um nur den nöthigen Raum zu den Beobachtungen der Meridianhöhen der Sonne zu haben.“

„Hat man dieſe Wälder verlaſſen, ſo findet man zwar von Zeit zu Zeit auch ſchon begrenzte Thäler mit häufigen Waſſerbächen, deren Ufer mit verſchiedenen Blumenorten geſchmückt, welche in unſern Provinzen aber ganz gemein ſind, mit Ausnahme der gelben Lilien von ſehr

ſchöner Farbe; unſere Mandſchu legten einen ſehr hohen Werth darauf.“

„Die ſchönſten gelben Lilien wachſen in der Nähe der Paliffade von Kao Lung. Nachdem wir über dieſelbe hinweg waren und ſieben bis acht Stunden gemacht hatten, fanden wir ſie in Menge zwifchen dem 41. und 42. Grade in einer Ebene, die ohne ſumpfig zu ſeyn etwas feucht war und ſeit dem Eindringen der Mandſchu unbebaut getrieben iſt; ſie wird auf der einen Seite von einem kleinen Fluſſe bewäſſert und auf der andern durch eine Kette kleiner Hügel begrenzt.“

Dieſe Miſſionaire ſprechen dann von dem Ginfeng. Dieſe Pflanze hat zu jeder Zeit den Hauptreichtum der öſtlichen Tatarei gebildet, denn ob ſie ſich gleich auch in dem nördlichen Theile Koreas findet, ſo wird ſie dort doch auch ganz verbraucht.

Sie ſtand in China in ſo hohem Preiſe, daß die Bewohner dieſes Landes im Geheimen oder mit der ſtillschweigenden Zuſtimmung der Statthalter ſich in die Wälder begaben, wo ſie wuchs, was ihnen großen Gewinn brachte.

Im Jahre 1709 entwarfen die Miſſionaire die Karte dieſer Gegenden. Der Kaiſer, der den Wunſch hegte, ſeine Mandſchu möchten vor den Chineſen dieſen Gewinn haben, hatte 10,000 M. ſeiner Soldaten Befehl gegeben, und dieſe gingen über die große Mauer und ſammelten ſo viel Ginfeng als es ihnen möglich war, unter der Bedingung, daß jeder dem Monarchen vier Loth vom Beſten davon gebe. Das Uebrige ſollte ihnen baar bezahlt werden.

„Dieſe Expedition,“ fahren die Miſſionaire fort, „war uns nützlich, denn die Mandſchubefehlshaber, die mit ihren Leuten in verſchiedene Gegenden vertheilt waren, boten uns nach einander von ihren Lebensmitteln an und nöthigten uns, wenigſtens einige Kinder anzunehmen.“

„Dieſe Freundschaft machte uns noch empfänglicher für die Leiden dieſer Soldaten, welche auf ſolchen Expeditionen viele Strapazen ertragen mußten; ſie haben dabei weder Zeit, noch Bett, noch andere Lebensmittel außer einem Saft mit geröſtetem Hirſe. Sie ſchlafen in der Nacht am Boden unter einem Baume oder in einer Hütte, die eilig von Baumzweigen aufgebaut wird.“

„Die Officiere lagern in einer gewiſſen Entfernung und laſſen dem Fleiße ihrer Leute durch Perſonen beaufſichtigen, die denſelben biſſowellen einige Stücke Rindfleiſch oder Wildpret bringen. Am meiſten ſind die wilden Thiere zu fürchten, beſonders die Tiger, gegen welche ſie unaufhörlich auf ihrer Hut ſeyn müſſen. Kehrt einer auf das Signal, das ihm die ganze Schaar giebt, nicht zurück, ſo nimmt man an, er ſey von den Thieren zerſtört worden oder habe ſich aus eigener Schuld verirrt. Nachdem man einen oder zwei Tage geſucht hat, macht man eine neue Quartiereintheilung und beginnt mit demſelben Eifer die angefangene Entdeckung von neuem.“

„So viele Mühen und Gefahren ſind unvermeidlich, weil der Ginfeng nur am Abhange der bewaldeten Berge, am Ufer tiefer Flüſſe und an ſteilen Fieſen wächst. Ergreift das Feuer den Wald und verzehrt einen Theil davon, ſo erſcheint der Ginfeng erſt wieder nach drei bis vier Jahren. Im Allgemeinen findet man ihn zwifchen dem 39. und 47. Grade nördlicher Breite.“

„Dieſe Pflanze wurde uns durch einen Bewohner von Hu Tſchun, dem Hauptorte der Koel-Ka-Tataren gebracht, welcher zwei Stunden von der Grenze Koreas unter 42° 56' der Br. liegt. Er hatte ſie in einer Entfernung von fünf bis ſechs Stunden geſucht. Dies iſt die ganze Ausdehnung des Landes dieſes Stammes, das übrigens recht angenehm und, bei den Tataren eine Seltenheit, recht gut bebaut iſt, entweder wegen der Entfernung von den Mandſchu, denn die nächſten findet man in 40 Stunden und der dahin führende Weg iſt ſehr beſchwerlich, oder weil ſie das Beiſpiel der Koreaner benutzten, deren terraſſirte Hügel bis zum Gipfel mit unglücklicher Sorgfalt angebaut ſind.“

„Es war ein neues Schauſpiel für uns, die wir ſo viele Wälder durchwandert hatten und an ſo vielen ſchrecklichen Gebirgen hingezogen

waren, uns am Ufer des Xumen-ula zu befinden, eines Flusses, der auf der einen Seite nur Wald und wilde Thiere hat, auf der andern uns dagegen alles bot, was die Kunst und die Arbeit in den cultivirtesten Ländern erzeugen; wir sahen hier von Mauern umgebene Städte, brachten unsere Instrumente auf benachbarte Höhen und bestimmten geometrisch die Lage der vier Städte, welche Corea im N. schließen; da aber die Coreaner, welche auf der andern Seite des Flusses waren, weder die Tataren noch die Chinesen verstanden, welche sich bei uns befanden, so konnten wir den Namen dieser Städte erst in Pu Xschun erfahren, wo die Dolmetscher sind, deren sich die Tataren bei dem fortwährenden Verkehr mit den Coreanern bedienen.

Auf dem den Tataren entgegengesetzten Ufer hatten die Coreaner eine gute Mauer, ähnlich jener im N. Chinas, gebaut; nach Pu Xschun zu ist sie aber gänzlich zerstört, seit Corea durch die Mandschus verwüstet wurde, deren erste Eroberung es war; aber sie besteht noch fast ganz an den entfernten Orten.

„Nach dem Xumen-ula, immer in dem ehemaligen Lande der Mandschus vorrückend, kommt man zu dem Sui Kond Pira, einem Flusse, der sich gleichfalls in das östliche Meer ergießt; er ist unter den Tataren sehr berühmt, verdient es aber nicht.

„Der Usuri ist ohne Zweifel wegen der Reinheit seines Wassers und der Länge seines Laufes ein schönerer Fluß; er ergießt sich in den Sachalian ula und an seinen Ufern liegen die Dörfer der Yupi-Tataren. Er nimmt viele Bäche und einige große Flüsse auf.

„Er muß sehr fischreich seyn, weil er den Bewohnern so viele Fische giebt, daß diese sich von der Haut Kleidungsstücke machen und von dem Fleische leben können. Die Tataren verstehen diese Fischhäute zu gerben, ihnen drei bis vier Farben zu geben, sie passend zu schneiden und so fein zusammenzunähen, daß sie mit Seide genäht zu seyn scheinen; erst wenn man einige Nähte aufmacht, erkennt man, daß der Faden nichts ist als ein sehr feiner aus noch dünnerer Haut geschnittener Riemen.

„Die Form der Kleidungsstücke ist dieselbe wie bei den Mandschus, welche auch die der Chinesen aller Provinzen ist. Der einzige Unterschied, den man bemerkt, ist der, daß das lange Unterkleid gewöhnlich mit einem Streifen von verschiedenen Farben, grün oder roth auf weißem oder grauem Grunde, besetzt ist. Die Frauen haben unten an ihrem Untermantel kleine Kupfermünzen oder kleine Schellen, welche ihre Ankunft verrathen. Ihre in mehrere auf die Achseln hängenden Flechten getheilte Haare sind mit kleinen Spiegeln, Ringen und andern Bagatellen beladen, die sie für eben so viele Juwelen halten.

„Die Lebensweise dieser Tataren ist nicht minder unglaublich; sie verbringen den ganzen Sommer mit Fischfangen. Aus einem Theile der Fische macht man Thee für die Lampe; ein anderer Theil dient als tägliche Nahrung, und der dritte endlich wird in der Sonne getrocknet, ohne gesalzen zu seyn, denn sie haben kein Salz und räuchern die Winterworräthe. Männer und Frauen nähren sich davon während die Flüsse gefroren sind. Die Hunde ziehen die Schlitten auf den zugefrorenen Flüssen.

„Wir bemerkten viel Kraft bei den meisten dieser armen Leute, welche im Allgemeinen friedfertig, aber ungebildet und roh zu seyn schienen. Wir bemerkten durchaus keine öffentliche Gottesverehrung. Selbst die Götzenbilder Chinas sind nicht bis zu ihnen gebrungen. Offenbar liegt den Bonzen nichts an einem so armen und so unbequemen Lande, wo man weder Reis noch Weizen säet, sondern nur ein wenig Tabak auf einige Acker bei jedem Dorfe an den Ufern des Usuri. Ein dichter und fast undurchdringlicher Wald bedeckt das übrige Land und erzeugt Mücken und ähnliche Insecten, die man nur durch viel Rauch vertreiben kann.

„Diese Yupi bedienen sich meist der Wurfspeie, um die großen Fische zu fangen und der Rege für andere. Ihre Barken sind klein und nur aus Baumrinde gemacht, die man aber so gut zusammennäht, daß das Wasser nicht eindringen kann. Ihre Sprache scheint zum Theil mit der der Mandschus, welche in B. und S. ihre Nachbarn sind, und jener der Ratscheng in N. und D. gemischt zu seyn, denn die Hauptlinge der Dör-

fer, die ohne Zweifel ihre Bezirke nie verlassen hatten, verstanden im Allgemeinen, was die einen und die andern sagten.

„Das Land der Ratscheng streckt sich von Xonden bis zum Oceane längs dem Sachalian ula; in dem so langen Raume, der fast 150 Stunden beträgt, findet man nur mäßige Dörfer, und fast alle an dem einen oder andern Ufer dieses großen Flusses. Alles Uebrige ist öde und nur von den Jöbeljägern besucht.“

Nach den Notizen in den chinesischen Büchern beträgt die Menge des angebauten Landes in dieser Provinz 1,483,000 Acker. Die Einwohner betrugen im Jahre 1811 308,000 Individuen, theils Mandschus, theils Chinesen; darunter waren aber verschiedene Völkerschaften nicht begriffen, wie die Kireng, welche von den Russen Silaks genannt werden, die Giala, die Gerkole, die Drottschön, die Kiyata. Diese fünf Völkerschaften zerfallen wieder in sechsunddreißig Stämme von im Ganzen 2308 Familien, von denen jährlich jede als Tribut ein Jöbelsell geben muß.

Längs dem linken Ufer des Sunggari und des Sachalian ula zieht sich das Gouvo. hin, das den Namen dieses Flusses führt und in B. an die Mongolei, in N. an Sibirien grenzt.

Es ist ein kaltes in N. von den Jabsnon-Bergen begrenztes Land; die King tan Berge durchziehen es in B. Die Winter sind lang und hart, das Klima aber ist gesund. Der ziemlich fruchtbare Boden könnte reichliche Ernten geben, aber er ist wenig angebaut, weil der größte Theil der Bewohner aus Nomaden besteht. Xitsiklar, eine Stadt am linken Ufer des Nun, eines ansehnlichen Flusses, der in den Sunggari fließt, hat eine doppelte Einschließung, einmal eine Palisade von starken, mäßig hohen, aber sehr dicht gestellten Pfählen, und dann eine Mauer. Die Stadt wurde von dem Kaiser von China gebaut, um seine Grenzen gegen die Russen zu sichern. Die Straßen sind eng und die Häuser von Lehm. Der Ort treibt einen ziemlichen Handel; die Einwohner bestehen aus Mandschus, Solons, und besonders aus Taguris oder Dauriern, den ehemaligen Bewohnern des Landes.

Der Statthalter residirt zu Sachalian ula hoton, einer Stadt am linken Ufer des Flusses, dessen Namen sie führt, 99 Stunden in N. von Xitsiklar in einer fruchtbaren, mit Dörfern bedeckten Ebene. Dieser besetzte Ort ist eines der Hauptbollwerke Chinas an der russischen Seite, und es wird daselbst ein ansehnlicher Pelzhandel getrieben.

Mergen, 40 Stunden von Xitsiklar, ist schwächer bevölkert und hat nur eine Mauer; das Gebiet der einen wie der andern ist nur mäßig gut, denn der Boden ist sandig.

Unter den Flüssen, welche der Sachalian ula in dieser Gegend aufnimmt, bemerkt man den Song pira und den Gorfir pira, weil man in ihnen Perlenmuscheln fängt. „Die Fischer,“ sagen die Missionaire, „machen nicht viel Umstände. Da das Wasser in diesen kleinen Flüssen nicht groß ist, so springen sie ohne Gefahr hinein, nehmen so viele Muscheln, als sie auf einmal fassen können, und kehren an das Ufer zurück.“

„Sie suchen diese Muscheln auch in andern kleinen Flüssen, welche sich in den Xuni-ula und den Sunggari ergießen, z. B. in dem Kron und den Kemmer, über den man auf dem Wege von Xitsiklar nach Mergen kommt; in allen denen im B. von Sachalian-ula-hoton aber sollen sich keine finden.“

„Diese Perlen werden von den Tataren sehr gerühmt, würden aber von unsern Kennern wahrscheinlich nicht sehr hoch geschätzt werden wegen der Mangelhaftigkeit der Farbe und der Form. Der Kaiser hat Kostenkränze davon, deren jeder von hundert und mehr ziemlich großen und ganz gleichen besteht; aber sie werden unter Tausenden ausgesucht, und alles, was man seit so vielen Jahren geschild hat, gehört nur ihm.“

„Auch die Jöbelselle dieses Landes werden von den Tataren sehr geschätzt, weil sie dauerhaft sind; aber welche Mühe machen sie den Jägern, den Solons! Sie sind noch kräftiger, noch gewandter und muthiger als die Bewohner dieser Gegenden. Ihre Frauen sitzen, schießen mit Bogen, gehen auf die Firschiagd u.

„Viele dieſer Tataren wohnen jetzt in Kiergi, einem ziemlich gro-
ßen Flecken in geringer Entfernung von Kiſſikar und Mergen. Wir
ſahen ſie am 1. Octbr. auf die Jagd der Jodel in einem kurzen engen
Koch von Kollſſell ausbrechen; ſie hatten auf dem Kopfe eine Mütze von
einem ſolchem Felle, und den Bogen auf dem Rücken; ſie führten einige
Pferde mit Hirſenſäcken und langen Fuchs- oder Tigerfellmänteln bei ſich,
welche legtere ſie in der Kälte und beſonders während der Nacht tra-
gen. Ihre Hunde ſind zur Jagd abgerichtet, können klettern und kennen
die Liſt der Jodel.

„Weder die Strenge eines Winters, in welchem alle großen Flüſſe
gefrieren, noch das Zusammentreffen mit Tigern, die häufig zu bekämpfen
ſind, noch ſelbſt der Tod ihrer Gefährten, hindern ſie, jedes Jahr zu
einer ſo beſchwerlichen und ſo gefährlichen Unternehmung zurückzukehren,
welche ſie gewiß nicht beſſeren Wänten, bildet ſie nicht ihren ganzen
Nutzthum. Die ſchönſten Felle ſind für den Kaiſer, der einen beſtimm-
ten Preis für eine gewiſſe Anzahl giebt. Die andern werden ziemlich
theuer ſelbſt in dem Lande verkauft und finden ſich nicht in großer An-
zahl, weil ſie ſogleich theils von den Mandarinen der Orte, theils von
den Kaufleuten von Kiſſikar gekauft werden.

„Die Grenzen dieſes Gouvernements in N. und an der Tatarei der
Kalomiten ſind zwei mächtige Flüſſe, der Ergone (Argun), der aus O.
mit dem 50 Grade kommt, um ſich in den Sachalien-ula zu ergieſſen.
Auf der andern Seite dieſes Fluſſes etwas in N. von der Mündung
bei Ergone kommt aus dem N. der Kigue Kerebſchi (Kerbiſchi), deſſen
Lauf noch kürzer iſt.“

Ein zu Kerebſchinſi am 17. Auguſt 1689 geſchloſſener Vertrag be-
ſtimmte die Grenzen zwifchen den beiden Reichen; vorher waren ſie unbe-
ſtimmt geweſen, was Feindſeligkeiten veranlaßt hatte. Schon 1639 er-
ſuchten Koſaken, die von den Ufern des Meeres von Ochotſk kamen, um
den Tribut der Komadenſpölker in Empfang zu nehmen, von den an den
Ufern der Uda wohnenden Tunguſen, daß weiter hin ein großer Fluß
durch andere Flüſſe vergrößert werde, welche durch ein Land ſtrömten,
deſſen Bewohner den Boden bebauten, Viehzucht trieben und auf dieſem
Fluſſe ſchifften, den ſie Mamur, Yamur oder Amur nannten.

In demſelben Jahre brachten andere Koſaken nach Sibiriens Nach-
richten über den Lauf der Schilka, eines Beiſſuſſes des obern Theiles die-
ſes Stromes; er ſtrömte bei den Dairien, einem Volke, das das Geld zu
ſchmelzen wußte und Handel trieb. Es taufchte von den Tunguſen Pelz-
waren ein, die es wieder an die Chineſen verkaufte, von denen es wieder-
um verſchiedene Waaren, unter andern ſeidene Stoffe erhielt.

Nach dieſen Andeutungen brach Baſſilij Poyarkow am 15. Juli
1690 von Jakutſk an der Spitze von 150 Mann aus und bemächtigte
ſich des gebirgigen Landes Dairiens, das von dem mittlern Theile des
Amur beſpült wird. Er baute Kerebſchinſi und verſchiedene Oſtrogs oder
Fortſ, um die Bezahlung des Tributs der Komadenſpölker an Rußland
zu ſichern; denn die Nachrichten, welche man von dieſem Abenteuer und
von Jermol Kawaraw erhielt, ſo wie die Beute, welche ſie nach Jakutſk
geführt hatten, erweckten den Glauben, es würde ſehr vorthellhaft ſeyn,
den ruſſiſchen Reiche den Fluß Amur und die Länder beizufügen, welche
er bis zu ſeiner Mündung in das Meer beſpült. Endlich wurde das
Fort Albazin oder Jakſa an dieſem Fluſſe gebaut, und ruſſiſche Anſiedler
ließen ſich in einem Lande nieder, von dem man eine reizende Beſchrei-
bung machte.

Die Eingeborenen von den Ufern des Amur und der Beiſſuſſe, die
gewohnt waren, friedlich unter ihren Fürſten zu leben, verſuchten dieſen
Fremden zu widerſtehen, welche ihnen ihre Reichthümer nahmen und Wei-
ſeln wegführten; aber was vermochten ſie, die nur Pfeile und Wurfpfeile
hatten, gegen Männer, die mit Feuergeſchützen bewaffnet waren? Die
weißen verließen ihre Thäler und zogen ſich nach O. von dem Fluſſe
Amur; die Segend, die er durchſtrömt, wurde eine Wüſte.

Die Mandſchu, welche China erobert hatten, konnten die Fortſchritte
der Ruſſen nicht gleichgültig mit anſehen; 1651 ſtießen ſie auf einander.

Reiſe in Aſien.

Nach der Einnahme einer Feſtung der Dairier wollten die Ruſſen wiſſen,
was wohl die Mandſchu thaten, welche ſie unter ihnen geſehen hatten.
Die Gefangenen antworteten, es waren Beamte vom Kaiſer von China,
welche den Tribut einzunehmen hatten. Wirklich kam den andern Tag
einer dieſer Mandſchu zu Kawarow und hielt eine lange Rede an den-
ſelben, von welcher der Ruſſe faſt kein Wort verſtand; er ſchloß daraus
nur mit Beihülfe einiger Dairier, daß dieſe mit den Ruſſen in Frieden
zu leben wünſchten. Kawarow ſetzte jedoch ſeinen Marſch fort, und ſpäter
wurde er mit den Mandſchu handgemein; der Erfolg war getheilt. Im
Jahre 1654 folgte ihm Stepanow. Um dieſe Zeit ſing die chineſiſche Re-
gierung an, ernſtliche Maßregeln gegen die Ruſſen zu nehmen. Es ver-
gingen mehrere Jahre mit Belagerung von Plätzen, die abwechſelnd zer-
ſtört und wieder aufgebaut wurden. Endlich unterzeichneten die beiden
Länder den Frieden zu Kerebſchinſi; die Unterhandlungen wurden durch
Bevollmächtigte der beiden Nationen geführt. Der Vater Gerbiſſon,
franzöſiſcher Miſſionair, und der Vater Pereira, ein Portugieſe, entwar-
fen den Vertrag in lateiniſcher Sprache; die reſpectiven Souveraine rati-
ficirten der eine in ruſſiſcher, der andere in der Mandſchu-Sprache.

Der Friedensvertrag hatte die Grenzen der beiden Reiche proviſoriſch
beſtimmt; es entwickelten ſich ſehr lebendige Handelsverbindungen; ruſſiſche
Caravannen zogen nach Peking; ein fortwährender Handel fand in Merga
ſtatt, dem Aufenthaltsorte eines Kutulu oder buddhiſtiſchen Oberprieſters
in der Mongolei. Das ſchlechte Betragen der Ruſſen, welche an dieſen
Ort kamen, veranlaßte Klagen; auf der andern Seite waren ernſte Un-
ordnungen zwifchen den mogoliſchen Unterthanen der beiden Reiche aus-
gebrochen. Deshalb erließ 1722 der Kaiſer Kang-ſi einen Befehl, der
der die ruſſiſchen Kaufleute aus der Mongolei vertrieb und ihren Cara-
vannen unterſagte, nach Peking zu kommen.

Kurz darauf ſtarb Kang-ſi; Yag-ſchiang, ſein Nachfolger, beſtand
auf der definitiven Feſtſtellung der Grenzen, um jede Verbindung unter
den Mogolen, welche unter ſeiner Herrſchaft, und denen abzubrechen,
welche das ruſſiſche Gebiet bewohnten.

Ein ruſſiſcher Geſandter, der 1726 nach Peking kam, wurde von dem
chineſiſchen Monarchen ſehr gut aufgenommen. Man kam überein, daß
ein Congreß an der Grenze ſelbſt gehalten werden ſollte, und dem zu
Folge verſammelte ſich derſelbe 1727 bei dem Borgo ober Bura, einem
Bache, der ſich in die Selenga ergießt. Am 1. Auguſt wurde der Ver-
trag unterzeichnet und die Grenzlinie von dem Meere von Ochotſk an
bis an die Grebighi beibehalten; ſonſt erlitt ſie Veränderungen. Es wurde
feſtgeſetzt, daß in Zukunft ein Handelsdepot an den Ufern der Kiachta
errichtet werden ſolle und daß die Grenzbewohner nur an dieſem Orte
Handel treiben könnten. Eine jede der contrahirenden Parteien ſollte die
ihrer Unterthanen zurücknehmen, welche durch die Grenzbeſtimmung auf
das Gebiet der andern gekommen waren. Säulen, welche dieſe Grenzen
bezeichneten, wurden auf der ungeheuern Grenzlinie, einander gegenüber,
errichtet; ſie ſind drei Klaſtern hoch und unten faſt eben ſo breit. Ein
Kreuz befindet ſich oben auf den ruſſiſchen; eine Mandſchu-Inſchrift be-
zeichnet die chineſiſchen; ihre Zahl beträgt 87. Die Breite dieſer Grenz-
linie, welche an dem Ufer der Bukturna beginnt und an dem Meere von
Ochotſk endet, beträgt 5, 10 und 30 Klaſtern je nach der Beſchaffenheit
des Bodens. Sie gehört gemeinſchaftlich beiden Ländern an; beide müſ-
ſen dieſelbe ſchützen und man kann ſie nur an beſtimmten Orten über-
ſchreiten.

Durch die Friedensverträge wurde Rußland von dem untern Theile
des Beckens des Sachalien-ula ausgeſchloſſen. Der Paſen von Ochotſk,
der ungemein unbequem iſt, entſchädigt dieſe Macht keineswegs für den
Beſitz der Mündung eines Fluſſes, der in einer großen Strecke im Innern
ſchiffbar, ihr ungemeine Vortheile für ihren Handel an dieſem Ende ihres
Gebietes in Aſien verſchafft haben würde.

„Die Mandſchu waren,“ ſagt Lapreoth, „ehe ſie Eroberer wurden,
ein Jägervolk; ſie hatten durchaus keine literariſche Bildung, und wenn
ihre Vorfahren, die Kiutſche, eine beſaßen, ſo hatten ſie dieſelbe mit der

Herrschaft über das ich China verloren. Die ersten Kaiser der Mandſchu-Dynastie bedienten sich, ehe sich Piao Lung unterwarfen, in ihrer diplomatischen Correspondenz der mongolischen Sprache. Erst 1599 trug der Kaiser Tai ſſu, der seinem Volke eine Schrift geben wollte, zwei Gelehrten auf, eine nach jener der Mogolen zu bilden. Die Schrift der Mandſchu erreichte bald ihre Vollkommenheit. Seit der Eroberung Chinas hat sich ihre Literatur mit einer großen Anzahl Werke bereichert, die meist in Uebersetzungen chineſiſcher Bücher bestehen. Diese Uebersetzungen erleichtern das Verständniß der Originaltexte, und besonders aus diesem Grunde haben sich die in Peking lebenden Miſſionaire Mühe gegeben, das Mandſchu zu erlernen und Elementarbücher für das Studium dieser Sprache zu verfaſſen."

Die Mandſchu ſchreiben von oben nach unten. Die Worte werden durch einen starken perpendicularen Strich gebildet, der ſelten unterbrochen iſt und an deſſen Seiten man gewiſſe Züge anhängt, welche die Buchſtaben ausmachen. Die Linien ſind von der Linken zur Rechten angelegt.

Alle Tunguſen, wie wir vorher geſehen haben, hängen dem Schamanismus an; eine gewiſſe Anzahl Mandſchu hat den Buddhismus angenommen. Ein Theil der Völkerschaften, welche die nördlichen und öſtlichen Bezirke des weiten Landes bewohnen, das wir beſchrieben haben, ſind Nomaden; die Jagd und die Fiſcherei verſchaffen denen vom Sandom, d. h. des untern Gebiets des Sachalien-ula, einen reichlichen Unterhalt. Die Kileng (Taſ. 12. Abbild.) werden von den chineſiſchen Geographen als ſehr ſtarke und kräftige, aber wenig gebildete Leute geſchildert. Männer und Frauen kleiden ſich im Winter in Fuchshäute und im Sommer in Lämmerhäute; ſie bewohnen hauptſächlich die Ufer des Kien-tſun, der ſich in den Sachalien-ula unweit von deſſen Einmündung in das Meer ergießt. Sie gehören zu der Familie der Aino. Dasselbe gilt von den Hiata (Taſ. 12. Abbild.), welche ſich an dem Ufer des Meeres bei der Mündung des Sachalien-ula aufhalten. Es iſt ein rohes, aber im Kampfe tapferes Volk; die Männer ſind immer mit einem Edelſtück bewaffnet. Ihre Kleidung beſteht im Sommer in Fuchshäuten, im Winter in Hundefellen. Der Tribut dieſer beiden Völkerschaften wird in Toboſſellen bezahlt. Die aus dem Lande der Kileng ſind von ſeltener Schönheit.

Die auf Taſ. 12. dargeſtellten Männer, welche die Seeküſten Landes der Mandſchu beſuchen, gehören zu der Nation der Aino.

Die Mandſchu-Soldaten bilden die Beſatzung der vorzüglichſten Städte im R. Wird ein Soldat zum Dienſte commandirt, ſo läßt er ſich von einem Manne begleiten, der ihm einen Theil ſeiner Waffen und ſeines Gepäcks trägt. (Taſ. 13. Abbild.)

Die Mandſchu-Bauern bedienen ſich wie die aller Länder, wo der Esel leben kann, dieſes ſo nützlichen Thieres zur Fortſchaffung der Waaren, die ſie zu verkaufen haben, oder ihrer Familie. (Taſ. 13. Abbild.)

Seit der Eroberung haben die Chineſen ihre Kleidung geändert, um die der Mandſchu anzunehmen. Die Formen dieſer ſind kräftiger, aber ihre Phyſiognomie iſt minder ausdrucksvoll als die der Chineſen. Ihre Frauen verurtheilen ſich die Füße nicht, wie die Chineſinnen, durch ungemain enge Schuhe. Nach der Erzählung der europäiſchen Reiſenden, welche dieſelben auf den Straßen in Peking trafen, tragen ſie lange ſchwarze Gewänder, die ihnen bis auf die Ferſen reichen, und ihre Schuhe ſcheinen um ſoviel zu groß zu ſeyn, als die der Chineſinnen zu klein ſind. Der Obertheil dieſer Schuhe iſt meiſt von geſticktem Atlas und die Sohle von Papier oder Leinwand einen Zoll ſtark; die Spitze derſelben iſt vieredig und etwas nach oben gebogen. Die Mandſchu-Frauen nehmen das Haar auf und legen es an allen Seiten glatt, ſaß wie die Chineſinnen, und obgleich ihr Geſicht roth und weiß geſchminkt iſt, ſieht man doch leicht, daß ſie von Natur einen weißern Teint haben als die letztern, und einige beſitzen wirklich recht hübsche Züge. (Taſ. 13. Abbild.)

Ueber die Zahl der Bewohner des Landes der Mandſchu ſind die Meinungen ſehr verſchieden; einige ſchätzen ſie auf 2,100,000, während

andere nur die Hälfte angeben. Wie dem auch ſeyn möge, ſie iſt ſehr ſchwach in Rückſicht auf die ungeheure Ausdehnung dieſes Landes. In der Verwaltungsordnung darf dieſes Land nicht unter die Provinzen des eigentlichen Chinas gerechnet werden, und die Bewohner des letztern betrachten es immer als Ausland.

Kapitel XXVIII.

Chineſiſches Reich. — Die Mongolei.

Im 13. Jahrhunderte verbreiteten die Verwüſtungen der Tataren Schrecken in Europa. Nachdem ſie Aſien geſtürzt, hatten ſie ganz Rußland unterworfen und ihre Einfälle bis nach Polen, Schleſien und Ungarn ausgedehnt.

Der Papſt ſchickte, um die Chriſtenheit vor der ſie bedrohenden Gefahr zu bewahren, an ihre Führer Geſandte und Miſſionaire, die Mönche Aſcelin und Duplan Carpin; ſpäter ſandte auch der heilige Ludwig auf die falſche Nachricht, der Großchan der Tataren habe die chriſtliche Religion angenommen, Marquis und andere Mönche an dieſen Monarchen ab. Endlich beſuchte der Venetianer Marco Polo ebenſalls die Tataren und brach in China, wie in andere Länder Aſiens ein. Verſchiedene Miſſionen folgten deren Spuren; mehrere ihrer Berichte ſind bis auf uns gekommen; die Details, welche ſie über die Sitten und das Land der Tataren enthalten, ſtimmen mit denen überein, welche ſpäter über dieſelben Völker, die Mogolen, geſammelt wurden.

Man weiß, daß unter der Regierung Dſchingis Chan's ihr Reich eine ungeheure Ausdehnung gewann; es erſtreckte ſich bald von dem Dnieper bis an die große Mauer. Die Nachfolger vergrößerten ſeine Eroberungen und gründeten eine neue Dynaſtie in China. Die Mogolen wurden 1367 vertrieben und gezwungen, in ihre Wüſten zurückzukehren; ſie ſtanden unter mehreren von einander unabhängigen Chans; obgleich eine Art Reich gebildet worden war, ſo theilten innere Zwiftigkeiten ſie doch fortwährend; endlich ſielen ſie unter die Herrſchaft der Mandſchu, welche in China regieren.

Seit dem 18. Jahrh. iſt ein Theil der Mongolei hiſtoriſch von ruſſiſchen Abgeſandten durchreist worden. Der 5. Artikel des zwiſchen den beiden Reichen 1727 abgeſchloſſenen Vertrags ſetzte feſt, daß die Ruſſen in Zukunft den Kuan oder Hof beſetzen ſollten, den ſie in dieſem Augenblicke bewohnten; daß eine chriſtliche Kirche mit Beihilfe der chineſiſchen Regierung erbaut werde; daß ruſſiſche Prieſter in dem Kuan wohnen ſollten; daß darin vier junge und zwei ältere Studenten zugelassen würden, um die Sprachen des Landes zu erlernen; daß ſie auf Koſten des Kaiſers erhalten würden und die Freiheit erhielten, in ihr Vaterland zurückzukehren, ſobald ihre Studien beendet wären.

Die ruſſiſchen Prieſter, ſechs an der Zahl, verſehen abwechſelnd die Kirche der Miſſion und die andere, welche in demſelben Theile der Hauptſtadt ſteht und von den chineſiſchen Chriſten von der ruſſiſchen Kirche beſucht wird. Als die Mandſchu ſich 1685 Abgazine bemächtigt hatten, wie wir in dem vorigen Kapitel erzählt haben, führten ſie die aus etwa 100 Seelen beſtehende Beſatzung nach Peking. Die Chriſten hatten von dem chineſiſchen Generale die Erlaubniß erhalten, Maxime Kontier, ihren Prieſter, ſowie die Heiligenbilder ihrer Kirche und die zu ihrem Cultus dienenden Geräthe mitzunehmen. Bei ihrer Ankunft in der Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches wies man ihnen zur Wohnung einen Ort am NW-Winkel dieſer Stadt an. Ein Mandſchu-Herr trat ihnen ſeine Kapelle zu einer Kirche ab, die 1691 nach der Erlaubniß des Metropolitans von Toboſſel geweiht wurde. Die Nachkommen der Abgazine ſind bei ihrem Glauben geblieben und beſuchen dieſe Kirche.

Die gewöhnliche Dauer der ruſſiſchen Miſſion in Peking muß ſechs Jahre betragen; aber die Correspondenz zwiſchen dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Namen des dirigirenden ruſſiſchen Senats

und dem chinesischen Tribunal ist so langsam, daß der Aufenthalt der Mission sich über zehn Jahre verlängert; bei ihrer Abreise wird sie durch eine andere ersetzt.

Im Jahre 1819 brach eine von St. Petersburg auf; sie sollte die in Peking seit den 10. Jan. 1808 befindliche ablösen. Sie erreichte Irkutsk im Februar 1820 und 1. Juli Kiachta. Den 31. Aug. überschritt sie die Grenze; den 2. Decbr. hielt sie ihren Einzug in Peking, nachdem sie einen Theil des Osttheiles der Mongolei durchzogen hatte. Sie war unter der Leitung des Herrn S. Timkowski, eines Attache's des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, gewest. Den 15. Mai 1821 verließ Timkowski Peking und kam auf einem etwas westlichen Wege nach Kiachta zurück. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg veröffentlichte er in russischer Sprache die Beschreibung seiner Reise, die in mehrere Sprachen überetzt worden ist.

„Alle europäischen Gesandtschaften,“ sagt er, „die nach Peking gekommen sind, haben sich in dieser Hauptstadt des chinesischen Reichs nur kurze Zeit aufgehalten und sind selbst einer hinderlichen Beaufsichtigung in Folge d. s. Mißtrauens der Chinesen gegen alle Fremden, ausgesetzt gewesen.“ Timkowski besuchte Peking unter weit günstigeren Umständen; er alle Russen genoß er völlige Freiheit, konnte die zahlreichen Theile der ungeheuern Stadt nach Belieben durchwandern und alle Gebäude, wie die Kirchen, obgleich besichtigen. Er vermochte deshalb genauere Beobachtungen zu machen als die Reisenden, welche vor ihm nach Peking gekommen waren, um so mehr, da er zu seiner Verfügung mehrere Dolmetscher hatte, welche die Sprache vollkommen verstanden; seine Erzählung verdient deshalb mehr Vertrauen als die der Personen, welche weder Chinesisch noch Mandschuisch verstanden und mit den Einwohnern des Reichs sich nicht in Gespräche einlassen konnten.

Timkowski hat die Mongolei nach seinen eigenen Beobachtungen und nach authentischen Berichten beschrieben; an ihn werden wir uns also hauptsächlich halten, wenn wir von diesem Lande sprechen.

Die Mongolei liegt zwischen 33° und 51° n. Br. und zwischen 85° und 122° östl. L. Dieses große Land, das einen bedeutenden Theil der weiten Hochebene Mittelasiens einnimmt, wird in zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche, durch die chinesische Provinz Kan Su getheilt. Die erste Hälfte oder die eigentliche Mongolei wird in N. von Sibirien, in O. von der Mandchurei, in S. von dem eigentlichen China und in W. durch den Si-wei begrenzt. Die Länge beträgt 960 und die Breite 119 Stunden. Der andere Theil der Mongolei oder das Land Kuku Noor wird in N. und O. von China, in S. von Tibet, in W. von dem Si-wei begrenzt, ist von O. nach W. 260 Stunden lang und von N. nach S. 110 St. breit. Der Flächenraum der beiden Theile kann 250,000 Q. St. betragen.

Im N. und NW. der eigentlichen Mongolei zieht sich der Altai hin; in N. der Kinkan oder Sablonoi kreuzt; in O. der Kinkan; in S. wird sie durch den Altai und den Gadschar oder Inshan, in der Mitte durch den Kanguai durchstrichen. Von diesen Gebirgen laufen Zweige aus, die sich unter einander kreuzen.

Das Land Kuku Noor liegt in S. von dem Kulkun und dem Balan-kara; im N. von dem Kan-schan und in NO. durch einen Zweig des Kumulun begrenzt. Fast alle diese Gebirge sind sehr hoch und den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt; zwischen ihren Ausläufern ziehen sich bisweilen geräumige Thäler hin. Der Name dieses Landes kommt von dem Kuku Noor her, einem großen See in O., der 36 Stunden im Umfange hat und seine Benennung (blauer See) von der Farbe seines bläulichen Wassers erhielt. Abzug hat er nicht. Der Hoang ho, der große Fluß Chinas, entspringt in diesem Lande, dessen Temperatur kalt ist.

Auch die der eigentlichen Mongolei ist es in Hinsicht auf ihre Breite; einen bedeutenden Theil der Oberfläche nimmt die große Steppe oder Wüste Gobi oder Schamo ein. Der erste dieser Namen ist mongolisch und bezeichnet jede große und wasserlose Ebene; im W. heißt sie

Schashin. Sie wird durch Berg- und Felsketten durchzogen; in dem östlichen Theile enthält sie einige von Bächen bewässerte Oasen; übrigens wächst Gras in den Niederungen, wenn der Sommer regnerisch ist. Obgleich sehr hoch gelegen und im Allgemeinen eben, zeigt die Gobi doch in O. eine Senkung von 700 Fuß.

Schamo bedeutet Sandmeer, und diese Benennung paßt deshalb eigentlich nur auf den mittlern Theil der Gobi, der wirklich sandig ist; übrigens ist die Fläche mit Kieseln bedeckt, unter denen man ziemlich häufig harte farbige Steine findet, wie Agathe, Carneole, Calcédon. Nirgends bemerkt man andere Holzgewächse als Bäume, die oft hübsche Blüten tragen; da es an Holz fehlt, brennt man hier gedörrten Mist. Bisweilen hebt sich der Boden allmählig bis zu einer bedeutenden Höhe; aus den Seiten dieser Anhöhen kommen Quellen hervor, deren Wasser sich aber bald in der Erde verliert, so daß diese Gegend gar keine Bäche hat; dagegen liegen hier und da in der Steppe Salzseen von verschiedener Größe.

In den andern Theilen der Mongolei, wo die Berge sich unter einander kreuzen, entstehen kleine Bassins, wo Bäche sich in Salzseen verlieren. In dem nördlichen Theile strömen Flüsse, welche durch ihre Vereinigung auf der einen Seite den Jenissei, auf der andern den Schachalan-ula bilden helfen.

Das Gemälde der physischen Geographie der Mongolei, das wir eben entworfen, zeigt, daß die Bewohner hauptsächlich ein Nomadenleben führen müssen; und so war das der Mongolen allerdings zu jeder Zeit.

Gegenwärtig sind sie in Aima's oder Stämme getheilt. Im N. leben die Kalka, die mächtigsten und zahlreichsten; im W. die Buriaten und Guleuthen, in S. die Ordos, die Tsakaren und die Suniten. Diese Hauptstämme zerfallen wieder in eine sehr große Anzahl Horden.

Seit die Mongolen den Kaisern von China unterthan sind, haben diese jeden Aima in eine gewisse Anzahl Banner oder Divisionen getheilt; der Titel Khan ist nur den ausgezeichnetsten Führern geliehen.

„Die Mongolen,“ sagt Timkowski, „sind zu faul, als daß sie gute Landbauer seyn könnten; sie säen Hirse, Gerste und Weizen, aber nur wenig und höchst nachlässig. Die Unfruchtbarkeit der Steppen nöthigt sie, oft ihre Wohnungen zu wechseln. Da sie immer Weideplätze suchen, so müssen sie den Sommer oft entfernt von ihren Winter- und Frühjahrslagern zubringen. Wird ihr Vieh von einer Seuche heimgesucht, so beneiden sie das Schicksal dessen, der Getreide besitzt. Ihre Neigung zum Müßiggange ist so groß, daß sie in Gegenden, die reich an Holz und Gras sind, weder an eine Winterwohnung, noch an Wintervorräthe denken, außer etwa einige Heuschaber. Fällt viel Schnee und wird es sehr kalt, oder kommen Krankheiten unter ihr Vieh, so ergeben sie sich in den Willen Gottes.“

Der Mangel an authentischen Nachrichten über die Bevölkerung der Mongolei, oder vielmehr die Schwierigkeit für einen Fremden, sich dergleichen zu verschaffen, hinderte auch Timkowski, etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Man schätzt die Zahl der Jurten auf 500,000, deren jede vier Personen enthält; demnach bilden die Mongolen ungefähr eine Masse von 2 Mill. Personen, die über eine unermeßliche und meist dürre Fläche zerstreut sind, wo man oft Stunden weit wandern muß, ohne eine einzige Jurte zu sehen.

Die Physiognomie der Mongolen ist sehr bekannt, weil man mit ihrem Namen eine Menschenrace bezeichnet hat, die eigentlich die gelbe Race genannt werden sollte. Sie sind von mittlerer Größe, haben ein rundes und etwas gebräuntes Gesicht, eingesunkene und schiefstehende, aber außerordentlich lebhaft Augen, vorspringende Backenknochen, eine etwas eingedrückte Nase, einen schwachen Bart und schwarzes Haar, das sie an der Stirn und an den Schläfen wegscheren, das übrige aber in einen Zopf flechten, der auf den Rücken fällt. Ein Mongole mit dichtem Barte ist ein Gegenstand der Bewunderung für seine Landsleute. In den Ländern Kalka und Tsakar sah Timkowski Mongolen mit weißem und angenehmem Gesichte. Die Frauen haben eine frische Farbe, ein heiteres Aus-

sehen und einen lebhaften Blick; einige würden selbst in Europa für schön gelten.

Die mongolische Sprache zerfällt in drei Hauptdialekte: der der Tu-
leuthen oder Kalmücken unterscheidet sich am meisten von den andern, und
jener der Burga-Buriaten in Sibirien ist am rohesten.

Seit die Mongolen den Buddhismus angenommen, haben sich ihre
Sitten auffallend gemildert; sie sind im Allgemeinen gastfrei, freundlich,
gefällig, wohlwollend und offenherzig, und nicht mehr jene wilden und
grausamen Tataren, bei deren bloßem Namen unsere Vorfahren erbeben.
Diebstahl und Raub sind selten bei ihnen und werden streng bestraft.

Die Kleidung der Mongolen ist außerordentlich einfach. Die Män-
ner tragen im Sommer ein langes Gewand von Rankin oder Seide, ge-
wöhnlich von blauer Farbe; der obere Theil des rechten Theils, der auf
der Brust festgemacht wird, ist mit schwarzem Plüsch besetzt. Ihre Män-
tel sind von Tuch, meist schwarz oder roth. Ein Ledergürtel mit silbernen
oder kupfernen Schnallen hält ein Messer und ein Feuerzeug. Ihre Hüfte
ist rund, von Seide, die Krämpfe mit schwarzem Plüsch und drei rothen
Bändern besetzt, welche auf den Rücken fallen.

Ihr Hemd und ihre Unterkleider sind ebenfalls von farbigem Ran-
kin; die Stiefeln von Leder mit sehr dicken Sohlen wie die der Chinesen.
Im Winter tragen sie Pelze von Schaffellen und Mützen mit Schaf-
oder Fuchspelz: oder Fuchspelz je nach dem Vermögen.

Die Priester haben Gewänder mit umgeschlagenem Kragen von Ran-
kin, Taffet oder Fries, und stets von gelber oder carmoisin Farbe.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von jener der Männer
nicht sehr; sie trennen ihr Haar in zwei Flechten, welche auf die Brust
fallen und an deren Enden sie kleine Goldstücke, Korallen, Perlen und
Steine von verschiedener Farbe hängen. Die Koralle ist ein sehr kostba-
rer Theil des Schmuckes der Mongolen. Mehrere Personen beider Ge-
schlechter haben ihre Gürtel und Sattel mit Korallen ausgepugt, deren
Preis sich auf 1000 Thlr. belaufen kann.

Das Geschirr, die Sattel und die Säume sind mit Zierrathen in
Kupfer, selten in Silber, besetzt. Ein Bogen, Pfeile und ein kurzer Sä-
bel bilden die Bewaffnung eines mongolischen Soldaten. Die Flinten
werden nur von den Jagdfreunden gesucht; Pulver und Kugeln erhalten
sie aus China. Die Regierung giebt den Mongolen, welche in der Man-
dschu-Armee dienen, Flinten.

Die Beschreibung, welche wir weiter vorn von den Turten der Kal-
mücken und deren Muebles gegeben haben, paßt auch auf die aller Mon-
golen. Sie sind ziemlich groß und hoch, so daß man darin gehen kann
ohne sich bücken zu müssen; man vereinigt zwei oder mehrere, von denen
jede dann ein Gemach bildet, das seine Bestimmung hat.

Die Milch ist das Hauptnahrungsmittel und Hauptgetränke der Mon-
golen; sie machen Käse und Butter daraus. Ihre Lebensweise trägt lei-
neswegs dazu bei, sie stark zu machen; dafür sind sie sehr ge-
wandt. Ein sechszig Jahre alter Mongole reitet noch des Tages 25
Stunden ohne ermüdet zu werden. Fleisch, besonders Schöpfenfleisch, wird
nur selten gegessen. Timkowskij sah niemals Wildpret, ausgenommen Rehe
und Wildschweine, noch weniger Fische auf dem bescheidenen Tische der
Mongolen. Im Nothfalle essen sie das Fleisch der Pferde, der Kameele
und selbst des an Krankheit gefallenem Viehes. Wasser trinken sie nur
in dem dringendsten Falle; der Backsteinthee ist das Hauptgetränk der
Reichen und der Armen.

In jeder Jurte hängt stets über dem Feuer ein eiserner Theekessel
mit Milch, Butter und Salz. Der ermüdete Reisende kann unverzagt in
eine Jurte treten und zu jeder Zeit seinen Hunger und Durst mit diesem
Thee stillen; aber er muß eine hölzerne Tasse mitbringen, die jeder Mon-
gole als einen unentbehrlichen Theil seines Mobiliars betrachtet. Die ge-
schätztesten kommen aus Tibet; die Reichen lassen sie gewöhnlich mit Sil-
ber auslegen.

Die Jagd das Wettrennen, der Kampf und das Pfeilschießen sind die
Hauptvergünigungen der Mongolen. Von dem Tanze scheinen sie gar

keine Idee zu haben. „Benignus," sagt Timkowskij, „habe ich nie von
dieser Körperübung sprechen hören."

Im Sommer ergötzen sie sich an Aikal, Kumis und Brantwein, den
sie von den Chinesen kaufen. Ihre Musikanten, die ziemlich zahlreich
sind, verbringen sie damit, daß sie rauchen und Aikal und Kumis trinken,
der nie ausgeht, sich an den Ruhm der Vergangenheit und die großen
Thaten ihrer Vorfahren erinnern, und so die Mühen des Lebens und das
Joch der Mandschu zu vergessen suchen. Diese geistigen Getränke beglei-
tern Manche zu geistreichen Einfällen, unterhaltenden Mährchen oder
Anekdoten über die Kühnheit und das Glück der Jäger, über die Schnel-
ligkeit der Renner und andere ähnliche Gegenstände.

„Dann lassen sie auch die traurigen Töne ihrer Gesänge hören, die
bisweilen von einer Flöte oder einer ärmlichen Saitarre mit zwei oder
drei Saiten begleitet werden.

„Die Mongolen heirathen sehr jung; bis zu dieser Zeit leben die
Kinder beider Geschlechter bei ihren Eltern zusammen.

„Ein junger Mann, der sich verheirathet, erhält von seinem Vater
Vieh und eine Jurte. Die Mitgift des Mädchens besteht, außer Klei-
dungsstücken und Geräthen, in einer gewissen Anzahl von Schafen und
Pferden. Das Ansehen der Eltern und der Gehorsam der Kinder sind
exemplarisch. Die Söhne wohnen selbst nach ihrer Verheirathung gewöhn-
lich in denselben Bezirken wie ihr Vater, so lange es der Zustand der
Weibe erlaubt.

„Die Kinder der Brüder und Schwestern können sich unter einander
verheirathen und zwei Schwestern nach einander denselben Mann nehmen.

„Die Mongolen halten so sorgfältig auf ihren Stammbaum, daß sie
trotz der Vermehrung der Zahl der Familienglieder und deren Vermischung
mit andern Stämmen ihren yason oder Verwandtschaftsgrad nie aus
dem Gesichte verlieren. Bevor eine Ehe geschlossen werden kann, muß
man mit Beihilfe der Bücher berechnen, unter welchen Zeichen die Braut
und der Bräutigam geboren wurden, damit das Gestirn, welches die Ge-
burt der erstern anzeigt, dem des letztern weder schaden, noch dasselbe be-
herrschen kann.

„Die Bewerbung geschieht durch fremde Personen; ist die Einwilli-
gung gegeben, so begiebt sich der Vater des Bräutigams mit mehreren sei-
ner nächsten Verwandten und dem Freiwerber zu dem Brautvater und
bringt wenigstens ein gebratenes und zerlegtes Schaf, Gefäße mit Aikal
und kadaks (geweihte Tücher) mit. Nachdem die Abgeordneten des Be-
werbers dem Vater des Mädchens mit der den Asiaten gewöhnlichen Wei-
schweifigkeit die Ursache ihres Besuchs auseinandergesetzt haben, legen sie
auf einer Schüssel vor die Götzenbilder den Kopf und andere Stücke von
dem Schöpfe, sowie die Kadaks. Sie zünden Kerzen an und werfen sich
mehrmals vor diesen Heiligenbildern nieder; dann setzen sich alle und die
Ankommenen tractiren mit Wein und dem noch übrigen Schöpfe die Ver-
wandten der Braut, von denen sie jedem auch einen Kadak oder ein Gold-
stück von Kupfer übergeben müssen, das man in ein mit Wein gefülltes
Gefäß wirft; der Vater trinkt den Wein und behält das Geld. Das
Gespräch dreht sich hauptsächlich um das Vieh, das das Mädchen mit-
erhalten soll; die Leute ohne Vermögen vertheidigen ihr Interesse eben so
hartnäckig, als handelte es sich um einen Verkauf. Die Wohlhabenden
bestimmen die Zahl des Viehes nicht, und die reichen Mongolen, beson-
ders die Fürsten, suchen ihren Stolz darin, nicht zu streiten, sondern sich
auf das Gewissen und die gegenseitige Rechtlichkeit zu verlassen. Bei ihnen
muß dieser Gegenstand natürlich sehr wichtig seyn, aber bei Privatleuten
beträgt die Mitgift selten mehr als 400 Stück Vieh von verschiedner
Art. Da diese Thiere indes gewöhnlich erst im Herbst übergeben werden,
so zählt man jedes weibliche Stück für zwei Stück. Uebrigens wird die
Zahlung meist nicht auf einmal, sondern oft erst nach sechs und sieben
Jahren geliefert.

„Ist man über alles im Reinen, so müssen die Eltern der Braut ihr
eine neue Jurte bauen und mit allem zu einer Wirtschaft Nothigen ein-
richten, damit sie nicht nöthig habe, von Andern etwas zu verlangen;

man giebt ihr ferner alles, was zu ihrem Puge gehört, und selbst ein gefatteltes Pferd, auf welchem sie zu ihrem Manne reiten soll. Diese Verpflichtung nötigt die Eltern oft, sich ihrer eigenen Habseligkeiten zu berauben.

„Sobald das Vieh dem Vater der Frau übergeben ist, giebt er ein Fest, wie darauf der Bräutigam eines den Eltern und Verwandten der Braut. Der junge Mann begleitet sich in Begleitung seiner Familie und seiner Freunde, oft hundert Personen, zu seinem Schwiegervater mit mehreren Schäffeln Schöpfbraten; die Reichen lassen bis zwanzig dahin tragen nebst viel Aikal und Kabats. Nachdem man den Götzenbildern seine Verehrung erwiesen hat, reicht man dem Schwiegervater, der Schwiegermutter und den nächsten Verwandten Kabats; dann verlassen alle Gäste die Jurte, setzen sich im Kreise nieder und die Mahlzeit beginnt; sie besteht in Wein und Backsteinthee. Nach Beendigung derselben wiederholt sich der Bräutigam mit seinem Gefolge bisweilen bei den andern nächsten Verwandten der Braut. Den Hof darf er ihr freilich nicht machen, denn die Sitte verlangt, daß sie von dem Verlobungstage an vermeidet, von ihm und selbst von seinen Eltern und Verwandten gesehen zu werden. Bei diesem Feste fragen auch auf das Bitten der Mutter des Bräutigams die beiden Familien die Lamas um Rath, welche dann einen glücklichen Tag zur Feier der Hochzeit bestimmen.

„Am Tage vor dem festgesetzten begeben sich zwei Lamas zu den Eltern der Braut, um sich zu erkundigen, ob nicht ein Hinderniß eingetreten ist. Vorher schon hat die letztere ihre Besuche bei den nächsten Verwandten gemacht und wenigstens eine Nacht bei jedem derselben damit zugebracht, daß sie sich mit ihren Freundinnen vergnügte, welche sie darauf in das väterliche Haus begleiten, wo sie die übrige Zeit hindurch, eine oder zwei Nächte, spielt, und ihre Freundinnen, ihre Verwandten und Nachbarn tractirt. Vor dem Tage, an welchem sie die Jurte ihres Vaters verlassen soll, sprechen die Lamas Gebete, die für diese Gelegenheit passen. Während alle Gegenstände der Mitgift fortgeschafft werden, versammeln sich die vertrauten Freunde in der Jurte und setzen sich im Kreise an der Thüre mit der Braut nieder, wobei sie sich so dicht als möglich bei derselben halten. Die Abgeordneten des Bräutigams haben Mühe, einem nach dem andern hinauszubringen und die Schöne zu ergreifen, um sie herauszuführen; hier setzen sie dieselbe auf ein Pferd, bedecken sie mit einem Mantel und lassen sie dreimal um das heilige Feuer herumreiten; dann brechen sie auf, begleitet von den nächsten weiblichen Verwandten, denen die Mutter und die andern Verwandten der Braut folgen. Der Vater bleibt zu Hause; erst am dritten Tage erkundigt er sich nach dem Befinden seiner Tochter.

„Gewöhnlich wird die Entführung dieser nicht ohne großes Widerstreben bewirkt, besonders wenn sich mehrere kräftige Männer unter ihren Freunden befinden, vorzugsweise sonst, als man sie band, an den Kermeln ihres Gewandes zurückhielt oder dieselben gar an die Jurte befestigte.

„Befindet sie sich einige hundert Schritte von ihrer künftigen Wohnung, so schickt der Bräutigam ihr und ihrem Gefolge Kumis und Fleisch entgegen. Bei ihrer Ankunft bleibt sie von ihren Begleitern umringt, bis ihre eigene Jurte in Stand gesetzt ist. Sobald sie dieselbe betreten hat, muß sie sich auf das Bett setzen; man nimmt ihr die Zeichen ihres Mädchensandes ab, sowie ihren Korallenschmuck, und sie wird, nachdem man den beiden Flechten, die man ihr läßt, einige Schmucksachen gegeben hat, mit der Kleidung der Frauen bekleidet und zu ihrem Schwiegervater geführt, damit sie demselben ihre Ehrfurcht bezeige; alle Verwandten und Freunde ihres Mannes sind hier versammelt. Während der Priester die heidnischen Gebete liest, verbirgt sie das Gesicht und verneigt sich nach den verschiedenen Bewegungen eines Mannes, der ihr als Führer dient und in ihrem Alter seyn muß, ehrerbietig vor dem Feuer, dann vor dem Vater, vor der Mutter und den andern nahen Verwandten ihres Mannes; alle geben ihr laut ihren Segen. Während dieser Ceremonie werden Kleidungsstücke und andere Gegenstände von ihr an die Anwesenden vertheilt.

„Darauf kehrt sie in ihre Jurte zurück. Bisweilen theilt ihr Mann ihr Lager erst nach sechs bis sieben Tagen, besonders während der Anwesenheit seiner Schwiegermutter, die wenigstens eine Nacht bei ihrer Tochter bleiben muß. Geht sie, so kann die Tochter sie nicht begleiten; ebenso ist es mit den übrigen Verwandten.

„Nach einem Monate macht sich die junge Frau mit ihrem Manne oder einem ihrer Verwandten auf den Weg, um ihre Eltern zu besuchen, was sie mehrere Monate oder spätestens ein Jahr nachher wiederholt; dies letzte Mal geschieht es bloß, um das Vieh in Empfang zu nehmen, das zu ihrer Mitgift gehört.

„Sie muß nun stets, wenn sie ihren Schwiegervater, ihre Schwiegermutter, die Onkel und Tanten ihres Mannes in ihrer Jurte empfängt oder dieselben besucht, ein kurzes Oberkleid (utschi) von Kankin oder Seide ohne Kermel tragen; eine Mühe hat sie nicht auf. Bei dem Eintritt ihrer Verwandten muß sie aufstehen und darf sich in ihrer Gegenwart nur auf ein Knie niederknien; schläft sie, so muß sie sich hüten, ihnen den Rücken zuzukehren. Ihr Platz in der Jurte ihres Schwiegervaters ist bei der Thüre; sie darf nicht bis an die Stelle zwischen den Götzenbildern und dem Herde vortreten. Ebenso darf sich ihr Schwiegervater, wenn er sich bei seiner Schwiegertochter befindet, nicht an deren Bette niederlegen, das sich gewöhnlich an der rechten Seite befindet.

„Es ist den Mongolen nicht verboten, mehrere Frauen zu haben; die erste führt dann die Wirthschaft und ist die geachtetste.

„Die Scheidung ist sehr häufig; die geringste Unzufriedenheit auf dieser oder jener Seite reicht hin, dieselbe herbeizuführen. Will sich der Mann ohne rechtskräftigen Grund von seiner Frau trennen, so muß er ihr eines ihrer schönsten Gewänder und ein gefatteltes Pferd geben, auf dem sie zu ihren Eltern zurückkehrt; den übrigen Theil der Mitgift behält er für das Vieh, das er gegeben hat. Verläßt eine Frau heimlich ihren Mann, den sie nicht leiden kann, und kehrt zu ihren Eltern zurück, so sind diese gehalten, sie dreimal ihrem Manne zurückzugeben. Verläßt sie ihn zum vierten Male, so beginnen die Unterhandlungen über die Scheidung; die ganze Mitgift verbleibt dem Manne und der Vater der Frau muß ihm überdies eine von der Obrigkeit bestimmte Anzahl von Viehstücken geben.

„Diese Entschädigung, welche bei den Reichen nie 35 Stück Vieh übersteigt, wird nur gegeben, wenn die Geschiedene sich wieder verheirathet, es müßten sich denn die Eltern aus Liebe zu ihrer Tochter und um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sogleich freiwillig dazu verstehen. Da jedoch eine solche Trennung für die Frau und ihre Familie sehr nachtheilig ist, so gelingt es ihr bisweilen, ihre besten Kleidungsstücke und Schmucksachen mit sich zu nehmen; wird sie deshalb vor die Richter beschieden, so muß sie ihrem Manne alles zurückgeben außer einem gefattelten Pferde und einem der schönsten Gewänder, das zu ihrer Mitgift gehörte.

„Bisweilen begraben die Mongolen ihre Todten; oft lassen sie dieselben in den Gärten aufgestellt liegen oder sie bedecken sie mit Steinen, wobei sie auf das Zeichen achten, unter welchem der Verstorbene begraben wurde, auf sein Alter, auf den Tag und die Stunde seines Todes. Diese Umstände zeigen die Art an, wie er begraben werden muß; sie ziehen zu diesem Behufe die Mäher zu Rathe, welche die Lamas ihnen erklären.

„Bisweilen verbrennen sie die Leichen oder setzen sie den wilden Thieren und Raubvögeln aus. Die Eltern, deren Kinder plötzlich sterben, lassen sie auf dem Wege, in einen Ledersack gehüllt, mit Vorräthen von Butter und Getreide, liegen, weil sie dadurch die Gespenster fern zu halten überzeugt sind. Die Begräbnissfeierlichkeiten richten sich nach dem Wohlstande und der Zuneigung der Familie. Die größte dauert neun und vierzig Tage, während welcher die Lamas fortwährend Gebete in der Hoffnung des Verstorbenen zur Reinigung seiner Seele hertragen. Diese Priester erhalten für ihre Mühe Vieh und andere Gegenstände. Wohl-

habenbe Deute schenken auch den Tempeln Vieh, damit die Götter zu Gott für die Seele des Verstorbenen beten.

„Die mongolischen Schamanen werden von andern Schamanen begraben, welche die bösen Geister durch Beschwörungen zu entfernen suchen. Die Mongolen glauben, die Seele dieser Männer irre unter der Gestalt böser Geister fortwährend auf der Erde umher und habe die Macht, Andern zu schaden; die Schamanen benutzen dieses abergläubische Vorurtheil, um Zeichen der Ehrerbietung und Opfer zu erhalten.

„Ihr Insehen vermindert sich aber von Tage zu Tage. Im Jahre 1819 und 1820 sprach ein sehr angesehener Lama mit so viel Energie gegen die Betrügereien dieser Taschenspieler, daß er ihre Vertheilung aus dem Lande der Kalkas bewirkte. Diesem Beispiele folgten die Buriaten von Selenginsk und theilweise auch die von Korin; die Geräthe und Kleidungsstücke dieser Betrüger wurden den Stämmen übergeben.

„Die Mongolen haben den kriegerischen Charakter ihrer Vorfahren behalten; sie sind kühne Reiter, vortreffliche Schützen und sehr geschickt in der Verfolgung der wilden Thiere. Ein Mann, der beständig einen Bogen und Pfeile führt, der gewöhnt ist, wilde Pferde zu bändigen, entschließt sich natürlich nicht leicht, sich an einen Wechsell zu setzen oder die Säge oder den Meißel zu führen. Selten trifft man unter ihnen einen geschickten Arbeiter; die Handwerker sind nicht zahlreich; man findet wohl einige Goldschmiede, aber sie stehen in dem besondern Dienste irgend eines Fürsten, für den sie Schmucksachen zu liefern haben, denn die Mongolen haben eine unmäßige Liebe zu dem Luxus. Die Tischler und Schmiede liefern sehr unvollkommene Arbeiten. Der Filz und die Stricke von Pferdehaar, die sie zum Bau ihrer Jurten brauchen, sind die einzigen Gegenstände, welche die Mongolen verfertigen; sie werden jedoch auch die Schaffelle zu ihrer Winterkleidung.

„Untersucht man die Kleidung des Mongolen, sein armliches Mobiliar, selbst seinen Sattel, so erkennt man, daß ihm alles von den Chinesen geliefert wird. Der Backsteinthee, der Tabak, die wollenen und seidenen Zeuge, verschiedene eiserne Geräthe werden von den Letztern für Kameele, Schafe, Rinder und Pferde gegeben. Dieses Handels wegen durchwandern chinesische Kaufleute die Steppen der Mongolei und verkaufen dann in Kalgan und Peking das Vieh, das Leder, die Butter, den Käse, die sie eingetauscht haben. Noch häufiger begeben sich aber die Mongolen nach China, um sich die Gegenstände zu verschaffen, die sie brauchen, und sie bezahlen dann mit Vieh oder Silberbarren; aber dieses Metall ist so geringhaltig, daß sie es in ihrer Sprache kara mangu (schwarzes Silber) nennen. Um diesen Tauschhandel zu betreiben, begeben sie sich in die Naimeatshins oder Niederlagen des chinesischen Handels, die sich in Kiachta und bei der Urga befinden. In dem erstern kaufen sie alles aus der zweiten Hand von den Chinesen; sie ziehen deshalb vor, ihr Vieh in verschiedene Städte bei der großen Mauer oder jenseits derselben zu bringen, wo sie auch das Salz verkaufen, das sie aus dem Seen ihres Vaterlandes ziehen.“

Der bloße Transport der chinesischen Waaren von Kalgan nach Kiachta und der Gegenstände, welche die Chinesen von den russischen Handelsleuten eingetauscht haben, bildet einen ansehnlichen und einträglichen Gewerbezweig der Kalkas; sie verwenden dazu ihre Kameele und die Isakars Stiere. Die Chinesen bezahlen sie mit Geld, hauptsächlich aber mit Waaren.

Was den politischen Zustand betrifft, so besteht die Mongolei aus mehreren Fürstenthümern, welche die Oberherrschaft des Kaisers von China anerkennen. Jedes wird von einem der ältesten Fürsten oder von einem wang (Befehlshaber) regiert. Die Horde der Kalkas ist wegen ihrer Ausdehnung in vier Khans getheilt, die von einander unabhängig sind.

Die Unterabtheilung der Horben in koschan (Banner), dzalan (Regimenter), somun (Schwadronen) ist in den Formen der Militärverwaltung begründet. Aus dieser Anordnung ergeben sich mehrere Armeecorps, welche in den Steppen ein Nomadenleben führen und von wangs, belles, belsoos, kungs, taldis und tabanans regiert werden, denen mehrere

Subalternofficiere zur Seite stehen. Alle diese Officiere vereinigen in sich die Militär- und Zivilgewalt. Der Grund und Boden gehört den Fürsten; ihre Unterthanen zahlen ihnen eine mäßige Steuer in Vieh und liefern ihnen die für ihre Heerden notwendige Zahl von Hirtten und Dienern. Die Fürsten richten in letzter Instanz über alle freitigen Angelegenheiten der resp. Provinzen nach den seit langer Zeit bestehenden Gesetzen zur Erhaltung der Ordnung in den Armen.

Der Kaiser von China unterhält bei den Mongolen Generalinspektoren der Armee, welche unter den Wandtschu-Officieren gewählt werden. Jener der Kalkas residirt in Uliassutu, einer Stadt in der Nähe der Grenze Sibiriens in B. von der Selenga. Er hat einen Adjunct in jeder Division der Kalka-Armee. Sie erhalten ihre Instructionen direct vom dem Kaiser und haben einen Rath bei sich.

Alle Angelegenheiten, die zum Ressort der Bannerführer gehören, müssen der allgemeinen Versammlung oder dem Landtage des Fürstenthums vorgelegt werden; die höchsten Führer eines jeden versammeln sich so alle drei Jahre; man prüft und entscheidet die wichtigsten Angelegenheiten. Bei jedem Landtage fährt ein Dschulganida und sein Beisitzer den Vorsitz; die Dschulganidas werden von den Anwesenden und die Khans unter den höhern Officieren von reiferem Alter gewählt.

Deshalb sind alle Fürsten, die zu dem Landtage gehören, gehalten, persönlich am Hofe zu Peking mit ihren Diplomen zu erscheinen, um die Bestätigung des Kaisers zu erhalten.

Alle drei Jahre wird nach dem Befehle des Kaisers eine Völkszählung vorgenommen. Das li fan yuan (Tribunal der auswärtigen Angelegenheiten) schickt Courriere an die Präsidenten der Landtage, an den Generalinspector der Truppen und an andere höhere Beamte. Jeder Banner versorgt sich schon vorher mit Leuten, aber mit dem Siegel des Reiches versehenen Registrern, in welche genau die Geborenen und Gestorbenen eingetragen werden müssen. Die geringste Nachlässigkeit wird sehr streng bestraft. Diese Register werden sobald an das li fan yuan zur Revision eingeschickt und Abschriften davon bleiben in den Bannern.

Nach dem Resultate dieser Listen werden neue sumuns gebildet oder ihre Zahl beschränkt; jeder besteht aus 150 Personen. Der Soldat muß, wenn es seine Körperconstitution erlaubt, vom achtzehnten bis sechszigsten Jahre dienen, im entgegengesetzten Falle wird er aus den Listen gestrichen. Die Equipirung eines einzigen Soldaten ist für drei bestimmt, so daß es in einem sumun nur 50 bewaffnete giebt; tritt Krieg ein, so marschiren zwei und der dritte bleibt. Jeder sumun hat eine bestimmte Zahl von Officieren.

In jedem Banner giebt es so viele höhere Officiere als sumuns. Das Banner steht auch unter dem Befehle eines dzossak (erblichen Chefs), der unter den Fürsten der verschiedenen Classen gewählt wird; er hat neben sich einen Assessor.

In dem Fürstenthume Kalka, das an ein fremdes Land grenzt, ernennet der Kaiser von China einen wang und einen amban, welche die Grenzangelegenheiten, die Grenzfragen und alles leiten, was sich auf die Politik bezieht. Diese Beamten befinden sich in Urga, wo sie unter den Augen eines yamun (Rathes) stehen.

Die höchste Verwaltung der Mongolei ist dem li fan yuan anvertraut, der bekannter ist unter dem Namen dschurgan (mongolisches Tribunal).

Die Fürstenwürde ist bei den Mongolen nur für den ältesten Sohn erblich; die jüngeren Brüder sinken von Generation zu Generation bis zur letzten Classe, taldis, welche eine ziemlich bedeutende träge adelige Adelsperschaft ausmacht.

Schwerlich läßt sich etwas Bestimmtes über die Abhängigkeit der Mongolen an die Wandtschu-Dynastie sagen. Der Haß dieser Nation gegen die Chinesen scheint noch nicht erloschen zu seyn, und er wird verstärkt durch ihre Falschheit, die sich alle Mittel und selbst die verworfensten erlaubt, um dieselbe zu befreiben.

Die Dynastie der Thal Ching wußte den kriegerischen Geist der Mongolen zu zügeln. Nachdem der Hof von Peking sie für abhängig

von dem himmlischen Heide erlöst und öffentlich von ihren Fürsten Aribut, — eine unbedeutende Menge Vieh — verlangt hatte, giebt er ihnen je nach dem Werth des Gegebenen zurück.

Unter dem Vorwande, ihren Eifer und ihre Treue zu belohnen, macht der Kaiser den mongolischen Fürsten ansehnliche Geschenke; er giebt ihnen Geld, seidene Zeuge, reiche Kleider aus seiner eigenen Garderobe, Wagen mit Pfannenfebern und andere sehr kostbar gehaltene Gegenstände. Es ist ihm auch gelungen, mehrere dieser Fürsten an sich zu fesseln, namentlich die, welche in der östlichen Mongolei in der Nähe der großen Mauer wohnen, indem er ihnen seine Töchter, seine Schwestern oder Nichten zu Frauen gab. Unter den Personen im Gefolge dieser Prinzessinnen finden sich immer Mandtschu, welche ihrem Souverain treu ergeben sind und die Fürsten beobachten. Endlich erhalten diese letztern auch bedeutende Besoldungen von Peking. Ihre Frauen bringen ihnen eine große Menge zu. Alle Jahre erhalten sie Geldsummen, eine gewisse Quantität Reis oder Seidenzeuge zum Geschenk. Diese Geschenke vermindern sich in dem Maße, wie sich die Nachkommen im Verwandtschaftsgrade mehr von dem kaiserlichen Hause entfernt, bis endlich die Töchter der wangs und kungs, die nur noch sehr entfernten Zweigen angehören, bloß den Titel Prinzessinnen führen, ohne Anspruch auf Appanage zu haben.

Im ersten Wintermonate müssen die Fürsten, die mit nahen Verwandten des Kaisers verheirathet sind, jährlich dem li fan yuan einen Bericht über die ihrer Ehre und Brüder einreichen, die 15 bis 20 Jahre alt sind und sich durch moralische, geistige und körperliche Fähigkeiten auszeichnen; sie setzen Details über deren Persönlichkeit hinzu, erwähnen aber die von jarter Gesundheit nicht. Kommt ein Verwandter, über dessen Kinder das Tribunal die verlangten Nachweisungen erhalten hat, nach Peking, so muß er sie mit sich bringen. Das Tribunal des kaiserlichen Hauses conferirt mit dem li fan yuan, verlangt, daß man alle diese taldisis vorführe, wählt darunter die würdigsten aus und stellt sie dem Kaiser vor. Unter ihnen werden dann die Schwiegerköhne des Kaisers gewählt.

Die kaiserlichen Prinzessinnen, welche sich mit mongolischen Fürsten verheiratheten, dürfen dem Kaiser erst nach zehn Jahren ihre Glückwünsche darbringen; dann haben sie das Recht, während ihres Aufenthaltes in Peking auf Kosten des Monarchen nach ihrem Range und dem Grade ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserthume unterhalten zu werden. Alle die, welche vor jener Zeit in die Hauptstadt wegen Privatangelegenheiten kommen, müssen da auf ihre eigenen Kosten leben. Keine kann an den Hof gehen, ohne die Erlaubniß des Kaisers durch das Tribunal erbeten und erhalten zu haben. Will eine Prinzessin Peking oder irgend eine andere Stadt besuchen, ohne den dzasaak des Stammes zu benachrichtigen, so muß dieser sie auf ihrer Reise anhalten; erfüllt er diese Pflicht nicht, so muß er wie die Prinzessin und ihr Gatte Strafe zahlen.

Die Prinzessinnen dürfen sechs Monate in Peking bleiben von dem Tage ihrer Ankunft an gerechnet. Ist diese Zeit abgelaufen, so müssen die Ältern sie sogleich zurückschicken und den li fan yuan davon benachrichtigen, welchem die dzasaaks ebenfalls die Rückkehr der Prinzessin in ihre Heimath melden müssen. Bei Krankheit muß man von dem li fan yuan eine Bescheinigung des Aufenthaltes erwirken. Lassen die Ältern und der Dzasaak den bestimmten Zeitraum vergehen, so zahlen sie Strafe.

Die mongolischen Fürsten, welche ihr politisches und häusliches Interesse in ihrer Anhänglichkeit an der Regierung finden, kommen nicht so leicht auf die Idee, sich der Herrschaft derselben zu entziehen, es müßte denn aus persönlichen Gründen und aus Haß gegen den Kaiser geschehen. Das Volk, welches daran gewöhnt ist, blindlings dem Willen seiner Führer zu gehorchen, würde schwerlich sich ihren Plänen zu widersetzen suchen. Jeder Mongole dagegen ist so zufrieden mit der Verwaltung seines Chefs und so anhänglich an dessen Person, daß er jede Gelegenheit benützt, um ihm seine Treue durch jede Art von Opfer zu beweisen.

Die Mongolen haben viel von ihren sonstigen Gewohnheiten beibehalten; mehrere ihrer geschriebenen Gesetze reichen bis zur Zeit Dschingis Khans zurück. Zur Art der Bereinigung der Mongolei mit dem chinesi-

schen Reiche 1691 wurde ihr Gesetzbuch in Peking durchgesehen und in der mongolischen, der Mandtschu- und chinesischen Sprache gedruckt.

Alle Jahre müssen sich die Fürsten in die Hauptstadt begeben, um dem Kaiser ihre Glückwünsche am ersten Tage des ersten Monats zu überbringen; jede Horde ist dazu in vier Reihen getheilt, von denen jede nach der andern sich nach Peking begiebt. Die Deputation nimmt drei weiße Kamelle und vierundzwanzig weiße Pferde mit. Der Rath, welcher die Verwaltung des kaiserlichen Markalles besorgt, nimmt nur die Hälfte der Pferde an. Die Fürsten, welche Geschenke gegeben haben, empfangen jeder eine silberne Theelanne, etwa sechs Mark dieses Metalles, dreißig Stück Atlas, siebenzig große Stücke farbigen Rankin und anderes.

Die taldisis, als der Adel der niedrigsten Classe, haben das Recht nicht, ihre Glückwünsche darzubringen; sie schicken den Tribut, der in acht geschlachteten Schafen oder auch in Schlauchen mit zerlassener Butter und in Wildschweinstöpfen besteht. Nicht alle Taldisis genießen dieses Vorrecht.

Das Strafgesetzbuch der Mongolen enthält einen sehr merkwürdigen Artikel: „verfagt Jemand einem Reisenden Aufnahme in der Nacht und dieser erkrankt, so bezahlt der Besitzer der Jurte eine Strafe von neun Stück Vieh; stirbt der Reisende nicht, so beträgt die Strafe nur einen zweijährigen Stier. Wird ein Fremder bestohlen, so muß sein Wirth ihm das Gestohlene ersetzen.“

Man darf unter den Fahren keinen Officier oder Soldaten von schlechter Aufführung dulden. Diese müssen mit ihrer Familie, ihren Weibern und ihrem Vieh nach Ho-nan und Schan-tung, Provinzen des eigentlichen China, geschickt werden, wo sie an den Straßen arbeiten.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß in Folge des Einflusses des Buddhismus die Mongolen die Festigkeit ihrer Leidenschaften gekümmert hätten; sie haben auch die sonst unter ihnen geltende Meinung, abgeschworen, alles sey nach dem Rechte des Stärkern erlaubt. Die Vorschriften Buddhas haben sie sanfter gemacht.

Nach den Götzen und Bildern Buddhas sind die heiligen Bücher am meisten verehrt. Man bemerkt es augenblicklich, wenn ein Mongole, sey er Priester oder Laie, ein Bild oder heiliges Buch in der Hand hält; es liegt dann in seinem Gesichte etwas Feierliches, das angeständigen scheint, er habe sich über alles Irdische aufgeschwungen.

Außer den täglichen Gebeten, welche die Mongolen vor den Hausgötzen halten, und denen, welche sie in den nahen Tempeln an Festtagen verrichten, sieht es ein jeder für eine Pflicht an, jährlich wenigstens einmal dem Khutuktu seine Ausbildung und den Ueberfluß von seinem Heerde darzubringen. Die Tempel sind nicht sehr zahlreich.

Die mongolischen Lamas zeichnen sich vor dem gemeinen Volke nicht sehr durch ihre Kenntnisse aus; sie lernen das Tibetische lesen, weil alle liturgischen Bücher in dieser Sprache geschrieben sind. Selten trifft man einen Priester, der sie vollkommen verstände, und noch seltener einen, der mit dem Ursprunge und der Bedeutung der religiösen Ceremonien bekannt ist.

Da jeder Familienvater es für seine Pflicht hält, einen seiner Söhne dem Priesterstande zu widmen, so sind die Lamas sehr zahlreich. Da sie vom Kriegsdienste frei sind, so müssen sie im Falle der Noth, nach dem Befehle der Bannerhaupter, die Erde bebauen und die Heerden hüten. Sie sind die alleinigen Aerzte ihrer Horden; ihre Heilmittel bestehen hauptsächlich in Pflanzen und Pulvern; sie dürfen auch Handel treiben. Einige von denen, welche Rimkowski auf seinem Wege traf, wollten Kamelle, Pferde und verschiedene Waaren kaufen.

Als die russische Mission von Kiachta ausbrach, bestand sie aus zehn Personen, sowohl Geistlichen als Laien, die in offenen Wagen reisten, und in fünf andern zu Pferde unter der Bedeckung von dreißig Kosaken, welche das Gepäck bewachten; 84 Kamelle, 149 Pferde und 26 Stiere dienten zum Transporte. Sobald die Mission die russische Grenze überschritten hatte, stand sie unter dem Schutze der chinesischen Regierung. Fünf Officiere dieser Nation und zwei Mongolen führten sie, und dieselben

hatten unter ihrem Befehle ein Detaschement mongolischer Reiter mit Pfeil und Bogen. Zwei der chinesischen Officiere folgten dieser Schaar in einem bedeckten zweirädrigen Wagen, der ein Fensterchen an jeder Seite hatte.

Am 8. Septbr. wendete man sich, nachdem man eine Ebene verlassen hatte, zwischen zwei Hügeln rechts, und nach einigen weitem West rief man nach der Ebene hinunter, welche der Iro durchströmt. Eine große Anzahl Mongolen und Leute im Dienste der Lamas hatten sich an den Ufern dieses Flusses gesammelt, um der Mission hinüber zu helfen. Der fortwährende Sommerregen hatte dem Iro eine Breite von beinahe 240 Fuß gegeben und ihn sehr reißend gemacht. Die wichtigsten Dinge wurden auf kurygas oder große hohle Fichtenbalken gelegt, welche ziemlich Piroguen gleichen und von denen man immer zwei an einander befestigte. Die Kameele, die mit Gegenständen beladen waren, welche das Kaswerden nicht zu fürchten brauchten, gingen weiter oben durch den Fluß. (Taf. 14. Abbild.) Iro oder Iuro bedeutet im Mongolischen wohlthätig. Die Bewohner des Landes behaupten, die Gebirge an demselben wären reich an Mineralquellen. Er entspringt in einer Entfernung von 60 Stunden und ergießt sich in den Orkhon; beide strömen in fetten Weideländern. Zahlreiche Schaafherden mit krauser Wolle, ohne Hörner und mit langen Ohren, tabunes oder Schaaire von großen fetten, aber selten schönen Pferden weideten auf diesen Wiesen. Europäische Geographen haben den Iro für einen See gehalten.

Auf der Spitze der Hügel und Berge bemerkte man bisweilen colossale Steine und religiöse Denkmäler. Abends, wenn man sich gelagert hatte, erhielt man Besuche von angesehenen Mongolen und tractierte sie mit Thee, Branntwein und getrockneten Früchten. Die, welche außer den russischen Wachen, das Gepäck bewachten, machten die Runde und gaben sich unter einander Signale durch Geschrei, das dem Klatschen des Windes gleich, wenn er sich in Bergschluchten fängt.

Am 15. Septbr. gelangte man nach Urga, 307 Werste von Kiachta. Urga oder Kuren, am linken Ufer des Tola, ist die Hauptstadt des Landes der Kalkas. Alle Einwohner leben in Jurten, die entweder einzeln oder mehrere zusammen in einem von Weiden beschatteten und von einer Palissade umgebenen Hofe stehen; man sieht indeß auch chinesische Häuser; ihre Vereinigung bildet Straßen, die aber so eng sind, daß zwei Reiter kaum neben einander reiten können. Ein Wang und ein Amban residiren in Urga.

Ehe die Mission dahin kam, hatte sie erfahren, daß der Kaiser von China am 23. Aug. im 61. Jahre gestorben sey. „Diese Nachricht,“ sagt Timkowski, „beunruhigte mich, weil der Tod des Monarchen die Fortsetzung unserer Reise hindern konnte. Wie bemerkten, daß die Seidentrobbeln und die Kugeln, welche die Mägen der chinesischen und Manfschu-Wärterträger schmückten, daran fehlten; alle trugen sich weiß und Jedermann ließ das Haar wachsen. Es war dies ein Zeichen der Trauer, das hundert Tage dauert.“

In Urga wurden die Russen sehr höflich eingeladen, sich die nöthige Zeit zum Ausruhen zu nehmen; die Chinesen thaten dies aber, um die Rückkehr eines nach Peking gesandten Giltoten abzuwarten und zu erfahren, wie sie sich zu verhalten hätten. Der Wang entschied jedoch nach der einstimmigen Meinung der Mitglieder des Tribunals, daß die Mission ihre Reise fortsetzen könne. Dieser Entschluß verletzte den Stolz der beiden ersten chinesischen Officiere, welche die Russen begleiteten.

Eine Stunde von Urga an dem Ufer des Tola befindet sich ein Mal-masschin oder Handelsplatz, der viel größer ist als der zu Kiachta. Alle Häuser sind von Holz, aber ziemlich ärmlich; die breiten schmutzigen Straßen enthalten eine ziemlich Anzahl Kaufläden mit verschiedenen Waaren.

Urga ist die Residenz eines Kutuktu, deren es im Ganzen zehn giebt; sie nehmen den ersten Rang nach dem Groß-Lama ein. Der von Urga wird von den Mongolen gegen kutuktu genannt; er war eben angekommen, aber nur ein Kind, in welchem man die Zeichen erkannt haben wollte, daß die Seele seines Vorgängers in dasselbe übergegangen sey.

Die Ebene bei Urga war mit Felten von Mongolen bedeckt, welche dem neuen Lama verehren wollten; viele andere Gläubige erwartete man noch. Angesehene Personen unter den Kalkas brachten ihm Geschenke von bedeutendem Werthe und man schickte sich an, das große Fest seiner Wiedergeburt zu feiern, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers von China alle Cerimonien hinauswusch.

Timkowski und seine Begleiter wurden dem Kutuktu nicht vorgekelt; man antwortete auf ihr Gesuch darum, er könne sie nicht gehörig empfangen, da er nur noch ein Kind sey. Sie begnügten sich also damit, seine Wohnung und die Tempel zu besichtigen, welche in der Richtung von S. nach N. auf einem großen Plage erbaut sind und grüne Dächer haben. Eines dieser Gebäude ist mit einem vergoldeten Gitter umgeben; ein kleiner mit einem roth angestrichenen hölzernen Geländer eingefasster Platz vor den Hauptthüren nach S. ist für die religiösen Cerimonien bestimmt. Alle Festtage verrichten hier die Lamas Gebete und verbrennen wohlriechende Stoffe auf einem kleinen hölzernen Gerüste.

Um sich in die Lebensweise der Steppendwohner zu fügen, nahm der Kutuktu eine Jurte in der Mitte eines verpallisabirten Platzes ein, der alle diese Gebäude umschließt. In einiger Entfernung von den Tempeln bemerkt man ein großes hölzernes Haus. Dies ist die Schule, in welcher die Lamas die tibetanischen Bücher lesen und die Instrumente spielen lernen, welche bei der religiösen Musik gebraucht werden. Hinter der Schule stehen die Küchen für die kuwaraks oder Schüler der Lamas. Es leben deren über Tausend auf Kosten des Kutuktu. In N.D. sieht man mehrere Jurten, welche die Wohnung des schandzab oder Dekonomen bilden. Das Haus, in welchem der Schatz aufbewahrt wird, hat ein Leinwanddach und gleicht dem eines Bauers. In N.W. befinden sich die Magazine; in der Nähe des Thores umschließt eine Eingänzung die Kameele, die Pferde, die Schafe und andern Thiere, welche von den Frommen dem Kutuktu zum Geschenke gebracht werden.

An dem linken Ufer des Tola erhebt sich der Khan oola (Kaiserberg). An einer Seite desselben befanden sich Inschriften in colossalen Dimensionen aus großen weißen Steinen; sie sind in der Manfschu-, der chinesischen, tibetanischen und mongolischen Sprache, bedeuten himmlische Freude und drücken die Gefühle der Kalkas bei Gelegenheit der Wiedergeburt des Kutuktu aus. Die Größe der Schriftzeichen deutet die hohe Wichtigkeit dieses Ereignisses an; man erkennt sie in bedeutender Entfernung. Der obere Theil des Kaiserbergs ist bewaldet; am untern Theile stehen die Jurten der Mächter, die Jeden wegwurfsen haben, der sich einem dem fleischgewordenen Gotte geweihten Orte nähern will. Eine ewige Ruhe herrscht in diesen Gegenden, welche nur von Herden wilder Ziegen bewohnt werden.

Am 25. Septbr. brach die russische Mission von Urga auf und reiste über die dünnen und traurigen Steppen der Mongolei, die von Bergen und Hügeln durchschnitten werden. Am 21. Octbr. wurden die Kalkas-Führer durch Suniten ersetzt; am nächsten Tage gelangte man in die Gobi, wo nichts die Aussicht beschränkte. Die über 60 Werst entfernten Orte zeigten sich in bläulicher Farbe, so daß die Ebene so ziemlich einem bewegten Meere gleich. Die Salzseen sind häufig; Gebüsch von robinia pyramae und boucourgornia wachsen in Menge und können bis zu einem gewissen Punkte das Holz ersetzen. Die Menschen und Thiere der Caravane litten viel von der Kälte; Pferde und Kameele erlagen der Anstrengung.

Nach dem Gebiete der Suniten gelangte man in das der Tsakaren, welche für ziemlich diebisch gelten. Am 8. Novbr. hatte man die Gobi hinter sich. Von Kiachta an hatten die Russen häufig bedeutenden Caravannen begegnet, welche Thee nach jenem Stapelplatze brachten. Eine bestand aus 200 Karren; andere zählten 100 bis 250 Kameele. Sie wurden zahlreicher, je näher man China kam; andere kamen von verschiedenen Orten der Mongolei oder zogen dahin. So gewährt die Gobi den Handelsleuten einen weiten Raum, der ihre Operationen erleichtert.

Am 9. kam man über einen etwas hohen Wall, der sonst China von der unabhängigen Mongolei trennte, später über eine andere Erdmauer und endlich über eine dritte niedrigere.

Am 16. zeigte der Thermometer bei Sonnenaufgange auf 17 Grad unter Null. Gegen 10 Uhr Vormittags erhob sich ein dichter Nebel und die Luft wurde durch den fallenden Schnee so verdunkelt, daß man über eine halbe Meile nichts mehr unterscheiden konnte. Die Thiere wollten nicht weiter. „Die Kälte wurde so heftig,“ sagt Timkowski hinzu, „daß wir uns selbst durch das Gehen nicht erwärmen konnten.“

„Unsere Verlegenheit stieg, als wir vier Meilen weiter hin über Berge steigen mußten, wo die Thiere ausglitschten und bei jedem Schritte auf das Eis schlitten oder in tiefen Schnee versanken. An dieser Stelle befand sich ein mongolischer Wachtposten in mehreren Jurten. Man konnte die Höhe einer Handelsstadt ahnen; fortwährend trafen wir auf Caravannen, Wagen und Reitern auf Kameelen oder Pferden. (Taf. 14. Abbild.)

„Nachdem wir noch zwei Meilen zurückgelegt hatten, gelangten wir an die Kette der Kintan Dabagan, welche die Mongolei von China scheidet. Auf ihrem Gipfel zieht sich eine steinerner Mauer mit vierreihigen Thürmen von Mauersteinen hin. Die in gewissen Entfernungen von einander stehenden und 60 Fuß hohen Thürme stehen auf einer Plattform von etwa 24 Q. Fuß. Von diesem Punkte aus zeigt sich China unter colossalen Formen. Man sieht in S., D. und W. nichts als schneebedeckte Berge, deren Spitze und schwarze Gipfel bis in die Wolken ragen. Fünf Meilen lang steigt man auf einem schmalen und sehr gefährlichen Wege nach Kor-tian, einem chinesischen Dorfe, hinab; weiter hin zeigen sich wieder hohe Berge, deren drohende Gipfel dieser Gegend einen rauhen, wilden Charakter geben. Dies ist das Aussehen des Landes an der Stelle, wo man von der hohen Steppe der Mongolei nach China hinuntersteigt.

„Man machte in dem ersten chinesischen Dorfe Halt, und mit welcher Freude trat Jeder von uns in ein Haus, nachdem wir von Urga aus, 1000 Meilen, nichts gesehen hatten, was an die Gewohnheiten eines sesshaften Lebens erinnert! Das Dorf an der Seite eines Berges hat etwa zwanzig Häuser; ein anderes liegt nicht weit davon in D. Diese Dörfer sind sehr klein; man bemerkt einige bebaute Felder. Am Ende von Kor-tian war eine Art Wirthshaus zu unserer Aufnahme eingerichtet, und die chinesischen Bauern strömten in Menge herbei, um uns zu sehen.

„Man zählt 30 Meilen von Kor-tian nach Tschang-hia-then oder Kalgan. Der Weg ist anfangs schmal und von ziemlich steilen Hügeln durchschnitten. Große chinesische zweirädrige Wagen hemmten uns sehr, wenn wir ihnen begegneten, da sie mit vier und fünf Pferden bespannt waren. Weiter hin wird der Weg eben und neigt sich merklich nach Kalgan zu. In der Mitte ungefähr beginnt eine natürliche Straße von Kien und Thon, und es würde nicht viel Arbeit dazu gehören, um sie so gut zu machen wie die Simplonstrasse. An beiden Seiten überhängende Felsen bedrohen die Vorüberreisenden.

„Die Kühnheit und die unermüdbliche Thätigkeit der chinesischen Arbeiter erregten unsere Aufmerksamkeit; die Gipfel der höchsten Berge waren mit Feldern bedeckt; wie hatten die Leute diese fast kahlen und unzugänglichen Felsen fruchtbar machen können?

„An den Abhängen der Berge sieht man Dörfer und Berge; mehrere Hütten hingen wie Vogelnester an dem Felsen. Wir bemerkten Kalgan erst als wir an die große Mauer gelangten, die von Backsteinen zwischen zwei steilen Felsen aufgeführt ist. Bald waren wir von einer Menge kriegstüchtiger umringt; ein Beamter aus der Stadt, der einen goldenen Knopf an seiner Mütze hatte, kam uns entgegen und kehrte mit den Angehörigen unserer Begleiter zurück. Als wir uns an dem großen Thore der Stadt befanden, forderte er uns auf, abzustiegen und zu Fuß hereinzugehen, weil es der erste Schritt sey, den wir in dem berühmten Reiche Tschai Tsching's thaten. Dann nahm Jeder wieder seinen Platz ein und wir setzten unsere Reise auf der großen Straße fort, die mit Kauf-

mannsstädten besetzt war. In dem für uns eingerichteten Hause nahm Jeder den ihm angewiesenen Platz ein.

„Der Name Kalgan kommt von dem mongolischen Worte Kalga, das Pforte oder Schranke bedeutet. Der Tsching-hui-ho, der die Stadt durchfließt, theilt sie in die Ober- und Unterstadt. Die erstere liegt nach der Mongolei zu und ihre Thore befinden sich in der großen Mauer. In W. von diesen Thoren erkennt man die ehemalige große Mauer nur noch an einem Steinwall und einem grünen Hügel, auf welchem sonst ein Thurm stand. Die Unterstadt in S. hat ein kleines Fort und eine Besatzung. Kalgan ist nicht groß und hat keine bemerkenswerthen Gebäude, ist aber stark bevölkert; sie bildet zum Theil den Stapelplatz des Handels Chinas mit der Mongolei und den Schlüssel des Weges nach Rußland; auch kommen hier immer sehr viele Kaufleute zusammen. Es residirt hier ein Divisionsgeneral oder gusai amban.

„Am 24. Novbr. verließen wir Kalgan; das Wetter war hell und ziemlich mild. Wir folgten engen, schlecht gepflasterten Straßen, die zu beiden Seiten haben mit verschiedenen Waaren, unter andern auch Rauchwaaren, hatten. Am Ende der Stadt geht man auf einer steinernen Brücke über den Tsching-hui-ho, der aus den Bergen diesseits der großen Mauer kommt. Stücke von der Granitfelsen waren in den Fluß herabgefallen.

„Man muß sich jenseits dieser Brücke befinden, um zu sehen, daß Kalgan auf der Spitze einer langen Bergkette erbaut ist. Die Häuser sind gut gebaut und von Weidenbäumen umgeben. Die Ebene rechts vom Fluße ist fruchtbar und gut bebaut. Die Gipfel der Berge waren mit Schnee bedeckt, von dem man in der Ebene keine Spur sah. Wir waren fortwährend in eine dichte Staubwolke eingehüllt. Die Felder liegen auf beiden Seiten der Straße 5 bis 8 Fuß höher, so daß das Vieh keinen Schaden thun kann. Kleine Landhäuser zeigten sich ziemlich häufig.

„Wir konnten uns eine Vorstellung von der Bevölkerung Chinas und dem Fleiße der Einwohner machen. Auf jedem Schritte begegneten wir Leuten, welche gehacktes Stroh auf Maulthieren und Eseln fortzuschaffen. Von fünf zu fünf Li (eine halbe Stunde) stehen Wachen in Thürmen bei fünf kleinen runden steinernen Säulen, auf denen die Zahl der Li bemerkt ist. Auf den Schilderhäusern sind Pferde, Flinten, Bogen und Köcher mit Pfeilen gemalt, und sie dienen auch als Telegraphen. Wird die nördliche Grenze Chinas bedroht, so meldet man es sogleich nach Peking, und die Armee muß bereit seyn, gegen den Feind zu marschieren. Jeder Thurm wird von einigen Soldaten der grünen Fahne oder der chinesischen Armee bewohnt; fast alle sind Bauern, die statt Steuern zu zahlen, in den Militärdienst treten.“

Die Straße von Kiachta nach Peking über die Wüste der Mongolei ist mehrmals von Abgeordneten der russischen Regierung zurückgelegt worden. Isbrand Ides (1692), Lorenz Lange (1716, 1721, 1727, 1737) haben Berichte über ihre Reisen herausgegeben; auch der des Paters Gerbillon ist gedruckt worden, welcher als Dolmetscher die chinesischen Gesandten auf den Congress in Nerstschinsk begleitete, später dem Kaiser von China auf seinen Jagdpartien in der Mongolei folgte, Zeuge des Krieges gegen die Mandschu war und endlich den Weg mit drei chinesischen Großen machte, welche den Vorschlag in den Versammlungen der Kalkas führen sollten.

Kapitel XXIX.

Chinesisches Reich. — Si-yuei (das sonstige Dsungarien und das chinesische Turkestan.)

Die Chinesen haben Si-yuei (westliches Gouvernement) das Land genannt, welches das sonstige Dsungarien und die Bezirke von Turkestan östlich von den Polar-Bergen begreift. Diese beiden in W. der Mongolei gelegenen Länder gehören erst seit dem 18. Jahrhunderte zu dem himmlischen Reiche. Das erstere verdankt seinen Namen einem mächtigen

Mongolenstamme, der es lange besaß. Als innere Zwistigkeiten unter den Häuptlingen ausbrachen, schickte der Kaiser von China, dem sich bereits mehrere Horden unterworfen hatten, eine furchtbare Armee ab, welche durch den Tod einer Million Dsungaren ihre Empörung und die Niedermegehung der Wandshu- und chinesischen Garnisonen rächte. Die Nation der Dsungaren wurde fast ganz vertilgt und zerstreut mit Ausnahme einiger Horden, welche keinen Theil an der Empörung genommen hatten. Seit 1760 ist Dsungarien eine chinesische Provinz.

Das chinesische Turkestan oder die kleine Bucharei oder Turkestan ist immer von Stämmen von türkischer Abstammung bewohnt worden, die, unter einander nicht eben einzig, immer leicht von den benachbarten Völkern unterjocht wurden, erst von den Mongolen zur Zeit ihrer Macht, dann durch die Dsungaren und endlich durch die Wandshu und die Chinesen 1759. Die Turkestaner empörten sich 1816, kehrten aber nach mehreren unglücklichen Geschehnissen zu ihrer Pflicht zurück.

Die Chinesen nennen das erste dieser Länder Thian schan pe lu und das zweite Thian schan nan lu nach ihrer Lage in Norden und Süden von dem Thian schan, einer Kette schneeiger Gebirge, die von W. nach O. läuft und beide von einander scheidet.

Das erste liegt zwischen 41° 50' und 48° 41' n. Br. und zwischen 72° und 88° östl. L. Es grenzt in N. an das russische Reich, in O. an die Mongolei, in D. und S. an die Provinz Kansu und hat in S. das Thian schan nan lu. Beide haben in W. Turkestan. Thian schan nan lu, in D. von Kansu und den Mongolen des Kuku noor begrenzt, hat in S. Tibet. Die Länge von D. nach W. beträgt ungefähr 450, die Breite 200 Stunden und der Flächenraum 66,000 Q. St. Es liegt zwischen dem 35° und 49° n. Br. und zwischen 69° und 93° östl. L.

Die Länge von Thian schan pe lu beträgt 300 Stunden, die mittlere Breite 125 St. und der Flächenraum 23,000 Q. St. Die Chinesen haben es in drei Militärdivisionen getheilt, nämlich Ili, Kur Kara ussu und Tarkagatal.

Die Division Kur Kara ussu, welche an die Mongolei grenzt, begreift fast das ganze Becken der Flüsse, welche sich in den Bulgatji noor ergießen, der auch Kaltar uige noor und auf unsern Karten Baratala heißt. Dieser See nimmt unter andern den Kur auf, welcher von dem Berge Malatthal beba kommt, und hat seinen Namen von dem an seinem obern Theile aufgeschauften Schnee. Das Fort Kur Kara ussu, 1768 an dem rechten Ufer eines Bergbaches dieses Namens erbaut, ist der Hauptort. Kung schün pheu ist ein anderes Fort an dem Dring.

Die Division Tarkagatal liegt in W. von der vorigen und grenzt in N. an Sibirien. Ihren Namen hat sie von dem Tarkagatal oola, einer hohen Bergkette, welche das Land zwischen den Seen Djal sang und Bala schi noor durchzieht. Die Kirgisen nennen sie Tasche Dava (Felsen). Tarkagatal oola bedeutet Murmelthierberg, weil diese Thiere dort sehr zahlreich sind. Die nördlichen und östlichen Bezirke des Landes werden von Ausläufern des Altai (Kin schan im Chinesischen) durchschnitten, und hier entspringt der Irtysh; er tritt in den See Djal sang. Es sind noch viele andere Seen in diesem Lande verbreitet und nehmen gleichfalls Flüsse auf, haben aber keinen Ausgang.

Die Temperatur im N. ist außerordentlich kalt. Die Stadt Tarkagatal, sonst Tschugutschu, 1767 erbaut, ist von Erdmauern umgeben. Die Bevölkerung ist gemischt; man trifft viele Kirgisen und besonders Euleuthen und Torgauten, endlich Wandshus und Chinesen, welche die Garnison bilden und das Land bebauen.

Die Division Ili begreift den südwestlichen Theil des ehemaligen Dsungariens und liegt sich in S. an die hohe schneeige Kette des Thian schan, deren Zweige in das Land auslaufen. Im D. zieht sich ein dürres Land hin. Die größten Seen befinden sich im NW., der Ala kul, und in W. der Bala schi und Temurtu oder Iff kul. Diese verschiedenen Namen in den Idiomen der Nachbarvölker bedeuten warmes, salziges und eisenhaltiges Wasser.

28 Stunden in D. von dem letztern bemerkt man den Ye schan

(weißen Berg) oder Ho' schan und Xgle (Feuerberg). Er speit ohne Unterbrechung Rauch und Flammen aus. Die Oberfläche der Lava ist, wenn sie erstaltet und verhärtet, mit salzigen Theilchen bedeckt, welche die Bewohner als Nahrung brauchen; es ist Ammoniacsalz. Man sammelt auch Schwefel. Dieses Gebirge heißt gegenwärtig Kalar. Die Benennung Ye schan (weißer Berg) zeigt die blühende Farbe eines mit Salzen, Bimssteinen und vulkanischer Asche bedeckten Gipfels an. Nach der Erzählung der Bucharen, welche das Ammoniacsalz nach Sibirien bringen, ist diese Substanz in jenem Bezirke so häufig, daß die Bewohner oft ihren Tribut an den Kaiser von China damit bezahlen.

Die vulkanischen Erscheinungen sind übrigens in Thian schan sehr häufig. 240 Stunden weiter nach O. am südlichen Abhange dieser Kette kennt man den Vulkan Ho' tshen oder Turpan. Nach den chinesischen Schriftstellern sieht man stets eine Rauchsäule herauskommen, die Abends durch eine Flamme, ähnlich der einer Fackel, ersetzt wird. Die Bögel, welche von diesem Scherke beleuchtet werden, sehen roth aus. Die Leute, welche das Raoscha oder Ammoniacsalz suchen, ziehen Holzschuhe an, weil die Ledersohlen sehr bald verbrannt seyn würden. Man sammelt auch in den Höhlungen eine grünlige Flüssigkeit, die man kochen und verdunsten läßt, wodurch man Ammoniacsalz von großer Weiße und vollkommener Reinheit erhält.

Im N. von Thian schan bei Urumtsi in Kansu erstreckt sich eine Fläche von 10 Stunden im Umfange, die mit fliegender Asche bedeckt ist. Wirft man den geringsten Gegenstand darauf, so sieht man eine Flamme glänzen, die im Nu alles verzehrt. Wirft man einen Stein darauf, so erhebt sich ein schwarzer Rauch. Im Winter hält sich der Schnee dort nicht. Die Vögel wagen nicht, über diese Fläche zu fliegen, welche die brennende Ebene heißt.

Auf der Grenze zwischen dem Gebiete Ili und Urumtsi giebt es einen Schlund von ungefähr 9 Stunden im Umfange. Von weitem scheint er mit Schnee bedeckt zu seyn; die Erde, welche einer mit Salz geschwängerten Fläche gleicht, verhärtet wenn es geregnet hat. Wirft man einen Stein hinein, so giebt er einen Ton, wie wenn man mit einem Stode auf Eisen schlägt. Dieser Schlund heißt die Aschengrube; es steigen ammoniakalische Dämpfe daraus empor.

Im W. von Urumtsi läuft eine Gebirgskette hin, die sehr reich an Steinkohlen ist.

Auf einer Insel des Ala kul sieht man den Kaktube, einen Gipfel, der ehemals ebenfalls Feuer auswarf.

„Der Ye schan und der Vulkan Ho' tshen,“ sagt Herr von Humboldt, „sind 105 Meilen von D. nach W. von einander entfernt. Ungefähr 30 M. westlich von dem Ho' tshen am Fuße des riesenhaften Bodba oola findet sich die große Solfatare Urumtsi; 45 M. in NW. von dieser, in einer Ebene an den Ufern des Kobok, der in den kleinen See Dariala läuft, erhebt sich ein Hügel, dessen Risse sehr warm sind, ohne jedoch Rauch von sich zu geben. Das Ammoniac sublimirt sich in diesen Rissen in eine so feste Rinde, daß man den Stein zerbrechen muß, um es sammeln zu können.“

„Diese vier bis jetzt bekannten Dörfer, Ye schan, Ho' tshen, Urumtsi und Kobok, welche beglaubigte vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens zeigen, sind 75 bis 80 Meilen in S. von dem Punkte des chinesischen Dsungariens, wo ich mich im Anfange des Jahres 1829 befand. Betrachtet man eine gute Karte von Asien, so sieht man, daß der Kaktube, ein konischer Berg in dem Ala kul, der früher noch brannte, sich in dem vulkanischen Gebiete jener Länder befindet. Wir kennen so im Innern Asiens ein vulkanisches Gebiet von einer Ausdehnung von mehr als 500 geogr. Q. M., das 3 bis 400 Meil. von dem Meere entfernt ist. Es nimmt die Hälfte des Längenthales zwischen dem Bergsysteme des Altai und dem Thian schan ein; der Haupttheil der vulkanischen Thätigkeit scheint in dem letztern zu seyn.“

Zwischen diesen Bergen hat das Gouvernement Ili fruchtbare Ebenen und lachende Wiesen; man erntet daseibst Weizen, Gerste, Erbsen,

Hanf. Die Pferde, welche an den Ufern des Il gezogen werden, sind zu jeder Zeit berühmt gewesen; reich ist das Land auch an Wild. Häufig sind Bodenstellen mit Salz geschwängert; man findet in den Bergen Gold und Eisen, Steinsalz und endlich Ammoniacsalz, von dem bereits die Rede gewesen ist.

Il oder **Gubsha**, sonst die Residenz des Khans der Tatarei, liegt an dem rechten Ufer des Il am Fuße eines Berges; der Kaiser Khian lung gab ihm den Ehrentitel **Hoal yuan**. Es ist eine Handelsstadt und wird durch eine Citadelle vertheidigt. Man kann sie für den Hauptort der beiden neuen westlichen Provinzen des Reichs ansehen. Der Oberbefehlshaber hält sich hier auf und unter ihm stehen alle obern Officiere, sowie die Commandanten der mongolischen Stämme. Militärposten sind über die Oberfläche des ganzen Landes vertheilt; alle Jahre schickt man eine ansehnliche Anzahl Mandchus mit ihren Familien dahin. Dahin deportirt China seine Verbrecher.

Die Bevölkerung begreift eine bedeutende Anzahl Nomaden, und unter ihnen giebt es viele Suleuthen. Die Torgauten, eine der vier Horden dieses mongolischen Stammes, waren im Anfange des 18. Jahrhunderts aus dem chinesischen Reiche ausgewandert. Rußland hatte ihnen im Asyl in den Steppen zwischen der Wolga und dem Jaik, in geringer Entfernung von dem caspischen Meere gegeben. Kangi schickte aus Kerg über diese Flucht an ihren Führer einen Mandarin, der sie seines Schutzes versichern sollte, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren wollten. Die Unterhandlung blieb aber ohne Erfolg.

Den Suleuthen mißfiel es jedoch in Rußland. Die Regierung verlangte, sie sollten Soldaten stellen; sie bemerkten, daß die Russen über die Gebräuche ihres Glaubens spotteten; Ubaschi, ihr Khan, sah sich seinen Sohn als Geißel weggeführt. Da entschlossen sie sich, in das chinesische Reich zurückzukehren, wo sie keinen Verationen ausgesetzt seyn würden und wo die Verehrung Buddhas geachtet wird.

Dem zu Folge verließen im Anfange des ersten Monats 1770 Ubaschi und alle Torgauten, seine Unterthanen, mit ihren Frauen und ihren Kindern, Waffen und Gepäck die Ufer der Wolga, zogen durch die Länder im N. des caspischen Meeres, legten in einer Zeit von acht Monaten 1000 Stunden, oft in Wüsten, zurück und gelangten an die Ufer des Il im Anfange des Augusts 1771, 50,000 Familien stark, trotz den Kämpfen, die sie unterwegs zu bestehen gehabt hatten, aber ermüdet von einer so langen und beschwerlichen Wanderung. Der Kaiser Khian lung ließ auf ein Jahr Getreide unter sie austheilen, sie mit Turten, Kleidungsstücken, Vieh, Ackergeräthen und selbst Geld versehen, damit sie ihre übrigen Bedürfnisse befriedigen könnten. Ubaschi wurde mit den vorzüglichsten Hauptlingen seines Volkes an den Hof beschieden, mit Auszeichnung behandelt, mit Ehren und Geschenken überhäuft, und alle erhielten den Rang wieder, welchen sie vor ihrer Auswanderung eingenommen hatten.

Khian shan nan lu ist fast von allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben; in W. von dem Tsung ling, welcher es von Turkestan trennt und in seinem höchsten Theile Bolor heißt; in S. läuft der Kuen lun oder Kulkum, in N. der Khian shan hin. Seen, wie der Kob, welcher den Tharim aufnimmt; der Dostu, in welchen der Kasdu sich ergießt; der Mahbakekshan, der Beschil und Inskul, in welche sich andere ansehnliche Flüsse ergießen, sind über dieses Land verbreitet, von welchem kein Fluß abgeht.

Seit den fernsten Zeiten enthält es Städte, die ziemlich weit von einander liegen und durch Sandwüsten getrennt sind.

Das Klima ist gemäßigt, die Winde sind im Frühjahr und Sommer sehr häufig, aber nicht heftig, regen den Sand nicht auf und entwurzeln noch weniger die Bäume. Sobald sie sich erheben, bedecken sich die Obstbäume mit Blüten und bald reifen die Früchte; die andern Bäume werden grün und werfen ihren Schatten auf das Land. Wann die Winde aufhören, folgen Nebel und besuchten das Land mit einem wohlthätigen Thau. Der Regen ist selten und schädlich, selbst wenn er in geringer Menge fällt; stehen die Bäume gerade in der Blüte, so verdirbt diese.

Ist er reichlich, so sehen die Bäume aus wie mit Del bedeckt und tragen keine guten Früchte.

Der Boden ist fett und warm. Im Herbst säet man Weizen, dann leitet man Wasser auf die Felder. Hat es im Winter und Frühjahr geregnet, so säet man eher. Alle Arten Getreide, die Hülsenfrüchte, die Baumwolle und die Melonen werden gebaut. Der Weizen ist das geschätzteste Getreide, dann folgt der Reis; die Gerste und der Hirse werden nur zum Branntweinbrennen und für das Vieh gebraucht, dem man auch die Hülsenfrüchte giebt. Die Getreidefelder werden nicht gehackt, weil die Turkestaner glauben, das Unkraut hätte die Palme in dem frischen Zustande, der für sie am besten sey.

Die Kälte des Frühlings ist verderblich, weil sie das Schmelzen des Schnees hinausrückt, so daß das Wasser erst nach der Saatzeit eintrifft. Von vortrefflichem Geschmacke sind besonders die hiesigen Melonen.

Man sieht überall in den Bergen und in den Steppen Herden von Pferden und wilden Kindern, Kameelen, Eseln und Maulthieren; das Fleisch der wilden Schafe ist nicht essbar, aber ihr Fell giebt sehr warme Kleidungsstücke. Die Schakals sind in den Bergen sehr häufig; es giebt auch viele Scorpione, Schlangen und dicke Spinnen.

Die Turkestaner sind wie alle Völker von türkischem Stamme Anhänger des Islams; sie lassen ihr Haar nicht wachsen und rasiren den Bart nicht. Ihre Kleidungsstücke haben einen großen Kragen und enge Ärmel; im Winter sind ihre Hüte von Leder, im Sommer von rothem Atlas, mit Sammet besetzt, fünf bis sechs Zoll hoch mit einer Kränze von gleicher Dimension, vorn und hinten spitz; der Obertheil ist mit einer goldenen Troddel verziert.

Die Fußbekleidung ist von rothem Leder mit hölzernen Absätzen. Die Frauen tragen Schuhe oder Pantoffeln, welche die Ferse freilassen; im Sommer gehen sie barfuß; im Winter haben sie mit Pelz besetzte Hüte mit einer Feder vorn. Ihre Kleidungsstücke sind offen und sie tragen darunter eine Art Kamisol, das bis an die Knie und selbst noch weiter geht. (Taf. 14. Abbild.)

Die Einwohnerzahl von Khian shan nan lu wird auf 1,500,000 Seelen geschätzt. Das Land zerfällt in zehn Fürstenthümer, die ihren Namen von ihrer Hauptstadt haben. Die Städte werden von den Beamten verwaltet, welche die chinesische Regierung dahin sendet, doch giebt es darunter sechs, welche das Recht behalten haben, von einem eingeborenen Fürsten oder Rhodscho verwaltet zu werden.

Kfsu in W. an einem gleichnamigen Flusse bei der Verlängerung des Khian shan mussur, ist die Residenz eines chinesischen Generals, unter dem alle Truppen dieser Abtheilung stehen. Auch eine Douane giebt es da. Die Stadt wird von Chinesen, Hindus, Caschemirern, Turkestanern und Kirgisien bewohnt. Die Bewohner befinden sich im Allgemeinen im Wohlstande. Man verfertigt viele Baumwollenzeuge; die Säume und Sättel von gesticktem Pirschleder, welche man da arbeitet, stehen in großem Ansehen; der Rephris wird mit seltener Vollkommenheit verarbeitet.

Turpan, bei dem Khian shan, ist mittelmäßig bevölkert; der Sommer ist daselbst ungemein heiß, der Himmel scheint zu glühen; die Trauben sind vortrefflich. In S. ziehen sich ganz kahle Sandberge hin.

Kamil, weiter nach O., ist nur eine kleine Stadt, aber stark bevölkert. Ihre Melonen sind sehr berühmt.

Kaschkar, in W. des Landes an einem Flusse desselben Namens und nahe an der Grenze, ist eine ansehnliche Stadt; man verfertigt daselbst Brocat und Gold- und Silberfaden, Atlas, andere seidene Zeuge und Baumwollenzeuge. Der Handel blüht und es kommen sehr viele fremde Kaufleute dahin. Man zählt daselbst 16,000 Einw., welche Steuern zahlen. Sie gelten für sehr vergnügungsfüchtig.

Yarkand, weiter in S. an dem Yarkand baria, einem großen Flusse, gelegen, war sonst die Hauptstadt des östlichen Turkestan. Die Zahl der Bewohner, die Steuern zahlen, ist 32,000, aber nur ein Achtel der ganzen Bewohner soll in den Steuerlisten eingetragen seyn. Es ist ein bedeutender Handelsort: chinesische Kaufleute aus den östlichen Pro-

dingen kommen trotz der großen Entfernung dahin, und man findet daselbst auch andere aus allen andern asiatischen Ländern. In den Markttagen ist der ungeheuer große Bazar mit Menschen und Waaren gefüllt.

Die Gegend um Yarkand ist eben; in einem benachbarten Flusse sammelt man den orientalischen Mererstein, der von den Chinesen außerordentlich hoch gehalten wird. Alle Jahre schickt man sieben bis zehntausend Kin davon nach Peking.

Khotan oder Kist in SO. liegt 500 Li in N. von dem jenseitigen Tibet, an dem Khotan Flusse. Khotan hat Fabriken in seidenen, wollenen, leinenen und baumwollenen Zeugen und Kupfergeräthen. In einiger Entfernung in W. erheben sich hohe Gebirge; in D. ziehen sich sandige und gänzlich unbewohnte Steppen hin, die jedoch quellenreich sind. Die Maulbeerpflanzungen sind in den fruchtbaren Theilen dieses Landes sehr häufig.

Kapitel XXX.

Chinesisches Reich. — Tibet.

Alle Völker, welche sich zum Buddhismus bekennen, sehen Tibet als heiliges Land an, weil in Lhasa, der Hauptstadt desselben, der Dalai Lama wohnt, der als fleischgewordener Buddha verehrt wird.

Der Buddhismus gründet sich wie die brahmanische Religion auf den Grundsatz, daß ein einziger Geist das Weltall belebt, der durch seine Verbindung mit der Materie unendlich verschiedene Formen hervorbringt. Buddha wird von den Hindus für die neunte Fleischwerdung Wischnus angesehen. Die Legenden erwähnen übrigens mehrere Buddhas. Der, dessen Lehre jetzt in dem größten Theile Ostiens herrscht, wurde im Jahre 1019 vor Christus geboren. In seinem siebenzigsten Jahre warf er die körperliche Hülle ab, um sich von neuem mit der Weltseele zu verschmelzen, die er ist. Seine Seele ging auf einen seiner Schüler über, den er bezeichnet hatte. Seine Nachfolger blieben nicht an dem Orte, wo er gelebt hatte; gegen das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Folge der Verfolgungen wegen wesentlicher Veränderungen, die sie in mehreren religiösen Gebräuchen einführten, begaben sie sich nach China, dann in die Mongolei und endlich im 13. Jahrh. ließen sie sich in Tibet nieder.

Buddha war in Indien erschienen; die ersten Patriarchen, welche seine Seele erbten, lebten am Hofe der Könige dieses Landes, deren geistliche Räte sie waren. Der Gott erschien bald in der Kaste der Brahminen oder jener der Krieger, bald unter den Kaufleuten oder Bauern nach seiner ersten Absicht, welche dahin ging, allen Kastenunterschied aufzuheben. Die meisten dieser Hohenpriester machten, wenn sie ein hohes Alter erreicht hatten, den Schwächen desselben selbst ein Ende und beschleunigten auf einem Scheiterhaufen den Augenblick ihrer Regeneration. Die Großlamas verbrennen sich jetzt nicht mehr lebendig, sondern werden erst nach ihrem Tode verbrannt.

Will ein Dalai Lama diese Welt verlassen, was, nach seinen Anhängern, an dem Tage, zu der Stunde und unter den Umständen geschieht, die er bestimmt hat, so hinterläßt er stets ein Testament, das seinen Nachfolger bezeichnet; er schreibt es selbst und legt es an einer geheimen Stelle an seinem Throne nieder, damit es erst nach seiner Entfernung gefunden wird. In diesem Documente schreibt er den Rang, die Familie, das Alter und die andern Angelegenheiten vor, an denen man seinen Nachfolger erkennen soll, sowie die Zeit, in welcher die Nachsukung zu beginnen ist. Nach diesem Testamente sucht man unmittelbar nachdem der Dalai Lama die Wohnung gewechselt hat; es wird von dem Vicar des Tempels im Beiseyn der heiligsten Kabiligans (Regenerirten) und der hohen Geistlichkeit eröffnet. Hat man den bezeichneten Nachfolger gefunden, so wird er feierlich mit den vorgeschriebenen Ceremonien eingesetzt. Die Asche seines Vorfahren wird sorgfältig gesammelt; einen Theil davon macht man zu kleinen Kugeln, die für heilige Reliquien gelten.

Der Dalai Lama hat wie die andern Priester, wenn sie in ihrem Priester schmuck erscheinen, ein gelbes Gewand und gelben Mantel, sowie eine spitze Mütze von derselben Farbe, die an den Seiten weit heruntergeht, um die Ohren zu verbergen. Kommt er in einen Tempel, so setzt er sich mit gekreuzten Füßen auf einen Thron, der durch einen Haufen Kissen auf dem Altare gebildet wird, und unter einen Baldachin. Die Gläubigen treten ehrerbietig hinzu, um ihn zu verehren und seinen Segen zu empfangen. Er giebt denselben mit der Hand nur den Personen vom höchsten Range; die an ihm Laiken segnet er mit einer Art vergoldeten Scepters von rothem wohlriechenden Holze. Das eine Ende hat einen Griff, das andere endigt sich in der Form einer Wasserflügel, aus deren Röhre ein etwa zwei Zoll langes gelbes Bandstück herauskommt, das drei Stücke verschiedenfarbiger gestrafter Seide umgibt. Mit dieser Krobbe berührt der Dalai Lama den Kopf derer, welche vor ihm knien; ist ihre Anzahl sehr bedeutend, so stellen sich einige der ausgezeichnetsten Lamas neben den Thron ihres Pabstes und halten ihm den rechten Arm. (Taf. 16. Abbild.)

Die Laien, welche den Rang der Doctoren haben, beten erst vor andern Götzen; dann werfen sie sich vor dem Dalai Lama so oft nieder, als es ihre Andacht ihnen eingiebt; dann knien sie und empfangen mit gesenktem Haupte, die Hände auf das Gesicht gelegt und in der tiefsten Andacht den Segen, worauf sie das Niederwerfen wiederholen. Die andern Laien neigen sich sogleich ehrerbietig vor dem Throne des Priesters gottes.

Die Lamas reden dem Volke ein und erzählen ernsthaft, wenn mehrere Personen vor den Dalai Lama knieten, so zeige er sich einer jeden von ihnen unter verschiedener Gestalt. Jeder glaubt ausschließlich die Blicke des fleischgewordenen Gottes auf sich zu ziehen, und überall, wo der Dalai Lama sich zeigt, verbreitet er, behaupten seine Anhänger, einen ungemein lieblichen Geruch; wann er es gebietet, sprudeln frische Quellen in den dürrsten Ebenen heraus, erheben sich Wälder und zeigen sich andere Wunder.

Der Dalai Lama heißt auch Lama erembutschi. Außer diesem höchsten Patriarchen residirt eine andere lebendige Gottheit von hohem Range, der Bantshin rimbotschi, in Dschaschi lumbu im südlichen Tibet; der Dalai selbst betet vor demselben an, weil dessen göttlicher Ursprung älter ist als der seinige. Ihre resp. Anhänger sind sonst Feinde gewesen, jetzt aber leben alle in gutem Vernehmen mit einander. Diese beiden Häupter der buddhistischen Religion haben in politischer Hinsicht nichts zu fürchten von einander, denn in ihrer Vereinigung liegt der eigentliche Mittelpunkt des Glaubens und der Hierarchie. Bei dem Tode des einen hat der Ueberlebende den andern regenerirt, sobald er aufgefunden ist, einzuweihen und setzt ihn selbst auf den Thron. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß diese Fleischwerdungen nicht in einer Familie fortgehen können; es muß stets eine verschiedene Familie seyn.

Die zehn Kutuktus, welche den ersten Rang nach diesen Pabsten des Buddhaglaubens einnehmen, haben ebenfalls das Vorrecht, in einem andern Körper wieder zu erscheinen. Der, welcher bei den Mongolen sich befindet, heißt Weggen-Kutuktu. Sonst kam der Name Lama nur der höchsten Classe der Priester zu, denn er bezeichnet den Uebergang einer heiligen Seele in einen Menschen; jetzt heißen alle Mitglieder der buddhistischen Geistlichkeit Lamas. Der ordinirte Priester heißt gelang; er kann den Segen geben; unter ihm steht der goetaul, der mit einem Diacon zu vergleichen ist; der noch niedrigere Geistliche heißt bandi.

Die Kutuktus segnen die gemeinen Leute mit der rechten Hand, um die ein Stück seidenes Zeug gewickelt ist; die gewöhnlichen Priester nehmen ihren Rosenkranz in die Hand und berühren damit den Kopf des knieenden Gläubigen.

Die Buddhistenpriester leben gemeinschaftlich in großen Klöstern unter der Leitung eines Obern. Die in Tibet tragen ein gelbes Gewand und einen rothen Mantel; ihre Kleidung besteht aus Wollezeuge. Ihr Hut oder ihre Mütze ist spitz oder rundlich und ziemlich viereckig.

(Taf. 12. Abbild.) An ihren Seiten hängt ein Rosenkranz oder sie halten denselben in der Hand. Einige haben eine gelbe, andere eine rothe Mütze, und diese Farben bezeichnen zwei sonst feindselige, jetzt versöhnte Secten; der Dalai Lama und der Pantchin rimboitshi haben gelbe Mützen. Die vorzüglichsten Lamas tragen bei Ceremonien einen Hirtenstab in der Hand, der oben gekrümmt und verzert ist. (Taf. 18. Abbild.)

Die Priester begeben sich täglich dreimal in den Tempel: früh vor Tagesanbruch, zu Mittag und Abends. Sie sagen da Gebete her und singen Lieder; der Gottesdienst beginnt mit dem Glaubensbekenntnisse und wird von dem Schalle zahlreicher musikalischer Instrumente begleitet, — um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf die Gläubigen zu lenken. Die Tempel sind mit Figuren Buddhas und mehreren andern Götzenbildern geziert. An gewissen feierlichen Tagen trägt man sie in Procession herum. Um die Tempel herum werden häufig Processionen gehalten. Während des Gottesdienstes werden Kerzen angezündet und man verbrennt Weihrauch.

Die Laien gelangen in diese heiligen Gebäude nur, um die Götzenbilder anzubeten und den Segen der Priester zu empfangen. Diese tröpfeln ihnen für wenig Geld einige Tropfen geweihtes, mit Safran und Zucker vermischtes Wasser in die Hand, das man trinkt, um sich zu heiligen und zu stärken.

Fast- und Betttage werden im Anfange des Frühjahr, des Sommers und Winters gehalten. Achzehn Tage im Februar, zwanzig im Mai, im November den ganzen Monat über und noch zwei Tage länger kommen alle Priester zusammen, um feierliche Gebete zu halten. In diesen Tagen ist man kein Fleisch. Der 9., der 19. und 29. jedes Monats sind besonders dem Gebete geweiht. Zu dieser Zeit versammeln sich viele Priester, deren Zahl bisweilen auf 3000 steigt, bei jedem Tempel. Der Dalai Lama und andere hohe Priester pflegen dem Gottesdienste an diesem Tage nicht beizuwohnen.

An den vier großen Festtagen, nämlich dem ersten Tage des ersten Monats im Februar oder am Neujahr, am 5. des zweiten Monats des Juni, am 16. des Julimonats und am 25. des Novembermonats müssen jene hohen Geistlichen selbst Gottesdienst halten und ihren Segen erteilen. Alle religiösen Ceremonien werden mit großem Pomp begangen.

Kommt ein Kind zur Welt, so ruft man einen Priester, der ein Gefäß mit Wasser und Milch weicht; er haucht darüber, indem er Gebete spricht, und badet das Neugeborene darin. Nach dieser Ceremonie giebt er dem Kinde einen Namen nach seinem Gütanken oder nach der Andeutung der Bücher, die er zu Rathe zieht. Alle diese Namen sind die von Heiligen des Buddhismus. Dann wird den Freunden der Familie und den Priestern gewöhnlich ein großes Festmahl gegeben.

Bei Heirathen bestimmen die Lamas den günstigen Tag, und sie ziehen dabei die heiligen Bücher zu Rathe, nachdem sie das Jahr, den Monat und den Tag der Geburt der beiden Verlobten aufgezeichnet haben. Besonders berücksichtigen sie den Tag, welcher der Frau Glück verheißt, selbst wenn er nicht günstig für den Mann seyn sollte. Da Jeder im Jahre nur einige dieser für glücklich gehaltenen Tage hoffen kann und dieselben sind zufällig schon vorüber, so muß das Paar die Verheirathung bis zum nächsten Jahre verschieben.

Am Hochzeitsstage holt der Bräutigam in Begleitung seiner Freunde, aber ohne Vater und Mutter, seine Braut ab; lehren alle zurück, so schließen sich die Eltern der Braut oder wenigstens eines davon an, wenn die Wohnung des Bräutigams entfernt ist. Kommt man an, so rüchert ein Priester das Haus mit Weihrauch ein und ruft die hilfreichen Götter herbei; dann weicht er durch Gebete ein Gefäß mit Milch und Wasser; das Brautpaar schöpft daraus so viel als es zum Händewaschen bedarf; er giebt ihnen seinen Segen, indem er ihnen ein heiliges Buch auf den Kopf legt, und bittet endlich Gott um Glück und Fruchtbarkeit des neuen Paares. Nach Beendigung dieser Ceremonien werden die jungen Eheleute in ein abgesondertes Gemach geführt, wo man sie allein läßt, während die Gesellschaft sich mit Gesang, Tanz und Musik unter-

hält oder sich mit andern Vergnügungen zerstreut, welche bei den Reichen oft fünf bis zehn Tage dauern. Die Mädchen erhalten eine Mitgift, ohne daß der Mann dem Schwiegervater etwas zu bezahlen braucht, wie dies bei den andern orientalischen Völkern geschieht.

Wird Jemand krank, so werden Gebete, die im Ritual vorgeschrieben sind, hergesagt, um die Gottheit zu vermögen, ihm die Gesundheit zurückzugeben. Wird die Gefahr groß, so bereitet man den Kranken auf den Tod vor durch Erzählungen von der Seelenwanderung und durch Gebete, denen die Anwesenden mit den Rosenkränzen in der Hand beizuwohnen.

Die Leichen werden in Baumwolle oder Seide je nach dem Vermögen der Familie einzuschlagen, und dann verfährt man damit wie bei den Mongolen nach der Anzeige der heiligen Bücher. Die Lamas, welche bei dem Körper Gebete für die Todten zu halten haben, begleiten den Leichenzug unter Grabgesängen; ehe der Leichnam seiner letzten Bestimmung übergeben wird, betet man zu den schützenden Geistern, damit sie von der Seele des Verstorbenen alles abweisen, was ihre Ruhe stören könnte. Darauf nehmen die Personen und Priester, welche dem Begräbnisse beizuwohnen, Theil an einem großen Festmahl.

Ein Lama betet für das Seelenheil des Verstorbenen wenigstens zehn Tage lang, die Familie mußte denn ganz arm seyn. Diese Feiertlichkeiten dauern mehrere Monate hinter einander fort und bei den Reichen selbst ein ganzes Jahr. In diesem Falle bezieht der Priester das Haus des Verstorbenen und erhält für seine Mühe Zeuge, Gefäße, andere Gegenstände und Geld. Ferner muß ein feierlicher Trauerdienst, zu dem sich sehr viele Priester einfinden, am 49. Tage nach dem Tode und am Jahrestage des Todes gehalten werden. Ob dies jährlich wiederholt werden soll, hängt von dem Willen der Familie ab.

Alle Jahre zu Ende des Octobers wird ein Trauerfest zum Andenken an alle Verstorbenen gehalten. Das Dach der Tempel, der Klöster und der Privathäuser wird erleuchtet und die Stille der Nacht durch den Ton der Glocken, durch den Lärm musikalischer Instrumente und den Gesang von Trauerliedern unterbrochen; die Reichen und Wohlhabenden geben den Armen Lebensmittel und Almosen, und man ist überzeugt, daß mildthätige Handlungen an diesem Tage noch verdienstlicher sind als sonst.

Die Lamas halten sich verpflichtet, das Lob Gottes so laut und so schnell als es ihnen möglich ist zu singen, und so ist das, was einem gleichgiltigen Zuschauer seltsam und selbst lächerlich erscheinen muß, bei ihnen ein Beweis von Eifer und Andacht. Außer den feierlichen Gebeten in dem Tempel haben sie noch andere, die sie im Kloster und an andern Orten her sagen. Sie werden stets von Musik begleitet.

Bei ihren Frömmigkeitsäußerungen haben die Buddhisten stets die Worte im Munde: om mani pad me om; diese wiederholen sie, indem sie die Körner ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen und ihre Götzen anbeten. Man schreibt diesen der Sanskritsprache entlehnten mystischen Worten ein großes Verdienst zu: man sieht sie erhaben auf Zeugstreifen an Pfosten, welche man überall aufpflanzt; an den Steinen, an den Seiten der Felsen, auf Mauern, auf Brettern und geschrieben auf Papierblättern, welche dieselben so viel mal enthalten als Raum dazu da ist. Diese Blätter werden in hölzerne Cylinder gebracht, durch welche ein Eisenstab geht, damit sie in Bewegung gesetzt werden können. Diese Cylinder sind von verschiedener Größe; einige trägt man in der Hand; andere liegen auf eisernen Pfosten an Wegen; noch andere in Tempeln. Diese Cylinder mit der möglich größten Schnelligkeit umzubringen ist eine sehr verdienstliche und dem Heile der Seele zuträglich Handlung. Man bringt dergleichen selbst an Flüssen an, damit sie von der Strömung umgedreht werden. (Taf. 15. Abbild.)

Man würde den Buddhismus falsch beurtheilen, wollte man ihn nach diesen Gebräuchen würdigen, die kindisch sind, im Ganzen aber nichts Tadelnswerthes haben. Die Vorschriften dieser Religion haben Anspruch auf die Achtung jedes Vernünftigen, und mit Ausnahme des Artikels, der die Verehrung geschnittener Bilder befiehlt, findet man in diesen Glaubens-

geboten die zehn Gebote, welche Moses auf dem Berge Sinai von Gott empfing. Man darf sich deshalb auch nicht wundern, daß das Sittengesetz des Buddhismus einen glücklichen Einfluß auf den Charakter roher Völker ausgeübt, zur Bezähmung der Leidenschaften derselben beigetragen und dadurch der Menschheit einen wahren Dienst erwiesen hat. „Die weniger als die Brahmanen von rohen Vorurtheilen erfüllten Buddhisten,“ sagt Abel Remusat, „haben zwar den Genuß des Thierfleischs erlaubt, aber den Menschen auch an die Würde erinnert, die er von seinem Schöpfer erhielt; sie hegen zwar weniger Ehrfurcht vor den Königen und Sponsern, haben aber mehr Erbarmen mit den Handwerkern und Arbeitern.“ Nach den Brahmanen giebt es kein Heil außerhalb der Grenzen der von den heiligen Flüssen bespülten Gegenden, und man braucht sich deshalb gar keine Mühe zu geben. Dagegen hat die Religion Buddhas gerade in den dieser Einwirkung des Himmels entbehrenden Dörtern ihre heilsamen und edeln Grundsätze verbreitet, die auf alle Völker und Länder anwendbar sind. Sie hat die Sitten von Tibet gestittigt und die Sitten der Nomaden der Tatarei gemildert. Ihre Apostel waren es, die zuerst von Moral, Pflichten und Gerechtigkeit zu den wilden Eroberern zu sprechen wagten, welche Asien verwüstet hatten.“

Ein großes Werk, im Tibetischen Sanschur genannt, ist der Inbegriff des Buddhismus; es wurde in die verschiedenen Sprachen Ostasiens übersezt, besteht aus acht hundert großen Bänden und wurde ursprünglich in Sanskrit geschrieben wie die andern religiösen Schriften, die außerordentlich zahlreich sind und von den Buddhisten für offenbart angesehen werden. Diese Bücher sind sehr umfanglich, und man wird sich darüber nicht wundern, wenn man berücksichtigt, daß sie größtentheils aus sehr langen Litaneien, Formeln, Gebeten und Anrufungen bestehen, die man sehr vielmal wiederholt, ohne etwas daran zu ändern, ja selbst ohne sich zu bemühen, sie verstehen zu lernen. „Man darf auch nicht vergessen,“ sagt der oben erwähnte Gelehrte hinzu, „daß die drei Lehren der Buddhisten ein eben so vollständiges System der Philosophie bilden, als man es von Seiten der Hindus erwarten kann, und daß sie die Grundsätze der Moral, die cosmogenischen Gabeln und die Beschreibung sowohl der wirklichen als der phantastischen Welt, eine Menge allegorischer und mythologischer Sagen, sowie überdies eine Metaphysik enthalten, deren eigentliche Grundlage nicht zu ermitteln ist. Ich fürchte nicht, der Lüge geziehen zu werden, wenn ich behaupte, daß der, wer nicht einige der buddhistischen Bücher gelesen hat, die Ausdehnung der menschlichen Extravaganz nicht kennt und keine vollständige Idee von dem Grade der Absurdität hat, zu welchem der Mißbrauch zwecklosen Erbbelns und der ungeordnete Gebrauch der Abstractionen in Anwendung auf Gegenstände führen kann, die von dem Verstande nicht zu ergründen sind. Man glaubt mir vielleicht eher, wenn ich anführe, daß man unter diesen Träumereien oft sinnreiche Allegorien findet und daß aus dieser dunkeln Metaphysik sich bisweilen Blitze des Genies erheben, welche die Neugierde erregen und die Phantasie in Erstaunen setzen können.“

Man darf sich nicht wundern, daß bei einer Religion, die stets nach einem beschaulichen Leben strebt, Männer, welche die Vollkommenheit erreichen wollen, einsam in Höhlen und auf Bergen leben, jeden Verkehr mit den Menschen meiden und sich jeder thierischen Nahrung enthalten. Andere vereinigen sich zu einer Gesellschaft in entlegenen Orten und senden Bettelbrüder in die Städte und Dörfer.

Der Buddhismus hat auch Nonnen in Klöstern, und eines dieser Klöster besitzt einen weiblichen Antuktu als Superiorin. Die Kleidung dieser Nonnen gleicht der der andern Frauen, ist aber von der Farbe wie die der Mönche, und sie haben wie diese spitze Mützen. Auf der rechten Achsel tragen sie ein rothes Band; sie scheren sich das Haar nicht ab, sondern flechten es in zwei Äpfel an beiden Seiten, während die andern Frauen das Haar in einem einzigen hinter jedem Ohre herabhängen lassen. Einige dieser Nonnen leben trotzdem bei ihren Familien.

Tibet liegt zwischen dem 27. und 37° n. Br. und zwischen dem 72. und 102° östl. L. und wird im N. von Si-pokai und der Mongolei; im

D. und SO. von dem eigentlichen China; im S. von Butan und Hindostan, und im W. von Nepal und Hindostan begrenzt. Die Länge beträgt ungefähr 600, die größte Breite 200 Stunden und der Flächenraum 10,000 Q. St.

Von Hindostan ist es durch den Himalaya getrennt, dessen Gipfel die Höhe von 4000 Toisen erreichen und der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Im W. schließt sich der Karakorum und der Kori an diese gigantische Kette an; die Kuenlun oder Kulkumberge laufen nach N. Diese Berge enthalten eben so hohe Gipfel als der Himalaya, ihre Ausläufer erstrecken sich nach allen Seiten nach Tibet und sie zeigen oft ungeheurer Stetigkeit. In NO. bemerkt man den Balan kara und in D. den Jung lin, zwei schneeige Ketten.

In dem südlichen Theile des Landes sendet der See Manasarovar sein Wasser dem Pravarab, einem andern See, aus welchem der Setledsch kommt, der den Himalaya durchschneidet, um Hindostan zu bewässern. Etwas nach W. trennt das Gebirge Paralasa dieses Becken von dem des Indus, der nach N. fließt, um sich dann nach S. nach dem Lande zu wenden, das ihm den Namen verdankt. Derselbe von dem Manasarovar auf dem Ganges entspringt der Yaro dzango tschu, ein Fluß, der weiterhin den Namen Irawaddy annimmt und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Der Yang tse Kiang endlich, der größte Fluß Chinas, wird durch die Flüsse des östlichen Tibets gebildet. Unter den Seen Tibets, die sehr zahlreich sind, ist der merkwürdigste der Palte, dessen Wasser wie ein Ring eine gebirgige Insel umgibt, deren Umfang weit beträchtlicher ist als der, welchen er einnimmt.

Ein rauhes und kaltes Klima ist die natürliche Folge dieser Schneegebirge und der hohen Lage des Landes über dem Meeresspiegel. Man findet jedoch schöne Weideplätze und fruchtbare Thäler; man kann in den gemäßigtem Wein und selbst Reis bauen. Viele Berge sind völlig kahl und das Brennmaterial ist nicht sehr häufig.

Unter den Säugethieren darf man den Yak oder Stier mit Pferde- schwanz nicht vergessen. Er hat die Größe und Gestalt unserer Stiere, unterscheidet sich aber von denselben wesentlich durch sein langes dichtes Paar; seine Achseln, seine Lenden und sein Kreuz sind mit einer sehr dichten und weichen Wolle bedeckt; das Paar an den Seiten und am Bauche ist sehr strick und reicht bis an das Fußgelenk herab. Es giebt auch sehr gut gendyrte zahme Yaks, deren Paar bis zur Erde reicht; von der Mitte des Buge geht ein Büschel Haare aus, die länger sind als die übrigen. Die Farbe des Yaks ist meist schwarz. Statt zu brüllen, brummt er leise und selten; er hat einen finstern Blick, ist misstrauisch und wild.

Der Yak lebt in den kältesten Theilen von Tibet, wo er das karge Gras der Berge und Ebenen, besonders zwischen diesem Lande und Butan, abweidet. Er bildet den Reichthum der Dufbas, eines Nomadenstammes, ernährt dieselben, giebt ihnen Kleidung und dient ihnen als Lastthier, da er einen sehr sichern Tritt hat und sehr stark ist. Aus seinem Haar macht man Stricke und Zelte, und aus seinem Felle Röcke und Mägen. Zum Pflügen benutzt man ihn nicht.

Der Schwanz des Yaks besonders wird im ganzen Oriente als ein Gegenstand des Luxus und des Schmuckes geschätzt; in Tibet und Hindostan dient er als Fliegenwedel, bei den Türken und Persern dagegen als jene Zeichen kriegerischer Würde, die wir mit Unrecht Rosschweife nennen; in China färbt man sie roth und schmückt damit die Sommermägen; man hat sie von der Länge einer Elle. (Taf. 15. Abbild.)

Der größte Gewinn jedoch, den die Dufbas von dem Yak ziehen besteht in der Menge von Milch, die er giebt, und aus welcher sie vorzügliche Butter machen. Diese bringen sie in Eschläuche und erhalten sie dadurch bisweilen Jahre lang in ihren kalten Bergen, ohne daß sie verderbt. Haben sie einen hinreichenden Vorrath davon, so schaffen sie denselben auf ihren Yaks auf den nächsten Markt, von wo sie nach allen diesen hochgelegenen Ländern versendet wird. Sie bildet einen Haupt- handelsartikel.

Eine andere sehr wichtige Waare ist das weiche Haar der Ziegen, aus welchem man die Caschmirshawls macht. Tibet hat auch wilde Pferde und die zahme Race ist sehr schön; Gamsen und große Hunde mit dickem Kopfe und langem Haar, die viel Kraft und Muth besitzen. Der große Reichtum des Landes besteht in Mineralerzeugnissen. Man findet an mehreren Stellen Gold und oft sehr rein; das Erz gehört der Regierung, welche nur die Bearbeitung einer einzigen Grube erlaubt. Der Zinnobst ist gemein; weil man aber nicht Holz genug hat, kann man das Quecksilber nicht herausziehen. Im Boden einiger Seen krystallisiert sich der Borax. Die Berge enthalten Steinsalz; in den Ebenen ist der Salpeter sehr häufig.

Tibet ist in vier große Provinzen getheilt, nämlich: Kgarl in W., Djang, Nel und Lam.

Wenige europäische Reisende haben Tibet besucht; Missionaire der römischen Kirche sind zu verschiedenen Zeiten dahin gedrungen, und neuerlich Engländer; in unserer Zeit hat sich ein Ungar, Csoma von Kőrös, in wahren wissenschaftlichem Eifer mehrere Jahre lang in einem Kloster jenes Landes eingeschlossen, um die Sprache und Literatur zu studiren; als er in Calcutta ankam, gab er eine Grammatik und ein Wörterbuch der tibetanischen Sprache heraus.

Kgarl entspricht dem, was man lange Balti und Klein-Tibet genannt hat. Der Vater Anbrada kam 1623 dahin; Moorcroft 1812; beide erklimmten die Kette des Himalaya etwas östlich von den Quellen des Ganges; beide waren auf ihrer Wanderung über diese Schneegebirge verwundert über den herrlichen Anblick, der sich ihren Augen zeigte. Der P. Anbrada hatte nur einen Zweck, die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Ungläubigen. Moorcroft dagegen wollte den physischen Zustand des Landes kennen lernen. Die Gegend, in die er zuerst gelangte, war Tibet oder Urnadessa, wo die Ziegen leben, welche die kostbare Shawls geben, die man hier zu nennt. Gertol oder Gortope, die Hauptstadt dieses Bezirkes, liegt in einer hohen kalten Ebene, die von zahllosen Ziegen-, Schaf- und Yakherden bedeckt ist; Moorcroft schätzte die Zahl, die er da sah, auf wenigstens 40,000 Stück; die der Pferde war verhältnißmäßig unbedeutend. Gertol besteht nur aus einer Vereinigung von schwarzen groben Hützarten. Ueber jeder flatterten seidene Fächerchen von verschiedener Farbe.

Es war der 20. Juli 1812. „Die Hirten,“ sagt Moorcroft, „sahen in diesem Augenblicke an, die Ziegen und Schafe zu scheeren. Kaufleute aus verschiedenen Orten Hindostans kauften die Schafwolle, aus welcher sie schmales Tuch und Decken verfertigen; die Labatis dagegen suchen überall die weiche Ziegenwolle auf, die zur Verfertigung der Shawls dient. Sie haben in ihrem Lande wohl auch Ziegen, welche diese kostbare Woll liefern, aber nicht in gehöriger Menge, so daß sie Caschmir ganz versehen könnten.“

Einige Tage nachher war Moorcroft in Kalfar an dem Manasasarwar, und am 31. Juli bemerkte er Eis von einem Viertel Zoll Dicke, das in der vergangenen Nacht entstanden war. Der Temperaturwechsel ist so häufig und so plöglich, daß die Leute gewöhnlich vier oder fünf Kleider über einander tragen. Die immer vorsorgende Natur hat die Schutzhülle vor den Nachtheilen einer so rauen und unbeständigen Temperatur geschützt, indem sie ihnen dichteres Woll gab, als sich an irgend einem andern Orte findet. Das Fell der Schafe ist dicht; die langen Haare der Ziegen haben an der Wurzel einen außerordentlich feinen Pelz; die Kuh hat auch einen dergleichen; das Haar des Hasen zeichnet sich durch seine Länge und Dichtigkeit aus, und der Hund endlich hat auch einen Pelz.

Die Labatis scheinen sich das Monopol des Lux angeeignet zu haben. Der größte Theil davon verkaufen sie für baare Zahlung wieder an die Caschmirer, welche, wie es scheint, ihre Einkäufe nicht selbst an Ort und Stelle machen können; das Uebrige wird von Handelsleuten aus dem Pashab genommen. Der Deba oder Gouverneur von Daba, einer andern Stadt in jener Gegend, sagte Moorcroft, es wären zahlreiche russi-

sche Caravannen über Yarkend nach Gortope gekommen und hätten Sonnenlinsennuren, Erber und Wollenzuge gebracht.

Leh und Labal wird von einem dem Dalai Lama zinspflichtigen Radscha regiert. Die am Ufer des Indus gelegene Stadt ist von Bruch- und Backsteinen erbaut; die Häuser haben drei bis vier Etagen. Alle Jahre werden 800 Pferdebeladungen Lux nach Caschmir geschickt.

Die Handelsstraße zwischen Labal und Yarkend ist, obgleich stark besucht, dennoch sehr beschwerlich; ein Reisender, der den ersten Ort im März verließ, kam im zweiten erst nach sechzig Tagen an. Die Reise hatte eigentlich nur 20 gedauert, sieben aber hatte man gebraucht, um über die nicht sehr hohen Karakoram-Berge zu kommen. Der Nordwind und das Schneegestöber waren so heftig, daß die Caravane einige Tage lang kaum einige hundert Schritte weiter kam. Trotz der geringen Höhe muß die Karakoram-Kette, die nur acht Tagereisen von Labal liegt, in einer bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel sich befinden, da sich daselbst Athmungsbeschwerden, Erbrechen, Erstarrungen und Appetitverlust einstellen. Der Thee galt für das specifische Mittel gegen alle diese Unannehmlichkeiten. Nach dem Sturme konnten die Reisenden ihre Straße weiter ziehen, aber acht ihrer Pferde waren gefallen und die ganze Caravane war dem Untergange nahe. Das bewohnte Land begann am achtzehnten Tage der Reise von Labal aus. Man trifft da einige Hütten, in denen Uakani leben; die Reisenden versorgen sich da mit Lebensmitteln für sich und die Pferde. Am siebzehnten Tage gelangten sie in das Defile Yengi Dabalan, das etwa sechs (engl.) Meilen lang ist; es war mit Eis bedeckt, und man mußte Stufen hauen, um den Marsch fortsetzen zu können; bei der Rückkehr nach Labal im Juni war das Eis verschwunden. Südlich von Karakoram laufen alle Gewässer nach dem Indus, nördlich wenden sie sich dem Yarkend zu. Jenseits des Rückens von Kilaflan ist der Weg frei von Hindernissen. Der größte Theil dieses Landstriches wird nur von Kirgisen besucht, die mit ihren Herden herumziehen; die wilden Pferde sind zahlreich daselbst; Diebe trifft man nie.

In Kgarl findet man Gold; Moorcroft sah Hägel, welche dies Metall enthielten.

Djang, im W. von Kgarl, wird von D. nach W. von dem Djangbo durchströmt. In geringer Entfernung südlich von dem rechten Ufer dieses Flusses liegt Sigatse, die Hauptstadt der Provinz, eine Festung auf einer Felsen Spitze, welche eine Defile beherrscht.

Ein wenig weiter hin nach W. steht man Dschaschi Lumbo oder Labrong, die gewöhnliche Residenz des Bantshin-rimbofschi, eigentlich ein ungeheuer großes Kloster, das aus etwa 400 Gebäuden von Stein in einer Bergbucht, die nach Süden zu offen ist, besteht. Alle haben wenigstens zwei Stockwerke und platte Dächer mit einer Lehm von Erde und Paskinen, die unten vorspringt und einen Simms bildet, der dunkelbraun angestrichen ist, wodurch man hier die geistlichen Gebäude auszeichnen pflegt. Diese Farbe, die groll von den weißen Mauern absticht, steht sehr angenehm aus.

Dieses Kloster enthält mehrere Tempel, Mausoleen und den Palast des Bantshin-rimbofschi, oder Bantshan-erbeni, welcher von allen geistlichen und weltlichen Beamten bewohnt wird, die um seine Person seyn müssen. Am N.O. Ende des Klosters erhebt sich der Palast eines Hauptlama. (Taf. 16. Abbild.) Alle Häuser haben Fenster, deren größtes sich in der Mitte der Fassade befindet und einen weit vorspringenden Balkon bildet. Sie werden weder mit Laden noch Balousien, sondern mit Vorhängen von schwarzem Moire geschlossen. Das Hauptzimmer befindet sich in der zweiten Etage; darüber ist eine Kithüre angebracht, mittelst welcher man Licht und Sonne hereinlassen kann, wenn dieses Gestirn sich im Winter zeigt.

In einem gepflasterten und auf drei Seiten von einem Peristyl mit rothen und vergoldeten Säulen umgebenen Hofe steht man das Mausoleum des Bantshan-erbeni, der 1780 von dem Kaiser von China nach Peking berufen wurde und dort den Aufenthalt wechselte. Ueber dem Eingange des Mausoleums bemerkt man eine Trophäe, die ziemlich einer Rü-

stung gleicht. Diese Sculpturen und andere sind reich vergolbet. Zwei roth bemalte Thüren mit vergoldeten Erhabenheiten zeigen, wenn sie sich öffnen, eine prächtige Pyramide, deren Seiten mit massiven Silberblättern belegt sind. Die Absätze der Pyramide tragen verschiedene seltene und kostbare Gegenstände, welche die Gläubigen dem Lama während seines Lebens gaben; man bemerkt Kabineten und merkwürdige Juwelen, silbernes Geschirr, reiches Porzellan, große japanische Vasen von herrlichem Blau, große Stücke Lapislazuli, Götzenbilder und musikalische Instrumente.

An jeder Seite hängen an der Decke Stücke Atlas und anderer seidener Zeug. Ganz nahe bei der Pyramide bemerkt man zwei Stücke schwarzen Sammet, der ganz mit einer Perlenstickerei bedeckt ist. Stücke schönen englischen Brocats und dergleichen von Benares mit Blumen vervollständigen diese herrliche Ausstellung kostbarer Stoffe. An den Wänden von oben bis unten sind betende Priester gemalt.

Am Fuße der Pyramide ruht der Körper des Bantschan-erdeni in einem Sarge von massivem Golde, der in Peking auf Befehl des Kaisers Khian lung gearbeitet wurde. Oben auf der Pyramide steht die goldene Bildsäule des Bantschan. Er ist auf Kissen sitzend und nachdenkend dargestellt; seine Füße sind gekreuzt.

Die Bildsäule des Lama befindet sich unter einer großen Muschel, deren Streifen abwechselnd roth und weiß gemalt sind und deren gewundene Ränder ein Dach bilden; an ihrem Ende sind symmetrisch und geschmackvoll die Rosenkranze aufgehängt, deren sich der Bantschan bediente und die meist kostbar sind. Sie sind von Perlen, Esmaragden, Rubinen, Saphiren, Korallen, Bernstein, Bergkristall, Lapislazuli &c.

Auf der rechten Seite der Pyramide befindet sich eine andere Statue des Bantschan-erdeni in Lebensgröße von massivem vergoldeten Silber sitzend auf einem Sessel unter einem seidnen Baldachin, mit einem aufgeschlagenen Buche vor sich.

Vor der Pyramide liegen auf einem Altare, der mit einem blauen Tuchteppich bedeckt ist, die täglichen Opfergaben, bestehend in Blumen, Früchten, Getreide und Oelen, neben ewig brennenden Lampen und wohlriechenden Kerzen, sowie Gefäßen mit Weihrauch.

Auf dem Fußboden sind religiöse Schriften aufgeschichtet. Die Gläubigen, welche Einlaß in dieses Heiligthum erhalten, beten den Lama an, indem sie sich neunmal vor seinem Grabe mit der tiefsten Demuth niederwerfen. Unter dem äußern Porticus halten sich Priester auf, die hier abwechselnd beten und das heilige Feuer vor dem Grabe zu unterhalten haben.

Die Muschel, welche die Pyramide bedeckt, ist außerordentlich groß; aus einer gewissen Entfernung gesehen, macht sie einen sehr schönen Effect; sie befindet sich an der Seite eines großen Felsens über dem größten Theile des Klosters, so daß man sie sehr weit sieht. Das Äußere des Mausoleums ist von Quadersteinen; das mehr lange als tiefe Gebäude ist außerordentlich hoch; die Mauern werden dünner, je höher sie sich erheben. In der Mitte des Gebäudes, über dem Porticus, sieht man ein mit Vorhängen von schwarzem Moire verhängenes Fenster. An der Mauerfläche bemerkt man mehrere Figuren der Sonne und des Mondes in Gold; rund um das ganze Mausoleum läuft ein brauner Streifen etwas unterhalb dem Fenster und darüber befindet sich ein Tafelchen mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: Om mani pad me om. Ueber diesem zieht sich eine weiße Stelle hin, und der ganze Theil des Facade über diesem Weiß, etwa 12 Fuß hoch, ist roth angestrichen. Der Fries und Simms sind weiß.

Der glänzendste und am meisten in die Augen fallende Theil des Gebäudes ist eine kostbar vergoldete Kuppel, die sich über der innern Pyramide wölbt. Sie wird von leichten Säulen getragen; ihre Spitze ist mit metallenen Drachen geziert; rund herum hängt eine unendliche Menge Glöckchen, die, vom Winde bewegt, mit allen denen der vorspringenden Theile des Gebäudes ein sehr geräuschvolles Glockenspiel bilden. (Taf. 17. Abbild.)

Wir verdanken diese Details Samuel Turner, einem englischen In-

sankter-Officiers, der 1788 von dem Generalgouverneur von Indien abgeschickt wurde, um dem Bantschin-rimbotschi wegen seiner Wiedererweckung in dem Körper eines Kindes Glück zu wünschen. Am 17. Septbr. war er in Dschaschi-lumbo. Er hatte die Erlaubniß, Tibet zu betreten, nur unter der Bedingung erhalten, sich nur von einem einzigen Landsmanne begleiten zu lassen. Er hätte gern der Ceremonie der feierlichen Weihe des jungen Regenerirten beigewohnt, zu welcher sich der Dalai Lama selbst einfand, mußte sich aber mit dem begnügen, was die Boddhisten in seinem Gefolge ihm erzählten. Wahrscheinlich hatten die Abgeordneten des Kaisers von China, welche dieser imposanten Ceremonie beiwohnen sollten, die Zulassung der Europäer unpassend gefunden.

Man wies Turner ein prächtiges Zimmer im Kloster zur Wohnung an; er durchwanderte die Umgegend und besuchte Sigatse. Die Ebene von Dschaschi-lumbo ist vollkommen flach und von felsigen Bergen umgeben. Sie erstreckt sich von N. nach S. 15 (engl.) Meilen weit und ist am südlichen Ende fast 6 Meilen breit, am nördlichen aber schmaler. Dort liegt das Kloster, welches die ganze Fläche einnimmt und zwischen den Bergen in D. nur einen schmalen Raum freiläßt, durch welchen der Tsanmitschiu fließt, um sich etwas weiter hin mit dem Djangbo zu verbinden.

Die Berge um Dschaschi-lumbo sind außerordentlich steil, fast perpendicular, und sehen aus wie verrostetes Eisen. Die ungemeine Strenge der Kälte hat sie gesprengt und die Winde reißen ziemlich häufig Blöcke ab, die sich unten ansammeln und einen ziemlich glatten Damm bilden.

Von dem October bis zum Mai erheben Wirbelwinde ziemlich häufig ungeheure Staubwolken, die, wenn sie die Spitze der Berge erreicht haben, in der Luft zerstreut werden. Dies ist das Einzige, was die Reinheit der Atmosphäre trübt, denn gewöhnlich bemerkt man nicht den geringsten Dunst am Horizonte.

Der Felsen von Dschaschi-lumbo ist der höchste von denen der Umgegend; Turner bemerkte hier an den günstigsten Stellen einen Ueberrest von Grün. Einige Büsche hatten eine Anzahl Fische angelockt, die er dort herumspringen sah.

„Ich versuchte den Gipfel des Felsens zu erklimmen,“ sagt er hinzu, „aber als ich oben ankam, fand ich meine Erwartung sehr getäuscht. Ich sah auf allen Seiten nichts als enge, unfruchtbare Thäler, kahle Felsenspitzen und fühlte eine äußerst heftige Kälte. Vielleicht freilich wäre mir die Sache in einer andern Jahreszeit anders vorgekommen. Jetzt fühlte man in Tibet bereits die Strenge des Winters; die Bäume hatten ihre Blätter verloren; die hohen Berge waren mit Schnee bedeckt und die Natur sah todt aus.“

„Von dem Felsen Dschaschi-lumbo herab sieht man in weiter Ferne auf andere Berge. Obgleich ich wußte, daß es da bedeutende Dörfer und zahlreiche Bewohner gebe, bemerkte ich doch nicht die geringste Spur davon. Diejenigen, welche sich an diesen Bergen niederlassen, wählen immer eine soviel als möglich geschützte Lage.“

Nach N. zu erblickte Turner den Djangbo, der in einem breiten Bette fließt. Ueberall, wo sich die Ungleichheit des Bodens seinem Laufe zu widerlegen scheint, hat er sich mehrere Ausgänge geöffnet und eine Menge Inseln gebildet. Man versicherte ihn, das Hauptbett sey schmal, und man könnte es zu keiner Zeit durchwaden.

Der Regent, der Turner sehr freundschaftlich aufgenommen hatte, mußte sich auf einen Monat entfernen. Nach seiner Rückkehr bewilligte er dem englischen Reisenden eine neue Audienz. „Er sprach sehr theilnehmend,“ sagt dieser, „wegen eines leichten Uebelschens zu mir, das mich befallen hatte, und nach seinen Reden konnte ich schließen, daß er von Allem, was hier vorging, selbst in seiner Abwesenheit, vollkommen unterrichtet sey. Dann sprach er von der strengen Kälte, die sich in den Gegenden einstelle, aus denen er komme, und die so heftig sey, daß er habe wärmere Kleidung anlegen müssen, als er gewöhnlich trage.“

Am 30. Novbr. erhielt Turner seine Abschiedsaudienz bei dem Regenten, der ihm seine Depeschen für den Generalgouverneur von Indien übergab. Am 2. Decbr. trat er die Reise nach Bengalen an. Ehe er den

Palast verließ, mußte er nach dem Verkommen eine weißseidene Schärpe um die Kapitäl der vier Säulen in seinem Zimmer schlingen. Er kennt den Grund dieser Ceremonie nicht, die ihm etwas Rührendes zu haben schien, entweder als Ausdruck der Dankbarkeit oder als Zeichen der Erinnerung.

Als er am 3. im Kloster zu Xetpaling ankam, das neuerdings für den da wohnenden jungen Lama gegründet worden war, bis derselbe das Alter erreicht haben wird, um die Zügel der Regierung in Tschaschi-lumbo selbst zu übernehmen, wurde er am nächsten Tage diesem wiedergeborenen Pabst und Gott vorgestellt. Man hatte denselben auf einen vier Fuß hohen und mit einer gestickten seidenen Decke belegten Kissenhaufen gesetzt; andere seidene Zeuge von verschiedenen Farben hingen an den Seiten. Dieser Thron befand sich in einer Art von brennenden Kerzen umgebenen Kissen; der Vater und die Mutter des jungen Gottes standen zu seiner Linken, während sich ein Priester dienstbereit zu seiner Rechten hielt.

Turner überreichte ihm ein Daffak, so wie eine Perlen- und Korallenkette; der junge Oberpriester nahm sie in die Hand; die übrigen Geschenke wurden zu seinen Füßen niedergelegt. Turner und sein Begleiter erhielten die Erlaubniß, sich rechts von dem Throne niederzusetzen; man brachte ihnen Thee. Mehrere Personen durften eintreten und sich vor dem Bantschin-rimbotschi niederwerfen, der mit ihren Fußbügeln sehr zufrieden zu seyn schien. Er verwandte die Augen fast nicht von den beiden Engländern und schien unzufrieden darüber zu seyn, daß man ihnen nicht schnell genug zum zweitenmale Thee reichte. Er nahm einen goldenen Becher, worin sich Confituren befanden, nahm zwei Stücke heraus und schickte sie den Fremden.

Turner hielt eine Anrede an ihn, um die Freude auszudrücken, welche der Generalgouverneur über seine Wiedergeburt empfunden habe, und ihn um fortdauerndes Wohlwollen für die Engländer zu bitten. Der Wiedergeborene, der erst anderthalbes Jahr alt war, konnte auf diese Anrede natürlich nicht antworten; „aber,“ sagt der Reisende hinzu, „er sah mich aufmerksam an während ich sprach, und machte mehrere Zeichen mit dem Kopfe, die anzudeuten schienen, daß er mich verstehe und billige, was ich sage; er benahm sich mit bemerkenswerther Schicklichkeit und Würde; alle seine Geberden verriethen einen lebendigen Verstand. Seine Gesichtsfarbe war etwas braun; er hatte regelmäßige Züge, schwarze Augen und eine glückliche Gesichtsbildung; mit einem Worte, er war ein sehr schönes Kind.

„Seine Eltern betrachteten ihn mit der zärtlichsten Liebe und schienen von seinem Benehmen entzückt zu seyn; die etwa fünfundsiebenzigjährige Mutter war klein, aber ziemlich hübsch trotz ihrer tatarischen Physiognomie und ihrer ziemlich braunen Farbe. Ihr Haar war vor den Ohren, Rubinen, Smaragden und Korallen kaum zu sehen; ihre Ohrgehänge bestanden in Perlen, durchflochten von Gold und Rubinen. Mehrere Schnuren Rubinen, Eapislazuli, Bernstein und Korallen reichten vom Hals bis auf die Taille. Ihr Gürtel war durch eine goldene Schnalle festgehalten, in deren Mitte ein sehr großer Rubin glänzte. Ein granatfarbiger Shawl mit weißen Sternen vervollständigte ihre Kleidung, die nur bis unter das Knie reichte; am Fuße trug sie Stiefeln von rothem Morokko. Der Vater trug ein Gewand von gelber Seide, mit Gold besetzt und mit dem kaiserlichen Drachen von China geschmückt.“

Bei einer letzten Audienz erhielt Turner die Depeschen des Oberpriesters, dessen Eltern ihm zwei Stücke Atlas für den Generalgouverneur übergaben, ihm selbst aber eine mit Sammet gefütterte Jacke schenken.

Es waren sehr viele Buddhisten angekommen, welche den Bantschin-rimbotschi anbeten wollten; aber nur wenige wurden vorgelassen; sie schloßten sich schon glücklich, wenn sie ihn nur am Fenster erblicken konnten, wo sie sich vor ihm niederwarfen, ehe man ihn wieder wegtrug. Mongolen, Kalmücken befanden sich ebenfalls unter den Gläubigen auf dem Plage vor dem Palaste; sie standen da mit entblößtem Haupte, gefalteten und bis an das Gesicht emporgehobenen Händen, die Augen auf

Weile in Xien.

die Wohnung des Lama gerichtet und mit offenkundiger Unruhe. Endlich zeigte man ihnen denselben, wenigstens vermuthet es der Erzähler, denn sie hoben die noch immer gefalteten Hände über den Kopf, senkten sie dann auf das Gesicht und legten sie auf die Brust; dann nahmen sie dieselben auseinander, stellten auf ihre Knie und berührten mit der Stirn die Erde, was sie neunmal nach einander wiederholten. Darauf traten sie näher, um ihre Geschenke zu übergeben, die in mehreren Gold- und Silberbarren und verschiedenen Erzeugnissen ihres Vaterlandes bestanden. Diese Gegenstände wurden einem Palastbeamten übergeben und die Kalmücken entfernten sich offenbar höchst zufrieden. Turner erfuhr, daß diese Opfergaben häufig vorkämen und eine der Haupteinnahmen der Lamas von Tibet bildeten.

Uel liegt östlich von Djang; der Hauptort dieser Provinz ist Chassa, die Hauptstadt von Tibet; der Djang tsü, der Chassa bespült, ergießt sich 15 Stunden weiter in SW. in den Djangbo. Auf dem Marbort, einem Gipfel der Botalaberge in W. von Chassa, steht der Palast oder vielmehr das Kloster des Dalai Lama. Das Gebäude hat eine rothe Farbe und das Dach ist mit einer vergoldeten und mit einer Menge goldener und silberner Spitzen verzierten Kuppel bedeckt. Der Tempel oder das Hauptgebäude dieses Palastes ist 357 Fuß hoch. Man zählt darin 10,000 Gemächer, und steht da eine Menge Götzenbilder aus kostbarem Metall. Chassa war sonst von einer Mauer umschlossen, dieselbe wurde aber 1722 niedergedrückt und durch einen Steindamm ersetzt, der am Fuße des Berges lang in die Länge, bis zum Dzialg-rt-bühung reicht und beinahe 3 Stunden lang ist; er umgibt den Botala und schützt ihn vor dem heftigen Anstoße des Flusses. Die Tibetaner nennen ihn den heiligen Damm. Im ersten Monate des Jahres kommen die Priester von allen Orten zur Feier der geistlichen Feste nach Kassei-tsio-lang; sie bringen Steine für den Damm mit, werfen Erde darauf und schlagen sie glatt; die Regierung hat aber für die Erhaltung zu sorgen.

„Das klare Wasser des Flusses,“ sagt ein chinesischer Geograph, „hat hier eine glänzende Smaragdfarbe; bald bricht es sich in Tropfen und fällt in Staub herab; bald wölgt es ungeheure Steinblöcke mit fort. Man findet in diesem Flusse kleine Steine, die man verkauft und aus denen man Schmuckachen macht.

„Fünf Stunden östlich von Botala erhebt sich der Kassei-tsio-lang, ein von Gold und verschiedenfarbigen Edelsteinen glänzender Tempel, neben dem man einen andern prachtvollen sieht. Sieben Stunden nördlich von diesem liegt die Stadt Dschaschi, in welcher sich die chinesische Besatzung befindet. Sera, Brebung, Samie und Galban sind große Klöster, welche in der Nähe durch ihre Vollkommenheit in Erstaunen setzen, von weitem aber durch ihre Schönheit fesseln; aber Dzun-kio, der Garten des Kadzi und jener von Schusiu-gang übertreffen alle andern und liegen in geringer Entfernung von einander. Hierher kommt der Dalai Lama, wenn er einen Augenblick Ruhe hat, um auszuruhen. Im Frühjahr sind diese Gärten durch Pfirsichbäume und Weiden, im Winter durch Cedern und Cypressen beschattet. Die glänzenden Paläste dieses Aufenthalts unterscheiden sich nicht von denen des Landes der Mitte (China), und hier ist eigentlich das Reich der Freude im Westen.“

Der Plan von Chassa (Taf. 15.) zeigt alle diese bemerkenswerthen Orte; er ist nach einer in Tibet gemachten Originalzeichnung gemacht.

Chassa ist der Mittelpunkt eines ansehnlichen Handels; die Kaufleute von China, Hindostan, Nepal, Caschemir, der Bucharei, von Butan kommen in großer Anzahl daher; der Bazar ist groß und gut versehen; man findet da rohe indische Seide, feine Wolle, mehr oder minder feine Wollenzüge, Parfümerien, Leinwand und Seidenzeuge, Edelsteine, Moschus, Borax, Getreide und Obst.

Cham, die vierte Provinz Tibets, in D. von Uel und Tsang, starrt von hohen Bergen, die zum Theil von ewigem Schnee bedeckt sind, und ist von tiefen Thälern durchschnitten, in denen Flüsse strömen, die nach S. streben. Der Winter ist hier sehr streng und sehr lang. Als der Bantschin-rimbotschi, um den Befehlen des Kaisers von China zu ge-

hören, 1780 die Reise von Tibet nach Peking machte, wurde er vier Monate lang durch den Schnee aufgehalten, der die Thäler füllte.

Einige derselben sind jedoch fruchtbar; in den weniger besuchten Bezirken wächst der Rhabarber in Menge. Einige Städte dieses Landes sind mit dem eigentlichen China vereinigt worden.

Die Chinesen haben mit dem Allgemeinen Namen Miao-tse verschiedene Völker bezeichnet, welche diese Berggegend bewohnen; die meisten unterscheiden sich nach dem Zeugnisse der Missionaire von einander durch gewisse Gebräuche und einige Verschiedenheit in der Sprache. Raproth meint, der Name Miao passe nur auf einen Theil derer, welche in dem Gebirge der westlichen Provinzen Chinas leben; die andern sind Kan oder echte Tibetener, und die Bergbewohner der südlichen Provinzen nähern sich durch ihre Sprache den Völkern der benachbarten Länder.

Einige Schriftsteller glauben, die Miao-tse der westlichen Provinzen gehörten zum Theil zu derselben Familie wie die Chinesen. Sie umhüllen den Kopf mit einem Zeugstücke und tragen nur eine Art Wamms und Beinkleider. (Taf. 17. Abbild.) Einige dieser Miao-tse waren dem Kaiser von China unterworfen; einige erkannten die Autorität der chinesischen Mandarinen an und andere gehorchten ihren erblichen Mandarinen.

Andere Miao-tse hatten ihre Unabhängigkeit behauptet; die Chinesen, welche sich stellten, als verachteten sie dieselben, fürchteten sie und bauten Forts an der Grenze der von diesen Bergvölkern bewohnten Bezirke. Sie kommen von Zeit zu Zeit des Handels wegen in die Ebenen herunter, ziehen viel Kühe, Schafe und Schweine und beschäftigen sich mit dem Ackerbau. Sie verfertigen glatte und kleincarrirte seidene Decken, sowie eine Art aus Hanf; ihr stärkster Handel aber ist der mit dem Holze ihrer Bälber, das sie gegen Vieh und besonders gegen Büffel austauschen, aus deren Haut sie Quirasse machen, welche sie mit dünnen Eisen- oder Kupferplatten belegen. Sie halten sich für treffliche Reiter, und ihre Pferde, die sie sehr theuer verkaufen, sind ihrer Leichtigkeit wegen sehr geschätzt.

Die Miao-tse hatten immer Truppen bereit und ihre Häuptlinge bekriegten einander oft; aber sie vereinigten sich, um Einfälle auf das chinesische Gebiet zu machen. Diese feindlichen Züge wurden bisweilen durch die Verationen der Officiere der chinesischen Garnisonen veranlaßt, welche aus Langeweile Mittel zum Avancement suchten. Die Officiere beklagten sich über von den Miao-tse begangene Verwüstungen und melbten dies übertrieben an die höhern Mandarinen.

Im Jahre 1775 erhielten die Häuptlinge der Miao-tse Befehl, ihre Einfälle einzustellen und die Waffen niederzulegen; aber statt diesem Gebote Folge zu leisten, verbanden sie sich und begannen ihre Raubzüge von neuem in der Hoffnung, wenn sie einige Desfileen sorgfältig bewachten, würden sie in ihren Bergen unbeflegbar seyn. Alle Vorstellungen, die man ihnen machte, waren vergeblich; sie zerrissen die Schreiben des Kaisers. Es wurde ein Heer gegen sie abgesandt; die Unfruchtbarkeit und die Stilleheit der Felsen, wo sie lebten, machten den Krieg schwierig und langwierig; die Miao-tse kämpften mit verzweifelter Muth und selbst die Frauen hatten die Waffen ergriffen; der Sieg blieb lange zweifelhaft; endlich hatte der chinesische General den Führer der Miao-tse in dessen Hauptort eingeschlossen, schlug ihm vor, sich zu ergeben, und versicherte ihn, unter dieser Bedingung würde er Verzeihung erhalten und sein Volk fortwährend regieren, wenn auch in einer andern Gegend. Diese Anträge wurden zurückgewiesen; drei Wochen darauf nahmen die Chinesen die Stadt ein; der Fürst der Miao-tse wurde mit seiner Familie und einigen seiner vornehmsten Anhänger nach Peking gebracht und da mit den meisten 1776 zum Tode verurtheilt.

Die Miao-tse waren jedoch nicht vernichtet, wie man in der kaiserlichen Zeitung von Peking bekannt gemacht hatte. Im Jahre 1832 erhoben sie sich von neuem und die Empörung griff in den Bergen immer weiter um sich bis nach Tsin-tschu, einer Stadt in der Kette Kan-ling in N. von Canton. Der Anführer der Empörer hatte den Namen „der goldene Drache“ und gelbe Kleidung angenommen, — Auszeichnungen, die nur dem Kaiser gehören. Die Rebellen verkündigten, sie be-

kriegten nur die Regierung, erlangten Siege und Schlagen gegen sie abgesandte Truppencorps; später aber wurden sie geschlagen und verloren viele Leute, sowie einige ihrer Anführer in Gefangenschaft geriethen. Der Hof von Peking benutzte diese Umstände und ließ das Gerücht verbreiten, zahlreiche Heere würden über die Miao-tse herfallen, während kaiserliche Commissare ihnen vorzuschlugen, die Feindseligkeiten unter annehmbaren Bedingungen einzustellen. Man kam überein, daß sie in ihren Bergen bleiben sollten und die Chinesen nicht in ihr Gebiet rücken würden; so haben sie ihre Unabhängigkeit behauptet.

Einige katholische Missionaire, wie Grüber und D'Orville 1661; Desideri und Freire 1715; Poratio de Pennabilla 1719 und 1742 sind auf ganz verschiedenen Wegen bis nach Lhasa gekommen; ihre Erzählungen enthalten merkwürdige Dinge über diese Stadt und Tibet. Der Vater Poratio war so innig von der Wirksamkeit seiner Predigten überzeugt, daß er in einem seiner Schreiben an den Papst sich rühmt, den König des Landes und den Dalai Lama beinahe zum Christenthume bekehrt zu haben. Die Engländer haben verschiedene Male versucht, nach Tibet zu gelangen; bis jetzt waren aber ihre Versuche vergebens. Ich sah 1828 bei Abel Remusat den Engländer Thomas Manning, der sehr gut Chinesisch sprach und bei der Gesandtschaft des Lords Amherst 1816 gewesen war. In Bengalen, wohin er später gekommen, war es ihm eingefallen, Tibet zu sehen; er reiste über das Gebirge und kam nach Lhasa. Er befand sich seit vier Monaten in dieser Hauptstadt, als die Behörden von Peking den Befehl erhielten, aus der Stadt einen Engländer zu entfernen, der die Erlaubniß zum Aufenthalte nicht erhalten habe.

Manning erzählte uns viele interessante Eigenthümlichkeiten über Tibet, die im Allgemeinen das, was wir schon wußten, bestätigten oder berichtigten. Manning hatte mehrmals die Ehre gehabt, sich dem Dalai Lama zu nähern, den er als einen Mann von sehr schwächlicher Constitution und großer Gutmüthigkeit schilderte. Dieser Engländer war übrigens viel zu sorglos, als daß er nur irgend etwas von den Beobachtungen aufgezeichnet hätte, die er in einem Lande gemacht, von dem wir noch so wenig wissen.

Die Bevölkerung von Tibet besteht aus etwa 7 Mill. Seelen, und zwar aus zwei besondern Racen von Menschen, den Po- oder Sogba in R. und R.D., welche den Mongolen gleichen. Der letzte Name, der Nomaden der Wiesen bedeutet, wurde ihnen deshalb gegeben, weil sie ein herumstreifendes Leben mit ihren Heerden führen. Die Züge der Po- oder Sogba, welche das übrige Land inne haben und zahlreicher sind, erinnern an die Physiognomie der Tsingaris (Zigeuner), welche nach der allgemeinsten Annahme aus dem Norden Sibiriens stammen. Manning versicherte uns, die Physiognomie der Tibetener gleiche jener der Juden ungemein.

Die Tibetener haben eine eigenthümliche Sprache und ein eigenes Alphabet; die Buchstaben werden von den Linken zur Rechten geschrieben. Die Sprache zerfällt in mehrere Dialecte. Das Sanskrit braucht man zu Beschwörungen, Exorcismen u. c.; es ist die Kirchensprache der Lamas. Die in Tibet studiren sorgfältig die heilige Sprache, in welcher die Gottheit zu den Menschen sprach. Die Literatur dieses Landes ist die des Buddhismus im Allgemeinen; die Theologie Buddhas ist die Grundlage; weitläufige moralische, metaphysische, cosmologische Abhandlungen, historische oder mythologische Romane, Rituale und Gebete bilden die Masse, wozu dann eigenthümliche Sagen, Nationallegenden und die Lebensbeschreibungen der Heiligen und berühmtesten Helden des Landes kommen. An verschiedenen Orten giebt es Buchdruckereien.

Die Städte sind in Tibet selten und bestehen meist aus mehreren Flecken, die um Tempel oder Klöster herum angelegt worden sind; eine der ansehnlichsten ist Schigangar in der Provinz Uel, 14 Stunden südwestlich von Lhasa; sie enthält 30,000 Familien. „Die Dörfer“, sagt Turner, „sehen nicht schön aus; die Häuser sind sehr schlecht gebaut und gleichen Kalköfen; die Steine werden nicht durch Mörtel verbunden und man läßt nur drei oder vier kleine Oeffnungen für das Licht. Das Dach bildet eine Terrasse mit einer 2 bis 3 Fuß hohen Lehm-, wo man ent-

weder eine kleine Fahne aufsteckt oder einen Baumzweig, oder auch einen Strich mit Papierstreifen oder Zeugstücken aufhängt. Dieser von einem Hause zum andern laufende Strich gilt für ein unfehlbares Zaubermittel gegen die Macht der bösen Geister.

Man kann die tibetanische Nation in zwei Classen theilen; die eine widmet sich ganz den Angelegenheiten des Himmels, die andere beschäftigt sich mit weltlichen Dingen. Die Tibetaner sind gutmüthig, menschlich, gaffrei und in ihren Eridenschaften sehr gemäßigt; man wirft ihnen aber eine große Unreinlichkeit vor. Ihre Kleidung besteht in einer Tunika, die im Sommer aus Wollenstoff, im Winter aus Schaf- oder Fuchsfellen besteht. Auf dem Kopfe tragen sie eine Pelzmütze. Die Personen, welche den höhern Classen angehören oder Vermögen besitzen, haben seidene Gewänder und sehr schöne Pelze. Die Frauen tragen ein Wamms mit kurzem Ärmeln und eine Schürze von grobem Zeuge oder von Seide; die Schultern bedecken sie mit einem kleinen Schawl; sie lieben die Ringe, Armbänder und Halsbänder sehr. Ihr Haar wird mit der äußersten Sorgfalt geordnet; die Reichen haben große, oft mit Perlen verzierte Hüte. Die gewöhnliche Kleidung der Priester ist ein langes Gewand, über welches sie eine kurze Tunika werfen und einen Mantel gleichen, der bis an die Hüften reicht; die von niederm Range schneiden ihr Haar ab (S. 15.); sie haben Stiefeln.

In einem großen Theile Asiens maßt sich der Mann das Recht an, mehrere Frauen und mehrere Concubinen zu haben. Die Sitte in Tibet ist noch feltamer. Eine Frau knüpft ihr Geschick an alle Brüder einer Familie, wie zahlreich und von welchem Alter sie auch seyn mögen; der ältere wählt sie. Alle Tibetaner behandeln die Frauen aufmerksam. Sie streuen sich nicht bloß einer vollkommenen Freiheit, sondern sind auch im Hause Herrinnen. Die Brüder theilen die Kinder, welche sie ihnen gebiert, unter einander.

Es fehlt den Tibetanern nicht an Geschicklichkeit in den Künsten; sie schneiden die Steine und das Holz, ciseliren und fagonniren die Metalle sehr fein und gart. Moorcroft findet viel Grazie in der Zeichnung ihrer mythologischen Figuren, und setzt hinzu, die Draperie an denselben wäre sehr geschmackvoll. Bei jedem Kloster giebt es Werkstätten, in denen man Statuen Buddhas und andere Götzen von jeder Größe arbeitet. Die Tempel und Wohnungen der Privatpersonen sind mit einer großen Anzahl von Gemälden geschmückt.

Nach den Sagen Tibets wurde dieses Land früher von verschiedenen Völkerschaften bewohnt; um das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung brachte ihnen ein Hindu-Fürst das erste Licht der Civilisation; 700 Jahre später bildete der Buddhismus diese Völkerschaften vollends. Später unterhielten die Souveraine von Tibet freundschaftliche Verbindungen mit denen von China, welche ihnen von Zeit zu Zeit Prinzessinnen ihres Hofes zur Ehe gaben. Diese Monarchen machten dann Eroberungen, aber ihre Größe war nur ephemer und im 13. Jahrh. mußten sie die Oberherrschaft Chinas anerkennen. Innere Zwistigkeiten zerrissen Tibet lange; ein chinesisches Heer stellte die Ordnung wieder her, und 1720 übertrug ein Edict des Kaisers von China die Souverainetät des Landes dem Dalai Lama. Später durch Unzufriedene angezettelte Unruhen wurden gestillt. Da übertrug man mit Einwilligung des Dalai Lama die Regierung einem chinesischen General, der in Lassa residirte und den man als Vizekönig ansehen kann. Der geistliche Souverain schickt jährlich eine Gesandtschaft nach Peking mit Geschenken an den Kaiser und dessen Brüder, Minister und andern vornehmen Personen am Hofe. Man schätzt seine Einnahmen auf 8 Mill. Ungen Silber.

Die Zahl der Truppen schätzt man auf 64,000 M.; der größte Theil besteht in Cavalerie. Außer diesen regelmäßigen Corps giebt es eine Miliz, die Ula heißt, und welche denjenigen, die für Rechnung der Regierung reisen, Führer und Träger liefern muß. Man nimmt zu diesem Dienste, in welchem keine Ausnahme gilt, einen Mann von fünf oder sechs in einem Dorfe. Die Soldaten sind mit einem kurzen Säbel, einer

Plinte, einer Lanze, einem Bogen und einem Schilde von Reibengestrich oder Holz versehen.

Die Geseze sind außerordentlich streng und selbst grausam; seit die Chinesen das Land inne haben, ist diese Strenge etwas gemildert worden.

Die Abgaben werden in natura erhoben. Der Ertrag der Straßgelder und des Zolles in den Städten und Flecken wird für den öffentlichen Dienst und die Unterhaltung der Tempel und Lamas verwendet. Man zählt über 3000 ausgezeichnete Tempel und über 84,000 Lamas, was nicht überrascht, weil viele Kinder beider Geschlechter sich dem geistlichen Stande widmen. Ein chinesischer Schriftsteller bemerkt, dies sey die Hauptursache der schwachen Bevölkerung Tibets.

Die gewöhnliche Nahrung der Tibetaner besteht in Gerstenmehl, Kind- und Schöpfensfleisch, meist roh, Milch und Käse; sie trinken viel Thee und haben auch berauschende Getränke, welche sie aus gegorenem Gerstenmehl bereiten.

Kapitel XXXI.

Das chinesische Reich. — Butan.

Im N. und O. ist Butan von Tibet begrenzt; in S. von Assam und Hindostan; in W. von Sikkim. Es liegt zwischen dem 26° 22' und 28° n. Br. und zwischen dem 86° 10' und 92° 55' östl. L. Die Länge beträgt etwa 100, die Breite 50 Stunden und der Flächenraum 4500 Q. St.

„Die Natur,“ sagt Turner, „hat die Grenzen, welche Tibet von Butan trennen, scharf gezeichnet. In N. streift der Blick in der Ferne auf große Strecken Berge und Thäler; aber kein Baum, nicht eine Pflanze ist zu sehen; kaum erblickt man einige Spuren von Rasen. Schon am 15. Septbr. bedeckte der Schnee die Berge, aus deren Mitte der Schamalar sich zu ungeheurer Höhe emporstreckt. Seit undenklicher Zeit wandern die Hindus hierher, um den schneeigen Gipfel anzubeten. Dieser Theil Tibets ist außerordentlich kalt; kaum kann man Getreide bauen; der Weizen reift nicht, man füttert ihn nur als Viehfutter. Mehrere Flüsse entspringen in diesem Bezirke und sie laufen entweder nach N. dem Djangbo, oder nach S. dem Brahmaputra zu.“

„Von denselben Höhen aus erblickt man die Gebirge Butans, die bis zum Gipfel mit Bäumen und Grün bedeckt sind, Wenige Länder gewähren eine ungleichere und mannichfaltigere Fläche: Berge, die mit ewigem Grün und Wäldern voll der herrlichsten Bäume geschmückt sind. Die Thäler sind meist sehr eng; aber überall, wo der Boden nicht zu steil oder wo sich ein wenig Erbe befindet, ist sie angebaut. Man hat Terrassen angelegt, um Erdfälle zu verhindern. In jedem Thale, an jedem Berghange erkennt man die Hand des Ackerbauers. Der Fuß der Gebirge ist fast überall von reißenden Flüssen bespült, und an jedem, ja auf dem Gipfel bemerkt man vollreiche Dörfer mit Gärten und andern Anlagen. Dies Land gewährt zu gleicher Zeit den Anblick der wildesten Natur und die Bemühungen der mühsamsten Kunst.“

Die Berge Butans gehören zu der ungeheuern Kette des Himalaya. Der bedeutendste Fluß ist der Tschi-tschu, der, von mehreren andern angeschwellt, sich von Cascade zu Cascade stürzt und endlich unter dem Namen Gabbaba in die Ebenen Bengalens gelangt.

Die Gletscher, die sich an mehreren Theilen des Gebirges von Butan finden, modificiren das Klima bedeutend, das in Rücksicht auf die Breitenlage des Landes außerordentlich gemäßigt ist; Regen fällt häufig, aber nie in Strömen. In den gebirgigen Bezirken findet man alle Obstbäume des mittlern und südlichen Europas; man pflückt Erd- und Himbeeren; man erntet Weizen und selbst Reis, und in den an Bengalen grenzenden Thälern Tabak und Baumwolle, sowie die Früchte dieses Landes; man sieht auch Bambus dafelbst. Der Elephant und das Rhinoceros bewohnen die Wälder dieser Region; überall küssen große Affen an den Begen umher.

Die Butaner, wie die Hindus, halten diese Thiere für heilig. Der Yat ist in dem nördlichen Theile des Landes gemein.

Schwerlich kann man ein besser proportionirtes und kräftigeres Volk sehen als die Butaner; sie sind hochgewachsen und haben eine sehr glatte Haut; im Allgemeinen ist ihre Farbe weißer als die der Portugiesen in Fissabon; ihr Haar ist schwarz und wird sehr kurz abgeschnitten; der Bart wächst erst sehr spät, und sie pflegen Schnurbärte zu tragen, die aber sehr dünn sind. Ihre Augen sind klein und schwarz, die Winkel der Augenlider lang und spitz, als habe man sie künstlich ausgebeugt; die Augenliderhaare sind so fein, daß man sie kaum sieht, und die Augenbrauen nicht sehr voll. Unter den Augen ist ihr Gesicht am breitesten; es ist hier abgeplattet und wird schmaler nach dem Rinne zu, wie man es bei den Mongolen und auch bei den Chinesen findet. Sie sind freilich nicht reiner als die Tibetener. Turner sah während seines Aufenthalts Gelongs, die sich regelmäßig die Woche einmal in einem Flusse badeten, aber, sagt er hinzu, diese Abwaschung ist eine Handlung der Frömmigkeit und sie wiederholen sie nicht häufiger, als die Religion ihnen vorschreibt. Viele Laien glauben sich von dem Waschen und dem Wassertrinken dispensiren zu können. Man findet bei ihnen ziemlich viele mit Kröpfen Beladene.

Das Gepäc wird von Menschen fortgeschafft und die Weiber tragen immer die größten Lasten; auch die Bearbeitung des Bodens fällt ihnen größtentheils zu.

Lassifudon, das in einem 1 Stunde breiten, gut bebauten und von dem Tschin-tschu bewässerten Thale liegt, ist die Residenz des Deb-radschah, des weltlichen Oberhauptes von Butan. Diese Hauptstadt besteht nur in dem Palaste des Fürsten, der ein Parallelogramm bildet und von Stein gebaut ist. Sein Umfang ist unermesslich. Die Minister, die Beamten und die ganze Dienerschaft des Fürsten wohnt darin; die Mauern sind über 30 Fuß hoch. In der Mitte der Höhe zieht sich eine Reihe Balcons mit Vorhängen von Pferdehaar hin, die man alle Abende verschließt; über den Balcons scheinen sehr kleine Fenster dazu bestimmt zu seyn, bloß Luft und nicht auch Licht hineinzulassen. (Taf. 16. Abbild.) Der Palast hat zwei Eingänge: den ersten, nach Süden zu einer hölzernen Treppe gegenüber, deren Stufen mit Eisenschienen eingefast sind. Sie beginnt außen am Boden, reicht bis an die letzte Terrasse und geht in der Mauer empor. Der andere Eingang, der Haupteingang, liegt nach Norden; man steigt auf einer steinernen Treppe empor, die in einen geräumigen Corridor führt, welcher durch zwei massive mit dicken Eisennägeln beschlagenen Thüren verschlossen wird. Am Ende des Corridors befindet man sich vor einem vierseitigen Gebäude, welches die Citadelle heißt; hier wohnt der Dama-Radscha, der legitime Souverain, der sich aber in die weltlichen Angelegenheiten durchaus nicht einmischet. Er ist ein verkörperter Gott und Lama vom ersten Range. Zahllose Götzenbilder schmücken den Palast.

Diese Citadelle ist sieben Stagen hoch und jede hat eine Höhe von 15 bis 18 Fuß. Die Spitze ist platt und das Dach von Lannenholtz, das einen bedeutenden Vorsprung bildet. Das Götzenbild Rahamuni, das von den Butanern hoch verehrt wird, befindet sich in dem siebenten Stockwerke; darüber erhebt sich ein kleiner vierseitiger Pavillon von Mauerwerk, der mit reichvergoldetem Kupfer belegt ist.

Alle Häuser in Lassifudon stehen über eine (engl.) Meile von dem Palaste, in verschiedenen Gruppen zerstreut. In derselben Entfernung im N. von dem Palaste erhebt sich der eines Lama auf einem langen und schmalen Plateau, wo man mehrere weiße Fäbren mit den mystischen Worten Om mani pad me om aufgepflanzt hat. (Taf. 16. Abbild.) Man erräth leicht, daß der Buddhismus die Religion der Butaner ist.

Bei dem Palaste von Lassifudon zieht sich eine lange Reihe von Schoppen mit Werkstätten hin, wo man fortwährend Götzenbilder von Bronze und Eisen, sowie verschiedene Tierarten für die Tempel arbeitet. In geringer Entfernung ist eine große Papierfabrik, in welcher man das Papier aus der Rinde eines Baumes deh, der in der Umgegend sehr häufig vorkommt, verfertigt; diese Fabrikation und die einiger grober Wollen-

und Baumwollenzuge bildet die ganze Industrie der Butaner. Der Deb-radschah ist der einzige Kaufmann im Lande; alle Jahre schickt er nach Rangpur in Hindostan eine Caravane, welche Waaren von Tibet und China bringt und dafür solche nimmt, welche Bengalen liefert und die zum Theil aus Europa kommen.

Die Häuser der Privatpersonen haben nur ein Stockwerk und sind zum größten Theile von Holz erbaut. Das beste Mittel, das man erdenken konnte, Feuer darin anzumachen, ohne sie in Brand zu stecken, bestand darin, das Feuer auf einer großen Steinplatte mitten in der Stube anzuzünden. Die Butaner nehmen alle Platz rund umher. Der Rauch, der keinen andern Ausgang hat als die Thüre und die Fenster, incomodirt die Anwesenden allerdings sehr und schwärzt am Ende ihr Gesicht, wie er die Wände und die Decke schwärzt.

In einem so von tiefen Thälern zerrissenen Lande müssen natürlich die Brücken sehr zahlreich seyn; sie sind im Allgemeinen sehr sinnreich gebaut. Wir brauchen nur die von Tschuta, einer Feste 18 Stunden südlich von Lassifudon am linken Ufer des Suddaba, zu erwähnen. Man gelangt über diesen Fluß auf einer Brücke, welche lange vorher bestand, ehe man in Europa an Hängebrücken dachte. Es kann freilich bloß ein Reiter auf einmal hindüber und sie schwankt bedeutend. Da die Bewegung fortwährend zunimmt, so muß man sich sehr breilen. Die Butaner schreiben den Bau den Geistern zu. (Taf. 17. Abbild.)

Die Destréen in dem Gebirge werden von Subah genannten Beamten bewacht, die in dem Bezirke, wo sie befehligen, in großem Ansehen stehen.

Vor 1772 waren die Europäer nicht nach Butan gedrungen. Um diese Zeit überfiel der Deb-radschah das Fürstenthum Gotschabhar, das unter Bengalen steht. Die Engländer nahmen es bald wieder und verfolgten die Butaner bis auf deren eigenes Gebiet. Da bat der Deb-radschah den Bantchan-erdeni, sich für ihn zu verwenden, und dieser schrieb sogleich an den Generalgouverneur von Bengalen einen Brief, in welchem er anzeigte, er habe den Radschah wegen seines thörichten Beginns getadelt, und um Einstellung der Feindseligkeiten bat. Die Regierung von Bengalen ging sogleich in die Wünsche des Lama ein, der Friede wurde geschlossen und jeder Theil zog sich auf seine Grenzen zurück.

Dieses Ereigniß veranlaßte die Absendung eines englischen Officiers nach Tibet und darauf die Mission Turners, der auf der Reise durch Butan kam. Er wurde in beiden Ländern sehr gut aufgenommen, die immer mißtrauischen Regierungen haben aber nie erlaubt, daß Caravanten die Grenze überschritten.

In B. von Butan und in D. von Nepal wird Sikkim, ein Gebirgsland von 500 Q. St. Flächenraum, in N. von dem Himalaya, der es von Tibet trennt, und in S. von Bengalen und Nepal begrenzt. Seine Producte gleichen denen des letztern Landes. Die Falfat-Berge bedecken den nördlichen Theil. Der Raman und Dschami kuma, nicht bedeutende Flüsse, bewässern es; es führt Eisen, Moschus und Bieh aus; seine Hauptmärkte sind in Bilasi und Radschova an dem Conki; die Fremden bringen ihre Waaren nach Dimbi an dem Bolatu-giar. Die Bevölkerung besteht aus Butias und Laptichas; alle bekennen den Buddhismus; die ersten sind sanft und friedlich, bebauen das Land und ziehen Bieh; die andern sind rohe Bergbewohner. Der Radschah residirt in Sikkim, einer Feste in dem Gebirge am rechten Ufer des Dschami kuma, eines Nebenflusses des Tessa. Sein Fürstenthum wurde in der letztern Zeit von dem Heere von Nepal überfallen, aber die vereinten Anstrengungen Tibets, Butans und der Engländer, die es unter ihren Schutz genommen haben, gewannen es zurück.

In S. D. von Butan wird Widschni, ein kleines von diesem Lande und den Engländern abhängiges Fürstenthum, von dem Brahmaputra durchströmt; es ist fruchtbar und man baut daselbst Betel und Zuckerrohr. Der Radschah residirt in Widschni, einem festen Castell an einem kleinen Fluße.

Kapitel XXXII.

Das chinesische Reich. — Eigentliches China.

Der erste Theil der „Ralexischen Reise um die Welt“ enthält von Seite 163 bis 200 eine umfassende Schilderung Chinas, und wir müssen uns deshalb beschränken, hier über dieses Land nur einige Beobachtungen und Thatfachen anzuführen.

Da China sehr bevölkert und sehr reich an äußerst verschiedenartigen Naturerzeugnissen ist in Folge der großen Verschiedenheit der Temperatur in den verschiedenen Provinzen, so läßt sich schon denken, daß der Binnenhandel sehr lebhaft und bedeutend ist. Aus diesem Grunde legt die Regierung eine geringe Wichtigkeit auf den Handel mit dem Auslande, der die fremden Kaufleute nöthigt, nur einige bestimmte Dörfer zu besuchen und sie sehr hinderlichen Beschränkungen unterwirft. Uebrigens will sie auch nicht, daß die Bewohner des Reichs in genaue Verbindung mit den Europäern kommen, deren unternehmender und unruhiger Geist für die öffentliche Ruhe betrübende Ereignisse veranlassen könnte.

Man darf sich darum nicht wundern, daß sie die zu wiederholten Malen von den Engländern gemachten Versuche, Handelsverbindungen mit den Häfen der Ostküste des Reichs, nördlich von Canton, anzuknüpfen, höchst ungern gesehen hat.

Man hatte sich in England eingebildet und behauptet, es sey leicht, Handelsverbindungen mit diesen Häfen zu eröffnen; deshalb wurde denn eine Expedition, die von Lindsay, einem der Supercargos der ostindischen Compagnie in Canton, geleitet werden sollte, von Majoribank, dem Präsidenten des Ausschusses dieser Supercargos, entworfen. Lindsay reiste am 26. Febr. 1832 ab. Er sollte sich überzeugen, ob in den Häfen, welche er zu besuchen beauftragt war, für die englischen Schiffe wohl etwas zu machen sey, welchen man vorzuziehen habe und ob die Bewohner und Behörden solchen Versuchen gütlich wären. Die Instruktionen Lindsay's empfahlen ihm ausdrücklich, bei den Chinesen den Glauben nicht aufkommen zu lassen, daß er im Dienst der ostindischen Compagnie stehe. Der Ausschuss hatte sich zu diesem Versuche entschlossen, um das, was darüber vor dem englischen Parlamente behauptet worden war, bestätigen oder ablenken zu können. Suglass, ein deutscher Missionair, begleitete die Expedition und hatte die Absicht, an den Orten, wo man anlegen würde, Schriften über die christliche Religion u. dgl. zu verbreiten.

Die Ladung bestand aus höchst verschiedenen Waaren.

Die Engländer landeten an verschiedenen Punkten und fuhren in einigen Häfen der Küste Chinas ein. Es wurde keine List und keine Bemühung gescheut, um die Waaren der Ladung anzubringen und einen Handel mit den Chinesen einzuleiten. Diese empfingen die Fremden freundlich, aber an mehreren Orten verursachte ihre Ankunft Besorgnisse. Die Regierungsbeamten fordereten sie meist auf, sich zu entfernen, indem sie dieselben daran erinnerten, daß die Gesetze des Reichs den Fremden verbieten, an andern Orten als in Canton Handel zu treiben, und sie so bald als möglich diesen Häfen zu erreichen suchen mußten. An einigen wenigen Orten gelang es Lindsay, Waaren zu verkaufen. Wenn er sagte, er brauche Lebensmittel, so erbot man sich, ihm dieselben unentgeltlich zu liefern, aber er nahm sie nur unter der Bedingung an, etwas dagegen zu geben. Er richtete an die Behörden Gesuche und setzte ihnen auseinander, daß sein Wunsch, den Placereien zu entgehen, denen die Fremden in Canton ausgesetzt wären, ihn veranlaßt habe, in andere Häfen zu kommen. Man hielt ihm dagegen Verordnungen entgegen, welche man nicht übertreten könne und dürfe. Die Schreiben Lindsay's waren in chinesischer Sprache verfaßt, deren Suglass in merkwürdigem Grade mächtig ist; er spricht dieselbe selbst so geläufig, daß man ihn für einen in China Geborenen hielt. Er erbot sich, den Kranken Arzeneien zu liefern, und deshalb war die Zahl der Personen sehr groß, die sich an ihn wendeten. Die Reuigeren strömten an Bord und es war den Magistrats-

personen und Militärbeamten nicht immer möglich, dieselben zurückzuhalten.

Wiederholt umringten Kriegsschiffen das Schiff, damit es keine Verbindung mit den Eingeborenen habe; Landtruppen widersetzten sich ihrer Seite der Landung der Fremden, aber nie brauchte man Gewalt gegen dieselben. Die Engländer handelten nicht immer eben so. Einige der chinesischen Regierungsbeamten blieben selbst dann artig, wenn sie den Handel verhinderten, den Lindsay betreiben wollte; einige nahmen kleine Geschenke an; andere aber, die hochmüthiger sich benahmen, wurden von den Matrosen des „Amherst“ gemißhandelt; man erließ ihre Schonen, schlug die Thüren ihrer Häuser ein und drang mit Gewalt in dieselben ein.

Man verbarg es den Engländern gar nicht, daß man sie mit dem größten Mißtrauen sehe; man vermuthete, sie wären abgeschickt, um den Zustand der Küsten zu untersuchen, und es würden bald Kriegsschiffe mit Soldaten ein Volk angreifen, mit dem sie immer in Frieden gelebt hätten. Lindsay wies alle diese Vermuthungen mit Wärme zurück, aber es gelang ihn nicht, sie völlig zu verschweigen. Er konnte sich überzeugen, daß die chinesische Regierung nicht geneigt sey, eine Uebertretung der Gesetze zu dulden; officiële Depeschen kündigten an, daß Civil- und Militairmandarinen durch den Verlust ihres Ranges dafür bestraft worden wären, daß sie nicht streng genug gegen die Fremden gewesen. Soldaten wurden vor den Augen der Engländer gestraft, weil sie die Reuigeren nicht gehindert hatten, an Bord der Schiffe zu gehen; man schlug Proclamationen an, um die strenge Befolgung der Gesetze einzuschärfen und die Kaufleute wie die übrigen Bewohner zu benachrichtigen, daß sie sich einer strengen Strafe aussetzen, wenn sie Schmuggelhandel mit den Fremden trieben. Und wer könnte die chinesische Regierung darum tadeln!

Nachdem Lindsay die Küste von Corea und den Inseln Riou Riou besucht hatte, wo er keine bessere Gelegenheit fand, kehrte er nach Canton zurück. In seinem vom 11. Octbr. datirtem Berichte sagt er, die Ortsbehörden waren immer über die Erscheinung der Europäer sehr besorgt und unruhig gewesen, und schreibt hauptsächlich der Furcht die Ursache der höchsten Ausnahme zu, die sie unter einigen Umständen der Mannschafft des „Amherst“ erwiesen. Er endigt seinen Bericht mit den Worten: „ich will zum Schlusse meine aufrichtige Hoffnung aussprechen, daß diese Reise dazu beitragen werde, für den chinesischen Handel das allgemeine Interesse zu erweitern, das ein so großes den Handelsunternehmungen eröffnetes Feld erregen muß.“

Versäht wahrscheinlich durch die Lauschungen, die sich Lindsay gemacht hatte, folgten englische Schiffe demselben Wege wie er; ihre Versuche waren aber nicht glücklicher als der seinige. Er gesteht in seinem Berichte, daß er nur einen Theil seiner Ladung habe anbringen können und die meisten Waaren in Geschenken aufgeopfert worden wären. Der Verlust dieser Expedition betrug die Summe von 5647 Pf. St.

Die Schiffe, welche nach der Rückkehr des „Amherst“ an denselben Küste Handel zu treiben suchten, konnten nur mit Opium ankommen; eines fuhr in einen Hafen von Koffen, aber der Supercargo wendete vergebens jede List an, um seine andern Waaren zu verkaufen; die Wachsamkeit der chinesischen Beamten vereitelte alle seine Manöver. Ein anderes kleines Schiff, welches nach K. bis an das Land der Mandschu segelte, hatte nicht mehr Glück als seine Vorgänger; es scheiterte an einer Sandbank; die Bewohner des Landes, deren Gesetze es zu verletzen gesucht hatte, halfen ihm aus seiner Verlegenheit und ließen es nach Canton zurückkehren.

Ein verständiger Mann, der von der Regierung von Bengalen abgeschickt worden war, um sich Theepflanzen zu verschaffen, sagte nach seiner Rückkehr, nach seiner festen Ueberzeugung würden alle weiteren Versuche, dem Handel neue Abzweige an den Küsten Chinas zu eröffnen, vergeblich seyn, so lange man nicht die Einwilligung der chinesischen Behörden erlange.

Im Jahre 1835 entwarfen ein amerikanischer Kaufmann und ein Missionar eine Expedition bloß zu dem Zwecke, fromme Schriften zu vertheilen und den christlichen Glauben an der Küste Chinas auszubreiten. Die Reise dauerte zwei Monate und zehn Tage; die Civil- und Militärbeamten forderten, wie bei allen frühern Gelegenheiten, die Fremden auf, so schnell als möglich nach Canton zurückzukehren. In mehreren Fällen ließen sie ansehnliche Vorräthe von Lebensmitteln an Bord schaffen, und was man dafür gab, wurde nach einigen Ceremonien angenommen.

Nach der Rückkehr des Schiffes kündigten die Spanisten oder die Gesellschaft der Kaufleute, welche allein das Privilegium haben, mit den Fremden Handel zu treiben, diesen schriftlich an, sie hätten Befehl erhalten, ihnen eine Verordnung der Regierung mitzutheilen, die sie daran erinnere, sie hätten wohl die Erlaubniß, in den Häfen von Canton einzufahren, aber es sey ihnen verboten, sich an einen andern Ort zu begeben, und sie müßten sich diesen Bestimmungen fügen. Diese Verordnung zählte alle Versuche auf, die man gemacht hatte, um an andern Orten als Canton Handel zu treiben, und erwähnte auch die Kühnheit der beiden englischen Fregatten, die 1834 ohne Erlaubniß sich in die innern Gewässer des Bampo wagten, bis auf weniger als vier Meilen vor Canton kamen und die Forts beschossen.

In England hatte die Verwaltung der ostindischen Compagnie die Expedition Lindsay's getadelt; sie rügte die Annahme falscher Namen, deren sich die Personen an der Spitze der Unternehmung schuldig gemacht, als die Chinesen sie gefragt, wie sie hießen, und stellte vor, es sey Thorheit, sich so oft über die Zweideutigkeit der Chinesen zu beklagen, während die Engländer offen die Gesetze des Landes verhöhnten.

Davis, ehemaliger Präsident der englischen Niederlassung in Canton, spricht sich sehr verständig über alle Angelegenheiten aus, von denen die Rede gewesen ist. „Man könnte wohl fragen, ob das von der chinesischen Regierung angenommene Abschließungssystem die Mittel nicht rechtfertige, welche man zur Umgehung desselben angewendet habe; aber es kann keine Meinungsverschiedenheit über die gewaltthätigen Handlungen obwalten, die von Personen begangen wurden, welche keine andere Ursache dazu hatten, als gereizt worden zu seyn. Unter diese Gewaltthätigkeiten muß man den Tod der Chinesen rechnen, welche 1831 und 1832 durch das Geschütz von Schmuggelschiffen bei Kintin getödtet wurden, und jenen Fall, wo ein Engländer nach seinem eigenen Geständnisse in den Zeitungen das Haus eines Mandarinen in Brand steckte. So lange Handlungen solcher Art ungestraft bleiben, kann es weder für die Bewohner des Landes noch für die Fremden Frieden und Sicherheit geben. Es ziemt bei dem unregelmäßigen Zustande unserer Verbindungen mit China unserer Regierung, den Männern, denen sie den Auftrag giebt, sie in jenem Reiche zu vertreten, nur eine sehr beschränkte Macht anzuvertrauen.

„Zu Ende des Jahres 1833, d. h. zur Zeit, wo die Existenz der indischen Compagnie ihrem Ende nahe war, und wo man noch nicht wußte, welche Autorität die ihrige ersetzen würde, fand in geringer Entfernung von Kintin eine Reihe unglaublicher Gewaltthaten statt. Es folgten ohne Aufhören hartnäckige Kämpfe mit den Chinesen und einer derselben wurde getödtet. Um ihn zu rächen, gaben seine Bandenleute einem Lascaren, der in ihre Hände gefallen war, den Tod. Da unternahmen die Schaluppen der Schmuggelschiffe einen regelmäßigen Angriff gegen die Stadt, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte; aber die Einwohner waren vorbereitet die Angreifenden zurückzuweisen. Ein kleines Fort eröffnete ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß die Schaluppen, als sie erschienen, genöthigt wurden, still zurückzukehren, ohne eine Landung versucht zu haben.

„Die Verwandten des Chinesen, der das Leben verloren hatte, waren noch nicht zufrieden und wendeten sich an die Regierung, um Genugthuung zu erhalten; da das Unglück jedoch in einem Kampfe stattgefunden hatte, so konnten die Ortsbehörden den Mörder nicht bezeichnen. Die Spanisten versetzten auf ein seltsames Auskunftsmittel. Einer von ihnen

ließ mit Bewilligung der Regierung auf einer Dschonke zu Macao einen Mann ergreifen, der für eine Belohnung für den Mörder des Chinesen angesehen werden sollte. Man kam überein, daß er, nachdem er eine Zeit lang in dem Gefängnisse zugebracht, und wenn er vor Gericht gestellt werde, eine Geschichte erzähle, welche den Vorfall zu einem bloßen Zufall mache, so daß er freigesprochen werden müßte. Dieses Arrangement genügte allen Parteien und der Gefangene wurde in Freiheit gesetzt.“

Am 22. April 1834 hörte das Privilegium der evangelischen Compagnie auf, das seit zweihundert Jahren bestand. Jetzt ist der Handel mit China für alle Engländer freigegeben. Mehrere Privatschiffe segelten bald, mit Thee beladen, nach den britischen Inseln.

Die immer zunehmende Strenge der Verordnungen der chinesischen Regierung gegen den Schmuggelhandel mit Opium scheint den Verkauf desselben vermindert zu haben. Was den Handel mit nicht verbotenen Waaren betrifft, welche die Fremden nach China bringen, so ist die Ausbehnung, welche er nehmen kann, wie schon oben bemerkt, für dieses Reich von geringem Interesse. Eine lange Erfahrung hat bewiesen, daß dieses so gut bewässerte, so vortrefflich bebaute große Land reichlich allen Bedürfnissen seiner zahlreichen und industriösen Bevölkerung genügt. Dieser Umstand, verbunden mit der deutlich ausgesprochenen Abneigung der Regierung gegen jede innige Verbindung mit den Fremden, läßt die europäischen Kaufleute nicht hoffen, daß sie in andern Häfen als dem von Canton werden zugelassen werden, der übrigens auch der bequemste und beste von allen in den südlichen Provinzen Chinas ist.

Dies ist die Meinung aller verständigen Männer; die Engländer gestehen, daß ihre Stellung in China keineswegs genügend und ihr Handel daselbst zu vielen Beschränkungen unterworfen ist; aber sie glauben, sie müssen sich in diesen Zustand der Dinge fügen und besonders sich vor Gewaltthätigkeiten hüten. Diese Meinung theilt jedoch Lindsay nicht. In einem Briefe, den er an Lord Palmerston, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, richtete und drucken ließ, sprach er zwei so ungeheuerliche Vorschläge aus, die allen Grundsätzen der Ehre in den politischen Verbindungen einer Nation mit der andern so schnurstracks entgegenlaufen, daß ein englisches literarisches Journal erklärte, wenn der Minister die Depesche Lindsay's bis zu Ende gelesen, habe er ihm erklären müssen, er bedürfe die Dienste nicht, welche der letztere nach seiner Rückkehr nach China sich zu leisten erbot, und es würde gut seyn, ihn zurückzuhalten, wenn er nicht bereits abgereist sey. „Das erste,“ sagt dieses Journal, „was Lindsay empfiehlt, ist, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, wofin wir vielleicht schon zu viele geschickt haben. Der Gesandte, begleitet von dem Commandanten unserer Seekraft in Indien an der Spitze eines Geschwaders von einem Linienschiffe, zwei großen Fregatten, sechs Corvetteen und drei oder vier Kriegsbampfschiffen, soll Genugthuung für die Beleidigungen verlangen, mit denen die Chinesen uns überhäufen. Dies bezieht sich auf das Wort Barbaren, dessen sie sich bedienen, wenn sie von den Europäern sprechen.

„Dieses Geschwader,“ fährt Lindsay fort, „würde wohl hinreichen, die Chinesen zu zwingen, unsere Forderungen zu bewilligen;“ doch scheint er zu fürchten, zu weit gegangen zu seyn, wenn er behauptet, sie werde hinreichen, denn nach einigen Zeilen liest man in seiner Schrift die Worte: „so feig und Kleinmüthig auch die Chinesen zu seyn scheinen, so werden sie doch, wenn wir sie gegen uns aufbringen, furchtbarer seyn, als wir uns einbilden.“ Da ruft er denn seinen zweiten Vorschlag zu Hilfe, der nicht minder schrecklich ist als der erste, nämlich: „man muß es vermeiden, das Volk zu reizen, und laut erklären, wir hätten keine feindselige Absicht gegen dasselbe. Unsere Regierung hat uns beschimpft, wenn wir sagen, gegen sie richten wir unsern Angriff, nicht gegen Euch.“ Herr Lindsay will, wenn man ganz offen sprechen soll, das Volk gegen die Regierung aufwiegeln. Eine ehrenhafte Sendung für einen Gesandten und Admiral Großbritanniens! Kommt es uns zu, alle Gesetze, alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mit Füßen zu treten, um hauptsächlich die Gabsucht und die Pläne der Opiumschmuggler und grundloslos

Interieur zu begünstigen? Nimm es uns, brutal über eine friedliche Nation herzufallen, die uns bei sich aufnimmt, aber jede zu innige und zu vielfache Verbindung mit uns vermeidet, weil sie nur zu wohl weiß, daß wir nie, und jetzt weniger als sonst, geneigt gewesen sind, uns ihren Gesetzen und Verordnungen zu fügen?"

Ueber die Bevölkerung Chinas ist in Europa viel gestritten worden. Nach der wahrscheinlichsten Annahme, die sich auf Documente in chinesischen Schriften stützt, beträgt die Einwohnerzahl des eigentlichen China und der Provinz Siao-tung 146,500,000 Seelen mit Einschluß des Pexu. Die Oberfläche des Landes umfaßt 300,000 Q. Meilen, die Ausdehnung von N. nach S. 525 und die von O. nach W. 600 L. Die Grenzen sind in N. der 42° und in S. der 22° d. Br.; es liegt zwischen dem 110° und 140° östl. L.

„Die Chinesen,“ sagt Davis, „sind sehr hart beurtheilt worden; man hat sie sehr heruntergesetzt, ohne Zweifel, weil sie den Schriftstellern, welche Gelegenheit hatten, sie in Canton zu beobachten, nicht in günstigen Lichte erschienen; dies ist aber gerade so, als wenn man unsern Nationalcharakter beschreiben und dazu keine andern Materialien benutzen wollte als die, welche man in einem unserer Geräthen gesammelt.“

„Es ist wirklich etwas Außerordentliches, daß die Chinesen nicht schlechter sind, als wir sie in Canton finden. Ihr Benehmen den Fremden gegenüber ist ganz verschieden von dem gegen einander.“

„Wenn sie weder durch die Furcht, noch durch das Interesse beherrscht werden, sind sie oft anmaßend, unverschämte und betrügerisch, und die Macht der Meinung ist bei ihnen so groß, daß, selbst wenn das Interesse sie zwingt, vor den Fremden nachzugeben, sie immer sorgfältig vermeiden, in ihrer Unterwürfigkeit von einem Landsmanne beobachtet zu werden. Man hat einen Bettler gesehen, der gern niederkniete, wenn er nicht geübt zu werden glaubte, und die Europäer um Almosen ansprach, dies aber nie that, wenn Chinesen vorübergingen. Die Kulis, die niedrigste Classe der Diener, weigerten sich lange, ehe sie Abends mit der Laterne vor den Europäern hergingen, oder sie in den Straßen von Macao in Haufen trugen. Kann man sich darnach verwundern, daß sie sich kein Wissen daraus machen, jene Geschöpfe zu mißhandeln und zu betrügen, die, wie ihre Regierung sagt, sich nur einfinden, „um Theil an den Wohlthaten der Civilisation zu nehmen?“ Muß man sich nicht vielmehr wundern, daß sie in ihrem Verkehr mit uns bisweilen so viel Großmuth, Mäßigkeit und Rechtschaffenheit bewiesen haben?“

„Die nachstehende Anekdote, die sich in dem Werke des Herrn George Stanton findet, schildert den Charakter des Chinesen recht gut.“

„Ein Großhändler hatte einige Geschäfte mit einem amerikanischen Kaufmanne verabredet; dieser suchte aus dem Hafen zu entkommen, ehe er seine Schulden bezahlte, und es würde ihm gelungen seyn ohne die Geistesgegenwart und Thätigkeit eines jungen Officiers eines der Schiffe der Compagnie, der das amerikanische Schiff als es eben absegeln wollte anredete, mit dem Capitain sprach und ihn vermochte, seinen Gläubiger zu befriedigen. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst kaufte der chinesische Kaufmann dem jungen Officiere unter sehr günstigen Bedingungen jedesmal, wenn derselbe nach China kam, die von ihm mitgebrachten Waaren ab. Er that noch mehr; da er sich wunderte, daß dieser junge Mann noch kein Schiff besaß, so äußerte er sein Erstaunen darüber, und der Officier antwortete, die einträgliche Stelle eines Capitains sey nur mit einigem Tausende von Pf. St. zu erlangen und eine solche Summe könne er nicht aufreiben. Der Chinese entgegnete, er werde diese Schwierigkeit heben, und gab ihm einen Wechsel in Betrag der genannten Summe. Der junge Mann starb nach seiner Rückkehr nach England und der Wechsel wurde nie präsentirt, da er aber auf eines der achtbarsten Häuser ausgestellt war, so würde man denselben gewiß bezahlt haben.“

„Der Doctor Morrison hat ebenfalls den Charakter dieses Volkes beschrieben, das er vollkommen kannte.“

„Es giebt,“ sagt er, „in China viel zu tadeln, aber auch Manches zu lernen; der Unterricht ist so viel als möglich verbreitet und die mora-

lische Bildung über die physische gestellt. Die Folgen dieses Systems sind, daß die Industrie, der Friede und die Zufriedenheit unter den Menschen herrschen.“

„Von der Staatswirtschaft verstehen die Chinesen nicht viel; statt dem Getreidehandel seinen natürlichen Lauf zu lassen, errichtet die Regierung Getreideniederlagen, in denen, wie sich erwarten läßt, eine Menge Mißbräuche vorkommen. Das Volk, das sich im Nothfalle an diese Niederlagen hält, schreibt in Folge der patriarchalischen Vorstellung von der Regierung das ganze Glück, dessen es sich erfreut, dem Kaiser und dessen Stellvertretern zu, wie es im Gegentheile auch alles Unglück ihnen zur Last legt. Dadurch entsteht für die Regierung oftmals große Verlegenheit und Besorgniß.“

„Obgleich der Kaiser eine unumschränkte Macht besitzt, läßt er doch keine Gelegenheit vorbeigehen, um zu zeigen, sein Benehmen gründe sich auf Vernunft und Wohlwollen; er weiß, daß sein Volk sich gern von der Beschaffenheit der Dinge Rechenschaft giebt, ehe es der Gewalt weicht. Die rühmlichen Tugenden in dem Charakter der Chinesen, wie die Sanftmuth, die Gelehrigkeit, der Fleiß, die Ruhe, der Gehorsam und die Achtung vor dem Alter, werden aber auch von eigenthümlichen Lasten begleitet, wie z. B. von Mangel an Aufrichtigkeit, von Treulosigkeit, Mißtrauen und Eifersucht. Die Chinesen finden in der Betrügerei nichts Schimpfliches, und die List, welche sie gegen die Europäer in Canton in Anwendung bringen, gilt ihnen nicht für tadelnswerth. Das Verständniß ihres eigentlichen Interesses veranlaßt jedoch die meisten Kaufleute dieser Stadt zu einer strengen Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten; in jedem andern Falle aber gilt ihnen der fremde Teufel (wie sie jeden Europäer nennen) für eine gute Priße. Der Chinese scheint in seinem Verkehr mit dem Europäer der Offenheit die Vortheile vorzuziehen, und selbst wenn er nichts dabei gewinnt, läßt er in den Fällen, in welchen er eben sowohl die Wahrheit hätte sagen können.“

„Die Feiertätigkeit und der Fleiß sind die schöne Seite des chinesischen Charakters, die ihre Belohnung findet wie alle andern Tugenden. Die Chinesen sind ausgezeichnet in der Colonisation, weil ihr Verstand, ihre Thätigkeit und Mäßigkeit von ihrer Erziehung herrührt. Deshalb legt auch die Regierung einen so großen Werth auf die Erziehung.“

„Die großen Vortheile, welche die Chinesen über ihre Nachbarn besitzen, haben ihnen jenen Nationalstolz gegeben, nach welchem sie die Europäer mit beleidigender Verachtung behandeln; in Folge dieses Stolzes haben sie auch von ihrem Vaterlande, in Vergleich mit der übrigen Erde, eine ähnliche Vorstellung, wie die alten Astronomen von unserer Erde in Vergleich zu der übrigen Welt. Sie halten dasselbe für den Mittelpunkt eines Systems und nennen es tschung kue (die Nation der Mitte). Um auf bessern Weg zu kommen, müßten sie das besser kennen lernen, was außer ihnen liegt. Die Mandarinen haben schon ihre natürliche Reizung benützt, die Fremden zu verachten. Eine elende und schwächliche Politit veranlaßte sie, zwischen den Letztern und den Eingeborenen alles aufzuregen, was sie zu veruneinigen vermag, und deshalb ist noch heute die schwerste Beschuldigung, welche man einem Chinesen machen kann, die Andeutung, er habe auf irgend eine Art dem Einflusse eines Europäers nachgegeben.“

„Ein ausdrückliches Gesetz verbietet die Gegenstände, welche nicht durch die Gewohnheit sanctionirt sind, und deshalb sind die Chinesen so wenig geneigt, die Roden und Geräthschaften des Auslandes anzunehmen. Die rohen Producte unserer Fabriken finden einen besseren Absatz bei ihnen und am besten gefallen ihnen die Plaster. Europa übertrifft sie ohne Zweifel in den Wissenschaften, aber in den Augen des Chinesen, der aus jenem Theile der Welt nur Gegenstände ankommen sieht, die weder seinem Geschmacke noch seinen Bedürfnissen entsprechen, der erst seit kurzem von den verschiedenen Staaten gehört hat, aus denen es besteht, von den erblosen Kriegen, welche dieselben unter einander führen, von ihren Regeleien in großem Maßstabe, fällt der Vergleich ganz zum Vortheile Chinas aus, mit seinem großen Gebiete, seinem unermesslichen

Reichtume, seinen Hunderten von Millionen fleißiger und aufgeklärter Einwohner und seinem seit zweihundert Jahren nicht unterbrochenen Frieden. Die Armuth, die in diesem oder jenem Theile dieses Landes bestehen kann, kommt nicht von der Unvollkommenheit der Vertheilung des Reichthums, sondern einzig und allein von den Ursachen her, die wir später auseinanderlegen werden. Es herrscht viel weniger Ungleichheit in dem Vermögen als in dem Range. Das geringe Ansehen, in welchem die Leute stehen, welche nur ihren Reichthum geltend machen können, gehört auch zu ihren moralischen Vorzügen. Die Armuth ist bei ihnen keine Schande, und am meisten achten sie die Auszeichnungen, welche durch das persönliche Verdienst und die Rechte des Alters erworben worden sind. Man erzählt hierüber folgende Anekdote von Kiang-hi. Ein Officier von niederem Grade, der über hundert Jahre alt war, hatte sich in der Audienz eingefunden, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen. Dieser stand auf, um ihm entgegenzugehen, und forderte ihn auf, ohne Ceremonie stehen zu bleiben, indem er ihm sagte, er wolle dadurch sein Alter ehren.

„Wenn die Chinesen Jemanden mit Auszeichnung behandeln, so nennen sie ihn lao-yo (alter oder ehrwürdiger Vater), und da diese Worte bloß Etikettesache sind, so bedienen sie sich derselben oft, wenn sie auch von einer Person sprechen, die weit jünger ist.

„Der großen Achtung, welche sie für das Alter hegen, muß man auch ihre zugleich friedliche und kluge Stimmung zuschreiben. Da die Jüngern in jeder Familie durch die Ältern nach dem Tode ihres Vaters geleitet werden, so begehen sie weniger Thorheiten. Ihre Manieren und ihr Gespräch zeugen ebenfalls von der Macht des Beispiels; sie übertreffen oft die Europäer durch ihre unverwundliche Ernsthafteit und Kaltblütigkeit bei Streitigkeiten.

„Ihre gewöhnliche Politik geht dahin, ihren Gegner sich aller Festigkeit des Jornes hingeben zu lassen und dann von dem Schaden, den er sich selbst thut, Vortheil zu ziehen; man muß also sorgfältig vermeiden, in ihrer Gegenwart seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Die Personen von hohem Range und die Magistratspersonen nehmen ein außerordentlich ernstes und gravitätisches Wesen an, was man tschong, wörtlich „schwerfällig“ nennt, im Gegensatze zu king, das „leicht oder heiter“ bedeutet. Da eine große und massive Figur die Gravität noch erhöhen kann, so ist dies wahrscheinlich die Ursache, warum die Männer gern dick werden und das Gegentheil bei den Frauen bewundern.

„Die strenge Disciplin, der sie von ihrer ersten Jugend an unterworfen sind, macht die Verbrechen, welche aus Gewaltthätigkeit hervorgehen, unter ihnen außerordentlich selten.

„Es ist fast unerböt, daß der Diebstahl von einem Morde begleitet wäre. Wenn sie sich für beleidigt halten, sind sie jedoch bisweilen sehr nachsichtig und kümmern sich wenig um die Art der Mittel, deren sie sich bedienen, wenn dieselben nur zum Zwecke führen. Frauen z. B. erhängen oder ertränken sich, um denen, mit welchen sie einen Wortwechsel hatten, eine Unannehmlichkeit zu machen. Das gewöhnlich sanfte und friedliche Volk erhebt sich, wenn es durch Bedrückung zum Äußersten getrieben wird, in Masse gegen einen Beamten und ermordet ihn, wenn es möglich ist. Selten findet er, wenn er seinen Feinden entgeht, einen Zufluchtsort in Peking, wo man jeden Beamten, dessen Untergebene sich empören, streng bestraft.

„Das System, nach welchem die Familien gewissermaßen Stämme bilden, hat ohne Zweifel jene heilige Achtung für die Verwandtschaft erzeugt, welche wirksamer als eine gesetzliche Bestimmung die Armen unterstützt und das Vermögen vertheilt; — es ist dies eine Wissenschaft, in welcher sie unsere Staatswirths vielleicht schlagen, ob sie gleich denselben in den Regeln nicht gleichkommen, welche den Reichthum erzeugen oder schaffen sollen. Aus derselben Quelle fließt die Liebe des Chinesen zu seinem Geburtsorte, und dieses Gefühl ist bei ihm so lebhaft, daß er oft die Ehre und den Gewinn eines hohen Amtes verläßt, um sich in das Dorf, in dem er geboren wurde, zurückzuziehen. Sie haben ein Sprichwort, dessen Sinn ist: „wer zu Ehren und Reichthum gelangt und nie-

mals an seinen Geburtsort zurückkehrt, ist wie ein Mann in glänzenden Kleidern, der im Dunkel geht.“

„Nachdem wir nun die vornehmsten Züge des Charakters der Chinesen geschildert haben, bleibt uns nur noch übrig von einer Thatsache zu sprechen, die ihnen strengen Tadel zugezogen hat: der Mord der neugeborenen Mädchen. Man hat in Folge der angeblichen Allgemeinheit dieses Gebrauchs geleugnet, daß die Elternliebe in China bedeutend sey.

„Der Kindermord findet nur in großen Städten statt, wo die ungemain zahlreiche Einwohnerschaft kaum ihr Leben hinbringen kann. Die Chinesen lieben ihre Kinder wahrhaft leidenschaftlich und die letztern scheinen diese Zärtlichkeit zu erwidern. Canton ist gewiß eine der volkreichsten Städte; und man sieht doch nicht oft Kinderleichen auf dem Flusse schwimmen, während diese unschuldigen Geschöpfe auch bisweilen zufällig ertrinken, weil viele Familien in Wöden leben.

„Es gab nie eine größere Absurdität, als wenn man den Tod der Kinder, die man, mit einem Kürbiss am Halse, auf dem Flusse schwimmen sah, für absichtlich herbeigeführt hielt; im Gegentheil, dieser Kürbis soll die Kinder hindern, tief in den Fluß hineinzusinken, wenn sie unglücklicher Weise in denselben hineinsinken; er hält sie an der Oberfläche, bis man ihnen zu Hilfe kommen kann. Es ist nicht unmöglich, daß Kinder trotz dieser Vorichtsmaßregel ertrinken; wollte man aber die Kürbisse für die Werkzeuge ihres Todes ansehen, so würde man so albern seyn, als wenn man alle Fälle, in denen Jemand in England ertrinkt, der Rettungsgesellschaft zur Last legte.

„In physischer Hinsicht sind die Chinesen ihren Nachbarn ebenfalls überlegen. Man hat oft bemerkt, daß es weder besser gebaute noch kräftigere Menschen giebt als die Kulis oder Lastträger in Canton. Die Lasten, welche zwei derselben leicht auf den Achseln tragen, würden die Stärksten in andern Ländern niederdrücken. Ihre Glieder, die durch Kleidungsstücke nicht gehemmt sind, erlangen eine Ausbildung, die sie fähig macht, einem Bildhauer als Modell zu dienen. Als Seerleute hat man sie immer auf englischen Schiffen stärker und nützlicher gefunden als die Bascaren; aber man kann sie nur mit Mühe erhalten, weil vielfache Hindernisse sie von fremdem Dienste zurückhalten.

„Diese physische Ueberlegenheit der Chinesen muß ihrem Klima zugeschrieben werden, das im Allgemeinen sehr gesund ist trotz den oft plötzlichen Extremen von Hitze und Kälte, so wie ihrem mäßigen Leben. Man kann sagen, daß die Cholera, diese bisweilen so schreckliche Geißel, in China gar nicht bössartig war, während sie in andern Theilen der Welt entsetzliche Verwüstungen anrichtete.

„Die Europäer haben sich eine sonderbare Vorstellung von der chinesischen Physiognomie nach den Figuren gemacht, welche auf den Waaren aus Canton abgebildet waren und die gewöhnlich in dem Caricaturenstyle gezeichnet sind. Daraus ergaben sich ganz falsche Begriffe.

„Die Chinesen im Süden haben weniger edlige Züge als die Bewohner von Peking. Die, welche dem Einflusse der Atmosphäre nicht ausgesetzt sind, haben eine eben so schöne Hautfarbe als die Spanier und Portugiesen, aber die Sonne wirkt auf ihre Haut so sehr ein, daß viele, die bis an den Gürtel nackt gehen, wenn sie sich auskleiden, oben wie ein gelber Asiat und unten wie ein Europäer aussehen. Bis zum dreißigsten Jahre sehen sie gewöhnlich recht gut aus, von da an erhält aber ihr Gesicht durch das Vorstehen der Backenknochen etwas Hartes und Stiches, das man in der Jugend nicht bei ihnen bemerkte. Die Männer werden im Alter gewöhnlich sehr häßlich.

„In China muß ein Frauenzimmer dünn und hager seyn, ein Mann dagegen stark, fett und dick. Es ist bei den Männern und Frauen ziemlich gebräuchlich, die Nägel der linken Hand sehr lang wachsen zu lassen. Da die Nägel wegen ihrer Zerbrechlichkeit bei großer Länge leicht abbrechen würden, so schützt man sie bisweilen mit kleinen dünnen Bambusstücken.

„Die Chinesen sind sehr für das schwächliche und leidende Aussehen eingenommen, welches die Frauen durch die Verkrümmung des Fußes er-

halten, und sie vergleichen deren Gang mit dem Schaukeln einer von dem Winde bewegten Weide. Wir brauchen nur noch hinzuzusetzen, daß dieser häßliche Gebrauch in der niederen Classe viel verbreiteter ist als man von Seiten erwarten sollte, welche arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Eine sehr interessante Frage ist die, welchen Rang wohl die Chinesen unter den civilisirten Nationen einnehmen sollen. Wir haben versucht, die zahlreichen moralischen und politischen Vortheile darzuthun, welche sie wirklich besitzen und die Sir George Staunton „der Achtung für die Familienbande, der Mäßigkeit, dem Fleiße und der Bildung der untern Classen, dem fast gänzlichen Mangel an feudalen Rechten und Vorrechten, dem Widerwillen der Regierung gegen Vergrößerung und Eroberungen, und endlich dem Fleiße, bestimmtesten und vollständigsten Strafsystem“ zuschreibt, das es wenigstens unter den Asiaten giebt.“ Man würde jedoch Unrecht haben, wenn man auf der andern Seite leugnen wollte, sie wären frei von Lasten und Fehlern, die mit ihrer politischen und gesellschaftlichen Stellung verbunden sind.

„Derselbe Schriftsteller hat die Bemerkung gemacht, daß ein Volk, dessen geschriebene Sprache sich auf die ältesten Prinzipien gründe und dessen Regierung eine patriarchalische sey wie in den ersten Jahrhunderten, von den übrigen Menschen abgeschlossen seyn müsse, sobald der symbolische Charakter durch den alphabetischen, und das patriarchalische System durch andere Regierungsformen ersetzt worden sey. Dieselben Eigentümlichkeiten der Sprache und der Regierung, welche das Alter der chinesischen Institutionen bezeugen, können auch, wie wir glauben, ihre lange Dauer erklären. Die Theorie, welche in derselben Person die Begriffe von Vater und Fürst verbindet, ist die erste, welche sich dem menschlichen Geiste darbieten haben muß; sie ist die verständigste, wenn nicht in der Praxis die beste, und die Schreibart, welche die Worte sich nicht verändern läßt, wie bei unserer Silbenschrift, kann dem Verstande der Bewohner durch ihre Literatur einen hohen Grad von Bestimmtheit und Sicherheit gegeben haben. Wer in das Chinesische überseht hat, weiß, wie schwer es ist, die fremden Ideen in einer zugleich einfachen und klaren Weise wiederzugeben.

„Noch ein anderer ursprünglicher und charakteristischer Zug muß bei der Classification der vier Classen oder Ordnungen erwähnt werden, die in China bestehen. Sie sind: 1) die Gelehrten; 2) die Ackerbauer; 3) die Gewerbetreibenden; 4) die Kaufleute. Diese Classification scheint ziemlich philosophisch und methodisch zu seyn, wenn man bloß den respectiven Grad betrachtet, den die vier Classen in dem gesellschaftlichen Fortschritte einnehmen. Eine höhere Weisheit und die Wissenschaft, Resultate des Alters und der Erfahrung, bilden zuerst die vorzüglichsten Anrechte auf Achtung und Ehrenbezeugung.

„In dem Maße, wie die Menschen sich bilden, werden die herumziehenden Stämme sesshaft und wenden ihre Aufmerksamkeit der Bebauung der Erde zu.

„In Folge der Vermehrung der rohen Erzeugnisse, der Gründung von Städten und des Verkehrs zwischen den Städten und dem Lande, entstehen Fabriken, und endlich giebt die Vermehrung des Capitals und die Entwicklung der Manufacturen Veranlassung zu dem Binnen- und Außenhandel.

„Wenn aber ein Land einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hat, muß diese Einrichtung (mit Ausnahme der ersten Classe) für rein nominell gelten; bisweilen kehrt sich das Verhältniß wohl gar um. Der Einfluß des Reichthums wird sich fühlbar machen, und da die Manufacturen eine fruchtbarere Quelle des Reichthums seyn können, als der Ackerbau und die Handelsoperationen vielleicht gewinnreicher werden als die Manufacturen, so kann die erste Classe endlich an dem Uebergewichte das verlieren, was die andern gewinnen. Daher kommt es, daß in China der Ackerbauer wenig Gewinn von der Achtung hat, die man für seinen Stand hegt, obgleich der Kaiser selbst einmal im Jahre die Hand an den Pflug legt. Auf der andern Seite erhält der reiche Kaufmann durch sei-

ne in Tien.

nen Reichthum leicht die Gefälligkeiten und Dienstleistungen der Mächtigen, wie niedrig auch der nominelle Rang seyn mag, der ihm in den theoretischen Institutionen des Landes angewiesen ist. Während dieser Zeit behält die Classe der Gelehrten ihre Ueberlegenheit über alle Andern und ihre Mitglieder haben die Regierungämter inne.

„Der erbliche Rang, wenn ihm das persönliche Verdienst fehlt, hat für den, der ihn besitzt, wenig Werth. Die Nachkommen der kaiserlichen Familie der Mandchus tragen den gelben Gürtel, aber sie haben keine Macht und nur eine mäßige Pension, die ihnen zu ihrem Unterhalte angewiesen ist. Da sie sich vermehren, so sind die Glieder der entferntesten Zweige arm, wenn sie nicht irgend ein Talent oder Kenntnisse für sich benützen können.

„Bei dem Falle der letzten chinesischen Dynastie legten sehr viele Nachkommen der kaiserlichen Familie den gelben Gürtel ab und suchten ihr Heil in dem Privatleben. Es sollen noch jetzt Sprößlinge des Geschlechts der Ming existiren. Einer von ihnen trat bei mehreren Jesuiten in Dienste. Wenn eine Empörung gegen die Mandchus mit Erfolg gekrönt würde, kommen gewiß einige Repräsentanten dieses erlauchten Hauses wieder zum Vorschein.“

Wenn der Kaiser seinen Palast verläßt, ist er stets von einem imposanten Gefolge begleitet. Oft giebt er den Gesandten fremder Mächte oder Vasallen-Monarchen Audienz in einem Zelte, das in einem Garten aufgeschlagen ist. Vor dem Zelte stehen zwei Reihen durch ihren Rang ausgezeichneten Personen, wie tributpflichtige Fürsten, Staatsminister, Gouverneure von Provinzen und Richter an hohen Gerichtshöfen. Der Monarch wird in einer offenen Tragbahre von sechs Mannern getragen, und voraus gehen und nach ihm folgen die, welche durch ihre Stellung zu der Ehre berufen sind, ihn zu begleiten. (Taf. 23. Abbild.)

Peking bestand anfangs nur aus einer einzigen Stadt; 1554 aber ließ der Kaiser südlich von der ersten eine zweite bauen. Diese ist hauptsächlich den Mandchus angewiesen und wird deshalb von den Europäern die tatarische Stadt genannt, wie die andere die chinesische. Die Mauern der letztern sind nicht so hoch, wie die der tatarischen Stadt. Ueber den Thoren beider befinden sich große Pavillons; die der tatarischen Stadt sind schöner und höher und haben drei Reihen Schießscharten, wenn man auch nur wenig Geschütz dahin bringen könnte. Der Palast hat eine zweifache Umschließung; der kong taching oder die innere besteht in einer 25 bis 30 Fuß hohen Mauer; ein mit Wasser gefüllter Graben umgibt dieselbe, und man geht über eine Brücke, ehe man zu den vier Thoren gelangt, deren jedes drei Oeffnungen hat, und über denen sich schöne Pavillons befinden. Die Stärke der Mauern unter diesen Gebäuden ist bedeutend und kann bis 45 Fuß betragen. (Taf. 18. Abbild.)

Der kaiserliche Palast hat einen sehr großen Umfang und umschließt große Gärten. Wenn man sie durchwandert, empfindet man ein peinliches Gefühl bei dem Anblicke eines mit Bäumen und Gebäuden bedeckten künstlichen Hügel. Hier erbenkte sich 1641 der letzte Kaiser aus der Dynastie Ming als er erfuhr, daß die Rebellen sich der Hauptstadt Peking bemächtigten hätten. (Taf. 22. Abbild.)

Eine halbe Stunde von Peking in S. steht man links einen vierseitigen zwei Stockwerke hohen, von einer Mauer mit vier Thoren umgebenen Pavillon; hinten schließen Mauern Gärten ein, sowie einen großen aus drei Arcaden bestehenden Triumphbogen. Dieses zu Ehren des Kaisers Kiang lung errichtete Denkmal kann 50 Fuß hoch seyn. Es ist bedeckt und die mittlere Arcade die höchste. (Taf. 18. Abbild.)

Unter andern Festen feiern die Chinesen eines im Herbst, bei dem sie Laternen, Transparente und ungeheure Fische von Papier tragen. Vier Mann halten einen mit Obst beladenen Tisch, und auf diesem steht auf einem Baumzweige ein junges Mädchen, das neben sich ein anderes kleines Mädchen und vor sich ein Kind hat, welches als Oris gekleidet ist. Den Zug eröffnen Musiker und Personen, welche schreien, sobald man anhält. Die Bewohner, vor welchen der Zug vorüber kommt, stellen

Tische mit Obst, Betel und Tabak auf und bieten davon denen an, welche den Zug bilden. (Taf. 18. Abbild.)

Die Chinesen sind von den Missionairen als ein ungemein ernstes Volk geschildert worden, das nur nach Regeln und an vorgeschriebenen Gelegenheiten lustig werde. Sie gestehen aber, daß es Schauspieler und komische wie tragische Theaterstücke giebt. Zwar hat man keine öffentlichen Schauspielhäuser wie bei uns, aber man liebt diese Unterhaltung ungemein. Die Großen wie das Volk suchen sie. Timkowski sah während seines Aufenthalts in Peking auf einer Straße dieser Hauptstadt sechs Theater nahe neben einander. „Von Mittag bis zum Abend,“ sagt er, „spielt man hier fast alle Tage Tragödien und Comödien mit Gesang und Musik. Der Eintrittspreis ist sehr gering. Es giebt ein Parterre und Logen; die Zuschauer sitzen auf hölzernen Bänken und haben vor sich Tische, auf denen ihnen die Eigenthümer des Theaters unentgeltlich Thee, der zwar nicht von der besten Art, und Lichter vorsetzen lassen, damit sie daran ihre Pfeifen anzünden können.“ (Taf. 19. Abbild.)

Die Marionetten ziehen wie bei uns eine zahlreiche Menge an. Eine Person bei der holländischen Gesandtschaft von 1795 sagt, sie unterscheiden sich wenig von den unserigen; dann setzt sie hinzu: „wir sahen zuerst eine unglückliche Prinzessin, die in einer Burg eingeschlossen war; ein irrender Ritter bekämpfte wilde Thiere und entseßliche Drachen; er befreite sie und sie belohnte ihn dafür mit ihrer Hand. Die Hochzeit wurde mit Spielen, Turnieren zc. gefeiert.“

„Nach diesem Feenstücke kam ein komisches Stück, in welchem Figuren, ziemlich ähnlich dem Polichinelle, Scaramuz zc., die Hauptrollen hatten.“ (Taf. 20. Abbild.)

Die Seiltänzer und Ringer erscheinen ebenfalls in den Unterhaltungen, die am Hofe gegeben werden, und werden von der Menge gern gesehen. Die Chinesen lieben das Ballspiel sehr, das aber bei ihnen schwerer ist als bei uns. Sie bedienen sich weder des Rackets noch der Hand, sondern fangen den Ball mit dem Kopfe, den Ellbogen und den Füßen, und werfen ihn auch damit zurück. Die Kaufleute, welche Bälle auf den Straßen verkaufen, sind nicht minder zahlreich als die, welche den Vorübergehenden Kinderspielzeug anbieten. (Taf. 20. Abbild.)

Man wies sich nicht wundern, wenn man erfährt, daß der Bären- und Affentanz in China ebenfalls Zuschauer anlockt. Diese Thiere machen hier fast dieselben Kunststücke wie bei uns. (Taf. 20. Abbild.)

Unter den Unterhaltungen, die man in China hat, darf man die laterna magica nicht vergessen. Sie gleicht vollkommen der unserigen und zeigt, wie diese, den Zuschauern, die nicht immer Kinder sind, wunderbare und komische Dinge. (Taf. 20. Abbild.)

Die Chinesen reisen in vierräderigen Wagen und Tragseffeln. Zum Transport des Gepäcks und der Waaren bedienen sie sich aber, außer der Maulthiere, einrädriger Wagen. Dieses eine Rad ist sehr groß und befindet sich in der Mitte des Fuhrwerks. Ein einziger Mann schiebt diesen Wagen; ist die Last zu schwer, so zieht ein anderer vorn. Man kann auch, wenn man will, einen Esel, ein Maulthier oder ein Pferd vorspannen. Man transportirt auf diesem Wagen Personen und Sachen. Ein Reisender sitzt an der einen Seite und bildet so das Gleichgewicht gegen sein Gepäck, das man an die andere Seite legt. (Taf. 19. Abbild.)

Die Brücken sind bisweilen eben, meist aber geht es an beiden Seiten sanft etwas empor; sie sind von Bruch-, von Backsteinen oder von Holz. Die bei Su-tscheng-fu, dem Hauptorte eines Dep. der Provinz Kiang se, ist sehrzierlich. Sie besteht in drei Bogen, deren mittlerer weit höher ist als die beiden andern. Sie macht einen schönen Effect in der fruchtbaren und lachenden Landschaft, die von zahlreichen Canälen durchschnitten ist, auf denen eine sehr lebhaftes Schifffahrt betrieben wird. (Taf. 19. Abbild.)

Die Europäer haben alle chinesische Mönche, obgleich es deren zwei Arten giebt, mit dem Namen Bonzen bezeichnet. Die einen heißen hao-tse, die Anhänger von Lao-tium; die andern hschang, von der Religion des Fo oder Buddha. Die Zahl der Bonzen ist sehr bedeutend;

sehr oft trifft man Klöster, in denen man wenigstens hundert zählt. Sie sind nicht sehr angesehen, weil sie nicht arbeiten; da aber der Aberglaube in China ziemlich allgemein ist, so wissen sie recht wohl Gewinn daraus zu ziehen. Sie betteln in den Städten und auf dem Lande und kehren stets mit reichlichen Gaben beladen in ihr Kloster zurück. Bemerkten sie, daß der Eifer der Gläubigen lau wird, so fachen sie ihn durch die Ankündigung von Wundern und außerordentlichen Dingen zc. an; sie zeigen sich öffentlich mit schweren Ketten, die sie nachschleppen; sie ziehen durch die Straßen und schlagen auf klingende Metallplatten, die sie an einer Stange auf der Achsel tragen; andere stehen bisweilen wochenlang auf einem Fleck, stützen die Hände an eine Mauer und sehen dieselbe stier an; einer wälzte sich in einem mit Nägeln beschlagenen Kasse und dann verkaufte er diese Nägel an die Frommen, die sie gut bezahlten. Das leichtgläubige Volk giebt immer Geld, und weiter wollen die Bonzen nichts. Sie bauen Tempel, die sehr besucht werden, bereichern sich, besigen Häuser und Landgüter. (Taf. 17. Abbild.)

Glaubt ein Chinese dem Tode nahe zu seyn, so läßt er einen Bonzen rufen, und dieser verspricht ihm gewiß eine glückliche Zukunft in der andern Welt. Bei Leichenbegängnissen gehen die Bonzen vor dem Sarge, der von zwanzig Mann getragen wird und bisweilen unter einem Baldachin ruht. (Taf. 21. Abbild.) Ein Läfchen, auf welchem der Name und die Titel des Verstorbenen stehen, befindet sich in einem vergoldeten Palankin, vor welchem man Wohlgerüche verbrennt. Die Kinder und Verwandten mit einer Mütze und einem Gewande von weißer Leinwand folgen, dann die Freunde und Diensboten, und weiterhin die Frauen zu Fuß, eben so gekleidet wie die Männer, achzend, jammern und weinend.

Das Grab wurde nach der Angabe der Bonzen gegraben. Ist der Sarg hineingelegt, so füllt man es mit Erde, worunter man Kalk mischt, und tritt sie fest an. Dann beginnt das Trinken; man steht auf dem Grabe und rund herum wohlriechende Kerzen und Papierfahnen auf; man verbrennt vergoldetes Papier, sowie papierne Pferde, Kleidungsstücke und Menschen in der festen Ueberzeugung, daß diese Opfergaben die Todten in die andere Welt begleiten.

Nach Beendigung dieser Ceremonie begeben sich die Verwandten und Freunde unter Zelte oder Pavillons, die in geringer Entfernung errichtet worden sind. Hier ruhen sie aus, rühmen den Todten und essen was ihnen vorgesetzt wird. Nach der Mahlzeit werfen sich die Trauernden vor dem Grabe nieder; der Sohn erwiedert die Grüße und alle schweigen.

Das Läfchen des Verstorbenen wird sorgfältig wieder in das Haus gebracht. Ist die Familie reich, so hängt man dasselbe in dem Ehrensaale auf, ist sie arm, in irgend einem Theile des Hauses, und man verbrennt zweimal im Jahre Wohlgerüche davor, nachdem man sich niedergebogen hat. Im Frühjahrre vollbringt man diese frommen Gebräuche; die Jesuiten hatten dieselben unter den Neubekehrten gebuldet da sie wohl wußten, wie unklug es seyn würde, den Chinesen diese ihnen so theuern Ceremonien zu untersagen; die Missionaire von andern religiösen Orden beschuldigten sie aber deshalb bei dem römischen Hofe, sie begünstigten die Götzendienerei der Chinesen. Die Jesuiten verloren ihren Prozeß, aber diese Streitigkeiten brachten die Prediger des Evangeliums auch in großen Mißcredit.

Die Gräber nehmen oft große Felder und selbst ganze Hügel ein; oben richtet man einen oder zwei Steine mit Aufschriften auf; weiterhin stellen kleinere Figuren Mandarinen, Tiger, Widder, Elephanten und andere geschnitzte Pferde vor. Die Gräber befinden sich immer außerhalb der Stadt, und es ist verboten, in der Nähe der Wohnungen Todte zu begraben. Ein oder zwei Mal besucht sie die Familie; man erneuert die Zeichen der Achtung, der Dankbarkeit und des Schmerzes in denselben Formen wie bei dem Begräbniß. Dann legt man auf die Gräber Wein und Fleisch, was nach einigen Augenblicken von den Anwesenden verzehrt wird. (Taf. 19. Abbild.)

Dieses Fest zu Ehren der Verstorbenen wird im siebenten Monate

aber hieselben im August gefeiert. Die Buddha-Priester halten Gottesdienst, und Gemälde stellen den Zustand der Seelen nach dem Tode dar, d. h. die Qualen und Leiden der Verdammten und die verschiedenen Grade der Glückseligkeit jener, welche diese verdient haben.

Die Gräber der reichen Chinesen sind mit Mauern umgeben und innerhalb derselben pflanzt man Cypressen und Ahornbäume. Die Armen werden auf dem Felde begraben, aber ihre Gräber ebenfalls durch Bäume bezeichnet.

In allen Städten Chinas sieht man große Tempel des Fo. Einer der prachtvollsten ist der, welchen der Kaiser in N. von Peking bauen ließ. Hier wohnte und starb der Mantschu-erben, der auf die Einsetzung des Monarchen 1780 dahin gekommen war. Man zeigt dort noch das Bett, auf welchem er starb, und das ein Gegenstand der Verehrung für die Gläubigen ist.

Dies Gebäude steht aber doch an Pracht jenem nach, das Thianlung in Tse oder Tsching-te, einer 40 Stunden nördlich von Peking gelegenen Stadt jenseits der großen Mauer, bauen ließ und das er Pu-tu-la nannte. Es besteht in mehreren kleinen Gebäuden; das vorzüglichste hat eine vierseitige Gestalt und jede Seite eine Länge von 200 Fuß. Es unterscheidet sich von allen Bauten Chinas; die Fassade, welche an die europäische Bauart erinnert, ist in ihrer Einfachheit sehrzierlich und hat zwei Stockwerke. In der Mitte des Vierecks, das dieser Tempel bildet, steht sich die vergoldete Kapelle, die so genannt wird wegen der Menge Goldes, das man zu den Verzierungen und den Statuen darin verwendet. Auch am Dache ist Gold angebracht. Acht-hundert Lamas verrichten den Dienst in diesem Tempel. (Taf. 21. Abbild.)

Ein anderes berühmtes Kloster ist das auf der Insel Tsin-schan (Gelbfel), die von dem Gewässer des Yang-tse-kiang bespült wird. Der Fluß ist an dieser Stelle fast eine Stunde breit; die Insel gehört dem Kaiser eigenthümlich, und außer dem Kloster befinden sich darauf Lusthäuser und herrliche Gärten. Die Geistlichen bilden jedoch den größten Theil der Bewohner. (Taf. 22. Abbild.)

Bei der Fahrt auf diesem Flusse muß man den Felsen Kuang-hien bewundern. Er besteht aus grauem Marmor und erreicht eine Höhe von 600 Fuß. An der Basis dient eine ungeheure Aushöhlung als Tempel und Wohnung für Priester des Fo. Der Tempel hat zwei Stockwerke, und man steigt auf Stufen hinauf, die an den Seiten der Höhle ausgehauen worden sind. Die Seiten des Felsens sind so steil, daß man nur von der Flußseite zu dieser Wohnung gelangen kann, deren Anblick etwas Grauenhaftes hat. (Taf. 23. Abbild.)

Die Mandarinen, welche durch den öffentlichen Dienst genöthigt werden, sich in verschiedene Theile des Reiches zu begeben, reisen bald zu Lande in Tragesseln, bald zu Wasser in herrlichen Barken, die bemalt und höchst verschiedenartig lackirt sind. Der doppelte Sonnenschirm auf dem Verdecke, die Flagge und der Tisch am Hintertheile zeigen den Rang und die Gewalt des Mandarinen an. Alle Fahrzeuge stellen sich ehrerbietig auf, wenn sie diese Zeichen bemerken; wer es wagte, die Reize des Mandarinen aufzuhalten, würde sogleich nach dem Gesetze gestraft werden. (Taf. 21. Abbild.)

Westlich von Hang-tschu-fu, der Hauptstadt der Provinz Tsching-kiang, dehnt sich der Siu See aus, der die Mauern jener Stadt bespült. Er ist von bewaldeten Bergen und malerischen Thälern umgeben, unter denen man das Gräberthal bemerkt, das wegen der vielen Gräber so genannt worden ist, die man dort sieht. (Taf. 22. Abbild.)

Wir haben früher gesehen, daß Ximkowski und Bruguere durch das Thor von Schan-tschu-kung durch die große Mauer kamen. Das Thor Ku-pe-tu weiter in N. ist von den Engländern abgezeichnet worden. An diesem Orte zieht sich die Mauer auf der Spitze sehr hoher Berge hin, welche bei ihrer Höhe von 500 Toissen unzugänglich zu seyn scheint. Viele Thürme sind verfallen, aber die Chinesen unterhalten sorgfältig die, welche die Passage verteidigen. (Taf. 21. Abbild.)

Thian-tsin, welcher Name himmlischer Ort bezeichnet, ist die Hauptstadt eines Bezirkes der Provinz Pe-tschili, 26 Stunden in SO. von der Hauptstadt des Reiches, auf einer Anhöhe am Zusammenflusse des Pay-ho und Pu-to-ho, und von fruchtbarem Gefilde umgeben. Es wird hier ein beträchtlicher Handel getrieben, und der Fluß, der sich 12 Stunden weiter unten in den Jung-hai ergießt, ist fortwährend mit Schiffen und Böten bedeckt. Von hier aus werden auf Sandalen die Waaren bis in die entferntesten Provinzen gebracht, und so kommen auch die an, welche für die Hauptstadt bestimmt sind. Auf einer Landspitze am Zusammenflusse des Stromes erhebt sich ein 35 Fuß hoher Thurm, dessen Grund von Bruchsteinen, das Uebrige aber von Backsteinen ist. Eine Abtheilung Soldaten cantonirt hier und Schilddiener auf der Plattform benachrichtigen durch Signale die benachbarten Posten von dem, was in dem Lande vorgeht. (Taf. 21. Abbild.)

An der Küste Chinas liegen sehr viele Inseln; wir wollen von N. nach S. nur die bemerkenswerthesten anführen.

Tsong-ming, an der Mündung des Yang-tse-kiang, hat Stein-salzwerke, mit deren Ertrage ein bedeutender Handel mit den benachbarten Ländern getrieben wird. Tsong-ming ist so angenehm, daß sie den Beinamen Goldinsel verdient hat. Man sieht daselbst viele Tempel; der Hauptort ist besetzt; die Dörfer sind so zahlreich, daß sie nur eine einzige Masse von Häusern zu bilden scheinen.

Die Inseln Tschu-schan bilden einen großen gut angebauten Archipel. Sie sind im Allgemeinen bergig und durch schmale aber tiefe Straßen von einander getrennt; wahrscheinlich waren sie einmal mit dem Festlande vereinigt und wurden von demselben durch eine heftige Naturerschütterung losgerissen. Sie bestehen aus rothem und grauem Granit und sehen im Allgemeinen unfruchtbar aus; doch beschreibt man Pu-tu als ein wahres Paradies, das bloß von Mönchen, man sagt 5000, bewohnt wird. Eine andere ist ebenfalls bewohnt und grün, aber man sieht auf ihr keine andern Bäume als verküppelte Eichen und Fichten. Lo-uang, eine der größten dieser Inseln, hat nach der Erzählung der Chinesen 10,000 Ginn. Der Hafen von Tschu-schan, der vorzüglichste, 3 St. vom Festlande gelegen, ist geräumig und sicher. Diese Insel wird besonders von Fischern bewohnt.

In SO. von China, der Provinz Fo-ken gegenüber, zieht sich Thaluan hin, die von den Eingeborenen Pacahimha, von den Europäern aber Formosa genannt wird. Sie ist von dem Festlande durch die gleichnamige Straße getrennt, die 30 Stunden breit ist.

Formosa erstreckt sich vom 21° 55' bis 25° 30' n. Br. und ihre Länge von NW. nach SO. beträgt ungefähr 90 Stunden, ihre größte Breite 35 und ihr Flächenraum 5050 Q. St. Der Ta-schan (großes Gebirge) durchzieht sie von N. nach S. und theilt sie in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche. Mehrere Gipfel dieser Kette bleiben lange mit Schnee bedeckt, und man kann nach der südlichen Breite dieses Landes daraus schließen, daß sie eine bedeutende Höhe erreichen. Man findet in der Bergregion warme und Schwefelquellen, sowie einige Seen. Nach den Erzählungen der Reisenden ist das Wasser der Bäche und Flüsse des Oberlandes für die Fremden schädlich und selbst tödtlich.

Die Küsten von Formosa, besonders die östlichen, sind meist steil und gewähren einen sehr malerischen Anblick; Cascaden stürzen sich von den Felsen herunter. Die Westküsten sind durch mehrere schöne Baien und gute Häfen eingeschnitten; Wälder mit großen Bäumen schmücken die Berge, und in Folge dieses entzückenden Anblicks gaben die Portugiesen der Insel den Namen Formosa (die Schöne). Neben diesen Reizen zeigt sie aber auch schreckliche Gefahren. Sie ist Erdbeben ausgesetzt; das von 1782 war furchtbar; das Meer erhob sich so ungeheuer in der Straße, daß die Insel zwölf Stunden lang unter Wasser gesetzt war; viele Bewohner verloren das Leben, Städte gingen zu Grunde und eine große Menge Schiffe von allen Größen wurden verschlungen und zertrümmert. Die Stürme sind häufig in den Wässern, welche Formosa bespülen, und die Fahrt dort ist gefährlich.

Auf der andern Seite ist das Klima gesund und gemäßigt. Die sehr fruchtbaren Ebenen bringen in Menge alles hervor, was zum Leben notwendig ist, sowie Zucker, Thee und Bauholz. Formosa betreibt einen ansehnlichen Handel mit Fo tien.

Der westliche Theil ist den Chinesen unterworfen; Thal-uau, die Hauptstadt, ist reich, ziemlich bevölkert und durch ein Fort vertheidigt, das die Holländer bauten, als sie einen Theil der Insel in Besitz hatten.

Die Insulaner des östlichen Theiles befinden sich fortwährend in Feindseligkeiten mit den Chinesen. Diese fast wilden Ureinwohner gleichen nach der Physiognomie und der Farbe den Malaien und sprechen eine eigenthümliche Sprache. Ihre Hütten sind von Bambus und ihre Kleidung besteht in einem Schurz, den sie um die Lenden schlagen; in die Haut machen sie sich Bunden, denen sie die Gestalt von Bäumen, Blumen oder Thieren zu geben suchen; ihre Nahrung ist der Reis und das Wild, das sie im Laufe fangen, so gewandt sind sie; doch handhaben sie auch mit vieler Geschicklichkeit den Wurfspeer und die Pfeile. Sie leben in Dörfern, welche mehreren oder einem einzigen Herrn gehorchen.

In SW. von Formosa sind die Inseln Lamay oder Siu-Heu-Heu gut bebaut; die vorzüglichste bildet ein spitziges, aber gut bewaldetes Gebirge; die andern sind nur Klippen.

Die Pheng-hu, von den Portugiesen Pescadores (Fischer Inseln) genannt, füllen den südlichen Theil der Straße zwischen Formosa und dem Festlande; sie sind felsig und dürr; die größte wird von Fischern bewohnt und hat einen guten Hafen; die Chinesen unterhalten dort eine Garnison.

In SW. von der Mündung des Flusses Canton ist Schong-Tschuen, Sancier in den Berichten der Missionaire genannt, berühmt in den Annalen des Christenthums, denn auf diesem nur von Fischern bewohnten Felsen starb am 2. Decbr. 1525 der heilige Franz Xaver.

Die größte Insel an der Südküste von China ist Fal-nan, deren Länge von N. nach S. ungefähr 60, die Breite 30 und der Umfang 160 Stunden beträgt. Die Ostküste ist meist steil und felsig, die südliche hat schöne Baten, die nordwestliche ist niedrig und von Sandbänken begrenzt. Gegen die Mitte erhebt sich der U-tschischuan, dessen Gipfel die Wolkenregion erreicht und der nach allen Seiten Zweige ausschießt, welche einige von Flüssen bewässerte fruchtbare Thäler bilden.

Fal-nan, das in der heißen Zone liegt, hat ein sehr heißes Klima; doch wird die Sonnengluth durch die Seewinde, häufige Nebel und reichlichen Thau gemäßigt; daraus folgt eine Feuchtigkeit, welche die Pflanzen frisch erhält. Fal-nan ist fruchtbar; man bearbeitet dort auch Bergwerke, und an der Küste macht man Salz.

Die Chinesen haben den Küstenstrich der Insel inne; ein Theil der Eingeborenen erkennt ihre Autorität an; die andern sind fast wild. Die südlichen und östlichen Küsten haben gute Häfen; der Hauptort ist Tanscheu, die Residenz des Gouverneurs.

Die Insel Fal-nan bildet in D. den Golf von Long-king.

Kapitel XXXII.

Das Reich Annam oder Tunkin. — Cochinchina. — Tsampa. — Cambodja und ein Theil von Laos.

Das Reich Annam wird in N. von China, von dem es eine weite und schwierig zu bereisende Wüste trennt; in N.D. von dem Meerbusen von Long-king oder Tunkin; in D. und S. von dem chinesischen Meere; in SW. von dem Königreiche Siam; in N. auch von diesem Lande begrenzt. Es liegt zwischen 8° 45' und 23° 1' n. Br. und zwischen 97° 45' und 106° 58' östl. L. Die Länge von N. nach S. beträgt 370 St., die Breite von D. nach W. 150 St. und der Flächenraum 39,400 Q. Stunden.

Das Königreich Tunkin ist das nördlichste der Länder, welche das Reich Annam bilden, und zugleich das wichtigste und volkreichste desselben. In N. wird es von dem Meerbusen begrenzt, dem es seinen Namen giebt, und in N. und W. ist es von hohen Gebirgen begrenzt, so wie in dem Centraltheile, der sich in einer unermesslichen Ebene ausstreckt, durch den Sang-kol, einen großen Fluß, durchströmt, der aus NW. kommt; andere minder bedeutende ergießen sich wie er in den Meerbusen. Die Küsten dieses Reiches sind bald hoch und von düstern Aussehen, bald niedrig und von Flüssen überschwemmt. Der Sang-kol ist für dieses Land wegen seiner jährlichen Ueberschwemmungen die Quelle der Fruchtbarkeit; man sieht an seinen Ufern, 26 Stunden von der Mündung, Keschö oder Bac-tinh, die Hauptstadt und Residenz eines Vizekönigs. Sie ist sehr umfanglich und nur durch einen Bambuszaun umschlossen; die Straßen sind breit und zum Theil mit Kieselstein gepflastert, in der Mitte aber bleibt die nackte Erde, damit die Elephanten und Lastthiere besser gehen können. Die meisten Häuser sind von Holz oder Erde, nur einige von Stein; alle mit Palmenblättern, Rohr oder Stroh bedeckt. Die Stadt treibt einen großen Handel; der Fluß ist immer mit Dschonken und Bötten bedeckt. Missionaire haben geschrieben, Keschö sey so volkreich als Paris, nach den neuern Angaben aber steigt die Einwohnerzahl nur auf etwa 40,000.

Cochinchina, südlich von Tunkin, ist in W. von hohen Gebirgen begrenzt und hat keine große Ausdehnung von da nach dem Meere in D., wo ein Theil der Küste eine Reihe steiler und malerischer Ufer gewährt, die einen natürlichen Wall gegen den Ocean bilden. Ein fast überall schmaler und an verschiedenen Stellen einige Stunden breiter Streifen Land ist des Bauens fähig und mit Städten und Dörfern bedeckt. In N. senkt sich die Küste; in S. gewährt sie herrliche Buchten und sehr sichere Häfen. Die Flüsse haben keinen sehr langen Lauf; der beträchtlichste ist der Hue, an dessen linkem Ufer die gleichnamige Hauptstadt liegt. Von den Eingeborenen wird sie Phu-thuan, von den Chinesen Sun-ua genannt.

Hue liegt 2 Stunden vom Meere, ist wie Keschö gebaut, sonst groß und fest. Ihre äußern und innern Werke wurden solid von französischen Ingenieuren angelegt. Finlayson, ein englischer Reisender, bemerkte besonders die Scheunen, die Magazine, die Casernen, die Arsenale für die Land- und Seemacht. Die meisten dieser Gebäude stehen an dem Ufer eines schiffbaren Canales, der die Stadt durchschneidet. Der Graben, welcher Hue umgibt, hat drei St. im Umfange und 100 Fuß Breite; die Mauern sind 60 Fuß hoch. Die Wälle sind mit 1200 Stück Geschütz besetzt; eine viereckige Citadelle vertheidigt den Platz. Man sieht in Hue eine Kanonengießerei und Schiffbauwerfte, von denen Kriegsschiffe, theils nach dem Muster der europäischen, theils in halb asiatischer, halb europäischer Form hervorgehen. Die Garnison ist zahlreich. Der Palast des Königs ist groß und massiv, und die Verzierungen desselben, obgleich bizarr, doch sehr reich.

Fünfzehn Stunden südlich von Hue findet man die Bai von Turan oder Hamsan, begrenzt von Fügeln, die durch an Reis fruchtbare Thäler getrennt werden. Kommt man von Süden her, so fällt einem zuerst eine Gruppe ungeheurer Marmorfelsen auf, die man für ein einzeln stehendes großes Schloß halten könnte und die durch einen niedrigen und schmalen Isthmus mit einem sehr hohen, einigen Meilen langen Vorgebirge verbunden wird, auf dem zwei kegelförmige Gipfel von ungleicher Höhe emporragen. Ist man um dieses Vorgebirge herum, so kommt man in eine tiefe und sehr sichere, fischreiche Bucht. Am südlichen Ende derselben mündet der Fluß, welcher nach der Stadt Turan führt, die eigentlich nur ein Flecken ist. Sonst war sie der Stapelplatz des Handels mit China, aber die Bürgerkriege haben sie zu ihrem gegenwärtigen Zustande heruntergebracht. Noch immer ist jedoch der Markt mit allen Arten Waaren reichlich versehen und der Hafen stark besucht.

Ein Meeresarm, der sich nach S.W. verlängert, verbindet die Bai von Turan mit der von Fal-so, die eine besondere Mündung hat. Die Stadt Fal-so oder Hue-han, an dem kleinen Flusse Han gelegen, trieb

sonst einen sehr bedeutenden Handel; man zählt hier nicht mehr als 15,000 Einwo., und sie hat wie Turan sehr viel durch Bürgerkriege gelitten. Dieser Handel ist zum großen Theile in den Händen der Chinesen und ihre Dschonken in der schönen Bai Hal-so sind die zahlreichsten. (Zaf. 21. Abbild.)

Fährt man weiter nach Süden, so gelangt man nach Tsampa oder Binh-tuan, einer kleinen Provinz, die schon der berühmte Reisende Marco Polo erwähnt hat. Ein großer Theil derselben wird noch von unabhängigen Völkern bewohnt, die für kriegerisch gelten. In dem Theile, welcher die Souveränität des Kaisers von Annam anerkennt, giebt es nur einige Dörfer; Phanari und Pabaran, beide an einer kleinen Bai an der Mündung eines Flusses, sind die hauptsächlichsten.

Cambodja, das südlichste Reich von denen, welche Annam bilden, wird in O. von hohen Gebirgen begrenzt, die sich in S. bis zum Meere verlängern. Die Berge Tschampava, die sich davon trennen, laufen von N. nach O. und endigen an den Ufern des May-kang. Im W. des westlichen Armes dieses Flusses zieht sich die Gruppe der Ling-kin-posing. Der May-kang soll in Yun-nan, einer Provinz Chinas, entspringen; nachdem er in Cambodja eingetreten ist, dessen Namen er annimmt und das er von N. nach S. durchströmt, theilt er sich in mehrere Arme und verbreitet durch seine regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit in dem ganzen Lande. Er ist bis ziemlich weit von dem Meere schiffbar. Die Inseln seines Deltas, dem Oceane am nächsten, sind mit dichtem Gehölz bedeckt.

Cambodja oder Kewek, 70 Stunden vom Meere auf einer von dem May-kang gebildeten Insel, ist die Hauptstadt dieses Landes und nicht mehr das, was sie sonst war. Die Holländer hatten bis 1613 ein Comp. toir dort. Pen-omping, das einige Stunden weiter unten liegt, ist ebenfalls eine wichtige Stadt und der zweite Hauptort des Reiches.

Saigong oder Dingeh, auf einer Landspitze am Zusammenflusse der beiden Arme des Donnal, 21 Stunden von seiner Einmündung, erbaut, ist die größte Handelsstadt Cambodjas. In der Mitte, auf einem Hügel, der sich 60 Fuß über den Fluß erhebt, steht man eine Citadelle, die von einem tiefen Graben umgeben und durch 250 Stück Geschütz vertheidigt ist. Whitte, ein nordamerikanischer Reisender, der sie 1821 sah, behauptet, sie wären in Europa gegossen. Im N. der Stadt steht das Arsenal, welches dem Vergleich mit mehreren von denen in diesem Theile der Welt anhalten kann. Der Hafen wird häufig von den Portugiesen und den Chinesen besucht; ein Canal verbindet den Donnal mit dem May-kang; er wurde in sechs Wochen gegraben; 26,000 Arbeiter arbeiteten Tag und Nacht und lösten einander ab; über 7000 unterlagen der Anstrengung. Den Weg von Saigong nach dem Meere macht man oft während einer Flutzeit in Böten, die meist von Frauen geleitet werden. Man schätzt die Bevölkerung von Saigong auf 100,000 Seelen.

Westlich von der Mündung des May-kang findet man die des Flusses Kankao oder Kthien, der eine gleichnamige Stadt despalst und bei großem Wasser durch einen natürlichen Canal mit dem May-kang in Verbindung steht. Im Jahre 1822 erweiterte man ihn und machte ihn schiffbar. Die Stadt Kthien am rechten Ufer eine Stunde vom Meere zählt 5000 Einwo., unter denen es Cochinchinesen, Cambodjaner, einige Chinesen und Malaien giebt. Im Anfange des 17. Jahrh. wurde die Stadt Ponthiamas, deren Name vielleicht aus Kthien corruptirt wurde, von einem französischen Kaufmanne gegründet und die Hauptstadt eines kleinen Staates, dessen Handel mit den Fremden eine große Lebhaftigkeit erlangte. Ponthiamas wurde 1717 bei einem Einfalle der Siamesen zerstört und Kthien an ihrer Stelle erbaut. Das Land kam unter die Herrschaft von Annam. Poivre, ein französischer Reisender, spricht von diesem Lande unter dem Namen Ponthiamas. Nach ihm existierte es noch 1742.

Annam besitzt einen Theil von Laos, das der May-kang in W. von Tunkin durchströmt. Man bemerkt da die Städte Hannieh, Tiem und Sandapura, Hauptörter kleiner Fürstenthümer.

Reisende haben auch Rao oder Beaton als abhängig von Tunkin erwähnt. In den Hochthälern der Gebirge endlich, welche China von diesem Lande trennen und die zu dem Flußgebiete des May-kang gehören, leben mehrere wilde Stämme, unter denen die Mois oder Muis und die Wuangs sich durch ihre Zahl und die Größe ihres Gebiets auszeichnen. Einige machen bedeutende Einfälle in die Länder Cochinchinas. Endlich spricht man auch von den Loxes, welche die obern Thäler des Tsampa bewohnen. Alle diese Stämme gehorchen unabhängigen Häuptlingen.

Auch mehrere Inseln gehören dem Reiche Annam; man bemerkt in S. O. von Fainan die Paracelen, eine lange Reihe wegen der Sandbänke und Untiefen an ihnen sehr gefährlicher Klippen; sie sind nicht bewohnt, da aber der Fang der Schildkröten und Fische sehr einträglich dabei ist, so ließ sie der Kaiser von Annam 1816 in Besitz nehmen, ohne daß seine Nachbarn den geringsten Einspruch dagegen thaten.

Bei der Bai von Turan bemerkt man viele granitische Inseln, unter andern Pulo Canton oder Collao-rol und Kham-collao. Die ganze Küste nach S. zu ist ebenfalls mit Inseln besetzt, die gleichfalls felsig sind. Fünfundzwanzig Stunden südlich von der Mündung des May-kang hat Pulo Conbor vier Stunden Länge und drei Viertelstunden Breite; ihre Ostküste besitzt einen guten Ankerplatz, der durch einen Canal gebildet wird, welcher sie von einem Inselchen trennt. Diese gebirgige Insel, die von einigen kleinen umgeben ist, hat keine Quellen, aber trotz ihrer Dürre einige Bewohner, die sich von dem benachbarten Festlande daher flüchteten und ärmlich von Pataten und einigen andern Bodenerzeugnissen leben. Die Engländer versuchten 1702 vergeblich sich da niederzulassen, um die Insel zu einem Stapelplatz des Schleichhandels mit China zu machen.

Pulo Ubi, 5 Stunden südlich von der Spitze von Cambodja, ist ebenfalls von einer felsigen aber bewaldeten Gruppe umgeben.

In Tunkin, in den niedrigen Ebenen, beginnt die Regenzeit im Mai und endigt im August; die Sommerhitze ist unmaßig, die Kälte dagegen im December, Januar und Februar wechelt der Nebel unbequem und lästig. An den Küsten toben die Orkane oder Typhons mit derselben maßlosen Wuth wie in den japanischen Meeren; seltener werden sie längs der Küsten von Cochinchina, besonders südlich vom 16° der Breite, und ganz unbekannt sind sie an den Ufern von Cambodja. Uebrigens wird das Klima von Saigong und Hue von den Europäern, die länger als dreißig Jahre dort gewohnt haben, als sehr gesund geschildert.

Sie sagen auch, in Cochinchina steige die größte Hitze nicht über 31½° R. und die Kälte im Winter nicht unter 11°. Doch ist die Kälte empfindlicher als man bei diesem Thermometerstande vermuthen sollte, und zwar wegen der periodischen starken Regen. Sie beginnen zu Ende des Octobers und dauern bis zum März. Die hohen Berge, die im S. von Hue sich bis zur Wolkenregion erheben, so wie jene, die in andern zwischentropischen Ländern sich in derselben Richtung hinziehen, verursachen eine totale Veränderung in der Ordnung der Jahreszeiten je nachdem das Land in O. oder W. von China gelegen ist. Als Crawford, der englische Gesandte, von Saigong am 4. Septbr. 1821 abreiste, herrschte der südwestliche Monsun und der Regen wollte aufhören, ehe er aber von Hue und Turan erstkam, den 31. Octbr., hatte er mit dem nordöstlichen Monsun in den ersten Tagen des Octobers begonnen.

„Vom 5. bis 12. October,“ sagt Finlayson, der Crawford begleitete, „fiel der Regen mit Ausnahme eines Tages oder zweier fast ununterbrochen und so reichlich, daß die, welche wir bei dem Aequator, in Bengalen und Siam gehabt hatten, wo sie periodisch sind, im Vergleich ganz unbedeutend zu seyn schienen. Das Wasser stürzte buchstäblich in Strömen herunter, oft zwei Tage und zwei Nächte hinter einander. Dieser Regen war nur von einer kleinen Anzahl Blitze begleitet, und so lange er anhielt, wehte der Nordostwind heftig. Der Barometer, der vorher nicht sehr variirt hatte, sank allmählig und stieg während des Regens nicht wieder. Der Thermometer blieb fast immer auf 77° F.“

„Das Land war bald überschwemmt und in kurzer Zeit standen die Zimmer, die wir innehatten, kaum einen Zoll über dem Wasser, das in die andern Theile des Hauses bereits eingebrungen war. Unsere Nachbarn in derselben Straße befanden sich in einem noch schlimmern Zustande; das Wasser war nämlich bereits in ihre Wohnungen eingebrungen. Alle ruderten auf Röhren in den Straßen herum, wo man noch den Tag vorher trockenen Fußes gegangen war. Am 28. brach ein Orkan mit einem Plagregen aus, der 82 Stunden anhielt; er war so heftig, daß die Bai von Turan, welche vor der Muth des Orkans durch die sie umgebenden Berge geschützt war, mit süßem Wasser gefüllt wurde.“

In Cambodja, dem Lande mit niedrigen Ebenen, dauert die Regenzeit von Ende März und Anfang Juni bis zum Anfange des Septembers. Dies ist auch die Zeit der Stürme und Gewitter, und der sogenannte Winter. In den acht andern Monaten des Jahres ist die Luft mild, rein und klar. In Salgong war zu Ende des Augusts die mittlere Temperatur der 24 Stunden 21°, folglich sehr gemäßigt.

Die Mineralogie des Landes kennt man nicht und weiß nur Einiges von den Rufen; überall, wo die Expedition Crawfurds anlegte, überzeugte sie sich, daß die hauptsächlichsten Berge aus Granit und Syenit bestanden; die minder hohen Ketten enthielten Quarz, Kalkstein und Marmor. Cambodja ist arm an Metallen und hat nur etwas Eisen. Es erhält das, was es bedarf, von Tunkin, Siam und Singapur. Die Metalle sind auch in Cochinchina nicht häufiger, obgleich die Einwohner von Silber- und Zinnwerken sprechen, welche sich bei dem Cap Avarella befinden sollen. Dafür hat Tunkin Eisen, Gold und Silber in Menge.

Ein chinesischer Kaufmann, der Tunkin besucht hatte und den Crawfurd in Hue sah, sagte ihm, die Eisenwerke befänden sich sechs Tagereisen von Keschö, das Metall sey dort sehr wohlfeil und werde nach ganz Cochinchina geschickt ausgenommen Salgong, das das feinste von Siam erhalte. Die Gold- und Silbergruben liegen zwölf Tagereisen in W. von Keschö. Die letztern bringen jährlich 100 Pils (6000 Kilogramme) Metall. Die Quantität des Goldes kennt man nicht, weil viel davon nach Yun-nan und Kuang-si, Provinzen Chinas, geschmuggelt wird. Die Zinnwerke werden vernachlässigt.

Alle Bergwerke werden wie in allen östlichen Ländern Asiens südlich von China durch die Bewohner dieses Reichs bearbeitet, die von Ku-kien, Kiang-nan und Szean kommen. Man schätzt die Zahl dieser chinesischen Arbeiter auf 30,000.

Das Hauptproduct des Pflanzenreichs ist der Reis, der das Nahrungsmittel der Einwohner bildet. Eine Art Reis kann auf dürrtem Boden wachsen und bedarf keines andern Wassers als den Regen. Man säet ihn zu Ende des Decembers; er befruchtet sich nicht ganz drei Monate in der Erde und trägt sehr reichlich. Man baut auch Mais und die Patate. Cocospalmen sind häufig und man schickt die Früchte nach China. Die besten Früchte Cochinchinas sind die Drangen und die Eitschi. Das Zuckerrohr macht den Reichtum dieses Landes aus; man führt jährlich 20 bis 60,000 Pils aus und ein großer Theil geht nach China.

Crawfurd meint, der echte Zimmtbaum sey in den Bergen nordwestlich von Kai-so einheimisch; man zieht diesen Baum, und seine zu Markt gebrachte Rinde ist sehr aromatisch und reich an Oel. In China zieht man den Zimmt von Kai-so dem von Ceylon vor.

In Tunkin und Cochinchina beschäftigt man sich mit den Anbau des Thees, aber der Ertrag deckt den Verbrauch nicht und man muß noch mehr aus China beziehen. Baumwolle erntet man in dem ganzen Reiche und man sendet viel davon nach China. Cambodja giebt ferner guten Pfeffer, Cardamom und Anis.

Die Wälder sind reich an trefflichen Bau- und Tischlerholzern; man bemerkt namentlich den Cao (nuclea orientalis), den Lil, die Fichte, den Ebenholzbaum, das Rosenholz, das Adlerholz, den Gummiguttbaum (cambogia gutta) und eine Menge andere.

In Cambodja erzeugt man wenig Seide; in Tunkin und Cochinchina dagegen ist dieser Stoff so gemein, daß man die Tauen der Schiffe daraus macht. Ueberall sieht man weiße Maulbeerbäume, besonders in der Nähe von Hue. Die Seide von Tunkin gilt für die beste im Reiche, kommt aber der chinesischen nicht gleich. Es sind davon in der letztern Zeit große Quantitäten nach Europa gebracht worden.

Der Büffel, das Rind, das Pferd, das Schwein, die Ziege, der Elephant, der Hund, die Kage sind die Hausthiere von Annam. Den Büffel braucht man meist zur Bestellung des Landes; den Stier spannt man nur bei leichtem und trockenem Boden an den Pflug. Crawfurd sah in den Wäldern zahlreiche Spuren von wilden Elephanten und Tigern. Dieser Reisende bemerkte auch Leoparden, Bären und Affen, Fische, Rhinocerosse und wilde Kagen. Das Horn des Rhinoceros wird so hoch geschätzt, daß unter den Geschenken, die man dem englischen Gesandten gab, sich vier derselben in einen Goldreife befanden. Man zieht Hühner, Fasanen und Enten.

Die Einwohnerzahl des Reichs Annam schätzt man auf 12 Mill. Tunkin ist der bevölkerste Theil davon; die Einwohner desselben und die von Cochinchina reden dieselbe Sprache, welche auch fast in ganz Cambodja mit einigen Dialectverschiedenheiten üblich ist. Es haben sich viele chinesische Worte eingeschlichen und sie wird mit chinesischen Zeichen geschrieben. Die Religion des ganzen Reichs ist der Buddhismus. Die Tempel Buddhas oder Fo's sind sehr zahlreich, aber ärmlich; bisweilen befindet sich sein Bild in kleinen Heiligtümern, die man zwischen den Zweigen des Banianenbaumes aufstellt. (Taf. 24. Abbild.)

Die Physiognomie der Bewohner von Annam gleicht sehr jener der Chinesen, aber sie haben keine schiefen Augen. „Ihr Buchs,“ sagt Finlayson hinzu, „ist im Allgemeinen klein. Wie alle ihre der gelben Race angehörenden Nachbarn haben sie einen dünnen, häßlichen Bart, starrs schwarzes Haar, kleine schwarze Augen, eine gelbe Farbe, einen verführerischen unterlegten Körper und starke Glieder. Selten findet man einige, die sehr schwarz wären; viele Frauen besonders sind so weiß wie die meisten im südlichen Europa.“

„Die Bewohner von Annam haben eine kleine schmale Stirn, runde Wangen und ein unten breites Gesicht, so daß dies fast rund aussieht, besonders bei den Frauen, die für um so schöner gelten, je mehr sie sich dieser Form nähern. Die Augen dieses Volkes sind klein, schwarz und rund; sie haben nicht das dicke und gesenkte Augenlid der Chinesen, und erhalten dadurch ein Aussehen von Lebhaftigkeit, welches jenen fehlt. Sie haben ferner eine kleine Nase, die jedoch gut gebildet ist, einen ziemlich großen Mund, vorspringende aber nicht dicke Lippen und einen dünnen Bart, den sie aber außerordentlich pflegen. Man sieht Annamiten, die kaum ein Dugend Haare am Kinn oder am ganzen Unterkiefer haben; auf der Oberlippe stehen sie etwas dichter. Gewöhnlich haben sie einen kurzen Hals. Ehe ich diesen Theil meines Gegenstandes verlaße, muß ich noch erwähnen, daß in der Form ihres Kopfes ein Charakter von Schönheit und in dem Ausdruck ihrer Physiognomie ein Grad von Harmonie, Lebhaftigkeit, Verstand und Feinheit liegt, den man bei den Chinesen oder Siamesen vergebens sucht.“

„Der Körper des Annamiten ist unterlegt, seine Brust breit und vollkommen entwickelt; seine Hüften sind breit; seine obern Gliedmaßen lang und gut gebaut; die Schenkel kurz und stark. Selten besitzt er eine Neigung zum Fettwerden. Seine Glieder, obgleich groß, sind doch nicht durch Fett aufgetrieben. Sein Muskelsystem ist kräftig und gut entwickelt; sein Bein besonders ist fast immer groß und gut geformt.“

„Die Tracht der Cochinchinesen läßt sich mit wenigen Worten beschreiben. Ob sie gleich unter einem nicht bloß milden, sondern heißen Klima leben, so sind doch alle bekleidet, der ärmste Mann wenigstens vom Kopfe bis zum Knie. Der Turban bildet den theuersten Gegenstand; er ist immer von Krepp, der der Männer schwarz und jener der Frauen blau. Trägt man Trauer, so ist er weiß. (Taf. 24. Abbild.)“

„Eine lose Tunika, welche ziemlich einem Hemde mit weiten Ärmeln gleicht, reicht bis an die Knie, wird an der rechten Seite zugeknöpft und bildet den hauptsächlichsten Theil der Kleidung. Gewöhnlich trägt man zwei, und die untere ist von weißer Seide. Man vermehrt ihre Anzahl je nach dem Zustande der Temperatur. Der Anzug der Frauen ist so ziemlich derselbe, nur leichter; die beiden Geschlechter haben Pantalons von bunter Farbe; die Armen tragen Kleidungsstücke von grobem Baumwollzeug, ziehen aber doch die gewöhnliche Seide vor. Die Reichen schmücken sich mit Stoffen von China und Tunkin und tragen Schuhe, die sie aus dem erstern dieser Länder beziehen.

„Während der Regenzeit haben die Handelsleute eine Kleidung, die den Körper recht wohl vor der Feuchtigkeit schützt, und allerdings dürfte sie in keinem andern Lande notwendiger seyn. Sie ist aus dicht zusammengepressten Palmblätter gemacht, wasserdicht und besteht in einem hochförmigen Hute von dritthalb bis drei Fuß und mehr Durchmesser; er fällt auf die Achseln und wird unter dem Kinn zusammengebunden. Eine Kante ohne Ärmel bedeckt den Körper. So bekleidet arbeitet ein Annamit fast ohne Unterbrechung und scheint die Regenstürme gar nicht zu bemerken, die auf ihn herabfallen.

„Bett lansen, Tabak rauchen und selbst kauen ist allgemein üblich; alle Leute aus der höhern Classe haben fortwährend die Cigarre im Munde; eine Gruppe von Annamiten ist immer in eine Rauchwolke gehüllt. In Cochinchina sind die Häuser groß und bequem, meist von Lehm gebaut und mit Ziegeln, selten mit Palmblättern bedeckt. Die innere Einrichtung ist seltsam; die vordere Hälfte ist eine Art offener Saal, wo man Besuche empfängt, seine Geschäfte abmacht und Waaren verkauft, man man Kaufmann ist; im Hintertheile befindet sich ein Altar und andere Embleme der Religion. Die Wohnzimmer sind nach hinten hinaus und bestehen in viereckigen, nur an einer Seite offenen Gemächern. Die Betten bestehen in einer um einen Fuß über den Boden erhöhten und mit Dicken belegten Estrade.

„Die Annamiten sind sanft, freundlich und thun Niemanden etwas zu Leide, wenn sie auch gern schellen; Todschläge begehren sie sehr selten. Sie sind höflich, zuvorkommend und aufmerksam gegen die Fremden, und in ihrem ganzen Benehmen zeigen sie eine der Wasse der Bewohner des südlichen Asiens unbekannte echte Urbanität. Sie sind ferner lebhaft und heiter, gefällig und gaffrei, gutmüthig und einfach; aber auf die Verachtung der durch das Fortkommen vorgeschriebenen ceremoniösen Formalitäten, auf das Begehen des leichtesten, wirklichen oder eingebildeten, Fehlers folgt sogleich eine Strafe; sie müssen unter dem Bambus knien.

„Die Befähigkeit, mit welcher sie sich dieser entehrenden Strafe unterwerfen, ist wahrhaft außerordentlich. Ihr Gehorsam kennt keine Grenzen und sie äußern weder durch Handlungen noch durch Worte den geringsten Widerstand gegen die willkürliche Entscheidung, die sie betrifft, und man darf sich nicht wundern, daß dieses System ihren Geist endlich herabgedrückt und sie schlau, furchtsam, lägnerisch, eitel, unverschämmt, lärmend, anspruchsvoll und tyrannisch gemacht hat, sobald sie wissen, dies ungekrast seyn zu können. Das geringste Widerstreben oder das leiseste Zeichen von Festigkeit, wenn sie sich einmal müthig stellen und sehr scheuen, macht sie ungemein unterwürfig und selbst kriechend. Das ist das traurige Resultat fortwährender Sklaverei und Unterdrückung; nichts کمweniger erkennt man, daß sie moralisches Gefühl und Scharfsinn besitzen, Eigenschaften, die unter einer liberalen Regierung sie bald zu einem ausgezeichneten Range unter den Nationen erheben würden.

„Sie sind an ihrem Körper, in allen ihren Umgebungen und in ihrem Sprachen sehr schmutzig, besitzen eine übermäßige Eitelkeit und halten sich für die erste Nation der Welt, doch erst nach den Chinesen, welchen sie den Vorrang zugestehen. Man hat ihnen vorgeworfen, sehr locker zu seyn. Offentlich betragen sich beide Geschlechter beschiden und zurückhaltend. Die Schwächen der verheiratheten Frauen veranlassen, wie man sagt, allgemeinen Unwillen und Abscheu, und die Geseze strafen sie mit

empfindender Härte. Die Mädchen dagegen haben die größte Freiheit, und die öffentliche Meinung verdammt sie nicht, wenn sie dieselbe nicht mißbrauchen.

„Die Regierung ist in der Theorie und Praxis vollkommen despotisch. Die Geseze, sagt Crawford, sind dieselben, werden aber schlechter und willkürlicher gehandhabt wie in China. Schläge sind das einzige, aber immer angewendete Strafmittel. Die Eltern bekleiden sich desselben gegen ihre Kinder, die Männer gegen ihre Frauen, die Officiere gegen die Soldaten, die Generale gegen die Officiere; das Gesez macht darin keinen Unterschied zwischen den Eingeborenen und Fremden.

„Die Annamiten,“ sagt Finlayson, „verehren wie die Chinesen die Vorfahren und die Göttern. Man kann diesen Gebrauch für den einzigen Theil der Religion halten, der den Fremden auffällt. Es giebt bei ihnen keine Geistlichkeit, welche Unterricht in der Religion erteilt. Man sieht einige Talapouts, sie stehen aber nicht eben in großem Ansehen. Die hohen Classen haben die Religion des Confucius angenommen, die der reine Deismus ist. Die Menge ist dem größten Aberglauben zugethan und glaubt an gute und böse Geister.“ Crawford würde nicht daran gedacht haben, daß sie Buddha verehren, hätte er nicht mehrere Bildsäulen dieses Gottes erblickt.

Der Ackerbau ist nicht so blühend wie in China. Die Verfertigung weißer Baumwollzeuge wird in Tunkin sehr thätig betrieben; man kennt die Kunst nicht, sie bunt zu bedrucken. Uebrigens liebt auch die Nation die bunten Zeuge nicht; deshalb sieht man keine Farber. Die Seidenmanufacturen sind wichtig. Der Farniß von dem Baume, den Couveiro augia genannt hat, wird nach China geschickt; man bereitet ihn auch im Lande und die Gegenstände von Lack sind sehr gemein; man kennt die Kunst Goldverzierungen zuzusetzen und mit Perlensmutter auszulagern. Finlayson und Crawford meinen, der Lack von Tunkin sey schöner und dauerhafter als der japanische.

Seit langer Zeit verstehen die Annamiten die Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten, aber dieser Zweig der Industrie hat keine großen Fortschritte gemacht bei ihnen; sie können z. B. ihre Feuertgewehre nicht verfertigen, weil sie die Kunst nicht kennen, dem Stahl eine gehörige Härte zu geben; doch wissen sie die Arbeiten der Fremden sehr gut nachzuahmen. Mit Hilfe französischer Ingenieure haben sie in dem Arsenal von Hue Kanonen gegossen und ihrer Artillerie, ihrer Marine und ihren Festungswerken eine neue Form gegeben. Von den Europäern erhalten sie Flinten. Die Goldschmiedearbeit hat keine schöne Politur, weil es an guten Mustern fehlt; die Gegenstände von Filigran dagegen sind sehr zart gearbeitet.

Die Annamiten dürfen das Land ohne Erlaubniß des Souverains nicht verlassen; erhalten sie dieselbe, so schicken sie ihre Schiffe nach China in die Häfen der Straße von Malacca und nach Singapur. Da sie abgehärtet, thätig, arbeitsam, kräftig und gehorsam sind, so können sie treffliche Matrosen werden. Der Handel über Meer zwischen den verschiedenen Theilen des Reiches ist sehr wichtig; diese Küstenfahrt beschäftigt über 2000 Dschonken. Europäische Schiffe dürfen nicht in die Häfen Tunkins; nur in Luran, Salgong und Hal-so können sie anlegen.

Das Einkommen des Staats beläuft sich auf 90 Mill. Fracs. und fließt aus der Kopfsteuer, aus der Grundsteuer, aus verschiedenen andern Auflagen und dem Ertrage des Zolles. Die Regierung besitzt das Monopol des Zuckers, des Zimmerts, des Cardamoms, des Adersholzes und einiger andern Gegenstände. Der Monarch soll einen bedeutenden Schatz haben. Jeder Mann ist vom 18. bis zum 60. Jahre zum Kriegsdienste verpflichtet und steht dem Staate stets zur Verfügung. Nach dreijährigem Dienst kann der Soldat nach Hause zurückkehren; in Tunkin erhält er diese Erlaubniß erst nach sieben Jahren. Die Armee besteht aus 90,000 M.; 800 Elephanten bilden einen Theil des Trains; 120 davon befinden sich in der Hauptstadt. Die Cavalerie ist unbedeutend. Die Seemacht, die sonst nur aus Kanonierschaluppen und großen Galeeren bestand, zählt gegenwärtig dreimaßige Schiffe und Briggs. Die Soldaten-

werden mit Geld und Reis bezahlt und sie haben eine martialischere Haltung als die, welche 1793 der Reisende Barrow sah. (Taf. 24. Abb.)

Von allen Vergnügungen liebt der Annamit vorzüglich das Theater; alle Reisenden stimmen in diesem Punkte überein. Wie in China bezahlt man nichts für den Eintritt. Alle Schauspieler geben Privatvorstellungen für eine bestimmte Summe; bald spielen sie öffentlich unter einem Schuppen. In diesem Falle werfen ihnen die Zuschauer, statt sie durch Weisheitsbezeugungen aufzumuntern, kleine Geldstücke zu. Es giebt regelmäßige Dramen und eine Art Zwischenspiele. Das Recitativ in den letztern ist oft mit lustigen Liedern untermischt, die in einem allgemeinen Chor endigen, wozu eine lärmende, aber doch nicht unangenehme Musik spielt. Bei jeder Wiederholung führen Tänzerinnen graziose Pas aus, wobei aber die Hälfe wenig beschäftigt sind; sie zeigen die Grazie ihrer schönen Taille und die Stellungen, die sie ihrem Kopfe, ihren Armen und ihrem Körper geben, entzücken die Zuschauer. Die Kostume sind phantastisch und in den meisten Stücken spielt eine Art Lustigmacher eine Hauptrolle. Ein Stück dauert drei bis sechs Tage oder Abende mit den nöthigen Unterbrechungen. (Taf. 25. Abbild.)

Die ersten portugiesischen Reisenden, welche die Grenzen Asiens berührten, besuchten die verschiedenen Länder, welche das Reich Annam ausmachen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts kamen Missionaire in Cochinchina, Tonkin, Cambodja, Siam an an und predigten das Evangelium. Seit dieser Zeit zählt man einige Christen daselbst; ihre Zahl beträgt jetzt 300,000. Trotz den Verfolgungen, die sich von Zeit zu Zeit gegen sie erhoben, blieben sie doch fest in ihrem Glauben. Alexander von Rhodes, Marini, Borri, Tissanter, Koffler und Andere haben Beschreibungen von diesen Ländern herausgegeben; wir haben dergleichen auch von einigen andern Reisenden, wie von Dampier, Poivre, sowie von Langlois und Bissachère, die in unsern Tagen ihr heiliges Amt dort übten. Pigneau de Behaine, Bischof von Adran, hatte durch die großen Dienste, die er dem rechtmäßigen Könige in einem langen und hartnäckigen Kriege gegen Rebellen leistete, den französischen Namen in diesen fernen Ländern beliebt gemacht. Der Tod dieses Prälaten war ein Unglück für das Reich Annam, schadete aber auch den Handelsverbindungen sehr, die Frankreich mit diesem Staate hätte anknüpfen können.

Die nach China bestimmte englische Gesandtschaft verweilte einige Tage in dem Hafen von Suran 1793. Crawfurd kam 1822 als Gesandter nach Siam; seine Bemerkungen, die Finlaysons, des Arztes der Expedition, und jene White's, des Lieutenants eines Schiffes der Vereinigten Staaten, der Saigon und andere Häfen von Annam besuchte; endlich die von Laplace, Fregattencapitain, der 1831 lange in Suran blieb, haben uns über dieses Reich werthvolle Nachweisungen gegeben. Die Berichte dieser verschiedenen Beobachter stimmen über die wesentlichsten Punkte überein.

Kapitel XXXIV.

Das Königreich Siam.

Wendet man sich von Annam nach Westen, so gelangt man in das Königreich Siam, das in N. von China, in W. durch das birmanische Reich und die englischen von diesem Staate abgerissenen Provinzen, in S. von dem Ocean und den malaisischen Staaten begrenzt wird. Dieses so ziemlich in der Mitte der östlichen Halbinsel Indiens gelegene Land erstreckt sich vom 6° bis 19° n. Br. und vom 97° bis 101° östl. L. Die Länge beträgt 335 Meilen, die mittlere Breite 60 und der Flächenraum 15,000 Q.Meilen.

Der Meerbusen, welchem das Königreich Siam dem Namen giebt, bringt tief in das Land ein. Besonders an der Ostküste wird es von zahlreichen Inseln begleitet, die nach dem Ausdrucke Finlaysons gleichsam einen schmalen, langen Gürtel bilden. Das Festland ist so niedrig, daß

man in einer Entfernung von einigen Meilen nur die Bäume, keineswegs aber den Boden sieht, während die Inseln, die über 1000 Fuß hoch sind, aus sehr weiter Ferne gesehen werden. Sie sind granitisch und enthalten dabei einige andere Gesteinsarten. Je weiter man nach Norden kommt, um so kräftiger wird die Vegetation, und die zwischentropischen Wälder enthalten einen unergleichlichen Reichtum. Ist man über die Mündung des Flusses Cancao, so findet man die Insel So-tong, die von Siamesen, Cambodjanern und Cochinchinesen bewohnt wird; dasselbe gilt von Ko-schang, das weiter nach N. zu liegt.

Dann gelangt man zu der Mündung eines Flusses, der nach Schantibon führt, der bedeutendsten Stadt an der Ostküste und der Hauptstadt einer Provinz, die sonst zu Cambodja gehörte; sie gehört zu den wichtigsten des Landes; hohe Berge, große Wälder, fruchtbare Ebenen und Thäler geben der Aussicht eine angenehme Veränderung. Der Hafen von Schantibon ist bequem und sicher; leider wird aber die Einfahrt in den Fluß durch eine Barre gehemmt, so daß nur kleine Schiffe hineinfahren können. Die Producte des Landes werden nach Bankok gesandt, weil die Landesgesetze den Handel der Privatleute mit den Fremden untersagen.

Weiter hin findet man die Bai Kong-laben, wo viele Menschen wohnen; von da aber nach dem Cap Syant bemerkt man nur dichte Wälder und wenige Bewohner. Die malaisischen Seeräuber von Arincano und andern Inseln beharren ihre Raubzüge bis in diese Gewässer aus.

Die Stadt Bang-pa-so, an der Mündung des Bang-pa-kong und eines Armes des Menam, des großen Flusses Siams, wird durch ein hölzernes Stadet verteidigt. Die Inseln Si-tschung sind die nördlichsten dieses Theiles der Küste, die größte davon hat einen guten Hafen.

Die neuesten Nachrichten über das Königreich Siam verdankt man Crawfurd, dem Gesandten der Generalgouverneurs von Bengalen, und dem Arzt Finlayson.

„Am 21. März 1822,“ sagt der letztere, „bemerkten wir chinesische Dschonken vor Anker in der Mündung des Menam und Abends ließen wir den Anker fallen. Am andern Morgen kam der Steuermann eines der chinesischen Schiffe an Bord und sagte, wir müßten einen Loten von Packnam, einem Orte am Ausgange des Flusses, verlangen; ich zweifle aber, setzte er hinzu, daß Euer Schiff über die Barre fahren kann. Es wurde Jemand mit einem Schreiben Crawfurds an den ersten Beamten des Ortes abgeschickt. Der Abgesandte wurde sehr gut aufgenommen und kam am nächsten Tage mit einem kleinen Gesandten an Bord, aber ohne Brief zurück. Unterdeß waren Instructionen von Bankok eingeholt worden und ein Lotse erhielt Befehl, uns nach der Hauptstadt zu führen.

„Das Schiff kam nicht ohne Schwierigkeit hindüber; der Menam ist bei seiner Mündung ungefähr eine Viertelstunde breit; man ankert vor Packnam, wo der Fluß etwas weniger breit und sehr tief ist; die Ufer sind niedrig und mit Wald bedeckt.

„Am 26. bot uns ein Mann, der wie europäischer Matrose gekleidet war, seine Dienste als Dolmetscher an. Er gehörte zu der Classe von Einwohnern, die in Indien unter der Benennung Portugiesen bekannt sind, einem Namen, zu welchem ein Put und zwei oder drei europäische Kleidungsstücke zu berechnen scheinen, selbst wenn die Person, die sie trägt, ein Negor wäre. Der, von welchem hier die Rede ist, sprach geläufig Portugiesisch, verstand das Englische aber nur unvollkommen. Er verlangte im Namen des Gouverneurs von Packnam, daß die Fregatte ihre Kanonen aussege. Man stellte ihm dagegen vor, daß eine portugiesische die andern behalten habe, und er entgegnete, das sey in Folge einer besondern Begünstigung des Hofes geschehen. Zugleich lud er Herrn Crawfurd von Seiten des Gouverneurs zu Lische ein.

„Diese Art mündliche Mittheilung schien kein günstiges Anzeichen für den Erfolg des Gesandten zu seyn. Der erste Beamte, der sich pomphaft Gouverneur von Packnam nannte, war ein ganz unbedeutender Mann, da er nur einige arme Fischerböhrer unter sich hatte. Man hatte

die Ankunft eines Mannes von einem gewissen Range angekündigt, aber er erschien nicht. Der Capitain der Fregatte ging an's Land und forderte den Gouverneur auf, seinen Kessen, der mit der gehörigen Stütze aufgenommen wurde, an Bord zu schicken. Er war von den Schultern bis zum Gürtel nackt, wie man hier allgemein geht; er richtete seine Aufmerksamkeit weder auf die Fregatte, noch auf die neuen Gegenstände, die er erblickte; er aß Confituren, trank Liqueur, lud Crawford ein, an's Land zu kommen und entfernte sich nach einer halben Stunde wieder."

Den andern Tag begab sich der Gesandte in Begleitung mehrerer Engländer an's Land. Das Volk, das aus Greisen, Weibern und Kindern bestand, sah sie mit offenem Munde an. Der Kesse des Gouverneurs empfing die Fremden und sie zogen in einem schmalen mit Holz gepflasterten Gäßchen hin; das Haus des Gouverneurs sah sehr armselig aus; eine hölzerne Treppe führte in einen kleinen Hof, der sich vor dem Hause befand. Der Gouverneur, der in einem großen mit chinesischem Papier ausgeflogenen offenen, mit holländischen kleinen Spiegeln und Strümpfen buntem Papiere verzierten Saale saß, stand bei dem Eintritte des Gesandten auf und führte ihn zu einem Sessel. Einen Augenblick darauf wurden die Speisen aufgetragen, die auf europäische Art zubereitet waren. Der Gouverneur war mehrmals in Bengalen gewesen; er sprach während beinahe zwei Stunden von verschiedenen Gegenständen; als die Engländer ihn verließen, drückte er ihnen fernabschätzend die Hand.

Am 28. kam die Erlaubniß, im Flusse hinaufzufahren, und alsbald lichtete die Fregatte die Anker. „Die Ufer des Menam," sagt Hindayson, „sind sehr niedrig; die ungeheure Menge von Atzup gab ihnen ein malerisches Aussehen; weiter hin war das Land mit Betel bedeckt, der ohne Zweifel wild wuchs, denn das Land lag nicht hoch genug, als daß man es hätte bebauen können. Die Gehölze bestanden in verschiedenen Arten Rohr, Bambus und jaggem Gras; weiter hinaus breiteten sich zur Linken weite Ebenen aus, die unfruchtbar ausahen; die Ernte war vorüber; sie liegen 8 bis 10 Fuß über dem Flusse. Man sagte uns, in der Regenzeit ständen sie zwei bis drei Fuß unter Wasser, folglich eignen sie sich vollkommen zum Anbau des Reises; der Rand des Flusses ist immer mit einem Bambusdickicht bewachsen; hier und da waren Hühner, aber reinliche, drei Fuß über dem Boden stehende Häuser von Holz umgeben, auf denen Bananen und Cocospalmen standen. Am rechten Ufer des Flusses sahen wir nur Gehölz. Die Tiefe des Wassers variiert von 30 bis 60 Fuß am Ufer; der Schlamm ist fest und muß einen trefflichen Boden zum Ackerbau geben; sehr incommodirt uns die Mücken."

„Am 30. mit Tagesanbruch erblickten wir ein interessantes Schauspiel. Kleine Bötchen, die meist nur eine Person trugen, ruderten nach allen Richtungen umher; die Marktschiffe rühten heran und alles zeigte die größte Thätigkeit. Hier hielten einer oder mehrere Hühnerhändler ihre tägliche Versammlung; dort verkaufte eine alte Frau Betel, Bananen und Cocosbäuer; hier transportirten Piroguen Cocosnüsse; dort gingen Siamesen ihren Beschäftigungen nach von einem Hause zum andern. Für uns der merkwürdigste Gegenstand aber waren die Reihen schwimmender Häuser. Sie bestanden aus Brettern und sind länglich; nach der Flussseite zu haben sie eine Plattform, auf welcher Papaya, Obst, Fleisch, Reis und andere Dinge zum Verkauf ausgelegt sind, — wirklich ein schwimmender Bazar, wo die Erzeugnisse des Landes und Chinno zum Verkauf ausgesetzt werden. An jedem Ende waren die Häuser an lange in das Wasser getriebene Bambus befestigt, so daß man sie leicht von einem Orte zum andern transportiren kann, wenn man es wünscht; jedes dieser Häuser hat eine kleine Pirogue neben sich. Die an diesem Orte wohnenden von Handelsleuten und Handwerker, z. B. Schuhmachern, bespöht zu werden; diese sind fast durchgängig Chinesen. Diese Wohnungen sind meist sehr klein, 30 Fuß lang und 15 Fuß breit, haben nur ein Geschoss, das sich einen Fuß über den Fluß erhebt, und sind mit Palmblätter gedeckt; in der Mitte haben sie ein großes Zimmer, wo man haaren anlegt, und daneben ein kleineres oder zwei. Bei der Ebbe, wenn das Wasser schnell fließt, werden wenig Geschäfte hier gemacht; die Eigen-

Reise in Siam.

thümer schlafen oder sitzen nachlässig an den Ufern, oder genießen auf andere Weise ihre Ruhe. Doch fährt zu jeder Tageszeit eine große Anzahl von Bötchen vorbei, die leicht und so schmal sind, daß sie schnell gegen den Strom gerudert werden können; die langen Piroguen haben oft acht bis zehn solcher Ruder oder Pappagien an der Seite. Die Chinesen scheinen übrigens sehr zahlreich und wie überall sehr fleißig und thätig zu seyn."

Als man in Bankok war, brachten zwei Kinder, Kessen des Ministers, dem Gesandten ein Geschenk von Confituren und Obst. Sie waren von den Hüften bis zu den Knieen sehr reinlich gekleidet und am Körper mit einem gelblichen Stoffe bekleidet; ihre Halsbänder von Gold mit Edelsteinen und ihre andern Schmuckstücke gleicher Art hatten keinen großen Werth. Wie die andern Kinder Indiens waren sie für ihr Alter sehr verständig und benahmen sich mit der größten Ungezwungenheit und Keuschheit.

Nachmittags kam ein Staatsbeamter, der erste nach dem Groß-Minister, um das Schreiben des Generalgouverneurs in Empfang zu nehmen; es wurde in einen schönen goldenen Becher gethan, nachdem man es mit einem mit Gold gestickten Stoffe umwunden hatte.

In der Audienz, die ein Minister gab, fiel den Engländern das seltsame Benehmen der Diener auf; sie blieben in gewisser Entfernung von ihm auf dem Boden liegen; redete er sie an, so wagten sie nicht, ihn anzusehen; sie erhoben nur wenig das Haupt, berührten dabei die Stirn mit ihren gefalteten Händen, befestigten aber immer die Augen an den Boden und gaben ihre Antwort leise und in dem demüthigsten Tone.

Einige Tage nachher empfing der Prinz Kromasitschi, ein Bastard des Königs, die Engländer in einem großen Saale, der auf chinesische Art verziert war. Wie alle Großen des Landes ist er stark und sehr corpulent. Er leitete alle Regierungsangelegenheiten, und deshalb gehen die Staatsbeamten täglich zweimal zu ihm. Als nach zahlreichen Conferenzen das bei dem Monarchen zu beobachtende Cerimonie bestimmt war, befiel die Gesandtschaft königliche Bötchen die Straße, wo sie ausstieg, war weder bequem, noch reinlich, und doch bestand man sich am Thore des Hofes eines Palastes. Die Engländer liegen hier in Palankine, und nachdem sie über einen Raum von 450 Fuß getragen worden waren, an der Thüre eines andern Hofes aus, wo sie ihre Regen ablegten und die Ceapops zurückließen, welche sie bis dahin begleitet hatten. Sie gingen zu Fuß weiter über andere Höfe mit recht hübschen Gebäuden bis zu einem großen Saale, vor welchem acht Elephanten aufgestellt waren. Die Engländer setzten sich in diesem Saale auf einem Teppiche nieder; er war mit schlecht gekleideten Personen angefüllt, welche viel Lärm machten. Der Bambusstock brachte bald Stille zuwege. Nach einer halben Stunde gingen die Engländer weiter zwischen zwei Reihen Soldaten hindurch, welche mit schlechten Flinten bewaffnet und sehr schlecht gekleidet waren. An einer Thüre zogen die Engländer ihre Schuhe aus; einige erhielten die Erlaubniß nicht weiter zu gehen; die andern wendeten sich nach einer Thüre, vor welcher Musiker die Adre aller Arten von Instrumenten hören ließen; die Wirkung war nicht unangenehm. Mit Schilden und Streitkräften bewaffnete Soldaten bildeten eine dicht gedrängte Reihe vor mehreren Elephanten, und endlich trat man in den Audiensaal. Chinesischer Schirm verdeckte den Eingang; als man um denselben herum war, betrachtete man den ungeheuren Saal, der sehr aber prachtvoll verziert war. Mit Ausnahme eines Raumes von etwa 30 D.F. vor dem Throne, war er mit einer Menge Leute aller Stufen gefüllt, die ihrem Range nach aufgestellt waren.

„Bei unserm Eintritte," sagt Hindayson hinzu, „wurde der Vorhang vor dem Throne zurückgezogen; die ganze am Boden liegende Menge hielt den Mund fest auf dem Boden; jeder blieb unbeweglich und still, als bete er den Gott der Welt an."

„In einer Erhöhung von 13 Fuß über dem Boden und 6 Fuß hinter dem Vorhange war eine gewählte Nische nur so sehr erhöht, daß man einen Mann auf einem Throne sitzen sehen konnte; man hätte ihn auch

für eine Statue Buddhas halten können. Der Monarch trug eine Lunika von Goldbrocat, sonst aber weder Krone noch irgend einen Schmuck auf dem Haupte; Embleme der Königswürde befanden sich dagegen in seiner Nähe, aber man sah kein kostbares Juwel weder an seiner Person noch an seinem Throne. Unten hinter dem Vorhange stehende Personen bewegten große Fächer, um die Luft abzukühlen."

Als die Engländer sich vor dem Throne befanden, nahmen sie ihre Hüte ab und grüßten auf europäische Weise, worauf man sie ersuchte, sich auf einem Teppiche niederzusetzen. Eine hinter dem Vorhange verborgene Person las das Verzeichniß der Geschenke ab, welche der Generalgouverneur sandte, und dann richtete der König, ein sehr starker, wenn auch nicht gerade massiver, Mann, einige Fragen an den Gesandten, dem sie nach einander durch mehrere Personen mit leiser Stimme mitgetheilt wurden; eben so machte man es mit der Antwort des Gesandten. Während dieser Unterhaltung wurde in silbernen Gefäßen und goldenen Tassen Betel gebracht. Nach zwanzig Minuten erhob sich der König, um sich zu entfernen, und der Vorhang schloß sich wieder; alle Anwesenden stießen einen lauten Schrei aus, jeder drehte sich auf den Knien um und machte zahlreiche Verbeugungen, wobei er mit den gefalteten Händen abwechselnd die Stirn und den Boden berührte. Die Prinzen und die Minister setzten sich. Als die Engländer den Saal verließen, erhielt ein jeder einen armeligen Sonnenschirm, den man im Bazar für einen Gulden hätte kaufen können. Es war ein Geschenk des Königs.

Dann wurden sie in verschiedene Theile des Palastes geführt, was ziemlich zwei Stunden dauerte. Es hatte sehr stark geregnet, die Höfe waren voll Schmutz und Wasser; und doch weigerte man sich, ihnen trotz ihrer Bitten ihre Schuhe zurückzugeben. Sie sahen die weißen Elephanten, für welche die Siamesen eine so große Ehrfurcht hegen und die so ausgezeichnet bebient werden; auch verschiedene andere merkwürdige Thiere, namentlich weiße Affen; endlich führte man sie in einen großen Tempel, und ehe sie den Palast verließen, tractirte man sie mit Confituren und gab ihnen die Schuhe zurück. In einer spätern Audienz bei dem Minister wurde das Verzeichniß der Geschenke des Königs für den Generalgouverneur laut abgelesen. Die Bemühungen der Engländer, einen Handelsvertrag auf billigen Grundsätzen zu erlangen, waren vergeblich. Sie segelten am 14. Juli ab und wendeten sich nach Cochinchina.

Die Europäer konnten nur den untern Theil des Landes des Menam beobachten und das Land, das er bis zu seiner Mündung bewässert. Die Berge, die sie sahen, sind kalkhaltig und liefern der Hauptstadt Baumaterialien. Es finden sich ohne Zweifel in den entferntern Gebirgen verschiedene Felsarten, denn die Reisenden haben von Zinn-, Gold-, Kupfer-, Blei- und besonders Eisenwerken gesprochen, die aber sehr nachlässig bearbeitet werden, weil sich keine Chinesen daselbst befinden. In dem angeschwemmten Rieslande endlich findet man Edelsteine.

Die Siamesen sagten La Loubère, einem französischen Reisenden, ihr Land werde von N. bis S. oder doch fast ganz in dieser Strecke von hohen Bergen begrenzt, welche dasselbe von dem Reiche Laos trennten, eben so wie in N. und S. Diese doppelte Bergkette läßt ein großes Thal dazwischen, das an einigen Stellen 30 Stunden breit ist und vom dem Menam bewässert wird.

Das Jahr wird in drei Jahreszeiten getheilt: na-naü (Anfang der Kälte), December und Januar; na-run (Anfang der Wärme), Februar, März und April; na-ru-yac (Anfang der großen Wärme). Vom Anfange März bis December entledet die Pflanze die Bäume der Blätter wie die Kälte. Ihr härtester Winter ist wenigstens eben so warm wie unser heißester Sommer. Deshalb schätzen sie auch zur Zeit der Ueberschwemmung die Pflanzungen in ihren Gärten vor der Sonnenhitze; sie selbst aber halten doch die Verminderung der Hitze für eine sehr lästige Kälte. Der kleine Sommer ist ihr Frühling; den Herbst dagegen kennen sie gar nicht. Sie zählen nur einen großen Sommer, ob es gleich scheint, als könnten sie zwei zählen, weil die Sonne zweimal scheiteltrecht über ihnen steht.

Ihr Winter ist trocken, ihr Sommer regnerisch. Ohne die wunderbare Vorsehung, welche macht, daß die Sonne in der heißen Zone immer Wolken und Regen bringt und der Wind daselbst stets von einem der Pole herweht, würde das Land wegen der ungeheuern Hitze unbewohnbar seyn.

In den Monaten März, April und Mai herrscht der Südwind; der Himmel verhält sich, der Regen beginnt, und im April ist er schon häufig. Im Juni dauert er fast ununterbrochen, und im Juli, August und September dreht sich der Wind nach N. Das Wasser des Flusses überschwemmt das Land 3 bis 10 Stunden weit und über 150 St. nördlich vom Meerbusen.

Dann ist die Flut sehr stark und steigt weit hinauf, nimmt auch in 24 Stunden so wenig ab, daß das Wasser vor Bantok nur eine Stunde lang süß ist, obgleich die Stadt 7 St. vom Meere liegt. Etwas salzig bleibt das Wasser immer.

Im October kommt der Wind aus NW. und der Regen hört auf. Im November und December weht der Wind aus N., reinigt den Himmel und scheint das Meer so stark zu peitschen, daß es in wenigen Tagen alles Gewässer der Ueberschwemmung aufnimmt. Dann wird die Flut so unmerklich, daß das Wasser 2 bis 3 Stunden im Flusse oben immer und zu gewissen Stunden des Tages selbst eine Stunde weit in die Höhe hinaus süß ist. Im Januar hat sich der Wind schon nach O. oder NE. gedreht und im Februar steht er in SO.

Die Pflanzenerzeugnisse sind die der südlichen Provinzen von Annam; auch gleiche Thiere haben die beiden Länder. Die Elephanten kommen besonders aus den Gegenden zwischen dem 14. und 15. Breitengrade. Ein Mann aus Laos sagte Crawford, sie wären in seiner Heimath so häufig, daß die Frauen auf ihnen ritten und sie selbst Holz tragen müßten. Es giebt auch Rhinocerosse und ein wildes Thier, das Aehnlichkeit mit dem Bär hat.

Die Einwohnerzahl des Königreichs kann sich auf 3,000,000 Seelen belaufen; sie begreift Siamesen, Laosianer, Cambodjaner, Karianer und andere wenig bekannte Völkerschaften, dann Chinesen, Malaien und andere Fremde. Die Siamesen nennen sich selbst I-hay, der Name Tziam, den ihnen die Chinesen, Cambodjaner und Malaien beilegen und von welchem Siam herkommt.

Die siamesische Sprache, die im ganzen Reiche und bis nach Yunnan in China gesprochen wird, schreibt man mit besondern Schriftzeichen, die wie die unserigen von der Linken zur Rechten laufen. Bei dem Gottesdienste bedienen sich die Siamesen der Pali-Sprache, die vom Sanskrit kommt und aus dessen Lettern sie ihr Alphabet bildeten.

Wie in Cochinchina ist der Buddhismus die Religion des Landes; Buddha wird unter dem Namen Commonacodom verehrt. Die Tempel sind zahlreich und prächtig. Die Priester oder Salapouts stehen in großem Ansehen, sind vom Kriegsdienste frei und erwerben Reichthümer. Unter ihnen findet man die gebildetesten Personen des Reiches, und man vertraut ihnen die Erziehung der Kinder an.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Reisenden sind die Siamesen von mittlerer Größe, selbst klein, haben aber einen gut gebauten Körper; ihre Farbe ist ein Rothbraun. Nach der Gesichtsbildung gleichen sie den Chinesen; ihre Ohren sind etwas größer als die unserigen. Sie schneiden sich das Haar sehr kurz ab. Die Frauen nehmen es vorn empor, aber ohne es festzumachen.

Alle gehen barfuß und barhäuptig; um die Lenden und Hüften bis an das Knie schlingen sie einen Schurz von etwa dritthalber Elle Länge von gedruckter Seidenwand oder Seide, der glatt oder mit Gold oder Silber gestickt ist. Von ihren Nachbarn, den Malaien, haben sie den Gebrauch der Babuschken angenommen, sehr spitziger Pantoffeln, die sie im Hause ablegen.

Die Mandarinen tragen überdies ein Brustlinde, das sie ausziehen und um ihren Leib wickeln, wenn sie eine höher als sie selbst gestellte Person anreden; vor dem Könige jedoch behalten sie es an, wie sie vor ihm

auch die hohe und spitze Krone nicht abnehmen, die sie auf dem Kopfe tragen. Im Winter legen sie bisweilen um die Hüften ein Stüd Zeug als Mantel oder schärpenartig. Der König und alles, was zum Könige gehört, ist roth gekleidet.

Die Häuser sind klein, haben aber ziemlich große Öfen; sie sind von Lehm und Bambus oder dünnern Brettern. Die Fremden haben Häuser von Backsteinen, welche letztere man auch zu den Palästen und Tempeln verwendet. Diese Gebäude sind im Verhältniß zu ihrer Größe niedrig und keineswegs prächtig; das Holzwerk des Daches der letztern ist jedoch mit angestrichen und hat einige Goldbleichen.

La Loubère und Finlayson stimmen über den Charakter der Siamesen überein. Nach diesen beiden Reisenden sind sie schlau und falsch, eine ständige Wirkung des willkürlichen Despotismus, der auf ihnen lastet; sie sind dem Stehlen ergeben, sonst aber findet man an ihnen mehr zu loben als zu tadeln. Sie zeigen Wohlwollen und Gutherzigkeit gegen einander, Artigkeit, Zuverlässigkeit, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen die Fremden; Ruhe und Gehorsam als Unterthanen; Achtung vor den Ältern; sie zeichnen sich durch ihre Treue und Redlichkeit in den Geschäften aus, und endlich sind sie mittheilend und gefällig. Was die Sitten betrifft, so schildert sie Finlayson als sinnlich, arrogant, unphysisch und unmenschlich.

Die Industrie ist wenig vorgeschritten; macht sich ein Künstler durch seine Geschicklichkeit bemerklich, so wird er von dem Könige oder den Großen in Anspruch genommen. Viele Arbeiten werden von den Frauen gemacht; andere sind den Chinesen überlassen.

Trotz dem natürlichen Reichtume und der vortheilhaften Lage des Landes ist der Handel nicht so blühend als er seyn könnte; der König macht daraus ein Monopol, und übrigens haben die Siamesen wenig Neigung für das Meer.

Die Regierung ist völlig despotisch. Der Name des Königs wird so heilig gehalten, daß man ihn niemals anspricht oder schreibt; er ist nur einigen Mitgliedern seiner Familie bekannt. Die Nation zerfällt in Freie und Sklaven. Die Einkünfte des Staates schätzt man auf 40 Mill. Frs.; die Armee besteht aus etwa 30,000 Mann, aber der Theil, welcher beständig unter den Waffen ist, beschränkt sich auf die Leibwache des Königs.

Seit einem Jahrhunderte hat das Königreich Siam viel von den kriegerischen Unternehmungen der Birmanen gelitten, welche sich Siam, der ehemaligen Hauptstadt, 15 Stunden nördlich von Bangkok am Menam, bemächtigten. Die Siamesen nahmen sie zwar bald wieder, aber sie konnten den Frieden nur schließen indem sie mehrere wichtige Dörfer an dem Nerwajen von Bengalen abtraten; dagegen erweiterten sie ihre Besitzungen nach S. zu auf der malaiischen Halbinsel.

Das Königreich besteht gegenwärtig aus dem Lande Siam, einem großen Theile von Laos, einem Theile von Cambodja und den zinspflichtigen Malaienstaaten. Es hat häufige Revolutionen erlitten.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche das Königreich Siam besuchten und da Comptoirs anlegten; ihre Missionaire versuchten das Evangelium zu predigen. Die christliche Religion machte zwar keine großen Fortschritte, sie wird aber doch von einer gewissen Anzahl Eingeborener bekannt.

Die Holländer verdrängten die Portugiesen in Siam und selbst in allen andern Ländern Asiens. Im Jahre 1684 kam eine Gesandtschaft des Königs von Siam nach Versailles. Ludwig XIV. schickte zwei an seinen Monarchen, eine unter dem Rittter von Chamont (1685 bis 1687), die zweite unter La Loubère (1687 bis 1688). Man hatte dem Könige von Frankreich angedeutet, es würden sich unermessliche Vorteile für den Handel seiner Staaten und für die Fortschritte des Christenthums daraus ergeben. Unerwartete Umwälzungen trübten diese glänzenden Aussichten. Zum Glück sind uns die Berichte mehrerer Personen, die Antheil an diesen Versuchen nahmen, geblieben; wir haben auch die einiger apostolischer Biscops, welche das Königreich Siam und andere Länder der östlichen Halbinsel Indiens besuchten. Der Holländer Joffe Schouten und der be-

reimte Reisende Kämpfer haben über das erstere dieser Länder ebenfalls werthvolle Nachrichten gegeben.

Die neuesten Berichte sind die von Crawford und Finlayson, des Capitains Burney, eines Agenten der brittischen Regierung, und des deutschen Missionaire Euglaff.

Bericht man die Mündung des Menam und wendet sich nach S., so gewahrt die Bestände des Meerbusens von Siam einen außerordentlich malerischen Anblick; sie ist anfangs niedrig und mit dichtem Walde bedeckt, in welchem Palmen sich erheben; jenseits zieht sich die Gebirgskette der malaiischen Halbinsel hin, deren spitze Gipfel zahllos sind; die Siamesen haben sich mit Recht Samroiyot (die Berge der 300 Pies) genannt. Ihre Höhe beträgt fast 3000 Fuß; ihr in D. sehr steiler Gang ist in B. sanfter. Die höchsten Pies scheinen ganz isolirt zu seyn; Finlayson bemerkte drei conische Berge, welche von ihren Nachbarn durch tiefe Zwischenräume getrennt waren und sich unmittelbar von der Fläche einer Alluvialebene zu erheben schienen.

Das Vorgebirge Koi, das an seiner Basis von Inselchen und Klippen umgeben ist, muß sehr vorsichtig umschifft werden; man erkennt es von weitem. Mehrere kleine Fische bewohnen das Innere des Landes, das bis hierher sehr bevölkert ist. Die geringe Tiefe der Mündungen erlaubt nur kleinen Fahrzeugen die Einfahrt. Von dem Cap Koi bis zu dem Cap Romania, dem südlichsten der Halbinsel, bleibt die Küste bergig bis auf einige Unterbrechungen, und man findet einige Binnlagern. Die Bevölkerung ist minder ansehnlich. Verschiedene Dörfer ragen in das Land hinein. Inseln, unter andern Kosamam und Lantalem, näher an dem Festlande, sind bebaut und bewohnt. In der Nähe der letztern liegt Elgor, eine Stadt von 5000 Einw., die Handel in Reis, Zinn, schwarzem Pfeffer und Rohr mit den Chinesen treibt.

Sangora ist der südlichste Bezirk, der den Siamesen gehört. Die Stadt, welche ihm den Namen giebt, hat einen recht guten Hafen; drei Dschunken kommen alle Jahre daher, um Reis, Pfeffer und Sapanholz zu laden. In geringer Entfernung trifft man Xana, den letzten Posten des Königreichs Siam; das Cap Patani, in S. von der Spitze von Cambodja, bezeichnet die Grenze des Meerbusens.

Kapitel XXXV.

Die malaiische Halbinsel. — Patani. — Kalantan. — Lingano. — Pahang. — Dschohor. — Singapur. — Malacca. — Salangor. — Rumbö. — Perak. — Kedah. — Pulo Pinang. — Siamus von Kra.

Bei dem Cap Patani unter 7° 20' n. Br. findet sich die nördliche Grenze eines kleinen Staates, dessen Fürst der Basall des Königs von Siam ist; er bezahlt ihm einen Tribut in Gold und Reis; sein Gebiet ist fruchtbar. Patani, die Hauptstadt, war sonst der Stapelplatz eines sehr lebhaften Handels zwischen den Ländern in D. und B. der Halbinsel; die Holländer und die Engländer hatten hier ein Comptoir, aber seit 1700 wurde Patani wegen der großen Gefahren, denen die Waaren und Personen hier fortwährend ausgesetzt waren, mit Batavia, Siam und Malacca verkauft. Seit einigen Jahren hat der Handel wieder an Wichtigkeit gewonnen; die Abtheilung ist sehr gut.

Kalantan in S. ist reich an Gold und Pfeffer. Dieser kleine Staat, dem Namen nach dem Könige von Siam zinspflichtig, zählt ungefähr 50,000 Einw., ungerechnet die Chinesen.

Lingano ist minder bevölkert als der vorhergehende Staat, hat dieselben Producte als dieser, doch erntet man auch Kaffee. Seine Bewohner stehen in dem Rufe, das Malaiische mit besonderer Reinheit zu sprechen.

Pahang hat eine Bevölkerung wie Kalantan. Hamilton, ein englischer Seefahrer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, sagt, man

sammelte viel Gold in dem kleinen Flusse Pahang, und je tiefer man in den Sand gräbt, um so größere Stücke dieses Metalles finde man. Es giebt auch Bergwerke, welche von Chinesen bearbeitet werden. Die Malaien bearbeiten Zinnwerke. Der Radschah von Pahang ist eigentlich nur der Bindara oder Schatzmeister jenes von Dschohor.

Die Besigungen dieses letztern begreifen das ganze südliche Ende der Halbinsel. Dieser Staat wurde von dem Radschah von Malacca gegründet, welcher nach der Einnahme dieser Stadt durch die Portugiesen 1511 sich in diesen Theil seiner Besigungen flüchtete. Dschohor, an einem großen Flusse, 7 St. von dem Cap Romania und an der Ostküste der Halbinsel, ist niemals eine bedeutende Stadt gewesen. Die Reisenden sagen, sie sey jetzt nur ein Fischerdorf. Der Radschah von Dschohor erstreckt seine Herrschaft auf die zahlreichen Inseln der Straße von Malacca; den Niederländern hat er Rio oder Bintang und andere abgetreten, welche in Eiden dieses Meeresarmes liegen, und die im N., sowie einen Theil des Festlandes unter den Schutz der Engländer gestellt.

Crawford fuhr 1821 über die Straße von Malacca. „Die Küste der südlichen Spitze,“ sagt er, „ist hoch und steil; die Berge, welche sich in dem Nordtheile der Halbinsel hinziehen, sind schon längst verschwunden; kaum bemerkt man noch Hügel. Im Innern waren sie mit dichten Wäldern besetzt; man sah kein menschliches Wesen. Stellen von Porphyrgestein, ganz unbewohnt, waren häufig; sie stießen an das Meer und bildeten sandige Buchten. Die guten Ankerplätze sind zahlreich.“

Unter den an den Engländern abgetretenen Inseln bemerkt man Singapur (Singapura) unter 1° 17' n. Br. Ihre vortheilhafte Lage am Eingange der Straße hatte die Aufmerksamkeit des Sir Th. Stamford Raffles, des ehemaligen Vicegouverneurs von Java, erregt; er gründete 1819 eine Colonie daselbst; sonst war sie die Zuflucht von Seeräubern, jetzt ist sie einer der blühensten Orter in den Meeren Ostasiens. Ihr Hafen ist frei, und es werden hier jährlich für 110 Millionen Geschäfte gemacht. Die Stadt liegt auf einer Spitze der Westküste und das Klima ist ziemlich gesund. Man zählt daselbst über 16,000 Einwohner verschiedener Nationen; die Malaien und Chinesen sind die zahlreichsten. Die Engländer halten hier eine Besatzung von fast 1000 Mann und verwenden gegen 600 Verbrecher, die man aus Hindostan daher bringt, zu öffentlichen Arbeiten. Singapur hat große Schiffbauwerke, eine chinesische Schule und eine Missionsanstalt. Seit einigen Jahren erscheint das Singapore Chronicle, eine gelehrte Zeitschrift, die viele interessante Aufträge über die Geographie Ostasiens und Oceaniens mittheilt.

Malacca, Stadt an der Meerenge, der sie den Namen gegeben hat, unter 2° 11' n. Br., ist mit ihrem kleinen Gebiete in N. von Dschohor der britischen Herrschaft unterworfen. Acht Stunden von der Küste erhebt sich der Sunong Lebang, von den Portugiesen Ophir genannt, 4000 Fuß über das Meer. Es ist eine ungeheure Granitmasse; in seiner Nähe wurde eine Goldader entdeckt. Man sieht in der Umgegend der Stadt nur niedrige Hügel von eisenhaltigem Schiefer, der zu verschiedenen Arten öffentlicher Arbeiten verwendet wird, längs der Küste giebt es viele sumpfige Stellen.

Sonst war Malacca der Mittelpunkt eines sehr blühenden Handels. Die Holländer nahmen sie 1641 den Portugiesen ab; 1823 wurde sie den Engländern abgetreten. Seit der Gründung Singapurs hat sie viel von ihrer Wichtigkeit verloren; man zählt in ihrem Gebiete nur 16,000 Einw. Diese sind Malaien, Hindus von niedern Kasten, Chinesen, Muselmänner von der Küste von Caramanbel und Nachkommen von Portugiesen. Es hat sich eine Gesellschaft von Missionairen da niedergelassen. Das Klima von Malacca ist mild, angenehm und gesund. Der sehr nachlässig bearbeitete Boden versorgt die Bewohner nicht hinlänglich; Wälder nehmen einen großen Theil des Raumes ein. Seit kurzer Zeit hat man den Kaffee dort zu bauen versucht.

Das Gebiet von Malacca wird in N. von Salangor begrenzt, einem von den Buggis von der Insel Celebes gegründeten Staate, der sich weder durch den Reichthum seiner Erzeugnisse, noch durch die Zahl

seiner Bewohner auszeichnet; diese gelten für civilisierter als ihre Nachbarn, aber ihre Neigung zur Seeräuberei macht sie in den benachbarten Gewässern fürchtbar. Kolong oder Kalang, die wirkliche Hauptstadt, ist von dem Radschah vorgezogen worden, weil er sich da leichter Zinn verschaffen konnte, die hauptsächlichste Waare, welche ihm seine Staaten liefern. Salangor an einem Flusse, dessen Mündung durch Sandbänke gesüllt wird, ist gegenwärtig fast verödet. Der Fürst schloß 1818 einen Vertrag mit den Engländern, um sich den Planen der Holländer zu unterwerfen, welche das Monopol, welches sie früher inne hatten, wieder in die Hände zu bekommen suchten.

In den Berggegenden des Innern haben die Malaien ihre Unabhängigkeit bewahrt. Der bedeutendste der Staaten, die sie bildeten, ist Rumbö, südlich von Salangor. Er wird von einem armen, unschuldigen Volke bewohnt, das vom Ackerbau lebt. Der Radschah zahlt einen Tribut an den der Menangkabos von Sumatra. Die Rumbos sprechen einen Dialect der Sprache der mittlern und westlichen Länder dieser großen Insel. Die Wälder von Rumbö beherbergen die Dschatongs, die Bannas und Samangs, welche Wälder zum Theil Malaien, zum Theil Neger sind.

Peral wird durch einen von Siam abhängigen Fürsten regiert; das kleine Land soll gut bevölkert und reich an Zinn und Gold seyn. An der Küste bemerkt man Pulo Sambilon, eine von den Europäern Pulo Dinding genannte Inselgruppe. Die Berge sind zu steil, als daß man sie bebauen könnte, aber die Vegetation ist herrlich. Die nur von wilden Thieren bewohnten Inseln gewähren den malaiischen Seeräubern einen Zufluchtsort. Der berühmte Reisende Dampier, der sie 1689 besuchte, gab eine Beschreibung davon. Crawford fand daselbst die Trümmer eines holländischen Forts; er sagt, der Hafen sey sicher, aber die Lage der Insel eignet sich nicht für eine Colonie.

Das Gebiet Kedah in N. von Peral ist eine große von dichtem Gehölz bedeckte Ebene, die von einem gewundenen Flusse durchströmt wird, welcher nur von kleinen Fahrzeugen befahren werden kann. Kuberpakan: Lualla, die erste Stadt, welche man aufwärts trifft, enthält ungefähr 1000 Häuser an den beiden Seiten des kleinen Flusses, der sich weiter oben in mehrere Canäle scheidet.

Sonst hieß die Hauptstadt Lingu: ambalan (im Schutz des Mondes); später wurde sie Kedah genannt, was eine Einbeugung zum Fange der Elephanten bedeutet. Diese Thiere, die Rhinocerosse, die Tiger, die Leoparden und alle Arten Rothwild sind in den Wäldern häufig. Beaulieu, der französische Reisende, kam 1672 nach Kedah. Diese Stadt, so wie Malacca und Achem auf der Insel Sumatra, waren damals sehr blühend und mächtig. Gegenwärtig ist Kedah sehr verfallen. Der Radschah, den die Siamesen vertrieben, flüchtete sich zu den Engländern auf Pulo Pinang.

Mehrere bewohnte Inseln ziehen sich an der Küste von Kedah hin; Pulo Pinang, eine davon, wurde von dem Radschah von Kedah 1785 dem englischen Capitain Light abgetreten, welcher die Tochter desselben geheiratet hatte. Light übertrug sie der ostindischen Compagnie, die Besitz davon nahm. Sie erhielt den Namen Insel des Prinzen von Wales und ist eine wichtige Niederlassung geworden. Der Hafen gewährt einen trefflichen Ankergrund für die größten Schiffe und ist sehr besucht. Man findet hier alle Waaren Europas und Indiens. Die Bevölkerung steigt über 50,000 Seelen. Der Gouverneur residirt in George-Town. Diese Insel ist das Asyl einer großen Anzahl Malaien geworden, welche bei dem Einfalle der Siamesen flohen.

Die Engländer besitzen auch auf dem Festlande Pulo Pinang gegenüber ein kleines Gebiet, das sie Wellesley genannt haben. Es ist sumpfig und man baut viel Reis daselbst.

Im N. von dem Gebiete Kedah gehört das Land dem Könige von Siam. Längs der Küste ist es nichts als eine Wüste; man sieht nur wenig angebaute Stellen. Der beträchtlichste Ort auf dem Festlande ist Ponga, wo man 4000 Einw. zählt, darunter 1000 Chinesen, welche zu

hinwerts bearbeiten, sowohl auf dem f.ften Lande als auf einer benachbarten Insel.

Die größte Insel in diesen Gewässern ist Salang, von den Europäern Dschon! Ceylon genannt; sie hat an der Ostküste einen guten Hafen und wie die vorhergehenden Binnwerke, an denen Chinesen arbeiten; sie ist sehr bewaldet und gut bebaut.

Unter dem 10° 15' n. Br. hat die malakische Halbinsel nur 23 St. Breite; man hat diese Landzunge, welche die Halbinsel mit dem Festlande von Kra verbindet, Isthmus von Kra genannt. Diese Benennung schrint von Kra, einem kleinen Dorfe im Innern, herzukommen. Zwei kleine Küstenflüsse, der Pal-tshan, der in den Meerbusen von Bengalen fällt, und der Tschum-fom, der sich in den Meerbusen von Siam ergießt, bezeichnen die Grenzen der Landzunge. Reisende haben erzählt, man könne einen schiffbaren Canal von einem zu dem andern dieser Flüsse anlegen.

Die malakische Halbinsel hat 260 Stunden von N. N. nach S. S. O. Von der Landzunge von Kra nimmt die Breite im Ganzen zu bis zum 5° der Br., wo sie 66 Stunden beträgt; hier fängt sie an, allmählig abzunehmen bis zum Cap Romania. Eine Bergkette, welche man als Verlängerung der Linie ansehen kann, welche das Rücken des Menam von dem der Küste in B. trennt, durchzieht diese Halbinsel ihrer ganzen Ausdehnung nach mit sehr wenigen Unterbrechungen; sie sind fast alle Urgebirge; man findet Gold, Zinn und Eisen. Nach S. zu sind sie niedrig, in N. aber heben sie sich bis zu 5000 und 6000 Fuß. Zahlreiche Flüsse verlassen ihre Seiten und befruchten auf dem kurzen Laufe den Boden; ihre Mündung wird fast immer durch Sandbänke gehemmt; an ihren Ufern liegen die Städte.

Wir haben gesehen, daß die Küsten von zahllosen Inseln von B. nach S. besetzt sind, wo sie so dicht an einander liegen, daß man sie als eine Verlängerung des Festlandes ansehen kann.

Das mit ungeheurn Wäldern bedeckte Innere ist von Reisenden noch nicht besucht worden; diese Wälder zeigen sich auch an den Meeresufern, die häufig wegen des dichten Gebüsches nicht zugänglich sind. Der Boden zeichnet sich nicht durch Fruchtbarkeit aus; dagegen ist das Meer und die Flüsse sehr fischreich. Der Büffel ist das gemeinste Vieh; der Elefant findet sich in N. Man trifft auch Rhinocerosse und alle Thiere der benachbarten Länder. Die Erzeugnisse, welche diese Halbinsel dem Handel giebt, sind Zinn, Pfeffer, Reis, Wachs, Vogelnester, das Harz Dammer, Rohr, Betel, Haifischflossen, Bambus, Drachenblut, Eisenstein, Adlerholz und endlich Häute. Der Haupteinfuhrartikel ist Opium.

Die Halbinsel wird von den Eingeborenen Tanah-malaya (Land der Malaien) genannt. Da man annimmt, sie werde nur von Menschen dieses Volkes bewohnt, so glaubte man, sie stammten von hier, aber sie scheinen im Gegentheil von Sumatra zu kommen. Gegen das Jahr 1160 unserer Zeitrechnung verließen sie diese Insel und ließen sich in der Nähe des Caps Romania nieder; von da verbreiteten sie sich auf dem Festlande. Ihre mit vielen Sanskrit- und arabischen Worten gemischte Sprache wird mit den Charakteren der letztern Sprache geschrieben. Sie ist in ihrem grammatikalischen Baue sehr einfach; man weiß, daß sie in ganz Oceanien verbreitet ist. Die Religion der Malaien ist der Islam.

Die wahren Ureinwohner sind Keger, welche im N. der Halbinsel leben. Aus ihrer Vermischung mit den fremden Völkern entstanden die Samangs, die wir schon erwähnt haben und deren Farbe ein Dunkelbraun ist.

Diese Halbinsel ist der goldene Chersones der Alten; der Reichtum an Gold, das man noch in unserer Zeit da findet, gab natürlich Veranlassung zu diesem Namen.

Kapitel XXXVI.

Der Archipel Mergui. — Englische Besitzungen zwischen der Malakischen Halbinsel und Birma.

Wenn man von Dschon! Ceylon gerade nach N. fährt, so trifft man bis zum 14° Br. eine lange Inselreihe von verschiedener Größe, die sich der Küste parallel zieht. Im S. sind sie granitisch, im N. Kalkstein. Der 160 Stunden lange Archipel theilt sich in mehrere Gruppen.

Die der Seyer-Inseln ist die südlichste und etwa 10 Stunden vom Festlande, von dem aus man sie sieht. Finlayson landete am 17. Decbr. 1821 an der größten. „Sie schien 5 Meil. lang und vielleicht eine breit zu seyn. Als wir uns dem Ufer näherten, fiel uns die tiefe Stille auf, welche überall herrschte und die wir uns um so weniger erklären konnten, da dichte Wälder ein sicheres Asyl und reichliche Nahrung den Landvögeln zu gewähren schienen, während die festsitzende Rasse für die Seeräuber nicht minder günstig seyn mußte. Dennoch bemerkte man nicht einen einzigen Bewohner der Luft; es schienen also weder die verschiedenen Formen einer in ihrer Menge bewundernswürdigen Vegetation, noch der sichere Aufenthalt unter dem dichten Schatten hinzureichen, um auch nur einen geringen Theil der belebten Schöpfung an den Ort zu bringen, der seinem Aussehen nach für sie so günstig seyn mußte und der gewiß außerordentlich schön war. Ist denn die Nähe des Menschen erforderlich, um der thierischen Natur eine Farbe und einen geeigneten Antrieb zu geben, die Existenz der belebten Schöpfung unter allen Formen zu schützen? Auf dieser öden Insel schienen die großen Bäume vergebens ihre Wipfel zu wiegen; die niedrigsten Sträucher und die krautartigen Pflanzen blühten, ohne gesehen zu werden. Die nützliche und wohlthätige Palme, die Banane mit der herrlichen Frucht, der wohlriechende Jasmin, der zierliche Bambus, die nahrhafte Yam wuchsen von freien Stücken in diesem einsamen Lande.

„Als wir an dem Strande anlegten, konnten wir die Masse der hohen und fast perpendicularen Felsen untersuchen, welche den größten Theil der Insel bedeckten; sie bestanden aus grobem Granit meist röthlicher Farbe; eine sehr weiße, breitere, deutliche Linie bezeichnete in der ganzen Länge der Insel einige Fuß über dem Meere den Punkt, welchen die Flut erreichte; diese Linie wurde durch eine Incrustation von Muscheln hervorgerufen.

„Ob wir gleich an der Küste unter dem Winde an die Insel gekommen waren, war die Brandung doch so stark, daß wir kaum aussteigen konnten. Wir erblickten einen einzigen Seeräuber, der von Felsen zu Felsen kletterte und Nahrung in den an kleinen Fischen reichen Trümmern suchte. Die Korallen, Krebse und Muscheln waren ungemein verschieden. Als wir in die Wälder hineindrangen, fiel uns die majestätische Schönheit der Bäume nicht minder auf; die Menge der Pflanzen, welche wir auf einem vergleichsweise kleinen Raume bemerkten, war wahrhaft wunderbar. Bald wurde unsere Aufmerksamkeit durch das Geschrei zahlloser Thiere erregt; es waren eßbare Fledermäuse (*pteropus odula*). Man weiß, daß dieselben den ganzen Tag mit ihren Hinterbeinen an den Zweigen der Bäume hängen.“

Senferts der Seyer-Gruppe bemerkt man keine durch ihre Größe wichtige Insel bis St. Mathäus, welche die Bewohner des Festlandes die Elephanteninsel nennen. Ihr hohes Gebirge erreicht mindestens eine Ausdehnung von 3000 Fuß. Diese Insel scheint unbewohnt zu seyn, obgleich ihr durch vier nahegelegenen Inseln gebildeter Hafen groß und bequem ist.

Weiterhin zeigt Sambi ober Domel seine zerrißene und gut bewaldete Bergmasse; die Felsen der Küste enthalten Eisenschiefer.

Weiter nach N. sieht man nur sehr kleine Inseln; die Canäle, welche sie von einander trennen, sind reich an Klippen; die Korallenfelsen, die sie umgeben, erlauben keinem Schiffe von 300 Tonnen in weniger als

einer Kabellänge vom Lande zu ankern. Der Kern dieser Inseln ist Granit, über dem Schiefer und Kalkstein liegt; an den Wänden des letztern besitzend die Salanganen (Schwalben) ihre als delicates Gericht von den Völkern Ostiens so gesuchten Nester. Eine Menge kleiner Fahrzeuge kommen in der passenden Jahreszeit, um dieselben einzusammeln. Man sieht auch Perlenaußern, aber bloß wegen der Perlmutter, da die Perlen selbst nur von mittelmäßiger Qualität sind.

Thomas Forrest war der erste Seefahrer, welcher den Archipel Mergui beschrieb. Er besuchte denselben 1783, und man giebt seinen Namen der Straße zwischen diesen Inseln und dem Festlande.

Diesigen, welche unter dem 12° Br. liegen, sind zum großen Theile eben; man sieht daselbst einige bebaute Felder, aber die Gruppen weiter nach N.D. sind theils kahle Felsen, theils steile und bewaldete Inselchen. Fast alle diese Inselchen haben Bäche von süßem Wasser, und an ihren Küsten finden sich Fische und treffliche Austern in Menge.

Verstreut auf diesem Archipel hat man einen zahlreichen, fleißigen und unschuldigen Volksstamm gefunden. Diese Menschen, *Ascholoc* oder *Pases* von den Birmanen genannt, leben in fortwährender Unruhe und wandern stets von einem Orte zum andern. Während der N.D. Zeit fliehen sie die Nähe der Salanganen-Inseln, um nicht mit den Siamesen, Birmanen und Malaien zusammenzutreffen, von denen sie zu Sklaven gemacht werden. Ihr Boot ist ihre Heimath, denn sie bilden nie eine dauernde Niederlassung. Sie haben die Religion und Tracht der Birmanen angenommen, treiben Tauschhandel mit Salanganenestern, Aripangs, Perlmutter und andern Gegenständen, die sie auf diesen Inseln finden, und nehmen dafür Zeuge und andere Waaren, welche ihnen Chinesen liefern.

Der Archipel Mergui, der aus hohen, steilen, meist felsigen Inseln besteht, welche in Zwischenräumen und dreifachen, bisweilen vierfachen Reihen liegen, bildet gleichsam einen vorgeschobenen Ball, der die Küste gegen die Heftigkeit des Südwestmonsuns schützt. Diese Küste von der Straße Papra zwischen Dschonk Seylon und dem Festlande bis zur Mündung des Sanluen (16° 30' nördl.) gehört gegenwärtig den Engländern; sie wurde ihnen 1826 sowie das Gebiet, das dazu gehört, von den Birmanen nach einem für diese sehr unglücklichen Kriege abgetreten.

Die Breite der Papra-Straße beträgt kaum eine Stunde; ein sie durchziehendes Riff hindert die Fahrt selbst der Boote, wenn der Wasserstand niedrig ist; die Sandbänke, die sich an jeder Seite aufgehäuft haben, bildeten eine Art Landenge; Beobachter meinen, Dschonk Seylon, sonst mit dem Festlande verbunden, wäre durch eine Naturerschütterung davon abgerissen worden. Die Stadt Papra, die sonst blühend war, wurde in den fortwährenden Kriegen zwischen den Birmanen und Siamesen ruiniert. Finlayson, der an dieser steilen und meist felsigen Küste ankam, sagt, das Meer sey daselbst sehr tief und Fügellisten nebst Thälern und Schluchten zögen sich in der Richtung der Halbinsel hin. Einige Meilen in N. trennt ein mehrere Meilen breites Plateau die Berge von der Küste; das Cap Phunga ist das Ende davon. Man sieht in den Wäldern umher viele Spuren von Elephanten und Tigern in dem Sande. Bewohner sahen die Engländer von weitem an, aber sie wollten an dieselben nicht auf Stimmennähe herankommen.

Mergui auf einer Insel des Flusses Tenasserim in geringer Entfernung von dessen Mündung in den Meerbusen von Bengalen breitet sich auf einem Hügel von 130 Fuß über dem Meere aus. Sie hat den besten Hafen an dieser Küste in allen Jahreszeiten. Die Wärme ist hier gemäßiget durch die Land- und Seewinde, wodurch der Aufenthalt für die Europäer ein sehr gesunder wird. Die Straßen sind breit; die Häuser stehen auf Bambuspfehlern und sind mit Palmenblättern durchflochten. Mergui litt in dem letzten Kriege viel; seine zahlreichen Klöster, sehr ärmliche Gebäude, wurden fast alle zerstört. Die englische Regierung ließ sie auf ihre Kosten wieder aufbauen. Der Bezirk um Mergui ist mit undurchgebarem Gebüsch bewachsen. Diese Stadt ist der Hauptort der Provinz Tenasserim. Die Stadt dieses Namens vier Tagereisen weiter

nach D. im Innern und gegenwärtig in Ruinen liegend, war sonst die Residenz eines Fürsten, der bald dem Könige von Siam, bald jenem von Ava gehorchen mußte. Endlich nahm man ihm seine Besitzungen gänzlich.

Der Taval, ein kleiner von N. nach S. strömender Fluß, giebt seinen Namen einer Provinz und deren Hauptstadt, die 10 Stunden von seiner Mündung liegt. Ihre Lage ist für den Handel nicht sehr vorthellhaft, weil nur die kleinen Schiffe bis zu ihrem Hafen kommen können; übrigens ist der Boden unsicher, sehr niedrig und wird in der Regenzeit vollständig überschwemmt.

Die Provinz Taval wird in N. von Ye, einer sehr kleinen und fast nur aus Wüsten, Gebüsch und Wäldern bestehenden Provinz begrenzt. Die Hauptstadt, ein sehr ärmlicher Ort, liegt an einem langen Hügel an der Mündung eines Flusses.

Die Engländer haben an der Mündung des Sanluen Amhersttown gegründet, die Hauptstadt der Provinz Martaban; die Stadt dieses Namens findet sich an dem rechten Ufer des Flusses, welcher die Grenze zwischen den Besitzungen der beiden Völker bildet, und ist den Birmanen geblieben. Der Eingang in den Hafen ist etwas eng, übrigens aber ist derselbe in allen Jahreszeiten vollkommen sicher und gewährt durch seine Lage einen leichten Zugang in das Innere des Birmanenlandes.

Das Land, das wir gemustert haben, liegt zwischen 12 und 18° n. Br. und zwischen 35° 15' und 87° 40' östl. L. Es ist im Norden durch das Birmanische Reich, in D. und S. durch das Königreich Siam, in W. durch den Meerbusen von Bengalen begrenzt. Seine Länge beträgt 150 Stunden, die Breite variiert von 50 bis 25 St. und der Flächenraum beträgt 7500 Q.St.

Berge bezeichnen meist die Grenze des Königreichs Siam; diese Kette, welche sich in die malaiische Halbinsel hineinzieht, giebt Seitenzweige ab, deren Gipfel sich zu jeder Seite mehr und mehr senken und deren Thäler von N. nach S. laufen, wie es der Lauf der Sanluen, des Taval und des Tenasserim zeigt, ehe sie in ihrem untern Theile die Seitenzweige durchschnitten haben, um sich nach W. oder NW. zu wenden, ehe sie sich in das Meer ergießen. Crawford sagt, diese Berge wären granitisch und ihre Höhe betrage 3 bis 5000 Fuß. Fast überall bedecken sie dichte Wälder und machen sie für den Europäer unbefahrbar. Die Bevölkerung ist sehr schwach und besteht meist aus Karianern oder Karaenen, einem fast wilden und ziemlich unabhängigen Stamme.

Die Provinz Tenasserim ist sehr bergig; der Fluß strömt in einem sehr engen Thale. Man kann dasselbe von den Provinzen Taval und Ye sagen, in denen die Ebenen von sehr geringer Ausdehnung sind; sie herrschen dagegen in der Provinz Martaban vor. Die sehr gedachte Küste gewährt eine große Anzahl Häfen, die sonst von Handelsteuten sehr besucht wurden; die Reisenden, welche von den Einwohnern gesprochen haben, schildern sie als unschuldige, fleißige und civilisirte Menschen; einige Bezirke waren sehr stark bevölkert. Die Einfälle der Birmanen verwütheten das Land; unter der englischen Herrschaft hat es den Frieden und die Sicherheit wieder gefunden. Man schätzt die Einwohner auf 120,000 Seelen; sie bestehen aus Siamesen, Peguanern und Birmanen, die alle dem Buddhismus anhängen; sie vermehren sich fast täglich durch Einwanderer aus den benachbarten Staaten. Ohne Zweifel wird der Wohlstand unter diese Völker zurückkehren, wenn sie überzeugt sind, die Frucht ihrer Arbeit auch zu ernten. Man baut Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Tabak. Man findet in den Wäldern das Adler-, Capan-, Sandel- und das Elsholz, das zum Schiffbau so nützlich ist. Das Zinn ist häufig, besonders in Tenasserim; auch der Flußsand enthält es, und man wäscht es aus. Die von dem Sanluen und seinen Beifläßen durchströmten Wälder werden von Elephanten, Rhinocerosen und zahlreichen Thierarten bewohnt.

An der Stelle, wo der Fluß 10 Stunden von seiner Mündung den Salu und den Ataran aufnimmt, erweitert sich das Thal der Stadt Martaban gegenüber; dann theilt er sich in mehrere grüne Inseln und fließt

zwischen sanft abhängigen und wohlbewaldeten Hügeln hin, auf denen Tempel über Dörfern sich erheben. Ist das Wetter hell, so sieht man in der Ferne ein Amphitheater von hohen Gebirgen; Crawford gesteht, daß diese Aussicht eine der herrlichsten und malerischsten sey, die er jemals erblickt habe. Die Arme des Flusses umgeben die Insel Balu oder Pul-gang, die 10 Stunden lang und 5 St. breit ist; sie wird von einer Kalk-hügelkette durchzogen; man zählt auf ihr 12 große Dörfer; es giebt in der ganzen Provinz Martaban keinen volkreichern Ort. Balu ist sehr fruchtbar an Reis; Sande führen zu den Dörfern und erleichtern den Transport der Ernten.

Kapitel XXXVII.

Das Birmanische Reich.

Martaban, am rechten Ufer des Santuen, hat eine schöne Lage dem Punkte gegenüber, wo der Sain und Ataran sich mit diesem Flusse vereinigen. Sie ist am Fuße eines Hügelns erbaut und hat kein bemerkenswerthes Gebäude als einen 150 Fuß langen Tempel. Die alten Reisenden schildern Martaban als einen wichtigen Ort; er ist aber schon im Anfange des 18. Jahrhunderts verfallen. Die Birmanen nahmen die Stadt in ihren Kriegen gegen die Peguaner ein und versenkten in der Mündung des Santuen mit Steinen beladene Fahrzeuge, so daß nur noch kleine Schiffe hinüberfahren konnten. Von diesem Augenblicke an datirt sich der Verfall dieser Stadt, doch treibt man noch immer Handel da.

Soll von Martaban oder Rangun nennt man den Theil des Meerbusens von Bengalen zwischen der Küste von Ye in D. und dem Cap Negrais in W. Die Küsten sind meist niedrig.

Geht man von der Mündung des Santuen nach W., so trifft man auf die Mündung des Sitang, die so breit ist, daß man sie für einen Meerarm halten könnte. Es ist ein Arm des Irawaddy, der sich in großer Entfernung vom Ozeane davon trennt und zu keinem bemerkenswerthen Orte führt.

Weiter hin findet man den Fluß Rangun, einen andern Arm des Irawaddy. An dessen linkem Ufer, 12 Stunden vom Meere, liegt die Stadt, welche ihm den Namen gegeben hat, der Haupthafen der Birmanen, wo sich ihr Handel mit den Ausländern concentriert. Da übrigens die reichsten Elfenbeinländer in geringer Entfernung von der Stadt liegen und das Holz leicht zu Wasser dahin gebracht werden kann, so befinden sich hier die beträchtlichsten Schiffbauwerkste; die europäischen Baumeister, welche sie leiten, haben unter den Eingeborenen sehr geschickte und sehr thätige Arbeiter gebildet.

Crawford, der 1827 als Gesandter zu dem Kaiser von Birma ging, fand die Umgegend dieser Stadt unfruchtbar und unangebaut; doch würde es leicht seyn, sie in Reisfelder zu verwandeln. Rangun ist wie die Städte an der Küste südlich von Martaban gebaut, von denen wir schon gesprochen haben. Das Land hebt sich allmählig von der Küste an in einem Räume von 1 Stunde bis zu einer großen Pagode, die 80 Fuß über dem Spiegel des Irawaddy liegt. Daher kommt es, daß Rangun vor den Überschwemmungen geschützt ist, denen die andern Theile des Delta ausgesetzt sind.

Das Klima ist für einen Ort unter der heißen Zone gemäßigt; im November hält sich der Thermometer zwischen 12 und 24°; im März und April, den heißesten Monaten des Jahres, steht er bei Sonnenaufgang 16°, zu Mittag 30°. Die Kühle der Nacht, welche der Wärme des Tages gleichkommt, gilt für heilsam. Die Regenzeit beginnt mit den ersten Tagen des Juni und endet mit den letzten des Octobers. Der Regen ist häufiger als in Bengalen; die kalten Winde, die dann wehen, sind für die Gesundheit der Europäer gefährlich.

Crawford schätzt die Einwohner von Rangun und deren Vorstädten auf 18,000 Seelen. Man zählt darunter 260 katholische Christen.

Die Stadt und Umgegend sind mit stich und klänge bedeckt, religiösen Denkmälern zu Ehren Buddhas, der hier unter dem Namen Gutama verehrt wird. Alle sind schmale Pyramiden, die man am besten mit einem Sprachrohr vergleichen kann; oben haben sie ein ti (einen Sonnenschirm). Das größte dieser Gebäude ist Schu-Dagon (das goldene Haus). Dieser Tempel ist besonders deshalb berühmt, weil man in ihm acht Haare von Gutama aufbewahrt; man wallfahrtet aus allen Gegenden hierher. Im März, im Frühjahr, wird das feierliche Fest begangen. Eine unzählbare Menge eilt herbei, und zu gleicher Zeit wird in Rangun ein Markt gehalten, auf dem es sehr lebhaft zugeht.

Ein Arm des Flusses führt nach Syriam in S.D., wo die Franzosen wie die Engländer eine Niederlassung gehabt haben, nahe an einem andern Arme des Irawaddy, welcher Fluß von Pegu nach der Stadt dieses Namens heißt, welche sonst die Hauptstadt dieses mächtigen Reiches war. Der Major Symes, der sie 1796 besuchte, hat eine Beschreibung davon gegeben.

Pegu liegt 15 Stunden in N.D. von Syriam. Symes schiffte in einem meist unbebauten Lande hin, doch bemerkte er Spuren von früherem Aebau; die Verwüstungen des Krieges hatten diesen traurigen Zustand herbeigeführt. Die Ebene ist mit Baumgruppen überstreut; an einigen Orten sind das Gras und die Gebüsche sehr hoch; man brennt es nieder, um es nur los zu werden; die Weide scheint vortreflich zu seyn. Der Reisende bemerkte auch Spuren von wilden Elephanten; übrigens war der Boden von wilden Schweinen aufgewühlt; Firsche jagten in der Ferne hin; die Ueberreste von zwei von den Tigern halb verzehrten Gazellen zeigten, daß auch jene wilden Thiere zu finden wären.

Je weiter Symes kam, je mehr traf er Dörfer und Wälder; der Fluß verengte sich; er war nur noch 40 Schritte breit.

Am 2. April gelangte er nach Pegu, in einer Zeit der Feste und Vergnügungen. Er wohnte denselben bei wie die Personen, die ihn begleiteten. Es gab Kämpfe, Wagenzüge und Feuerwerke, denen aber die Tageshelle sehr schadete. „Nach dem Feuerwerke,“ fährt der Reisende fort, „sah jede Deputation unter Musik vor dem Vizekönige vorbei; dann kamen sie singend und tanzend an den Ort, wo wir uns befanden.“

„Dieser Zusammenlauf aller Classen des Volks, die sich der Freude und des Vergnügens wegen versammelten, ohne das mindeste Tadelnswürthe zu begehen und ohne daß Jemand die Regeln der Mäßigkeit vergaß, war für Europäer ein eben so angenehmes als neuer Anblick.“

„Hier Tage lang brauchten wir keinen Schauspielen und öffentlichen Ceremonien beizuwohnen, und wir hatten Zeit, Beobachtungen zu machen. Früh war meine Wohnung dagegen immer mit Leuten gefüllt, denn ich empfing den Besuch aller ausgezeichneten Personen in Pegu mit Ausnahme des Gouverneurs, der als Stellvertreter des Kaisers zu Niemanden geht. Eine große Anzahl Männer und Frauen umringte neugierig vom Morgen bis zum Abend unsere Palisade. Die aus der Mittelklasse kamen gewöhnlich zu uns herein, bisweilen ohne die Erlaubniß dazu erhalten zu haben und noch häufiger ohne dieselbe erst nachzusuchen. Da sie sehr frei unter einander leben, so machen die Birmanen sich kein Gewissen daraus, ohne Umstände auch zu Fremden zu gehen; dagegen finden sie auch nichts Auffallendes darin, wenn sie von Fremden besucht werden. Sie bleiben jedoch in dem Zimmer, wo man Besuche annimmt, und versuchen nie, in ein Zimmer zu bringen, dessen Thüre verschlossen ist; selbst ein Vorhang, hinter welchen man sich zurückzieht, wird für sie eine unübersteigliche Schranke, und sobald sie in einem Hause sind, nehmen sie eine ehrerbietige Haltung an.“

Diejenigen, welche zu uns kamen, setzten sich immer zuerst auf der Decke am Boden nieder. Sie mischten sich nicht in das, was wir thaten, und fragten uns nichts. Sobald man ihnen andeutete, sie möchten sich entfernen, gingen sie ohne im mindesten Unzufriedenheit zu äußern, und ich bin überzeugt, daß, hätten sie unbeachtet sein nehmen können, keiner dasselbe angerührt haben würde.

„Am meisten an unsern Gebrauchen fiel ihnen unsere Art zu essen auf.“

Die Zahl, die Verschiedenartigkeit meiner Tischgerichte und die Art, wie wir uns setzten, erregten stets ihr Ersäunen.

„Am 12. April, der letzte Tag des birmanischen Jahres, wurden wir von dem Vizekönige zu einer sehr lustigen Ceremonie eingeladen, welche in dem ganzen Reiche stattfindet. Um allen Schmutz aus dem abgelaufenen Jahre abzuwaschen und das neue ganz rein zu beginnen, pflegen die birmanischen Frauen an diesem Tage alle Männer, denen sie begegnen, mit Wasser zu beschütten. Die Männer haben das Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es ist dies eine Gelegenheit zu mannichfaltigen Scherzen besonders für die jungen Mädchen, die sich mit Töpfen und großen Eyrigen versehen und die Vorübergehenden naß zu machen versuchen, aber auch lachen, wenn sie selbst begossen werden.

„Diese Sitte führt nie zu einer den Anstand verletzenden Handlung; nie verwendet man unreines Wasser. Ein Mann kann eine Frau mit so viel Wasser besiezen als er will, wenn sie ihn zuerst begoß, aber berühren darf er sie nicht. Sieht eine Frau zu verstehen, daß sie nicht begossen seyn will, so läßt man sie ruhig gehen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangten wir in den Palast des Gouverneurs. Seine Gemahlin hatte alles zu dieser Ergötzlichlichkeit vorbereiten lassen. Drei große mit Wasser gefüllte Gefäße, Krüge und große Löffel befanden sich in dem Audienzsaale. Bei unserm Eintritte reichte man jedem eine Flasche Rosenwasser, von dem wir einige Tropfen in die Hand des Gouverneurs gossen, die er dann auf seine prächtige gestickte Mustinjackete schüttete. Seine Gemahlin erschien an der Thüre und sagte, sie selbst wolle uns nicht naschmachen; aber ihre älteste Tochter, ein hübsches Kind auf dem Arme der Wärterin, hielt einen goldenen Becher, in welchem sich Rosenwasser und Sandelholz befand. Sie goß erst etwas auf ihren Vater und dann auf jeden von uns. Dies war das Signal, und nun kam das Wasser von allen Seiten. Da wir dies erwarteten, so waren wir bloß in Mustingewändern gekommen. Etwa zwanzig junge Frauen, die in den Saal getreten waren, überschwemmten ohne Barmherzigkeit vier Männer, welche in einem so ungleichen Kampfe den Rüzern ziehen mußten. Der Gouverneur hatte das Schlachtfeld bald verlassen. Einer von uns nahm eine der großen Porzellanvasen und damit vertheidigten wir uns lange. Die Angreifenden lachten herzlich darüber, daß sie uns in Unordnung gebracht. Endlich als Alle durchnäßt und ermüdet waren, kehrten wir in unsere Wohnung zurück, um uns umzukleiden. Auf unserm Wege hätten mehrere junge Frauen die Scene im Palaste gern erneuert, da wir sie aber nicht neckten, so wagten sie nicht, uns zu bespritzen, entschädigten sich aber dafür an den Birmanen, die uns begleiteten.

„Wir setzten uns durch diese Durchnäßung keiner Gefahr aus; die Temperatur schützte uns vor den Unannehmlichkeiten dieses Zeitvertreibes.

„Nachdem wir uns umgekleidet hatten, kehrten wir zu dem Vizekönige zurück, wo es Marionettenspiel und Tanz bis Abends elf Uhr gab; einige Tage vorher hatten wir einer theatralischen Vorstellung beigewohnt.

„Die Feste und öffentlichen Vergnügungen hörten am 12. April, am letzten Tage des Jahres, auf, was uns sehr erfreulich war, denn wir mußten uns, um alles dies zu sehen, oft der ganzen Gluth der Sonne aussetzen, welche in dieser Jahreszeit sehr gefährlich ist. Obgleich aber von Mittag bis Abends fünf Uhr die Hitze ungeheuer war, so waren die Morgen doch angenehm kühl und die Nächte fast kalt.

„Ich ritt aber ging früh gewöhnlich ein Paar Stunden in der Stadt oder der Umgegend spazieren. Nie wurde ich dabei insultirt, nie stieß mir irgend etwas Unangenehmes zu. Ich erregte häufig die Reugier, das Ersäunen, aber man zeigte weder Unhöflichkeit noch Verachtung.

„Seit 1757 hat das Königreich Pegu aufgehört zu existiren; die Birmanen bemächtigten sich der Hauptstadt und verwüsteten sie; der König gerieth in die Gefangenschaft. Die Mauern der Stadt müssen ein bedeutendes Werk gewesen seyn, wenn man nach den Trümmern davon urtheilt. Die zahlreichen Tempel, welche die Stadt enthielt, wurden

allein geschont; von dieser Zeit an hat man aber alle vernachlässigt bis auf den großen Tempel Schu Wabu.

„Um Pegu vor einem vollständigen Verderben zu bewahren, beschloß sich 1790 die birmanische Regierung damit, die Stadt wieder aufzubauen und neu zu bevölkern; die frühern Bewohner wurden aufgesucht, dahin zurückzuführen, und man gab in der Nähe denen Land, welche dasselbe bebauen wollten.

„Die so weisen Maßregeln haben zum Theil die Folgen gehabt, die man davon erwartete; es ist eine neue Stadt auf den Trümmern der alten entstanden. Die Bevölkerung beträgt 6000 Seelen und besteht fast gänzlich aus bhahaans (Geistlichen), Bramten im Dienst des Gouverneurs und armen peguanischen Familien, die sich glücklich schätzen, an dem Orte leben zu können, wo die Wohnung ihrer Vorfahren blühte.

„Die Klüms oder Klöster der Bhahaans und die Häuser der Personen von hohem Stande sind meist sechs bis acht Fuß über den Boden erhaben; die der Leute der untern Classe dagegen nur zwei bis drei Fuß. Fast alle Dächer hat man mit Wassertröpfen besetzt, um bei einer Feuerbrunst sogleich Wasser bei der Hand zu haben; endlich zieht eine Compagnie von Leuten, welche die Regierung bezahlt, die ganze Nacht in den Straßen umher, um Feuer zu verhindern und zu löschen.

„Die einzigen Gebäude aus gebrannten Steinen sind in Pegu wie in Rangun die Häuser, welche dem Kaiser gehören, und die Tempel. Der, welcher Schu Wabu (Tempel des goldenen Gottes) heißt, ist auf einer doppelten Terrasse erbaut. Die erste erhebt sich 10 Fuß über den Boden, die zweite 20 Fuß über die erste. Beide haben die Gestalt eines Parallelogrammes. Ich maß sie; die erste ist an der einen Seite 1391 Fuß, die zweite 684 Fuß lang. Die Mauern, welche die Seiten tragen, sind sehr verfallen; sonst waren sie mit einem Ueberzuge bekleidet, auf welchem man Figuren in Basrelief sah. Die zweite Terrasse ist gut erhalten. Dieser Tempel ist ohne Zweifel so alt als die Mauern von Pegu, und die Erde, mit welcher man die doppelte Basis auführte, ist wahrscheinlich die, welche man aus dem Graben um die Mauern nahm.

„Man geht auf die Terrassen auf großen feineren Treppen hinauf; an jeder Seite dieser Terrassen sind die Wohnungen der Bhahaans aus Brettern, mit Ziegeln bedeckt. Die Pfähle, welche sie tragen, sind zierlich gedreht; eine jede hat nur ein einziges geräumiges Gemach, worin sich mehrere kahle Bänke befinden, auf welchen die Bhahaans liegen. Ich bemerkte kein anderes Geräthe.

„Der Schu Wabu ist eine compacte Pyramide von gebrannten Steinen und Mörtel, 331 Fuß von der Terrasse und folglich im Ganzen 361 Fuß hoch. An der Basis bildet er ein Achteck; jede Seite mißt 160 Fuß; nach oben zu rundet er sich ab und dann nimmt der Durchmesser allmählig ab.

„In der Höhe von 6 Fuß trägt ein bedeutender Vorsprung 57 pyramidalische Säulen, die in gleicher Entfernung stehen, 27 Fuß hoch sind und 40 Fuß an der Basis im Umfange haben; über diesem Vorsprunge trägt ein zweiter 53 durchaus ähnliche Säulen.

„Das Gebäude ist mit kreisrunden Gipsverzierungen bedeckt; die des Simses gleichen Lilien. Ueber den letztern befinden sich andere von Stul, ähnlich den Blättern eines corinthischen Capitals; das Ganze wird durch ein eisernes ti gekrönt, auf welchem sich eine vergoldete Wetterfahne befindet. (Taf. 26. Abbild.)

„Das ti ist vergoldet und hat 56 Fuß im Umfange; es wird von einer Eisenkette in der Pyramide getragen und ist durch große Ketten daran befestigt. Mehrere um das ti herumhängende Glöckchen geben ein fortwährendes klingelndes Getöse von sich, wenn der Wind sie bewegt.

„In dem Winkel der zweiten Terrasse nach SW. zu hat man von Holz zwei Klüms von 60 Fuß Länge und 20 Fuß Breite erbaut; das stufenförmig gebaute Dach wird von gefirnisten Säulen getragen; die Decke ist vergoldet und das Äußere sehr sorgfältig geschnitten. Die Tempel sind reich an Bildsäulen Göttern und an Thier- und Menschenfiguren.

„In einem kleinen Pavillon am N.D. Winkel der zweiten Terrasse befindet sich ein 4 Fuß hoher, 3 Fuß breiter vertikaler Marmortisch. Die lange Aufschrift darauf enthält die Liste der Geschenke, die seit kurzem dem Tempel von Pülgern gegeben worden sind.

„Eine bedeckte Galerie, welche längs der zweiten Terrasse an der Kirchseite hinläuft, soll die Gläubigen schützen, welche weit herkommen, um dem Schu Naba ihre Fußbügungen darzubringen. In derselben Seite, ganz nahe am Tempel, hängen drei große sehr gut gearbeitete Glocken in geringer Höhe zwischen vier Säulen; Hirschgeweihe befinden sich zwischen denselben. Die Personen, welche die Frömmigkeit hierherführt, nehmen ein solches Geweihe und schlagen abwechselnd dreimal an die Glocke und auf die Erde, — um dem Geiste Gutamas die Ankunft eines Bittenden anzuzeigen.

„Am Fuße der heiligen Pyramide befinden sich mehrere niedrige Bänke, auf denen die Betenden ihre Opfergaben niederlegen, die meist in gedörrtem Reis, Confituren und in Del gesottenen Cocusnüssen bestehen. Der Gläubige kümmert sich nicht darum, was daraus wird, und oft verzehren die Raben und wilden Hunde diese Speisen in seiner Gegenwart, ohne daß er sie daran zu hindern wagt. Ich war Zeuge davon und man sagte mir, daß es mit allem so sey, das man auf diese Bänke lege.

„Außer dem großen Tempeln auf den beiden Terrassen fanden sich noch viele kleine, die man verfallen läßt; der Boden ist mit zahlreichen Bildern Gutamas besetzt. Ein frommer Birmane, der ein Bild kauft, läßt es zuerst durch die Rhahaans weihen; dann trägt er es in den Tempel, der ihm am besten paßt, und stellt es entweder unter ein Bild oder in die freie Luft vor dem Gebäude, und nun liegt ihm wenig daran, was daraus wird; er denkt, die Gottheit möge selbst dafür sorgen.

„Einige dieser Götzenbilder sind aus dem Marmor gearbeitet, den man in der Nähe der Hauptstadt des Reichs findet und der sich sehr schön poliren läßt. Sehr viele giebt es von vergoldetem Holze und einige wenige von Silber; die letztern läßt man aber nicht im Freien wie die andern. Das Silber und das Gold werden nur zur Herstellung der Hausgötter verwendet.

„Man sieht auf den beiden Terrassen eine gewisse Anzahl langer Bambus, die in die Erde getrieben sind und weiße runde Fahnen tragen; sie werden von den Rhahaans hergestellt und sind Embleme der Reinheit und Heiligkeit ihrer Functionen. Der Bambus endigt mit der Gestalt einer wilden Gans, dem Symbole der birmanischen und peguanischen Nation.

„Von dem höchsten Vorsprunge an der Basis des Schu Naba hat man eine sehr weite und malerische Aussicht auf die Umgegend, wo alles im Naturzustande ist. Die Bewohner sind gar nicht zahlreich; kaum findet man einige Spuren von Anbau. Die Hügel von Martaban erheben sich in D.; der Sitz der Schlängelung sich durch die Ebene und das Auge kann allen seinen Windungen folgen. Ungefähr 40 Meilen in N. erblickt man die Galladzet-Berge, wo der Fluß Pegu entspringt, und die nur durch die Ungesundheit ihrer Atmosphäre bemerkenswerth sind. Auf allen andern Seiten sieht man nur ungeheure Ebenen mit Wald und Wasser.

„Da ich mir keine genügende Auskunft über das Alter des Schu Naba verschaffen konnte, so machte ich dem Saïre-da oder Obern der Rhahaans von Pegu einen Besuch. Seine Wohnung befand sich in einem stattigen Tamarindenhaine etwa 6 Meilen in S.D. der Stadt, wo alles mit dem hohen Alter und der Würde des Besitzers zu harmonisiren schien. Die Bäume waren majestätisch; reines Wasser füllte ein schönes Behälter; ein kleiner Garten mit verschiedenen Obstbäumen trug auch essbare Früchte; eine Palissade von Bambus schützte diesen Ort vor dem Angriffe der wilden Thiere. Einige junge Rhahaans lebten bei dem Alten und sorgten mit frommer Ehrfurcht für seine Bedürfnisse. Er schien, obgleich sehr hager, noch sehr thätig zu seyn und besaß alle seine geistigen Fähigkeiten. Er sagte mir, er sey 87 Jahre alt. Die Rhahaans

Wohnen in Hütten.

leben von der Willkür der Gläubigen, betteln aber nie und nehmen kein Geld an. Ich übergab demnach dem ehrwürdigen Manne ein Zeugniß, und er segnete mich dafür.

„Er erzählte mir, daß bei den letzten Erschütterungen des Reiches Pegu die meisten kostbaren Chroniken des Landes verloren gegangen wären, der Tempel Schu Naba aber der Sage nach seit 2300 Jahren stehe. Er sey von zwei Kaufleuten gegründet worden, Brüdern aus dem Bezirke Talamu, eine Tagereise in N. von Martaban; später wäre das Gebäude durch die Könige von Pegu allmählig vergrößert und verschönert worden.“

Nachmittags machte Symes einen Ausflug anderthalbe (engl.) Meilen in N. der Stadt; Bambus- und Brombeergesträuch wuchsen bis an den Rand des Grabens; der Weg, dem er folgte, führte ihn in einen von mehreren Pfaden durchschnittenen Wald; er sah keine andere Wohnung als einige vereinzelte Hütten in einer Bambusgruppe. Doch zeigten zahlreiche Trümmer, daß das Land sonst sehr bevölkert gewesen; auf dem Wege bemerkte man die Fußtapfen von Vieh und man konnte daraus schließen, daß das Land in N. bewohnter und besser bebaut seyn müsse.

Anderthalbe Meile südlich von der Stadt ist das Aussehen der Gegend so ziemlich dasselbe wie in D., aber man erblickt daselbst keine andern Bäume als die der heiligen Haine; man trifft einige wenige Dörfer von etwa dreißig Hütten, neben denen der Boden urbar gemacht worden ist. Die Landleute scheinen in großem Gienße zu leben, ob sie gleich Vieh haben, weil ihre Religion ihnen verbietet Fleisch zu essen und sie selten Milch trinken. Reis mit Salz, Del aus einem einheimischen Korne und Gnapi, ein kleiner Fisch, den man in Salzlauge gähren läßt, bildet fast ihre ganze Nahrung. Die Kühe sind klein und gleichen denen auf der Küste von Coromandel; dafür sind aber die Büffel weit schöner als in Indien. Man braucht sie zur Ackerbestellung und schirrt sie an Wagen, die sehr gut gearbeitet sind und schwere Lasten tragen können.

Die Haine, von denen die Rede gewesen ist, erregen angenehme Ideen; sie sind der Zufluchtsort der Rhahaans, die sich der Einsamkeit weihen und die Ruhe des Landlebens dem Geräusche der Städte vorziehen. Sie bauen ihre Klüms im Schatten von Tamarinden und Banianen. In den Klüms oder Klöstern sowohl in den Städten als auf dem Lande lernen die jungen Leute lesen und schreiben und erhalten Unterricht in der Religion und Moral, immer unentgeltlich.

In Folge der Beschaffenheit des Landes zwischen Rangun und der Hauptstadt reist man meist zu Wasser, um von einer dieser Städte zur andern zu gelangen. Die Schaluppen sind lang und schmal; natürlich müssen sie gut beladen werden, denn ohne diese Vorsichtsmaßregel würden sie fortwährend schwanken. Ein fünf bis sechs Fuß breiter Vorsprung von einem Ende bis zum andern verhindert das Umschlagen. Pallang, die erste Stadt, welche man trifft, war sonst bedeutender, und man gab ihren Namen häufig dem Flusse Rangun; noch treibt sie einen blühenden Handel.

Bei Yangain-tischain-Yah kommt man in den Trambaby, der hier eine Drittelftunde breit ist und gerade von N. nach S. fließt. Seine Ufer werden steil. Der Tempel von Denobu, ähnlich dem Schu-bagon, zeigt sich am rechten Ufer; man läßt diese Stadt hinter sich und dann allmählig mehrere andere, die alle mehr oder weniger Handel treiben, und viele Dörfer. Die Ufer des Flusses haben ein verschiedenes Aussehen; an der einen Seite sind sie hoch und fast perpendicular und auf der andern sehr niedrig und sandig.

Kommt man weiter, so bemerkt man in N. die Kette der Yumabong, welche Awa und Arracan trennt; man nähert sich derselben; sie gewährt eine sehr malerische Ansicht; 200 bis 300 Fuß hohe Felsen mit Bäumen von ungemein verschiedenem Blätter Schmucke begrenzen den reisenden Fluß.

Ping-ge und Sahlaban senden eine große Menge Eichenholz nach Rangun; man fällt dasselbe in der trockenen Jahreszeit in den Wäldern

In W.; sobald die Regenzeit beginnt, überläßt man es den Strömen, das Wasser in die Ebene zu führen.

Promej am linken Ufer ist eine alte und in der Geschichte der Birmanen berühmte Stadt, die an der einen Seite nahe an den Hügeln liegt. Symes sah da Werkstätten, wo Leute Steine zum Pflaster behauen und andere Gefäße für Tempel meißelten. Ganz nahe befindet sich eine kaiserliche Reiterschule, wo man gefangene Elephanten abrichtet. Diese Elephantenjagd geschieht auf folgende Weise: die Jäger auf gezähmten und dazu abgerichteten Elephanten legen sich auf den Rücken dieser Thiere und gelangen so, ohne bemerkt worden, mitten in eine Herde wilder; dann lauern sie die Gelegenheit ab, dem Elephanten, dessen man sich bemächtigen will, einen Strick mit einem laufenden Knoten in den Weg zu werfen. Das andere Ende des Stricks ist an dem zahmen Elephanten befestigt, der sogleich den wilden niederzieht; es folgt nun ein heftiger Kampf, in welchem der erstere mit Hilfe seiner Kameraden den Bewohner der Wälder bald besiegt, der von den Seinigen verlassen ist. Er wird darauf, fest an zwei seiner Sieger gefesselt, gefangen fortgeführt, während ein anderer vor ihm geht und ein vierter ihn treibt. Man wendet so gute Mittel an, ihn zu zähmen, daß das Thier nach wenigen Wochen geliebig wird und sich in sein Schicksal ergiebt. Man sagte Symes, die, welche wir abbilden (Taf. 27. Abbild.), wären meist Weibchen. Die männlichen Elephanten werden gewöhnlich durch das Geschrei der dazu abgerichteten Weibchen in eine Engdünung oder kedah gelockt, aus welcher sie nicht wieder heraus können und wo man sie leicht fängt.

Bei Mialday, einer hübschen und sehr reinlichen Stadt, sieht man mehrere Tempel und Klöster in herrlichen Gärten und einen großen hölzernen Schoppen, unter welchem Mauerwerk eine graue Granitafette trägt, die horizontal liegt, 6 Fuß lang und 3 Fuß breit ist und einen Abdruck des Fußes Sutamas zeigt. Ihre Oberfläche ist in mehr als hundert Felder getheilt, deren jedes eine symbolische Figur enthält. Zwei verflochtene Schlangen scheinen unter die Fesse gedrückt zu seyn und fünf Muscheln bilden die Zehen. (Taf. 28. Abbild.) Eine ähnliche Figur findet man auf einem Felsen des Pic Ram auf Ceylon; nach einer alten Sage bei den Büßern, welche Sutama verehren, stellte er einen Fuß auf diese Insel und den andern auf Festland.

In einer Entfernung von 5 Meilen in D. von Jainangum, einem Dorfe am linken Ufer des Irawaddy, sammelt man Steinöl in Schächten, die man auf einem traurigen und unfruchtbaren Boden zwischen Hügeln von kaum hundert Fuß Höhe gegraben hat, an denen man nur ärmliche Bäume sieht. Man findet auch Stücke versteinerten Holzes. Jedes Loch hat eine Oeffnung ungefähr vier D. Fuß; die Wände sind mit Holzgerüst bekleidet und man zieht das Steinöl mit einem eisernen Kopfe heraus, der an einem Stricke an einer Winde sich befindet. Ist der Topf voll, so nehmen zwei Männer ein Ende des Stricks und gehen damit einen schief in die Erde gehauenen Weg hin, dessen Länge der Tiefe des Schachtes entspricht, so daß wenn sie am Ende ankommen, der Topf heraufgezogen ist. Dann gießt man ihn in einen Behälter aus, in welchem das Wasser abläuft.

Crawford ließ wie Symes mit einem Seile die Tiefe eines solchen Schachtes messen; sie betrug 175 Fuß. Ein Einwohner in der Nähe sagte ihm, ein Schacht, wo das Wasser bis an den Gürtel reiche, werde für ziemlich ertragreich angesehen; jener, in welchem es bis an den Hals gehe, als sehr reich, und der, wo es nur bis an die Knie steige, als mittelmäßig. Ist ein solcher Brunnen versiegt, so sucht man die Quelle dadurch wieder, daß man tiefer in den Felsen gräbt, der an den Stellen wo man das Steinöl findet, außerordentlich hart ist. Der Boden, in welchem man diese nützliche Substanz findet, gehört der Regierung. Sie verpachtet ihn an Unternehmer, welche Nachgrabungen auf ihre Kosten und Gefahr machen und bald gewinnen, bald (und oft) verlieren, weil die Kosten sehr bedeutend sind. Das Steinöl wird an Ort und Stelle sehr wohlfeil verkauft, denn nach Symes erhält man über 200 Krüge für drei Frances; der Kauf dieser Gefäße und die Transportkosten vertheuern es sehr.

Das Land um Jainangum unterscheidet sich gänzlich von dem, welches man vorher gesehen hat; es zeigt eine Menge kleiner isolirter und völlig unfruchtbarer Hügel, wo man nur ärmliche Bäume bemerkt; der lehmige Boden gleicht rothem Ocker. Er ist mit Stücken versteinerten Bäume bedeckt, in denen man leicht das Holzgewebe erkennt. Man findet auch Quarzries und selbst Quarzstücke.

Die Mündung eines kleinen Bessins des Irawaddy ist immer mit großen Böden bedeckt, welche daher kommen, um Steinöl einzunehmen. Das Dorf wird nur von Töpfern bewohnt, die fortwährend beschäftigt sind. Die Krüge zur Aufnahme des Steinöls sind im Innern und um das Dorf herum in großen Pyramiden aufgestellt wie die Kugeln in den Arsenalen. Tausend andere schon gefüllte stehen längs des Ufers; viele werden zerbrochen, der Inhalt mischt sich mit dem Sande und bildet einen stinkenden Roth.

Sillah-miu ist eine große Stadt, die sich durch ihre Seidenmanufacturen auszeichnet. „Kaum hatten wir den Anker ausgeworfen,“ sagt Symes, „so kam eine Menge kleiner Schiffe an den Rand des Flusses. Sie hatten in Lackkästchen seidene Stoffe und Zeuge von Seide und Baumwolle. Der Preis, den sie für diese Waaren verlangten, kam mir außerordentlich hoch vor; sie wollten 15 taccas (fast 50 Frcs.) für ein mäßig feines 5 Ellen langes und kaum eine Elle breites Stück; jedes Stück ist meist gerade so lang, daß es ein Kleidungsstück nach der Landesmode giebt. Die Seide, welche man verwendet, kommt aus Yun-nan. Die Zeuge sind dicht gewebt und man sagte mir, sie hielten länger als die chinesischen und hindostanischen. Die Farben sind lebhaft und glänzend, schienen aber nicht sehr dauerhaft zu seyn.“

Je weiter man nach N. kommt, um so dichter wird die Bevölkerung, obgleich die Gegend an dem Flusse meist unfruchtbar ist. Jeder Hügel und jede Anhöhe trägt einen Tempel; einige davon sind sehr groß und haben vergoldete Kuppeln. Der Ackerbau ist sehr ausgebildet.

Pagan-nian am rechten Ufer war sonst die Hauptstadt des Reiches; ihre Ruinen, die Symes und Crawford besuchten, bedecken eine große Fläche. Reundah, das auf einem Theile jener Stadt erbaut ist, treibt bedeutenden Handel. Die Straßen sind mit Läden angefüllt, in denen man alle Arten von Waaren in Lack und geschnitzte Töpfergeschirre zum Verkaufe ausstellt; übrigens giebt es Pressen, um aus den Eefamkörnern das Del auszuziehen; auch Schmiedewerkstätten.

Senfais Reundah ist das östliche oder linke Ufer des Irawaddy ganz perpendicular und 30 bis 100 Fuß hoch; die Felsenwände haben ungefähr in der Mitte der Höhe Oeffnungen, welche schmalen Gängen gleichen; sie sollen zu Höhlen führen, die sonst von Einsiedlern bewohnt wurden.

Yandabu an demselben Ufer etwas über und fast gegenüber der Mündung des Rioh-dum, eines aus Norden kommenden Flusses, zeichnet sich durch Töpferien aus. Weiter hin, zu Sammei-kiam, bereitet man Salpeter und Schießpulver; die Ausfuhr dieser beiden Gegenstände ist verboten und der Verkauf des letztern, wie in allen gutgeordneten Staaten, nur nach einer von den Regierungsbeamten gegebenen Autorisation erlaubt.

Die Umgegend von Snamenbi-ge ist berühmt, weil daselbst der beste Tabak des Reiches wächst; die Stadt hat zahlreiche Ziegeleien, welche viel für die Tempel arbeiten.

Das Dorf Sandat wie der umliegende Bezirk werden nur von Leuten bewohnt, welche die Elephanten in den kaiserlichen Ställen zu warten haben. Der Monarch ist der alleinige Eigenthümer aller Elephanten in seinen Staaten. Nur den höchsten Personen giebt er das Vorrecht, auf einem solchen Thiere zu reiten oder eines zu halten.

Miamu am rechten Ufer, Sandat gegenüber, hat Fabriken von gewöhnlichen carrittem Baumwollenzeuge, in welches sich das Woll nicht.

Yandepain am linken Ufer zeichnet sich durch seine Tempel und ein sehr schönes Kloster aus.

In Miamu wendet sich der Fluß nach Osten. Seine Ufer sind mit hübschen Obstkernen bedeckt, die zwischen Gärten liegen; sie vermehren sich

wie die Tempel, je näher man der Hauptstadt des Reiches kommt. Als Syme als Gesandter dahin ging, genoß Amerapura diesen Vorzug; zur Zeit Crawford's hatte aber der Monarch seine Residenz nach Ava verlegt, das zwei Stunden weiter in W. liegt.

Ava ist von einer Mauer von gebrannten Steinen umgeben; der Palast wurde erst 1824 vollendet. Der Audienssaal, der zwar mit den Ideen der Europäer von Baukunst und Ausschmückung nicht stimmt, ist doch wirklich prachtvoll, glänzend und von imposanter Wirkung; er hat eine Länge von 120 Fuß und eine Breite von 90 Fuß. (Taf. 28. Abb.) Die Ceremonien der Audienz unterschieden sich nicht viel von denen, welche in Konfok beobachtet worden waren, aber der Pomp war imposanter. Der Gesandte und die Personen seines Gefolges, die bis an die Stufen des Audienssaales geführt wurden, legten hier ihre Schuhe ab. Im Innern ließen sich musikalische Instrumente hören; Gruppen junger Tänzerinnen zeigten graziose Pas. Die Engländer ließen sich auf einem Teppiche etwa fünfzig Schritte von dem Throne nieder. Weiter hin befanden sich die Mitglieder der königlichen Familie, und die übrige Gesellschaft bestand aus den hohen Beamten des Reiches, die alle in weißem Kostüm gekleidet waren. Der sehr künstlich geschnitzte und sehr gut vergoldete Thron hatte oben einen Sonnenschirm. Eine Thüre öffnete sich und der Monarch erschien, stieg auf die Stufen und setzte sich mit über-einander geschlagenen Füßen nieder. Bei seinem Anblicke verneigten sich alle Birmanen und nahmen eine bittende Stellung an. Von den Engländern verlangte man weiter nichts, als daß sie sich etwas verbeugten und ihre Füße so weit als möglich einwärts setzten, da nichts so unartig und der Etikette des Landes so entgegen ist, als die Fußspitze nach einer vornehmen Person hin zu richten.

Priester sangen das Gebet am Fuße des Thrones; ein Beamter las dann die Namen der Personen aus, welche an diesem Tage vorgestellt werden sollten, darauf die Geschenke, die dem Monarchen überreicht wurden, und endlich die Geschenke desselben an die Fremden. Der Fürst zog sich langsam zurück und alle entfernten sich.

Die Haie war von Soldaten gebildet. Ihre Equipirung könnte wohl einem Europäer seltsam vorkommen. (Taf. 25. Abbild.)

Das birmanische Reich begreift gegenwärtig das ehemalige Königreich Ava, Pegu, eine n. Theil von Laos und andere zinspflichtige Bezirke. Es erstreckt sich vom 15° 38' bis zum 27° 57' n. Br. und vom 91° bis 96° östl. L. Die Länge beträgt 300 Stunden, die Breite 120 und der Flächenraum 34,000 Q. St.

Die Einwohnerzahl mag sich auf 4,700,000 belaufen; sie besteht aus Birmanen (Mranma), Peguanern (Talan), Laosern (Chan), Karianern und andern Volksstämmen. Der Birmane ist von mittlerer Größe, gut gebaut, kräftig, gewandt, von mehr brauner als schwarzer Farbe; der Charakter seines Gesichts gleicht dem seiner Nachbarn in O.; seine Civilisation ist die der Siamesen. Er ist sanft, gutmüthig und thut Niemanden etwas zu Leide; im Kriege dagegen hat er sich muthig und grausam gezeigt; im Allgemeinen ist er lebhaft, neugierig, zornig und ungeduldig. Er schließt die Frauen nicht ein, läßt ihnen alle Freiheit, behandelt sie aber nicht eben sehr rücksichtsvoll. Selten bleiben die von hohem Range müßig zu Hause; ihre Beschäftigung besteht wie die der Frauen der griechischen Hauptlinge zu Homers Zeiten, darin, die Arbeit unter ihre Dienerinnen zu vertheilen und dieselben zu beaufsichtigen.

Die birmanische Sprache wird mit Charakteren geschrieben, die wie die siamesischen von dem Pali abgeleitet sind; sie zerfällt in mehrere Dialecte und unterscheidet sich sehr von der peguanischen. Die Bücher der Birmanen sind wie die der Hindus auf Palmenblätter geschrieben, in welche die Buchstaben mit einem Griffel eingegraben werden. (Taf. 26. Abbild.) Jedes Kloster hat eine Bibliothek; die Bücher werden in Lackkästen aufbewahrt.

Die Bekleidung der Birmanen hat etwas Gräßliches und Nobles; sie besteht in einer Jacke von Sammet oder gebläutem Atlas, welche bis auf die Knöchel reicht, einen offenen Kragen und weite Ärmel hat.

Darüber haben sie einen flatternden Mantel, der nur die Schultern bedeckt. Dazu tragen sie hohe glatte oder gestickte Sammetmützen je nach dem Range. Die Ohrengehänge gehören zu dem Puge der Männer. Die Frauen knüpfen ihr Haar oben auf dem Kopfe zusammen und fügen ein Band hinzu, dessen Stückerlei ihren Rang anzeigt. Das Hemd reicht nicht bis über die Hüften hinunter; es wird durch Schnuren an dem Halse festgezogen. Eine kurze Tunica, die weit ist und enge Ärmel hat, bedeckt ein langes Zeugstück, das sie um die Lenden schlingen, das zweimal um den Leib geht und auf der Erde schleppt. Sehen vornehme Damen zum Besuche aus, so tragen sie einen seidenen Gürtel, welcher einem langen Shawle gleicht, auf der Brust übereinandergeht und dessen über die Achseln zurückgeworfene Enden anmuthig umherflattern. (Taf. 26. Abbild.)

Die Männer und Frauen der untern Classen kleiden sich in gewöhnliches Baumwollenzeug; ein Theil ihres Körpers bleibt aber bloß. (Taf. 25. Abbild.) Die Mode, sich die Arme und Schenkel zu tätowiren, hat sich bei ihnen erhalten.

Die Birmanen haben Sklaven, entweder Kriegsgefangene oder insolvente Schuldner; die Nachkommen der erstern bleiben Sklaven, die Kinder der andern aber sind gehalten, die Schulden ihres Vaters zu bezahlen.

Die Rhahans gehen barfuß und barhäuptig. Ein langer gelber Mantel umhüllt fast ihren ganzen Körper. (Taf. 26. Abbild.) Sie beobachten ein strenges Sölibat. Der, welcher diese Regel übertritt, wird aus dem Kium gestoßen und erhält eine Strafe, welche ihm der öffentlichen Verspottung aussetzt. Nachdem man ihm das Gesicht weiß und schwarz beschmiert hat, setzt man ihn auf einen Esel und führt ihn so unter Trommelschlag durch alle Gassen.

Der Bau der Kiums unterscheidet sich von dem der gewöhnlichen Häuser. Das prachtvollste dieser Häuser ist das von Amerapura, das sich nicht weniger durch seine außerordentliche Bauart, als durch seine Verzierungen und die Menge Gold auszeichnet, welche dasselbe schmückt. Es ist ganz von Holz und die fünf Stöckwerke des Daches nehmen in Verhältniß zur Höhe an Größe ab. Die Säulen im Innern sind 60 Fuß hoch und bis 4 Fuß von der Basis vergoldet. Fromme liegen fortwährend auf der Galerie, welche um dieses Gebäude herumgeht. (Taf. 27. Abbild.)

Nach dem Zeugnisse der Reisenden enthält das Gesetzbuch der Birmanen die gesündeste Moral; es ist deutlich und enthält spezielle Gesetze in Bezug auf die meisten Verbrechen, welche begangen werden können. Das einzige Alberne, was man darin findet, ist die Verfluchung und das Gottesgericht. Es schließt mit Ermahnungen an die Fürsten und Obrigkeit, ihre Pflichten wohl zu erfüllen. Die Regierung ist ein vollständiger Despotismus.

Die Civil- und Criminalproceße folgen verschiedenen Jurisdictionsgrenzen, und die Proceßkosten sind wie überall sehr bedeutend. Advokaten führen die Sache der Parteien. Der höchste Gerichtshof ist der lotu (Staatsrath); ein amiadozan (Advokat beim Rathe) erhält 5 Tactals (6 Thaler).

Die Ehen sind reine Civil-Acte. Das Gesetz verbietet die Polygamie, erlaubt aber Concubinen zu halten und bestimmt die Zahl derselben nicht. Ein Mann kann in gewissen bestimmten Fällen seine Frau verstoßen, aber die Scheidung kostet eine bedeutende Summe.

Stirbt ein Birmane ohne Testament, so erben seine rechtmäßigen Kinder drei Viertel seines Vermögens, aber nicht zu gleichen Theilen; das letzte Viertel gehört der Wittve, welche Vormünderin der unmündigen Kinder ist und deren Vermögen bis zur Mündigkeit behält.

Die Beerdigungen werden sehr feierlich und unter großen Schmerzensdemonstrationen gehalten. Der Körper der Reichen wird verbrannt, der der Armen beerdigt oder in den Fluß geworfen.

Die Nation wird in sechs Classen getheilt, nämlich die königliche Familie, die Regierungsbeamten, die Priester, die Kaufleute, die Handleute und die Sklaven; dann kommen die zu keiner Classe gehörenden Leute,

wie die Sklaven, diejenigen, welche die Leichen verbrennen, die Nachrichter, die Gefängniswärter, die Aussätzigen und die öffentlichen Mädchen.

Nach dem Gesetze gehört der Zehnt von allen Producten dem Souverain, welcher auch das Recht hat, ein Zehntheil von allen fremden Waaren zu erheben, welche in seine Staaten eingeführt werden. Im Ganzen kann man seine Einnahmen auf 45,600,000 Frs. schätzen. Der größte Theil der Abgaben wird in natura geleistet; nachdem ein kleiner Theil davon in Geld umgesetzt worden ist, vertheilt man das übrige und dient als Gehalt der Regierungsbeamten. Die Prinzen von Geblüt, die hohen Beamten, die Gouverneure der Prinzen erhalten als Apanage Provinzen, Städte, Dörfer und Güter, und die niedern Beamten werden auf eben diese Art durch Ueberlassung von Ländereien oder Abgaben von Waaren entschädigt; dafür sind sie im Kriege dienstpflchtig trotz ihren Civilämtern. Es ist ganz wie in Europa zur Zeit der Feudalherrschaft.

Jeder Einwohner des Landes ist der Militairconscription unterworfen. Man schätzt die Armee auf 35,000 Mann, gewöhnlich hält aber der Monarch nur seine Leibwache, die Garnison der Hauptstadt und einiger andern Städte unter den Waffen. Die Garde besteht aus Infanterie und Cavalerie; die Infanteristen sind mit Säbeln und Flinten bewaffnet; die Reiter haben eine sieben Fuß lange Lanze, deren sie sich mit viel Geschicklichkeit bedienen. Ihre Kleidung sieht sehr gut aus. (Taf. 26. Abb.)

Die Kriegsschaluppen machen einen wichtigen Theil der Militairmacht des Reichs aus. Jede bedeutende Stadt an einem Flusse ist gehalten, eine gewisse Anzahl Leute und eine oder mehrere Schaluppen zu liefern je nach ihren Mitteln. Man giebt die Gesamtzahl zu 500 an; sie haben vorn eine Kanone und hinten oft Steinschläuberer. Außer den mit einem Säbel und einer Lanze bewaffneten Matrosen sind sie mit dreißig Soldaten bewaffnet. Die königliche Schaluppe ist mit großer Pracht verzert. (Taf. 28. Abbild.)

Man kennt das birmanische Reich über Amerapura hinaus nur wenig. Ueber dieser Stadt nimmt der Irawaddy, der von diesem Punkte bis zum Einflusse des Kien-buen von D. nach W. fließt, seine frühere Richtung von N. nach S. wieder an. Unter den Bergbewohnern in den von dem Kien-buen bespülten Bezirken bemerkt man die Kains. Ihre Kleidung besteht in grobem schwarzen Baumwollenzeuge. Die der Frauen ist bedeutend länger als die der Männer, beide aber sind weiß, roth und gelb eingefärbt. Symes sah zwei: der Mann hatte über die rechte Achsel ein Bandelier, an welchem eine mit Schnüren und kleinen Muscheln geschmückte Tasche hing. Beide trugen Turbane, welche denen der Birmanen ziemlich glichen. Die Troddeln jenes der Frau bestanden aus dem Körper eines Insects. Sie trug Hals- und Armbänder von Glasperlen und Gauries und hatte ein tätowirtes Gesicht. (Taf. 28. Abbild.)

Das birmanische Reich enthält eine große von Bergen, besonders in D. und N.D., umgebene Ebene. Sie enthalten Metallreichthümer, besonders Eisen und Edelsteine, namentlich schöne Rubine. In dem Lande der Flüsse findet man Gold. Der Name dieses Metalles dient zugleich dazu, alles zu bezeichnen, was dem Kaiser angehört. Erzählt ein Birmane, der Monarch habe etwas erfahren, so sagt er: „dies ist zu den goldenen Ohren gelangt“; derjenige, welcher eine Audienz erhalten hat, ist „vor die goldenen Füße gelassen worden“; die Rosenessenz hat einen „der goldenen Nasen angenehmen Geruch“.

Man hat in den Goldwäschern Platina gefunden. Das Silber, das Kupfer, das Zinn, das Blei, der Spießglanz sind in den Bergen von Laos häufig; alle Bergwerke werden von Chinesen betrieben, welche dem Kaiser dafür eine Abgabe entrichten.

Der Reis ist der Hauptanbau. In den nördlichen Provinzen erntet man Weizen und in den südlichen Tabak und Indigo; in den Berggegenden wächst der Thee. Die Wälder sind sehr ausgedehnt und liefern schönes Holz.

Der Elephant und der Büffel werden mehr gebraucht als das Pferd und der Stier. Die Tiger, die Leoparden, die wilden Katzen finden sich in den Wäldern und Gebüschen und richten oft große Verwüstungen an

Die Flüsse sind sehr fruchtbar zum Fisch für die Birmanen, die trotz ihrem festen Glauben an die Seelenwanderung sich kein Gewissen daraus machen, die Bewohner des Wassers zu essen.

Das Volk zeichnet sich durch seine Industrie nicht aus, nur in der Weberei leistet es Vorzügliches. Fast alles Papier wird aus China bezogen. Die Verzweigungen des Irawaddy in dem untern Theile seines Laufes erleichtern den Binnenhandel sehr. Die Haupthandelsstädte sind Ava, Mangun, Bassein in W. der letztern, Longo am Sitang, und Plat an einem kleinen Flusse 3 Stunden südlich von Ava. Der Handel mit China und den Ländern in N. geschieht durch Caravanen, welche rohe Seide, Sammet, Schuhe, Kleidungsstücke, Fächer, Firnis, Lack, Eisenbein, Wachse, Gegenstände in Lack, Säbel, Rhabarber, Thee, Moschus und Metall bringen. Die Birmanen dagegen liefern Salpeter, Kalk, Baumwolle, Seidenstoffe, eiserne Geräthe, Gegenstände in Lack, viel Zucker von einer Palmenart, Caschu, Litchholz, Salanganenester und englische Luche.

Der Seehandel wird nur über Mangun betrieben; die Ladungen bestehen in englischen und indischen Baumwollenzeugen, kurzen Waaren, Schießpulver, Areka- und Cocusnüssen. Die Schiffe der Birmanen sind schlecht gebaut; ihre weiteste Fahrt geht nicht über Pulo Pinang in S. und über die Mündung des Pegu in W. hinaus, und nie entfernen sie sich weit von den Küsten.

Kapitel XXXVIII.

Die nicobarischen Inseln und die Andamanen.

Wenn man von dem Cap Negrais, der südlichsten Spitze des birmanischen Reichs, nach S.W. fährt, trifft man nach einander die Andamanen und die nicobarischen Inseln. Sie liegen etwa 110 Stunden westlich von dem Archipel Mergui und ziehen sich ebenfalls von N. nach S. zwischen dem 6° 16' und 13° 33' n. Br. hin.

Die größte der Nicobaren ist Camelang, den Europäern am bekanntesten aber sind Car Nicobar und Rancory. Es giebt noch acht andere ziemlich bedeutende; im Ganzen sind es zwanzig, außer einer Menge Inselchen, die keinen Namen haben.

Fast alle diese Inseln sind bergig und einige sehr hoch. Trincatti und Car Nicobar sind dagegen flach und mit Cocuspalmen bedeckt. Diese Palme wie die Areca finden sich auch auf den andern mit vielen großen Bäumen verschiedener Arten; die Wälder in den Thälern sind außerordentlich dicht und so mit Rohr und andern Holzigen und Kletternden Gewächsen untermischt, daß sie compacte Massen bilden, durch die schwer hindurchzubringen ist. Die ungeheure Menge sich zerstreuter Pflanzensstoffe macht einige dieser Orte sehr ungesund und für die Europäer selbst pestilenzialisch.

Die Tiger und alle Thiere der heißen Zone sind auf diesem Archipels häufig, und an den Ufern sammelt man viele jener schönen Muscheln, welche die Cabinets der Liebhaber zieren.

Am 4. Januar 1803 ankerte das Schiff, welches den Lord Valentia trug, an der Westküste von Car Nicobar einem Dorfe gegenüber, das aus Hütten bestand, welche 4 Fuß über dem Boden schwebten, damit sie vor den sehr zahlreichen Schlangen gesichert seyen. Die Engländer stiegen an's Land und wurden sehr freundlich aufgenommen, doch verlangten die Eingeborenen, die Fremden möchten nicht in die Wälder gehen. Sie gleichen den Malaien. „Es sind,“ sagt der Reisende, „sehr kräftige Menschen, aber schlecht proportionirt; obgleich häßlich, hatte ihre Physiognomie doch nichts Unangenehmes; der fortwährende Gebrauch des Betels hatte ihre Zähne geschwärzt. Sie schienen sanft zu seyn. Ohne Zweifel hat sie die Erinnerung an die von Seiten der Fremden erfahrenen Unannehmlichkeiten argwöhnisch gemacht, denn alle hatten einen Wurfspeer in der Hand, den sie nicht ablegten. Sie lieferten uns Cocusnüsse, Arecanüsse, Bananen, Schaboc und die essbare Wurzel einer Art Winster. Wir

behalten sie in Pfistern, dem Weibe, welchem sie den Vorzug gaben. Sie hatten viel Geflügel und Schweine." (Taf. 29. Abbild.)

Die Küste wird überall von einer sehr heftigen Brandung gepötscht aufgenommen dem Dorfe gegenüber, um welches hohe Bambusstangen eben so viele Gräber angelegt. Zwischen diesen Gräbern und der Küste tragen gespaltene Stäbe Fleischstücke, — Latismane zur Fernhaltung der Blätter. Diese Insulaner bauen die Patate und die Yamö; sie hängen aus Furcht Opfergaben verschiedener Art vor einer dem bösen Geiste gewidmeten Hütte auf. Sie sprechen einen malaiischen Dialect und sind sehr eifersüchtig auf ihre Frauen.

Der Handel einer Insel mit der andern ist sehr lebhaft; er besteht in Baumwollenzugzeugen, Pfistern, Eisen, Tabak und einigen andern von den Europäern erhaltenen Waaren, so wie in Cocus- und Arecanüssen, Fühnern, Schweinen, Busspießen, Piroguen, Salanganennestern, Ambra, Schildkrötenchale und andern Erzeugnissen des Archipels. Die meisten indischen Schiffe, welche nach Rangun fahren, nehmen eine Ladung Cocusnüsse an den Nicobaren ein. Die Dänen haben mehrmals versucht, eine Handels- und Missionniederlassung da zu gründen, die Sterblichkeit raffte aber immer fast alle Ansiedler hinweg.

Im N. von den Nicobaren werden die Andamanen von außerordentlich rohen Wilden bewohnt, die wie die Neger wolliges Haar haben; ihre Größe beträgt höchstens 5 Fuß; dabei haben sie dünne Gliedmaßen, einen dicken Bauch, einen dicken Kopf und gehen meist nackt. Ihre Sprache, die keinem indischen Idiome gleicht, ist mehr weich als guttural. Sie grüßen indem sie einen Fuß aufheben und die Hand auf den hintern Theil des Schenkels legen.

Sie haben keine Idee von Aebau oder von der Fürsorge für den andern Tag; sie hängen wegen ihres täglichen Unterhalts gänzlich von dem ab, was die Wälder oder das Meer ihnen liefern, und da in der stürmischen Zeit der Fischfang sehr precar ist, so treibt sie die Hungersnoth bisweilen wohl so weit, daß sie sich unter einander verzehren. Alle Morgen wälzen sie sich im Schlamm, um ihre Haut vor den Angriffen der Insecten zu schützen, und bestreichen ihr Haar mit einer Mischung von Eber und Fett. Sie sind schlau, treulos und rachsüchtig. Ihre einzige Beschäftigung besteht darin, sich ihren Unterhalt mittelst ihrer Busspieße, Bogen und Pfeile zu verschaffen, indem sie die Eber und die Dögel, sowie die großen Fische erlegen, welche an das Ufer kommen; zum Fange der Kleinern haben sie Netze.

Ihre Hütten sind aus einigen Stangen gemacht, die man oben befestigt und mit Baumzweigen bedeckt; ein Loch unten an der Seite gestattet kriechend den Eingang. Ihre Piroguen sind durch Feuer oder mittelst scharfer Eterine ausgehöhlte Baumstämme; auch fahren sie über die Buchten und Canäle auf Bambusfloßen. Die Spitzen ihrer Pfeile und Busspieße sind Fischgräten oder Eberhauer. Sie haben Schilde von Rinde und Keulen von schwerem Holze. Ihr einziges Geräthe ist ein Korb von geflochtenen Stäbchen, in welchen sie ihre Lebensmittel legen.

Man vermutet, daß sie die Himmelskörper auf eine Art anbeten, daß sie an Wald-, Wasser- und Berggeister glauben und den Zorn des Sturmgeistes durch Ansummung wilder Lieder auf den über den Wogen hängenden Gefäßen zu besänftigen suchen. Sie lieben leidenschaftlich den Tanz und Gesang. Wahrscheinlich beträgt ihre Gesamtzahl nicht über 2500 Individuen, welche in kleinen Gesellschaften längs der Küste zerstreut sind.

Andamanen giebt es vier, nämlich die große und kleine, Warren und Karondam. Die große Andaman-Insel kann 46½ Stunden lang seyn bei einer Breite von 6½ St.; sie ist bergig; ihr höchster Gipfel mißt 400 Klaftern; die Küsten, besonders in W., haben tiefe und sichere Buchten.

Die kleine Andaman-Insel, die höher als die vorhergehende ist, hat eine Länge von 9 und eine Breite von 5 Stunden; ihre Küsten gewähren, wenn es auch an Häfen fehlt, nichts desto weniger einen guten Ankerplatz. Die Insulaner scheinen etwas mehr industriös zu seyn als ihre Nachbarn, aber sie sind eben so ungesüßlich.

Das Aussehen der Inseln gleicht dem der Nicobaren, auch haben sie dieselben Producte. Die Engländer suchten 1791 vergeblich, eine Niederlassung auf der südlichen Spitze der großen zu gründen. Im Jahre 1824 legte das Geschwader mit der brittischen Armee, welche die Birmanen bekämpfen sollte, an der großen Insel an; einige Schiffe blieben fast einem Monat in dem Hafen. Vergebens versuchte man in freundschaftlichen Verkehr mit den wilden Bewohnern zu treten.

Diese greifen bisweilen in ihren Piroguen die kleinen Schiffe an, welche an ihren Küsten vorüberfahren oder die durch das schlechte Wetter gezwungen werden, dort einen Zufluchtsort zu suchen. Wehe dem, welcher in die Hände dieser Menschen fällt!

Die unfruchtbare oder Warren-Insel, die nur 6 Stunden im Umfange hat, zeichnet sich durch einen 600 Fuß hohen Vulkan aus.

In N.D. von der großen Insel sind die Cocus-Inseln zwei sumptige Eilande, ganz bedeckt von den Bäumen, welche ihnen den Namen geben und nur von Affen und Eichhörnchen bewohnt.

Weiter nach N. ist die felsige, unbewohnte, gut bewaldete und an Wasser reiche Gruppe der Preparis der Anfang jener Inselkette, welche sich mit Zwischenräumen von der Spitze von Nchem auf der Insel Sumatra bis zum Cap Negrais zieht.

Kapitel XXXIX.

Arrakan. — Cassay. — Catschar. — Dschintiah. — Garraus. — Assam.

Sonst bildete Arrakan ein unabhängiges, wenn auch häufig von den Peguanern und Mongolen verwüsthetes Königreich. Im Jahre 1783 wurde es von den Birmanen erobert; ihre tyrannische Regierung veranlaßte 1811 eine Empörung, die im folgenden Jahre unterdrückt wurde, wobei viele Einwohner, welche die Sieger verfolgten, in Sklaverei gerietzen. Die Ereignisse des Krieges zwischen den Engländern und Birmanen brachten 1825 Arrakan in die Gewalt der erstern, und der Friedensvertrag von 1826 sicherte ihnen den Besitz.

Ein reißender Fluß, der unterm 18.° n. Br. einmündet, begrenzt Arrakan in S.; in N. trennt es der Raf von Bengalen (21°); in W. wird es von dem Meerbusen von Bengalen bespült, und in D. bilden die Berge Yuma dong die Grenze nach den Birmanen hin. Diese Kette, deren südliches Ende das Cap Negrais ist (16° 2'), läuft anfangs sehr nahe an der Küste, und enthält Massen von Urgebirg. Mehrere Gipfel sind 2000 bis 6000 Fuß hoch; dann wendet sich die Gipfelinie, indem sie sich nach N. zu durch sehr wenig bekannte Länder zieht, nach D., beschreibt eine Krümmung und biegt sich endlich nach W., wo sie sich den Ausläufern des Himalaya anschließt.

Arrakan ist mit dichten Wäldern bedeckt, und von so vielen Flüssen, Lagunen und Meerarmen durchschnitten, daß es eine Kette von Halbinseln, Landengen und Inseln bildet, welche fortwährend die Communication zu Lande zwischen den Dörfern hindern. Der Boden ist im Allgemeinen lehmig und in der Nähe der Berge sehr fett. Es regnet häufig; diese Feuchtigkeit und die glühende Sonnenhitze begünstigen den Aebau des Reis. Als die Engländer Besitz von diesem Lande nahmen, war es fast gar nicht angebaut und fast nur von Elephanten, Büffeln und Tigern bewohnt. Es ist sehr ungesund.

Die größten Inseln sind Tschedoba und Ramet, welche viele Einwohner haben und sich durch ihre Schlammvulkane auszeichnen. Der bedeutendste Fluß ist der Arrakan, der sich bei seiner Mündung in mehrere Arme theilt. Er hat den Namen von der Hauptstadt, wie das ganze Land; sie liegt 12 Stunden vom Meere und besteht nur in Bambushütten. Die Tempel Gutasas sind in ihr und auf den Höhen umher zahlreich.

Enge und nicht eben zahlreiche Defileen durchschneiden die Berge Yuma dong. Die rauhen daran grenzenden Bezirke sind Knapetumiu (großes westliches Gebirgsland) genannt worden. Die Bewohner verfertigen Baumwollenzuge, sogenannte puyony, die von den Leuten in der Ebene sehr gesucht werden.

Wie Crawford sagt, gleichen die Arrakaner oder Mogs den Arrakanas (Birmanen) gänzlich, deren Sprache sie, jedoch mit sehr markirtem Dialecte, sprechen. Trotz ihrer Unwissenheit können doch alle, selbst die Frauen, schreiben. Die Arrakaner lieben die Jagd und den Fischefang. In dem kleinen Handel sind sie sehr schlau, übrigens rechtschaffen und Slaven ihres einmal gegebenen Wortes. Ihre Frauen gelten keineswegs als Muster der Keuschheit. Die Sklaverei besteht unter ihnen wie bei den Birmanen.

In N. von Arrakan gewährt Cassay ein großes Plateau, umgeben von Bergen, die sich amphitheatralisch bis zu 2500 Fuß über das Thal erheben, das ebenfalls 2500 Fuß hoch liegt. In der Mitte des Landes befindet sich Manipur, die Hauptstadt, in einer Hochebene, welche sich sanft nach S. zu senkt und in deren Mitte eine Reihe von Sümpfen und Seen liegt. Der größte und süblichste davon hat eine Länge von 5, eine Breite von 3 Stunden und enthält bergige Inseln. Der Kongba, ein Fluß, der in N. von Manipur entspringt, läuft parallel mit diesen Seen, bildet einen Wasserfall in D. von der Stadt, durchschneidet die Bergketten und führt seine Gewässer dem King-ti zu, wie man den Kien-tuen in dem mittlern Theile seines Laufes nennt.

Das Klima von Cassay ist wegen der hohen Lage rein und gesund. Die Engländer, welche der Krieg dahin führte, sahen in den Thälern Wälder von Eichen, Fichten und andern Bäumen der gemäßigten Länder. Auf dem Plateau bezeichneten isolirte Bäume die Lage ehemaliger von den Birmanen verwüsteter Dörfer. Trotz den Verwüstungen des Krieges verräth alles, daß das Land gut angebaut gewesen sey; schöne Weiden schmückten die Thäler. Als die Engländer diese Gegenden durchzogen, gab es weder Einwohner noch Vieh mehr dort.

Cassay, das den Einfällen der Birmanen offen stand, hatte lange zu leiden. Der Friedensvertrag von 1825 stellte es unter den englischen Schutz. In einem dauernden Frieden wird es wieder blühend werden. Die Eingeborenen nennen sich selbst Moltay, stehen der weißen Race näher als der gelben und bekennen sich zu der Religion Brahmas. Ihre Sprache hat keine Aehnlichkeit mit der hindostanischen. Sie sind geschickte Schmiede und vortrefliche Reiter. Ihre Musik gefiel den Ohren der Europäer, die sie hörten.

Cassay blieb in der Gewalt der Birmanen von 1774 bis 1824. Der wieder auf den Thron erhobene Radschah hat seine Unabhängigkeit wieder erlangt.

Die Berge im W. trennen Cassay von Dschintiah, einem kleinen Lande, das zum Theil niedrig, zum Theil gebirgig, mit Wäldern und Gebüsch bedeckt ist. Die dazwischen liegenden Bezirke sind ein Plateau von etwa 2500 Fuß Höhe, das dem von Cassay gleicht. Dschintiahpur, die Hauptstadt dieses Landes, liegt an dem Kapili, der sich in den Bramaputra ergießt.

Die Hauptproducte sind der Reis, die Baumwolle und eine grobe Seide von wilden Seidenwürmern. Man bezieht aus Dschintiah Elephanten, Eisen, Kalk und Steinkohlen.

Die Eingeborenen nennen sich selbst Passiyah, stehen der gelben Race näher als der weißen und ihre Sprache nähert sich denen Ostasiens, wird aber täglich mehr von der bengalischen verdrängt. Der Brahmanismus ist mit dem Kastensysteme auch nach Dschintiah gedrungen. Diese halbbarbaren wissen Brücken und große Gebäude von ungeheuren Steinen aufzuführen.

Trotz der geringen Größe wird Dschintiah von mehreren kleinen Hauptlingen regiert, die einen, zwei oder drei Berge besitzen und dem Radschah nur dem Namen nach unterthan sind. Fortwährend bekriegen sie einander und vermaßen das Land. Der Radschah kann ein

Heer von 5000 Mann aufstellen, das bloß aus seinen Bergbewohnern besteht.

Im W. von Dschintiah trifft man Gatschar oder Fairumbo, das der Bramaputra im N. begrenzt. Der Kapili und Surmah oder Barak, seine Hauptflüsse, kommen von dem Segirge in D., die in N. sind eine Verzweigung des Garrads; man kann sie alle für Ausläufer des Himalaya ansehen. Sie bedecken einen Theil des Landes, sind gut bewaldet und werden von fast unwegsamem Engpässen durchschnitten. Die englischen Truppen transportirten in dem Kriege mit den Birmanen ihr Gepäck auf dem Barak.

Fairumbo ist schwach bevölkert; die Gatscharis gleichen den Chinesen, sind stark und ziemlich weiß. Sie haben ihre alte Sprache vergessen und reden jetzt die bengalische, wie sie die Religion und das Kastensystem Bengalens angenommen haben. Man wirft ihnen, wie ihren Nachbarn, den Bewohnern von Dschintiah, vor, daß sie einer ihrer Gottheiten des Hindu-Pantheons Menschenopfer brächten.

Fairumbo hat Salzquellen, die Salz für den Verbrauch und zur Ausfuhr geben; es liefert dem Handel auch die grobe Seide, mung oder tasser genannt, Wachs, Baumwolle, Bauholz, Kalk und Eisenerz.

Der von den Birmanen enthronete Radschah wurde wie seine Nachbarn von den Engländern wieder eingesetzt. Er residirt in Gospur, der neuen Hauptstadt, und zahlt einen jährlichen Tribut an seine Befreier.

Im D. von den genannten Ländern liegt das der Garrads, ein verworrenes Bergthälchen von 100 bis 3000 Fuß Höhe mit einer Menge kleiner Flüsse nahe neben einander. Man sagt (denn die Europäer sind erst in neuerer Zeit dahin gebrungen), man sehe in der Mitte gewaltige nackte Felsenmassen und große aller Vegetation entbehrende Stellen; im Allgemeinen aber haben die obgleich steilen Hügel tiefen guten Boden. Das sehr feuchte Klima begünstigt die Entwicklung der Pflanzen.

Mehrere Stämme der Garrads sind von den benachbarten Fürsten unterjocht worden und dann unter die Botmäßigkeit der Engländer gerathen; andere blieben unabhängig und werden von mehreren kleinen Hauptlingen regiert. Diese Völker haben die Jägere der Chinesen und sind sehr kräftig. Sie essen alle Thierarten und verabscheuen die Milch. Im Uebermaße ihrer Rache mordeten sie ihren Feind und verzehren das Fleisch seines Kopfes, das sie mit dem Saft der Frucht eines Baumes wärzen, den sie besonders pflanzen. Die Schädel ihrer Feinde sind eine Art Münze bei diesen rohen Wilden, wenn sie große Zahlungen zu machen haben. Sie verbrennen die Körper ihrer Landleute, damit sie nicht den Schädel eines derselben für einen Bengalen annehmen müßten.

Die Berge, welche man mit dem Namen dieses Volkes bezeichnet, laufen von D. nach W. in einer Länge von etwa 50 Stunden; ihre mittlere Breite beträgt 25; sie bedecken mit ihren Ausläufern fast das ganze von den unabhängigen Garrads besetzte Gebiet. Die höchsten, deren Gipfel 2000 bis 4000 Fuß über das Meer reichen, sind granitisch, während ihre untern Terrassen nur 200 Fuß hoch sind und aus Kalkstein bestehen. Sie schließen sich in D. den Nagah-Bergen an, welche von den Kulis oder Nagahs, einem wilden Volke, bewohnt werden.

Im N. von den eben besprochenen Völkerschaften zieht sich Assam hin, ein langes Thal zwischen 26° 10' und 28° der Br., auf jeder Seite von Bergen umgeben, deren untere Stufen sich in N. dem Himalaya und in S. den Garrads anschließen. Es wird von dem Bramaputra bewässert, der da entspringt. Dieser Fluß, dessen Name „Sohn Brahmas“ bedeutet, bildet sich aus der Vereinigung des Lohit, der aus dem Brahmapund kommt, einem von steilen Felsen umgebenen See, und des Dihong, der aus noch rauhern zu dem Himalaya gehörigen Bergen kommt. Er wird auch von dem Dikong verstärkt, der von D. her fließt. Der Bramaputra ist reißend, schwimmt perlotisch an und bildet sehr große Inseln. Nachdem er fast von D. nach W. geströmt ist, tritt er bei Golpara in Bengalen ein und nimmt rechts und links bedeutende Beiflüsse auf.

Man theilt Assam in drei Theile: Sobiyah in D., das eigentliche Assam in der Mitte und Kamrup in W. Dieses letztere, das vor langer

Zeit von den mogolischen Kaffern, den Herren Hindostan, überfallen wurde, gehört gegenwärtig zu den englischen Besitzungen; Assam gehört einem eingeborenen Radschah, der aber keinen andern Anspruch auf die Souveränität hat als den, welche ihm die engl. Regierung gegeben; aus Dankbarkeit bezahlt er an seine Wohlthäter einen Tribut von 50,000 Rupien. Sodiapah wird von Stämmen bewohnt, die von kleinen Radschas regiert werden; die Lage an der Grenze des chinesischen und birmanischen Reichs giebt ihm in politischer Hinsicht eine besondere Wichtigkeit. Deshalb vernachlässigen auch die britischen Behörden nichts, um eine thätige Aufsicht über die unentwickelten Völkerschaften auszuüben, welche in einem fast ganz unbekannten und schwer zu erreichenden Lande umherziehen.

Nichts desto weniger waren die Birmanen 1820 bis nach Assam vorgegangen. Sie rückten von Bhamo, einer Stadt am linken Ufer des Irawaddy, 50 Stunden nördlich von Koa, aus und kamen nach Kengpur, einer Stadt südlich vom Brahmaputra. Die Engländer, welche sie nicht in Besitz eines Landes lassen konnten, von dem sie leicht Einfälle in Bengalen hätten unternehmen können, rückten gegen dieselben und trieben sie zurück. In Folge des Vertrages von 1825 zwangen sie dieselben sogar, jedem Ansprüche auf diese Länder zu entsagen.

Der Deb-Radschah von Butan hat einen Theil von Sodiapah unter seine Vormachtigkeit gebracht; die vorzüglichsten Stämme dieses Theiles von Assam sind die Xhors, die Dophlas, die Mischnis, im N. des Brahmaputra; die Singphos, die Mialis, die Ketus, die Yoklampis im S. dieses Flusses. Die Lunkan, eine Kette schneeiger Gebirge, bedecken die Gebiete dieser Bergvölker, welche immer eine Gefahr für die Assamis, die Unterthanen des Radschah, gewesen sind, indem sie fortwährend Einfälle in dieses Land machten, alle, was ihnen vorkam, mit Feuer und Schwert verheerten, die Bewohner hinwegführten und sie an andere entferntere Stämme, z. B. die Schans, verkauften. Die Engländer gaben Assam Frieden und Ruhe, aber es ist ihnen kaum möglich, die Unternehmungen dieser von Raubbüß getriebenen Völker im Zaume zu halten. Die englischen Officiere, welche sich in die Gebirge wagten, um sie kennen zu lernen und zu beschreiben, setzten sich oft sehr großen Gefahren aus. Im Jahre 1825 entsand Peter Heine. Buriton, ein junger Artillerieofficier, eine Karte von dem obern Laufe des Brahmaputra und fuhr auf ihm bis an den Punkt hinauf, wo er unter dem Namen Lohit aufhört schiffbar zu seyn, nämlich unter 27° 50' n. Br. und 93° östl. L. Später ging Buriton mit seinem Landmann Wilcox über die Kette der Lunkan und kam an die Quelle des Sri-serhit, eines Beiflusses des Irawaddy zur Arghun, dem er oft auch diesen Namen giebt. Später erhielt er nebst Bellingsfield, ebenfalls einem Officier, den Auftrag, eine Karte von Kamrup zu entwerfen. Im Sommer 1829 erreichten sie Rancho, einen Flecken in Sodiapah in den Garraus-Bergen, um sich hier von den Arbeitern in einem sumpfreichen Lande zu erholen. Eines Abends wurde das Haus, das sie bewohnten, plötzlich von einer Schaar von etwa 500 Gossyaris und Garraus überfallen. Bellingsfield, der ohne Waffen hinausging, um zu sehen, was diese Zusammenrottung bedeute, wurde ermordet und die Mörder schnitten ihm den Kopf ab. Buriton vertheiligte sich mit einigen Gossyaris und seinen Dienern bis zum nächsten Morgen. Da stürzten die rohen Bergbewohner das Haus in Brand, das wie alle übrigen von Holz war. Buriton und seine Leute entkamen, boten ihren zahlreichen Feinden die Spitze und erreichten einen 10 Meilen entfernt liegenden Ort. Leider durchdrang ein starker Regen die Munition der kleinen Schaar, sie konnten sich ihrer Waffen nicht mehr bedienen und zerstreuten sich. Buriton, der höchst erschöpft war, fiel und wurde sogleich ermordet; er war erst 25 Jahre alt.

Die Pflanzenerzeugnisse von Kamrup und dem eigentlichen Assam sind die der warmen Länder, während die von Sodiapah denen des nördlichen Butan gleichen; man findet hier auch den Jhal. Die Seidenwürmer sind in Assam sehr häufig. Man sammelt Gold in dem Lande mehrerer Flüsse, baut auch mehrere Eisenwerke, und das Steinsalz ist in Sodiapah sehr häufig.

Die Assamis scheinen demselben Stamme anzugehören wie die Bewohner von Hindostan; ihre Sprache, welche sich in vier Hauptdialekte theilt, kommt von der bengalischen her. Sonst waren sie Edgenbierer; seit dem 17. Jahrh. haben sie zum Theil den Brahmanismus und die Kasteneintheilung angenommen, aber sie unterwerfen sich nicht allen Enthaltensgeboten dieser Religion. Sie sind stark und kräftig, thätig und arbeitsam. Ihre sehr braune und fast schwarze Farbe bei denen in Süden wird allmählig lichter, wie sie sich dem obern Lande nähern.

Trotz der Rohheit einer großen Anzahl der Stämme von Assam, fehlt es denselben doch nicht an Industrie. Sie verfertigen seidene Zeuge und liefern die Kleidung von zwei Dritteln der Bevölkerung; sie werden durch die Frauen aller Classen, von denen der Radschah bis zu denen der Bauern herab, gewebt. Die Baumwollenzeuge werden dagegen von den Fremden geliefert. Die Handwerker, wie die Schmiede, Kupferschmiede, Zimmerleute, gehören verschiedenen Kasten an. Den Steinhauern fehlt es nicht an Geschicklichkeit; die, welche den Bambus bearbeiten, jene, welche Del liefern und Matten flechten, sind sehr zahlreich, und unter denselben giebt es Chinesen. Dafür findet man keine Schneider und nur wenige Schuhmacher, denn Schuhe können nur nach einer speciellen Erlaubniß des Radschah getragen werden, der diese große Gnade nur selten gewährt.

Alle Diener sind Sklaven, die man auch nach auswärts verkauft, besonders nach Bengalen; die andern in dieses Land gesandten Waaren sind Summilack, seidene Zeuge, Baumwolle und rohe Erbsen und Sesamsamen. Der Handel mit Butan geschieht durch Caravanen. Die Mischnis haben die Grenzbezirke dieses letztern Landes inne. Wie die Xhore trägt dieses Volk als Waffen den Bogen und vergiftete Pfeile, einen leichten Wurfspeer und den Dha, einen sehr scharfen Säbel.

Der Radschah von dem eigentlichen Assam residirt in Dschorhat an dem Dschyri nicht weit von dem linken Ufer des Brahmaputra. Kengpur, weiter nach D. auf einer von dem Dike gebildeten Insel, ist die volkreichste Stadt im Lande; Gergony in W., die ehemalige Hauptstadt, gegenwärtig ein Trümmerhaufen. Einem Europäer wies es schwer, Städte jene Haufen von Hütten aus Holz und Rohr zu nennen, die mit einem Walle von rohen Steinen oder Erde umgeben sind und wo man weder Kaufmannsläden noch einen Markt sieht. Doch zeigen Ueberreste von sorgfältig angelegten Straßen an, daß sonst dieses Land sich nicht in dem jetzigen Zustande der Rohheit befunden hat.

Nach ihrer Sage sind die Singphos aus einem nördlichen Lande gekommen, wahrscheinlich von den Grenzen Chinas; ihre Physiognomie unterscheidet sich von jener der andern Bewohner Assams. Sie bekennen sich zu dem Buddhismus, der bei ihnen aber mit vielen alten abergläubischen Gebräuchen untermischt ist.

Die Mischnis haben eine große Anzahl kleiner Dörfer, deren Häuser sich an die steilen Bergwände lehnen, so daß der Felsen eine Seite der Wohnung bildet und das eine Ende der Dachsparren trägt; das andere ruht auf Pfählen; der Raum unter dem, welchen die Familie bewohnt, gehört dem Vieh und Geflügel.

Kapitel XL.

Der Himalaya. — Die von dem Brahmaputra bewässerten Bezirke Bengalens.

Die Kette der Himalaya-Berge, welche im N. die natürliche Grenze Hindostans bildet, beginnt am linken Ufer des Indus unter dem 72° östl. L. und wendet sich von NW. nach SO. zwischen dem 28. und 36° n. Br. Sie erhebt ungefähr unter 95° 30' der Länge in den sehr wenig bekannten Gegenden, die wir kurz beschreiben wollen; aber wir haben gesehen, daß die Gebirge in D. von den Quellen des Brahmaputra sich dieser ungeheuren Kette anschließen, deren Länge bis zu einem Schnee-ff.

genannt Gafia Gangri, 600 Stunden beträgt. Die Gipfellinie des Lungtan, schneidiger Gebirge, die sich etwa unter der 28. Parallele nach O. wendet, schließt sich wahrscheinlich denen an, welche sich nach Cassay hineinziehen, und erreicht die Gipfel der Bezirke von Anupectumiu und der Yuboma, deren Ende das Cap Negrais ist.

Die Himalaya-Berge haben in N. Tibet und in S. Caschemir, Gervol, Nepaul, Butan und Assam. Auf dieser Seite sind ihre Hänge weit steiler als nach N. zu, wo sie sich nach einem sehr hohen Plateau hin senken. Auf der andern Seite dagegen erstrecken sich ihre Zweige einander kreuzend in die engen und gewundenen Thäler hinein, welche sich an einer Reihe von Vorgebirgen endigen, deren Richtung mit der Hauptkette parallel läuft.

Erst seit den ersten Jahren des 19. Jahrh. hat man angefangen, die Höhe des Himalaya zu messen. Einige Gipfel desselben bemerkt man in den Ebenen Bengalens in einer so großen Entfernung, daß man sie schon seit einiger Zeit für höher als die andern hielt, die damals für die höchsten Berge der Erde galten. Trigonometrische Beobachtungen, die sorgfältig angestellt wurden, machten diese Vermuthung zur Gewißheit. Seit 1816 sind in Gervol über 220 Paks gemessen worden; der höchste, der Dschewahir, hat 4026, der Serga Ruenir 3581, der St. Patriz 3364, der St. Georg 3342 Toisen, mehrere andere über 3000 Toisen. Die Pässe, in denen man über die Ketten gegangen ist, haben nur eine Höhe von 2563 Toisen. Der höchste Gipfel in Nepaul ist der Dawalagiri (weiße Berg, Mont-Blanc), der noch nicht genau gemessen wurde, aber über 4300 Toisen zu haben scheint. In diesem Lande ist die Kette nicht unterbrochen und gilt selbst für unübersteiglich. Der Schamalar in Butan scheint dem Dawalagiri nicht viel nachzugeben; man sieht ihn 80 St. weit in den Ebenen von Bengalen. Man maß in diesem Lande den Sumaung (2410 Toisen), doch erfuhr man bis jetzt noch nichts Bestimmtes über die Höhe der Kette weiter nach Süden; man weiß bloß, daß ihr Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Dieser zeigt eine durch die Höhe, in welcher er sich hält, überraschende Erscheinung. An dem südlichen Abhange ist die Schneegrenze in der Höhe von 1930 Toisen, an der entgegengesetzten Seite dagegen erst bei 2605 Toisen und vielleicht noch höher, denn der englische Reisende Webb, der bei 2582 Toisen darüber ging, versichert, es fänden sich Fichten bis zu 2000 Toisen, d. h. über 400 Toisen über der Schneegrenze in den Thälern von Duito. Diese Seltsamkeit muß durch das Ausstrahlen der großen Hochebene erklärt werden, an welche sich der Himalaya lehnt.

Die Gletscher sind in den hohen Regionen des Himalaya zahlreich und nehmen einen beträchtlichen Raum ein; eine unendliche Menge Bäche kommen davon herunter, aus denen sich in N. der Indus, der Setledsch, der Yaro Djambo tschu und der Senggeh, ein Beifluß des Brahmaputra, im S. dagegen der Brahmaputra, der Ganges und zahllose andere Flüsse bilden. Dieser letztere Umstand zeigt, daß die Gipfellinie des Himalaya keineswegs eine Wasserscheide ist, denn der Setledsch durchschneidet sie ebenfalls.

Im N. trennen sich die Gandfiri-Berge ebenfalls von dem Himalaya und theilen sich in zwei Äste, deren einer nach O., nach dem Tsung ling, der andere nach W., nach dem Bolor zu, läuft. Im S. zwischen Gervol und Nepaul bilden die Lama Dangra durch ihre Verlängerung eine Reihe von Höhen, die sich von N. nach S. durch den ganzen nördlichen Theil Hindostans ziehen.

Die großen Seen des Himalaya befinden sich in N. von der Kette, in Tibet; wir haben bereits bei der Beschreibung dieses Landes davon gesprochen. Die Stellung dieser Berge begünstigt die Bildung der Seen nicht, da sie eine große Ausdehnung haben. Man kennt nur den Dali in Caschemir und den Brahmakund in Assam, welche erwähnt zu werden verdienen.

Die Verlängerung der Berge, welche in geringer Entfernung östlich von diesem See hinglehen, wendet sich dann nach S. bis zu dem Cap

Negrais; der Ras, der aus diesen kleinen Ketten kommt, macht, wie wir vorher erwähnt haben, die nördliche Grenze Arrakans. Dieser kleine Fluß ergießt sich in einer großen Mündung in den Meerbusen von Bengalen nach einem Laufe von etwa 20 Stunden durch Wälder. Am rechten Ufer beginnt das Gebiet Schattigang (Schittagong), das zu Bengalen gehört. Die Berge dieses Landes haben eine Höhe von 500 bis 930 Toisen.

Reist man nach N. an der mit Inseln besetzten Küste hin, so gelangt man an die Mündung des Schattigang oder Kermisuli, an dessen rechtem Ufer 3 Stunden weiter oben man die gleichnamige Stadt findet, die auch Isalamabad (Aufenthalt des Glaubens) heißt. In der Umgegend verfertigt man Zeuge. Man treibt hier einen bedeutenden Holzhandel und baut Schiffe von allen Größen. Die Schiffe können zu jeder Zeit zu Malgbat am Eingange des Flusses anlegen, in dessen Nähe sich Salzgruben finden.

Pogson, ein englischer Schiffer, der Isalamabad 1830 sah, erzählt, die Stadt habe eine romantische Lage und sey von Hügelu umgeben, die bis in eine Höhe von etwa 100 Fuß bebaut und von schönen Thälern durchschnitten würden. Gruppen von Palmen, Mangos und andern Bäumen bedecken die nicht bebauten Stellen. Die Luft ist frisch da, unaufhörlich von Land- und Seewinden erneuert, und der Himmel rein und klar; nur bisweilen verhüllen ihn Nebel. Die Luft und die Seebäder sind hier so gesund, daß sich die Bengalen in großer Anzahl einsinden, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Die Art, wie die Häuser von Isalamabad gebaut und gestellt sind, erinnert daran, daß sonst die Portugiesen Herren dieser Stadt waren; gegenwärtig ist sie die Residenz des Gouverneurs und der englischen Behörden.

Sieben Stunden nördlich von der Stadt besucht man ihre brennenden Quellen; die berühmteste ist Balwa-kund am Ende eines von Bergen umgebenen Thales. Das Wasser kommt aus einem sechs Fuß langen, zwei Fuß breiten und 12 Fuß tiefen Bassin heraus, das zu zwei Dritteln mit gebrannten Steinen gelegt ist, um den sich beständig entwickelnden Dampf zu concentriren, der sich durch die Berührung mit der Luft entzündet, wenn man sie stark bewegt. Dieses Becken, in welches man auf einer Treppe von funfzehn Stufen hinabsteigt, ist von einer Steinmauer umgeben. Die Kranken haben sich darin; das Wasser ist kalt und wird nur durch die Flamme warm gemacht; die Badenden nehmen es ungestraft in die Hand. Unter den andern Quellen giebt es vier warme und eine mit reinem klarem Wasser. Der warmen Quellen bedienen sich die Bewohner zum Kochen ihrer Speisen. Eine Stunde weiter hin, an der Seite des Gebirges, trifft man eine Stelle, wo bei jedem Schritte, den man thut, ein brennendes Gas aus der Erde steigt.

Auf dem Gipfel Samba-nath, zu welchem man auf 552 Stufen gelangt, findet man einen Tempel, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend und das Meer hat. Aus zahlreichen Rissen steigen Flammen empor, eine Erscheinung, die sich an mehreren andern Orten in der Nähe wiederholt.

Die Hügel ganz nahe bei Isalamabad sind mit Kaffee- und Pfefferbäumen bedeckt. Pogson bemerkt, überall, wo die letztere Pflanze von freiem Stüde wachse, könnten auch alle andern Gewürze gedeihen. Immer findet man reife Ananas und wilden Indigo wie in Arrakan.

Reist man von Schattigang nach N., so findet man nach einander die Bezirke Zipperah und Silhet; der östliche Theil des ersten ist bergig. Dichte Wälder breiten sich hier aus und werden von den Kulis bewohnt, unabhängigen Völkern, deren Nachbarn die Gossias sind und die, wie neue Reisende versichern, gern Menschenfleisch essen. Die Elephanten sind in den Wildnissen sehr häufig. Die Regierung hat sich das Jagdrecht auf diese Thiere vorbehalten.

Der Finny und Mennay, die sich in der Nähe des Meeres vereinigen, haben hier ihre gemeinschaftliche Mündung. Der Sumti durchströmt gleich ihnen die undurchdringlichen Wälder Zipperahs. Nachdem er vor Comilla westwärts geströmt, theilt er sich in mehrere Arme und

seine Fluten dem Megna zu. Dieser, aus der Vereinigung des Bādū und des Surmah entstanden, welche ebenfalls aus den östlichen Bergen kommen, verbindet sich in den niedrigen Ebenen Silhet mit dem Brahmaputra und giebt demselben, ob er gleich kleiner ist, seinen Namen. So verstärkt, sendet er bald zur Linken mehrere Arme ab, während er zur Rechten einige von dem Ganges aufnimmt, mit dem er sich in gleicher Mündung in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Seine Niederschläge haben an der Mündung Sandbänke und große Inseln gebildet.

Diese untere ungemein ungesunde Region gehört zu dem Delta des Ganges und wird von der obern durch einen Zweig der Garāus getrennt, der sich von D. nach N. bis zu dem Brahmaputra zieht. Der Surmah oder Barak durchströmt diese Berge; an dem nördlichen Arme liegt Silhet, die Hauptstadt dieses Landes, wo man nur zu Wasser reisen kann. Wendet man sich von da nach N., so erreicht man Pandua, ein Dorf am Fuße der Höhen. Die Engländer haben hier ein kleines Fort gebaut und unterhalten daselbst eine Garnison von Seapoys, um die Goshias, ihre Nachbarn auf dieser Seite, in Respect zu halten. Man sieht in der Umgegend Gärten, die durch ihre Stalaktiten merkwürdig sind. Man steigt nun fortwährend durch Wälder und Gebüsch empor und erreicht Achirapandshi, ein durch gute Palissaden verteidigtes Dorf; man befindet sich 750 Toisen über der Ebene von Silhet mitten unter sehr hohen Bergen und bei einem Wasserfalle von 1500 Fuß Höhe. Fichten und grüne Matten zeigen an, daß das Klima hier ungemein gemäßigt ist; die Engländer haben deshalb auch eine Niederlassung da gegründet, wo sich ihre durch die glühende Temperatur Bengalens erschöpften Officiere und Soldaten neu stärken. Hat man noch einige Meilen zurückgelegt, so befindet man sich auf einem Punkte, von dem aus man eine sehr weite Aussicht hat und in N. die Gletscher von Tibet sieht, welche über die Berge von Butan hinwegragen.

Kapitel XLI.

N e p a l.

Im J. 1792 hatte noch kein Engländer die Kette hoher Berge überschritten, welche die Ebenen Bengalens von den Thälern Nepals trennen. Dieses Grenzland der britischen Besitzungen in Indien war nur aus unbestimmten und unvollständigen Erzählungen von Missionairen und reisenden Handelsleuten bekannt, als sich mit einemmale eine Gelegenheit darbot, den Schleier zu heben, welcher bis dahin dieses Land verhüllte hatte.

Wir haben vorher, bei Tibet, erzählt, daß der Bantchan-erdeni auf die Einladung des Kaisers von China nach Peking gereist und dort 1780 gestorben war. Als der Lama Sumbur, sein Bruder, dies erfuhr, ergriff ihn die lebhafteste Besorgniß; er nahm bedeutende Schätze mit sich, verließ Chassa und flüchtete nach Nepal. Der Regent, Bahadur Sah, der während der Minderjährigkeit seines Neffen dieses Land regierte, nahm Sumbur unter seinen Schutz und gab ihm einen Jahrgehalt. Sumbur vertraute ihm dafür aus Dankbarkeit an, daß Chassa reich an Gold, Silber und andern Erz sey. Dadurch wurde die Habsucht Sabs gereizt, der sogleich Truppen aushob. Nach einem zwanzigtägigen Marsche rückten sie in dem obern Butan ein, schlugen die ihnen entgegenrückenden Truppen und drangen in Tibet ein. Der tibetanische Felschherr gab der Nothwendigkeit nach und schloß einen nachtheiligen Frieden, in welchem bestimmt wurde, daß Tibet dem Fürsten von Nepal einen Tribut von 3 Taus Rupien zahle (750,000 Frck.).

Als die Ruhe wieder hergestellt war, schickte die Regierung von Chassa, welche fürchtete, die Nepalis möchten neue Einfälle versuchen, Abgeordnete ab, welche in Calcutta um Beistand bitten sollten; die englische Regierung glaubte jedoch in die Wünsche der Tibetaner nicht willigen zu können. Ihre Besorgnisse wurden später bestätigt. Sumbur, welcher die Reise in Thien.

unersättliche Habsucht Sabs kannte, brachte ihn dahin, daß er 1791 einen neuen Zug unternahm. Eine Armee von 18,000 Nepalis bemächtigte sich Tschu-Tumbos, raubte da den Schatz des Bantchan-erdeni, und entsführte einen Minister dieses Hohenpriesters.

Im Januar 1792 schrieb der Fürst des himmlischen Reiches, als er diesen Angriff erfuhr, an den Regenten und schickte ihm das Schreiben durch einen außerordentlichen Boten. Als dieser zwei Tagereisen von Nepal war, meldete er schriftlich seine Sendung an Sah und setzte hinzu: „Du mußt mir nothwendig entgegenkommen, damit ich Dir das Schreiben übergebe, das ich zu überbringen habe.“ Der Regent antwortete: „ich werde diesem Schreiben durchaus keine Ehre erzeigen; willst Du es hierher bringen, so sollst Du willkommen seyn, außerdem magst Du umkehren.“ Der Mandarin, der wohl sah, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, betrat endlich die Grenze Nepals, wo er sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Der Kaiser verlangte, daß der Regent, den er wie einen Räuber behandelte, den Schatz (250 Mill. Frck.) wieder herausgebe, den gefangenen Lama freilasse, und Sumbur, den Urheber aller dieser Uebel, auslieferere. Der Regent antwortete darauf, er werde keinen dieser Befehle erfüllen, der Kaiser möge nach Gutdünken verfahren und zwar handeln, sobald es ihm beliebt.

Nachdem der Mandarin vierzehn Tage bei dem Radscha geblieben, schlug er den Rückweg nach Peking ein, wo er das Resultat seiner Gesandtschaft darlegte. Der Kaiser, der mit Recht über die Unverschämtheit des Regenten aufgebracht war, ließ ein starkes Heer unter einem Generale vom ersten Range aufbrechen. Als dieser in Chassa ankam, meldete er dem Regenten, daß er sich den ihm bereits mitgetheilten Befehlen zu unterziehen habe. Noch während den Unterhandlungen theilte er seine Truppen in zwei Divisionen, eine von 40,000, die andere von 30,000 Mann, welche verschiedene Wege einschlugen. Sie schlugen die Nepalis und der Regent willigte nun ein, Sumbur auszuliefern; dieser vergiftete sich aber. Der gefangene Lama wurde in Freiheit gesetzt, doch gelangte der chinesische General, der immer weiter vorrückte, nach Khotote, das nur 7 Stunden von Katmandu, der Hauptstadt des Landes, liegt. Der erschrockene Sah ließ seine Schätze nach Matuanpur, einem sehr festen Plage an der Grenze des obern Landes, bringen.

Zu gleicher Zeit hat er um den Beistand der britischen Regierung. Lord Cornwallis glaubte im Interesse des Handels seines Vaterlandes die Chinesen nicht gleichgiltig im Besitze von Nepal sehen zu dürfen, welche dadurch die Grenznachbarn der Compagnie geworden wären; gleichzeitig verbot ihm aber auch die Klugheit, dem Radscha eine Armee zu Hilfe zu schicken; er erklärte also dem Abgeordneten seine bestimmte Weigerung in diesem Punkte, versprach aber, sich bei dem chinesischen Generale zu verwenden. Der, seitdem General gewordene, Capitain Kirkpatrick reiste auch ohne Verzug ab, aber ehe er Nepal verlassen, hatte die Regierung von Bengalen plötzlich einen Frieden geschlossen.

Dennoch blieb so viel mit den Nepalis noch zu verhandeln, daß Kirkpatrick seine Reise fortsetzte. Am 13. Febr. 1792 ging er über den Bagmatti, einen Fluß, der in der trockenen Jahreszeit zu durchwatzen ist und die Grenze Nepals auf dieser Seite bezeichnet. Er sah zuerst ungeheures Gebüsch, in welchem sich Bären aufhalten; die Eingeborenen glauben, man könne sie dadurch erschrecken, daß man das Röhren einer Ziege nachahme. Kirkpatrick befand sich bald mitten in dem Gebirge und überschritt mehrere kleine Flüsse, die theils in den Bagmatti, theils in den Bura-ganack und meist nach N. fließen. Das Aussehen des Landes zeigte, daß es früher volkreicher gewesen. Es war schlecht bebaut. Am 18. zog man drei Stunden lang in einem ungeheuern Walde hin, dessen Breite auf 84 Meil. geschätzt wurde. Er begrenzt in S. Nepal der ganzen Ausdehnung nach, hat folglich nicht überall dieselbe Tiefe. Einige Theile davon waren urbar gemacht, namentlich an den günstig gelegenen Stellen, des Holzhandels wegen oder in der Nähe großer Städte. Das Bauholz wird zu Wasser bis Calcutta transportirt. Die Regierung von Nepal zieht großen Vortheil von der Steuer, die sie

von dem Handel und auch von der Elefantenzucht erhebt; man fängt jährlich etwa 300 in dem Bezirk Karrayi; die meisten derselben sind aber noch sehr jung, weil sie nur eine Höhe von 7½ Fuß haben. Außer den Elefanten enthält dieser Wald auch Rhinocerosse und Tiger.

Siemlich oft kam man durch enge Defileen, und anderthalbe Meile weit hatte man keinen andern Weg als das steile Bett der Bergbäche.

Am 19. bemerkte man 3 Meil. in N.D. das Fort Machuanpur auf einem Berge, das aber den Engländern nichts Gefährliches zu haben schien. Das Wasser des Karra in einem Pässe bei dem Dorfe Pettaura wird von den römischen Hindus für heilig gehalten; sie haben diesen Ort Nagdeo (göttliche Schlange) genannt. Statt die Fische, die sich in Menge darin finden, zu fischen, gehen sie selten oder nie vorüber, ohne sie zu füttern.

Pettaura und mehrere andere Dörfer auf dem Wege nach Terrapana oder dem untern Theile Nepals sind sehr ungesund, was den mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Bergen zugeschrieben wird, da sie die freie Circulation der Luft hindern.

Jenseits Pettauras kann das Gepäck und die Waaren nur auf dem Rücken von Menschen transportirt werden; der Lohn derselben wird durch die Regierung bestimmt; er ist höher in der warmen Jahreszeit als in der Kälte und richtet sich auch nach der Beschaffenheit der Last. Oft nehmen auch die Reisenden, namentlich die Frauen, statt der Palankine der Ebene eine Art Hängematte, die an den Enden an einen langen Palmenstock befestigt ist, den zwei oder vier Männer, je nach der Schwere des Reisenden, tragen.

Ist man über Pettaura, so gelangt man in das Bett des Rapti, eines Flusses, den man an einem Tage neunzehnmal überschreiten muß und der von steilen Ufern begrenzt ist. Oft hört man das Rauschen der Wasserfälle, welche sich zur Rechten und Linken herabstürzen. Das fortwährende Brüllen des Flusses zwischen großen Felsenstücken, die er auf seinem Wege trifft, erhöht wunderbar das Bild und malerische Länge der dichtbewaldeten Ufer. Hat man den Rapti zum letzten Male überschritten, so geht es den Doka-phebe (Berg der Pforte) hinan. Der Him-phebe weiter hin gilt für heilig, weil der Gott dieses Namens hier seinen Fuß bei einem Ausfluge auf die Erde aufsetzte.

Den Weg von Him-phebe nach dem Fort Tschisapani ist sehr beschwerlich; er folgt den Seiten des letzten Berges oft am Rande entsehliger Abgründe hin, die auf der einen Seite durch Bäche des Rapti, auf der andern durch den Tschisapani gebildet werden. „Man kann sich,“ sagt Kirkpatrick, „eine Idee von der Tiefe dieser Schluchten machen, wann ich sage, daß wir oft die Thiere unten nicht unterscheiden konnten, da der größte Büffel nicht größer als ein Vogel aussah.“

Die perpendiculäre Höhe des Tschisapani über dem Him-phebe beträgt ungefähr 1500 Fuß. Bei dem Gipfel eines dieser Berge, an welche der letztere sich anschließt und der nicht der höchste der Gruppe war, fand der Barometer auf 23 Zoll 8 Lin., was 2100 Fuß über dem Him-phebe giebt.

„Von hier aus zeigten sich mit einemmale die Himalaya-Berge, indem sie ihre zahlreichen und herrlichen mit ewigem Schnee bedeckten Pico in eine ungeheure Höhe hinaufstreckten, ein erhabener Anblick, der eine Zeit lang unsere Aufmerksamkeit von der Schönheit der Landschaft zu unsern Füssen abzog, und bei welchem der Tschandragiri und das Tschit-long-Thai. die vorzüglichsten Gegenstände bildeten. Der Schnee reichte an den Seiten des Himalaya bis an den Punkt herunter, wo sie aufhörten unsern Augen sichtbar zu seyn. Obgleich der dazwischen liegende Raum von ungeheuern und südlicher liegenden Bergen ausgefüllt war, so schienen diese untern Alpen die Kette der Himalaya doch beständig zu begleiten. Die äußersten Punkte dieser, welche man von dem Gipfel des Tschisapani aus erblickte, erstreckten sich von N.D. nach N.W. wenigstens 20 Meilen weit. Als wir einige hundert Fuß herabgestiegen waren, verloren wir jene Abengenden aus dem Auge und wir erblickten sie nur dann erst wieder, als wir auf die Gipfel anderer zu der Gruppe

des Tschandragiri gehörigen Berge gelangten. Die schneeigen Gipfel des Himalaya bezeichnet man in Nepal durch den Ausdruck Himatschull (Schneefspitze), während die runden Höhen, die häufiger sind, Lamku heißen.

„Ich erklimmte den Piz des Tschisapani bloß um den Stand des Barometers zu beobachten; man hatte mir gesagt, daß man von da bei hellem Wetter eine herrliche Aussicht nach N. und S. habe. Leider war der Berg als ich hinaufstieg in einen der dichten Nebel gehüllt, welche man zu al nennt und die beständig herrschen außer in der Zeit der periodischen Regen oder während gelegentlicher Güsse. Diese Dünste hinderten uns jedoch nicht, während der Nacht die zahlreichen Lichter und die ungeheuern Brände zu beobachten, welche die Höhen und Pänge der Berge um uns her beleuchteten; sie brachten ein zauberisches Schauspiel hervor. Einige der ersten glichen nach ihrer ungeheuern Höhe eben so vielen Sternen, und es war nicht leicht, sie auf den ersten Blick davon zu unterscheiden. Die andern sahen aus wie brennende Bäche, welche sich in die Thäler stürzten. Sie entstanden durch den Brand der Gebüsch und des Grases an den Bergseiten, welche die Bauern bebauen wollten. Dies Verfahren ist in den höher und den niedrig gelegenen Gegenden üblich, weil man glaubt, der Boden werde dadurch sowohl gereinigt als fruchtbar gemacht.

„Steigt man an dem nördlichen Flusse des Tschisapani hinunter, so trifft man ungefähr in der Mitte des Weges einen jener kegelförmigen Haufen von Steinen, welche an solchen Stellen durch den Aberglauben der Eingeborenen aufgerichtet worden sind, die im Vorbeigehen vor diesen unförmlichen Tempeln niemals die Gottheit anzubeten vergessen, deren Daseyn sie bezeugen sollen. Sie nennen dieselben Deovalli, welchen Namen auch ein sehr bemerkenswerther Piz des Himalaya und ein Bergsattel führt, über welchen sich der Bagmati stürzt, nachdem er aus dem Thale von Nepal herausgekommen ist.

„Die Schlucht Lambek-kan, die zu eng ist, als daß sie den Namen eines Thales verdient, liegt 750 Fuß über dem Him-phebe. Man sagte mir, sie sey häufig heftigen Windstößen ausgesetzt, die eine zahllose Masse Kiesel mit sich fortrissen und diese Passage für die Reisenden sehr unangenehm machten, auf welche diese Steine oft wie Hagel fielen. Diese Schlucht zeichnet sich auch durch die strenge Kälte im Winter aus; dann soll das Wasser des Baches, der sie bewässert, zum Trinken zu kalt seyn.

„Das Dorf Lambek-kan oder Kauli-kan befindet sich jetzt in sehr schlechtem Zustande; ehe eine Kupfergrube in der Nähe, von der es den Namen hat, erschöpft war, soll es volkreich und blühend gewesen seyn. Allerdings zeigen die Seiten der Hügel umher überall Spuren vom Wäldern, die man wahrscheinlich fällte, um sich des Holzes zum Brennen zu bedienen, oder auch bloß, um den Boden urbar zu machen.

„Obgleich die Bergwerke bei diesem Orte jetzt fast ganz erschöpft sind, hat man doch in großer Entfernung andere Kupferabern entdeckt und zu bearbeiten angefangen. Die Bergleute scheinen den Ort zu wechseln, je nachdem sie Metall finden, und mit sehr großem Gewinne zu arbeiten, da der sprichwörtliche Ausdruck Karrayut, Kaniput (Bergmannssohn, Hürstsohn) im Lande gebräuchlich ist, um den notorischen Reichtum dieser Leute zu bezeichnen, denn sie verschwenden ihr Geld in thörichten Ausgaben und arbeiten nur, wenn die Noth sie dazu treibt oder wenn man ihnen sehr vortheilhafte Anerbietungen macht.“

Etwas weiter hin erinnern die Umgebungen von Gdanta die Reisenden an einen Anblick, der sich in Europa in den Gebirgen der gemäßigten Länder häufig zeigt. „Wir durchzogen etwa eine Meile weit ein wellenförmiges, von Sanden und natürlichen Bächen durchschnittenen Thal; bisweilen hob es sich in kleinen Anhöhen, die meist vollkommen bebaut waren; einzelne Hütten oder Weller lagen zerstreut auf den Gipfeln, an den Seiten oder am Fuße der Anhöhen, und das Ganze gewährete einen außerordentlich angenehmen und malerischen Anblick. Der Boden war in mühsam angelegte Terrassen getheilt; man baut da Ge-

teile, das im Wasser wachsen muß. Die Seiten der meisten und selbst aller Berge dieses Landes sind reich an Quellen, was es leicht macht, diese Terrassen zu überschweben und das Wasser von einer nach der andern zu leiten. Bisweilen werden zwei Felder oder zwei Terrassen, die durch Schluchten von einer Kiese von mehreren hundert Fuß von einander getrennt sind, durch eine und dieselbe Quelle mit Wasserleitungen bewässert, die einfach aus hohlen Baumstämmen bestehen, welche man über die Schluchten legt.“

Am 24. Febr. war man im Angesichte der Aschandragiri, eines Berges, dessen Höhe Kirkpatrick auf 2400 Fuß über dem benachbarten sehr hohen Thale schätzte. Der Schnee war erst seit wenigen Tagen von dem Gipfel dieses Berges verschwunden, wo ein kleines Dorf liegt und wo zur Bequemlichkeit der Reisenden ein Markt gehalten wird.

Der nördliche Abhang des Duna-bassi, an dem man 2 Stunden und 30 Minuten herabstieg und dessen Höhe wenigstens 3600 Fuß beträgt, war an einigen Stellen fast bis an den Gipfel hinauf bebaut. Mehrere Felsen schienen so steil zu seyn, daß die Engländer nicht begreifen konnten, wie ein Mensch dahin gelangen und gar dort arbeiten könne. Das Getreide, das man hauptsächlich säet, ist der Tadii und der Kkan, zwei Varietäten des Weizen oder trockenen Reis. Der erstere wird im Sommer, der zweite im Winter geerntet.

Nachdem Kirkpatrick über viele steile Berge gestiegen war, gelangte er am 2. März nach Kothote, das in einer ungemein wilden Gegend liegt. Er lagerte in dem gleichnamigen Thale bis zum 15. dieses Monats. Es ist nicht groß und wird von dem Tadii, einem reißenden Flusse, durchflutet. Die Stadt Kothote war damals der Lieblingsaufenthalt des Regenten dieses Landes; ihre Lage ist wichtig, weil sie die einzige Straße beherrscht, auf welcher man vorwärts bringen kann, wenn man aus dem obern oder untern Tibet kommt, und weil sie ganz nahe an dem Berge Dabun liegt, von welchem die chinesische Armee herunterkam.

Das Thal Kothote ist nach der Mitte des April wegen der ungemessenen Hitze, welche Krankheiten verursacht, unbewohnbar. Wenn also der Regent seinen Aufenthalt bis dahin verlängert, zieht er in die Stadt hinaus. Da es in dem Thale keine Wohnungen zu finden und seines Gefolges Aufnahme giebt, so hält er sich unter Zelten und sein Gefolge unter Zweighütten auf.

Kirkpatrick hatte sich über die Aufnahme nicht zu beklagen, die er bei dem jungen Radschah und dem Regenten fand; aber er bemerkte auch bald, daß es an dem Hofe eine mächtige Partei gab, welche die englischen Abgesandten nicht in das Land einlassen wollte, weil man glaubte, sie hätten das Absicht, die Stärke und Schwäche desselben zu beobachten. Obgleich man also Kirkpatrick fortwährend viele Artigkeiten erwies, so gab man ihm doch zu verstehen, man hoffe, daß sein Aufenthalt nicht lange dauern werde. Sein Vorschlag, einen freien Handel zwischen Nepal und dem untern Hindostan eintreten zu lassen, wurde artig durch das unbestimmte indische Compliment abgewiesen, es stehe im Lande alles zu seinem Befehle. Er sah sich also genöthigt, nach vierzehn Tagen das Königreich ohne ein anderes Resultat als das seiner Beobachtungen zu verlassen, die allerdings sehr werthvoll sind.

Er setzte dennoch seinen Weg in das Innere fort. Nachdem er den Tadii auf einer leichten und plump gebauten Brücke überschritten hatte, die nur aus Fackelsteinen bestand, welche mit etwas Erde überschüttet und von Holzhaufen getragen wurden, gelangte er in eine Schlucht, die ihn in ein anderes Thal führte, dann zwischen colossale Berge und endlich in das eigentliche Nepal, ein Thal, in welchem er acht Tage lagerte.

„Unsere Zelte,“ sagt er, „waren auf einem hochgelegenen aber ungesunden Plage nahe an dem östlichen Fuße des Sambu-nath und etwa eine Meile von Katmandu aufgeschlagen. Diese Lage würde zu einem Ueberflusse der ganzen Gegend vollkommen gänzlich gewesen seyn, hätte sich nicht das schlechte Wetter fortwährend unsern Wünschen entgegengeersetzt. Die Berge, welche dieses Thal umgeben, aber auch fast alle die zahlrei-

chen Dörfer waren unaussprechlich in Nebel oder Wolken gehüllt, so daß ich nur sehr selten Gebrauch von der Boussole machen konnte.

„Der Tempel Sambu-nath liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Fagels, der sich plötzlich 300 Fuß über die Ebene erhebt. Man steigt auf Stufen hinauf, die in den Felsen gehauen sind, dessen Seiten Räume bekleiden. Am Fuße der Stufen sieht man eine colossale Statue Buddhas.

„Der Sambu-nath scheint ein sehr altes Gebäude zu seyn; er steht auf einer Terrasse und begreift mehrere kleine zu verschiedenen Zeiten um einen Haupttempel herum errichtete Kapellen. Den Tempel selbst erkennt man von weitem an seinen Thürmchen, die mit sehr gut vergoldeten Kupferplatten belegt sind. Der Dalai Lama ließ ihn auf seine Kosten so schmücken. (Taf. 30. Abbild.) Ich gelangte auf einer steilen Leiter an den Eingang dieses Heiligtums, das nur in einem einzigen Schiffe besteht, welches so von Rauch erfüllt und dessen Pflaster mit so vielen Geräthen bedeckt war, daß es mehr einer Küche als dem Tempel eines Gottes glich. Meine Unkenntnis der tibetanischen Sprache hinderte mich, mit den Priestern zu sprechen. Einer derselben saß an der Erde zwischen zwei runden, tiefen Basen mit Öl (flüssiger Butter), mit welcher man eine bedeutende Anzahl von Lampen speist. Der Sambu-nath ist besonders durch sein ewiges Feuer berühmt, und man versicherte mich, daß die Flamme der beiden größten Döchte, welche ich sah, seit undenklicher Zeit brenne.“

Kirkpatrick sah in einem Winkel des Tempels einen jener Cylinder, die vertikal auf einer Angel angebracht sind, und von denen wir bei der Beschreibung Tibets gesprochen haben. Er bemerkte, daß alle Gläubigen, die in das Heiligtum traten, sich fromm und andächtig dieser Maschine näherten und dieselbe umdrehten oder durch einen Priester umdrehen ließen; jede Umdrehung setzte ein Glöckchen in Bewegung.

An der Seite des Thaies Sambu-nath gegenüber und an dem östlichen Ufer des Bishematty, den man auf zwei Brücken überschreitet, zieht sich in einer Länge von einer Meile Katmandu, die Hauptstadt von Nepal, hin. Ihre Breite beträgt nirgends mehr als eine halbe Meile. Ihren Namen leitet man von der Menge hölzernen Tempel ab, die auch wirklich der Gegenstand sind, welcher am meisten auffällt. Uebrigens sind sie außerhalb der Hauptstadt nicht minder zahlreich als in derselben; einige sind sehr hoch und sehr groß. Katmandu enthält auch mehrere Tempel von Backsteinen mit zwei-, drei- oder vierfachen Dächern, die immer kleiner werden, je höher sie sind, und sich meist in einer Spitze endigen, die wie das obere Dach vergolbet ist, was ein angenehmes und malerisches Aussehen gewährt. (Taf. 29. Abbild.)

Die Häuser sind von Backsteinen mit vorspringenden Ziegelbäckern, haben oft Balcons von geschnitztem Holze, zwei, drei bis vier Stockwerke und fast alle ein ärmliches Aussehen. Selbst der Palast des Radschah sieht nicht großartig aus. Die Straßen sind sehr eng und sehr schmutzig.

Kirkpatrick, der auf einem etwas andern Wege nach Bengalen zurückkehrte, kam am 13. April 1793 durch das letzte Dorf Nepals.

Obst stand Nepal unter eingeborenen Fürsten, welche das Land in drei Gebiete theilten. Diese Einteilung begünstigte den Einfall der Gorkas, der Bewohner eines Bezirkes in B. Der Radschah derselben bemächtigte sich Nepals 1768, und schon im folgenden Jahre brachte eine Collision zwischen ihm und den Engländern britische Truppen an den Fuß hoher Berge. Die Krankheiten nöthigten sie aber zur Umkehr.

Die Dynastie der Gorkas setzte indeß ihre Eroberungen fort und bekriegte Butan und Tibet. Wir haben bereits erwähnt, wie diese Unternehmung endigte. Der junge Radschah, den Kirkpatrick gesehen hatte, war, als er mündig geworden, so grausam und blutdürstig, daß ihn seine Unterthanen im Jahre 1800 vertrieben. Er fand einen Zufluchtsort in Benares, in dem englischen Indien. Die Regierung von Bengalen schickte 1802 einen neuen Regenten nach Nepal, der mit den Mitgliedern des Regentenschaft einen Bundesvertrag abschloß, aber sie hatte keinen wirklichen Vortheil davon. Der entthronte Radschah kam 1804 wieder zur Gewalt;

das Unglück hatte seinen blutdürstigen Charakter nicht geändert, und er wurde 1806 ermordet. Da brach zwischen den nebulösen Factionen ein blutiger Kampf aus, der sich erst mit der fast gänzlichen Vertilgung der Hauptpersonen in Katmandu endigte.

Trotz diesen innern Zwistigkeiten dehnten die Nepalis ihre Eroberungen nach allen Seiten aus. Sie besiegten fast ohne Widerstand die Häuptlinge der Berggegenden zwischen dem Ganges und Ganges, die immer unter einander in Streit waren, und legten Vertheidigungslinien oder Forts überall an, wo es die Beschaffenheit des Bodens verlangte. Endlich griffen sie selbst die britischen Besitzungen an und bemächtigten sich 1814 zweier Militärposten, deren Besatzung sie fast gänzlich nieder machten.

Die Engländer rückten in Terrayana ein und die geschlagenen und verfolgten Nepalis baten um den Frieden, der im Novbr. 1815 abgeschlossen wurde. Der Nabshah weigerte sich jedoch, denselben zu ratificiren, und sogleich rückte eine zahlreiche Armee auf Katmandu. Sie besand sich nur noch vier Tagemärsche von der Stadt, als Abgeordnete die Unterzeichnung des Nabshah am 4. Mai 1816 überbrachten. Der Fürst entsagte den Besitzungen in D. von dem Conli und in B. von dem Gali. Ein Theil der Länder, die er abtrat, wurde den kleinen Fürsten zurückgegeben, die sie vorher besessen hatten; der andere fiel der Compagnie zu.

Nepal, das zwischen 26° 20' und 30° 20' n. Br. und 77° 40' und 83° 40' östl. Länge liegt, wird in N. von dem Himalaya begrenzt, der es von Tibet trennt. Auf allen andern Seiten grenzt es an die Besitzungen der ostindischen Compagnie seit der Nabshah von Sikkim unter britischem Schutze steht. Die Länge von N. nach S. beträgt 200 Stunden, die Breite 45 und der Flächenraum 6850 Q. St. Dieser Staat besteht aus der Vereinigung verschiedener Gebiete, deren hauptsächlichster das große Thal ist, welches ihm den Namen giebt.

Die Beobachtungen Kirkpatrick's, welche durch die Hamiltons und Hodgson's bestätigt wurden, zeigen uns Nepal bedeckt von Bergen, die durch tiefe Thäler von einander getrennt sind und gewissermaßen fasselförmig von den Gipfeln des mit ewigem Schnee bedeckten Himalaya bis zu dem Niveau der Ebenen Hindostans herabsteigen. Der Hauptfluß ist der Napti.

Wir haben gesehen, daß der Theil, welcher unmittelbar an das britische Gebiet grenzt, Terrayana ist, eine bereits beschriebene Ebene. Obgleich ziemlich fruchtbar, ist dieser etwa 7 Stunden breite Bezirk doch fast ganz von Wald bedeckt, weil er seiner Lage nach fortwährend feindlichen Einfällen und Verwüstungen ausgesetzt war, obgleich die Heere, welche dahin kamen, durch die ungesunde Luft ungemein viel litten. Die ehemaligen Herren von Hindostan hatten es für vorthellhaft gehalten, ihn in dem Besitze der Bergbewohner zu lassen, weil er schwer vor den Einfällen derselben zu schützen war.

Die obere Region Terrayanas ist fast eben so breit; die Hügel sind da zahlreich und werden nach N. höher. Zahllose Bäche bewässern das Gebiet, auf welchem sich ein fast ununterbrochener Wald ausbreitet, in dem man ungefähr dieselben Bäume findet wie in Hindostan; in N. ist die Fichte häufig. Diese Waldungen werden durch Papageien und andere Vögel belebt, welche die menschliche Stimme nachahmen. Ein Theil der breiten Thäler, welche Dants heißen, ist urbar gemacht, im Allgemeinen aber ist der Anbau vernachlässigt, vielleicht wegen der Ungesundheit des Klimas.

Ueber diesen bewaldeten Hügeln erhebt sich die Bergregion, die aus einer Menge unregelmäßiger, von tiefen und ungemein engen Thälern durchschnittener Ketten besteht. Das bedeutendste ist das des eigentlichen Nepal, welches dem Aufsehen nach von den Beobachtern für den Boden eines alten Sees gehalten wurde, der allmählig versiechte. Die mythologischen Sagen des Landes stimmen mit dieser Vermuthung überein.

Diese, obgleich im Vergleiche mit den Bergmassen darüber niedrigen, Thäler liegen doch bedeutend hoch. Nach einer Berechnung Hamiltons

hat das von Nepal 4000 Fuß Höhe. Ihr Klima ist das des südlichen Europa, und da sie gut bewässert sind, so tragen sie bei gehörigem Anbau sehr reichlich. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen. Die häufigen Wechsel von Kälte, Wärme und Feuchtigkeit hindern die Früchte, ihre vollkommene Reife zu erlangen, ausgenommen die Ananas und die Apfelsinen, welche vorzüglich sind.

Man hat in Nepal Goldadern vermuthet, und diese Idee veranlaßte, wie man sagt, viele Kriege gegen dieses Land. Sie scheint dadurch entstanden zu seyn, daß das Gold aus Tibet durch Nepal hindurch muß, um nach Indien zu gelangen; man findet nur Goldflitterchen in dem Sande einiger Flüsse. Das Bleierz enthält häufig Silber, aber die Nepalis sind nicht geschickt genug, dasselbe davon scheiden zu können. Sie bearbeiten reiche Kupfer- und Eisengruben. Bleigruben zu bearbeiten gestattet die Regierung nicht. Mit den Schwefelgruben, die sehr zahlreich sind, beschäftigt man sich gar nicht, weil Arsenikdämpfe daraus aufsteigen. Das Thal von Nepal enthält keinen einzigen Stein, da es aus angeschwemmtem Sande besteht. Die Berge in der Umgegend enthalten treffliche Baumaterialien, wegen der Schwierigkeit des Transportes nimmt man aber seine Zuflucht zu gebrannten Steinen.

Ueber den Bergen, welche das Herz von ganz Nepal bilden, erhebt sich der Katihar, eine Alpenregion, deren mittlere Breite von N. nach S. 9 Stunden beträgt. Sie besteht hauptsächlich aus ungeheuern Felsen, die in schreckliche Abgründe gerissen sind und über die spize Faden hinausragen, auf denen überall, wo sie nicht perpendicular sind, ewiger Schnee liegt. Die tiefen Gründe, welche sie trennen, gewähren Weidplätze und können selbst bis an den Punkt bebaut werden, wo sie sich dem Sattel der Himalaya nähern, wo ein ewiger Winter herrscht. Einige Flüsse, die aus Tibet kommen, bahnen sich einen Weg durch diese entsetzlichen Engpässe, aber in so schmalen und von so ungeheuern Abgründen beherrschten Oeffnungen, daß man mit Mühe in zwei oder drei Monaten des Jahres an ihren Ufern hin klettern kann. Man trifft in dieser Alpenregion nur den Restura oder das Moschusreeh und sehr schöne Vögel. Die Pflanzenerzeugnisse zeichnen sich durch ihre Ähnlichkeit mit denen des nördlichen Europa aus.

Die Bevölkerung von Nepal, die man auf 2,300,000 Seelen schätzt, besteht aus zwei Hauptvölkern, nämlich den Kuiras und den Parbattias. Die ersten sind friedliche und arbeitssame Menschen, die sich besonders mit Ackerbau und Handel beschäftigen und durch ihre Gesichtsbildung, wie ihre Sprache verrathen, daß sie den Butias nahe stehen. Man hält sie für die Ureinwohner. (Taf. 29. Abbild.) Die Magaren haben die Berge in B. inne, das ehemalige Gebiet der Gorkas. Die in D. werden von verschiedenen Stämmen, namentlich von den Kiratas und den Butias, bewohnt. Alle diese Bergvölker, welche die Masse der Bevölkerung ausmachen, bekennen sich zu dem Buddhismus, der aber durch manchen dieser Religion fremden Aberglauben sehr verändert ist.

Die Sprache und die Sitten der Parbattias zeigen, daß dieses Volk aus Hindostan gekommen ist. Sie haben den Brahmanismus und die Kasteneinteilung mit sich gebracht. Die Reisenden beschreiben sie als heuchlerisch, treulos, stolz, grausam gegen ihre Untergebenen und kriechend gegen die Mächtigen. Sie sind außerordentlich den sinnlichen Vergnügungen ergeben und verbringen ganze Nächte mit Trinken und Tanzen. Obgleich sehr gewissenhafte Beobachter der äußern Gebräuche der Religion, sind sie doch nichts destoweniger rachschüchtig, und das große Messer, das sie am Gürtel tragen, erleichtert die Ermordungen. Die der obern Kasten schließen ihre Frauen ein und verlangen, daß dieselben sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, welcher Forderung die Frauen aber nicht eben häufig nachkommen sollen. Dennoch sind diese schrecklichen Opfer in Nepal häufiger als in Bengalen. Die religiöse Strenge der Brahminen in Nepal ist so groß, daß Hamilton die von Katmandu, mit denen er vertraulich sprach, nicht bewegen konnte, eine Unterredung mit den unterrichteten Gangras dieser Stadt zu halten, wie man die buddhistischen Priester nennt.

Der Nabshah ist ein Parbattha und ist eine unbeschränkte Macht und. Seine Einkünfte schätzt man auf 13,300,000 Rics. Er unterhält ein Heer von 17,000 Mann. Die Kriegsfahne ist gelb und zeigt das Bild Hanimand, eines rishnhaften Hens und Halbottes der Hindu-Mythologie. Die Unterhaltung des Heeres geschieht größtentheils durch den Ertrag der jedem Corps angewiesenen Ländereien. Die Maharani oder Gemahlin des Nabshah wird, wenn sie ausreist, durch eine Escadron Frauen zu Pferde begleitet die mit Säbeln bewaffnet und wie die Männer gekleidet sind.

Kapitel XLII.

Hindostan. — Kernaon. — Gervail. — Quellen des Ganges. — Februar.

Lange Zeit waren die Quellen des Ganges nur unvollkommen bekannt. Man erzählte darüber eine Menge von Märchen, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Endlich im Jahre 1817 entsloß sich die oberste Regierung von Bengalen, wegen der Widersprüche, die selbst die verständigsten Angaben über diesen für die Geographie interessanten Punkt enthielten, denselben untersuchen zu lassen. Webb, ein Genieofficier, wurde mit dieser eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe beauftragt; er sollte keine Untersuchungen, die größte Ausdehnung geben. Das Land, das er zu durchwandern hatte, fand damals unter dem Nabshah von Nepal, und dieser Fürst wurde ersucht, seinen Beamten Befehl zu geben, damit Webb, wie Kaper und Hearsey, Infanterieofficiere, die ihn begleiteten, und ihr Gefolge von Dolmetschern und Dienern, sowie ein Detaſchement Sepoys, sicher reisen könnten.

Sie brauchten drei Monate, vom 1. April bis 1. Juli 1818, zur Erfüllung ihrer Sendung. Ihre Beobachtungen wurden wiederholt und bestätigt von Moorcroft (1812), Fraser (1814), Hodgson (1816), Gerard (1817 und 1820) und Johnson (1827).

Der Ganges entspringt aus der Vereinigung der beiden Hauptarme, des Alacananda im S. und des Bhagirathi im N. Am 31. Mai war Webb in Manah, einem Dorfe am Ufer des Alacananda unter 30° 45' n. Br.. „Je weiter wir kamen,“ sagt er, „um so mehr verminderte sich die Breite des übrigens tiefen und reißenden Flusses. Manah gegenüber betrug sie nur noch 20 Fuß; eine halbe Meile weiter hin nach Norden überschritten wir ihn auf einer Schicht verhärteten Schnees. Die durchwanderten 3 Meilen in einem andern Thale, wo wir öfters auf dem Schnee gingen, der in den Strombetten und Schluchten aufgedunst war. Die nördliche Seite der Berge, südlich von dem Alacananda, war ganz mit Schnee bedeckt, was in Verbindung mit dem eissigen Aussehen des Landes und dem kalten schneidenden Winde das Bild des Winters in den nördlichen L. dern gab und auch gleichen Eindruck machte. Das Thal, wo wir waren, ist fast 1800 Fuß hoch und ein kleiner Theil davon angebaut. Der Berghang ist so steil, daß nur die Schafe und Ziegen da weiden können. Gegen Mittag hatten wir d. s. Ziel unserer Wanderung erreicht; wir waren dem Falle von Barsubhara gegenüber, der aus einer Spalte kommt und auf einem 200 Fuß hohen Felsenvorsprung stürzt; hier theilt sich das Wasser in zwei Schaumkröme, welche in einem Schneebette fortfließen und daran gefrieren. Der kleine Theil, welcher schmilzt, unterminirt den Schnee darunter und bildet einen Bach, der 200 Schritte weiter hin aus einem Giegeiwölbe herauskommt. Hier ist das Ende der frommen Wanderungen der Pilger; einige kommen daher, um sich von dem heiligen Sprudelregen der Cascade bespritzen zu lassen.

„Man unterscheidet an diesem Orte den Lauf des Alacananda bis an das Ende des Thaies, wo er ganz unter Haufen gefrorenen Schnees versteckt ist, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten da aufgehäuft haben. Die Pilger haben sich nie über diesen Punkt hinausgewagt.“

Kommt man nach Manah zurück, so sieht man in dem Felsen zur Linken Höhlen, wo man kleine Tempel angelegt hat. Manah ist ein ziemlich bedeutender und volkreicher Ort; seine großen, starken und gut gewachsenen Bewohner haben die Gesichtsbildung der Tibetener. „Nie,“ sagt Webb, „hatten wir in irgend einem Orte Hindostans so viele schöne Frauen und häßliche Kinder gesehen; ihre lebhafteste Farbe näherte sie meist der Frische jener der Europäer. Vor dem Winter verläßt Jedermann den Flecken, der ganz unter Schnee begraben wird; alle Geräthschaften und Habseligkeiten werden mit fortgenommen; das Getreide bewahrt man in kleinen Gruben auf, deren Oeffnung sorgfältig mit Steinen verschlossen wird. Die Einwohner kommen erst nach vier Monaten zurück, und sie lieben, wie alle in kalten Ländern, leidenschaftlich starke geistige Getränke.“ Nachdem der Schnee geschmolzen ist, zu Ende Julis, brechen diese Bergbewohner in Schaaren von 100 und 150 mit Ziegen und Schafen auf, die ihnen als Lastthiere dienen, um verschiedene Waaren nach Tibet zu bringen, namentlich Getreide. Zurück bringen sie andern, welche sie an die Pilger sicher und vorthellhaft absetzen, die sich jährlich einfänden. Einige erlangen durch diesen Handel ein ansehnliches Vermögen.

Ein Theil dieser Bergbewohner verbringt den Winter in Dschoshimath, einer Stadt weiter unten am Zusammenflusse des Alacananda und Dabhi. Ehe man dahin gelangt, kommt man nach Bhadrinath, einem Dorfe in einem Thale, das bloß von Brahminen und andern Dienern eines ziemlich armseligen Tempels bewohnt wird, den aber die Lage der Hand eines Gottes zuschreibt, was ihn jedoch nicht vor den Erschütterungen eines Erdbebens schützte, so daß man zu menschlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, damit er nicht vollständig einstürze. Eine Treppe führt von dem Tempel an den Ort, wo die Abwaschungen stattfinden; ein Becken an dem Flusse, das mit einem Dache versehen ist, nimmt das Wasser einer warmen Quelle auf, die in einem unterirdischen Canale von den Bergen daher geführt wird. Eine kalte Quelle, die aus einem andern Canale kommt, gestattet, dem Bade den Grad der Wärme zu geben, welchen man wünscht. Die warme Quelle erzeugt einen dichten Dampf, welcher stark nach Schwefel riecht. Beide Geschlechter haben sich zu gleicher Zeit. Die warme Quelle wird auch in die Privathäuser geführt, in welchen sie eine erstickende Wärme erzeugt.

Etwas weiter hin kommt eine andere warme Quelle aus einer Felsenpalte, die aber in kein Bassin aufgenommen wird. Der Pilger nimmt Wasser davon in die hohle Hand, um sich dasselbe auf den Körper zu schütten, eine Ceremonie, welche den Zweck hat, sowohl sich zu stärken, als den Forderungen der Religion Genüge zu leisten; denn das Wasser des Alacananda ist so kalt, selbst im Sommer, daß die Gläubigen, nachdem sie sich darin gebadet haben, sich nach etwas wärmern Wasser sehnen. Es giebt noch mehrere andere warme Quellen, von denen jede eine besondere gute Eigenschaft und eine besondere Benennung hat. Die Brahminen wissen ihren Vortheil daraus zu ziehen, so daß der Pilger, wenn er allmählig die erforderlichen Abwaschungen vornimmt, sein Geld in demselben Verhältnisse wie seine Sünden abnehmen sieht.

Der Tempel zu Bhadrinath hat bedeutende Besigungen; alle Dörfer, die ihm gehören, bilden und ihre Felder sind gut bebaut. Außer den Einkünften davon empfängt er von jedem Pilger eine Opfergabe je nach den Mitteln desselben. Die Gaben werden auf drei besondern Plateaux niedergelegt, von denen das eine für das Götzenbild, das zweite für dessen Garderobe und Tisch, und das dritte für den Hohenpriester bestimmt ist. Diese Geschenke sind freiwillig; mehrer Pilger stellen sich arm, um weniger zu bezahlen; andere dagegen legen am Fuße des Götzen alles nieder, was sie besitzen, und verlassen sich auf die Wohlthätigkeit, um nach Hause zurückkehren zu können. Der Name jedes Gläubigen und der Betrag der Summe, die er gegeben hat, werden sorgfältig in ein Verzeichniß eingetragen; aber dieses Buch ist den Blicken profaner Augen verborgen. Man sagte Webb, große Kaufleute aus dem Dekkan hätten auf dieser Pilgerfahrt Rath von Kupien vertheilt und aufgewendet. Für

das Unglück hatte seinen kühnen Charakter nicht gelindert, und er wurde 1805 ermordet. Da brach zwischen den nebenbuhlerischen Factionen ein blutiger Kampf aus, der sich erst mit der fast gänzlichen Vertilgung der Hauptpersonen in Katmandu endigte.

Trotz diesen inneren Zwistigkeiten dehnten die Nepalis ihre Eroberungen nach allen Seiten aus. Sie besiegten fast ohne Widerstand die Häuptlinge der Berggegenden zwischen dem Ganges und Setledsch, die immer unter einander in Streit waren, und legten Verteidigungslinien oder Forts überall an, wo es die Beschaffenheit des Bodens verlangte. Endlich griffen sie selbst die britischen Besitzungen an und bemächtigten sich 1814 zweier Militärposten, deren Besatzung sie fast gänzlich nieder machten.

Die Engländer rückten in Terrayana ein und die geschlagenen und verfolgten Nepalis baten um den Frieden, der im Novbr. 1815 abgeschlossen wurde. Der Kaiserhof weigerte sich jedoch, denselben zu ratificiren, und sogleich rückte eine zahlreiche Armee auf Katmandu. Sie bestand sich nur noch vier Tagemärsche von der Stadt, als Abgeordnete die Untertänigung des Kaiserhofes am 4. Mai 1816 überbrachten. Der Kaiser entsagte den Besitzungen in D. von dem Conki und in W. von dem Gali. Ein Theil der Ländereien, die er abtrat, wurde den kleinen Fürsten zurückgegeben, die sie vorher besaßen hatten; der andere fiel der Compagnie zu.

Nepal, das zwischen 26° 30' und 30° 20' n. Br. und 77° 40' und 85° 40' östl. Länge liegt, wird in N. von dem Himalaya begrenzt, der es von Tibet trennt. Auf allen andern Seiten grenzt es an die Besitzungen der ostindischen Compagnie seit der Kaiserhof von Sikim unter britischem Schutze steht. Die Länge von N. nach S. beträgt 200 Stunden, die Breite 45 und der Flächenraum 6850 Q. M. Dieser Staat besteht aus der Vereinigung verschiedener Gebiete, deren hauptsächlichster das große Thal ist, welches ihm den Namen giebt.

Die Beobachtungen Kirkepatricks, welche durch die Hamiltons und Hobgsons bestätigt wurden, zeigen uns Nepal bedeckt von Bergen, die durch tiefe Thäler von einander getrennt sind und gewissermaßen fasselförmig von den Gipfeln des mit ewigem Schnee bedeckten Himalaya bis zu dem Niveau der Ebenen Hindostans herabsteigen. Der Hauptfluß ist der Rapti.

Wir haben gesehen, daß der Theil, welcher unmittelbar an das britische Gebiet grenzt, Terrayana ist, eine bereits beschriebene Ebene. Obgleich ziemlich fruchtbar, ist dieser etwa 7 Stunden breite Bezirk doch fast ganz von Wald bedeckt, weil er seiner Lage nach fortwährend feindlichen Einfällen und Verwüstungen ausgesetzt war, obgleich die Heere, welche dahin kamen, durch die ungesunde Luft ungemein viel litten. Die ehemaligen Herren von Hindostan hatten es für vorthellhaft gehalten, ihn in dem Besitze der Bergbewohner zu lassen, weil er schwer vor den Einfällen derselben zu schützen war.

Die obere Region Terrayanas ist fast eben so breit; die Hügel sind da zahlreich und werden nach N. höher. Zahllose Bäche bewässern das Gebiet, auf welchem sich ein fast ununterbrochener Wald ausbreitet, in dem man ungefähr dieselben Bäume findet wie in Hindostan; in N. ist die Fichte häufig. Diese Wäldungen werden durch Papagaien und andere Vögel belebt, welche die menschliche Stimme nachahmen. Ein Theil der breiten Thäler, welche Dants heißen, ist urbar gemacht, im Allgemeinen aber ist der Anbau vernachlässigt, vielleicht wegen der Ungesundheit des Klimas.

Ueber diesen bewaldeten Hügel erhebt sich die Bergregion, die aus einer Menge unregelmäßiger, von tiefen und ungemein engen Thälern durchschnittener Ketten besteht. Das bedeutendste ist das des eigentlichen Nepal, welches dem Aussehen nach von den Beobachtern für den Boden eines alten Sees gehalten wurde, der allmählig versiechte. Die mythischen Sagen des Landes stimmen mit dieser Vermuthung überein.

Diese, obgleich im Vergleiche mit den Bergmassen darüber niedrigen, Thäler liegen doch bedeutend hoch. Nach einer Berechnung Hamiltons

hat das von Nepal 4000 Fuß Höhe. Ihr Klima ist das des südlichen Europa, und da sie gut bewässert sind, so tragen sie bei gehörigem Anbau sehr reichlich. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen. Die häufigen Wechsel von Kälte, Wärme und Feuchtigkeit hindern die Früchte, ihre vollkommene Reife zu erlangen, ausgenommen die Ananas und die Apfelsinen, welche vortreflich sind.

Man hat in Nepal Goldaderen vermuthet, und diese Idee veranlaßte, wie man sagt, viele Kriege gegen dieses Land. Sie scheint dadurch entstanden zu seyn, daß das Gold aus Tibet durch Nepal hindurch muß, um nach Indien zu gelangen; man findet nur Goldstückerchen in dem Sande einiger Flüsse. Das Bleierz enthält häufig Silber, aber die Nepalis sind nicht geschickt genug, dasselbe davon scheiden zu können. Sie bearbeiten reiche Kupfer- und Eisengruben. Bleigruben zu bearbeiten gestattet die Regierung nicht. Mit den Schwefelgruben, die sehr zahlreich sind, beschäftigt man sich gar nicht, weil Arsenikdämpfe daraus aufsteigen. Das Thal von Nepal enthält keinen einzigen Stein, da es aus angeschwemmtem Sande besteht. Die Berge in der Umgegend enthalten treffliche Baumaterialien, wegen der Schwierigkeit des Transportes nimmt man aber seine Zuflucht zu gebrannten Steinen.

Ueber den Bergen, welche das Herz von ganz Nepal bilden, erhebt sich der Katihar, eine Alpenregion, deren mittlere Breite von N. nach S. 9 Stunden beträgt. Sie besteht hauptsächlich aus ungeheuern Felsen, die in schreckliche Abgründe zerissen sind und über die spitze Faden hinausragen, auf denen überall, wo sie nicht perpendicular sind, ewiger Schnee liegt. Die tiefen Gründe, welche sie trennen, gewähren Weidplätze und können selbst bis an den Punkt bebaut werden, wo sie sich dem Sattel der Himalaya nähern, wo ein ewiger Winter herrscht. Einige Flüsse, die aus Tibet kommen, bahnen sich einen Weg durch diese entsetzlichen Engpässe, aber in so schmalen und von so ungeheuern Abgründen beherrschten Oeffnungen, daß man mit Mühe in zwei oder drei Monaten des Jahres an ihren Ufern hin klettern kann. Man trifft in dieser Alpenregion nur den Restura oder das Roschusreh und sehr schöne Vögel. Die Pflanzenerzeugnisse zeichnen sich durch ihre Aehnlichkeit mit denen des nördlichen Europa aus.

Die Bevölkerung von Nepal, die man auf 2,300,000 Seelen schätzt, besteht aus zwei Hauptvölkern, nämlich den Riuars und den Parbattias. Die ersten sind friedliche und arbeitsame Menschen, die sich besonders mit Ackerbau und Handel beschäftigen und durch ihre Gesichtsbildung, wie ihre Sprache verrathen, daß sie den Butias nahe stehen. Man hält sie für die Ureinwohner. (Taf. 29. Abbild.) Die Neparen haben die Berge in W. inne, das ehemalige Gebiet der Gorkas. Die in D. werden von verschiedenen Stämmen, namentlich von den Kiratas und den Butias, bewohnt. Alle diese Bergvölker, welche die Masse der Bevölkerung ausmachen, bekennen sich zu dem Buddhismus, der aber durch manchen dieser Religion fremden Aberglauben sehr verändert ist.

Die Sprache und die Sitten der Parbattias zeigen, daß dieses Volk aus Hindostan gekommen ist. Sie haben den Brahmanismus und die Kasteneintheilung mit sich gebracht. Die Reisenden beschreiben sie als heuchlerisch, treulos, stolz, grausam gegen ihre Untergebenen und kriechend gegen die Mächtigen. Sie sind außerordentlich den sinnlichen Vergnügungen ergeben und verbringen ganze Nächte mit Trinken und Tanzen. Obgleich sehr gewissenhafte Beobachter der äußern Gebräuche der Religion, sind sie doch nichts destoweniger rachgütig, und das große Messer, das sie am Gürtel tragen, erleichtert die Ermordungen. Die der obern Kasten schließen ihre Frauen ein und verlangen, daß dieselben sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, welcher Forderung die Frauen aber nicht eben häufig nachkommen sollen. Dennoch sind diese schrecklichen Opfer in Nepal häufiger als in Bengalen. Die religiöse Strenge der Brahminen in Nepal ist so groß, daß Hamilton die von Katmandu, mit denen er vertraulich sprach, nicht bewegen konnte, eine Unterredung mit den unterrichteten Gangras dieser Stadt zu halten, wie man die buddhistischen Priester nennt.

Der Nabshah ist ein Despotismus und übt eine unbeschränkte Macht aus. Seine Einkünfte schätzt man auf 12,300,000 Rcs. Er unterhält ein Heer von 17,000 Mann. Die Kriegsfahne ist gelb und zeigt das Bild Hanimant, eines riesenhaften Isten und Halbgottes der Hindu-Mythologie. Die Unterhaltung des Heeres geschieht größtentheils durch den Ertrag der jedem Corps angewiesenen Ländereien. Die Maharani oder Gemahlin des Nabshah wird, wenn sie ausgeht, durch eine Escadron Frauen zu Pferde begleitet die mit Säbeln bewaffnet und wie die Männer gekleidet sind.

Kapitel XLII.

Hindostan. — Kamaon. — Gervat. — Quellen des Ganges. — Herduar.

Lange Zeit waren die Quellen des Ganges nur unvollkommen bekannt. Man erzählte darüber eine Menge von Märchen, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Endlich im Jahre 1807 entschloß sich die oberste Regierung von Bengalen, wegen der Widersprüche, die selbst die verständigsten Angaben über diesen für die Geographie interessanten Punkt enthielten, denselben untersuchen zu lassen. Webb, ein Genieofficier, wurde mit dieser eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe beauftragt; er sollte seinen Untersuchungen die größte Ausdehnung geben. Das Land, das er zu durchwandern hatte, stand damals unter dem Nabshah von Nepal, und dieser Fürst wurde ersucht, seinen Beamten Befehl zu geben, damit Webb, wie Kaper und Pearlay, Infanterieofficiere, die ihn begleiteten, und ihr Gefolge von Dolmetschern und Dienern, sowie ein Detachement Sepoys, sicher reisen könnten.

Sie brauchten drei Monate, vom 1. April bis 1. Juli 1808, zur Erfüllung ihrer Sendung. Ihre Beobachtungen wurden wiederholt und bestätigt von Moorcroft (1812), Fraser (1814), Hodgson (1816), Gerard (1817 und 1820) und Johnson (1827).

Der Ganges entsteht aus der Vereinigung der beiden Hauptarme, des Alacananda im S. und des Bhagirathi im N. Am 31. Mai war Webb in Manah, einem Dorfe am Ufer des Alacananda unter 30° 45' n. Br. „Je weiter wir kamen“, sagt er, „um so mehr verminderte sich die Breite des übrigen tiefen und reißenden Flusses. Manah gegenüber betrug sie nur noch 20 Fuß; eine halbe Meile weiter hin nach Norden überschritten wir ihn auf einer Schicht verhärteten Schnees. Wir durchwanderten 3 Meilen in einem andern Thale, wo wir öfters auf dem Schnee gingen, der in den Strombetten und Schluchten aufgehäuft war. Die nördliche Seite der Berge, südlich von dem Alacananda, war ganz mit Schnee bedeckt, was in Verbindung mit dem eiligen Aussehen des Landes und dem kalten schneidenden Winde das Bild des Winters in den nördlichen Ländern gab und auch gleichen Eindruck machte. Das Thal, wo wir waren, ist fast 1800 Fuß hoch und ein kleiner Theil davon angebaut. Der Berghang ist so steil, daß nur die Schafe und Ziegen da weiden können. Gegen Mittag hatten wir das Ziel unserer Wanderung erreicht; wir waren dem Hüle von Barsabhara gegenüber, der aus einer Spalte kommt und auf einem 200 Fuß hohen Felsenvorsprung stürzt; hier theilt sich das Wasser in zwei Schaumkröme, welche in einem Schneebette fortfließen und daran gefrieren. Der kleine Theil, welcher schmilzt, unterminirt den Schnee darunter und bildet einen Bach, der 200 Schritte weiter hin aus einem Giebelnabe herauskommt. Hier ist das Ende der frommen Wanderungen der Pilger; einige kommen daher, um sich von dem heiligen Sprudelregen der Cascade bespritzen zu lassen.

„Man unterscheidet an diesem Orte den Lauf des Alacananda bis an das Ende des Thales, wo er ganz unter Haufen gefrorenen Schnees verdeckt ist, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten da aufgetürmt haben. Die Pilger haben sich nie über diesen Punkt hinausgewagt.“

Kommt man nach Manah zurück, so steht man in dem Hellen zur Linken Höhlen, wo man kleine Tempel angelegt hat. Manah ist ein ziemlich bedeutender und volkreicher Ort; seine großen, starken und gut gewachsenen Bewohner haben die Gesichtsbildung der Tibetaner. „Nie“, sagt Webb, „hatten wir in irgend einem Orte Hindostans so viele schöne Frauen und häßliche Kinder gesehen; ihre lebhaftige Farbe näherte sie meist der Frische jener der Europäer. Vor dem Winter verläßt Jedermann den Flecken, der ganz unter Schnee begraben wird; alle Geräthschaften und Habseligkeiten werden mit fortgenommen; das Getreide bewahrt man in kleinen Gruben auf, deren Öffnung sorgfältig mit Steinen verschlossen wird. Die Einwohner kommen erst nach vier Monaten zurück, und sie lieben, wie alle in kalten Ländern, leidenschaftlich starke geistige Getränke.“ Nachdem der Schnee geschmolzen ist, zu Ende Julis, brechen diese Bergbewohner in Scharen von 100 und 150 mit Ziegen und Schafen auf, die ihnen als Lastthiere dienen, um verschiedene Waaren nach Tibet zu bringen, namentlich Getreide. Zurück bringen sie andere, welche sie an die Pilger sicher und vortheilhaft absetzen, die sich jährlich einfinden. Einige erlangen durch diesen Handel ein ansehnliches Vermögen.

Ein Theil dieser Bergbewohner verbringt den Winter in Dschoshimath, einer Stadt weiter unten am Zusammenflusse des Alacananda und Dadi. Ehe man dahin gelangt, kommt man nach Bhadrinath, einem Dorfe in einem Thale, das bloß von Brahminen und andern Dienern eines ziemlich armenleigen Tempels bewohnt wird, den aber die Sage der Hand eines Gottes zuschreibt, was ihn jedoch nicht vor den Erschütterungen eines Erdbebens schützte, so daß man zu menschlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, damit er nicht vollständig einstürze. Eine Treppe führt von dem Tempel an den Ort, wo die Abwaschungen stattfinden; ein Becken an dem Flusse, das mit einem Dache versehen ist, nimmt das Wasser einer warmen Quelle auf, die in einem unterirdischen Canale von den Bergen daher geführt wird. Eine kalte Quelle, die aus einem andern Canale kommt, gestattet, dem Bade den Grad der Wärme zu geben, welchen man wünscht. Die warme Quelle erzeugt einen dichten Dampf, welcher stark nach Schwefel riecht. Beide Geschlechter haben sich zu gleicher Zeit. Die warme Quelle wird auch in die Privathäuser geführt, in welchen sie eine erquickende Wärme erzeugt.

Etwas weiter hin kommt eine andere warme Quelle aus einer Felsenpalte, die aber in kein Bassin aufgenommen wird. Der Pilger nimmt Wasser davon in die hohle Hand, um sich dasselbe auf den Körper zu schütten, eine Ceremonie, welche den Zweck hat, sowohl sich zu stärken, als den Forderungen der Religion Genüge zu leisten; denn das Wasser des Alacananda ist so kalt, selbst im Sommer, daß die Gläubigen, nachdem sie sich darin gebadet haben, sich nach etwas wärmern Wasser sehnen. Es giebt noch mehrere andere warme Quellen, von denen jede eine besondere gute Eigenschaft und eine besondere Benennung hat. Die Brahminen wissen ihren Vortheil daraus zu ziehen, so daß der Pilger, wenn er allmählig die erforderlichen Abwaschungen vornimmt, sein Geld in denselben Verhältnisse wie seine Sünden abnehmen sieht.

Der Tempel zu Bhadrinath hat bedeutende Besessungen; alle Dörfer, die ihm gehören, blühen und ihre Felder sind gut bebaut. Außer den Einkünften davon empfängt er von jedem Pilger eine Opfergabe je nach den Mitteln desselben. Die Gaben werden auf drei besondern Plateaux abgelegt, von denen das eine für das Götzenbild, das zweite für dessen Garderobe und Tisch, und das dritte für den Hohenpriester bestimmt ist. Diese Geschenke sind freiwillig; mehrere Pilger stellen sich arm, um weniger zu bezahlen; andere dagegen legen am Fuße des Götzen alles nieder, was sie besitzen, und verlassen sich auf die Mildthätigkeit, um nach Hause zurückkehren zu können. Der Name jedes Gläubigen und der Betrag der Summe, die er gegeben hat, werden sorgfältig in ein Verzeichniß eingetragen; aber dieses Buch ist den Büchern profaner Augen verborgen. Man sagte Webb, große Kaufleute aus dem Dekkan hätten auf dieser Pilgersfahrt Laß von Rupien vertheilt und aufgewendet. Für

diese Opfergabe erhält der Fromme etwas gekochten Reis in dem Behältnisse zu dem, was er gegeben hat; er gilt für vollen Ablass.

Man schätzte die Pilger, welche dieses Jahr nach Bhadrinath gekommen waren, auf 50,000; die meisten waren Dschogis (Wäsende), Pilger aus den fernsten Gegenden Hindostans.

„Die Ceremonien, welche die Hindus in Bhadrinath verrichten, unterscheiden sich durchaus nicht von denen, welche an andern Orten religiöser Abwaschung verrichtet werden. Nachdem sie ihre persönlichen Unreinlichkeiten abgewaschen haben, lassen sich die, deren Väter gestorben sind, und die Frauen, welche ihre Männer verloren haben, die Haare abschneiden, was als ein Zeichen des Schmerzes angesehen werden kann, zugleich aber auch als eine Handlung der Reinigung, welche geeigneter macht vor Gott zu erscheinen. Ein Tag reicht zu allen diesen Gebräuchen hin; sehr wenige Pilger bleiben länger als zwei Tage; die großen Schaa ren waren bereits abgereist, weil jeder die Berge zu erreichen sucht, ehe die periodischen Regen beginnen. In dieser Zeit kommen täglich nur etwa vierzig Fromme an. In der Mitte des Juni sind alle Bewohner des untern Landes ausgewandert und es kommen nur noch Nachzügler aus dem Süden an.“

Nur durch sehr enge Pässe steigt man von Dschosimath nach Bhadrinath hinauf und jenseits längs dem Alacananda hin. Es hat ungeheure Mühe gekostet, den Weg wegsam zu machen; viele Felsende, die nicht daran gewöhnt sind, diese rauhen und wilden Gegenden zu durchwandern, bringen mit Furcht in diese Engpässe ein. Die Berge sind meist dürr, die dem Winde weniger ausgesetzten untern Ketten dagegen mit Grün und Gesträuch bekleidet. Der Schnee bedeckt gänzlich die hohen Gipfel im N. In dem Maße wie man sich nähert, fühlt man, daß warme Kleidungsstücke durchaus notwendig werden; selbst im Juni sind die Morgen häuflig dicker und der Wind ist schneidend kalt. Der Schnee, welcher an manchen Stellen 60 Fuß tief zu liegen scheint, verbirgt das Bett des Alacananda, und der Frost macht ihn so fest, daß die Füße kaum eine Spur darauf zurücklassen. Das ist der Anblick, den man zu Bhadrinath unter 30° 42' n. Br. hat.

Von Bhadrinath nach Ranah überschreitet man mehrere kleine Bergbäche, die durch den geschmolzenen Schnee gebildet werden. Einige fallen in Cascaden von den Höhen herab, was einen Anblick von imposanter Schönheit gewährt. In dieser Gegend ist jeder Felsen durch eine religiöse Sage geheiligt, und der Hindu betrachtet sie nur mit Verehrung und unter Gebet.

Dschosimath, ein Dorf in einer Schlucht in drei Vierteln der Höhe des Gebirges, dem Zusammenflusse des Alacananda und des Dadi gegenüber, ist durch seine Lage vor dem eifigen Winde des Himalaya geschützt. Man gelangt dahin auf Stufen, die in den Felsen gehauen sind. Es besteht aus etwa 160 nett von Granit erbauten, mit Schindeln gedeckten und mit einem Hofe umgebenen Häusern. Die Straßen sind entweder mit Kieseln oder mit Felsenstücken gepflastert. Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit erregt, wenn man hier ankommt, ist eine Art Wassermühlen am Berghange etwa 50 Fuß von einander, die durch einen Bergbach in Bewegung gesetzt werden, den man in einem Canale von hohen Baumstämmen hinleitet.

Der Hohepriester von Bhadrinath verbringt die sechs Wintermonate in Dschosimath, wo man mehrere Tempel mit Statuen sieht.

Rudaprayaga am Zusammenflusse des Alacananda und Rabacni ist der nördlichste der fünf Prayagas oder Zusammenflüsse des Ganges und eines andern Flusses, wo die Schaktras, heiligen Bächer der Dämonen, Abwaschungen zur Reinigung der Seele verlangen. Weiter nach N. würde der zu reißende Lauf des Wassers das Leben der Gläubigen zu großen Gefahren aussetzen.

Garnaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Pindar, wird ebenfalls in den Schaktras genannt. Dieser Ort enthält nur ein Duzend Häuser. Als Webb sich dort befand, schüttete man eine leichte Erdschütterung, die sieben Minuten anhält. Die englischen Reisenden hatten

ihre Zeit am Fuße eines hohen Berges aufgeschlagen, dessen Felsen große Vorsprünge bildeten. Die offensbaren Beweise der in diesen Bergen durch ähnliche Erschütterungen veranlaßten Verheerungen machten sie besorgt und sie suchten einen Zufluchtsort in dem Thale, wo sie eine Zeit lang unruhig auf das Resultat warteten.

Rudaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Ktiganga oder Manacni, ist, wie das vorhergehende, einer von denen, welche die Schaktras nennen. Man sieht hier einen kleinen Tempel und einige von den Brahminen bewohnte Häuser. Etwas weiter hin erhebt sich 30 Fuß hoch der Bhém-catschala, ein großes Felsenstück von 30 Fuß im Durchmesser, das im Innern hohl ist und eine Kuppel mit zwei Oeffnungen oben bildet.

Die Regierung hat sich viele Mühe gegeben, um die Straßen wegsam zu machen und die Verbindung mit den heiligen Orten der Hindus so leicht als möglich zu unterhalten. In den steilen Passagen sind Stufen ausgehauen und an andern Stellen Steine gelegt worden, um den Zugang bequemer zu machen. Die Pilger, welche in kleinen Schaa ren reisen und die Nacht in dem ersten besten Orte verbringen, haben bei kleinen Flüssen und unter Felsenhöhlen Wohnungen angelegt, wo sie geschützt sind. Häuschen, welche tschabutrass heißen, stehen meist im Schatten großer Bäume, und hier bleiben sie während der Hitze des Tages, um ihre Mähzeit zu bereiten.

Man trifft in Rudaprayaga Pilger, die von Kedarnath, dem Heiligtume an der Quelle des Rabacni, zurückkommen; ob es gleich nur 15 Meil. in gerader Linie von Bhadrinath entfernt ist, kann man sich doch nicht von einem Orte zu dem andern begeben, ohne Rudaprayaga zu berühren, weil Massen ewigen Schnees den Raum dazwischen unzugänglich machen. Der Weg von Kedarnath ist sehr beschwerlich; an vielen Stellen muß man mehrere (engl.) Meilen weit auf Schnee gehen. Man sagt Webb, in demselben Jahre (1808) wären über 300 Personen ein Opfer des rauhen Klimas und ihrer Anstrengung geworden.

Serinagor am linken Ufer des Alacananda, der hier von N. nach S. fließt, war vor dem Einfall der Gorkhas und den Zerstörungen durch Erdbeben eine bedeutende Stadt. Alle Häuser sind von Bruchsteinen, sehen aber nicht eben besonders aus. Auf der andern Seite des Flusses haben mehrere Dörferchen am Fuße des Gebirges mehr oder minder berühmte Tempel.

Webb war Zeuge einer seltsamen Ceremonie, die Bhart oder Bheba heißt und welche er auf folgende Weise beschreibt: „es ist eine Art Sühnopfer, das man dem Geiste der Berge bringt, damit er seine Segnungen über das Land verbreite und dasselbe vor den Verwüstungen durch die Ratten und Insekten bewahre. Man bestreift das eine Ende eines sehr langen Strickes an einen Pfahl am Ufer des Flusses, und das andere wurde von etwa hundert Personen auf den Gipfel eines fast eine Meile hohen Berges getragen, dort in einen beweglichen Holzblock gesteckt und fest um einen großen Baum gebunden. Ein Mann aus der Classe der nats oder Springer setzte sich quer auf den Holzblock, begann darauf, ohne sich an dieses gefährliche Fahrzeug zu binden, ohne etwas zu haben, um sich im Gleichgewichte zu halten, außer einigen Sandbäcken an seinen Füßen und Schenkeln, die Rutschpartie und kam glücklich unten an. Dies galt für eine sehr glückliche Vorbedeutung und die Häupter der Stadt belohnten den nat freigebig. Wäre er gefallen, so mußte er das Leben durch den Sturz verlieren; jedenfalls ist der Tod die Strafe dieses Unfalles, denn wenn er noch atmet, so schneidet man ihm doch den Kopf ab, den man dem erzürnten Berggeiste zum Sühnopfer bietet. Diesen Gebrauch findet man an verschiedenen Orten im Gebirge und man greift dazu nach einer schlechten Ernte.“

Rudaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Bhaghinathi, ist am Abhange eines Berges zwischen den beiden Flüssen 100 Fuß über deren gewöhnlichem Niveau erbaut. Stufen in dem Felsen führen von dem Wasser fast bis auf den Gipfel des Berges, der 800 Fuß über die Stadt ragt. Die Häuser sind von großen Steinen erbaut und plump

berappt. Zwei Tempel ziern den obern Thell, und die Brahminen beschützen Webb, der Haupttempel steht seit zweitausend Jahren.

Der Alacananda kommt aus N.D., der Bhaghirathi aus N.W. Die Quelle des letztern befindet sich unter dem 31. Breitengrade, 2 Meilen unter dem Gangaotri. Der Fluß kommt aus mehrere Fuß dicken Eisschanden unter einer niedrigen Arcade am Fuße einer festen und perpendicularen Masse gefrorenen Schnees von 300 Fuß Höhe heraus, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten gebildet hat. In dieser Eiswand hängen lange und zackige Eiszacken herab, die ohne Zweifel zu der mythologischen Sage Veranlassung gegeben haben, welche den Ganges aus den Haaren Mahadevas hervorkommen läßt. Am letzten Tage des Monats 1808 war der Fluß an dem Punkte, wo er unter dem Eise hervorkommt, 27 Fuß breit und 1 Fuß tief. Er fließt langsam.

Hodgson konnte anderthalbe Meile weiter gehen, aber immer auf dem Schnee; er überzeugte sich, daß er sich in einer Höhe von 14,600 F. befand. Der Punkt, wo der Ganges sichtbar wird, liegt nur 13,900 Fuß hoch.

Von Gangaotri bis zu diesem Punkte durchreißt man 2 Meilen bald auf dem Schnee, bald auf den Felsen längs den Ufern des Bhaghirathi, bald auf denen in dem Bette hin. Er nimmt immer an Breite ab und verschwindet bisweilen unter Eiszewölben. Ein großer Felsen, den er umgibt, ähnelt etwas dem Körper und dem Haupte einer Kuh, weshalb er gad moki, das Kuhmaul heißt, das nach dem Volksglauben das Wasser des heiligen Flusses von sich giebt.

Das Thal endigt am Ausgange des Bhaghirathi unter dem Eise am Fuße eines steilen Felsens; es giebt keine Wege mehr, nicht die geringste Spur von Vegetation; man ist völlig von Schnee und Eis umgeben.

Nach der Mythologie der Hindus ist Ganga die Tochter Himavati's, des großen Gebirges; Umas, ihre Schwester, ist die Gattin Mahadevas, der herrschenden Macht. Den Namen Mahadewa Galinga führt der gigantische Nil des Himalaya, welcher über Gangaotri hinaustragt.

Der Name Ganga kommt daher, daß der Fluß das Land (Gang) durchströmt, Bhaghirathi daher, daß der König Bhaghiratha, ein sehr frommer Hindu, seine Andacht auf einem Felsen inmitten des Wassers zu Gangaotri verrichtete. Der Fluß ist da 50 Fuß breit und 3 Fuß tief und hat einen ruhigen Lauf. Am Ufer steht man einen kleinen Tempel von Holz, welcher einen großen Stein mit dem Abdruck des Fußes Ganges enthält.

Ehe die Pilger Gangaotri besuchen, rasiern sie sich und baden sich zu Gauricund, einem großen Teiche 600 Schritte von dem Ziele der Reise, aus welchem ein großer Bach fließt. In dem Bette des Bhaghirathi hat man drei Bassins gegraben, in welche die Pilger sich hineinstürzen; das erste ist so groß wie der Fluß und hat das reine Wasser des Ganges, das noch nicht durch Vermischung mit einem andern Flusse verunreinigt ist. Ein großer mit Holz bedeckter Tempel enthält die Statue dieser Gottheit von rothem Stein und mehrere andere Götzenbilder. Ein Brahmine, der gewöhnlich zu Dherali, einige Stunden weiter unten, wohnt, verbringt drei Monate der schönen Jahreszeit zu Gangaotri, wohin er alles mitnehmen muß, was er zum Leben braucht, und wo man auf allen Seiten nichts als Berge mit schneebedeckten Gipfeln sieht; der untere Thell ist mit Nassen besäet und trägt einige einzelne Birken. Der Weg nach Gangaotri ist so beschwerlich, daß der Ort nur von Wandern besucht wird.

Folgt man dem Bhaghirathi, um nach Dewaprayaga zu gelangen, so reißt man in einem sehr engen Thale zwischen den Bergen; man reißt einige Dörfer und Flecken, unter andern Barahat, die Residenz des Radschah von Gervat. Ein anderer Weg führt von diesem Orte in die durch den Mandacni bewässerte Schlucht.

Der große Tempel zu Dewaprayaga ist von Granit erbaut und die Steine sind durch Rörte unter einander verbunden. Dieses 70 Fuß hohe Gebäude hat eine pyramidalische Gestalt und endigt in einer weißen Kuppel, auf welcher hölzerne Säulen ein vierseitiges Dach mit kupfernen Zie-

geln und einer goldenen Kugel mit einer Spitze tragen. Dieser Tempel steht auf einer Plattform von 60 Quadratfuß und 6 Fuß Höhe. Der Eingang nach Westen ist mit einem Porticus verziert, unter welchem die Frommen ihre Andacht verrichten; an der Decke hängen Blöden von verschiedener Größe. Die Hauptgottheit steht von schwarzem Stein, unter einer Kuppel sitzend dargestellt, dem Eingange gegenüber am Oefende des Heiligtums.

Der Ort, wo die Abwaschungen stattfinden, ist die Vereinigung des beiden Flüsse. Der Alacananda wölgt mit Heftigkeit und großem Getöse seine schäumende Flut auf einem Felsen und von Felsen starrenden Abhänge hinunter; der Bhaghirathi fließt sanft bis an die Stelle, wo ihm sein ungeßümter Genosse mit in betäubender Schnelligkeit fortreißt. Deshalb hat man unter der Wassersfläche in den Felsen drei Bassins gehauen, damit die Frommen von der Strömung nicht mit fortgerissen werden. Diese lassen ihren Namen von einem Brahminen ihrer Sekte aufschreiben, und bezahlen, wie schon erwähnt, etwas für diese Begünstigung.

Ueber dem Zusammenflusse ist der Alacananda der breiteste und tiefste der beiden Flüsse; er mißt 142 Fuß von einem Ufer bis zum andern und steigt in der Regenzeit 46 Fuß über sein gewöhnliches Niveau. Webb überschritt ihn auf einer Hängebrücke von 60 Fuß Höhe, welche dennoch in der Regenzeit durch die Strömung häufig mit fortgerissen wird. Der Bhaghirathi ist 112 Fuß breit und steigt 40 Fuß. Aus der Verbindung der beiden Flüsse entsteht der Ganges, der im Mai unterhalb Dewaprayaga 240 Fuß breit war. Er läuft nach W. und dann nach S. durch ein gebirgiges Land.

Die Beiflüsse des Alacananda zur Linken kommen aus Kemaon, einem britischen Gebiete, das in W. durch den Gail von Nepal getrennt ist. In dem nördlichen Theile desselben, der an dem Himalaya grenzt, findet man den Riti-gat oder Riti-Paß, durch welchen man mit außerordentlichen Schwierigkeiten nach Landes, eine Provinz Tibets, bringt. Der Flächenraum bietet eine ununterbrochene Reihe von hohen Bergen, die sich unter einander durchkreuzen und nach N. zu höher werden.

Das Land ist von den Kaspas bewohnt, welche eine minder dunkle Hautfarbe haben als die Völker in der Ebene. Ihre Züge verrathen, daß sie der Hindu-Familie angehören. Sie sind von apathischem Charakter. Die Engländer haben Kemaon behalten, nachdem sie die Korkas daraus vertrieben. Die Hauptstadt ist Almora, auf einem Berge in einer Höhe von 1049 Toisen.

Kemaon gehört gegenwärtig zu Gervat, einer Bergprovinz, wie alle Reisende sagen, die sie erwähnen haben. Sie wird in D. von dem Ramganga, in W. von der Dschemna, in N. durch den Schneegipfel des Himalaya und in S. durch die untere Terrasse dieser Berge begrenzt, die mit ihm parallel läuft und eine Höhe von mindestens 1600 Toisen erreicht.

Gervat zeigt in seinem südlichen Theile eine Menge von Bergen, die unter allen Gestalten und in allen Richtungen, bisweilen in parallelen kurzen Ketten aufgethürmt und oft mit einander an den Ecken durch schmale Rücken verbunden sind, welche in rechten Winkeln die Thäler durchschneiden, die meist sehr eng sind. Einige Berge sind bewaldet und immer grün, andere steinig und völlig kahl. Auf den minder hohen steht man gewaltige Bäume von Eichen, Buchen, indischen Kastanien, Fichten und Tannen; in ihrem Schatten wachsen Erdbeeren von ausgezeichnetem Geschmacke; aber ein bedeutender Theil ist unbewohnbar und kann nicht einmal durchgängig als Aufenthalt für wilde Thiere dienen.

Die Bewohner von Gervat sind Kaspas, die aber stärker und thätiger sind als jene in Kemaon. Dennoch besitzen sie jene Energie nicht, welche in andern Ländern die Bergbewohner auszeichnet, denn sie trugen geduldig das Joch der Korkas, welche sie zu Sklaven gemacht hatten und zu Hunderten verkauften. Die Engländer vertrieben die Unterdrücker und setzten den Radschah des Landes wieder ein. Sein Gebiet zwischen dem Bhaghirathi und der Dschemna wird von den britischen Truppen besetzt.

Das kleine Dorf Dheradur am Abhange eines Berges kann eine Idee von vielen derselben in Gervat geben. Die Umgegend ist eine traurige und unfruchtbare Ebene; kaum bemerkt man einiges Gebüsch; die Häuser auf Plattformen von Stein haben an der Fassade eine Veranda oder einen Porticus, der im Sommer vor den perpendicularen Strahlen der Sonne schützt. (Taf. 30. Abbild.)

Nur eine sehr kleine Anzahl von Flüssen ist zum Durchwaten; die Bewohner bedienen sich deshalb der Hängebrücken, die sehr zahlreich sind. Man bringt sie an den Punkten an, wo Felsen, welche das Flussbett zusammendrängen, die Befestigung von Seilen erleichtern, welche das bewegliche Gerüst tragen, auf dem der Reisende geht. Eine in Teri zeichnet sich durch die malerische Landschaft umher aus. (Taf. 30. Abbild.) Andere Brücken sind einfacher; der Reisende, der in einem an Seilen hängenden Kissen sitzt, wird von der einen Seite zur andern gezogen oder hilft sich selbst mit Händen und Füßen hindüber.

An der Spitze der unteren Terrasse der Himalaya-Berge erhebt Gervat das heilige Land der Hindus. Am Fuße eines steilen Berges dieses Kette, durch den der Ganges sich zwingt, um in die Ebenen Hindostans zu gelangen, findet man am rechten Ufer dieses Flusses Herduar, den von den Hindus verehrten Ort. Er heißt in ihrer Sprache Hari dwara (Ahor Hari's oder Wischnu), oder auch ganga dwara.

Herduar ist seit undenklicher Zeit von den Hindus als ein durch das Wasser des heiligen Flusses geweihter Ort besucht worden. Es liegt an dem nördlichen Rande eines kleinen Gebiets an einem großen Walde, welcher das westliche Ende der Stadt fast berührt. Häßliche Tempel und große steinerne Gebäude, die von frommen Männern für die Pilger errichtet wurden, nebst Treppen, die zum Ganges führen, theils mit Thürmen, theils mit phantastischen Malereien geschmückt, alle gut erhalten, beweisen, daß es hier eine geachtete und blühende Hierarchie giebt. Das Bild dieser Gebäude wird durch die Fluten des Ganges reflectirt, der hier ein breiter klarer Fluß geworden ist, schnell in einem von drei Seiten durch hohe Gebirge begrenzten Thale fließt und viel zu der Pracht der Landschaft beiträgt. (Taf. 30. Abbild.)

Die Straße zu dem heiligen Bade ist am Fuße des Hirkipari, eines Bergvorsprungs nach dem Flusse zu. Const krieg man nur auf einer Treppe hinunter, auf welcher bloß vier Pilger neben einander gehen konnten. Es geschahen häufig Unglücksfälle, weil die Frommen sich drängten, um zuerst in die heilige Flut zu gelangen. Im Jahre 1819 wurden 480 Hindus da erdrückt, und man fand unter den Todten englische Sepoys, die als Wachen dagesanden, um diese traurige Katastrophe zu verhindern.

Um so große Unfälle zu vermeiden, hat die ostindische Compagnie die Straße, welche zum Ganges führt, erweitert und einen geräumigen Kai anlegen lassen, der in einer Treppe von gleicher Größe entigt. Die Hindus sprachen laut ihre Dankbarkeit dafür aus. Mit dem Rufe Mahadeo! hol!, den sie wiederholen, wenn sie vor den Tempeln an ihrem Wege vorbeigehen, verbinden sie den: hol! hol!, der ihren Dank dafür ausdrückt, daß sie ohne Gefahr und ohne große Beschwerde eine für sie so wesentliche Pflicht erfüllen können.

Beim Baden selbst wird keine besondere Ceremonie beobachtet; es genügt das einfache Eintauchen. Die Tiefe des Ganges beträgt 4 Fuß; zur Zeit des Festes stürzen sich beide Geschlechter zu gleicher Zeit hinein; die Frommen, welche streng die Vorschriften erfüllen wollen, lassen sich von zwei Brahminen begleiten, die den Wäsenden in das Wasser tauchen und sodann wieder an das Ufer führen.

Die Brahminen sind natürlich unter dieser ungeheuern Volksmenge die bemerkenswerthe Personen; sie sammeln die Gaben der Gläubigen ein, verrichten aber keine besondere Function. Die tiefe Andacht der Hindus beim Baden, ihre religiöse Begeisterung, wenn sie sich in die Fluten des heiligen Flusses stürzen können, gewähren einen auffallenden Contrast mit der Ruhe und Gleichgültigkeit der Europäer, welche diese für sie wirklich seltsame Scene betrachten.

Eine andere nicht minder merkwürdige zeigt sich auf einer andern

Seite ihren Wilden. Die durch den Glauben gebotene Pilgerfahrt nach Herduar findet im April statt, zur Zeit der Rückkehr der schönen Jahreszeit in die nördlichen Länder. Sobald die Wege frei sind, eilen die Hindus und auch Leute, die dem Brahmanismus ganz fremd sind, nach Herduar nicht aus Frömmigkeit, sondern des Handels wegen. Uebrigens haben die Beobachter bemerkt, daß der Hindu nie sein zeitliches Interesse aus den Augen verliert und daß ein mela (eine Messe) die notwendige Folge des Zusammenflusses der Menschen ist, welche die Religion veranlaßt. Schon zu Ende des März sind die Wege, welche nach Herduar führen, mit mehreren Tausenden von Reisenden bedeckt, theils und zwar zumeist von Fußgängern, theils auf Elephanten, Stieren, Pferden, Kamelen reitend, theils Lastthiere fahrend. Sie kommen aus Afghanistan, aus dem Persien, aus Caschemir, aus allen Theilen Hindostans. Fast alle Pilger bringen Waaren mit, weil sie die Ueberzeugung haben, dieselben vorthellhaft zu verkaufen. Die großen Bankiers schicken nach Herduar ihre Agenten, welche für Waare oder Geld Wechsel von jedem Betrage auf alle Pldge geben, die man nur verlangen kann.

Man nimmt an, daß nahe an 300,000 Personen jährlich in Herduar zusammenkommen; von zwölf zu zwölf Jahren ziehen außerordentliche Ceremonien eine noch bedeutendere Menschenmenge dahin, und man glaubt, daß sie sich dann wohl auf eine Million belaufen könne.

Schwerlich macht man sich eine Vorstellung von dem Lärme der Messe zu Herduar. Der Klagen der Schrei der Kamelen, die gewaltige Stimme des Elephanten, das Brüllen der Stiere, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Löwen, der Tiger und der andern wilden Thiere, welche man für die Reugierigen ausstellt; das Schnattern der Affen, der gellende Schrei der Raubvögel, das Gefrächze der Papageien, die ohrenreißenden Töne der herumsiehenden Russen, verbunden mit dem Gespräche und dem Geschrei der Menge und dem betäubenden Schalle der Muschelhörner der Brahminen, — alles dies zusammen giebt das seltsamste und betäubendste Geräusch das man sich denken kann. Die reisenden Thiere, welche man der öffentlichen Neugierde darstellt, sind nicht wie in Europa bei ähnlichen Gelegenheiten in Käfige eingesperrt, sondern nur an Ketten oder Stricke gelegt, so daß man sich in getrüßter Ferne von ihnen halten muß.

In den Niederlagen befinden sich Waaren aus allen Ländern der Welt: den Thee aus China, die Lackgegenstände aus Japan, die Shawls aus Caschemir, die Musline Indiens sieht man neben dem Kaffee aus Arabien, den kurzen Waaren, den Wollenzuge und Gläsern Englands und den Parfümerien aus London und Paris.

Const wurden die außerordentlichen Versammlungen alle zwölf Jahre durch tumultuöse Kustritte bezeichnet, welche blutige Kämpfe herbeiführten. Der Brahmanismus zerfällt wie alle andern Religionen in verschiedene Sektten. Am 10. April, dem Tage der großen Eintauchung, machte jede Schaar, angeführt von frommen Bettlern, den andern mit Stock- und Keulenschlägen den Gang nach dem Flusse streitig. Sehr oft verlor bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Hindus das Leben. Seit mehreren Jahren vergeht jetzt in Folge der Vorsichtsmaßregeln der englischen Regierung die Messe von Herduar zur Verwunderung der Menge ohne Blutvergießen.

So lange die Messe dauert, drei Wochen, nimmt sie nicht ab. Besonders gegen den 10. April hin wird der Menschenzusammenfluß ungeheuer. Alle Wege sind mit Wallfahrern bedeckt; diejenigen, welche nur ihre Abwaschungen verrichten wollen, kommen früh an und brechen, nach dem sie ihre religiöse Pflicht erfüllt haben, Abends oder am andern Morgen wieder auf; aber ein Reisender wird fortwährend durch einen andern erlegt. Es ist eine fortwährende Bewegung, die sich wirklich nicht denken läßt, wenn man sie nicht gesehen hat. Man glaubt vielleicht, die Schwärme Lebensmittel für alle diese Leute zusammenzubringen, müsse eine Art Theuerung und Mangel veranlassen; aber Webb sagt, er habe in dem Bazar immer Vorrath gefunden und die Lebensmittel wären nicht theuer. Die Wallfahrer, welche nur einen Tag bleiben, bringen ihren Bedarf

mit, und Tausende von Karren führen unaufhörlich Lebensmittel zu, besonders aus dem fruchtbaren Lande zwischen dem Ganges und der Dschemma.

Kapitel XLIII.

Hindoſtan. — Die Dschemma. — Delhi. — Agra.

Hodgson ist der erste europäische Reisende, der eine genügende Beschreibung von der Dschemma gegeben hat. Im April 1817 als dieser Engländer ihn besuchte, strömte der Fluß unter einer 180 Fuß breiten und 40 F. tiefen compacten und festen Schneemasse, die von den obern Höhen heruntergefallen und rechts und links durch Granitfelsenwände begrenzt war. Der Dampf der warmen Quellen, die aus dem Felsen hervorstramen, die er bedeckte, hatte Höhlen darin ausgehöhlt. Hodgson benutzte eines derselben, um unter das Schneegewölbe hinunter zu steigen, zündete Fackeln an und betrachtete ein prachtvolles Schauspiel. Die warmen Quellen ziehen sich ziemlich weit hin und einige sind so warm, daß man Reis darin kochen kann. Sie kommen aus Rissen in dem Granite wellend heraus und setzen einen eisenhaltigen Niederschlag ab.

Die Quelle der Dschemma befindet sich in einer Höhe von 2450 Fuß an den SW-Seite des Dschemma utri, eines Schneepfles des Himalaya. In dem Punkte, wo dieser Fluß unter dem Gise hervorkommt, ist er nur 3 Fuß breit und einige Zoll tief. Er fließt sehr schnell nach S. längs Gervat hin, das er in N. begrenzt, und nimmt zu Ralsgat den Lauf auf, der, obgleich weit ansehnlicher, seinen Namen verliert. In diesem Theile ihres Laufes strömt die Dschemma fast parallel mit dem Ganges, von dem sie nur 13 Stunden entfernt ist. In dem Dorfe Sarabuat, wo sie schon weit größer ist, erzwingt sie sich einen Durchgang durch die untern Terrasse des Himalaya und gelangt in die Ebenen Hindoſtans bei Jessabab, einem kleinen Dorfe, wo sie in der wassen Jahreszeit 3000, in der trocknen aber nur 300 Fuß breit ist. Sie bespült fast den Fuß der Berge zur Rechten, während das linke Ufer, wo Jessabab liegt, über eine Stunde davon entfernt ist. Sie theilt sich in mehrere Arme und bildet so gut bewohnte und gut bebauten Inseln; dann vereinigen sich diese Arme wieder. Sie fließt auf Sand und Kies und häufig auf Felsen, welche Fäße bilden, die jedoch zu schwach sind, als daß sie das Fließen von Bauholz hindern könnten.

Die Dschemma fließt weiter fort parallel mit dem Ganges, von dem sie nur 17 bis 25 Stunden entfernt ist; ihre Ufer sind ungemein malerisch durch die zahlreichen Ruinen, die sie zeigen und deren Aussehen über das sonstige Land, das sie bewässert, eine melancholische Majestät verbreitet. In geringer Entfernung von den Mauern des neuen Delhi sieht man zur Linken die Ruinen einer Moschee (Taf. 31. Abbild.), deren Effect durch das dicke Gebüsch eines nahen Haines erhöht wird, ein natürlicher in der unmittelbaren Nähe der alten Hauptstadt Hindoſtans seltener Reiz, da der Boden hier dürr und mit Calcauschwüngen bedeckt ist. Da der feine Boden fortwährend den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, so zieht er viel Wärme an und erzeugt in der Jahreszeit, in welcher dieselbe den höchsten Grad erreicht, eine trockene und sehr hohe Temperatur. Das Land ist von allen Seiten offen und den Winden ausgesetzt, welche über große Wassermassen streichen und im Winter eine starke Kälte verursachen. Die übermäßige Wärme ist jedoch den Pflanzen günstig, welche nur in den südlichen Provinzen Hindoſtans von selbst wachsen.

Witten unter Ruinen längs den schieblichen Gewässern der Dschemma hin, kommt man auf den weiten Raum des ehemaligen Delhi. Man bemerkt am nördlichen Ende der Mauern, die ihn umgeben, und andertwärts Reile von denen der neuen Stadt Thärme und andere Ueberreste eines prachtvollen Gebäudes, weiß aber den Namen des mächtigen und ohne Zweifel zu seiner Zeit berühmten Mannes nicht mehr, zu dessen Ehre dieses Gebäude aufgeführt wurde. (Taf. 31. Abbild.)

Reise in Ind.

In einer andern Stelle erhebt sich majestätisch der Kottab-minar; man hält diese Säule Kottabs für die höchste, welche man kennt. Die runde Basis bildet ein Viereck von 27 Seiten und der Schaft ist bis zur dritten Abtheilung in 27 Theile, die bald kreisförmig, bald eckig sind, cannelirt. Drei Balcone laufen um die Säule herum; der erste befindet sich 30, der zweite 140, der dritte 203 Fuß über dem Boden. Die ganze Höhe des Kottab-minar beträgt 248 Fuß. Er ist von rothem Granit, in welchem sich schwarzer und weißer Marmor befindet. Eine Wendeltreppe im Innern fährt auf 300 Stufen bis auf die Spitze; sonst bestand sich oben darauf eine Kuppel, die nicht mehr existirt, ob sie gleich auf der Zeichnung mit dargestellt ist. Oeffnungen an den Seiten lassen Luft und Licht hinein. Die englische Regierung versäumt nichts, um dieses prächtige Denkmal in gutem Stande zu erhalten. (Taf. 31. Abbild.)

Die Ueberreste von Kuppeln, Portiken und Arkaden, mit denen sie umgeben ist, bilden die östliche Seite einer Moschee von rothem Granit, die von Kottab-eh-dir, Vicerehnig Mohamed Gauris, begonnen wurde, unter dessen Regierung er 1193 Delhi einnahm. Die Bildhauerarbeiten an diesen Portiken sind höchst sorgfältig und außerordentlich fein; man bewundert sie noch, denn sie haben nichts verloren.

Zur Zeit seines Glanzes soll Delhi einen Raum von 8 Stunden bedeckt haben, und so viel nehmen allerdings die Trümmer ein. Die Entstehung der Stadt ist unbekannt; wie die Hindus erzählen, wurde sie von dem Kaiser Desu gebaut, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte. Die Macht der eingeborenen Fürsten wurde durch die Afghanen oder Patane gestürzt, welche sich 1193 Delhi bemächtigten. Während ihrer Herrschaft eroberte und plünderte Amerlan 1398 Delhi. Baber, einer seiner Nachfolger, machte 1525 der Dynastie der Afghanen ein Ende und begann die der mogollischen Kaiser, welche noch besteht, wenn sie auch ihre Macht verloren hat.

Die zahlreichen Wechselfälle, welche Delhi erlebt, häuften daselbst die Ruinen verschiedener Jahrhunderte auf; die der alten Hindu-Bauart theilen das Interesse des Beschauers mit denen der Muselmänner. Die Hindus sagen, es wären hier unter den Ueberresten der Tempel und Paläste die Gräber von 80,000 Heiligen und Märtyrern gefunden worden. In den Zeiten des Ruhmes Delhis zeigten Palae und Gärten ihr frisches Grün und ihre Blumentränze auf einem Boden, der gegenwärtig durchaus dürr ist.

Akbar, der größte Fürst der mogollischen Dynastie, verlegte den Sitz des Reiches in die Stadt Agra, was den Verfall Delhis beschleunigte. Doch blieb ihm noch ein Schatten von Glanz, als 1621 der Kaiser Schah Dschahan das neue Delhi gründete, das nach ihm Schah-Dschahanabad genannt und die Hauptstadt des Reiches wurde; es hat fast 10 Stunden im Umfange. Unter der Regierung Aurengzebs, des Nachfolgers Schah-Dschahans, erreichte die Stadt den höchsten Grad des Glanzes. Dieser Monarch hatte die von seinen Vorfahren begonnenen Eroberungen fortgesetzt und bei seinem Tode, 1707, erstreckte sich sein Reich in N. bis an den Himalaya, in D. bis nach Arrakan und Assam, in S. bis an das Meer, mit Ausnahme einiger kleinen Fürstenthümer in dem südlichen Theile und längs der westlichen Küste der Halbinsel, und in W. bis jenseits des Indus.

Die Erzählungen Koss, Kerrys, Taverniers, J. Thevenots, Berniers und anderer europäischer Reisender, welche die Staaten des Großmoguls im 17. Jahrh. besuchten, enthalten eine so pomphafte Beschreibung von dem Reichthume, der Pracht und dem ungeheuern Luxus, der sie umgab, daß man ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ zu lesen glaubt. Ein einziger der Throne des Großmoguls wurde von Tavernier auf 160 Mill. geschätzt; zwölf goldene Säulen, welche den Baldachin dieses Thrones hielten, waren von großen Perlen umschlungen; der Baldachin bestand aus Perlen und Diamanten mit einem Pfau darauf, der einen Schweif von Edelsteinen ausbreitete. Alles Uebrige stand mit dieser Pracht in Uebereinstimmung. Der feierlichste Tag im Jahre war der, an welchem

man den Kaiser in goldener Bage wog, und an diesem Tage erhielt er für mehr als 50 Mill. Geschenke.

Nach dem Tode Aurengzebs hatte diese Größe ein Ende; seine Kinder machten einander den Thron streitig, auf welchem einige nur wenige Tage saßen. Während dieser Zeit blutiger Kämpfe unter Brüdern und Verwandten, Mordthaten, Grausamkeiten, Ausschweifungen und sinnlosem Luxus konnte keiner der Prinzen, welche nach einander den Kaisertitel annahmen, seine Herrschaft über die Madschabs und Subas, oder Vizekönige und Statthalter, behaupten, welche sich unabhängig zu machen suchten.

Mitten in diesen Unruhen verbrannten 1735 die Mahratten die Vorstädte von Delhi. Nadir Schah, bekannter unter dem Namen Thamas Kuli Khan, der in Persien regierte, schickte 1737 Gesandte nach Delhi, um gegen das Asyl zu reclamiren, das man den ausgewanderten Afghanen gewährt hatte, und die Auslieferung derselben zu verlangen. Die ausweichenden Antworten, welche Mohamed Schah gab, der damals den Thron des Großmoguls inne hatte, dienten dem Eroberer zum Vorwande, einen Zug gegen Hindostan zu unternehmen. Sein eigentlicher Zweck aber war, sich der Schätze des Reichs zu bemächtigen. Die Schwäche dieses Staates, die Intriguen am Hofe zu Delhi, die Einverständnisse, die er mit einigen der vorzüglichsten Omras (hohen Beamten) unterhielt, ebneten ihm alle Hindernisse. Er durchzog Afghanistan, ging über oder durch den Indus und dessen Beiläufe, schlug die Heere, welche man ihm entgegenstellte, und rückte am 2. März 1739 in Delhi ein. Er überschwemmte mit Blut diese Hauptstadt, deren Einwohner sich gegen ihn erhoben. Mehrere Tage lang war sie auf Befehl Nadir-Schahs der Plünderung und dem Morden preisgegeben. Um der Habgucht, der Wuth und Rache der Perser zu entgehen, flochten ganze Familien ihre Häuser in Brand und stürzten sich in die Flammen. Die Gesamtzahl der Opfer betrug nach den am wenigsten übertreibenden Berichten 100,000, nach dem Reisenden Otter aber gar 225,000. Ein großer Theil der Stadt brannte nieder.

Nach Beendigung der Schändereien setzte Nadir-Schah den Mahomed Schah wieder auf den Thron, ließ sich von demselben aber alle Provinzen westlich von dem Indus abtreten und verließ am 16. Mai Delhi mit einer Beute, die von Elmsen auf 1,500,000,000, von Andern auf 2,000,000,000 Frsch. geschätzt wurde. Der berühmte Pfau auf dem Throne befand sich auch darunter.

Der Einfall Nadir-Schahs hatte der Macht des mogulischen Reichs den letzten Stoß gegeben; es wurde endlich gänzlich zerstückelt, und der ephemere Besitz einer fast nichtigen Macht veranlaßte dennoch immer noch blutige Kustritte.

Im Jahre 1768 wurde Delhi zum zweitenmale durch Ahmed Abd-Kafi, den König von Cabul, geplündert. Der Palast des Großmoguls, Nem-ghir, verlor vollends alles, was Nadir Schah verschmährt hatte. Die Marmorwände wurden zertrümmert, um die Edelsteine zu erhalten, mit denen sie ausgelegt waren.

Schah Alim II., der 1760 den Thron bestieg, wurde von den Mahratten aus seiner Hauptstadt vertrieben und flüchtete sich zu einem seiner ehemaligen Vasallen, der unabhängiger Fürst geworden war. Dieser erklärte im Namen dieses Schattenkaisers den Engländern, welche bereits Herren von Bengalen und Bahar waren, den Krieg, mußte sich aber deren Gnade und Ungnade ergeben, und die ostindische Compagnie überließ ihm ein fruchtbares und großes Landstück über Mahabad. Er seinerseits trat derselben auf ewige Zeiten 1765 die divanio oder die Steuern von Bengalen, Bahar und Drissa ab. Der Schutz der Compagnie langweilte ihn jedoch und er kehrte 1771 nach Delhi zurück, wo er bald ein politisches Werkzeug in den Händen der Mahratten wurde, in deren Händen sich jene Hauptstadt seit 1770 befand. Im Jahre 1788 bemächtigte sich Solam Kabir, das Oberhaupt der Mohillas, eines Stammes in dem Gebirge östlich vom Ganges, Delhi, mißhandelte und folterte selbst den unglücklichen Kaiser, um von demselben zu erfahren, wo die Schätze verborgen

wären, und nach ihm zuletzt die Augen aus. Er mordete, folterte und ließ Hungers sterben mehrere Mitglieder der königlichen Familie und vornehme Einwohner der Hauptstadt, um von ihnen ähnliche Größnungen zu erhalten. Die Annäherung einer Abtheilung des Mahrattenheeres nöthigte ihn endlich den Platz zu räumen; er wurde auf der Flucht eingeholt und hingerichtet.

Schah Alim führte nach seiner Befreiung ein elendes Leben; die Mahratten, die Herren seiner Staaten, gaben ihm ein Jahrgeld, das kaum zu seiner und seiner Familie Erhaltung hinreichte, eigneten sich den Gebrauch alles dessen an, was ihm gehörte, und begingen die schauderhaftesten Verbrechen im Namen ihres Gefangenen.

Diese beklagenswerthe Periode dauerte bis 1803. Damals hatte sich Dabiet No Sindia, der Fürst der Mahratten, mit der ostindischen Compagnie veruneinigt; Lord Lake rückte gegen ihn, schlug das Heer bei Delhi am 11. Septbr. und zog am folgenden Tage in dieser Hauptstadt ein. Die weiteren Erfolge der Engländer vernichteten die Macht der Mahratten in Ober-Hindostan, und die Regierung von Calcutta traf Anstalten, um den Kaiser und dessen Familie zu erhalten. Man gab ihm alle Häuser, Gärten und Bänderien zurück, die ihm die Mahratten genommen hatten; man trat ihm ferner am rechten Ufer der Dschemna ein Gebiet ab, dessen Einkünfte dem Kaiser angehören und in dessen Namen unter der Aufsicht des britischen Residenten erhoben werden sollten. Man ließ ihm auch einen Schatten von Einfluß in der Verwaltung der örtlichen Justiz.

Die Nähe Delhis wurde nicht gestört bis zum October 1804. Da schickte Holkar, der Mahrattenfürst, welcher sich vor Lord Lake zurückzog, seine Infanterie mit einem furchtbaren Geschützparke zur Belagerung der Stadt ab. Derselbe begann am 9. dieses Monats. Die Garnison war, weil man nach verschiedenen Seiten hin hatte Truppen abenden müssen, zur Vertheidigung einer so großen Stadt zu schwach, deren Wälle überdies auf allen Seiten zugänglich waren, und die 300 Rewards enthielt, Diebe von Profession, und ein Corps irregulärer Cavalerie, auf dessen Truue man nicht bauen konnte. Beide Theile rechtfertigten die von ihnen gehegten Erwartungen; die Rewards gingen zu dem Feinde über und die Cavalerie zerstreute sich bei der Annäherung desselben, der demnach nahe an die Mauern kam. Die Mahratten eröffneten ihr Feuer und machten mehrere Brechen; aber als sie einen Sturm versuchten, wurden sie zurückgeschlagen und hoben die Belagerung nach neun Tagen auf.

Schah Alim überlebte diese Ereignisse erst im Decbr. 1806 endigte er seine lange und unglückliche Regierung. Akbar, sein ältester Sohn, folgte ihm ohne Widerpruch. Dieser machtlose Kaiser residirt in Delhi und man erweist ihm alle Ehren, die der mit der höchsten Gewalt bekleideten Person zukommen. Er wohnt in einem von britischen Soldaten bewachten Palaste. Die Fremden werden ihm vorgestallt, wenn sie durch den Residenten darum nachgesucht haben, welchen die Compagnie bei ihm hält. Reginald Heber, der anglikanische Bischof von Calcutta, verfehlte bei seiner Durchreise durch Delhi 1824 nicht, dem Nachfolger jener mogulischen Kaiser, welche im 17. Jahrh. einen so blutenden Luxus entfalteten, seinen Besuch abzusatteln. Akbar II., der gegenwärtig regiert, lebt von einer Pension von 1 Mill. Thalern, welche ihm die ostindische Compagnie giebt. Sein prachtvoll gebauter Palast zeigt Spuren des Verfalls; man wird darin von Bettlerschaaren angefallen, — den Frauen und Kindern der bei dem Marfak Angestellten.

„Wir steigen von unsern Stiephanten,“ sagt der Bischof Heber, „von einem reich mit Bildhauerarbeiten geschmückten, aber sehr schmutzigen Rhone; unsere Führer zogen einen Leinwand-Vorhang zurück und riefen mit rauher Stimme in einem gewissen Takte: „hier ist der Schmutz der Welt! hier ist das Asyl der Böser! der König der Könige! der Kaiser Akbar Schah, der Gerechte, der Glückliche, der Siegreiche!“ Wir sahen wirklich einen kleinen Hof mit niedrigen, aber reich geschmückten Gebäuden umher. Uns gegenüber öffnete sich ein Pavillon von weißem sculptir-

ten Marmor, der mit Rosenstöcken und Springbrunnen umgeben und mit Vorhängen und Zelten geschmückt war; im Innern bemerkte man eine ansehnliche Menschenmenge, unter welcher der arme Alte, der Abkömmling Zamernan, saß. Elliot, der Resident, machte drei tiefe Verbeugungen; wir folgten seinem Beispiele. Diese Ceremonie wurde zweimal wiederholt während wir nach der Treppe des Pavillons hingingen, wobei die Pferde jedesmal die Ausbrüche der Wuth ihres Reiters heraussagten. Wir stellten uns endlich in eine Linie zur Rechten des Thrones auf, der eine Art großen Sessels aus reich vergoldetem Marmor ist, zu dem zwei oder drei Stufen hinaufführen. Elliot trat hier, die Hände nach orientalischer Weise zusammengelegt, einen Schritt vor und sagte dem Kaiser mit leiser Stimme, wer er sey. Darauf machte ich drei Verbeugungen und bot ein naznar (Geschenk) von 61 Goldmohars in einem gestickten Beutel, der nach der Sitte auf meinem Tische lag. Der Monarch nahm meine Gabe und legte sie neben sich. Ich blieb noch einige Minuten stehen und er richtete die gewöhnlichen Fragen über mein Befinden, meine Reisen und die Zeit meiner Abreise von Calcutta an mich. So hatte ich Gelegenheit, diesem Fürsten ganz genau zu sehen; er ist bleich und hager, hat aber ein schönes Gesicht, eine Adlernase und einen langen weißen Bart. Sein Teint ist dunkler als der eines Europäers; seine Hände sind sehr weiß und klein, und sie waren mit, wie es schien, sehr werthvollen Ringen geschmückt. Uebrigens konnte ich nur sein Gesicht und seine Hände sehen, weil der Morgen kühl war und er sich in mehrere Shawls gewickelt hatte. Ich trat auf meinen Platz zurück und bot sodann dem souveränen Thronerben, der links von seinem Vater saß, 5 Mohars. Der Resident saß zur Rechten. Zwei Engländer, die bei mir waren, wurden ungefähr mit denselben Höflichkeiten vorgestellt; ihre Geschenke waren geringer als das meinige, und der Kaiser sprach nicht mit ihnen.

„Der Kaiser winkte mir darauf nochmals vorzutreten. Elliot sagte mir, ich möge meinen Hut abnehmen, da ich bis dahin bedeckt geblieben war, und der Kaiser schlang eigenhändig einen leichten Turban von Goldbrocat, für den ich noch vier Mohars zahlte, um meinen Kopf. Darauf winkte man uns, wir hätten uns zurückzuziehen, um die kelats (Throngewänder) zu empfangen, welche die Güte „der Zufucht der Welt“ für uns habe bereit halten lassen. Ich wurde demnach in ein kleines Zimmer geführt, das an den zenana (Frauenwohnung) stieß, wo ich ein hübsches geblümtes und mit Perlen besetztes Gewand und zwei ziemlich gewöhnliche Shawls fand. Meine Leute, welche alle diese schönen Dinge mit großem Vergnügen betrachteten, hüllten mich in das Kleidungsstück. Ich mußte in diesem seltsamen Aufzuge wieder vor dem Kaiser erscheinen, und ich hörte meinen Namen von den Herolden mit den pomphaftesten Titeln annehmen. Meine Begleiter befanden sich bereits, ebenfalls verkleidet, wieder da, man hatte ihnen jedoch nicht die Ehre erwiesen, sie in ein besonderes Ankleidezimmer zu führen; sie hatten ihr kelat an der Thüre des Hofes angelegt. Ich glaube, sie sahen noch seltsamer aus als ich, denn ihr Hute waren von einer geblümten Gazeleide umschlungen und ihre Schultern, über ihren Kleidungsstücken, mit einem seltsamen Gewande von Gaze, Glittern und verflochtenen Fäden bedeckt.

„Ich trat von neuem vor und bot dem Kaiser mein drittes Geschenk, — ein Exemplar der arabischen Bibel und das Gebetbuch der anglikanischen Kirche in hindostanischer Sprache, elegant in blauen Sammet mit Gold gebunden und in ein Stück Brocat eingeschlagen. Der Kaiser erlaubte mich, ich möge mich bücken; er hing mir darauf ein Perlenhalsband um und stellte vorn an meinen Turban zwei glänzende Schmuckstücke von nicht eben großem Werthe; dafür gab ich ihm noch fünf Mohars. Endlich wurde mir angezeigt, es erwarte mich draußen ein Pferd; die Herolde verkündeten nochmals emphatisch dieses Zeichen der kaiserlichen Freigebigkeit, und ich zahlte noch einmal fünf Mohars. Endlich empfahl ich mich durch drei, dreimal wiederholte, Verbeugungen und begab mich mit Elliot in das Ankleidezimmer, von wo ich der Königin, wie man sie gewöhnlich nennt, obgleich der Titel Kaiserin gewiß passender wäre, ein Geschenk von fünf Mohars übergab. In diesem Augenblicke fragten mich

die tashoptas (Eäufer) des Kaisers, wann sie zu mir kommen könnten, um ihr Geschenk in Empfang zu nehmen.

„Uebrigens darf man nicht glauben, daß dieser Austausch von Geschenken für den Kaiser oder mich etwas sehr Kostspieliges gewesen sey. Alles, was er mir gab, das Pferd mitgerechnet, obgleich wirklich das schönste, das seit mehreren Jahren am Hofe zu Delhi gesehen worden, und obgleich der alte Monarch offenbar sehr artig seyn wollte, kostete nicht mehr als etwa 300 Rupien (Gulden), so daß er und seine Familie dabei wenigstens eben so viel verdienten, ungerechnet das, was sie von meinen beiden Begleitern erhielten. Alles dies war reiner Gewinn, weil die Throngewänder, welche die letztern erhielten, ohne Zweifel aus abgesetztem Puz der begom (Fürstin) gemacht waren. Während auf der einen Seite die Compagnie sehr reichlich befohlen hat, daß alle Geschenke, die Einer erhält, der Regierung zufallen müssen, hat sie aber auch alle Kosten auf sich genommen, welche bei solchen Gelegenheiten von Beamten gemacht werden. Dem zu Folge ging nichts, was ich gab, aus meiner Tasche, ausgenommen die beiden Bücher, die, wie er mir sagte, ihm um so lieber waren, da er sie nicht erwartete.

„Doch kehren wir in den Audienzsaal zurück. Während ich mich in dem Ankleidezimmer befand, fiel mir die Schönheit seiner Verzerrungen auf; es war ganz mit weißem Marmor bekleidet und dieser mit Blumen und Blättern von grünem Serpentin, Eapislazul und blauem und rothem Porphyr ausgelegt; die Blumen im besten italienischen Style verriethen es, daß sie das Werk eines Künstlers dieses Landes seyn müßten; aber alles war schmutzig, verfallen und verwüdet. Die Halbkugeln der Blumen und Früchte war herausgerissen oder auf eine andere Art verstümmelt; die Thüren und Fenster befanden sich in einem traurigen Zustande des Verfalles, während eine Menge alter Geräthe in einer Ecke aufgeschüßt war und ein zertrüffelter Vorhang von verflochtenen Tapeten über einer Artade hing, die zu den innern Gemächern führte. Die Leute hatten keine Idee davon, irgend etwas zu reinigen oder wiederherzustellen.

„Was mich betrifft, ich gedachte an den berühmten Vers des persischen Dichters:

„Die Sonne hat ihr Gewebe im Palaste der Kaiser aufgehängt“,

und fand ein trauriges Interesse dabei, den gegenwärtigen Zustand dieser armen Familie mit dem zu vergleichen, in welchem sie sich vor zweihundert Jahren befand, als Bernier, der französische Reisende, Delhi besuchte.

„Als ich meine gewöhnliche Kleidung wieder angelegt hatte, wartete ich noch eine kurze Zeit, bis man uns gemeldet, daß der „König der Könige“ sich in seinen zenana zurückgezogen habe. Wir gingen also in den Audienzsaal, den ich vorher nur unvollkommen gesehen hatte wegen der anwesenden Personenmenge und der Nothwendigkeit, die Ceremonien zu erfüllen, denen ich mich gefügt hatte. Es ist ein sehr schöner Pavillon von weißem Marmor, an der einen Seite nach dem Hofe des Palastes, an der andern auf einen großen Garten offen. Seine Säulen und Abkübungen sind herrlich gemeißelt und mit vergoldeten und eingelegten Blumen, sowie mit Inschriften in dem schönsten persischen Style geschmückt. Um den Fries her liest man den Spruch:

„Wenn es auf Erden gibt ein Paradies,

So ist es dies, so ist es dies.“

Der marmorne Fußboden ist nicht mit Teppichen belegt, aber überall mit derselben Pracht ausgelegt wie das Zimmer, das ich verlassen hatte.

„Die Gärten, die wir darauf besuchten, sind nicht groß, müssen aber in ihrer Art sehr schön und prächtig gewesen seyn. Sie sind reich an alten Drangen- und andern Fruchtbaumen, an Terrassen und Beeten, auf denen eine Menge Rosen standen und eben einige Jonquillen blühten. Ein Canal mit kleinen Wasserleitungen von weißem Marmor durchzog hier und da die Beete, und am Ende der Terrasse sieht man einen prächtigen achtseitigen Pavillon ebenfalls von Marmor, der mit Blumen in Mosaik bekleidet ist; eine Marmorfontaine steht in der Mitte und im

einer Nische an der Seite befindet sich ein häßliches Bad. Von den Fenstern dieses Pavillons aus, der sich über die Mauern der Stadt erhebt, hat man einen vollständigen Ueberblick über Delhi und die Umgegend; aber, als wir den Pavillon gesehen hatten, welcher Schmutz, welche Einsamkeit, welches Elend! Das Bad und die Fontaine hatten kein Wasser; der Mosaihboden war mit Geräthen und Schmutz aus dem Garten bedeckt und die Wände durch den Roth der Vögel und Fledermäuse beschmutzt.

„Wir wurden in die Schloß-Moschee geführt, ein zierliches kleines Gebäude von weißem Marmor, das aber ebenfalls vernachlässigt wird und verfällt. Man hat Pipals (*Ficus religiosa*) innerhalb der Mauern wachsen lassen; die äußere Vergoldung der Kuppel war zum Theil weggenommen und einige Thüren sind plump mit Ziegelsteinen zugemauert, aber nicht abgeputzt.

„Zuletzt besuchten wir den *devani* am (öffentlichen Audienssaal), der sich in dem äußern Hofe befindet. Bei gewissen Gelegenheiten saß der Großmogul hier in großem Staate, um die Begrüßungen und Bitten seiner Unterthanen zu vernehmen. Dieser Saal ist ebenfalls ein prachtvoller Marmorpavillon, der Form nach dem andern gleich, aber viel größer und nur an drei Seiten offen. Die vierte schließt eine schwarze Wand mit eingelegten Mosaikeblumen und -blättern. In der Mitte steht ein Thron zwei Fuß über dem Boden mit einer kleinen Plattform von Marmor davor. Hier stand der Begir, um die Gesuche seinem Herrn zu überreichen. Hinter dem Throne steht man eine Mosaike, welche Vögel, vierfüßige Thiere und Blumen vorstellt, sowie in der Mitte, der schlagendste Beweis, daß es das Werk eines italienischen oder doch wenigstens europäischen Künstlers ist, eine kleine Orpheusgruppe. Dieser Saal war, als wir ihn besichtigten, mit Geräthen aller Art, mit zerbrochenen Palankinen und leeren Rissen gefüllt, und der Thron so mit Laubensort bedeckt, daß man kaum die Verzierungen daran erkennen konnte. Schah Dschah, der Erbauer dieser stolzen Gebäude, ahnete es gewiß nicht, welches Schicksal seinen Nachkommen, ja ihm selbst bevorstehe. Der berühmte Spruch: *Vanitas vanitatum*, stand sicherlich nirgends lesbarer angeschrieben, als auf den verfallenen Arcaden des Palastes zu Delhi.

„Nachmittags fuhr ich mit Herrn und Mad. Elliot in einem Theile der Stadt umher. Die Hauptstraßen sind wirklich breit, schön und, für eine asiatische Stadt, merkwürdig reinlich. Die Läden in dem Bazar sehen recht gut aus. Die bedeutendste Straße, die wir sahen, heißt *Ischandi Ischol* (Goldschmieds-Straße). Ein Theil der Wasserleitung läuft in der Mitte hin.

„Ungefähr in der Mitte dieser Straße sieht man eine häßliche kleine Moschee mit drei vergoldeten Kuppeln (Taf. 31. Abbild.) Man sagt, Nadir Schah habe unter dem Porticus dieses Tempels von früh bis zum Abend gegessen, um die Niederwerfung der Einwohner durch seine Soldaten mit anzusehen. Ein Thor, das zu einem nahen Bazar führt, hat den Namen *Cunia Daruafa* (Thor der Regelei) behalten.

„Die Mauern der Stadt sind hoch und sehr schön, aber mit Ausnahme der Ruinen und der Felsen ist jenseits derselben nichts zu sehen. Die Gärten von Schahmal, die in mehreren Schriften so sehr gerühmt werden, sind vollkommen verwildert; doch versicherte mich Jedermann, daß sich das Aussehen Delhis sehr verbessert habe, seit es im Besitze der Engländer ist. In welchen Zustand hatten es die Mahratten gebracht!“

Der Franzose Victor Jacquemont erhielt ebenfalls eine öffentliche Audienz bei dem Kaiser Akbar. Er spricht davon mit aller Heiterkeit seines Alters in einem Briefe vom 10. März 1830: „Ich wurde durch den Residenten mit einem ganz passablen Pompe, einem Regimente Infanterie, einer starken Bedeckung Cavalerie, einem Heere von Domestikern und einer Schaar reich gekäumter Elephanten zur Audienz geführt, und zeigte meine Ehrfurcht dem Kaiser, der geruhte, mir ein *kelat* (Ehrengewand) reichen zu lassen, das mir ceremoniös unter der Aufsicht des Premierministers angelegt wurde. Ich erschien wieder am Hofe. Da

bestete der Kaiser (man vergesse nicht, daß er in gerader Linie von Timur oder Tamerlan abstammt) mit seinen eigenen kaiserlichen Händen an meinen Hut (einen grauen), welcher vorher durch den Begir in einen Turban verwandelt worden war, ein Paar Schmuckstücken von Stricken. Der Kaiser fragte, ob es in Frankreich einen König gebe und ob man dort Englisch spreche. Er hatte nie Franzosen gesehen ausgenommen den General Peron, der sein Hüter war als er sich in der Gesandtschaft der Mahratten befand. Nach einer halben Stunde wurde die Audienz aufgehoben und ich entfernte mich in Prozeßion mit dem Residenten. Die Trommeln wirbelten, als ich vor den Truppen in einem Schlafrocke von gesticktem Musslin vorüberzog. Vater, warum warst du nicht da, um dich über deinen Sohn zu freuen!

„Ich brauche nicht zu sagen, daß ich in Schah Mohamed Akbar Khazi Badischah einen ehrwürdigen Greis und höchst anbetungswürdigen Fürsten fand; er hat wirklich ein schönes Gesicht, einen schönen weißen Bart und den Ausdruck eines Mannes, der unglücklich gewesen ist. Die Engländer haben ihm alle Ehre des Thrones gelassen.“

Er ist sehr empfänglich für diese Beweise von Achtung, und fühlte sich tief verletzt, als Lord Hastings, der Generalgouverneur des britischen Indiens, darauf bestand, in seiner Gegenwart sich zu setzen. Es beleidigt ihn, wenn eine angesehenere Person durch Delhi reist, ohne ihm einen Besuch zu machen. „Es freut mich deshalb sehr,“ sagt Heber, „es nicht veräußert zu haben, ihm einen Besuch zu machen, da es mich nicht bloß interessirte, diesen ehrwürdigen Ueberrest eines mächtigen Stammes zu sehen, sondern Elliot mir auch erzählte, der Kaiser frage häufig nach dem Bischofe und sage: will er fortreisen, ohne mich zu besuchen?“

„Akbar sieht aus wie ein Mann von 74 bis 75 Jahren, ist aber erst 63 alt, was freilich in diesem Lande ein hohes Alter ist. Er soll mild und mäßig seyn, keine besondern Talente, aber ein artiges und angenehmes Benehmen besitzen. Seine Favoritin, die Begom, ist eine Frau von niederm Herkommen, schlecht erzogen und heftig; sie beherrscht ihn vollkommen, greift sein Geld an und hat oft sein nicht eben kluges Benehmen gegen seine Kinder und gegen die britische Regierung veranlaßt. Sie hat seinen ältesten Sohn, einen achtbaren Mann, der mehr Talent besitzt, als die eingeborenen Fürsten gewöhnlich zeigen. Zu seinem Glück hat er eine besondere Vorliebe für literarische Beschäftigungen, der einzige Gegenstand, für den er in seiner Lage einen lobenswerthen und unschuldigen Ehrgeiz haben kann. Er liebt die Poesie und macht recht gute persische Verse. Seine Kinder hat er sorgfältig erzogen und (was in diesem Lande etwas Außerordentliches ist) selbst seine Töchter. Obgleich er erst im 35. Jahre steht, sieht er doch schon alt aus, was eine Folge der Ausschweifungen ist, denen sich die Fürsten im Oriente zu frühzeitig hingeben, oder seines zu häufigen Genusses starker Getränke, eines Mißbrauchs, dessen Spuren man an seinem Gesichte sieht. Trotzdem ist, wie bereits erwähnt, sein Character für einen orientalischen Fürsten empfehlenswerth, und seine Fähigkeiten gelten für ungewöhnlich.“

„Es hat vielleicht wenig Familien gegeben, die während ihrer Macht so viele Kaiser und so wenige Tugenden geübt haben, als die Timura. Ihre Macht hat seit Kuruzgebe allmählig abgenommen, und jetzt — sagte mir Elliot eines Tages — sehe ich durchaus keine Möglichkeit, selbst angenommen, daß unsere Herrschaft in Indien zu Ende ginge, daß der König von Delhi einen Augenblick nur einen Theil von Gewalt wieder erlangen könnte. Er glaubte selbst nicht, daß irgend einer der angesehensten Fürsten Indiens, die sich um unser Erbe streiten würden, sich des Namens des Kaisers als eines Mittels zum Triumphe und um seine eigenen ehrgeizigen Absichten zu bemänteln, bedienen würde. Er setzte hinzu, alles berücksichtigt, wären wenig gefangene und entthronte Fürsten so edel, artig und freigeigig behandelt worden wie diese von den Engländern, und sie könnten unmöglich etwas bei der Verminderung unseres Uebergewichts in Indien zu gewinnen hoffen. Der gegenwärtige Zustand sey gewiß bedauernswürdig und zu gleicher Zeit ein schreckliches Beispiel von der Unbeständigkeit der menschlichen Größe. Der riesenhafte Geist Tamerlans

und die ausgezeichneten Talente Akbars werfen einen gewissen Glanz auf die Verdorrenen und Thorheiten ihrer Nachkommen, und ich hoffe aufrichtig, die Regierung werde die Krümmen der verfallenen Macht schonen und wenigstens jede neue Demüthigung von dem armen Greise fern halten, bei dem ich von Kindheit auf an allen Glanz und allen erdenklichen Reichthum unter dem Namen Großmogul denke."

In Schadschehanabad, wie man das neue Delhi nennt, sieht man die Auerste mehrerer prachtvollen Paläste, die sonst den großen Umkreis des Reichs gehörten. Jener des Sultans Dams-Scheich, des unglücklichen Bruders Aurengzebs, wird jetzt von dem englischen Residenten bewohnt. Alle sind von hohen Mauern umgeben und nehmen einen großen Raum ein, weil sie Parks, Gärten für Musik, Gärten, Bäder und mancherlei Ställe umfassen.

Die Schilderung, welche der Major Skinner von Delhi entwirft, paßt auf alle großen Städte Hindostans:

„Gewöhnlich sind die Straßen in den Städten des Orients sehr schmal, und wenig mehr als finstere Durchgänge. Wenn Sie in Groß-Cairo unglücklicher Weise einem Zuge maskirter Schönheiten begegnen, müssen Sie einen schnellen Rückzug machen, oder, wenn Ihre Neugierde Sie verleitet stehen zu bleiben, es darauf ankommen lassen, gegen die Mauer zu Brei zerquetscht zu werden. Der Chandy Chote in Delhi bildet eine bedeutende Ausnahme von der Regel, und ist vielleicht die breiteste Straße, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meistens Balcons, auf denen die Männer sitzen, in leichten Ruffeln gekleidet, und ihre Hookahs rauchen; zuweilen sieht man auch Frauen, die, allen Geboten der Schicklichkeit trougend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so vollreichen Platzes ist bedeutend groß, denn jedes Haus scheint so stark besetzt zu seyn, wie ein Bienenkorb. Die Bevölkerung beträgt, auf einer Fläche von sieben Meilen im Umkreise, ungefähr 200,000 Seelen.*) Die große Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orients besteht darin, daß Alles öffentlich betrieben wird. Die Menschen sprechen so laut als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es, als ob sie sich auf die bestigste Weise kannten. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der „Hämmer der Zingießer" — denn alle Beschäftigungen werden hier auf einem kleinen offenen Raume vor jeder Hude betrieben — sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elephanten, nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich durch das Brüllen eines Leoparden variirt, (denn diese Thiere werden, mit einer Kappe versehen, durch die Straßen geführt, um für die Zwecke der Jagd verwendet zu werden,) dazu das unnachlässende Trommeln der Tam-Tams, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine, durch die noch schlimmeren Laute der Sänger begleitet — sind genug, um eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

„Unter den Eingeborenen einer mahomedanischen Stadt scheint eine Vertraulichkeit im Benehmen zu herrschen, die Leben sogleich sich heimlich fühlen läßt. Wenn ein Fremder in eine Stadt eintritt und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Beschäftigung hingiebt, kann er sich sogleich anschließen und das Spiel eben so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt; dann reißt er vielleicht seine Pfeife einem Umstehenden hin oder empfängt von diesem die seinige — ein sicheres Zeichen der Gastfreundschaft, — setzt sich nieder und erzählt seine Geschichte eben so freimüthig, als hätte er einen Bruder getroffen. Die Häuser sind meistens unregelmäßig gebaut und häufig sonderbar decorirt. Teppiche von verschiedenen Farben hängen vor den Thüren, vielfarbige Blenden schützen die Fenster, und der Gebrauch, Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, gelbe, grüne und weiße, auf

den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, läßt die Häuser eben so freundlich aussehen, als ein Schiff, das an einem Ballatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

„Die Staubwolken von den zahllosen Fuhrwerken, und die Insekten, welche die Buden der Paketenbäder umgeben, sind die unerträglichsten Plagen von allen. Der ranzige Dufte der schmutzig aussehenden Mixturen, die vor den Augen beständig bereitet werden, und der allgemeine able Geruch der Stadt dienen zum Beweise, daß selten eine „Moskuscavane von Koten durch sie passiert". Wenn ich nicht irre, befindet sich unter den Erzählungen der Arabischen Märchen eine Geschichte von einer Prinzessin, die einen Conditor mit dem Tode bedrohte, wenn er unter sein Gebäck keinen Pfeffer mischen wolle. So despotisch diese Handlung bei einer Dame auch erscheint, so ist sie doch eine treffliche Satire auf die Paketenbäder des Orients, da das einzige Mittel, die Erzeugnisse dieser Kunst genießbar zu machen, darin besteht, sie so zu würzen, daß die ursprünglichen Bestandtheile des Gebäcks gar nicht mehr zu schmecken sind. Jener Koch des Riahochens fiel, glaube ich, als Märtyrer für die Ehre seines Gewerbes, indem er sich weigerte, dem Gebote nachzukommen, und ich bin der Ansicht, daß auch seine jetzigen Brüder nichts vermögen könnte, ihr Gebäck zu verbessern.

„Durch die Stadt zu reiten, erheischt große Vorsicht und einige Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schreien und zu stoßen, um die Menge zu warnen, aus dem Wege zu gehen. Gelegentlich müssen Sie sich bei einem Zuge beladener Kameele vorbequetschen, oder Elephanten ausweichen, und wenn ihr Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, sich vor diesen Thieren scheut, erfordert es große Geschicklichkeit, nicht in die Kessel mit siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig, und es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elephant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den vollreichen Straßen anrichtet. Bei einem meiner Ritte durch die Stadt wurde ich fast über den Haufen geworfen durch einen Auflauf, der durch die Reife einer hochwichtigen Person durch die staubigen Straßen der Stadt veranlaßt wurde. Wenn man von einem solchen Sturme überfallen wird, vergeht lange Zeit, ehe man seine Sehkraft oder seine frühere Position wieder erlangt."

Die Wasserleitung, welche die größte Straße Delhis durchschneidet, ist neuerdings ausgebessert worden; das Wasser wird ihr durch den Canal Ali Merdan Khans zugeführt, der ebenfalls restaurirt worden ist. Man verfertigt in dieser Hauptstadt und in der Umgegend Baumwollenzuge und bereitet Indigo; ein unternehmender Hindu-Kaufmann hat neuerdings eine Shawlfabrik angelegt, welche sich im blühenden Zustande befindet. Er bezieht die Wolle aus Tibet und beschäftigt Arbeiter aus Casmir. Die wichtigste Einfuhr geschieht durch die Caravanen aus Norden, welche aus Casmir und Kabul Shawls, Obst und Pferde bringen. Man kann in Delhi gute Edelsteine bekommen, namentlich große rothe und schwarze Carneole. Man baut in der Umgegend, an den Ufern der Dschemna, Weizen, Reis, Pi-se und Indigo.

Die Ruinen der alten Stadt bedecken einen Raum von fast 8 Meilen südl. von der neuen. Reist man nach Agra, so gewährt Secandra, ein nur 2 Stunden von der letztern Stadt entfernter Flecken, der von jener früher wahrscheinlich eine Vorstadt war, einen ähnlichen Anblick. Das einzige Gebäude, welches ganz geblieben, ist das berühmte Grabmal Akbars. Dieser prachtvolle Bau, geweiht durch den Namen des größten Monarchen, der den Thron der Mogolen inne gehabt hat, erregt noch gegenwärtig die Bewunderung der Reisenden. Das ungeheure Mausoleum erhebt sich in der Mitte eines regelmäßig bepflanzten und mit Mauern umgebenen Parks. Es hat eine vierseitige Form; an jeder Seite sieht man fünf Thore; an jeder Ecke und über jedem Thore erhebt sich ein Thurm. Das ganze Gebäude ist von rothem Granit und mit rothem Marmor ausgelegt. Die durchbrochenen Ruppeln über den Thürmen sind von weißem Marmor, sowie die fünfte Etage des Gebäudes. Diese Etagen nehmen allmählig an Größe ab und jede ist von einer Platte

* Das Missionary-Register für 1822 giebt 200,000 an. Zur Zeit Aurengs Veds soll die Stadt 2,000,000 Einwohner gehabt haben.

form mit einer Balustrade umgeben. Das Innere der fünften ist mit schwarzem Marmor ausgelegt, der arabische Charaktere bildet, die Stellen aus dem Koran ausmachen. Zur Zeit des Schahs Dschehan beschatteten Zeltdecken von Goldbrocat, getragen von silbernen Säulen, die Molais und Gelehrten, welche über Glaubenspunkte disputirten.

In der Mitte des Gebäudes nimmt ein großer mit weißem Marmor bekleideter Saal den ganzen inneren Raum ein und endigt sich oben in einer Kuppel, deren Fenster nur ein Hellbunkel durchlassen. Hier betrachtet man mit Ehrfurcht das Grab, welches die Ueberreste des großen Fürsten birgt, der durch seine Thaten, mehr aber noch durch seine Menschlichkeit, seinen Ebelmuth und seine Liebe zu den Wissenschaften berühmt war. Auf dem Sarcophag von geschliffenem weißem Marmor liest man bloß den Namen des Monarchen

A f b a r.

Dieses herrliche Gebäude wird von der brittischen Regierung wohl unterhalten, aber die Bauten umher haben durch die Zeit und Erdbeben viel gelitten. (Taf. 32. Abbild.)

Agra oder Akbarabad zieht sich wie Delhi, von dem es 45 Stunden in S. O. entfernt liegt, am rechten Ufer der Dschemna hin, die unter den Mauern der Stadt, wenigstens im Juni, eine halbe Meile breit und nie zu durchwaten ist. Der Raum, den diese Stadt einnimmt, ist ebenfalls von Ruinen bedeckt; man schätzt ihre Einwohnerzahl auf nicht mehr als 60,000.

Die Moschee der Dschemna bildet eine ihrer größten Zierden; sie ist vierseitig, von achtseitigen Thürmen flankirt, hat schlanke Minarets und herrliche Kuppeln. Sie steht an dem Thore von Delhi, der Festung und einer Brücke. (Taf. 32. Abbild.)

Unter den Gebäuden von Agra wird von den Reisenden am meisten der Tadsche-mahal gerühmt, den Schah Dschehan für die berühmte Begom Nur-Dschehan (Licht der Welt) erbaute. Dieser Palast bildet mit seinen leichten Minarets, seinem großen Arcadenthore, seiner Moschee und seinen Pavillons eine der herrlichsten Gruppen orientalischer Architectur, die man kennt. Obgleich die kostbarsten Mosaiken im Innern des Mausoleum verstümmelt sind, so bleibt doch die Pracht des Ganzen wahrhaft unvergleichlich. Der ganz aus weißem Marmor bestehende Palast nimmt einen Raum von 570 D. Fuß ein und wurde 1809 von den Engländern restaurirt. Der Garten, welcher sich vor der Fassade hinzieht, ist mit Cypressenreihen und Springbrunnen geziert, welche auf Kosten der Regierung in gutem Zustande unterhalten werden; alle Sonntage Abends werfen sie ihre nassen Garben empor. (Taf. 32. Abbild.)

Von dem Glanze und der ehemaligen Größe Agras kann man sich eine Vorstellung machen nach den Ruinen, die man überall bemerkt; besonders merkwürdig sind die in der Nähe des Tadsche-mahal. Man kommt dahin erst, wenn man eine Art Büste zwischen der Citadelle und den Trümmern dieses Palastes überschritten hat, und sieht sich dann plötzlich wie durch Zauberei in die prachtvollen Gärten versetzt, die wir eben erwähnten, sowie vor den herrlichen Porticus, der den Eingang in dieses irdische Paradies bildet. (Taf. 32. Abbild.)

Kapitel XLIV.

Hindostan. — Das Duab. — Cawnpur. — Allahabad.

Man hat neuerlich dem ganzen Lande zwischen dem Ganges und der Dschemna bis an die Berge im Norden den Namen Duab (zwei Gewässer) gegeben. Sonst war diese Benennung nur dem südlichen Theile in der Nähe des Zusammenflusses der beiden Ströme vorbehalten. Uebrigens findet man noch andere Duabs in Hindostan.

Das Duab, mit dem wir uns hier beschäftigen, hat ein ungemein kahles Aussehen. Baumgruppen bemerkt man zwar hier und da in der

Nähe der großen Oärfen, aber oft muß man drei Stunden weit gehen, ehe man einen einzigen sieht; man erblickt nur Gebüsch, die denn auch das einzige Brennmaterial sind, dessen die Europäer sich bedienen können. Der Hirse giebt ein zehn Fuß langes Stroh, mit dem man das Vieh füttert; auch baut man Gerste und Zuckerrohr; in einigen Bezirken namentlich viel Tabak, die einzige Pflanze unter denen, die man eingeführt hat, welche allgemein in Hindostan gesucht ist. Uebrigens zeichnet sich das Duab durch seine Fruchtbarkeit aus.

Das Haupterzeugniß des nördlichen Duab ist die Baumwolle und in den Mittelbezirken verfertigt man aus dieser Substanz grobe Zeuge, die man roth färbt. Der Indigo, der hier wild wächst, ist besser als der, welchen der Mensch färbt.

Das Klima des Duab ist in einer Zeit von 24 Stunden außerordentlichen Temperaturwechseln ausgesetzt. Bisweilen steht der Thermometer in der kalten Jahreszeit bei Sonnenaufgang unter Null und zeigt Nachmittags 16 Grad Wärme. Die warmen Winde wehen hier im April und Mai mit großer Gewalt und treiben den Thermometer bisweilen bis auf 40 Grad. Man begreift, daß diese unerträgliche Hitze oft dem thierischen Leben nachtheilig seyn muß; doch pflegen die Europäer, welche in dem Duab wohnen, ihre Zimmer mit beschuhten Matten abzudecken, und die, welche ihre Geschäfte ins Freie rufen, befinden sich so wohl als anderwärts in der warmen Jahreszeit.

Das ganze Duab steht gegenwärtig unter brittischer Herrschaft. Die Diebstähle durch ganze Banden sind in den sechs ersten Monaten des Jahres zahlreich, wenn der Ganges und die Dschemna durchwaten werden können. Dieser Zustand der Dinge darf nicht überraschen nach der Anarchie, welche früher das Land verödete, und der Reizung der Völkerschaften im Lande für die offene und heimliche Dieberei.

Im Jahre 1803 durchreiste Lord Valentia das Duab. Er befand sich am 31. Aug. in Miranaka-seray, einem nicht weit von dem Ganges entfernten Orte. Der Tag war ungemein heiß gewesen. Während der Nacht wurde der Lord plötzlich durch die heftige Bewegung seines Bettes erweckt: „Ich glaubte erst,“ sagt er, „sie werde durch ein Thier veranlaßt, das sich darunter versteckt. Ich sah hinunter, erblickte aber nichts. Die Erschütterung war so heftig gewesen, daß ich auf dem Lager emporgeworfen wurde. Ich wußte nicht, wodurch ich sie mir erklären sollte, als am andern Morgen der Seapoy, der vor meinem Zelte Wache gestanden, mir sagte, er sey durch ein Erdbeben umgeworfen worden und fast alle Leute im Lager hätten es ebenfalls verspürt. Also ein Erdbeben war es gewesen. Soviel ich vermuthen konnte, war die Bewegung von N. nach S. gerichtet gewesen und hatte einige Sekunden gedauert, wenigstens der Stoß, der mich erweckte. Die Erschütterung war bis nach Calcutta fühlbar und verursachte vielen Schaden in Lucknow.“

Lord Valentia wollte nach Mathanpur reisen, wo zu Ehren eines muselmännischen Heiligen eine berühmte Messe gehalten wurde. Mathanpur liegt an einem kleinen Flusse 9 Stunden vom Ganges.

„Am 1. Septbr.“ sagt der Reisende, „brachen wir um halb fünf Uhr früh auf und wir kamen nach 7 Uhr an. Der Weg war während der letzten Meile von Fakirs besetzt, die beteten und bettelten. Die Umgegend von Mathanpur ist hübsch; ein kleiner Fluß schlängelt sich um die Anhöhe, auf welcher die Stadt und die Moschee liegen, welche zum Theil durch Bäume versteckt werden. Unsere Zelte wurden in einem Mangohaine in einiger Entfernung von der Menge aufgeschlagen.“

„Bald machte mir der erste Fakir einen Besuch mit einem andern Geistlichen, dem mehrere Engländer Zeugnisse von Wohlverhalten gegeben hatten; den letztern nahm ich als Führer an. Der erste entfernte sich auf mein Versprechen, daß ich Abends das Grab des Heiligen besuchen würde.“

„Die Messe sollte am 17. beginnen; wir hatten erst den 15., und doch war die Menge bereits beträchtlich. Während des Mittagessens unterhielten uns Seiltänzer auf dem schlaffen und dem gespannten Seile. Ich habe in Europa nichts Besseres in der Art gesehen. Ein Knabe zeigt

eine außerordentliche Gewandtheit im Balanciren verschiedener Gegenstände auf dem Kopfe, während er auf einem Bambusstocke stand, den man fortwährend umdrehte. Dann zeigte ein Frauenzimmer das Wechterspiel wie in Europa mit Kugeln, Eiern und Geldstücken. Ich fange wirklich an zu glauben, daß unsere Thorheiten wie unsere Kenntnisse aus Indien zu uns gekommen sind. Dann zeigte man uns aber ziemlich ungeschickt das berühmte Stück, einen Mangokern zu pflanzen, der in einer halben Stunde keimt, zum Baume wächst und Früchte trägt.

„Auf unsern Elephanten, gefolgt von meinem Führer und meinem Bedienten, ritten wir zu dem rotheln oder Grabe des Heiligen. An der Thüre des äußern Hofes wurden wir von einer großen Anzahl Geistlicher empfangen und durch drei andere Höfe bis zu dem Grabmale begleitet. In jedem befand sich eine Menge Fatire, die heulten, tanzten, beteten und den Körper auf das Gräßlichste verzerrten. Trommeln, der gellende Ton der Trompeten und der Schall großer kupferner Becken, die mit hohlen Stäbchen geschlagen wurden, trugen zur Vermehrung des ohrerschütternden Lärmes dieser Fanatiker bei. Selbst die Mauern waren mit Zuschauern bedeckt und es wurde uns schwer geworden seyn, durchzukommen, ohne die Bemühungen der Fatire, die auf ein reiches Geschenk von meiner Seite rechneten und die Menge zurücktrieben; sie wiesen selbst mit Unwillen das Verlangen der Abergläubigsten zurück, welche fordereten, daß wir die Schuße auslösten, welcher Verpflichtung übrigens alle unsere Leute, die aus dem Lande waren, nachkamen. Das Grab des Heiligen befindet sich in der Mitte eines vierseitigen Gebäudes, das an jeder Facade ein Fenster hat, welches von Zeit zu Zeit theilweise geöffnet wird. Es ist von gewöhnlicher Gestalt und Größe und mit Goldstoff bedeckt. Darüber breitet sich ein Halbachin von Brocat aus, der reichlich mit Rosenessenz begossen wird. Wir gingen um das Gebäude herum und sahen an jedem Fenster in das Innere hinein. Dann begaben wir uns in die Moschee, vor welcher sich ein Springbrunnen und zwei ungeheuerer Kessel befinden, in denen ununterbrochen ein Wunder geschieht. Wirft man Reis hinein, der nicht geweiht ist, so bleiben sie leer. Diese Taschenspielerie ist nicht schwer, ich hatte aber nicht Zeit sie ausführen zu sehen, und ich trug dem Fatir, unsern Führer, auf, uns nach unsern Zelten zurückzubringen.

„Auf der Messe bemerkte ich einen Mann, der Schlangen und einen Ichneumon zeigte; in weniger als drei Minuten tödtete dieser drei der Reptile, ob sie ihn gleich umschlangen. Als wir zu unsern Zelten kamen, fanden wir daselbst mehrere Fatire, die uns erwarteten, denn sie hatten nicht gewagt, einander zu trauen, ob sich gleich jeder für vollkommen hielt. Ich gab ihnen zwei Goldmohars, um die sie sich fürchterlich stritten. Die Nacht verbrachten wir ziemlich ruhig, trotzdem, daß wir fürchteten, beschossen zu werden, denn diese Messen sind der Sammelplatz aller Spitzbuben aus Indien.“

Nach den Erzählungen der Reisenden giebt es solche Augenblicke in Menge auch in Farrakabad, einer großen Stadt im Duab unweit des rechten Ufers des Ganges. Die Leute werden dahin gezogen durch den großen Zusammenfluß von Kaufleuten, welche der Handel nach diesem Stapelplatz der Provinzen des nördlichen Hindostans führt.

Folgt man dem Flusse hinunter, so findet man Cawnpur, den Hauptposten der brittischen Truppen an dieser Stelle. Der Ganges ist hier in der Regenzeit über eine Drittelsstunde breit, in der Trockenzeit dagegen sehr schmal und durch große Sandbänke in mehrere Arme getheilt. Während dieser Periode hat Cawnpur ein trauriges, dürres und unangenehmes Aussehen, indem die Sonne durch die Staubwolken verbunkelt wird und die Atmosphäre zum Ersticken heiß ist. Die Geschichte dieses Landes hat Beispiele, daß Schlachten gewonnen oder verloren wurden, je nachdem die Stellung in Hinsicht auf den Wind einen entscheidenden Vortheil gab.

Cawnpur hat von dem Ganges aus ein schönes Aussehen, wo mitten unter Bäumen Hindu-Tempel sich der Neugierde der Reisenden zeigen. Zwei dieser Tempel sind nach der alten, von den Anhängern Brah-

ma besetzten Sitte mit Kuppeln in Bischofsmützenform gebaut. Gegenwärtig weicht man häufig von dieser Regel ab. Die Cantonirungen der englischen Truppen erstrecken sich unregelmäßig in einer langen Linie hin, die in Häusern, Gärten und Bosquets besteht; einige befinden sich am Rande des Flusses. (Taf. 33. Abbild.)

Mit Wahrheit kann man behaupten, daß diese Wohnungen nach der Ebene zu der Wüste abgewonnen sind. Die Häuser sind, was man bungalow nennt, von Bambus und Matten gebaut und mit Stroh bedeckt. Der Bau ist weder langweilig noch kostspielig; sie sind reinlich, sehr bequem und vollkommen für das Klima passend.

Ford Valentia schiffte sich in Cawnpur ein, und kam vor Seradhpur vorbei, einer wie die meisten Dörfer angenehm auf einem hohen Ufer gelegenen Stadt; sie sind von Mangohainen umgeben, in denen man hier und da kleine Pagoden bemerkt; einige sind verfallen, andere nicht vollendet; Treppen führen zu dem Flusse hinunter, um die Abwaschungen zu erleichtern. Man befand sich in der Regenzeit; der Ganges bedeckte mit seinen Gewässern einen 8 bis 10 Meilen breiten Raum, was ein prächtiges und selbst angenehmes Bild gewährte, obgleich nichts den Hintergrund zierte. Weiter hin machte die Vermischung von Amarindinen, Mangos und Dschungels die Ufer des Flusses ungemein malerisch. Diese Dschungels sind mit großen Bäumen, dichtem und undurchdringlichem Gebüsch, Kriech- und Kletterpflanzen und groben Gewächsen aller Art bedeckte Flächen.

Seradhpur, eine Meile vom Ganges, erkennt man von weitem an den schönen Gebäuden von Backsteinen. Die große Anzahl der Personen, welche sich in dem Flusse badeten, brachte den Ford Valentia auf die richtige Vermuthung, daß die Einwohnerzahl der Stadt bedeutend seyn müsse. Das Becken des Ganges war immer sehr breit; wegen der Landzungen, die von jedem Ufer ausgehen, muß man große Umwege machen, so daß die Fahrt beschwerlich wird. In der Nähe von Allahabad ist das Wasser so wenig tief, daß man alle Vorsicht aufbieten muß, um die Sandbänke zu vermeiden.

Allahabad gewährt keinen imposanten Anblick; man sieht nur einige Gebäude von Backsteinen ohne Verzierung. Die, welche einige Aufmerksamkeit verdienen, sind die Moschee der Dschemna, das Serail und der Garten des Sultans Kosru und die Citadelle. Diese, welche sich an der Spitze des durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildeten Dreiecks befindet, ist sowohl durch die Natur als durch die Kunst fest gemacht worden; die Arbeiten der englischen Ingenieure haben ihr ohne Zweifel ihre schönsten Zierden genommen, aber die Bastionen, die spanischen Ketten und die vorgeschobenen Werke, die sie hinzusetzten, haben sie zu einem Plage gemacht, der eine regelmäßige Belagerung durch eine europäische Armee aushalten kann.

Bei den Hindus heißt Allahabad (Wohnung Gottes) Bhat-Prayaga oder auch bloß Prayaga, als das angesehenste und heiligste von allen. Wir haben bereits vier Prayagas in Gervat gesehen; das in Allahabad verdankt seinen Ruhm dem Zusammenflusse der Dschemna und des Ganges; die Hindus rechnen auch noch den Seraswati hinzu, aber es giebt in der Nähe keinen Fluß dieses Namens; die Eingeborenen meinen deshalb, er verbinde sich mit den beiden andern unter der Erde, und wer sich da badet, erwirbt sich eben soviel Verdienst, als wenn er dies in allen drei Flüssen einzeln verrichtete. Kommt ein Pilger da an, so setzt er sich am Ufer des Flusses nieder, läßt sich den Kopf und Körper rasiren, damit jedes Haar in das Wasser fallen könne, weil die heiligen Bücher für jedes eine Million Jahre Aufenthalt in dem Paradiese versprechen. Darauf badet er sich und verrichtet an demselben oder dem nächsten Tage die Ceremonie für seine verstorbenen Vorfahren. Die Abgabe, welche die Regierung für die Erlaubniß erhebt, sich in das Wasser zu tauchen, beträgt drei Rupien (Gulden); die Ausgabe zu milden Zwecken und Geschenken an die Brahminen, welche am Ufer des Flusses sitzen, ist viel größer. Viele Hindus entsagen in diesem heiligen Prayaga dem Leben; der Gläubige setzt sich in ein Boot, erfüllt die vorgeschriebenen Gebräuche

an der Stelle, wo die drei Flüsse sich vereinigen, und taucht in das Wasser mit drei Töpfen, die er an seinen Körper befestigt hat. Bisweilen verlieren Fromme das Leben auch in Folge der Uebereilung, mit welcher jeder die Eintauchung an dem geweihten Orte und zur bestimmten Monatszeit verrichten will, weil da die Wirkung kräftiger seyn soll. Die durchschnittliche Zahl der Pilger beträgt jährlich wenigstens 220,000.

Kapitel XLV.

Hindostan. — Mirzapur. — Tschunar. — Benares.

Unter den Mauern Allahabads haben der Ganges und die Dschemna ungefähr gleiche Breite. Der letztere Fluß ist reißender und die Fahrt auf ihm gefährlicher wegen der Felsen in dem Bette und der geringen Tiefe in der trockenen Jahreszeit. Im Septbr. sind beide Flüsse gleich schmutzig; wenn sie aber nicht durch den Regen angeschwellt werden, ist das Wasser der Dschemna kristallhell und sticht auffallend von dem ihres Nachbarn ab, das trübe und gelblich aussieht. Hat sich dasselbe gesetzt, so ist es aber auch klar und von noch besserem Geschmacke, so daß es sowohl die Europäer als die Hindus vorziehen; übrigens hat es auch den Vortheil, daß es für heiliger gilt.

Die Breite und die Schnelligkeit des Laufes des Ganges scheinen sich unter Allahabad nicht zu vermehren, aber die Ufer werden höher und felsiger und die Krümmungen häufiger. Man gelangt bald nach Bindé Basnie, wo man der Kali, der schwarzen Gemahlin Sinwas, Confituren und Obst statt der Thiere und selbst der Menschenopfer bringt, die man ihr sonst darbrachte. Obgleich diese blutigen Gebräuche auf den ersten Anblick sich mit den Lehren der Religion Brahmas nicht zu vertragen scheinen, haben sie doch existirt und werden selbst durch die Vedas geboten.

In geringer Entfernung kommt man vor Mirzapur vorbei, einer großen und reichen Stadt mit etwa 250,000 Einw., dem Hauptmarkte für Baumwolle am Ganges. Viele Böte von jeder Größe liegen an ihren Kaien. Sie fällt dem Reisenden durch die Menge ihrer Moscheen und Pagoden, die hübschen Häuser der Hindus und die netten Bungalos der Europäer auf. Alle diese Gebäude sind gleich zahlreich an dem entgegengesetzten Ufer.

Weiterhin bemerkt man Tschunar, einen britischen Posten, der sich durch eine Reihe mit dem Flusse parallel laufender Hügel ankündigt, welche mit Gebüsch und Bungalos bedeckt sind. Das wirklich furchtbare Fort liegt auf einem Felsen, der in den Ganges hinausragt. Es beherrscht die Fahrt auf dem Flusse vollkommen, und jeder muß seinen Namen, sowie die Zahl der Böte, wenn er mehrere bei sich hat, in ein Verzeichniß eintragen.

Heber blieb hier. „Auf dem Gipfel des Berges in dem letzten Raume der Citabelle, der recht wohl zur Vertheidigung dienen kann, nachdem alle untern Werke gefallen, befinden sich mehrere interessante Gebäude. Eines davon ist ein alter Hindupalast mit einer Kuppel in der Mitte, umgeben von mehreren gewölbten, düstern, niedrigen Gemächern, in welche die Hitze nicht eindringen kann; man sieht da viele Ueberreste von Malereien und Sculpturen. Neben diesem Gebäude war sonst ein anderes höheres und lustigeres die Residenz eines muslimännischen Gouverneurs; die Zimmer darin sind schön und die Bogenfenster sehr fein gearbeitet. Etwas weiterhin in der Bastion giebt es einen Brunnen oder außerordentlichen Behälter von etwa 15 Fuß Breite, der tief in den Felsen gegraben ist; aber das Wasser ist nicht so gut, daß man es trinken könnte außer im Nothfalle. Dem Hindupalaste gegenüber steht man auf dem Pflaster des Hofes vier kleine runde Löcher von der Weite, daß ein Mensch hindurch kann; darunter befindet sich das ehemalige Gefängniß, ein entsetzlicher Kerker von 40 D. Fuß, in den nicht einmal das Licht auf einem andern Wege als durch diese vier Löcher eindringen kann. Jetzt ist es ein Keller.

„Die merkwürdigste Curiosität kam noch. Der Commandant ließ sich einen Schlüssel geben, öffnete eine verrostete Thüre in einer sehr unebenen und alten Mauer und sagte mir, er werde mir den heiligsten Ort in ganz Hindostan zeigen. Dann nahm er den Hut ab und führte uns in einen kleinen vierseitigen Hof, der von einem sehr alten Pipal beschattet wurde, welcher auf einem Felsen an der Seite wuchs; an einem seiner Zweige hing ein silbernes Bildchen. Darunter befand sich eine große schwarze Marmorplatte und an der Felsenwand gegenüber eine plump gemesselte, in einem Dreieck eingeschlossene Rose. Man bemerkt kein einziges Götzenbild, aber die Seapoyas, die uns gefolgt waren, fielen auf ihre Knie, küßten den Staub in der Nähe der Platte und rieben sich damit die Stirn. Ein englischer Oberst sagte mir, alle Hindus glauben, Gott sitze persönlich, wenn auch unsichtbar, neun Stunden des Tages lang auf diesem Steine, während er die drei andern in Benares verbringe. Deshalb fürchteten die Seapoyas nicht, daß Tschunar von dem Feinde genommen werden könne, außer zwischen neun und zehn Uhr früh. Aus demselben Grunde und um durch diese heilige Nähe vor allen Gefahren der Zauberei sicher zu seyn, ließen die Könige von Benares vor der Eroberung durch die Muselmänner alle Ehen in ihrer Familie in dem Palaste bei diesem heiligen kleinen Hofe vollziehen. Ich gestehe, daß ich die Stelle nicht ohne Schauer und Andacht betrachtete. Wir sahen der gänzliche Mangel an Götzenbildern und das Schicksalsgefühl auf, nach welchem selbst ein Hindu die äußerlichen Symbole an einem Orte verwirft; wo seiner Meinung nach die Gottheit selbst gegenwärtig ist. Ich betete im Geiste zu Gott, er möge in mir immer den Wunsch erhalten, dieses arme Volk zu unterrichten, und dasselbe, wann es die rechte Zeit sey, zu belehren, wie und auf welche Weise er hier und überall gegenwärtig sey.“

Die Nähe von Benares verräth sich dem Reisenden durch die schlanken Minarets der großen Moschee, welche die compacten Massen der in malerischer Ordnungssorgfalt am rechten Ufer des Ganges ungefähr 3 Meilen weit umher stehenden Gebäude überragen. Man kann anmöglich gleich gültig bleiben bei dem Anblicke dieser Tempel, dieser Thürme, dieser langen von Säulen getragenen Arcaden, dieser hohen Kais und der Terrassen mit Balustraden, die aus dem dunkelgrünen herrlichen Blätterthum der Pipals, Tamarinden und Mangos hervortreten und sich zwischen andern Gebäuden zeigen, die mit Sculpturen bedeckt sind und sich majestätisch über die Gärten erheben.

Die Guts oder Landungsstellen, mit denen Treppen in Verbindung stehen, welche bis an den Rand des Flusses reichen, sind, wenn man sie so nennen kann, die einzigen Kais in Benares, und obgleich 30 Fuß über dem Ganges, wimmelt doch der ganze Raum von Sonnenaufgange bis lange nach Sonnenuntergange von verschieden beschäftigten Menschen; einige be- oder entladen die zahlreichen Schiffe, welche durch den Handel an diesen großen Stapelplatz Indiens gezogen werden; andere schöpfen Wasser, noch andere verrichten ihre Abwaschungen oder sagen ihre Gebete her, denn trotz der großen Zahl der Tempel verrichten die Hindus die Gebräuche ihres Glaubens unter freiem Himmel. (Taf. 33. Abbild.)

„Benares,“ sagt Heber, „ist eine sehr merkwürdige Stadt und von allen denen, welche ich gesehen habe, die, welche am deutlichsten den orientalischen Charakter an sich trägt. Im Innern der Stadt wohnt kein Europäer und keine Straße ist für einen Wagen breit genug; selbst ein Palanquin kann nur mit Mühe durch die so engen, so krummen und so menschenreichen Straßen getragen werden. Die Häuser sind meist hoch; die niedrigeren haben drei Stockwerke, mehrere fünf bis sechs. Die Straßen sind weit niedriger als das Erdgeschloß der Häuser, die fast alle vorn gewölbte Thorwege und hinten kleine Kaufmannsläden haben. Oben sind sie mit Verandahs, mit Galerien, mit vorspringenden und durch Jalousien verschlossenen Fenstern und mit überragenden, von sculptirten Consolen getragenen Giebeln geziert.

„Die Menge der Tempel ist unglaublich groß; die meisten sind aber klein und als Kapellen an der Ecke einer Straße, im Schatten hoher Häuser angebracht. Doch fehlt es ihrer Form nicht an Anmuth; viele

sind gänzlich mit schönen und zierlichen Blumen-, Thieren- und Palmen-sculpturen überkleidet, welche in Richtigkeit und Reichthum der Details dem besten dieser Art in gothischer oder griechischer Arbeit gleichkommen. Diese Gebäude sind mit einem trefflichen Steine aus Achnar gebaut, aber die Hindus streichen sie hier ungemein gern roth an und malen auf die am meisten in die Augen fallenden Theile ihrer Häuser Gegenstände, die in hellen Farben Blumenstöcke, Männer, Frauen, Stiere, Elephanten, Götter und Göttinnen vorstellen, alle in deren verschiedenen Formen mit mehreren Köpfen, mehreren Armen und mehreren waffenführenden Händen.

„Stiere von jedem Alter, die zahm und so zutraulich sind wie Hunde, auch vorsichtig geschnitten werden, weil sie Siwa geweiht sind, wandern nachlässig in den engen Gassen umher, oder legen sich daselbst nieder; kaum rühren sie sich, um einen Palantin vorüberzulassen, wann man sie mit dem Fuße stoßt, denn man darf sie nur ganz sanft schlagen, sonst wehe dem unglücklichen Nichtgeistlichen, der es wagen wollte, den Vorurtheilen dieses fanatischen Volkes zu trotzen! Die Affen, welche dem Haniman heilig sind, dem göttlichen Affen, welcher Ram Ceylon erobern half, sind in andern Theilen der Stadt zahlreich; sie klettern auf die Dächer und auf alle Vorsprünge der Tempel, stecken unverschämt den Kopf und die Hände in alle Kaufmannsläden u. und nehmen den Kindern das Weg, was sie eben essen.

„An jeder Straßenecke trifft man sogenannte Dschogishäuser, die mit Götzenbildern verziert sind und aus denen fortwährend ein Geräusch von allen Arten misöhnender Instrumente schallt, während bettelnde Religiosen aller Secten des Brahmanismus, unter allen möglichen Verküsstungen und Verzerrungen die beiden Seiten der Hauptstraßen buchstäblich besetzt halten. Die Menge der Bilder ist sehr bedeutend. Ich konnte hier vielfache Beispiele der Art Wähung sehen, von welcher ich in Europa viel gehört hatte. Ich sah Männer, deren Beine oder Arme in Folge der Stellung verdreht waren; in der sie dieselben sehr lange gehalten hatten, ja es gab dergleichen, deren gefaltene Hände durch die Nägel zusammengehalten wurden, die durch und durch gewachsen waren. Als wir vorüberkamen, entriß mir die kläglichen Anrufungen: Aga sahib! Topi sahib. (wie man die Europäer gewöhnlich nennt) „gib mir etwas zu essen,“ die wenigen Geldstücke, die ich bei mir hatte; aber es war dies ein Wassertropfen in den Ocean, die die Zubringlichkeiten Anderer, als wir in die Stadt kamen, wurden kaum durch das lärmende Geräusch überall überdaut.

„Das sind die Gegenstände und die Thöne, welche dem Auge und Ohre des Fremden auffallen, der in die heiligste Stadt Hindostans, den Lotus der Welt eintritt, die nicht auf der Erde, sondern auf der Spitze des Dreifasses Etwas ruht, in den Ort, der so heilig ist, daß jeder, welcher da stirbt, welcher Secte er auch angehören mag, selbst wenn er ein Rindfleischesser wäre, vorausgesetzt daß er mildthätig gegen die armen Brahminen war, wegen seines Seelenheiltes unbeforgt seyn kann. Eben auch wegen dieser Heiligkeit ist Benares der Sammelplatz der Bettler, weil außer der ungeheuern Menge von Pilgern aus allen Gegenden Indiens, wie Tibets und des himmalischen Reiches, eine große Anzahl reicher dem Tode naher Leute und fast alle Großen, die von Zeit zu Zeit durch die unaussprechlich in den indischen Staaten vorkommenden Revolutionen verbannt werden oder in Ungnade fallen, hierher kommen, um ihre Sünden abzuwaschen oder ihre Musenstunden durch die pomphaften Ceremonien ihres Glaubens auszufüllen, und wirklich den Armen sehr große Summen geben.

„Am nächsten Tage ging ich wiederum in Benares umher, das wie vorher voll von Stieren und Bettlern war; sehr aber überraschten mich, als ich weiter in das Innere hinein kam, die großen, hohen und hübschen Häuser, die Schönheit und der scheinbare Reichthum der in den Bazaren zum Verkauf ausgestellten Waaren, und die offenbar bedeutende Geschäftsthatigkeit mitten unter dieser Armuth und diesem Fanatismus. Benares ist wirklich eine nicht minder commerciale, industrielle und reiche, als heilige Stadt. Sie ist der große Markt, wo die Schawls aus dem Norden, die Diamanten aus dem Süden, die Muslime von Dacca und den östlichen

Reich in Affen.

Provinzen zusammenfließen; sie hat bedeutende Fabriken in Seide, Baumwolle und Wolle, überdies englische kurze und Stahlwaaren, Säbel, Schilde und Längen von Ruksow und Mongir. Die Kurus- und Phantastiegegenstände aus Europa, die jeden Tag in Indien beliebter werden, verbreiten sich von da nach Bundelund, Gorakhpur, Nepaul und in die andern von Ganges entfernten Bezirke. Die Einwohnerzahl beläuft sich nach den neuesten Zählungen auf 600,000, was nach der großen Ausdehnung der Stadt und dem an einander gedrängten Stande der Häuser nicht überraschen kann. Das Wasser kann ablaufen, weil die Stadt an dem felsigen Abhange eines nach dem Flusse hängenden Hügel liegt, ein Umstand, der nebst den häufigen Abwaschungen und der großen Mäßigkeit der Bewohner sie vor ansteckenden Krankheiten schützt. So ist sie trotz ihrer zusammengedrängten Einwohnermenge keine ungesunde Stadt.

„Unser erster Besuch galt einem berühmten Tempel, Wischewayesa, aus Steinen erbaut, klein aber sehr zierlich mit Bildhauerarbeiten geschmückt. Er ist einer der heiligsten Orte in Hindostan, ob er gleich in dieser Hinsicht einem andern anstoßenden nachsteht, den Aternir entweihte, indem er eine Moschee bauen ließ, so daß die Andern Brahmas nicht dahin gelangen konnten. Der Tempelhof ist eng, aber trotzdem wie ein Pächterhof voll von sehr fetten und sehr zahmen Stieren, welche ihre Nasen Jedem in die Hände und Taschen stecken, um Körner oder Confituren zu erhalten, welche die Frommen ihnen in Menge bringen. Die Klöster sind ebenfalls voll von nackten und häßlichen Wühenden, die sich mit Kupfth beschmieren; schon das ewige Murmeln: ram! ram! ram! genügt, einen Fremden zu betäuben. Indeß dieser Ort wird sehr rein gehalten, denn die Religiosen scheinen keine andern Functionen zu haben, als Wasser auf die Götzenbilder und auf das Pflaster zu gießen; sie waren sehr bereitwillig, mir alles zu zeigen, wiederholten häufig, sie wären auch padres, schienen aber offenbar die Gelegenheit nur als Argument zu benutzen, damit ich ihnen ein Geschenk reiche.

„Bei dem Tempel befindet sich ein Brunnen, über welchem sich ein kleiner Thurm erhebt; eine steile Treppe reicht bis zu dem Wasser, das in einem unterirdischen Canale aus dem Ganges dahin geleitet wird; es gilt sogar für heiliger als das aus dem Flusse selbst, — warum? weiß ich nicht. Alle Pilger, die nach Benares kommen, müssen an diesem Orte trinken und ihre Abwaschungen verrichten.

„In einem andern Tempel in geringer Entfernung, der Anna-Parna geweiht war, zeigte man mir einen Brahminen, der den ganzen Tag auf einem nicht sehr hohen Stuhle sitzt, denselben nur verläßt, um die nöthigen Abwaschungen zu verrichten, und in der Nacht auf dem Pflaster daneben schläft. Er liest oder erklärt die Vedas für jeden, der ihn anhören will, von früh acht bis Nachmittags vier Uhr. Er verlangt nichts, hat aber neben seinem Stuhle ein kleines kupfernes Becken, in welches diejenigen, welche es wünschen, ein Almosen für ihn legen; davon allein lebt er. Er ist ein kleiner blasser Mann von interessanter Physiognomie; er soll berebt und in der Kenntniß des Sanscrit ausgezeichnet seyn.

„Einer der seltsamsten und interessantesten Gegenstände in Benares ist das alte vor der muselmanischen Eroberung gegründete Observatorium, das noch ganz ist, obgleich man keinen Gebrauch mehr davon macht. Es ist ein kleines steinernes Gebäude mit kleinen von Säulengängen für die Astronomen und deren Zuhörer umgebenen Höfen; an einem großen vierseitigen Thurme sieht man eine ungeheure Sonnenuhr, die vielleicht 20 F. hoch ist. Zwar fehlt es ihr an Genauigkeit, aber sie zeigt doch, mit welchem Eifer die Wissenschaft sonst in diesem Lande betrieben wurde.

„Vor dem Observatorium stiegen wir auf einer Treppe an den Rand des Wassers hinunter, wo uns ein Boot erwartete. Ich hatte so Gelegenheit, das Ganze der Stadt von der günstigsten Seite zu sehen. Sie erhebt sich amphitheatralisch; die Minarets, die zahlreichen Kuppeln, die vielen Gats, welche bis an den Spiegel des Ganges reichen und immer voll von Hindus sind, die sich theils baden, theils beten, machen einen schönen Effect. Ja oben und Tempel von allen Dimensionen stehen fast an dem ganzen Ufer des Ganges hin selbst über die Linie hinaus, die er

bei den Ueberschwemmungen erreicht. Einige dieser Gebäude sind sehr schön, obgleich klein. Manche sind zum Theil in den Fluß gefallen, weil man ihren Grund nicht ausbesserte, wenn er unterminirt wurde. (Taf. 23. Abbild.)

„Das ganze Land umher scheint mehr mit Weizen als mit Reis bebaut zu werden. Die Dörfer sind zahlreich und groß; die einzelnen Wohnungen selten. Es giebt nur wenig Wald, weshalb auch das Feuerungsmaterial ungemein theuer ist. Daraus erklärt sich auch, daß man viele Leichen in den Fluß wirft, statt sie zu verbrennen. Die Wittwen verbrennen sich hier mit ihren todtten Männern weit seltener als in den andern Gegenden Indiens; aber der Selbstmord durch Erhängen ist sehr häufig. Alle Jahre kommen mehrere hundert Pilger aus allen Bezirken Indiens nach Benares, um ihr Leben auf diese Art zu enden. Sie kaufen zwei große irdene Töpfe, die sie an jeder Seite ihres Körpers befestigen und die sie tragen so lange sie leer sind. So gehen sie nach dem Fluße, füllen die Töpfe und tauchen unter, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Die Regierung hat bisweilen dies zu hindern versucht, aber ohne eine andere Folge, als daß die Selbstmörder etwas weiter hinunter gingen, um dort ihre Absicht auszuführen. Ist es auch wahrscheinlich, daß sich ein Mann, der mehrere hundert Meilen weit hergekommen ist, um zu sterben, durch einen Polizeidiener davon wird abhalten lassen?

„Ich ging in die Schule Vibalaya oder der Hindus, ein großes Gebäude, das in zwei Höfe mit zwei Galerien, einer obern und einer untern, getheilt ist. Die Zahl der Lehrer beträgt 10. Es giebt 200 Schüler in verschiedenen Classen; sie lernen lesen, schreiben, rechnen nach der Methode der Hindus, die heilige Literatur und die indischen, wie persischen Gesetze, das Sanscrit, die Astronomie nach dem Systeme des Ptolemäus und die Astrologie.

„Benares ist gewiß die reichste und wahrscheinlich die bevölkerteste Stadt in Indien; auch ist sie am besten verwaltet, da die Polizei durch eine Art Nationalgarde gehandhabt wird, welche die Bürger ernennen und die Behörde beschäftigt. Sie besteht aus 600 Mann. Die Stadt ist in 80 Bezirke getheilt, die in der Nacht abgeschlossen sind und durch einen dieser Männer bewacht werden. Deshalb sind auch die Todtschläge und Diebstähle trotz der großen Einwohnerzahl, der Menge von Bettlern und Pilger aus allen Gegenden sehr selten. Man zählt unter den letzten gewöhnlich 20,000 kriegerische Mahratten, die meist bewaffnet sind.

„Da Benares in jeder Hinsicht die Handelsmetropole Indiens war, so sah ich ohne Verwunderung daselbst Leute aus allen Theilen der Halbinsel; überrascht aber hat es mich, auch viele Perser, Türken, Tataren und selbst Europäer zu finden. Es giebt da einen Griechen, der sich seit mehreren Jahren da niedergelassen hat und sich im Sanscrit zu unterrichten vorgiebt; auch einen Russen lernte ich kennen.

„Obgleich Benares die heilige Stadt Indiens ist, so sind die Brahminen doch hier weniger intolerant und weniger durch die Vorurtheile verblindet als in den meisten andern Städten. Die fortwährende Wiederholung eitter Ceremonien, die ihre Zeit in Anspruch nimmt, hat, wie man sagt, bei mehreren eine gewisse Lässigkeit herbeigeführt. Benares hängt auch im Allgemeinen treu an der Regierung der Compagnie, obgleich die Einwohner, die ihres Ranges, ihres Reichthums und ihrer Bildung wegen denen der gewöhnlichen Städte Indiens überlegen sind, mehr von den Staatsmännern und den Staatsangelegenheiten sprechen.“

Kapitel XLVI.

Hindostan. — Der Gunki. — Lucknow. — Das Königreich Dube.
— Der Goggra.

Etwas unterhalb Benares sieht man am linken Ufer des Ganges die Mündung des Gunki, der in den Bergen Kemaons entspringt und nach SW. fast parallel mit dem Goggra fließt. Seinen Namen, den er seinem

sehr gekrümmten Laufe verdankt, führen auch andere Flüsse in Indien. Unter den Städten, welche der Gunki bespült, zeichnet man Lucknow aus, die Hauptstadt des Königreichs Dube.

Dieses Land wurde 1829 von Heber besucht, der bei Cawnpur über den Ganges gegangen war. „Man hatte soviel von den neuerlich in diesem Lande in Folge der Nachlässigkeit der Regierung begangenen Excessen gesprochen, daß meine Bedeckung, ohne mein Verlangen, verstärkt wurde. Die Ländereien am Flusse waren unbebaut; die Landleute, denen wir begegneten, hatten sich bis an die Zähne bewaffnet; doch fanden wir sie friedlich und artig, obgleich unsere Bedeckung größtentheils weit vor uns voraus war und der Rest uns weit nachfolgte, so daß wir in der Dunkelheit mehrmals nach dem Wege fragen mußten.“

Welterhin begegneten die Reisenden Cavaleristen, die der König ihnen entgeschickte; sie hatten recht gute Pferde, waren mit Säbeln bewaffnet, aber sehr schlecht equipirt und sahen mehr wie Banditen als wie Soldaten aus. Man lagerte neben halb verfallenen Dörfern, um die her aber der Boden reiche Ernten trug. Die Straßen konnten nur schlecht seyn, weil sie nichts weiter als Wege über die bestellten Felder waren. Das ganze Land ist bebaut und von kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten. Heber war über so viel Thätigkeit und Industrie erstaunt.

„Die Masse des Volkes,“ sagt er, „besteht aus Anhängern Brahmas. Alle Dörfer haben Pagoden und mehrere sind ohne Moscheen. Die meisten Leute, die wir längs dem Wege sahen, trugen auf der Stirn das Zeichen ihrer Caste, und da es eben ein Festtag war, so ertönte der Schall der Trommeln und musikalischen Instrumente in den kleinsten Weilern, durch welche wir kamen.

„Ein suani oder bedeutender Zug von Elephanten und Pferden, den der König von Dube schickte, kam uns entgegen; die ersten waren prachtvoll equipirt, mit Pomphaß (Sigen) von Silber versehen und für unsere Gesellschaft mehr als hinreichend. Ein Corps Infanteristen mit Säbeln, Schilden, langen Kuntensinten und andern Feuerwaffen von allen Dimensionen, mit Lanzen, die Bratspießen glichen und von denen einige mit Silber ausgelegt waren, mit großen dreieckigen grünen Fahnen bildeten ein unregelmäßiges, malerisches Ganze, das mit dem Aussehen eines Corps europäischer Truppen durchaus nichts Aehnliches hatte. Man durfte die Dinge, welche sehr kostbar ausahen, nicht in der Nähe betrachten, denn sie zeigten Spuren des Alters; die Mannichfaltigkeit der Farben der Soldatenkleidung, die Anzahl wie die majestätische Größe der Thiere, welche den Haupttheil der Gruppe bildeten, machten in den Augen eines Dichters und Künstlers mehr Effect als die strengste Revue der regelmäßigen Truppen in Europa.

„Während wir die Elephanten wechselten, stieg ein sehr gut aussehender Mann zu mir herauf und ersuchte mich, ihm meinen Namen und meine Titel so ausführlich als möglich anzugeben, damit er dieselben dem „Ksyle der Welt“ vorlegen könne. Nach dem, was ich erfuhr, schrieb er die Circulare des Hofes, hatte also ein Amt inne, das hier weit schwieriger ist und für weit wichtiger angesehen wird als in Europa. Alles, was sich in der Familie des Königs ereignet, oder bei dem Residenten, bei den hohen Beamten des Staates oder bei jedem Fremden, der nach Lucknow kommt, wird sorgfältig aufgezeichnet und circulirt in der Stadt. Man sagte mir, eine ausführliche Erzählung über die Stunde, wann ich aufstehe, über die Gerichte, welche ich zum Frühstück genosse, über die Besuche, die ich empfangen oder mache, und die Art, wie ich meine Morgen verbringe, würde durch die Ischobbars (Läufer) des Königs diesem Fürsten vorgelegt werden, dessen gleichgültigste Handlungen ebenfalls aufgezeichnet und dem Residenten vorgelegt werden.

„Als ich meinen neuen Elephanten bestieg, hörte ich alle Leute unseres Gefolges ausrufen: Bismillah! Allah Achar! Allah Kerim! (Im Namen Gottes! Mächtiger Gott! Barmherziger Gott!) Ich hatte diese Ausrufe schon oft gehört. Es ist eine alte Sitte der Muselmänner; meine Ischobbars und meine Träger lernten sie in Lucknow, und ich weiß nicht, wie lange sie dieses beibehalten werden. Es ist eine recht fromme Sitte, und

ich wünschte nicht, daß sie dieselbe aufgeben, aber erlauben werde ich ihnen nicht, den Ausruf anzunehmen, der bei dieser Gelegenheit folgte und meinen Namen, wie meine Titel auf die seltsamste Weise radebrechte.

„Endlich ging es drei Elephanten hoch nach Luknow zu durch eine unermessliche Menschenmenge und an ärmlichen Lehmhäusern in den schmutzigsten Gäßchen hin, die ich jemals gesehen habe und die so eng waren, daß oft kaum ein Elephant bequem hindurch gehen konnte. Schwärme von Bettlern hatten alle Winkel und die Stufen vor allen Thüren besetzt und fast alle übrigen Einwohner waren zu meiner großen Verwunderung so vollständig bewaffnet wie die Leute auf dem Lande, ein Umstand, der mir keine gute Idee von der Polizei der Stadt gab, den malerischen Effect aber sehr erhöhte. Grinste Personen, die in ihren Palankinen zu sitzen schienen und ihren Rosenkranz beteten, waren von zwei bis drei mit Säbeln und Schilden bewaffneten Dienern begleitet. Noch wichtigere Männer, die auf ihren Elephanten saßen, hatten jeder eine bewaffnete Bedeckung wie wir, die auch fast eben so stark war; ja selbst Leute aus der untern Classe, welche auf den Straßen und vor den Thüren lehnten, hatten ihre Schilde auf den Achseln und ihren Säbel in der Scheide in der Hand.

„Luknow sah demnach kriegerischer aus als unsere Hauptstadt zur Zeit der schlimmsten bürgerlichen Unruhen. Je weiter wir kamen, um so besser wurden die Häuser, aber die Straßen blieben immer eng und schmutzig. Wir sahen schöne Moscheen; die Bazars schienen gut versorgt zu seyn. Plötzlich gelangten wir in eine ziemlich breite Straße, auf welcher Häuser meist in gothischem Style standen.“

Man warnte eines Tages Heber, sich nicht in die volkreichsten Theile zu wagen, ohne auf einem Elephanten zu sitzen und von Garben begleitet zu seyn. Am Tage vorher hatte der Prälat mit einem andern Engländer zu Pferde fast die ganze Stadt durchritten, in den schmutzigsten und oft so schmalen und krummen Straßen, daß sie wie ein wahres Labyrinth ansahen und sie oft nach dem Wege fragen mußten. Sie erfuhren nirgends die geringste Beleidigung; im Gegentheile, die Leute, die ihnen begegneten, waren sehr artig und schoben ihre Karren und Elephanten zurück, um den Fremden Platz zu machen. Heber schloß daraus, daß die Engländer, welche sich beklagten, insultirt worden zu seyn, sich diese Unannehmlichkeit durch eigene Insolenz zugezogen haben möchten. Indeß galten die Bewohner von Luknow und der Umgegend in ganz Hindostan für roh und heftig.

Der König pflegt die Wissenschaften und schenkte Heber ein Exemplar seiner Werke. Als dieser Prälat in einem Palankin diesen Fürsten verließ, wurde er von einer Menge Bettler angefallen, unter die er einen Beutel mit kleiner Münze vertheilt, den der Resident ihm gegeben hatte, was einen großen Tumult unter diesen Leuten verursachte, obgleich empfohlen war, vorzugsweise die Schwachen und Alten zu ihm zu lassen. Eine arme Frau, der er eine halbe Ruppe gegeben hatte, weil sie sehr alt und gebrechlich war, wurde umgeworfen und mit Füßen getreten; man knippte sie in die Arme und drückte sie, damit sie das Geld loslasse. Zum Glück kamen ihr die Leute des Residenten zu Hilfe, sonst hätte man sie ohne Zweifel umgebracht. „Ich bemerkte,“ schreibt Heber, „daß mein Ischodbar und meine übrigen Begleiter es sonderbar zu finden schienen, daß ich einer Frau mehr gebe als den Männern; ich hatte schon bei mehreren Gelegenheiten die Beobachtung gemacht, daß man überall in Hindostan das geringste, was man für das schwächere Geschlecht thut, für hinreichend hält, und daß für dasselbe die beschwerlichsten Arbeiten, die ärmlichsten Kleider, die geringsten Almosen und die härtesten Schläge bestimmt sind. Derselbe Soldat, der Plag vor einem Großen macht und artig mit den Männern spricht, stößt mit Faustschlägen und Fußtritten ohne Mitleid und ohne vorherige Warnung die unglücklichen Frauen zurück, die ihm in den Weg kommen, während er höchst nachsichtig und sanft gegen die Kinder ist. Welches Räthsel ist der Mensch und wie verschieden in verschiedenen Ländern.

„Diese Sitte, Geld unter die Menge zu werfen bei Vorfällen am Hofe und andern großen Ceremonien soll die Ursache der großen Anzahl der Bettler in Luknow seyn. Es giebt deren wirklich viele, aber bei andern Umständen habe ich nicht sehr viele gesehen, und ich glaube, in jeder großen Stadt würde die Gewissheit, Geld auf solche Art erhalten zu können, einen vielleicht eben so großen Zubrang herbeiführen.“

Man hatte eine so entsetzliche Schilderung von dem Zustande des Königreichs Dube entworfen, daß Heber sich wunderte, dasselbe so wohl bebaut und so volkreich zu finden, namentlich in R. von Luknow; das Volk war dort nicht so vollständig bewaffnet, wie in Eiden.

Die Einwohnerzahl der Hauptstadt soll sich auf 300,000 Seelen belaufen, was nach ihrer Größe nicht eben unwahrscheinlich ist. Man überschreitet hier den Sumti auf zwei Brücken, deren eine sehr schön ist und elf Bogen hat; die andere ist eine Schiffbrücke, welche den Park mit dem Palaste des Königs auf einem Hügel am Flußufer verbindet. Die Bauart dieses Palastes hat nichts Bemerkenswerthes, aber er zeichnet sich durch seine Größe und seine Verzierungen aus. Andere schöne Gebäude schmälten die Ufer des Sumti. (Taf. 33. Abbild.)

Feyzabad, 27 Stunden östlich von Luknow, am rechten Ufer des Goggra, war ursprünglich die Hauptstadt des Königreichs Dube; sie ist noch jetzt sehr groß und bevölkert, besonders von Leuten der untern Classe, da alle übrigen dem Hofe nach Luknow folgten. Man bemerkt hier die Ueberreste mehrerer schöner Gebäude von Backsteinen. Fast am Ende findet man die Ruinen von Dube, das sonst eine der bedeutendsten und reichsten Städte in Hindostan war. Wenn man die Erde in der Umgegend durchsiebt, soll man bisweilen Goldkörner darin finden. Die Reisfahrer besuchen in großer Anzahl Dube, das die ehemalige Hauptstadt von Rama war; jetzt ist es nur ein unformlicher Haufen von Trümmern. Sie lag in geringer Entfernung von dem Flusse; die neue Stadt, die sich längs dem Ufer hinzieht, ist so ziemlich volkreich.

Obgleich die Engländer dem Fürsten auf dem Throne Dubes den Titel König geben und Majestät nennen, so wird er doch von seinen Unterthanen bloß der Rabab-Begir genannt wie zu den Zeiten, als er noch diese Würde am Hofe des Groß-Moguls inne hatte. Er hat eine Krone. Die Verödigung seiner Staaten beläuft sich auf 3 Mill. Die Engländer überlassen ihm die Administration seiner Besitzungen und die freie Verfügung über seine Einnahmen und seine Armee, doch erwartet man stillschweigend, daß er nichts thue, was dem britischen Residenten mißfallen könnte, der ein Corps Truppen der Compagnie bei sich hat. Heber sagt, der Hof von Luknow sey der schönste und glänzendste, den er in Indien gesehen. Der König, der zu seiner Zeit regierte, starb am 20. October 1827. Er hatte verschiedene Werke herausgegeben, namentlich ein Wörterbuch, eine Grammatik und ein vollständiges System der Rhetorik in persischer Sprache. Er hinterließ eine reiche Bibliothek, die sein Sohn behalten hat.

Der Goggra oder Gardschu oder Dewa entsteht aus der Vereinigung des Karanali oder Dewa und des Rali, die beide von dem südlichen Abhange des Himalaya herunter kommen; er strömt im Allgemeinen von NW. nach SO. und verbindet sich nach einem Laufe von 200 Stunden zwischen Allahabad und Patna mit dem Ganges. Er ist einer der ansehnlichsten Beisflüsse des letztern. In den mythologischen Gedichten der Hindus wird der Goggra immer mit dem Namen Gargya bezeichnet, welcher in den neuern Zeiten fast vergessen wurde. Sonst galten seine Ufer für ungemein heilig, weil sie von mehreren Gottheiten besucht worden waren.

Kapitel XLVII.

Hindostan. — Patna. — Gayah. — Mongir. — Boglipur. —
Der Cossimbazar. — Murschedabad. — Der Hugly. — Hugly. —
Schinsura. — Serampur. — Schandernagor. — Calcutta. —
Dacca. — Die Mündungen des Ganges und des Hugly.

In geringer Entfernung östlich von der Verbindungsstelle des Goggra mit dem Ganges sieht man auch die des Sone, der aus den Bergen Sanduanas in S. kommt und einen Lauf von 140 Stunden hat; weiterhin die des Gandof, der Nepaul in N. durchströmt und einen Lauf von 160 Stunden gemacht hat. „Welche Idee,“ ruft Heber aus, „geben diese großen Flüsse von dem Maßstabe, in welchem die Natur in diesem Lande arbeitet!“

Dem Gandof fast gegenüber hat Patna, eine große Stadt, eine Ausdehnung von mehr als 3 Meilen am rechten Ufer des Ganges, der hier in der Regenzeit 6 Meilen breit ist. Patna ist durch sein Alter berühmt; man zählt da mehr als 300,000 Einw. Die Manufacturen in Seide, Baumwolle, Tabak, Zucker, Indigo sind blühend; man bereitet hier Opium und Salpeter in großen Werkstätten; sonst hatten mehrere europäische Nationen Factorien hier. Die hauptsächlich von den Engländern bewohnten Vorstädte sind schöner als die Stadt selbst, deren meiste Häuser von Lehm sind und durch alte, mittelmäßige Festungswerke vertheidigt werden. Die Hindus sind hier weit zahlreicher als die Muselmänner.

Zwanzig Stunden in S. von Patna findet man auf einem Felsen am linken Ufer des Fulgo Gayah, eine Stadt mit 36,000 Einw., die schlecht gebaut, sehr häßlich, aber bei den Hindus durch ihre in den Granit gegrabenen Höhlen, deren Wände keine mythologischen Figuren zeigen, durch den Baitarani ober heiligen Teich und durch den Abdruck des Fußes Wischnus berühmt ist. Die Zahl der Pilger, welche Gayah jährlich besuchen, beträgt 100,000. Eine in der Ebene liegende Hälfte der Stadt, welche von Muselmännern bewohnt wird und Sahebgarie heißt, ist gut gebaut und hat Fabriken in Seide und Baumwolle.

Mongir, am rechten Ufer des Ganges, gewährt einen merkwürdigen Anblick. Das auf einem Vorsprunge des Continents gebaute und von einem breiten Graben umgebene Fort hat in einer Entfernung von einer bis anderthalb Meile um sich her sechszehn Gruppen Häuser, jede mit einem eigenen Bazar. Einige sind an dem Sandufer des Ganges erbaut und müssen alle Jahre während der Ueberschwemmung fortgeschafft werden. Die Einwohnerzahl von Mongir übersteigt 30,000. Der berühmteste Tempel bei den Muselmännern ist das Grab Pir: Schah Sahanis, wo auch die Hindus Opfer bringen. Die Gärtner und Schneider von Mongir sind in einem Theile Hindostans berühmt; die letztern arbeiten selbst für die Europäer. Man verfertigt in Mongir auch Schuhe für die Eingeborenen und die Fremden, und endlich geht eine ungeheure Masse von Kurz- und Messerschmiedewaaren, sowie Schießgewehre, aus den Werkstätten dieser Stadt hervor.

In der Ebene, ungefähr 6 Meilen von dieser Stadt, springt der Strikund, eine warme Quelle, deren Wärme je nach der Jahreszeit verschieden ist, mitten in einem hübschen Garten hervor.

Geht man nach D., so sieht man Boglipur in allerliebster Lage. Die Stadt hat 30,000 Einw., ist wichtig wegen ihrer Fabriken in Seide und Baumwolle und hauptsächlich von Muselmännern bewohnt, die hier eine berühmte Schule haben. Auch soll sie eine sehr gesunde Luft besitzen.

In der Umgegend von Boglipur und in andern Gegenden Hindostans traf Heber Lager an; einige waren ziemlich ansehnlich und bestanden aus ärmlichen Zelten von Matten, mit einer Menge kleiner Geräthe, Rörbe, kleinen Pferden, Ziegen. Sie glichen so den Zigeunern in England, daß er sich nicht wunderte, als ihm auf seine Frage Abdallah, sein Op-

metischer, der viel in Asien und Europa gereist war, sagte, es wären Zigeuner, die sich zahlreich in den obern Provinzen Hindostans aufhielten und ganz so lebten wie jene in England. Er setzte hinzu, er habe dergleichen in Rußland und Persien gefunden, und die letztern sprächen wie die an den Ufern des Ganges des Hindostani.

„Hier,“ sagt der Prdiat, nennt man sie Kanbische. Mehrere der Männer trugen große rosa Turbane; drei Frauen folgten bettelnd unserm Boote; diese verhüllten weder ihr Gesicht, noch hatten sie irgend ein Kleidungsstück außer einer Art groben Schleiers, der über ihre Achseln geworfen war, und eines Lumpen, der als Rock ihre Kenden umgab. Offenbar ist es ein schönerer Menschenschlag als die Bengalis. Eine der Frauen war sehr hübsch und alle drei hatten Gestalten, die ein Maler mit Freuden als Modell gebraucht haben würde. Ihre Arme waren mit blauen Linien tätowirt und bei einer war auch die Stirn leicht auf diese Art bezeichnet. Ringe hatten sie weder am Handgelenke noch an den Knöcheln der Füße. Den Kindern, ob sie gleich ganz nackt waren, fehlte es nicht an Schmuck. Da unser Boot nicht anhalten konnte, so wickelte ich einige kleine Münzen in ein Stück Papier und gab dies einem Matrosen, damit er es an das Ufer werfe. Unglücklicher Weise plagte das Papier und der Inhalt fiel in das Wasser. Zugleich verstärkte sich der Wind und ich konnte nicht mehr geben.“

Bei einer andern Gelegenheit, nach seiner Abreise von Luknow, sah Heber in sein Lager eine beträchtliche Schaar kommen, die er für Zigeuner hielt wie sein Gefolge. Die Leute wiesen aber diese Benennung von sich und sagten, sie kämen von Ahmedabad, wallfahrten nach dem Ganges und seyen seit acht Monden unterwegs. Sie gaben sich für Brahminen aus zum Aerger und zum Unwillen eines Mannes aus meinem Gefolge, der es war und ihnen ihre Annahme derb vorhielt. Ich verlangte, ihre Schnuren zu sehen, und sie mußten gestehen, daß sie keine hätten; indeß blieben sie dabei, daß sie Rosputen wären. „Redet offen,“ sagte ich zu ihnen, „seht Ihr Bihls?“ „So heißen die wilden Bergbewohner aus der Gegend von Ahmedabad. Meine Leute lachten über diese Frage und sagten, sie wären Bihls, nichts weiter, was die Fremden jedoch hartnäckig leugneten. Uebrigens waren sie sehr heiter und sehr arm; niemals habe ich so hager Menschen gesehen. Ihre Noth war so groß, daß ich sogleich noch mehr kleines Geld, als ich bei mir hatte, holen ließ, um dasselbe unter sie zu vertheilen. Unterdeß trat eine Frau und ein Mann vor und unterhielten uns mit einigen Gesängen, welche der letztere auf einer kleinen Sitarre begleitete; ihre Stimmen waren wirklich schön. Die Bestgeehrten waren die Kinder, die freilich ganz nackt gingen, die man aber sehr liebevoll zu behandeln schien. Als die Leute mein Almosen erhalten hatten, gingen sie in das Dorf, um Butter und Mehl zu kaufen, und bald darauf zündeten sie ein Feuer unter einem Pipal an. Ich sah sie Abends ihre Mahlzeit halten, und einer sagte mir, er habe sie vorher für mich beten hören.“

„Ich hätte sie für sehr unschädliche, nur den Fühnerstädten furchtbare arme Teufel gehalten; aber ich erfahre, daß diese Wagaubundenbanden, die sich für Wallfahrer ausgeben, in Hindostan sehr berüchtigt sind. Man hält sie fast immer für Thugs. Die durch diesen Namen bezeichneten Verbrecher pflegen sich unter irgend einem Vorwande an einzelne Reisende oder an kleine Gesellschaften anzuschließen; dann erspähen sie die Gelegenheit, eine Schleife um den Hals ihrer Opfer zu werfen, ziehen sie so von den Pferden und erwürgen sie. Sie sollen dies so gewandt und schnell zu thun wissen, daß es ihnen selten mißlingt, und der Reisende nicht Zeit hat, seinen Degen zu ziehen, Gebrauch von seiner Finte zu machen, mit einem Worte sich zu vertheidigen oder sich von der Schlinge frei zu machen. Diese abscheulichen Mörder sind in Guzurate und Malwa sehr zahlreich; die, welche man in Hindostan trifft, kommen meist aus den südlichen Provinzen.“

In den Dörfern längs seines Weges bemerkte Heber bisweilen mit Vergnügen, daß die Häuser zwar sehr einfach gebaut, aber in gutem Stande, reinlich und nett waren und Hühner mit allerlei Vieh hatten. Die

Frauen bedienten sich zum Spinnern der Baumwolle kleiner Räder von felsamer Form. (Taf. 34. Abbild.)

In Bahar haben die Bauern, wenn sie ausgehen, einen Stod in der Hand und bedecken sich den Kopf und die Schultern mit schwarzen Fellen von grobem Zeuge. Sie sehen männlicher aus als die Bengalis. (Taf. 34. Abbild.)

Radschamal in Bengalen, jenseits Boglipur, ebenfalls am rechten Ufer des Ganges und zwar an einer Bergkette gelegen, die von einem Kolke bewohnt wird, das die Muselmänner nie unterjochen konnten, ist jetzt nur ein Schatten seines frühern Glanzes. Weiter hin geht ein Arm von dem Flusse unter dem Namen Gossimbazar ab und fließt nach S. durch Murschabad, die Residenz des Titularnachbors von Bengalen. Diese durch ihren bedeutenden Handel mit Seidenzeugen und schönen Baumwollenwaaren berühmte Stadt, hat über 165,000 Einw. Im S. liegt sie an Gossimbazar, eine Stadt, die durch ihre Seidenmanufacturen und ihren Handel mit gestrickten baumwollenen Strümpfen berühmt ist.

Nach einem geschwängelten Laufe von 35 Stunden vereinigt sich der Gossimbazar mit dem Dschellingi, einem andern Arme des Ganges, und nimmt den Namen Hugly an. Die Stadt dieses Namens ist bei weitem nicht mehr was sie im 17. Jahrh. war.

Schinsura hatte lange ein 1688 angelegtes holländisches Comptoir. Man weiß, daß im Friedensvertrage von 1814 das Königreich der Niederlande alle Plätze, die es auf dem Festlande Indiens besaß, an Großbritannien abtrat. Es sind in Schinsura und der Umgegend Schulen für die Kinder der Hindus angelegt worden; die Lehrer sind meist Brahminen oder Männer aus der Gasse der Schreiber.

Schanderagor, ein Comptoir der Franzosen, ist alles, was denselben in Bengalen übrig blieb. „Die Stadt,“ sagt Heber, „ist reinlich und selbst hübsch, aber man bemerkt in ihr nicht viel Leben. Sie hat eine katholische Kirche, einige passable Straßen und gut aussehende Häuser. Alle Hindu-Dörfer, die ich traf, hatten ein Aussehen von Wohlstand, das man mit Freuden betrachtet, und da der Hindu gewöhnlich einen Theil seines Ueberssusses zur Erbauung oder Vergrößerung einer Pagode verwendet, so kann man daraus schließen, daß der Wohlstand dieses Landes wirkliche Fortschritte macht, denn ein Engländer sagte mir, alle großen Pagoden von Calcutta an bis hierher, wären aufgebaut oder ausgebessert worden.“

Serampur, ein dänisches Comptoir, liegt wie die vorher erwähnten Städte an dem rechten Ufer des Hugly. Sie ist fast ganz nach europäischer Art gebaut und hat deshalb ein freundliches Aussehen. Wegen der hier herrschenden Wohlfeilheit ziehen viele den Lustentzug hier dem in Calcutta vor. Sie ist gewissermaßen das Hauptquartier der aus Europa zur Belehrung der Hindus abgeschickten Missionäre. Sie haben hier Pressen aufgestellt, aus denen Uebersetzungen der heiligen Schrift in den meisten Sprachen Asiens hervorgegangen sind. Auch eine Schule haben sie, in welche sie Kinder von jedem Glauben aufnehmen.

Am linken Ufer des Hugly, vier Stunden südlich von Serampur, erhebt sich Calcutta, die Hauptstadt des britischen Indiens. Diese Stadt, die wenigstens 600,000 Einw. zählt, liegt in einer sumpfigen und noch ziemlich ungesunden Niederung, obgleich man dieselbe zum Theil urbar gemacht und von dem dichten Dschungeln befreit, die sumpfigen Teiche in Osten ausgefüllt und die Straßen minder feucht zu machen gesucht hat. Trotz der Verminderung der Fläche des stehenden Wassers wird die Luft noch immer durch die Nähe der feuchten Ländereien in S. verpestet.

Auf dieser Seite liegt das Fort William, die schönste Citadelle Asiens; in N. die schwarze Stadt, deren Häuser meist klein, die Straßen eng und schmutzig sind; in der Mitte Dschoringi oder die europäische Stadt, welche sich durch ihre prächtigen Gebäude, durch schöne Häuser von Backsteinen, breite und gerade Straßen und große Plätze auszeichnet. Die griechische Bauart, die bei vielen Gebäuden angewendet wurde, scheint für das Klima nicht zu passen.

Man findet in Calcutta alle Anstalten, welche die Hauptstädte der civilisirten Länder auszeichnen. Der Handel zieht Kaufleute aus den fernsten Ländern daher. Die Hindus bilden die Masse der Einwohner, dann folgen die Muselmänner, darauf die Engländer und andern Europäer; man sieht einige Griechen und wenige Armenier.

Die Schiffe von 500 Tonnen und darunter können bis nach Calcutta kommen, wohin sie die Waaren aus allen Theilen der Welt bringen. Zahlreiche Bazar, die entweder Privatpersonen oder der Regierung gehören, nehmen sie auf, so wie die, welche aus dem Norden kommen. Ueberdies hat die Stadt verschiedene Manufacturen, was eine fortwährende Bewegung unterhält und viele Menschen beschäftigt. „Man kommt nicht hierher um zu leben, das Erben zu genießen,“ sagt Victor Jacquemont, „sondern, und dies gilt in allen socialen Stellungen, um etwas zu verdienen, von dem man anderswo leben kann. Es giebt in Calcutta nicht einen Müßigen.“

Die Hindus nennen den Gossimbazar, und folglich auch den Hugly, Bagirathi. Sie halten und verehren ihn als den echten Ganges und vorzuziehen in ihm vorzugsweise vor allen andern Armen dieses Flusses ihre Andacht. Man sieht an seinen Ufern hübsche Pagoden, deren Haupteingang eine schöne Colonnade zeigt, zu welcher eine bequeme Treppe führt. Umgeben ist der Hof um den Tempel her mit östlichen Thürmen umgeben, welche durch einen kleinen Zwischenraum von einander getrennt sind. (Taf. 34. Abbild.)

Da die britische Regierung den Gewissen keinen Zwang anlegt, so verrichten die Hindus ganz ungestört die Ceremonie ihres Cultus; eine der seltsamsten ist die, welche Tscharrak-pudschia heißt und zu Ehren der Göttin Kaki begangen wird. „Sie begann,“ sagt Heber, „am 9. April Abends. Eine bedeutende Menschenmenge hatte sich am Flusse versammelt um ein 15 Fuß hohes Bambusgerüst, das aus zwei perpendicularen und drei Querstangen bestand, welche letztere 5 Fuß von einander entfernt waren. Mehrere Menschen stiegen auf dieser Art Leiter mit großen Säcken hinauf, aus denen sie verschiedene Gegenstände unter die Zuschauer werfen, welche diese begierig erfassen; ich war jedoch zu weit entfernt, als daß ich hätte unterscheiden können, was es war. Dann erhoben sie, einer nach dem andern, die gefalteten Hände über die Köpfe und stürzten sich mit einer Gewalt herunter, die ihnen verderblich gewesen seyn würde, wäre ihr Fall nicht auf irgend eine Weise gemildert worden. Die Menge stand zu gedrängt, als daß ich hätte bemerken können, wie man dies bewirkte; alle aber blieben wohlbehalten, denn sie stiegen unmittelbar darauf wieder auf das Gerüst und wiederholten dieselbe Ceremonie mehrmals.“

„Am 10. wurden wir schon vor Tagesanbruch durch ein mißthöndes Geräusch von musikalischen Instrumenten geweckt; wir stiegen sogleich zu Pferde und begaben uns nach dem Matdan. Als es heller wurde, bemerkten wir eine unermessliche Menschenmenge, welche sich nach Dschoringi wendete und noch immer durch Personen verstärkt wurde, welche aus den Straßen und Gassen der Stadt hinzukamen. Wir mischten uns unter die Menge, in deren Mitte ärmliche Fanatiker gingen und tanzten, welche sich aufs Gräßlichste verzerrten und von denen Jeder von einer eigenen Gruppe Bewunderer mit Musik und Fackeln umgeben war. Ihre Bünde verriethen Leiden, aber sie suchten offenbar etwas darin, sie gelblich zu ertragen, und wurden wahrscheinlich durch die Ueberzeugung aufrecht gehalten, ihre Sünden aus dem vergangenen Jahre abzulösen, wenn sie von freien Stücken und ohne eine Klage dieses Heims zu ertragen.“

„Es wurde uns sehr schwer, einen Weg durch die Menge zu bahnen; als wir aber in eine geringe Entfernung von dem Schauplatz gekommen waren, hatten wir einen malerischen und sehr schönen Anblick, der mich weder meinen Willen an die Pferderennen in England erinnerte. Auf allen Seiten wehten Fahnen. Breiterbuden gewährten Gerüste zum Tanzen. Die flatternden Kleidungsstücke der Eingeborenen ließen eine Versammlung von wohlgekleideten Frauen erwarten, und obgleich in größerer Nähe ihre dunkle Gesichtsfarbe diese Täuschung benahm, so verlor

das Bild doch nichts von seiner Freundlichkeit. Niemals hatte ich in England so viele Menschen beisammen gesehen; aber dieses Fest ist auch eines der berühmtesten der Hindus und man war aus allen Dörfern in der Runde dazu herbeigeströmt. Der Lärm der Musik währte bis Mittag, zu welcher Zeit die Enthusiasten sich entfernten, um für ihre Tumben bedacht zu seyn. Man sagt, sie wären gefährlich, bisweilen selbst tödtlich. Einer unserer masatchi oder Fackelträger aus der niedrigsten Caste, denn in den höhern scheint Niemand diese Grausamkeiten vorzunehmen, lief in dem ganzen Hause mit einem kleinen Pfeile herum, der ihm durch die Zunge ging, und bettelte von unsern andern Dienern Geld. Er sah aus, als wäre er durch Opium betäubt, und man sagte mir, diese Unglücklichen nähmen immer Opium, um den Schmerz zu mildern, und der Theil, welcher durchbohrt werden sollte, würde wahrscheinlich schon lange vorher damit gerieben, damit er unempfindlich werde.

„Die Prüfung des schiddy mahry geschieht Abends zu Boltaconnah, einem Stadttheile, wo die Maffen zum Daranhängen der Frommen aufgerichtet sind; die Behörde erlaubt nicht, daß man sie in der Nähe der Wohnungen der Europäer aufstelle. Dieser Mast hat eine Querstange, an deren einem Ende sich ein Kloben befindet, woran man ein Seil mit Haken befestigt. Das mit Blumen geschmückte Opfer wurde scheinbar ohne Widerstreben an die Querstange geführt; dann drückte man ihm die Haken in die Muskeln der Seiten, was er ohne zu zucken ertrug, und schlang ein breites Zeugstück um seinen Leib, damit die Haken durch die Last des Körpers nicht ausgerissen würden. In diesem Zustande wurde der Mann in die Höhe gezogen und man ließ ihn anfangs langsam, dann allmählig mit ungemeiner Schnelligkeit herumdrehen. Nach einigen Minuten wollte man ihn herunterlassen, aber er winkte, man möge noch fortfahren. Dieser Entschluß wurde mit ungeheuerem Beifall aufgenommen und die Ceremonie begann, nachdem er einige Schlucke Wasser genommen hatte, von neuem.“ (Taf. 34. Abbild.)

Die vielfachen Verzweigungen des Flusses machen es möglich, zu Wasser von Calcutta nach Dacca zu reisen, das 54 Stunden in N.D. davon liegt, welche Entfernung aber durch den gewundenen Weg, dem man folgen muß, auf 130 gebracht wird.

Heber, der Calcutta am 15. Juni verließ, bemerkte am 3. Juli die Thürme von Dacca. „Je näher wir kamen,“ sagt er, „um so mehr überraschte mich die Größe der Stadt und die Majestät der Ruinen, welche wirklich den größten Theil davon auszumachen schienen. Außer einigen ungeheuern Maffen von Schloßern und finstern Thürmen, deren Bestimmung man leicht errieth und die von Epheu und Pipals bedeckt waren, außer alten Moscheen und Pagoden, die offenbar aus derselben Zeit herührten, bemerkten wir große und schöne Gebäude, die aus einer gewissen Entfernung gastlicher und wohllicher ausfahen, und nach denen hin wir uns richten mußten, wie ich glaubte. Als wir aber so nahe kamen, daß wir sie deutlich erkennen konnten, bemerkten wir, daß sie sich in eben so schlechtem Zustande befanden als die übrigen. Mehrere zeigten griechische Architectur; ein Hindu-Obelisk glich so sehr einem Kirchturme, daß ich ihn aus der Ferne wirklich dafür hielt.

„Während wir nach dem Ufer zu fuhren, machte mich ein seltsames Geräusch, das aus dem Wasser zu kommen schien, aufmerksam. Es war gebohrt, tief, sehr stark und zitternd und hielt so ziemlich die Mitte zwischen dem Brüllen eines Stieres und dem Blasen des Wallfisches. „Ach,“ sagte ein Muselmänn in meinem Gefolge, „das sind Elephanten, welche sich baden. Diese Thiere sind in Dacca sehr zahlreich.“ Ich sah sogleich genauer hin und bemerkte ungefähr zwanzig dieser schönen Thiere, deren Köpfe und Rüssel sich über dem Wasser zeigten. „Dacca,“ sagte mir einer der dortwohnenden Engländer, „ist nur noch eine Ruine seiner frühern Größe. Sein Handel ist auf den schzigsten Theil dessen herabgekommen, was er sonst war. Alle seine prachtvollen Gebäude: das Schloß Dschehan-girs, seines Gründers, die stolze Moschee, die dieser Kaiser bauen ließ, die Paläste der ehemaligen Nabobs, die Comptoirs und Kirchen der Holländer, Franzosen und Portugiesen, sind zerfallen und von

Gesträuch bewachsen. Ich sah, fuhr der Engländer fort, eine Tigerjagd in dem Hofe des ehemaligen Palastes, und das Pferd eines meiner Freunde fiel in einen von Gras und Brombeergebüsch verstreuten Brunnen. Fast die gesammte Baumwolle, die man in dem Gebiete von Dacca erntet, wird nach England versendet und kommt als Zeug zurück, das die Bewohner dieser Gegend der Wohlfeilheit wegen vorziehen. Es giebt noch einige Armenier hier, die da eine Kirche und zwei Priester haben; mehrere sollen reich seyn. Einer ihrer Erzbischöfe kommt alle vier bis fünf Jahre von Katschewan hierher. Die Portugiesen sind nicht zahlreich, arm und nicht angesehen. Die Griechen dagegen sind zahlreich, thätig und verständig, gehen mit den Engländern um und haben mehrere untergeordnete Regierungsämter inne. Andere Engländer giebt es nicht als Indigopflanzer, welche in der Umgegend leben, sowie die Civil- und Militärsbeamten. Die Hindus und Muselmänner bilden eine Bevölkerung von 300,000 Seelen.

„Das Clima von Dacca gilt für eines der mildesten in Indien, da die Wärme immer durch die ungeheuern Flüsse gemäßigt wird, welche in der Nähe strömen, und ihr schneller Lauf reißt die fauligen Theile der Ueberschwemmung so schnell mit fort, wie man es an den Ufern des Huply nicht kennt; die Luft ist deshalb auch nicht ungesund. Uebrigens ist es in der jetzigen Jahreszeit nicht möglich, zu Pferde weit zu kommen, selbst während der Trockenheit kann man auf diese Weise nicht weit reisen, so sehr ist das Terrain von Flüssen und Bächen durchschnitten; deshalb ist der Gebrauch der Rte so gemein und baut man viele hier.

„Die kleinen inländischen Fahrzeuge sind die einzigen, welche auf dem Ganges bis nach Dacca fahren. In der Regenzeit könnten dies wohl auch Schiffe von mittlerer Größe versuchen, aber es ist mit zuviel Gefahr begleitet und man würde keine große Entschädigung darin finden. Die Europäer ziehen es vor nach Schattigan zu gehen, obgleich der letztere Hafen ebenfalls nicht für die großen Schiffe geeignet ist.

„Die Compagnie unterhält in Dacca ungefähr 300 Elephanten, welche man jährlich aus den Wäldern von Tiperah und Gatschar bezieht. Man richtet sie hier zu den Gewohnheiten ab, die sie im Zustande der Gefangenschaft haben müssen. Diejenigen, welche man für die nördlichen Provinzen bestimmt, werden allmählig nach Murschabad, dann in andere nördlichere Städte geschickt, weil die Verschiedenheit des Climas zwischen denselben und Dacca zu groß ist, als daß man sie demselben zu schnell ohne Gefahr aussetzen könnte.

„In Dacca residirt ein Nabob; die Engländer geben ihm eine Pension und lassen ihm alle die Ehrenbezeugungen, die seiner Eitelkeit schmeicheln können, ohne daß sie ihm die geringste Macht geben.“

Dacca liegt 36 Stunden von der Einmündung des Ganges in den Meerbusen von Bengalen. Wir haben schon vorher gesehen, daß dieser Fluß in dem untern Theile seines Laufes seine Gewässer mit denen des Brahmaputra verbindet. Der Raum zwischen der größten seiner Mündungen und der Mündung des Huply heißt die Sunderbunds. Er ist von einer unendlichen Menge von Armen dieser Flüsse durchschnitten, welche sich in vielen Richtungen durchkreuzen und eine ungeheure Anzahl von niedrigen Inseln bilden, die fast alle mit Wald von mittlerer Höhe bedeckt sind.

Das Gebiet der Sunderbunds, das ganz aus angeschwemmtem Lande besteht, hat nirgends süßes Wasser, weshalb man es auch nicht anbauen kann. Diese entsetzliche Einöde ist der Aufenthalt von Tigern und andern wilden Thieren, sowie von Rothwild, Affen und ungeheuern Crocodilen geworden. Bisweilen wird sie durch das Wirren der Taube, durch das Krähen des Fahnens, durch das Geschrei der Penne, des Pfaues und der Papageien belebt. In der trocknen Jahreszeit finden sich an den Ufern der Flüsse Salzbreiter und Holzfäller ein, die bei ihren Beschäftigungen immer ihr Leben auf das Spiel setzen müssen, denn Tiger von der bedeutendsten Größe zeigen sich nicht blos an den Ufern, sondern schwimmen sehr oft auch in dem Wasser und tödten die Menschen auf den vor Anker liegenden Bötten.

Obgleich nun viele dieser Unglücklichen alle Jahre von den Tigern angefallen und verzehrt werden, lassen sich doch fromme Muselmänner, welche Zaubermittel gegen die Grausamkeit dieser Unthiere zu besigen wohnen, in ärmlichen Hütten an dem Flusse nieder. Sie werden von ihren Glaubensgenossen ungemein verehrt, sowie von den Hindus, welche sich in diese Gegenden wagen und ihnen, um das Wohlwollen derselben zu gewinnen, Lebensmittel und Gauris schenken. Mit der Länge der Zeit werden diese Fakire fast immer die Beute der wilden Thiere; aber je länger sie dableiben, um so höher werden sie verehrt, und sobald ihr Platz vacant ist, nimmt ihn ein anderer ein. Kleine Erdbäusen bezeichnen die Stellen, wo die Skelette der Verunglückten neben der Hütte begraben wurden, und die Holzfäller versehen nie, im Vorübergehen Gebete da herzusagen, die sie ihre Arbeiten beginnen.

Die Ausdehnung der südlichen Küste der Sunderbunds beträgt 60 Stunden von D. nach B. Acht Mündungen führen dem Meere die Gewässer dieses Deltas zu. Die besuchteste ist die des Fugly. Heber gelangte am 4. Octbr. 1833 dahin.

„Mit Tagesanbruche,“ sagt er, „bemerkten wir die Insel Sagor, die völlig eben und sumppig ist, große dichte Bäume, welche dunkeln Fichten gleichen, und Dschongeln mit glänzend hellen Blättern von der Höhe unseres Unterholzes hat. Mit Hilfe eines Fernrohrs konnte ich ein Thier, wohl ein Firsch, erkennen, der weidete ober im Grase lag, sowie verfallene Hütten und Gebäude, die Schoppen glichen.

„Dies sind die Ueberreste eines Dorfes, welches durch eine Gesellschaft angelegt wurde, die sich bildete, um das Holz niederzuschlagen und die Sümpfe von Sagor auszutrocknen; aber sie bemerkte, daß während man die Dschongeln auf der einen Seite abhaute, das Meer auf der andern hereinbrang, und der sandige Boden nicht fest genug war, um diesem Andrängen widerstehen zu können. Die Insel wurde demnach von neuem den Firschen und Tigern überlassen. Wegen der letztern stand sie immer in schlechtem Rufe und nach dem, was man mir sagte, stößt sie den Eingeborenen so großen Schrecken ein, daß man dieselben nur mit Mühe dahin bringen kann, sich im Bote diesen wilden Ufern zu nähern, weil sie sich immer Gefahren aussetzen. Ich glaube jedoch, sie sind sehr übertrieben worden, wenn es auch ein Glück ist, daß diese heilsame Furcht die müßigen Matrosen und jungen Officiere hindert, der Jagd wegen sich nach dieser Insel zu begeben, wie es sonst Sitte war; denn dieses Ufer und alle der Inseln dieser Gegend sind unter einer scheiterreichen Sonne höchst ungesund. Das Wasser, das uns umgibt, zeigt gnügend durch seine bräunliche Farbe, daß es mit zahlreichen Ueberresten von organischen Stoffen überladen ist.

„Eines der ersten Anzeichen der Eitern des Landes, das unsern Blicken auffiel, war ein Reichenam, der langsam an der Oberfläche des Wassers schwamm.

„Gegen Mittag kamen Böte mit Früchten und Fischen, von Hindus geführt, an unser Fahrzeug; alle diese Leute waren schwächlich, außerordentlich schwarz, aber gut gewachsen, und von schönen Zügen; sie verkauften uns Bananen und Cocusnüsse. Es kamen mehrere Böte nach einander; einige waren größer als das erstere und hatten zwei Masten wie eine Soelette; die Matrosen waren größere und schönere Leute als die, welche wir vorher gesehen. Der Capitain, der einen weißen um eine rothe Mütze geschlungenen Turban trug, hatte ein weißes kurzes Hemd ohne Kermel und einen silbernen Ring etwas oberhalb des Ellbogens; seine Leute waren fast nackt, bis auf ein Zeugstück um die Lenden. Ihre Haut hatte eine sehr dunkle Bronze Farbe, was in Verbindung mit ihren eleganten Formen und wohlproportionirten Gliedern den Zuschauer vollkommen an die griechischen Statuen von Bronze erinnerten. Was den Wuchs und die Kraft betrifft, so standen diese Matrosen unter den meisten unserer Matrosen.

„Wenn man sich Ketsheri nähert, einem Dorfe, dem gegenüber der Fugly fast 3 Stunden weit ist, bemerkt man auf allen Seiten nur noch eine traurige und ununterbrochene Linie dichten und dunklen Gebüsches;

es scheint undurchbringlich zu seyn, und man könnte es sich wohl bewohnt denken von allem, was es Monströses, Ekelhaftes und Gefährliches giebt, von dem Tiger und der Cobra Capello bis zu dem Scorpion und den Muskitos, von dem Sturme und Gewitter bis zu dem Fieber. Die Matrosen und die Officiere sprachen nur mit Schauer von diesem Ufer, dem Grabe aller derer, welche das Unglück gehabt hatten, mehrere Tage in seiner Nähe zu bleiben, und selbst unter der glänzenden Sonne, welche uns in diesem Augenblicke beschien, gehörte keine besondere Phantasie dazu, um sich die fieberhaften Ausdünstungen vorzustellen. Je näher wir den Sunderbunds kamen, desto minder unangenehm wurde ihr Aussehen. Die Gebüsch zeigte eine größere Mannichfaltigkeit von Grün und Farben; man unterschied mehrere Bäume mit rundlichem Wipfel und kleine Palmen, und endlich brachte uns der Wind, der vom Ufer herkam, die frischen Gerüche der Vegetation. Die Strömung ist hier sehr stark und ihr Kampf gegen die Flut hob Wogen von dunkler Farbe empor. Die Gegenwart von Cocuspalmen verkündet ein offeneres und bewohnbareres Land. Die Dschongeln entfernten sich von den Ufern des Flusses; an ihre Stelle traten schöne grüne Felder gleich unsern Wiesen; man sagte mir, es sey dies Reis. Darunter umher waren kleine Gruppen und Dörfer von Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt und so niedrig waren, daß man sie für Heuschaber halten konnte, verstreut.“

Kapitel XLVIII.

Hindostan. — Deffan. — Berge von Sanduana. — Die Hochebene Dmerkantof. — Quellen des Nerbubda, des Sone und des Mahanabdy. — Diamanten. — Nagpur. — Berge von Berar. — Ellitschpur. — Die Kette der westlichen Gats. — Daulatabad. — Ellora. — Aurangabad. — Carli. — Haiderabad. — Städte in Drissa und den Circars.

Die Provinzen Hindostans, welche wir durchwandert haben, sind seit langer Zeit durch die Fruchtbarkeit und den Reichtum ihrer Erzeugnisse berühmt. Die Hindus, welche darunter die begreifen, die in B. von dem Indus begrenzt werden, nennen sie in Bezug auf die in D. und S. *Medhyahdeo*, (das Land der Mitte); es ist das eigentliche Hindostan.

Im Süden beginnt Deffan; es ist in N. von dem Laufe des Nerbubda begrenzt, der von D. nach B. fließt, sowie durch eine eingebildete Linie, welche in entgegengesetzter Richtung von der Quelle dieses Flusses zur Mündung des Fugly geht. Die andern Grenzen Deffans sind in S. der Krischna und der Tunbedra; in D. der Meerbusen von Bengalen; in B. der Theil des indischen Meeres, welcher der Meerbusen von Oman heißt. Die indischen Geographen nennen Deffan die ganze Halbinsel im Süden von dem Nerbubda bis an das Vorgebirge Comorin.

Sanduana, die nördlichste der Provinzen Deffans, ist mit oft düren, steilen und sehr schwer zu erstiegenden Bergen bedeckt. Einige Stellen zeigen undurchbringliche Wälder; sie werden von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnitten. Die Einwohner bestehen hauptsächlich aus Sands und Ischobans, welche in den Schilderungen der Engländer als fast unbezähmbare, rohe Wilde dargestellt werden. Einige Stämme sind so ziemlich unabhängig geblieben.

Man schätzt die mittlere Höhe der Berge in Sanduana, die meist von D. nach B. laufen und nach verschiedenen Seiten hin Ausläufer abgeben, auf 1000 Toisen. Auf dem Kamme, der Wasserscheide zwischen dem Meerbusen von Bengalen und dem Meere von Oman, befindet sich Dmerkantof, 2463 Fuß hoch unter 22° n. Br., — ein bei den Hindus berühmter Wallfahrtsort. Die Gegend umher ist wild, sehr dünn bevölkert und nur von einigen Frommen besucht, welche die Quellen des Sone und des Nerbubda aufsuchen. Im Jahre 1828 war noch kein Europäer dahin gekommen; nach dem Berichte der Eingeborenen entstehen

die beiden Flüsse aus dem Wasser in den Höhlen der Berge, welche das Plateau von Omerkantol bilden.

Die Quelle des Mahanebby befindet sich am südlichen Abhange dieser Hochebene. Nach vielen Umwegen durch die Berge gelangt er nach Driffa und ergießt sich in mehreren Armen in den Meerbusen von Bengalen. Er nimmt viele Beiflüsse auf und sein Lauf ist 250 Stunden lang. Man findet in dem Sande dieses Flusses, besonders an der Einmündung mehrerer seiner Beiflüsse zur Linken, die von den Bergen Kurbah kommen, sowie unter den Kieseln derselben Diamanten vom ersten Wasser und von verschiedener Größe. Man sammelt dergleichen auch nach dem Regen in dem Schlamm und Sande, der sich in den Uferhöhlen und auf den Alluvialinseln absetzt. Hier suchen die Oshaharies, ein Bergbewohnerstamm, darnach. Zwischen dem 21° und 22° d. Br. liegt der sehr schwer zugängliche Bezirk, wo sich die Bergbäche schlängeln, welche die Diamanten mit fortreißen; er ist ungemein ungesund, wie man an dem Aussehen seiner Bewohner sieht.

Ragpur, in einer feuchten Ebene am linken Ufer des Nag, eines kleinen Flusses, der sich in den Bainganga ergießt, ist die Hauptstadt von Wanduana und die Residenz eines Radschah, dem die Engländer ein ziemlich ausgebreitetes Gebiet gelassen haben. Er verwaltet dasselbe nach Gutdünken und unter der Aufsicht eines britischen Residenten. Diese Stadt von 115,000 Einw. hat nichts Merkwürdiges.

Ein wenig weiter nach W. gelangt man nach Berar, dessen von zahlreichen Schluchten und Pässen durchschnittene Gebirge von britischen Ingenieuren untersucht worden sind; sie haben über 26 Stunden Länge und senden nach N. und S. Ausläufer ab, welche die Betten verschiedener Flüsse von einander trennen. Der Tapti, welcher nach W. strömt, der Bainganga und der Purna, die sich nach S. wenden, sind die vorzüglichsten. Die Verzweigungen dieser Berge, welche nach W. laufen, verbinden sich in N. von 10° der Br. mit den Stützen der westlichen Gats.

Diese berühmte Kette beginnt an dem linken Ufer des Tapti und zieht sich nach S. bis an das Vorgebirge Comorin, parallel mit der westlichen Küste des Dekkan, der sie immer nahe ist. Ihre größte Entfernung von dem Meere von Oman beträgt 26, die mittlere 7 Stunden. Die Länge nimmt 20° d. Br. über 330 Stunden ein. Die mittlere Höhe der Gats scheint 7400 Fuß zu betragen und ihre höchsten Spitzen erreichen wenigstens 13,000 Fuß.

Der Name Gats bedeutet Schluchten oder Engpässe und ist diesen Gebirgen gegeben worden, weil sie von zahlreichen Defileen durchschnitten werden. Ihre nach W. streikenden Seiten haben nach O. sanftere Abhänge. Von dieser Seite fließen sie das Plateau von Dekkan. Ueberall sind sie mit dichtem Wald bedeckt und häufig zeigen sie höchst malerische Punkte.

Die Höhe der Gats reicht hin, den Zug der Wolken aufzuhalten, deshalb herrschen zu gleicher Zeit in O. und W. der Kette entgegengesetzte Jahreszeiten. Während die Regen- und Wetterzeit des südwestlichen Monsuns sich an der Seefeste fühlbar macht, hat man östlich von den Bergen Sommer; im Gegentheil hat diese Gegend Sommer während des Nordostmonsuns, der dem W. der Kette das schöne Wetter bringt. In einigen Bezirken seines südlichen Theiles ist jährlich 130 Zoll Wasser gefallen, namentlich im Juni, Juli und August, während in O. die anstehenden Gegenden nur durch leichte Regen benetzt wurden. Diese Ursache der Verschiedenheit der Climate hört im N. von dem Tapti auf, wo der Südwestmonsun kein Hinderniß mehr an der Bergkette findet, seinen Einfluß frei übt und ununterbrochene Regenströme über das ganze Land ergießt.

Obgleich man Plateau das ganze Land über den Gats nennt, so ist doch die ganze Fläche überall mit Fügeln überstreut und hier und da selbst bergig.

Gegen den 15° d. Br. sind die Gats, obgleich steil und steinig, keineswegs rauh oder in große Massen kahler Felsen getheilt. Ihre Oberfläche ist mit fetter Erde bedeckt und kann erst gefunden werden, wenn man hineingrät. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen und

man kann nirgends schöneren Bambus sehen als die, welche in diesem Theile der Kette wachsen. Auch die Binsen erreichen hier eine ungeheure Größe; man hat einige gemessen, welche 226 Fuß lang waren und dicker als das Rohr von Malacca.

Die Reise durch die Defileen in der Gats setzt anfangs dem Transporte der Artillerie und Kriegsgeräthe viele Schwierigkeit entgegen; aber die Straßen, welche die Engländer da angelegt, haben alle Hindernisse weggeräumt, welche die Natur entgegenstellte, und gegenwärtig macht man die Reise ohne Mühe.

Berar ist ein hohes Thal, wohin man durch eine Reihe von Schluchten gelangt; einige sind für beladene Kameele unzugänglich, andere dagegen sind es sehr leicht für die Cavalerie, was das Land häufigen Einfällen aussetzt. Ein Theil von Berar ist nur von Gebüsch bedeckt, Sein größter Fluß ist der Tapti.

Seine bedeutende Höhe über dem Meere mäßigt die Hitze, welche in den Thälern sehr groß ist. Im Winter wird der Frost auf den Bergen empfindlich.

Ellitschpur, seine Hauptstadt, liegt zwischen dem Sarpan und Bittchan, welche sich in geringer Entfernung vereinigen und dann den Purna vergrößern, einen Beifluß des Tapti. Ellitschpur ist ziemlich volkreich und mäßig stark. Der Rizam, der Souverain, hat hier einen Palast von Backsteinen.

Geht man nach SW., so kommt man über die Geshasholl-Berge und weiterhin in derselben Richtung trifft man Dadtetabad, eine feste Stadt, deren Citadelle auf einem 500 Fuß hohen Granitblocke liegt, der von den benachbarten Bergen ganz isolirt ist. (Zaf. 35. Abbild.)

In geringer Entfernung im N. erregt Ellora, ein Dorf inmitten einer Ebene, die Aufmerksamkeit der Reisenden durch die Hindutempel, welche in einem eine Meile entfernten Gebirge ausgegraben sind.

„Kommt man in die Nähe dieser Tempel,“ sagt J. Seely, ein englischer Reisender, der eine detaillirte Beschreibung davon gegeben hat, „so wird das Auge und die Phantasie durch die Mannichfaltigkeit der interessanten Gegenstände ganz betäubt, die sich zu allen Seiten darbieten. Man fühlt zu gleicher Zeit so viel Erstaunen, Bewunderung und Vergnügen, daß die Eindrücke anfangs peinlich sind, und es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sie sich hinreichend beruhigt haben, um aufmerksam die Wunder betrachten zu können, von denen man umgeben ist. Die Stille an diesem Orte, die Dede in den benachbarten Ebenen, die romantische Schönheit des Landes und das Gebirge selbst, das an allen Seiten umgibt, trägt dazu bei, die Gele eines Fremden mit durchaus neuen Empfindungen zu füllen. Alles stimmt den Geist hier zur Betrachtung und Alles, von dem man umgeben ist, versteht ihn in eine entfernte Zeit unter ein mächtiges Volk, das einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte, während unsere Vorfahren noch als Wilde in Wäldern lebten.“

„Man denke sich, welches Erstaunen Einen ergreift, wenn man plötzlich in einem weiten offenen Hofe einen Tempel erblickt, der in harten Felsen gehauen, in allen seinen Theilen vollkommen schön und völlig von dem benachbarten Berge durch einen Raum von 250 Fuß Länge und 150 Fuß Breite getrennt ist. Dieser Tempel, der eine Höhe von 100 Fuß hat, ist 145 Fuß lang und 62 Fuß breit; seine Thürme, seine Fenster sind von vortrefflicher Arbeit, sowie die Treppen, welche zu den obern Stagen führen, die fünf große Gemächer mit wunderbar geglätteter Fläche enthalten und die regelmäßig durch Säulenreihen getheilt sind. Die ganze Masse dieses ungeheuren Blockes an einzelnen Ausbuchtungen hat fast 500 Fuß im Umfange. Jenseits des Ortes, den er bedeckt, laufen drei Gänge parallel mit dreien seiner Seiten und sind durch Säulen gestützt; Gemächer in dem perpendicularen Felsen, welcher den Hof begrenzt, enthalten 42 riesenhafte Figuren aus der Hindu-Mythologie. Diese drei Gänge oder Galerien nehmen einen Raum von fast 400 Fuß in der Länge ein, der ganz in den Felsen gehauen ist; die Breite beträgt 13 F. 2 Zoll, ihre Höhe 13½ Fuß. Oben darüber befinden sich schöne und große Säle. In dem Hofe und vor diesen Galerien erhebt sich der Kypas, — der

Tempel, den ich eben erwähnte. Ich glaube, es existirt in der Welt kein Ueberrest aus dem Alterthume, der ihn an Großartigkeit des Entwurfes und an Vollendung der Ausführung übertrifft.

„Und doch sind in Ellora noch zwölf andere Tempel in dem Gebirge angebauten. Eine Reihe von Wohnungen und Tempeln erstreckt sich nach Rechts und Links über 1½ Meilen lang von N. nach S.“

Das Innere aller dieser Tempel ist mit Bildhauerereien geschmückt, welche Gegenstände aus der Hindu-Mythologie vorstellen. Alle gleichen nicht genau dem Kelyas, aber jeder besitzt eine eigenthümliche Schönheit. Viele Figuren von Gottheiten sind offenbar die Buddhas und seiner himmlischen Diener.

Der Eingang, welcher mit dem Namen Wisma Karm bezeichnet wird, ist nach S. gewendet. Nach seinem Aussehen können Leute von lebhafter Phantasie wohl glauben, er führe in den Palast des Gnomen-Königs. (Taf. 35. Abbild.) Diese Fassade, die schönste von allen der Tempel Elloras, hat etwas auffallend Edles, und ihr Effect wird noch durch die versteckte Lage und die dichten Baumbblätter erhöht, welche sie umgeben.

Das südliche Ende der Aushöhungen in Ellora schließt mit einer in Hinsicht auf den Reichthum der Verzierungen minder prächtigen; aber ihrer Lage und die Reihen herrlicher Säulen, die sie an jeder Seite tragen, zeichnen sie sehr aus. Man nennt sie Dher Barra. (Taf. 35. Abbild.) Es ist ein Tempel Buddhas. Der Hauptsaal, welchen die Abbildung darstellt, ist ungefähr 100 Fuß lang und 90 breit, ungerchnet die Vertiefungen an jeder Seite. Die Pfeiler, welche das Gewölbe tragen, sind kleiner und zierlicher als die in den andern Höhlen. Dieser zeichnet sich noch durch zwei nicht sehr über den Boden erhabene Plattformen aus, welche über die ganze Länge der Ausgrabungen hingehen. Man glaubt, sie wären für die Studierenden, die Schreiber und Kaufleute angelegt worden. Der Handel, welchen die Hindus jedesmal treiben, wenn sie Gelegenheit dazu finden, und ihre Wohnheit, bei ihren religiösen Festen zugleich eine Messe zu haben, machen diese Vermuthung sehr wahrscheinlich. Diese Höhle liegt übrigens auch zu diesem Zwecke sehr bequem, und durch die Leichtigkeit, mit welcher man hinein und heraus gelangt, wird sie der gewöhnliche Zufluchtsort des Viehes. Ihr Roth und die Menge aller Arten Insecten, die sie herbeiziehen, haben ihr ohne Zweifel ihren schlechten Ruf verschafft und zu der Meinung Veranlassung gegeben, sie sey nur gut, Leute zu beherbergen, welche ein Gewerbe daraus machen, den Mist aufzusuchen.

Die Verzierungen der Tempel von Ellora haben von den Händen der Muselmänner viel gelitten, welche in ihrem Fanatismus Statuen und Basreliefs zerschlugen, Malereien an den Decken abtrugen und an mehreren Stellen den Gipf zertrümmerten. „Seht,“ sagt der Reisende Seely, „da Ellora und die Umgegend, welche früher unter den Mahratten standen, in unsern Händen sind, muß man hoffen, daß die Regierung von Indien ihre Aufmerksamkeit auf diese wahrhaft wunderbaren Alterthümer richten wird. Die Sorge für ihre Unterhaltung würde nicht viel kosten; die Einwirkung der Zeit hat vielen dieser Denkmäler geschadet, und es würde sich einer mächtigen Nation ziemen, welche eine Freundin der Wissenschaften ist, die Beschädigung dieser staunenswerthen Werke nicht zu dulden ...

„Der erste Reisende, der sie besuchte, war, glaube ich, Thevenot; es fehlt seiner Erzählung in manchen Stücken an Genauigkeit, denn er sagt, man sehe in einer Ausdehnung von anderthalb bis zwei Stunden nichts als herrliche Grabmäler, Kapellen und Tempel; er würde sich richtiger ausgedrückt haben, hätte er gesagt, zwei Meilen (engl.). Uebrigens verwendete er zur Besichtigung dieser Pagoden nur zwei Stunden.“ Seely setzt hinzu, er wolle durch diese Bemerkung das Verdienst Thevenots nicht herabsetzen. —

Die häßliche kleine Stadt Rozah, die anderthalbe Meile von Ellora liegt und berühmt ist, weil sie die sterblichen Ueberreste Aurengzebs und die Durhan-ebdins, eines muselmännischen Heiligen, des Gründers der

Reise in Asien.

Stadt Durhanpur, enthält. Das Grab des Kaiser ist schöner als das des Kaisers. Seely, der auf dem Plateau, auf welchem Rozah liegt, weiter reiste, kam an das Ende eines Defiles, welches durch einen der Höhlänge Aurengzebs gänzlich gepflastert worden war. Die Ebenen zwischen Dadletabad und Aurengabad erregen traurige Gedanken; sie besitzen einen fruchtbaren Boden, werden von verschiedenen Flüssen bewässert und liegen bei einer großen Stadt; dennoch würde sie Jeder für eine Wüste halten, der an den Anblick des Landes in England gewöhnt ist. Seely traf nur zehn Menschen und bemerkte, daß kaum der zehnte Theil des Landes bebaut war.

Von weitem gesehen, macht Aurengabad durch seine Minarets, welche über Gruppen schöner Bäume hinausragen, durch die großen weißen Kuppeln seiner Moscheen mit den in der Sonne glänzenden vergoldeten Spitzen und seine zahlreichen Terrassenbächer einen imposanten Eindruck. Kommt man aber näher, so schwindet die Illusion. Die Hälfte dieser Stadt, die nur schwach bevölkert ist, zeigt nur Verfall und Ruinen. Man erkennt, daß ihr Glanz mit dem Erben des Monarchen verschwand, dessen Namen sie führt. Ihre Straßen sind breit und einige davon gepflastert; man sieht schöne und große Häuser in verschiedenen Theilen; die öffentlichen Gebäude, die Moscheen und Caravanserais sind gut gebaut. Gärten und Baumgruppen, Plätze, Springbrunnen bringen einen Wechsel in die Perspective und schmücken die Straßen; die Lagen zeigen den Augen viele kostbare durch die Industrie des Landes oder die Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte Baaren; aber in der ganzen Stadt herrscht eine gewisse Dede, welche anzeigt, daß ihr Ruhm dahin ist.

Aurengabad liegt in den Staaten des Nizam, eines Fürsten, der unter der Aufsicht eines englischen Residenten regiert. Diese Stadt, welche in einer von Bergen umgebenen Ebene liegt, befindet sich 7 Stunden nördlich von dem Godavery. Ist man über diesen Fluß gegangen und reist weiter nach SW., so trifft man Carli, einen kleinen Flecken dem Fort Logor gegenüber.

Dritthalbe Meile von Carli zeigt eine von N. nach W. laufende Fugelkette Aushöhungen gleich denen in Ellora, die aber minder zahlreich sind. Sie wurden von Rab. Graham, Heber, dem anglikanischen Bischof, und Lord Valentia besucht und beschrieben. Die Fassade des großen Tempels nach W. zu befindet sich 300 Fuß über dem Fuße des Fügels und ist nur auf einem steilen und schmalen Wege zugänglich, der in Zickzack durch Bäume, Gebüsch und Felsenstücke empor führt. So gelangt man zu einem ziemlich armuthigen Tempel Siwas, der gewissermaßen als Portal zur großen Pagode dient; ein anderes kleines ganz ähnliches Gebäude befindet sich zur Rechten. „Wir wurden alsbald,“ sagt Heber, „von kleinen nackten und müßigen Brahmanen umringt, die mit einer alten Frau aus derselben Gasse sich für die Hüter des Heiligthums ausgaben und uns ihre Dienste anboten, um uns die Wunder desselben zu zeigen und seine Geschichte zu erzählen. Ich fragte sie, wer der Gründer sey. — Der König Pandu, antworteten sie. Uebrigens schreibt man ihm alle unterirdischen Tempel und im Allgemeinen die alten Bauwerke zu, deren Entstehung unbekannt ist.“

Der Tempel Siwas befindet sich auf einer 100 Fuß breiten Plattform. Man hat diesen Raum nivellirt, indem man die Seiten des Berges behauete, bis man dadurch in dem Felsen eine perpendiculäre Fläche von etwa 50 Fuß erhalten hatte. „Man hat da eine Reihe von Höhlen ausgegraben, deren vorzüglichste,“ sagt Lord Valentia, „mir durch ihre Größe und Form auffiel. Eine große Arcade, die zum Theil mit durchbrochenen Sculpturen ausgefüllt ist, führt in diesen Tempel, dessen Länge 126 und dessen Breite 46 Fuß beträgt. Die Wölbung ruht auf jeder Seite auf einer Reihe meist sechseckiger Pfeiler. Ihre Basis gleicht zusammengebrachten Ästen und ihre Capitäler ähneln einer umgekehrten Glocke, auf denen sich Elephanten befinden, auf deren jedem zwei Personen reiten.

Die Bogen dieses Gewölbes haben die Eigenthümlichkeit, daß sie vom

Leatholz sind. Dieses Holzwerk ist sehr gut erhalten und macht einen sehr schönen Effect in der Perspective des Innern, und das Ganze dürfte für jede Religion einen herrlichen Tempel abgeben. Im Hintergrunde erhebt sich ein großer Sonnenschirm auf einem dicken runden Pfeiler. (Taf. 35. Abbild.) Die Wände zeigen keine Figur, dafür sind die der Vorhalle mit Hautreliefs bedeckt, welche Elephanten, Männer, Weiber und Buddha darstellen. Die Inschriften sind überall zahlreich.

Die Höhlenreihe erstreckt sich nach N. von der großen 350 Fuß weit, Sie haben eine vierseitige Form, platte Wölbungen, und waren jedenfalls zur Wohnung der Tempelpriester bestimmt. In der letzten sieht man eine Statue Buddhas und in einer andern eine Inschrift. Leicht sieht man, daß keine dieser Ausgrabungen vollendet worden ist. Rechts am Eingange der großen Pagode enthält ein großer ebenfalls in dem Felsen ausgehauener Behälter klares Wasser.

Carli liegt etwa 10 Stunden im Norden von Puna h, der sonstigen Hauptstadt des Nahrattengebietes und dem jetzigen Hauptort eines britischen Bezirkes. Diese Stadt, am Zusammenflusse des Muta und des Muta gelegen, welche durch ihre Vereinigung den Muta-Muta bilden, findet sich in einer großen Ebene am östlichen Fuße der West-Gats, 15 Stunden von der Seeküste, in einer Höhe von 2000 Fuß, und wird von Bergen von Trappbildung umgeben, die steil aussehen. Zur Zeit der Nahratten standen hier viele schöne Schlösser, die gegenwärtig meist verlassen sind.

„Punah,“ sagt Heber, „ist keine schöne Stadt; sie sieht nicht groß aus und doch hörte ich mit Verwunderung, daß sie über 100,000 Einw. zähle. Sie hat weder Mauern, noch Citadelle, ist schlecht gepflastert, unregelmäßig gebaut und hat enge Straßen, in denen Pipals wachsen, armlische Bazare, viele Pagoden, aber keine große, oder durch Schönheit auffallende. Der Palast ist groß und enthält ein hübsches Gebäude, das mit Portiken von Säulen von geschnittenem Holze umgeben ist.“

Seely theilt die Ansicht des Prälaten nicht. „Die Sonne war dem Untergange nahe,“ sagt er, „als ich nach Punah gelangte; ihre Strahlen, die sich auf dem verkehrten Dache des Tempels Parmattis, auf den mit Thürmchen versehenen Mauern, auf großen weißen Häusern mit Terrassen, auf glänzenden Heilsteinen und schönen Pagoden nebst muselmännischen Gebäuden, Hindu-Palästen, Schlössern und Gärten drachen, gewährten an einem heitern Abende eine für dem Fremden imposante Perspective, und ein schöner Fluß, der vor der Stadt strömt, erhöhte die Reize. Der Effect wurde nicht gemindert, als ich in die Stadt selbst hineinkam, wo ich eine bedeutende Menschenmenge traf und wo alle Gegenstände so verschiedenartig waren, als ich es in der Entfernung vermuthete. Die Häuser sind groß, massiv, von Steinen; sie schienen aber mehr zur Vertheidigung als zur Bequemlichkeit gebaut zu seyn. Die große Straße ist breit und schön; die Fassade von mehreren zeigt grobe Malereien von mythologischen Legenden, was in Verbindung mit der düstern Farbe der Holzschnitzereien ihnen einen bizarren und phantastischen und zugleich sehr bunten Anblick giebt. Die Straßen führen ebenfalls Namen von Personen aus der Hindu-Mythologie, so daß man, wenn man die Stadt durchwandert, sich über die Geschichte der Hauptgottheiten des Brahmanismus unterrichten kann. Uebrigens zeigt nichts, daß Punah sonst die Residenz eines mächtigen Fürsten war.“

Das Gebiet von Punah enthält eine unendliche Menge von durch den religiösen Eifer der Hindus geweihten Orten; das merkwürdigste in dieser Hinsicht ist aber eine lebendige Gottheit, welche Mad. Graham und Lord Valentia besuchten.

Dieser Gott, der bald Tschintanam Deo, bald Narrain Deo heißt, residirt in Tschintschur, einer kleinen Stadt 10 Meilen in N.N. von Punah an dem Muta. Ein großer Theil der Nahratten hält ihn für eine Incarnation Gunpatys oder Ganefas, ihres Lieblingsgottes. Dieser Gott erscheint immer in der Familie der Nachkommen Maraba Gofeyas, der durch seine exemplarische Frömmigkeit berühmt war und dadurch belohnt wurde, daß Ganefa seine Person erwählte, um sich den

Glaubigen zu offenbaren. Zu gleicher Zeit übertrug er seiner Fürsorge die Bewachung eines heiligen Steines, der sich in dem Tempel befindet. Die Gunk, welche der Gott dieser Familie angebeissen ließ, muß sich bis zur einundzwanzigsten Generation erstrecken.

Der bara (Palast) des Deo ist eine ungeheure Masse von Gebäuden nahe am Ufer des Muta. Mad. Graham war im Decbr. 1809 in Tschintschur; Lord Valentia sah den Gott 1803. Der Deo, der einen Flecken auf jedem Auge hatte, verlangte einen englischen Arzt. Dieser durfte aber den Deo nicht berühren, da er seine Abwaschungen für den Tag bereits verrichtet hatte. „Man brachte ihm Mandeln; er nahm eine Handvoll,“ sagt der Reisende, „und gab sie mir. Um sie zu empfangen, begab ich mich in das Gemach, wo er sich befand. Als wir ihn verließen, sagte ihm der Arzt, er würde ihm ein Wasser für seine Augen schicken.“

Reist man nach B., so gelangt man bald in die Staaten des Rizam, jenes Fürstenthum, das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus einem Theile der Trümmer des mogulischen Reiches in Dekkan gegründet wurde. Der Souverain ist ein Muselman wie viele seiner Unterthanen. Syderabad, am rechten Ufer des Mossy, ist die Hauptstadt seines Reiches, das 10 Mill. Einw. hat. Diese große, mit einer Mauer von Backsteinen umgebene Stadt, zählt 200,000 Einw., enthält aber nichts Bemerkenswerthes. Die Engländer haben da eine Garnison von Infanterie und Cavalerie.

Eine Stunde in N.B. steht auf einem Felsen am rechten Ufer des Mossy, Solconda, die besetzte Hauptstadt eines alten Reiches, das Aurengzeb 1687 eroberte. Der Reisende Tavernier war 1652 in Solconda. Diese Stadt war damals, wie sie es noch jetzt ist, ein berühmter Markt für den Diamantenhandel; sie werden hier geschliffen und geschnitten. Die Gruben, wo man diese Edelsteine findet, liegen in verschiedenen Entfernungen von Solconda und meist in den Staaten des Rizam.

Die Provinz Drissa erstreckt sich längs des Meerbusens von Bengalen bis an die Mündung des Godavery und wird in N. von Bengalen, in B. von Sanduana begrenzt. Der Theil an der Küste ist mit schönen Wäldern bedeckt und an mehreren Stellen mit Sümpfen, die reich an Crocodilen sind; weiterhin dehnen sich unfruchtbare, dürre Ebenen aus und endlich erheben sich in B. hohe unfruchtbare Gebirge. Das Klima ist meist an den Küsten ungesund, an denen man vom October bis Februar einen reichlichen Fischfang betreibt und sehr schönes Salz macht.

Die Bewohner sind im Allgemeinen nicht sehr verständig, sanft und friedlich in den Ebenen, wild und ungastlich im Gebirge. Drissa, ein heiliges Gebiet für die Hindus, enthält eine Menge Pagoden, unter andern die von Dschaggernath, welche den Schiffen durch ihre Masse aufhält und von Wohnungen umgeben ist, welche eine Stadt bilden. Balassore liegt mehr in N. in geringer Entfernung von der Mündung des Ghoghly, und Cottaal ganz nahe bei Dschaggernath zwischen zwei Armen des Mahaneddy.

Ein wenig südlich von diesen Mündungen bildet der See Tschilfa die Grenze der nördlichen Circars, welche den südlichen Theil von Drissa begreifen. Ihre politische Grenze in E. ist der Sandegam. Es ist ein an Reis, Baumwolle, Indigo und Zucker fruchtbares Land. Die Waldwälder sind da zahlreich. Die Küste ist meist niedrig und sandig; steile Berge ziehen sich in das Innere. Die Hauptflüsse sind der Godavery und der Krishna; zwischen ihren Mündungen, die sich nahe bei einander befinden, liegt der Colal, ein großer Sumpftee.

Man findet nach einander an der Küste und im Innern, wenn man von N. nach S. reist, Sandsham, Wiggapatam, Ellore, Yanaon, Sandshamandry, Cicacole, Madapolam, Magulipatam, Hauptstadt und Haupthandelsplatz der Provinz, wo die Industrie sehr thätig ist. Einige der Dexter, die wir genannt haben, gaben ihren Namen Zeugen, welche da verfertigt werden.

Kapitel XLIX.

Hindostan. — Das Carnatic. — Die Nilgherries. — Die östlichen Gats. — Die Küste von Coromandel. — Reise im Innern und längs der Küste.

Man nennt gegenwärtig Carnatic die im N. von dem Sandegam, der sie von den Circars trennt, begrenzte Provinz; sonst begriff man unter dem Namen Carnatic den ganzen Theil Dekkans in S. von dem Krishna und den westlichen Gats, so daß Balagat, Baramahl, Malasur und Coimbatour dazu gehörten.

Sonst bildete das Carnatic ein mächtiges Reich; später wurde es in mehrere Fürstenthümer zerstückelt. Einige waren mächtig, andere hatten eine sehr geringe Ausdehnung. Ihre Fürsten bekriegten sich häufig unter einander; die Europäer an den Küsten, namentlich die Franzosen und Engländer, mischten sich bewaffnet in diese Feindseligkeiten, die sie benutzten, um ihre Gebiete zu vergrößern. Die Engländer, welche glücklicher waren als ihre Gegner, blieben Herren des Landes, besiegten dann die Fürsten, welche ihnen widerstehen wollten, und ließen nur wenige unter ihrer Leitung fortregieren.

Die hauptsächlichsten Flüsse sind: der Krishna mit seinen Beisflüssen, dem Peira, dem Lunboidra und dem Badavilly; der Pennar und der Covery. Ein Theil dieser Flüsse und Erdöme kommt von den westlichen Gats.

Ungefähr unter dem 11.° der Breite, zwischen den Quellen des Bhawan und des Gawnpur, sendet diese Kette nach D. den Zweig der Nilgherries (blauen Berge) ab, der nach N.D. zieht und sich am rechten Ufer des Moyar endigt. Die Länge beträgt ungefähr 20 Stunden und die Breite 5. „Die Nilgherries,“ sagt ein englischer Reisender, „bilden eine Art isolirten Plateaus zwischen den westlichen und östlichen Gats. Der Moyar und der Bhawani entspringen am Fuße ihrer höchsten Pico. Die Höhe des Murtshuri Bet beträgt 8900, die des Uta Kamund 6405 Fuß, andere haben nur 5659 F. Die mittlere Temperatur der Luft war im April 1820 65° (14° R.), im Mai 64°. Man traut dort jene schwülen Nächte nicht, die in Hindostan so lästig sind. In allen Jahreszeiten kann man recht wohl eine wollene Decke vertragen. In den Wintermonaten fällt der Thermometer auf — 0° und hält sich höchstens auf + 3°. Das Klima zeichnet sich deshalb ebenso durch seine Gleichförmigkeit wie durch seine Milde aus. Die Luft ist vollkommen rein, denn man befindet sich über der Region der Wolken und Nebel. Die Fieberregion hört bei 3500 Fuß auf, und in der Höhe von 5000 F. hat man keine Gefahr mehr zu fürchten, nicht einmal die Cholera, die weiter unten so große Verwüstungen anrichtet.

„Diese Berge spüren die Einwirkung des SW. wie des N.D. = Monsuns; doch ist die Regenzeit die gesündeste im Jahre. Man hat einen Beweis von der Elasticität der Luft in der weiten Entfernung, in welche der Schall sich verbreitet, und in ihrem heilsamen Einflusse auf die thierische Constitution, die sie neu belebt.

„Eine Merkwürdigkeit dieser Berge ist die, daß sie keine Dschongels haben. Ein sehr bedeutender Theil des Bodens ist gut bebaut und das brach liegende nur von Farnkraut und Gesträuch bewachsen. Man findet hier europäische Pflanzen, z. B. die rothe und weiße Rose, das Weisblatt, die Myrte, die Nelisse, das Weisschen &c. Man baut die Rüchengewächse und die Gemüse Europas. Sie sind vortrefflich. Tiger kennt man da nicht; man sieht Stiere, eine Art Schaf und Rehe.

„Die Bevölkerung besteht aus drei Hindu = Stämmen, nämlich den Koters, den Bergers und den Dschobers. Sie leben in getrennten Dörfern. Die ersten sind schwarz und sehr häßlich; die zweiten, die zahlreichsten, haben ein etwas besseres Aussehen; die dritten übertreffen die andern, sind fast eben so groß und so muskulös als die Europäer, und haben sehr regelmäßige Züge, so wie eine gute Constitution. Sie führen

ein Hirtenleben, nähren sich von dem Ertrage ihrer Haffelheerden, zieden mit allem, was sie besitzen, von einem Orte zum andern und lassen sich nirgends nieder, und das Land anzubauen.“

Die Gesundheit der Nilgherries hat die Aufmerksamkeit der britischen Regierung erregt. Man legte Stationen da an, wo die Personen, deren Gesundheitszustand durch den Aufenthalt in den Ebenen gelitten hat, sich wieder erholen. Um dahin gelangen zu können, hat man Straßen angelegt, wo man leicht in Palankins reisen kann.

Da, wo die Nilgherries aufhören, beginnen die westlichen Gats, welche von S. nach N., vom 11. bis 16.° d. Br., laufen, wo sie sich an dem linken Ufer des Krishna endigen. Ihre Höhe ist noch nicht genau gemessen; aber man weiß, daß sie nicht so bedeutend ist wie die der östlichen Gats. Man vermuthet, daß sie gegen den 13.°, wo sich ihre höchsten Punkte befinden, eine Höhe von 3000 Fuß haben und das Plateau von Bangalore bei Uscolah selbst noch höher ist. Die Flüsse, welche in diesen Bergen entspringen, strömen alle nach D., und mehrere, welche von den westlichen Gats kommen, durchschneiden die Gipfelinie, welche 140 Stunden lang ist. Auch ihre Breite ist ansehnlich. Zwei Länderstrecken in dieser Region haben nach ihrer Lage in Bezug auf diese Berge den Namen Balagat (über den Gats) und Payengat (unter den Gats) angenommen. Die erstere ist das Plateau von Dekkan in W. und das zweite das Carnatic in N. längs der Küste von Coromandel.

Diese erstreckt sich von S. nach N. von der Mündung des Krishna bis an das Cap Calymere in einer Länge von 150 Stunden. Sie ist niedrig, sandig und gewährt den Seefahrern nur den einzigen Hafen Coringo. Sonst überall giebt es nur offene Rheben, an denen die Landung schwierig ist, ausgenommen mit besonders gebauten und eingerichteten Booten. Dennoch zählt man da eine große Anzahl blühender Städte, die fast alle den Engländern gehören. Nur einige sind in der Gewalt anderer europäischen Mächte, die ebenfalls da Comptoirs haben.

Gewöhnlich beginnen die Nordwinde längs dieser Küste und in dem Meerbusen von Bengalen um die Mitte des Octobers. Die periodische Veränderung, welcher die Regenzeit auf dem Festlande südlich von dem Krishna folgt, heißt der große Monsun und ist häufig von heftigen Orkanen begleitet. Vor dem December erwartet man kein heiteres Wetter, und bisweilen dauern die Gewitter bis zum 1. Januar. Alle Schiffe müssen auch die Küste am 15. October verlassen. Der Südwind beginnt in der Mitte des Aprils, und im Anfange dieses Monsuns ist es an der Küste von Coromandel sehr trocken.

So lange die warmen Winde dauern, ist sie wie verbrannt und gleicht einer unfruchtbaren Wüste, denn man bemerkt kein anderes Grün als das der Bäume; wenn aber der Regen sich einstellt, belebt sich die Vegetation wieder, die Pflanzen sprießen empor und das ganze Land wird wieder grün. Nach einer Beobachtung der Eingeborenen, welche durch die Erfahrung der Europäer bestätigt wurde, sind, je länger die warmen Winde anhalten, die darauf folgenden Monate um so gesunder, weil diese Winde die Luft reinigen. Das Meer ist in dieser Gegend sehr fischreich.

Die Engländer haben im Innern, bei den westlichen Gats, einen Nabichah beibehalten, welcher das Fürstenthum Satarah besitzt, das ein Theil des zerstückelten Königreiches Weisschapur oder Viziapur ist, welches noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Die Hauptstadt, welche gegenwärtig diesem kleinen Könige gehört, enthielt eine unermessliche Volksmenge und 1600 Moscheen; jetzt sieht man nur Ruinen. Satarah, die wirkliche Hauptstadt, 20 Stunden südlich von Punah, ist ein sehr fester Ort auf einem steilen 800 Fuß hohen Hügel über einem mit Reis sehr gut bebauten und bewaldeten Thale.

Dafür haben die Engländer Balagat für sich behalten, das südlichere Gebiet, ein großes Plateau, welches ein Theil des alten indischen Königreichs Carnatic war. Es ist ein fruchtbares Land, in N. von dem Lunbedra und dem Krishna begrenzt und hat in S. schöne Thäler. Balagat, das während des 17. Jahrh. häufig durch kriegsführende Heere verwüstet wurde, hat viele seiner Einwohner verloren, wie viele Bäume niederge-

schlagen wurden. Die Rückkehr des Friedens brachte das Verlorenen wieder. In den Ufern des Pennar in den Bezirken Ranganapilly und Parvettur giebt es Diamantengruben.

Südlich von Satarah gehört Raissur einem Radschah, der den Engländern einen Tribut von 7 Mill. Frs. zahlte. Er stammt von den Fürsten ab, welche Hyder Ali der höchsten Gewalt beraubte. Nach der Einnahme von Seringapatam und der Vernichtung der Macht Tippos setzten die Engländer die vertriebene Familie wieder auf den Thron. Der Radschah ist ein Hindu und residirt in Raissur. Diese Stadt wurde unter der Herrschaft der muselmännischen Fürsten zum Theil abgetragen. Tippos wollte alle Gebäude entfernen, welche an den Obdienſt erinnerten.

„Ich erklimmte zu Pferde,“ sagt ein englischer Officier, „den Hügel von Raissur, der Jahrhunderte lang seinen Namen dem ganzen Reiche gab, und hatte auf seinem Gipfel eine herrliche und sehr weite Aussicht. Auf der einen Seite erblickt man deutlich Seringapatam mit seinen Höhen und seinen Felsen. Raissur, seine Forts, seine Wohnungen, seine Behälter, seine Paläste und Gärten, seine großen und nutzlosen Befestigungslinien und die Trümmer des zerstörten Hydergaur daran, alle diese Gegenstände lagen zu meinen Füßen wie eine Karte und das umliegende Land mit Dörfern, Pagoden und Schlüchten breitete sich aus so weit das Auge reichte.“

„Ich schickte mein Pferd zurück und kletterte den Hügel zu Fuß hinunter. Ungefähr in der Mitte gelangte ich zu einer Art Plattform, wo ein kleines Gebäude und ein ungeheurer Stier, in Granitfelsen ausgehauen, stand. Die Zierrathen an seinem Hals waren recht gut ausgeführt und das Ganze muß eine unendliche Arbeit gekostet haben, wenn auch die allgemeine Form keine große Kenntniß der Kunst verräth. Stufen führen am Hügel bis hinunter und sie sind ebenfalls in den Granit gehauen. Zu erwähnen vergaß ich, daß auf der schmalen Spitze eine Pagode und ein Dorf steht.“

„Am Vormittage fuhren wir in dem Wagen des Radschahs umher, dem prachtvollsten Fuhrwerke, das ich jemals gesehen habe. Darin befindet sich ein mit dunkelgrünem Sammet und Gold überzogenes Doppelsopha für sechs Personen; darüber ist ein Pavillon von Goldbrocat in Form zweier kleiner Kuppeln gespannt, um den eine reich verzierte Galerie läuft und der von leichten zierlichen cannelirten und vergoldeten Säulen getragen wird. Dieser 22 Fuß hohe Wagen kann sechzig Personen fassen; er ruht auf vier Rädern, von denen die hintern 8 Fuß im Durchmesser haben; ihre Achse ist 12 F. lang. Er wird von sechs großen Elephanten gezogen, deren jeder von einem Cornac geleitet wird, welcher ihm auf dem Hals sitzt. Die Elephanten sind auf europäische Art geschmückt und angespannt und tragen auf dem dicken Kopfe eine Art Mütze von gestricktem Zeug. Ihr Gang ist kurzer Trab und sie legen in einer Stunde etwa 7 (engl.) Meilen zurück. Ihr Gang ist sehr geregelt. Die Federn des Wagens waren sehr elastisch und das ganze Fuhrwerk ließ sich leicht lenken. Der Kasten des Wagens war höchst elegant, dunkelgrün angestrichen und mit Gold verziert. Das Ganze war das Werk eines Hindu, dem ein Franzose beistand, und die beide unter der unmittelbaren Leitung des Radschahs arbeiteten.“

„Den andern Tag besuchte ich zu Pferde die Trümmer des Forts Hydergaur, eines Riesenbaues 2 Meilen von Raissur. Es wurde von dem kriegertüchtigen Vater des Sultans Tippos begonnen und halb fertig aufgegeben, als man bemerkte, daß man in der unmittelbaren Nähe kein Wasser habe. Uebrigens war auch der Ort schlecht gewählt.“

„Am 18. März Abends kam ich in Seringapatam, der sonst blühenden Hauptstadt, an. Von Raissur aus folgt man dem rechten Ufer des Cavery längs der Hügel, und man gelangt so, unter dem Feuer der südlichen Fronte der Werke, auf die Insel Seringapatam und zwar auf einer plumpen Steinbrücke. Nach dem Ostende hin sieht man das Mausoleum, welches die sterblichen Reste Hyder Alis, seiner Frau und Tippos enthält. Es ist ein hübsches Gebäude in der Form einer Mo-

schee; die Begräbnisse, unter der Kuppel, sind mit reichen Draperien bedeckt. Die Muselmänner erhalten sehr sorgfältig diesen Ort rein, wofür die britische Regierung bezahlt.“

„Weiterhin, am Ende der Insel, sahen wir den Sad Bagh, den Lieblingspalast Tippos, und nach der Rückkehr nach Seringapatam besuchten wir im Vorbeigehen den Daldet Bagh, ein anderes Lusthaus in der Nähe der Mäule.“

„Seringapatam ist den Engländern geblieben. Sie haben auch eine Militärfestung zu Bangalore, einer gut besetzten Stadt, 25 Stunden in N.O. auf einem Plateau von 3000 Fuß Höhe. Das Klima ist hier sehr mild; Cypressen und der Weinstock gedeihen sehr gut; man erntet Kapseln, Pfirsichen und Erdbeeren in dem Garten des Radschahs. Bangalore liegt 60 Stunden östlich von Madras. Die Raissur gewährt die Gegend kein Interesse, weder durch die Schönheit der Landschaft, noch durch Erinnerungen an die vergangene Zeit. Sie ist flach, hebt sich nur hier und da und wird von Wald bedeckt, besetzt aber eine Menge kleiner Wasserbehälter und einen sehr großen bei Mscottah, der in der Regenzeit fast alle Jahre über die Ufer tritt und die Straße zerstört, welche sich um ihn schlängelt.“

„Jenseits Raissur kommt man durch ein Desfilé, dann in eine wilde und unbebaute Gegend, und man trifft Colar, eine ziemlich große, von Lehm gebaute Stadt, welche von Muselmännern bewohnt wird, die mit Recht für sehr geschickte Diebe gelten. Ein wenig weiterhin sieht man ein Dorf, dessen plumpe Häften mitten unter ungeheuern Granitmassen stehen, so daß man sie kaum bemerkt und der Reisende höchst überrascht ist, wenn er plötzlich eine wilde und steinige Wüste bevölkert sieht.“

„Etwas in Osten von Balmangalom trennt ein kleiner Fluß das Gebiet des Radschahs von Raissur von dem der ostindischen Compagnie und der Weg ist mehr vernachlässigt. Raik. and. Karai, wo wir am 5. Decbr. schiefen, liegt 4 Meilen von der Spitze des Desfilés von Pedanagburgan, das die östlichen Gats durchzieht. In dieser Jahreszeit, wo die Wasserbehälter voll und die Wiesen grün sind, ist der Anblick der mit Grün bedeckten und von engen tiefen Schlünden durchschnittenen Felsen sehr angenehm. Er entschädigt für die Gleichförmigkeit der Landschaften in Raissur. Das Dorf Sad Bagh hat einen Garten, welcher von den Eingeborenen sehr bewundert wird und dem Rabob von Carnatic gehört; er lohnt aber die Mühe des Besuchs nicht. Doch ist er reich an gutem Obst.“

„Nachdem ich dem mehrere Meilen langen und gut bebauten Thale von Ambur gefolgt war, wendete ich mich über eine sumpfige Gegend und erreichte Arcat an dem rechten Ufer des Palart, der, in der Regenzeit, fast eine Meile breit, in der trockenen Jahreszeit dagegen fast ganz ausgetrocknet ist.“

Arcat wird in den Kriegen zwischen den Franzosen und Engländern, sowie in denen der letztern mit Hyder Ali und Tippos häufig genannt. Diese Stadt war die Hauptstadt des Carnatics unterhalb der Gats, d. h. der Staaten des Rabobs von Arcat. Gegenwärtig gehört sie den Engländern, welche dem Fürsten eine Pension geben. Dieses flache Land ist keineswegs durch seine Fruchtbarkeit berühmt, aber gut bebaut und giebt reichliche Ernteernten. Die Baumwolle gedeiht in mehreren Bezirken; das Zuckerrohr ist nicht häufig.“

In den Städten und Dörfern an den besuchtesten Straßen haben die reichen Leute Schaultries für die Reisenden anlegen lassen, welche da Schutz gegen die Bitterung finden. Die Hindus nennen sie tschauwadi, woraus die Engländer Schaultrie und die Franzosen Schauderie gemacht haben. „Die Hindus,“ sagt der französische Reisende Sonnerat, „halten die Erbauung einer Schaultrie für eine den Göttern höchst angenehme Handlung. Sie sind von gothischer Bauart; zu den meisten wird auch nicht ein Stück Holz verwendet. Sie bestehen meist aus einem großen Gemache, das bisweilen in zwei getheilt ist, und sind ohne Thüren und Fenster, nach O. zu aber ganz offen. Rund herum läuft eine gewölbte Galerie; neben dem Gebäude, das sich immer in der Nähe eines

Baltes befindet, steht man häufig einen Leich und kleine Pollson geweihte Pagoden, damit der Reisende da seine Abwaschungen verrichten und seine Gebete halten könne, ehe er weiter geht. In einigen wird die Gastlichkeit so weit getrieben, daß man cango (Reiswasser) zur Erfrischung erhält."

Neuere Reisende berichten, daß gewöhnlich ein Brahmine in der Nähe dieser Gebäude wohnt und dem Reisenden Lebensmittel, Wasser und eine Matte zum Schlafen giebt. Sie setzen aber auch hinzu, daß die Schaulust meist schlecht unterhalten und so schmutzig sind, daß ein Europäer sich eilt.

Benige Gegenden in Hindostan kommen dem Garnati in der Zahl der großen Tempel und anderer Zeichen des Reichthums und der Civilisation der alten Zeiten gleich. Die Anhänger Brahmas sind zahlreicher hier als die Jünger Mahomed's. Die Bemühungen der Missionaire der verschiedenen christlichen Kirchen sind auch nicht ganz nutzlos gewesen, denn es giebt mehrere christliche Gemeinden da.

Alle Reisende, die von Madras gesprochen haben, erklären einstimmig ihre Lage für ungünstig für den Handel; doch ist diese Stadt groß, reich und von etwa 450,000 Menschen bewohnt. „Madras," sagt Lord Valentia, „unterscheidet sich unendlich von Calcutta. Es ist keine europäische Stadt und es giebt da keine Häuser, die als Magazine in dem Fort dienen; die reichen oder wohlhabenden Leute haben ihre Wohnungen in großen Gärten, wo die Bäume so dicht an einander stehen, daß man vor ihnen selten das Nachbarhaus sehen kann. Der große Raum, den jeder Garten einnimmt, macht es nöthig, daß man bisweilen drei Meilen zu einem Besuche zurückzulegen hat."

Zwei Stunden südlich von Madras war sonst Meliapur oder San Thome an einer kleinen Bai der Hauptort der portugiesischen Niederlassungen an der Küste von Coromandel. Jetzt sieht man nur einige hundert Häuser zerstreut unter zahlreichen Ruinen; auf einem kleinen Berge in SW., der durch einen hübschen Weg mit Madras verbunden war und wo eine englische Cantonirung ist, zeigten die portugiesischen Mönche das angebliche Grab des heil. Thomas. Heber hält es übrigens nicht für unwahrscheinlich, daß dieser Apostel hier zum Märtyrer geworden. Ein anderer St. Thomas-Berg, der etwas weiter hin liegt und größer ist, scheint weniger Anspruch auf diese Ehre zu haben.

Reiset man weiter nach S., so gelangt man nach Mahwalipuram, das wegen der Uebersette schöner Hindutempel berühmt ist und weist die Sieben Pagoden heißt. Nach der Sage des Landes wurden eine große Stadt und fünf prachtvolle Pagoden, die hier standen, von dem Meere verschlungen; eine andere steht noch in dem Flecken und die siebente liegt in Trümmern. Diese Werke bedecken einen Raum von mehr als einer halben Meile auf dem Festlande. Die Ausgrabungen in dem Grabe erinnern an die von Ellora; die Sculpturen sind besonders fein. Der Ort wird von mehr als 400 Brahminen bewohnt.

Sadras, sonst eine große holländische Stadt, ist gänzlich verfallen. Ein holländischer Missionair erfüllt hier getreulich seine Obliegenheiten nach dem Zeugnisse Hebers, predigt holländisch und portugiesisch und hält eine kleine Schule für christliche und heidnische Kinder. „Beim Eintritte in die Stadt," sagt derselbe Reisende, „steht eine kleine Pagode, und die dazu gehörigen Personen, der vorstehende Brahmine und die jungen Längerinnen folgten mir in mein Zelt. Es waren die ersten Bajadereen des Sädens, welche ich sah; sie unterscheiden sich sehr von denen des Nordens. Sie stehen alle im Dienste der Tempel; man kauft sie ganz jung und erzieht sie mit einer Sorgfalt, welche man selten den andern Personen ihres Geschlechtes widmet, und welche sich nicht bloß auf den Tanz, den Gesang und andere angenehme Künste beschränkt, welche zu ihrem elenden Gewerbe gehören, sondern man lehrt sie auch lesen und schreiben. Ihre Tracht ist leichter als die Palte von rothem Zeuge, welche die Längerinnen im nördlichen Hindostan umhüllen, und sie sollen dieselben auch durch die Indecenz ihres Tanzes übertreffen. Sie sahen indes nicht unbescheiden aus und ich fand ihr Benehmen schicklicher als das der meisten aus den

niedrigen Ständen. Das arme Mädchen, das ich in Sadras sah, würde, die Tracht und die Farbe abgerechnet, für ein hübsches nettes Mädchen bei uns gegolten haben. Das Geld, welches sie durch ihr Gewerbe verdienen, wird ihren Göttern übergeben; man sagt, die Diener dieser Götzen entließen diese armen Mädchen ohne Umstände oder mit einer ganz geringen Pension, wenn sie durch Alter oder Krankheit an der Fortsetzung ihrer Beschäftigung gehindert werden. Meist werden sie jung. Man hatte mir gesagt, die Hindus sähen die Bajadereen so an, als ständen sie in dem Dienste der Götter und dieselben würden nach einigen Jahren oft recht gut verheirathet. Nach den Erkundigungen aber, die ich eingezogen habe, scheint dies nicht der Fall zu seyn. Der Name Bajadere ist für die Frauen ein gewöhnlicher Vorwurf, und ein Mann aus einer achtbaren Gasse würde keine zur Frau nehmen. Diese armen Geschöpfe haben mit immer großes Mitleid eingefloßt."

Pondichery, der Hauptort der französischen Niederlassungen in Hindostan, bei und in R. von der Mündung des nördlichen Armes des Schinbischy, war einmal die glänzendste der europäischen Städte in diesen Gegenden. Nach dem englischen Officier, den wir mehrmals erwähnt haben, ist es „eine kleine Stadt; die Häuser stehen sehr nahe an einander, was für die Einwohner sehr bequem ist, welche sehr gesellig sind und welche sich ihres geringen Vermögens wegen keinen Wagen halten können. Mich entzückte die Freundlichkeit der Familie, bei welcher ich wohnte, und die Lebenswürdigkeit der Personen, die zum Besuch kamen."

Trotz den wiederholten Unfällen, welche die Stadt betrafen, ist Pondichery noch immer eine schöne Stadt, besser gelegen als Madras und gut gebaut; hübsche Promenaden schmücken die Stelle, wo sonst die Festungswerke sich befanden.

Der Name Subelur, einer sehr hübschen Stadt am rechten Ufer und eine halbe Stunde von der Mündung des Panar, 6 Stunden südlich von Pondichery, erinnert an einen Sieg, den das Geschwader unter Suffren 1781 über das der Engländer gewann. Hyder Ali kam persönlich 40 Stunden weit, um dem franz. Generale Glück zu wünschen.

Tranguebar, an der Mündung eines der Arme des Cavery, gehört den Dänen. Die christliche Mission blüht daselbst. Die Fortificationen sind mehr in dem indischen als dem europäischen Style.

Karikal, ebenfalls an der Mündung eines Armes des Cavery, gehört mit seinem lachenden und an Reis fruchtbaren Gebiete den Franzosen. Der Ertrag der Salinen an der Küste ist bedeutend.

Regapatam, sonst den Holländern gehörend, war sehr fest und der Hauptort ihrer Besigungen an der Küste von Coromandel. Jetzt ist kaum noch eine Spur von der Citadelle übrig, welche 1781 den Engländern so kräftigen Widerstand leistete, und Hindus bewohnen die wenigen Häuser, welche nicht zerstört worden sind.

Im Innern des Landes, 18 Stunden in SW. von Madras, liegt die Stadt Gondscheveram in einem Thale mit ihren niedrigen Häusern, die in Gärten und Cocuspalmenpflanzungen etwa 2 Stunden weit verstreut sind. Der Begavatty erhöht durch seine Gewässer die Fruchtbarkeit dieses Bezirkes, wo man von Baumwolle viele rothe Lächer, Turbane und Zeuge zum Verbrauche im Lande verfertigt. Eine große und schöne Pagode, welche etwa gewidmet und mit schönen Sculpturen verziert ist, steht bei Gondscheveram. (Zaf. 36. Abbild.) Sie gleicht jener von Mahwalipuram.

In Tschelumbur, 15 Stunden südlich von Pondichery, sieht man mehrere schöne Pagoden; ihre Bauart zeigt, daß sie sehr alt sind. Als Lord Valentia diesen Ort besuchte, hatte eine reiche Wittwe eine Summe von etwa 100,000 Thalern aufgewendet, um das Portal eines dieser Tempel wiederherstellen zu lassen. Der größte von allen wird von den Hindus allgemein verehrt und von den Pilgern fromm besucht; aber seiner gigantischen Dimensionen wegen wurde er von den muselmännischen Fürsten mehrmals als Citadelle benutzt, und erst nach wiederholten Anstrengungen konnten die Engländer sie daraus vertreiben.

Trichinapalli, am rechten Ufer des Cavery, war bis 1736 die Hauptstadt eines Fürstenthums. Heute zu Tage befindet sich ein wichtiges

Cantonement der englischen Armee baselst. Der Spennitberg, welcher wahrscheinlich zuerst die Aufmerksamkeit erregte, da eine Citadelle anzulegen, hat höchstens 800 Fuß Höhe. Achtzig Fuß über dem Boden der Stadt bildet eine Reihe Brahminenhäuser eine Straße und etwas weiter oben an der Nord- und Ostseite des Felsens zeigt sich eine andere Pagode, eine ungeheure Masse ohne Fenster, mit Vortheil den Augen des Zuschauers. Ein vierseitiges Gebäude, das von Säulen umgeben und himmelhoch geweiht ist, steht auf dem Gipfel. (Taf. 36. Abbild.) Die südliche Seite zeigt Ausgrabungen ähnlich denen von Elora. Festungswerke schließen den Hügel ein, der mehrmals Belagerungen ausgehalten hat und den eine Stadt mit 80,000 Einw. umgiebt.

Kanischaur, 10 Stunden östlich von Trischinapali, liegt ebenfalls an dem rechten Ufer des Savery und ist die Residenz eines Radschas, dem die Engländer diese Stadt und deren Gebiet gelassen haben, der aber ihre Truppen im Kriege zur Vertbeidigung aufnehmen muß. Kanischaur ist eine schöne Stadt, und man bewundert da herrliche Pagoden. Neben der größten steht eine christliche Kirche. Der Radschah, den Lord Valentia besuchte, übertraf die andern indischen Fürsten durch seine Bildung und seine Kenntnisse. Er drückte sich ganz richtig im Englischen aus. Der Reisende sah in einem der Zimmer vier Schränke voll guter englischer Bücher. In dem einen Zimmer waren die Wände mit Gemälden und Zeichnungen bedeckt, und auf einem Tische lag Papier, nebst Farben und allem, was zum Zeichnen gehört, womit sich der Radschah gern beschäftigte. „Mit einem Worte,“ sagt der Erzähler hinzu, „er schien sein Leben mit Übungen und Vergnügungen hinzubringen, die man nur billigen kann. Welcher Unterschied zwischen einem solchen Leben und dem der meisten asiatischen Fürsten, welche nur die Genüsse des Ehrgeizes und der Wollust kennen!“

Madura, am rechten Ufer des Walgaru, ist nur eine ärmliche und entvölkerte Stadt. Man bemerkt noch alte Befestigungen, einen Tempel und einen Palast.

Kinnevelly dagegen ist groß und vollreich, aber die Lage mitten in Reiskfeldern macht sie zu einem für die Europäer ungesundem Aufenthalt. Sie ist der Hauptort des südlichsten Gebietes des Carnatic, das sonst mehreren Häuptlingen gehörte, welche Polygaren hießen und sich fortwährend unter einander bekriegten. Gegenwärtig hat der Wohlstand der Bewohner, seit sie sich eines fortbauenden Friedens erfreuen, schnell zugenommen; sie sind meist Hindus und haben viel von ihren alten Gebräuchen beibehalten.

Palamcottah, 200 Fuß hoch, ist darauf die wichtigste Stadt. Tuticorin wird hauptsächlich von Vaccararas bewohnt, katholische Christen, welche sich besonders mit dem Küstenhandel beschäftigen. Man sucht in der Nähe Perlen von geringem Werthe. Sie liegt an dem Meerbusen von Manaar, der in N. durch die Palst-Straße mit dem Meerbusen von Bengalen in Verbindung steht.

Kannab in dem Delta des Walgaru, 3 Stunden von der Straße, ist der Ort, wo die Pilger landen, welche von der Pagode von Ramisseram kommen, die auf einer Insel nahe am Festlande steht. (Taf. 36. Abbild.) Dieser Meerarm, welcher nach dem ersten Holländer genannt wurde, der hinüber zu fahren wagte, trennt die Halbinsel Indien von der Insel Ceylon. Die Breite beträgt 12 Stunden; die Tiefe reicht für große Schiffe nicht hin, aber kleine Fahrzeuge segeln leicht darüber. Sie ist voll Inseln, Klippen und Sandbänke, so daß man bei Ebbezeit zu Fuß von dem Festlande nach der Insel gehen kann, eine Eigenthümlichkeit, welche diesem Theile der Straße den Namen Brücke Ramas bei den Hindus, und Adamsbrücke bei den Christen und Muselmännern erwarb.

Kapitel L.

C e y l o n.

Die Insel Manaar an der NB-Küste Ceylons, von welcher sie durch einen $\frac{1}{2}$ Stunden breiten Canal getrennt ist, gab ihren Namen der Bai, von welcher eben die Rede gewesen ist. Sie hat eine Länge von 6 und eine Breite von 1 Stunde, und gleicht einer Sandzunge, auf welcher keine Palmen wachsen. Es fehlt ihr aber an Trinkwasser. Ein Fort an der Straße sieht nach Ceylon zu. Segelbte Schiffe beständig zwischen Manaar und Ramisseram; einige gehören der Regierung und dienen zur Briefbeförderung.

Wendet man sich nach N., so findet man Dschafnapatam an einem Canale, welcher die Westküste einer Halbinsel bespült, — eine hübsche Stadt, welche einen bedeutenden Handel mit Tabak, Holz und großen Muscheln (*murex tritonis*) treibt, welche nach Bengalen geschickt werden, wo die Hindus sie als Blasinstrumente bei ihren religiösen Ceremonien benutzen. Die Umgegend der Stadt ist gut bebaut und die Luft sehr gesund. Die Holländer hatten den benachbarten Inseln den Namen der vorzüglichsten Städte ihrer Heimath gegeben, und man zog auf denselben Pferde und Kinder, da sie gute Reideplätze haben.

Wenn man der Küste nach S. folgt, gelangt man nach Trincomale, einem vortrefflichen Hafen, der für Großbritannien den Besitz von Ceylon so wichtig macht. Er findet sich an einer großen Bai und besteht aus zwei durch eine Landzunge getrennten Bassins; das südliche wird von den Eingeborenen Katlegam genannt und ist voll Sandbänke, was die großen Schiffe an der Einfahrt hindert; das nördliche dagegen ist eines der besten, das man kennt.

„Die Gegend um Trincomale,“ sagt Mad. Graham, „ist eine der schönsten in der Welt. Die Schiffe ankern gegenwärtig in dem nördlichen Hafen, wo man zu jeder Jahreszeit vollkommen sicher ist; er ist von allen Seiten vom Lande so eingeschlossen, daß man ihn für einen See halten könnte. Wir besuchten auch das Fort Denabruck auf einer hohen Landzunge, welche die beiden Bassins des inneren Hafens beherrscht. Die von den Sonnenstrahlen glänzende Bai gleicht einem Spiegel.“

„Die äußere Bai wird von einem hohen Vorgebirge gebildet, an dessen Ende man die Ruinen eines Hindu-Tempels sieht. Sechs schön gearbeitete Säulen, welche einen Simms und das Dach tragen, dienen jetzt als Porticus des Hospitals der britischen Artillerie; eine siebente Säule steht auf der Spitze eines Felsens gegenüber. Man sagte uns, es gäbe in der Nähe Höhlen, wir konnten aber nicht erfahren, ob sie durch die Natur oder durch Menschenhand gebildet worden und eben so wenig einen Führer dahin erhalten.“

„Sonst galt Trincomale für sehr ungesund, aber die Dertlichkeit scheint nichts dazu beizutragen, und die Klagen vermindern sich auch von Tage zu Tage. Der Boden ist wie in den andern Theilen des Küstestrichs von Ceylon dem Anbaue der Ruchengewächse nicht günstig; man hat aber hier wie in Point de Galle eine Chinesencolonie angelegt; sie bebauen einen ansehnlichen Garten, dessen Ertrag bereits die besten Hoffnungen giebt. Man hat auch Vieh und Geflügel eingeführt und unter die Eingeborenen vertheilt, damit sie in der Folge die Staatsschiffe verproviantiren können. Das Bauholz findet sich in Menge und die Ausbesserung der Schiffe ist hier minder kostspielig als in irgend einem andern Theile Indiens.“

„Die Stadt ist klein und ärmlich; die Bevölkerung besteht meist aus Hindus von dem Festlande; ich sah nur einige Eingaleesen, Gold- und Silberarbeiter. Die Ketten und andern Gegenstände, welche sie verfertigen, gleichen denen von Trischinapali.“

Die Eingaleesen nennen die Bai von Trincomale Kottiar. In einer Entfernung von etwa 6 Meilen giebt es warme Quellen von 30 bis 32°, die unter den Eingeborenen in hohem Ansehen stehen.

Weiter nach O. findet man die Insel, das Fort und Dorf Batticala, 4 Meilen vom Anfange eines Meerarmes, der sich 30 Meilen in das Innere hineinzieht, an mehreren Stellen 2 Meilen breit und sehr fischreich ist.

Das Land, welches sich weiterhin nach SW. erstreckt, ist sehr wenig bebaut und mit ungeheuern Wäldern bedeckt. Nattura, ganz nahe an der südlichsten Spitze der Insel an der Mündung eines Flusses, ist ein kleines Fort mit einem Dorfe in einer außerordentlich rauhen und wüsten Gegend. In dieser fängt man die meisten der Elephanten, welche die Insel ausführt. Bei einer Jagd 1797 erhielt man 176 dieser Thiere.

Point de Galle, die dritte Stadt und der zweite Hafen der Insel, liegt westlich von Nattura auf der Spitze einer Halbinsel; der Hafen ist klein aber sicher; man gelangt durch einen von Felsenwänden zusammengebrängten Canal hinein, weshalb die großen Schiffe vorziehen, auf der Rhede zu bleiben. (Taf. 38. Abbild.)

„Die Eingalefen an der Küste,“ sagt Mad. Heber, „unterscheiden sich sehr von den Hindus, sowohl der Sprache als der Kleidung nach. Sie gehen immer barhäuptig und machen aus ihrem langen schwarzen Haar einen Knoten, den sie durch einen Kamm von Schildpatt festhalten. Die Leute aus der untern Volkscasse haben statt aller Kleidung nur ein Längsstück um die Lenden; aber die mudeliars oder Magistratspersonen und eingeborenen Adeptlinge haben eine Tracht angenommen, welche ein seltsames Gemisch von der indländischen und jener der Portugiesen ist. Die Menge des Goldes daran giebt ihr einen guten Effect.“

„Man sagt, die Wärme sey an diesem Orte nie drückend, wo die fortwährenden Seewinde und häufigen Regen sie mäßigen. Bei einem Ausfluge, den wir machten, gingen vor unsern Palankinen Männer, welche statt der Faterne lange brennende Palmenzweige trugen; das Aussehen dieser natürlichen Fackeln war malerisch und ihr Geruch sehr angenehm, aber die Funken, welche häufig bis in meinen Palankin flogen, drohten mehr als einmal, mein Muslinkleid zu entzünden. Innerhalb des Fortes bedient man sich dieser Fackeln nie.“

„Am 20. August früh um 3. Uhr brachen wir nach Colombo auf. Wir bildeten einen langen Zug von Palankinen und leichten Cabriolets, voran eine Escorte von Lanciers und eine nicht eben harmonische Musik, und zuletzt Escaren, welche den Peons in Bengalen entsprechen. Sie haben eine hübsche Uniform, weiß, roth und schwarz und eine gefellförmige rothe Mütze mit einer weißen Feder darauf. Sie halten über dem Kopfe der Reisenden, um dieselben vor der Sonne zu schützen, große Fächer von Salipothblättern (*corypha umbraculifera*), die 6 bis 9 Fuß lang sind. Der Weg war überall, wie zu einem Feste, mit langen Guirlanden von Palmenzweigen geschmückt, welche an jeder Seite von Schnuren gehalten wurden. Ueberall, wo wir anhielten, war der Boden mit weißem Zeug bedeckt und sehr schön mit Blumen, Früchten und Palmenblättern feierlich gezierter Zelte standen bereit. Diese Ueberreste von alten Gebräuchen, welche die Bibel erwähnt, sind merkwürdig und interessant.“

„Mit Tagesanbruche kamen wir über den ersten Fluß und zwar in einem Boote mit einem kleinen Zelte darüber. Zwanzig Meilen weiter hin gelangten wir an eine der von der Regierung angelegten und unterhaltenen Stationen für die Reisenden; es sind bloß Bengalos mit drei oder vier Gemächern; bisweilen findet man darin Lager von Rohr, auf die man die Matragen aus dem Palankin legt. Hier bringt wie in Indien jeder die Gegenstände mit, die er auf der Reise brauchen kann, ausgenommen die Zelte, welche auf dieser Straße durch jene Häuser ersetzt werden. Dieser Ort, welcher Ambegode heißt, liegt auf einer Anhöhe, die zu beiden Seiten das Meer mit steilen Ufern hat. Man bemerkt kleine Calanken oder Buchten, wo Fischer wohnen.“

„Man hielt um 10 Uhr früh an und ruhte während der Hitze des Tages aus; sobald es wieder frischer wurde, brachen wir von neuem auf. Wir begegneten einer Truppe Länger mit grotesken Masken, deren Tracht jener der Länger auf Sali gleich, wie sie Cook abgebildet hat. Bis dahin waren wir immer in einem Palmenwalde gereist, dessen

Gleichförmigkeit langweilig gewesen seyn würde ohne die blühenden Getreide und die Büsche und ohne die Nähe des Meeres, das sich an großen Massen von Korallenfelsen brach. Der Küstenstrich wie das Land mehrere Meilen im Innern sind meist flach und von Flüssen oder kleinen Meeressarmen durchschnitten. Die Bevölkerung scheint bloß aus Fischern zu bestehen und die Häuser verrathen mehr Wohlstand als die ähnlichen Wohnungen in Indien.

„Die Station Ben Lotte, 16 Meilen weiter hin, liegt an der Mündung eines großen Flusses ganz nahe am Oceane und in einer herrlichen Landschaft. Man findet immer eine solche Station an jedem Ufer der Flüsse; sie scheinen vor der Einrichtung regelmäßiger Fährten angelegt worden zu seyn, als die Reisenden vielleicht mehrere Tage auf das Fallen des Wassers warten mußten.“

„Jenseits Ben Lotte wurde der Weg durch die Vermischung von gewöhnlichen Waldbäumen unter die Palmen interessanter. Ich sah zum erstenmale den Brobbaum, der sehr groß ist und gezackte Blätter hat wie der Feigenbaum; den Erbrerbaum (*eugenia malaccensis*), welcher den Boden mit den Blättern seiner schönen scharlachrothen Blüten bestreute; den Banianenfeigenbaum, den Baumwollenbaum und eine große Menge anderer, deren Namen ich nicht kenne. Die methonica superba und die amaryllis formosissima, welche ihren Namen wohl wegen ihrer hohen Schönheit verdienen, schmückten in Menge diesen Boden, wo mit bewundernswerther Kraft viele andere Pflanzen wuchsen, welche ich in den Gewächshäusern bei uns schwach und ärmlich gesehen hatte.“

„In Galtura liegt auf einem Hügel ein kleines Fort, welches sonst den Walliwadi bei seiner Mündung zu vertheidigen hatte; dann gelangt man nach Paltura, einem Dorfe mit einer Kirche, und 7 Stunden weiter hin trifft man Colombo, die Hauptstadt der Insel. Diese große Stadt an der Mündung des Kalenogganga ist zum Theil vom Meere, zum Theil von einem Süßwassersee umgeben, was bei dem Mangel von Hügeln die Lage sehr stark macht; sie ist von Gräben eingeschlossen und durch eine gute Citabelle vertheidigt. Sie hat nur eine Rhede, welche nur bei dem Nord-Munson haltbar ist. Die Häuser der Europäer, die von Steinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt sind, befinden sich in dem Fort; die Schwarze Stadt darumher ist bedeutend. Colombo hat die Unannehmlichkeit, daß es ihr an gutem Wasser fehlt; man bringt es anderthalbe (engl.) Meile weit her. Hübsche Landhäuser schmücken die Umgegend.“

„Die berühmten Zimmetgärten befinden sich bei Colombo und bedecken einen Flächenraum von 17,000 Aclern. Der Zimmetbaum liebt einen mageren und sandigen Boden, wie eine feuchte Temperatur. In den Wäldern, wo er wild wächst, erreicht er die Größe eines großen Apfelbaumes; im Garten aber läßt man ihn nur 10 bis 15 Fuß hoch wachsen. Das Blatt gleicht fast dem des Lorbeers, hat aber eine lichtere Farbe; die Ariebe sind roth und werden erst allmählig grün. In diesem Augenblicke ist die Blüte vorüber; man sagte mir, sie sey weiß. Da ich so oft von dem duftigen Hauche der Winde gehört hatte, welche von der Küste dieser Insel herwehen, so fühlte ich mich sehr getäuscht, als ich keinen andern Wohlgeruch empfand als den der Pflanzen, während ich in diesen Gärten umher ging. Eine kleine Pflanze mit sehr wohlriechender Blüte, welche unter diesen Bäumen wächst, brachte uns anfangs auf die Idee, wir röchen den Zimmet; aber wir wurden bald enttäuscht; der eigenthümliche Geruch der Rinde entwickelt sich ziemlich kräftig. Da der Zimmet der Hauptausfuhrartikel der Insel ist, so wird der Baum mit großer Sorgfalt gepflegt. Das alte holländische Gesetz strafte das Bergehen, einen Zweig abzuschneiden, mit dem Verluste der Hand; gegenwärtig ist eine Geldstrafe dafür eingetreten. Die Umgegend von Colombo paßt sehr gut für den Zimmetbaum wegen der geschützten Lage, der sehr gleichmäßigen Temperatur und der häufigen Regen, die freilich selten einen ganzen Tag anhalten.“

„Die Perlenfischerei war einmal sehr ergiebig; vor einigen Jahren aber mißrieth sie fast gänzlich und der Nutzen ist noch jetzt sehr gering. Ceylon ist sowohl wegen der außerordentlichen Unfruchtbarkeit des Bo-

dens, die kaum einer ausländischen Pflanze das Wachsthum gestattet, als wegen der Trägheit der Bewohner eine sehr arme Colonie; die Kartoffel gedeiht nicht da, und nur in Kandy, 18 Stunden im Innern, gelangen die Rüchengewächse Europas zu einiger Vollkommenheit. Jeden Morgen schickt man dem Gouverneur einen Korb voll; die Brodfrucht ist dagegen nach meinem Geschmacke das, was die Kartoffel am ersten ersetzt, wenn sie dieser auch nicht gleichkommt.

„In Bezug auf die Sorglosigkeit der Eingaleesen sagte Jemand: man gebe einem Manne eine Cocuspalm, und er wird durchaus nichts thun, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen; er schläft im Schatten dieses Baumes oder baut sich eine Hütte von den Zweigen desselben, ißt die Früchte, wenn sie herunterfallen, trinkt die Milch darin und raucht die übrige Zeit hindurch. Bei einer bedeutenden Einwohnerzahl giebt es doch nur wenig Ackerleute. Das Frohnsystem, welches die Engländer von den Holländern überkamen, existirt bis zu einem gewissen Grade noch, und man kann also nicht hoffen, daß ein Mann sorgfältig ein Feld bebaue, wenn er jeden Augenblick erwarten muß, zu öffentlichen Arbeiten hinweggeholt zu werden. In seinem Bezirke bekommt er für die Straßen nichts; schickt man ihn aber weiter hin, so erhält er des Tages 3 fanons. Die Abgaben sind dagegen unbedeutend und das Aussehen der Häuser zeigt mehr Wohlstand als ich nach dem, was ich erzählen hörte, hoffen konnte.

„Ich sah hier einen Gebrauch, den ich nirgends anders bemerkt habe und der mir als ganz menschlich auffiel; in gewissen Entfernungen längs der Wege sind Eßfel an große Köpfe befestigt, die mit frischem Wasser für den Reisenden bestimmt sind.

„Den 14. September brachen wir nach Kandy auf; ungefähr nach 5 Meilen gingen wir auf einer Schiffbrücke über den Kalenyganga, der hier ziemlich breit ist. Das Land ist in einer Ausdehnung von 25 Meilen eben und bebaut; unmittelbar daran längs des Weges mit einer Masse von Bäumen und Gesträuchen bedeckt, welche fast über die Aussicht hindern; aber das reiche Grün, die Mannichfaltigkeit der Blätter und die Pracht der Blumen entschädigten reichlich für diese Unannehmlichkeit. Bei der Station Wingobbe bemerkte ich zum erstenmale Fongiwaben; er ist in diesen Wäldern sehr häufig; die Bienen, welche ihn bereiten, sind klein und schwarz.

„Senselbst Wingobbe hebt sich das Land allmählig und wird von Meile zu Meile schöner; die Hügel im Innern sind steil, hoch und mit Grün bis an die Gipfel bedeckt; große Felsenblöcke dringen hier und da aus diesem Grün hervor. Es ist unmöglich, diese Landschaft zu beschreiben, die mich bisweilen an die von Wales erinnerte; hier haben aber allezüge einen großartigen Charakter. Ein Fluß, der sich im Thale schlängelt, wird in der Regenzeit ein Strom, dessen Gewässer sich in schäumender Cascade auf ein felsiges Bett stürzen. Vergebens suchte ich wilde Elephanten; die Fortschritte des Menschen halten sie im Innern zurück; sie zeigen sich selten außer in der Nacht; dann ist es gefährlich ohne Begleitung und ohne Licht zu reisen. Sonst wurde alle Jahre eine Elephantenjagd veranstaltet; man fing viele und die kleinen Raubthiere im Innern und in Westen Indiens kauften sie; seit aber diese Fürsten keine Nacht mehr haben, vermehren sich die nicht mehr gesuchten Elephanten zum Nachtheile der Reisfelder.

„Die neue Straße von Colombo nach Kandy wurde durch den jetzigen Gouverneur Sir G. Barnes eröffnet. Es ist ein prachtvolles Werk, das nur durch viele Arbeit hergestellt werden konnte, und zwar wegen der Beschaffenheit des Landes und der fast undurchdringlichen Dschungeln. Diese Gegenden sind sehr ungesund, und während des größten Theiles des Jahres hält man es für gefährlich da zu reisen. Sonst brauchte man sechs bis sieben Tage, um von Colombo nach Kandy zu kommen, jetzt macht man diese Reise in einem einzigen und vermeidet die Gefahr, unterwegs zu schlafen.

„In dem Maße, wie wir weiter kamen, nahm die Landschaft einen imposanteren und malerischeren Charakter an. Die Thäler zwischen den Bergen sind mit Reis bebaut und ich erfuhr, daß man hier den meisten

ernte, weil in der Berggegend die Bewässerung am leichtesten ist. Ich bemerkte, daß alle Brücken auf dieser Straße bedeckt und mit Bänken versehen sind, so daß sie einen für die Reisenden sehr bequemen Ruheplatz abgeben, was in einem solchen Lande sehr wünschenswerth ist.

„In dem Delfe Rabuganarvon bemerkten wir in D. den Ramad oder Adamspic, den höchsten Berg Ceylons. Selten ist man auf den höchsten Gipfel desselben gelangt, weniger wegen der Höhe als wegen der Schwierigkeit, den letzten Theil zu ersteigen, der fast perpendicular ist. Indeß gehören zwei Damen zu den Wenigen, denen diese Unternehmung gelungen ist; sie bedienten sich dabei der Seile und Kloben.

„Von oben hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Umgegend von Kandy, dann stiegen wir wieder in das schöne Thal hinunter, in welchem diese Stadt zwischen bewaldeten Bergen liegt, deren einige 2000 Fuß hoch sind. Sie ist größer als ich erwartet hatte; ihre Straßen sind breit und schön, obgleich nur Häuser von Eingeborenen bestehen. Sie gilt für gesund, sowie die Gegend eine Meile im Umfange; die Europäer behnen ihre Ausflüge nicht weiter aus. Der Malaviganga umgibt sie fast ganz, und am Ufer der Flüsse herrscht vorzugsweise die schlechte Luft; auch muß, meiner Meinung nach, die plötzliche Veränderung der Temperatur vielen Constitutionen verberblich seyn, und wirklich sind, wie ich höre, die Lungenleiden häufig. Nach einem ungemein heißen Tage war die Nacht so kalt, daß ich mir eine wollene Decke und ein verschlossenes Zimmer wünschte, und ich erwachte ganz erfroren.

„Das Haus, in welchem wir wohnten, liegt am Fuße eines mit Dschungeln bedeckten Hügel, wo die Affen, die Papageien und alle Vögel, welche im Gebüsch leben, ihre Stimmen hören lassen; auch viele kleine Raubthiere giebt es da. Ein Engländer erzählte mir, er sey in der Nacht vor unserer Ankunft durch das Geräusch eines Thieres aufgeweckt worden, das an seiner Thüre gekracht habe; seiner Meinung nach sey es ein Hund gewesen, als er aber am andern Morgen die Gärte in seinem Garten gesehen, habe er gefunden, daß es ein tschita oder kleiner Leopard gewesen. Den Königstiger findet man auf der Insel nicht, aber die Bären, die Leoparden, die Hyänen, die Schakale und die Tigertagen sind zahlreich, sowie die Fische, die Eber, die Büffel und andere, und bei Dschafnapatam ist ein großer sehr häufig vorkommender Pavian gar nicht schüchtern.

„Was ich von den Webbabs oder Jägern, wilden Männern, erfahren habe, die in den Wäldern leben, hat mich lebhaft interessirt. Sie halten sich besonders in dem Gebiete Webbahratte auf, von dem sie auch den Namen haben sollen. Es liegt dies in W. von Trincomale, und es scheint zwei Arten dieses Volkes zu geben: die der Dörfer, und jene der Wälder; sie behaupten übrigens, einander fremd zu seyn. Die Letztern erhalten sich einzig und allein von der Jagd und von Früchten, und bebauen nie das Land; sie haben keine Häuser und schlafen unter den Bäumen, auf die sie bei der geringsten Besorgniß ihrer Sicherheit wegen hinaufklettern. Als Waffen führen sie Bogen und Pfeile, und sie schleichen sich nahe an das Wild, ehe sie schießen. Sie spüren den Thieren nach den Schweißspährten nach, wenn es nur verwundet ist, bis sie ihnen so nahe kommen, um von neuem schießen zu können. Da das Rothwild in den Wäldern häufig ist, so finden sie reichliche Nahrung; auch kommen sie bisweilen in die Dörfer, um ihre Beute gegen Reis, Eisen und Zeug auszutauschen. Sie sprechen einen cingalesischen Dialect, glauben an böse Geister, haben keinen Begriff von einem Gott oder einem Zustande künftiger Strafen und Belohnungen, und meinen, es sey gleichgültig, ob man gut oder schlecht handele.

„Die Webbabs der Dörfer gleichen in vielen Stücken denen der Wälder, aber sie wohnen in Hütten und bebauen die Erde, doch suchen sie auch ihren Unterhalt in dem Walde. Sie sind von Natur friedfertig, beginnen nie einen Aufstand, lassen sich aber leicht dazu verleiten, und während der Herrschaft der Könige von Kandy brauchte man sie häufig als Soldner bei Unruhen im Innern. Sir G. Barnes machte einen Versuch, den wildesten Stamm zu civilisiren; man brachte Cinige in die

Oben, gab ihnen Lebensmittel, Kleidungsstücke und andere Gegenstände und erkannte den besten Schätzen Preise zu, aber sie erreichten mit ihren Bogen und Pfeilen selten das Ziel, selbst in mäßiger Entfernung. Ihre Lebensweise, die ich oben beschrieben habe, erklärt dies. Ob sie nun gleich die gute Behandlung so viel anerkannten, die sie erfuhren, um nur mit Widerwillen in ihre Wälder zurückzukehren, so scheint der Versuch doch kein vortheilhaftes Resultat gehabt zu haben.

„Am 16. Septbr. Abends machten wir eine schöne Promenade zu Pferde nach den Ufern eines kleinen Sees, ungefähr in der Mitte der Stadt; ihm soll man zum großen Theile ihre Gesundheit verdanken. Sonst war es ein Sumpf, den der letzte König so fassen ließ. In einer Viertelstunde gelangten wir zu einem Punkte, von wo ich eine der prächtigsten und frappantesten Ansichten hatte, die ich jemals gesehen habe. Vor uns hatten wir ein unermeßliches Amphitheater, das von hohen Bergen von allen Formen begrenzt war, die bis in die Mitte hinauf mit Grün bedeckt waren. Der Pic Dumberra, der Punig-giri-Kandy der Eingeborenen, dessen Höhe 6000 Fuß beträgt, war zum Theil von Wolken verschleiert; die Ebene unter uns glich einer schönen Matte; in der Mitte stürzte sich ein Fluß von dem Felsen herunter. Das einzige, was zur Vervollständigung des Gemäldes fehlte und das die Augen vergebens suchten, war eine Spur von menschlichem Leben; man bemerkte höchstens einen Hindu-Tempel an einem Orte, wo die Wohnung eines vornehmen Mannes sehr gut ausgesehen haben würde. Ohne Zweifel gab es bewohnte Hütten, denn das Gebiet von Kandy ist sehr volkreich, und einige Gruppen von Cocospalmen deuteten sie an. Diese bezeichnen überall die Lage der Dörfer, aber sie sind in dieser Provinz nicht häufig. Uebrigens erkennt man diese Dörfer in den Dschungeln, welche sie umgeben, nicht eher, bis man nahe an den Häusern ist, so daß das ganze Land einer schönen Wüste glich. Die Ufer des Flusses, denen wir folgten, sind hier, wie fast überall, die gewöhnliche Heimath des Fiebers, das man Gandy-Fieber nennt. Jenseits der Berge soll das Land noch ungesunder und die Reise dort noch gefährlicher seyn; weil es aber an Straßen fehlt, kommt man selten in das Innere. Wir kehrten erst lange nach Sonnenuntergang zurück, auf den hier unmittelbar die Dunkelheit folgt. Der Weg war durch Myriaden von Feuerfliegen erhellt, die größer und glänzender waren als die, welche ich vorher in Indien gesehen hatte. Obwohl ich seit zwei Jahren an diese Insecten gewöhnt war, konnte ich mich im Anfang doch einer gewissen Verwunderung nicht erwehren; wenn sie aber mich hinfliegen, glichen sie eben so vielen Feuerfunken.

„Die schreckliche Gewohnheit des Kindermordes, den man an den Mädchen übt, herrscht noch in einigen Bezirken der Insel. Die letzte Zählung im Jahre 1821 gab eine Uebersahl von 20,000 Männern über die der Frauen. In einem Bezirke kamen auf je 100 Männer nur 56 Frauen, und in denen, wo die beiden Geschlechter sich in gleichem Verhältnisse befanden, herrschte die muslimännische Religion. Die seltsame Sitte, welche einer Frau erlaubt, zwei und noch mehr Männer zu haben, und die natürliche Folge, welche die Verheirathung der Mädchen in einem Lande schwierig macht, wo der Ehlibat eine Schande ist, scheinen die Ursachen jenes unmenschlichen Gebrauchs zu seyn. Bei der Geburt einer Tochter wird ein Astrolog zu Rathe gezogen; sagt er, sie sey unter einem ungünstigen Einflusse zur Welt gekommen, so setzt man sie in dem Walde aus, wo sie die Beute entweder der wilden Thiere oder der Ameisen wird. Mit Vergnügen hörte ich jedoch, daß es meist ohne Einwilligung der Mutter geschehe.

„Wir haben am 17. mehrere Tempel Buddhas besucht. Der vorzüglichste ist ein vierseitiges Gebäude, dessen 12 gemauerte Säulen das Dach tragen. Die colossale steinerne Statue mißt 30 Fuß; andere kleinere stehen umher; einige sitzen mit untergeschlagenen Beinen, andere stehen; einige sind glänzend gelb angestrichen. Das Gewölbe und die Wände haben ebenfalls lebhaftes Farben; sehr wohlriechende Blumen befanden sich als Opfergaben vor dem großen Bilde. Man sah zwei Glocken, heilige Symbole, die sorgsam bedeckt sind. Obgleich die Priester sie nur mit

Reife in Ähren.

Ehrfurcht berühren, so enthielten sie dieselben doch auf unser Gesicht ohne Scheu.

„Neben diesem Tempel steht ein kleinerer, in welchem man das Bild Buddhas in Menschengröße in sitzender Stellung sieht; die Physiognomie ist angenehm und gleicht jener der Eingaleesen. Das Werk ist mit viel Geschicklichkeit sculptirt. Kleinere Statuen stehen umher. Die Eingaleesen bemalen die Bilder ihrer Götter und machen eine Pupille ins Auge; diese letzte Ceremonie sieht man dafür an, als gebe sie einen höhern Grad von Heiligkeit. Die Eingaleesen scheinen überhaupt ein besonderes Talent zur Bildhauerei zu haben, besonders wenn man berücksichtigt, daß sie so wenig Gelegenheit haben, Fortschritte zu machen.

„In einem andern Tempel zeigte man uns mit Verehrung Reliquien von einem alten Könige, die aus seinem Grabe genommen wurden, als zur Zeit der Eroberung Kandys durch die Engländer alle Königsgräber geöffnet wurden; man fand darin Gold und Juwelen in bedeutendem Werthe. Der Friedhof grenzt an dem Tempel; die Grabmäler sind von Stein; sie litten damals viel. Es giebt da nichts Merkwürdiges als sehr schöne Pipals, welche diese Sarcophage beschatten, was beweist, daß die königliche Familie dem Brahmanismus anhing. Die Tempel sind in Kandy sehr zahlreich, weil sich immer einer bei der Wohnung einer angesehenen Person befinden muß. In den meisten brennen immer Lampen; ihre Wärme in Verbindung mit dem starken Geruche der Blumen macht den Aufenthalt darin schon nach einigen Minuten unangenehm. Es gebrach uns an Zeit, denselben zu besuchen, welcher durch den dort aufbewahrten Zahn Buddhas so berühmt ist; man zeigte uns eine Abbildung dieser Reliquie, welche mehr einem Thierhauer als einem Menschenzahne ähnlich ist. Er befindet sich übrigens in einem mit Edelsteinen besetzten goldenen Kästchen, das in vier andern liegt, die ebenfalls mit Juwelen ausgelegt sind. Nie wurde eine Reliquie kostbarer aufbewahrt und höher verehrt. Als die englische Armee sich derselben bemächtigte, unterwarfen die Einwohner von Kandy sich sogleich, da sie glaubten, die Besitzer eines so heiligen Gegenstandes hätten ein unbestreitbares Recht auf die Souverainetät des Landes.

„Neben dem See, mitten in der Stadt, steht man ein Colleg, wo 40 Priester Buddhas in der strengsten Disciplin leben und sich hauptsächlich mit kirchlichen Functionen und Unterricht beschäftigen. Ihre Wohnungen können unter die schönsten Häuser in Kandy gezählt werden; sie sind von Lehm und mit Ziegeln gedeckt. Innerhalb des Klostersraumes befinden sich noch zwei Tempel und ein großer Saal zu ihren Versammlungen; das Dach desselben wird von ungeheuern Säulen aus einem Stücke, 20 Fuß hoch, getragen. Der Ton des Tamtam und anderer Instrumente, die man zu Ehren der Götzenbilder schlägt, schallt fortwährend in diesem Kloster.

„Die Lehre, zu welcher sich die Buddha-Priester in Ceylon bekennen, gilt für sehr orthodox, und oft werden ihnen die Bedenken, welche sich unterlegen auf der östlichen Halbinsel Indiens erheben, zur Entscheidung vorgelegt.

„Der Buddhismus ist in Ceylon die verbreitetste Religion; man zählt indessen auch viele Christen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Einige, die es nur dem Namen nach sind, brauchen die Lehren des Buddhismus als Schutzmittel gegen die bösen Geister.

„Die Einwohner von Kandy sind schöner und stärker als die Eingaleesen, die klein und nicht gut gebaut sind. Ihre Physiognomie gleicht jener der Wilder in den Buddhatempeeln. Auf unserer Reise zu der ehemaligen Hauptstadt fiel mir der Eifer der Leute auf, die Wagen bei steilen Wegen fortzuschaffen und bei Abhängen anzuhalten. An den Küsten lebt ein gemischter Schlag von Nachkommen von Holländern, Portugiesen, Malaien, Malabaren und andern indischen Völkern. Ueberall giebt es Muselmänner und Hindus; aber die letztern sind nicht sehr zahlreich.

„Das Klima an der Süd- und Süd-Westküste ist für ein zwischen-tropisches Land sehr schön. In Colombo wechselt der Thermometer von 75° zu 86 und 87° (19° zu 21°); selten steigt er höher, obgleich man

nah an dem Aequator ist, was wohl zum Theil den fortwährenden Gewinden, sowie Winden und Regen der beiden Monsuns zugeschrieben ist, welche sich zu verschiedenen Zeiten an den Küsten von Malabar und Cozomandel fühlbar machen und an denen die Insel immer Theil nimmt. Im Allgemeinen ist Ceylon, sowohl in S. als in N., der Constitution der Europäer nicht entgegen, und ich habe mehrere Personen gesehen, welche nie die Insel verlassen hatten und sich einer guten Gesundheit zu erfreuen schienen, ob sie gleich keine Farbe hatten.

„Sehr sel mit der fast gänzliche Mangel an kleinen Vögeln im Innern der Insel auf. Man vermuthet, daß die sehr zahlreichen Schlangen die Eier vernichten, was sehr wohl möglich ist, denn sonst ist alles ihrer Vermehrung günstig. Ich sah Papageien von verschiedenen Arten, Tauben, Kränische und harte wilde Hühner und Fasane; die Pfauen sind im Innern sehr zahlreich und man findet hier auch den Honigweiser (cuculus indicator), welcher durch sein Geschrei den Ort anzeigt, wo die Biene ihre Waben angelegt haben. Unter den Schlangen giebt es nur vier wirklich giftige. Die Boa, welche die Thiere durch Ersticken tödtet, erlangt hier eine Größe von 30 Fuß; aber man hat viele Mährchen von dieser Schlange erzählt. Sie greift nie den Büffel, nicht einmal den Schita an und fängt nur Ziegen, Geflügel und kleines Wild. Die sehr großen Crocodile sind ebenfalls in den Flüssen häufig. Die fliegende Blutege, von dem ich vorher nichts gehört hatte, ist in den Oshongeln im Innern sehr häufig, und die nach Randy marschirenden eingebornen Soldaten litten sehr viel von ihrem Bisse; ihre Beine waren ganz davon bedeckt und das Blut rann an ihnen herunter. Einige küßten Gliedmaßen ein und starben selbst. Ich sah ein solches Thier an dem Beine eines Pferdes; es ist viel kleiner als der gewöhnliche Blutege. Der größte mist im Zustande der Ruhe nicht mehr als sechs Zoll in der Länge, aber er kann sich so ausdehnen, daß er so dünn wie ein kleiner Faden wird. Die kleinen sind sehr dünn; sie können springen und zwar sehr weit, und belästigen das Vieh und die Pferde.

„Es giebt auch große schwarze Scorpione, Eidechsen, Camäleons und eine unglaubliche Menge von Insecten, die man bis jetzt nur unvollkommen kennt. Die merkwürdigsten sind die Insectenblätter, welche so genau die Gestalt, die Größe und das allgemeine Aussehen des Blattes annehmen, von dem sie sich nähren, daß man sie nur mit Mühe unterscheiden kann. Ich sah mehrere; das außerordentlichste aber ist das, welches ich auf einem Stachelgewächs erblickte, dessen Körper einem Stäbchen gleich und wie die Pflanze mit Stacheln besetzt war.

„Die Edelsteine, durch die Ceylon berühmt ist, werden nicht so hoch gehalten wie die von dem westlichen Festlande. Der Smaragd ist vielleicht der einzige, den man auf der Insel nicht findet. Die Eingaleesen wissen sie sehr nett zu fassen, und zwar mit Werkzeugen, die zu dieser Arbeit gar nicht hinzureichen scheinen.“

Reist man von Colombo nach N., so gelangt man nach Negombo, einem hübschen Dorfe mit einem kleinen Fort an einem Flusse, vor dessen Mündung eine kleine mit Cocuspalmern bewachsene Insel liegt. Durch die Schifffahrt steht es mit der Hauptstadt in Verbindung.

Schilan ist ein großes Dorf zwischen zwei Armen eines großen Flusses. Im N. beginnt ein Salzsee von 20 Meilen Länge, 1 bis 3 M. Breite, der sehr fischreich ist, viele Wasservögel und Crocodile enthält, und durch die Halbinsel Galpentyn, die bei dem N.-Monsun eine Insel wird, von dem Meere getrennt ist. Man bereitet da viel Salz.

Aripo, ein kleines Dorf in S. von der Insel Manaar, ist der einzige Ort dieses Theiles der Küste, wo es gutes Wasser giebt; in S. findet sich die Bucht Gondatschi, wo die Perlenfischerei betrieben wird.

Die durch ihre Lage so wichtige Insel Ceylon bildet ein besonderes Gouvernement, das unmittelbar unter dem Könige von England steht. Sie liegt zwischen 5° 56' und 9° 46' n. Br. und zwischen 77° 6' und 79° 42' öst. L. Die Gestalt nähert sich der einer Birne; die Länge beträgt ungefähr 95 Stunden; die mittlere Breite 60 und der Flächenraum 2560 Q. Stunden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1,200,000.

Im Innern hat man die Ruinen von Kuradschapura oder Amuradschpurra, einer ehemaligen Hauptstadt, gefunden, welche von der höchsten Pracht zeugen.

Kapitel LI.

Die Malediven und Lakediven.

Im SW. von der indischen Halbinsel erstreckt sich von dem Aequator bis zum 8° n. Br. der Archipel der Malediven in einer Länge von 200 Stunden. Er besteht aus siebzehn runden oder ovalen Gruppen, Atolons genannt. Jeder Atolon enthält in der Mitte ein nicht sehr tiefes, von Korallenriffketten umgebenes Bassin. Diese Riffe stehen meist in gleicher Höhe mit dem Meere und verlängern sich 150 Fuß, bis eine halbe Meile von dem Ufer. In einigen Theilen der Riffe giebt es Öffnungen, daß Bote hindurch fahren können und wo Felsenvorsprünge Corallen oder Buchten bilden. Einige Stellen gewähren einen Unterplatz auf mit Korallen und Muscheln vermischem Sande.

Die ganze Zahl der Inseln und Inselchen der Malediven kann man auf wenigstens 1200 annehmen; aber sie sind nie vollständig erforscht worden, ob sie gleich so nahe an der Straße der Schiffe liegen, welche nach Indien fahren. Aus einer gewissen Entfernung von dem Berdecke eines Schiffes gesehen, scheint jede Gruppe nur eine Insel zu bilden; wenn man aber näher kommt, entdeckt man zehn bis zwölf felsige Inselchen. Die bedeutendsten sind bebaut und bewohnt, die meisten bestehen aber nur aus Felsen, Klippen und Sandbänken, welche die Flut bespült. Viele sind von Cocuspalmern und dichtem Gebüsch bewachsen; einige Fuß unter der Oberfläche findet man Wasser.

Zwischen den Atolons giebt es Sande, in welchen die Schiffe ganz sicher fahren können und die meist durch Namen bezeichnet werden, welche die Lage in Bezug auf den Aequator andeuten.

Male ist der vorzüglichste Atolon; der Sultan des Archipels residirt daselbst. „Diese Insel,“ sagt J. Schulz, der sie 1819 besuchte, „liegt unter 4° 20' n. Br. und hat beinahe 3 Meil. im Umfange. Ob sie gleich nicht groß ist, hat sie der Sultan doch wahrscheinlich deshalb zu seinem Aufenthalte gewählt, weil sie von allen Seiten, W. ausgenommen, durch ein Riff, das Werk der Natur, vertheidigt ist. Man hat dann ein künstliches angelegt, welches die beiden Enden des ersten verbindet und nur zwei schmale Durchfahrten für die Bote frei läßt. Diese schließt man mit einem Holzstücke, wenn man einen Angriff der Lakedivier fürchtet, der Tobfeinde der Maledivier. Die Brandung ist längs der Mauer sehr stark und folglich die Annäherung gefährlich für einen Feind, aber zwischen dem Riffe und der Insel ist auch das Meer so glatt wie in einem Teiche; dieser Raum ist 300 Fuß breit. Alle Schiffe und die Fischerbote von Male sind hier geborgen. Die ersten beliefen sich auf 7; in der passenden Jahreszeit fahren sie an die Küste von Malabar, nach Ceylon, nach Calcutta, nach Schattigan. Fischerbote lagen etwa 60 da.

„Mit Ausnahme der Ostküste, welche von der Natur vertheidigt wird, ist Male durch zehn Bastionen besetzt; ich zählte darin 100 Stück Geschütz, einige von Bronze; aber weder die Werke noch die Kanonen sind in guter Ordnung und sie könnten einem regelmäßigen Angriffe nicht widerstehen.

„Die Stadt nimmt die ganze Fläche der Insel ein, ist besonders reinlich und hat breite gerade Straßen, die alle Morgen gefegt werden. Man fährt in Boten durch mehrere kleine Thore an der Westseite ein; in diesem Theile residirt auch der Sultan und zwar in einer Art Citadelle, deren sehr hohe Mauern Schießscharten haben und von einem 14 Fuß breiten Wassergraben umgeben sind. Der Palast ist ein ganz einfaches Haus von zwei Etagen mit einem Metallbache. Zwei Moscheen gießen die Blicke durch ihre Dimensionen und ihr imposantes Aussehen an.

Der Sultan verrichtet alle Freitage seine Andacht in einem dieser Tempel; während unsers Aufenthalts aber konnte er wegen Unwohlseins nicht ausgehen.

„Die meist von Holz und Matten erbauten Häuser sind sehr bequem und haben große mit Fäden umzogene Gärten und Brunnen mit trefflichem Wasser. Oeffentliche Behälter dienen den Einwohnern zu ihren Abwaschungen. In verschiedenen Theilen der Insel sieht man Gottesäcker; Gräber sind mit Steinen bezeichnet, die perpendicular stehen und mit Inschriften in maldivischer Sprache bedeckt sind, welche man mit arabischen Schriftzeichen schreibt.

„Die Regierung ist absolut und erblich. Alle Glieder des regierenden Hauses wohnen in der Citadelle, die auch das Quartier der regelmäßigen Truppen, 150 Mann, ist. Man erklärt mir einstimmig, daß die Sultane ihre Macht auf ganz väterliche Weise handhaben, und das Benehmen dessen, welcher jetzt auf dem Throne sitzt, bestätigt diese Behauptung. Die armen Leute werden durch ihn gekleidet und ernährt. Die Verbrechen scheinen selten zu seyn. Wenn einer die öffentliche Ordnung stört, führt man ihn in den Straßen umher und Jeder gießt Wasser und wirft Sand nach ihm; die Schande, welche die Folge dieser Strafe ist, reicht zur Niederhaltung der Uebelgeantten hin. Schreiet einer derselben zu Handlungen des Ungehorsams und der Gewaltthat, so legt man ihm einen oder ein Paar Tage Fesseln an die Hände, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Man sagte mir, diese Strafe, die strengste von allen, sey in zehn Jahren höchstens zweimal in Anwendung gekommen. Die Bewohner von Male, deren Zahl etwa 2000 beträgt, scheinen wirklich ein Leben zu führen, das frei von den meisten Uebeln ist, denen die gebildeten Gesellschaften ausgesetzt sind.

„Der Sultan hat ein Ministerium von acht Personen, welche Bezirke heißen; vier gehören zu den höchsten Classen der Chiefs; die vier andern sind von niederm Range und den ersten untergeordnet. Die Bezirke und Gouverneure der größten Inseln haben als Gehalt das Einkommen von gewissen Atolons; die Abgaben des ganzen Archipels werden nach Male gebracht und bestehen in Schildkrötenhäuten, Gauris und Cocussamen; die der Hauptstadt am nächsten gelegenen versehen dieselbe mit Geflügel, Eiern, Citronen, Brodfrüchten und Bananen.

„Die regelmäßigen Truppen sind roth gekleidet und mit Flinten und Säbeln bewaffnet. Jeder Soldat erhält 20 Pfd. Reis monatlich außer dem Betel, und jährlich zwei Anzüge nebst zwei Lächern. In Kriegzeiten stellt man auf allen Inseln Aushebungen an, die viele Leute liefern. Seit lange ist aber diese Geisel unbekannt.

„Die Maldivier sind Muselmänner. Schließt man nach ihren Reden und Handlungen, wenn sie ein Unternehmen beginnen, so sind sie von einem tiefen Gefühl der Ehrfurcht vor dem Ewigen durchdrungen. Sie haben eine große Anzahl Bücher, die in ihrer Sprache geschrieben sind, und scheinen den Schulen, in welchen die Kinder lesen und schreiben lernen, viel Aufmerksamkeit zu schenken. Nach ihren Sagen kamen ihre Vorfahren von der malabarischen Küste. Ihre Sprache scheint ihnen eigenthümlich zu seyn, wenigstens hat sie keine Verwandtschaft mit irgend einer indischen, die unsern Schiffleuten bekannt war. Mehrere Maldivier sprechen jedoch hindostanisch, wegen ihres Verkehrs mit diesem Lande, und ich unterhalte mich mit ihnen in dieser Sprache.

„Vielweiberei ist erlaubt, Concubinen dürfen aber nicht gehalten werden. Die Priester erhalten eine Vergütung für die Trauungen, von den Reichen eine Rupie, von den Leuten aus dem Mittelstande eine halbe Rupie und von den andern vier Fanons. Bei den Ehescheidungen macht man nicht viele Umstände. In diesem Falle ist der Mann nicht gehalten, für den Unterhalt der verlassenen Frau zu sorgen; deshalb versäumen die jungen Mädchen nicht, wenn man ihnen den Hof macht, ihren Liebhabern so viele Geschenke als möglich abzulockern. Man sagt mir, die Ehescheidungen wären selten und die Männer begnügen sich mit höchstens zwei Frauen. Die Seefahrer haben aber meist auf jeder Insel eine.

„Die Seltenheit der Ehescheidungen und das eheliche Glück, das in

den Familien zu herrschen scheint, müssen vielleicht dem guten Wandel der Frauen nach der Ehe zugeschrieben werden. Die Maledivier sind thätig und fleißig. Man sieht sie fast nie mäßig; meist sind sie mit dem Weben und Färben von Zeugen, mit dem Flechten von Golt (Cocusspfasern), mit Einsammeln von Gauris oder mit ihrem Hauswesen beschäftigt. Ihre Kleidung ist sehr züchtig; ihre Kleidungsstücke von Baumwollenzug oder Seide bedecken den Hals, haben lange Ärmel und reichen bis auf die Knie. Die Reichen verzieren sie mit Goldtressen am Halse und tragen Ohrringe und goldene Halsbänder.“

Vor einigen Jahren schickten die englischen Niederlassungen jährlich ein oder ein Paar Schiffe nach den Malediven, um Gauris zu laden, aber der Aufenthalt, den sie da erfuhren, und die Ungesundheit des Klimas nöthigten, diesen Handel aufzugeben; die Maledivier treiben ihn deshalb jetzt selbst auf ihren Böden von Cocussholz. Sie kommen im Juni oder Juli nach Malassore mit Ladungen von Golt, Gauris, Cocusspfaß, gesalznen Fischen, Schildkrötenhäute und andern Erzeugnissen ihrer Inseln. Um die Mitte des Decembers kehren sie mit bengalischem Reis, Zucker, kurzen Waaren, seidenen Zeugen, Tuch, grobem Baumwollenzug und Tabak zurück. Viele ihrer Böde fahren jährlich nach Achem auf der Insel Sumatra und ihr Archipel wird von einigen Malaisenschiffen besucht, welche da Haifischflossen holen.

Ein Franzose, Hyrard de Baval, litt 1602 Schiffbruch an den Malediven, verließ sie erst 1607 wieder und gab eine sehr merkwürdige Beschreibung seiner Reise heraus, die noch jetzt die ergiebigste Quelle für Nachrichten über die Inselgruppen ist. Der Archipel ist so arm, daß die Europäer nicht dahin gelockt werden, aber sie durchfahren häufig die Canäle, welche die Atolons von einander trennen. Laplace, der Commandant der „Favorite“, der französischen Corvette, fuhr 1830 durch den Canal von Adamatis. Man erzählte ihm wahrscheinlich und er hat es wiederholt, der Sultan dieser Inseln habe eine Zeit lang die Seeräuberei getrieben, der Gouverneur von Bombay aber diese Raubzüge unterdrückt. Dies sieht aber nicht wahrscheinlich aus, da keine der seit 1828 erschienenen englischen Schriften etwas davon erwähnt. Alle Schriften in Bezug auf die Malediven schildern die Insulaner als sanfte, unschuldige und gastfreie Menschen. Dieses Zeugniß geben ihnen einstimmig die Europäer, welche bei ihnen waren, während die Maledivier oft für ihre Menschlichkeit Undank ernteten. Unwürdigkeiten, welche im Jahre 1812 durch einen portugiesischen Capitain und seine aus Lascaren bestehende Mannschaft begangen wurden, zogen diesen Völkern eine exemplarische Züchtigung von Seiten des Lords Minto zu, des Gouverneurs von Ceylon. Sie wurden für ihr brutales Benehmen gestraft und man schickte den Malediviern, welche darunter gelitten hatten, Geschenke. Bei dieser Gelegenheit machte man die Bemerkung, daß der Sultan seit langer Zeit die Gewohnheit gehabt hatte, eine Gesandtschaft nach Ceylon zu schicken, und auch davon nicht zurückgekommen war, seit die Insel den Engländern gehörte.

Das Schiff Fogston, unter dem Capitain Sartorius, auf welchem Schulz sich befand, litt an den nördlichen Malediven am 21. Juli 1819 Schiffbruch. Böde der Insulaner standen ihm bei und retteten die Unglücklichen, welche dem Tode entgangen waren. Am 4. Aug. kamen die Schiffbrüchigen in Male an, wo man sie höchst freundschaftlich behandelte. Am 23. schifften sie sich nach Ceylon ein. Sartorius fragte, ob der Sultan wohl einen Wechsel auf Calcutta zur Bezahlung für die von den Schiffbrüchigen gemachten Ausgaben und für die Lebensmittel annehme, welche man ihnen geliefert habe; „der Sultan,“ antwortete der Sinnehmer,“ giebt nicht zu, daß Leute, die in ihrem Unglücke Beistand von seinen Unterthanen erhalten haben, etwas für das Empfangene bezahlen.“ Zu gleicher Zeit, sagt der Erzähler hinzu, ließ er ein großes Buch bringen und bat uns, in dasselbe zu schreiben, daß wir bereit zur Abfahrt wären, damit es sich ergebe, daß wir uns entfernt hätten, weil wir es selbst gewünscht. Wir fügten uns dem Wunsche des Insulaners und sagten hinzu, wir wünschten dem Sultane und dessen ersten Beamten unsern

lebhaften und aufrichtigen Dank zu erkennen zu geben, und würden nach unserer Ankunft in Calcutta nicht verschlen, öffentlich unsere Verpflichtungen für die edelmüthige Gastlichkeit, die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen anzuerkennen, die wir bei unserm Aufenthalte in Malo gefunden.

„Um fünf Uhr Nachmittags schifften wir uns ein; bis an das Meer begleiteten uns alle höhern Beamten der Regierung, welche auf die rührendste Weise von uns Abschied nahmen und zu Gott um unser Wohlergehen beteten.“

„Am 26. landeten wir in Point de Galle.“

Die Lakediven, deren Namen hunderttausend Inseln bedeckt, bilden einen Archipel im Norden der Malediven zwischen 10° und 14° 30' n. Br. und 69° 30' und 72° östl. L. Er zerfällt in 15 Gruppen, welche denen der Malediven gleichen; die größten haben nicht 6 D. Meilen Ausdehnung und sind von Korallenriffen umgeben, welche sie fast unnahbar machen. Diese Inseln sind sehr unfruchtbar, doch können die Schiffe sich daselbst mit Geflügel, Eiern, Cocusnüssen, Bananen und trefflichem Wasser versorgen.

Die Bewohner sind Muselmänner und sehr arm; sie leben nur von Cocusnüssen und Fischen; ihre Hauptausfuhrartikel sind Coir, Palmenzucker, Areca und etwas Betel. Schiffe von Malabar holen hier Korallen, die dann in Indien in Würfel geschnitten werden, oder aus denen man Kalk macht. Die Lakedivier fahren in ihren kleinen aus Palmenholz gebauten Fahrzeugen ebenfalls an die malabarische Küste.

Die Lakediven wurden von Vasco de Gama entdeckt, als er 1499 nach Europa zurückkehrte. Selten werden sie von den Europäern besucht, und sie stehen unter einem Häuptlinge, welcher dem Namen nach ein Vasall der Engländer ist.

Kapitel LII.

Hindostan. — Cap Comorin. — Küste von Malabar.

Die indische Halbinsel endigt sich in S. in dem Cap Comorin, welches das Ende der Kette der westlichen Gats bildet, eine halbe Stunde von dem Meeresufer entfernt ist und eine Höhe von 3883 Fuß hat. Ein schöner Wasserfall stürzt sich an der Seite herunter. Die Göttin Parvatie wird auf diesem Berge verehrt, und der heilige Franz Xaver gründete da eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle.

Madame Graham fuhr im Mai 1810 auf einem englischen Kriegsschiffe an dieser Küste hin. „Da es,“ sagt sie, „die Jahreszeit ist, in welcher die See- und Landwinde minder beständig werden, bevor die Nordwinde sich eingefunden haben, so glitten wir langsam an der Küste hin und näherten uns derselben so, daß wir vollkommen die Lage jedes Ortes erkannten, an welchem wir vorüber kamen. Das Cap Comorin und die Inseln in der Nähe glichen, vom Meere aus gesehen, einer hohen und felsigen Spitze, und je mehr wir nach N. kamen, um so höher wurden die Berge. An einigen Stellen sind sie so nahe am Ufer, daß sie buchstäblich über dem Meere zu schweben scheinen; sonst sind sie einige Meilen weit entfernt und lassen Raum genug für Städte, Dörfer und Felder. Sie sind so ziemlich bis auf ihre Gipfel mit majestätischen Wäldern von herrlichem Grün bekleidet; nur hier und da unterbricht eine große mit Dschongelkraut oder Felsenmassen bedeckte Stelle die dunkle Farbe dieser alten Bäume. Am Fuße der Gats zeigen sich einige weiße Kirchen der eingeborenen Christen und der Portugiesen mitten in Cocuspalmengruppen, welche die Küste einfassen und sich angenehm mit den Fischerhütten, den Pinu-Lempeln und den Ruinen der Forts vermischen, welche zu jetzt verlassen europäischen Niederlassungen gehörten. Die Aussicht ist nicht minder schön in der Nacht; man pflegt das Dschongelkraut vor der Regenzeit niederzubrennen, um den Boden zu befruchten; am Tage bemerkt man nur das Licht, in der Nacht aber sieht man

auf einem Raume von mehreren Meilen das Land von rothglühender Asche bedeckt oder in hellen Flammen glänzen.“

Die malabarische Küste wird von den Arabern das Pfefferland genannt. Der Pfeffer ist hier wirklich häufig und sehr gut. Geht man bei dem Cap Comorin über die Kette der Gats, so gelangt man an ein Thor in einem nicht sehr hohen Duffe, das von einem Radschah von Travancore erbaut wurde, um sein Land gegen die Einfälle der Polygaren im Süden zu schützen. Jenseits dieses Passes verändert sich die Landschaft und das allgemeine Aussehen des Landes merklich; schöne Bäder, große Bäume und bebaute Felder folgen auf die einzelnen ärmlichen Palmen Liniellens; man bemerkt, daß die Bevölkerung bedeutender, der Binnenhandel ansehnlicher und lebhafter und die Industrie allgemeiner ist. Travancore ist jetzt nur noch ein Dorf; der Radschah residirt in Ariavandaram, einem ebenfalls ärmlichen Orte, der aber näher am Meere liegt. Mipi ist ein kleiner Hafen, der diesem Fürsten gehört und bedeutenden Handel mit Pfeffer, Reis und Bauholz treibt. An mehreren Stellen sind die niedrigen Ebenen des Küstenlandes von Lagunen mit kleinen und sanftigen Inseln durchschnitten; man schifft in diesen kleinen Meeresarmen umher, was die Communicationen erleichtert. Auf der einen Seite hat man Reisfelder, welche durch die Dämme vor dem Einbruche des Meereswassers geschützt werden, und ihr Grün erquickt das Auge, das durch den Anblick des unfruchtbaren und brennenden Ufersandes ermüdet ist.

Cotnam im Innern hat eine Niederlassung anglikanischer Missionaire und im Lande umher finden sich mehrere andere christlichen Gemeinden. Man sieht in benachbarten Bezirken und in andern Orten in verschiedenen Entfernungen Dörfer, die ganz von eingeborenen Christen bewohnt sind. Diese Kirche besteht seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Die Hindu Fürsten gewährten diesen Christen von Malabar, die nur einigermaßen von ihren Bischöfen abhingen, große Privilegien. Sie scheinen selbst ihre eigenen Radschahs gehabt zu haben; erst als die Familie derselben erlosch, kamen ihre Staaten an den König von Cochin.

Als Vasco de Gama 1503 nach Caschin kam, sah er dort das Scepter dieses christlichen Königs. Die Portugiesen waren anfangs angenehm überrascht, etwa hundert christliche Kirchen in diesen Gegenden zu finden; als sie aber bemerkten, daß sie den Pabst nicht anerkannten und ihre Bischöfe von dem nestorianischen Patriarchen von Antiochien erhielten, verfolgten sie dieselben, um sie zu nöthigen, sich den Maximen der römischen Kirche anzuschließen. Da die Strenge wenig ausrichtete, so traf man mit einer gewissen Anzahl dieser syrischen Christen ein Abkommen, mit denen der Küste nämlich; die im Innern blieben aber hartnäckig; sie verbargen ihre Bücher, welche die Portugiesen zum Verbrennen wegnehmen wollten, flohen in das Gebirge und baten um den Schutz der eingeborenen Fürsten.

Zwei Jahrhunderte waren vergangen, ohne daß das westliche Europa irgend eine besondere Nachricht über diesen Gegenstand erhielt, als Claudius Buchanan, ein englischer Geistlicher, 1806 von dem Generalgouverneur des brittischen Indiens die Erlaubniß erhielt, diese Kirchen zu besuchen, deren Existenz einige Personen in Zweifel zogen. Zu Ende 1806 kam er in Travancore an und durchreiste die von jenen Christen bewohnten Gebiete; das folgende Jahr kam er zurück und gab in der Beschreibung, die er in England veröffentlichte, sehr merkwürdige Details über ihre Bücher, ihre Lehre, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche. Andere Geistliche und selbst Laien und Militärpersonen haben ebenfalls diese syrischen Christen von Malabar besucht. Die Engländer nahmen sie natürlich unter ihren Schutz und ließen unter ihnen Bibeln in syrischer Sprache nach einem Manuscripte vertheilen, das Buchanan anvertraut worden war. Es giebt bei ihnen Schulen und sie zeigen einen sehr lobenswerthen Wunsch sich zu unterrichten. Um mehrere ihrer Dörfer zu besuchen, schiffte sich ein englischer Officier, den wir schon oft erwähnt haben, auf dem Panda ein, der von dem westlichen Abhange der Gats kommt und sich bei Mipi in das Meer ergießt.

„Mit Tagesanbruche,“ sagt er, „begannen wir den Panda hinauf zu fahren, der eine schöne Wasserfläche bildet; seine Ufer sind überall mit Gärten und Wäldern bedeckt, wo wir eine ungeheure Menge von Cocus- und Areapalmen, Mango- und Banianenbäumen, Bananen, Zit- und Pfefferbäumen und eine unendliche Varietät von Pflanzen sahen. Der Fluß war reich an Fischen und die Wälder enthielten zahlreiche Arten verschiedener Vögel, einige im schönsten Farbenschmucke, den ich jemals bewundert habe. Einzelne Hütten im Walde, plump in den Felsen gehauene Treppen vom Rande des Wassers bis an ihre Thüren, Piroguen, die leicht auf dem Panda hinglitten, belebten dieses prächtige Tableau, dessen Effect noch durch das blendende Licht der aufgehenden Sonne erhöht wurde, deren Strahlen hier und da durch das dichte Blättergrün drangen oder die wogenden Gipfel der schlanken Palmen vergoldeten.“

Cochin liegt auf einer Insel und so niedrig, daß, wenn man vom Meere herkommt, zuerst die Dächer der Häuser gesehen werden. Die Stadt ist auf europäische Art gebaut und befestigt; ihre Citadelle war die erste, welche die Portugiesen 1503 in Indien anlegten. Der Handel ist noch sehr lebendig hier und die Schiffswerfte sind sehr beschäftigt.

In der Nähe von Cochin befindet sich eine sehr alte Judencolonie. „Sie leben,“ sagt Buchanan, „in Mattachery, eine Meile von dieser Stadt, und haben da zwei schöne Synagogen. Man findet unter ihnen sehr kluge Männer, welche die Geschichte ihrer Nation sehr genau kennen. Man findet hier auch Juden aus den entferntesten Ländern Asiens, so daß der Ort eine Quelle der Nachrichten über dieses Volk im Oriente ist; denn zu Wasser ist die Verbindung mit dem arabischen und persischen Meeresbusen, sowie mit den Indusmündungen ununterbrochen. Die Juden dieses Landes zerfallen in zwei Classen, nämlich: die Juden von Jerusalem oder die weißen, und die alten Juden oder die schwarzen. Die weißen Juden wohnen in Mattachery; die schwarzen haben zwar auch eine Synagoge hier, aber die meisten sind in Dörfern im Innern zerstreut.“

„Die weißen Juden zeigten mir Grabschächeln, auf welchen die Privilegien eingegraben sind, welche ihnen der König von Malabar im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bewilligte.“

Paniamy, eine große Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, wird hauptsächlich von muselmännischen Fischern bewohnt und treibt einen bedeutenden Handel. Der Paniamy durchströmt ein Desile der Gats, welchen die Linie dieser Kette fast ganz durchschneidet.

Calicut, das ebenfalls von Muselmännern bewohnt wird, liegt in einer Niederung, welche ein Fluß bespült, auf welchem die Boote über 30 Stunden hinauffahren und welcher das Liholz bis an das Meer trägt. Dieser sehr geschäftreiche Hafen wird vorzugsweise von den Arabern von Mascat besucht.

Mahe, ein französisches Comptoir, liegt auf einem abschüssigen Boden am linken Ufer eines Flusses, auf welchem man ziemlich weit hinauffahren kann. Der Haupthandel ist der Pfefferhandel.

Zellischery, 2 Stunden weiter in N., gehört den Engländern seit 1683 und ist der Hauptmarkt für das Sandelholz. Seit 1683 haben die Engländer da eine Factorie.

Cananor, eine große Stadt an einem kleinen Flusse am Hintergrunde einer Bucht, hat ein von den Portugiesen 1502 angelegtes Fort. Die Engländer ließen die nominelle Souverainetät der Bibi (Dame, von Cananor, welche sonst die Kalidiven zu ihren Besitzungen rechnete. Sie ist eine Muselmännin, und nach dem Landesgesetze geht die Regierung stets in der weiblichen Linie fort.

Weiter nach N., an der Mündung des Ischandragiri, bei welchem sich der Berg Dilla erhebt, der durch einen kleinen Meeresarm von dem festen Lande getrennt ist, endigt die Küste von Malabar. Dieser Name bezeichnet auch eine Provinz, welche nicht dieselben Grenzen hat. Die Muselmänner an dieser Küste, welche unter dem Namen Mopleys bekannt sind, stammen meist von Arabern ab, die sich im achten Jahrhunderte da niederließen; sie sind thätig, industriös und reich.

Kapitel LIII.

Hindostan. — Goa. — Bombay. — Elephanta. — Golf von Cambay. — Surate. — Subjherat

„Nachdem wir langsam vor Zellischery vorüber gefahren waren,“ schreibt Madame Graham, „sowie vor den Antebiven und dem so malerischen Cap Ramas, erblickten wir das Fort Aguada am Eingange des Hafens von Goa. Ich hoffte am nächsten Morgen an's Land gehen zu können, um die alte Stadt, die Marmorkirchen, die prachtvollen Rüster zu sehen; aber in der Nacht erhob sich ein contrairer Wind und trieb uns von der Küste fort. Die alte Stadt ist so ungesund, daß man in einiger Entfernung eine andere gebaut hat, und in den verödeten Straßen der alten hört man nichts mehr, als etwa das Geräusch einer vorüberziehenden Profession.“

Der Verfall Goas begann mit dem 17. Jahrh. Pietro Della Valle, ein berühmter italienischer Reisender, der die Stadt 1623 besuchte, sagt, nachdem er von der schwarzen Verödung und den Sklaven gesprochen hat: „die Portugiesen, deren es hier wenige giebt, besaßen sonst großes Vermögen; gegenwärtig sind sie aber durch die großen Verluste, welche sie seit dem Eindringen der Holländer und Engländer erlitten, sehr heruntergekommen.“ Noch schlimmer war es, als Lavernier 1641 und 1648 dahin kam. Der Verfall hatte in dieser Zeit in der Stadt große Fortschritte gemacht.

Der Gouverneur residirt in Pandschim ober Villa Nova de Goa am Ende einer Insel in der Nähe der Mündung des Mandava. Sie hat zwei gute Häfen und der Handel ist da ziemlich lebhaft.

Bombay, am SO-Ende der gleichnamigen Insel, ist eine große Stadt mit 250,000 E. und enthält die dritte Präsidentschaft des britisch-indischen Reiches. Der Hafen ist der beste und sicherste an der ganzen Küste; es wird da ein unermesslicher Handel getrieben, und Bauwerfte für die Kriegs- und Handelsmarine, wo Parfs arbeiten ohne Beihilfe der Europäer, sind in fortwährender Thätigkeit. Diese Parfs bilden die Masse der Bevölkerung der Insel Bombay.

In dieser Stadt starb am 7. December 1833 der bekannte Reisende Victor Jacquemont.

Die Insel Salsette, in N. von Bombay, ist durch einen Damm mit derselben verbunden. Bei dem Dorfe Kenery sieht man ungeheure Ausgrabungen ähnlich denen von Ellora und Gari. Die größte war ein Tempel Buddhas; er diente den Portugiesen als Kirche, welche die meisten Basreliefs im Innern vertilgten.

Kalapur, eine andere Insel von der Gruppe Bombay, wurde von den Europäern Elephanta genannt wegen der colossalen Figur eines Elephanten von schwarzem Stein am Fuße eines Felsens nahe am Landungsplage. Im September 1814 trennte sich der Kopf von diesem riesenhaften Werke ab und seitdem droht auch das übrige zusammenzufallen. In einiger Entfernung zieht ein großer in dem Felsen ausgehauener Tempel die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich. Seine Fassade wird durch eine Säulendreiecke getragen. In der Mitte steht man noch die Darstellung Trimurtis (der Dreieinigkeit der Hindus) in colossalen Verhältnissen. (Zaf. 37. Abbild.) Sie entging wunderbarerweise den Zerstörungen der Portugiesen, welche in blindem Fanatismus durch Kanonen die Götzensymbole dieses Bauwerkes zertrümmerten. Alle Reisende, welche die Westküste von Indien besucht, haben die Höhlen von Salsette und Elephanta beschrieben.

Der kleine Hafen Daman, an der Mündung des Dommuy Ganga, gehört mit seinem kleinen Gebiete den Portugiesen. Man baut hier viele Schiffe, weil die benachbarten Wälder reich an Bauholz sind. Die Parfs haben da einen Tempel, in welchem, wie sie behaupten, das heilige Feuer, welches sie aus Persien mitbrachten, seit beinahe 1200 Jahren brennt.

Nicht weit davon in N. beginnt der Golf von Cambay, der 50 Stunden in die Provinz Subsherat eindringt. In W. wird er von der gleichnamigen Halbinsel begrenzt, und seine Breite wechselt von 6 bis 40 St. Im Hintergrunde dieses Meerarmes, 7. St. von der Stadt, welche ihm den Namen giebt, liegt der Boden trocken, wenn das Meer niedrig ist; kommt die Flut, so geschieht es mit einer Schnelligkeit von 2 St. in der Stunde und sie steigt bis 25 und 30 Fuß.

Surate am linken Ufer des Tapti, 6 Stunden vom Meere, hat 160,000 Einw. Der Handel ist sehr gesunken; im 17. Jahrh. hatten alle seefahrenden Nationen Europas Factoreien dort, und alle Reisebeschreibungen rühmen einstimmig den Glanz und Reichthum dieser Stadt. Jetzt überglänzt sie Bombay.

Uebrigens ist Surate eine sehr häßliche Stadt; die Straßen sind eng, krumm und schmutzig, die Häuser fast alle von Erde und Bambus. Die obern Stockwerke bilden stets einen Vorsprung. Die Parzen besitzen die Hälfte dieser Wohnungen.

„Ich habe hier,“ sagt Heber, „kein bemerkenswerthes muslimännisches oder Hindu-Gebäude gesehen. Der Palast des Nabab ist modern; dieser Fürst lebt von einer jährlichen Pension von anderthalb Lack Rupien. Ein Gebiet besitzt er nicht.“

Reisende haben das Hospital gerühmt, welches Hindus hier für die Thiere errichteten; man pflegt und füttert hier nicht blos Affen, Bieh, Hunde, Katzen, Vögel, namentlich Pfauen, Schmetterlinge, sondern auch Wanzen, Flöhe und andere häßliche Insecten. Diese übermäßige Thätigkeit kann man unmöglich lobenswerth finden.

Die Mündung des Nerbubda befindet sich 12 Stunden nördlich von jener des Tapti. Führt man diesen Fluß hinauf, so findet man an dem linken Ufer Barosche, eine große verfallene Stadt. „Ob sie gleich fast 40 Stunden vom Meere liegt,“ sagt Heber, „so gelangt doch der SW-Seewind mit der Flut dahin und verbreitet in der Luft eine angenehme Frische. Indessen ist das Klima dieser Stadt und jenes der ganzen Provinz Subsherat, in welcher sie liegt, der Gesundheit der Europäer keineswegs günstig.“

„Das Thierhospital besuchte ich nicht. Eine Merkwürdigkeit in der Umgegend ist der berühmte Banianenbaum, genannt kavar bar, nach einem Heiligen, der ihn gepflanzt haben soll. Er steht auf einer Insel des Nerbubda, die er ganz bedeckt. Schon als die Portugiesen ankamen, war er berühmt; alle alten Reisenden haben ihn erwähnt, und Milton besang ihn in seinem „Verlorenen Paradiese“. Die Hindus erzählen, 10,000 Reiter fänden Platz in seinem Schatten; seit einigen Jahren hat das Eindringen des Flusses einen bedeutenden Theil des Bodens weggerissen, in welchem seine Zweige Wurzel geschlagen hatten; es ist jedoch noch so viel übrig geblieben, daß einer der schönsten Palme in der Welt entsteht.“

Amhedabad, am rechten Ufer des Sabermaty, war sonst die Hauptstadt eines unabhängigen und blühenden muslimännischen Reiches; jetzt zeugen nur die zahlreichen Ruinen von dem ehemaligen Glanze. Im Juni 1819 wurde sie von einem Erdbeben heimgesucht, das auch Barosche und mehrere andere Städte und die Halbinsel Subsherat traf.

Diese, zwischen dem Meerbusen von Cambay in D., dem Meere in S. und W. und dem Meerbusen von Cutsch in N., ist im Allgemeinen bergig, ausgenommen ist D, wo sich weite Ebenen hinziehen. Die Ishkolala-Berge sind ihres wilden Aussehens und der Rohheit ihrer Bewohner wegen merkwürdig; der Berg Polletana wird wegen der Tempel auf seinem Gipfel erwähnt; der Mutatshil, der höchste der Hügel von Dschanagor, ist heilig und von mehreren andern minder hohen umgeben, die durch Thäler getrennt sind. Alle diese Gruppen und mehrere andere schilfen Ausläufer in verschiedenen Richtungen ab; endlich erheben sich Hügel isolirt in den Ebenen. Die ganze Insel ist voll von sehr hochgehaltenen Heiligthümern der Hindus.

Der Meerbusen von Cutsch bringt ungefähr 40 Stunden von D. nach W. in das Land ein. Seine Breite, die am Eingange 15 Stunden beträgt, nimmt allmählig ab und beträgt nur noch 2 Stunden dort, wo er

sich mit dem Rann verbindet, einem weiten Raume, der bald eine bürre Wüste, bald ein sumpfiger See ist. Das Rann hat einen Flächeninhalt von 1000 Q.St. Die Insel Ishkolat theilt es in zwei gleiche Hälften; die in D. steht mit dem Meerbusen von Cutsch in Verbindung; die in W., die ansehnlichste, wird von dem östlichsten Arme des Indus durchschnitten.

Geographen haben das Rann einen Sumpf genannt, „aber,“ sagt Burnes, „diese Benennung ist nicht richtig, denn es hat nichts, was einen Sumpf charakterisirt, da es nur zu gewissen Zeiten mit Wasser bedeckt ist; man sieht weder Schilf noch Gras in seinem Bette, das, statt schlammig zu seyn, hart, trocken und sandig und so fest ist, daß es nie lehmig wird, außer wenn das Wasser lange an einer Stelle steht. Es ist eine ungeheure Fläche von verhärtetem mit Salz geschwängertem Sande. Biswellen liegt das Salz einen Zoll hoch darauf, weil die Sonne das Wasser verdunstet, und es kristallisirt prächtig in großen Stücken. Das ganze benachbarte Land ist so von dieser Salzmenge durchdrungen, daß die Brunnen, welche man gräbt, im Niveau des Ranns salzig werden. Da nun das Rann niedriger liegt als das Land umher, so ist es wahrscheinlich ein ausgetrockneter See oder Meeressarm.

„Nirgends ist die Luftspiegelung merkwürdiger als in dem Rann; die Bewohner nennen sie mit Recht Rauch (dhuani): die kleinsten Stauden sehen in der Entfernung wie Wälder aus; bei größerer Nähe wie Schiffe mit vollen Segeln oder auch wie Wellen, die an einem Felsen anschlagen. Einmal beobachtete ich ein Gebüsch, das einem Molo mit daranliegenden hochmastigen Schiffen gleich, und als ich näher kam, war auch nicht eine Erhöhung in der Nähe des Gebüsches zu sehen, um die Täuschung zu erklären. Von dem Rann aus scheinen die Berge von Cutsch weit höher zu seyn und sich in den Wolken zu verlieren, da ihr Fuß in Dunst gehüllt ist. Der wilde Esel ist der einzige Bewohner dieser öden Gegend, die er heerdenweise durchstreift; seine Größe übertrifft die des gewöhnlichen Esels nur unbedeutend, in kleiner Entfernung aber erscheint er oft so groß wie ein Elefant. So lange die Sonne scheint, gleicht das Rann einer ungeheuern Wasserfläche, und nur sehr geübte Augen können dieses Trugbild von dem wirklichen Wasser unterscheiden. Wenn man die Sonne nicht sieht, erscheint das Rann in der Entfernung höher: dies ist aber auch bei der See und andern ausgedehnten Wasserflächen der Fall, und beruht auf einer gewöhnlichen Augentäuschung.

„Die Eingeborenen von Cutsch, Mahommebaner sowohl als Hindus, glauben, daß das Rann ehemals ein See gewesen sey, und in aller Mund ist die Sage, daß ein Hindu-Heiliger, Namens Dhuramnath, ein Dschogi *), sich der Buße unterworfen habe, 12 Jahre lang auf dem Kopfe zu stehen, auf der Spitze des Vinodar, eines der höchsten Berge in Cutsch, von dem aus man das Rann überseht. Als seine Bußzeit zu Ende war, erschien ihm Gott; der Berg, auf dem er stand, spaltete sich, und die angrenzende See (das jetzige Rann) vertrocknete; die Schiffe und Boote, die darauf fuhren, wurden umgestürzt, die Häfen zerstört, und viele wunderbare Dinge ereigneten sich. Kein Volk ist geneigter, in seinen Erzählungen übernatürliche Kräfte zu Hülfe zu nehmen; wer aber an ihre Art und Weise gewöhnt ist, findet leicht, daß diese Erzählung nur die Einkleidung eines wirklichen Ereignisses ist, das auf diese Weise der Nachwelt überliefert wurde. Bei den häufigen Erdbeben in Cutsch, dem vulkanischen Aussehen der Berge und der einen Theil des Landes bedeckenden Lava ist es ausnehmend wahrscheinlich, daß man diese Sage irgend einer furchtbaren Naturerscheinung zuschreiben muß.

„Die Wirkungen des Erdbebens im Jahre 1819 wurden, was das Land in der Nähe des Indus betrifft, bereits erwähnt, aber ähnliche seltene Ereignisse traten weiter ostwärts ein. Im Rann erschienen zahl-

*) Diese Menschenclasse ist noch zahlreich in Cutsch, und unter ihnen herrscht die schreckliche Sitte des Zruga; diese besteht darin: einen von ihnen zu opfern, wenn ihnen Insegsamkeit ein Schaden zugefügt oder eine Veranlassung gegen sie ausgetrübte wird; denn sie glauben, daß so vergossene Blut fällt auf das Haupt derjenigen, die ihnen Böses zutragen.

reiche Kisse und Spalten, und ich hörte von Augenzeugen, daß drei Tage lang schwarzes, schmutziges Wasser aus diesen Oeffnungen ausgestoßen wurde; auch floß das Wasser aus den Brunnen des an das Kunn stossenden und Bonni genannten Strichs in solcher Menge, daß das Land an einigen Stellen 6 und sogar 10 Fuß tief mit Wasser bedeckt wurde. Die Hirten hatten Mühe, sich mit ihren Heerden zu retten. Während dieser Zeit wurde eine Menge Eisenstücke und Schiffsnägel bei Phangwaro, dem oben erwähnten Seehafen, emporgeworfen: und ähnliche Dinge fanden sich seitdem in der Nachbarschaft, als man Cisternen ausgrub. Diese Thatsache wurde mir von achtungswerthen Leuten zu Narra erzählt, welche mich versicherten, daß vor dem Erdbeben von 1819 nichts Aehnliches entdeckt worden sey."

Cusich, zwischen dem Kunn, dem Meere von Oman und dem Meerbusen dieses Namens, wird von D. nach W. von den Bagor-Gebirgen durchzogen, welche von verschiedenen Seiten Flüsse entsenden; der Boden ist sehr fruchtbar und man sieht dafelbst große Wälder. Die Bewohner sind muselmännische Kasputen, die sonst Seeräuberie trieben und die benachbarten Länder und Meere mit Schrecken füllten. Das Land ist unter verschiedene kleine Fürsten getheilt, deren mächtigster jener von Bobdy ist. Die Engländer haben einige Bezirke inne und halten die übrigen in Respect.

Die Palbhasel Subsherat gehorcht ebenfalls mehreren kleinen Fürsten, die theils den Engländern, theils dem Radschah von Baroda zinspflichtig sind. Der letztere führt den Namen Suptowar, welcher der seiner Familie ist. Die Hauptstadt mit 100,000 E. liegt am linken Ufer des Dhador in einer fruchtbaren und gut bebauten Gegend nördlich von Barodsch.

Kapitel LIV.

Hindostan. — Adschemir oder Kasputana.

Im N. von der Provinz Subsherat zieht sich Adschemir hin, das auch Kasputana oder Marwar heist. Die Länge von N. nach S. beträgt 126 Stunden und die Breite 72. Die Oberfläche ist meist eben und der Boden sandig. Das Aussehen einiger Gegenden ist schrecklich, da das Auge nichts als eine Wüste erblickt. Im N. und W. vom Kunn beginnen diese unfruchtbaren und unbewohnten Striche. Die Wüste Tharr ist die westlichste. Bournes besuchte 1828 die kleine Strecke Parfar, welche eine Dase darin bildet und die durch eine Hügelkette auf der einen Seite gegen das Andringen des Sandes und auf der andern gegen das des Kunn geschützt wird.

Die Wüste verlängert sich nach N. zu. Straßen durchziehen sie und gehen über Hügel und Thäler. Die ersten haben eine Höhe von 20 bis 100 Fuß, und wie die Einwohner sagen, verändern sie ihre Stellung und Gestalt je nach den Bewegungen der Luft. Im Sommer ist es gefährlich, in diesem Theile der Wüste zu reisen, wegen der Wirbel glühenden Sandes; im Winter ist man dieser Gefahr weniger ausgesetzt. Man trifft in dieser Wüste dornige Gesträucher und eine Art besondern Krautes, das hier und da grüne Teppiche bildet.

Bisweilen bemerkt man unter diesen Hügeln elende Dörfer, welche aus niedrigen Strohthütten mit kegelförmigem Dache bestehen und von bürren Dornhecken umgeben sind. Felder liegen um diese armseligen Behnungen umher und warten auf den Thau und periodischen Regen. Man gräbt auch Brunnen da, die oft 300 Fuß tief und nur 3 F. weit sind. Sie werden ausgemauert; das Wasser, welches man aus ihnen bekommt, ist salzig, ungesund und nicht reichlich. Die Lustspiegelung zeigt sich sehr häufig.

Nach N. zu kommt man in ein thoniges und hartes Land, das unter den Hufen der Pferde klingt, ganz ohne Vegetation ist und, ein kleines Fort an einem Teiche abgerechnet, weder Bewohner noch Wasser hat;

indess geht eine besuchte Caravanenstraße hindurch. Endlich hört die Wüste ganz auf und man erblickt wieder ein gut bewässertes und bebautes Land.

In D. geht die Wüste unmerklich in die Provinz Delhi über; in W. verlängert sie sich über Kasputana hinaus. Man sieht, daß sie Fortschritte macht, und doch ist sie den Einflüssen der periodischen Regen ausgesetzt, welche alle Jahre eine wahre Eundflut von Wasser herabgiefen. Flüsse bewässern sie nur in dem südlichen Theile, wo es selbst in den gebirgigen Bezirken Bäume giebt, welche die Bewohner vor der Sonnenhitze schützen.

Der Boden in der ganzen Provinz ist salzig; man sieht viele Quellen und Teiche mit Salzwasser, der Salpeter erzeugt sich fast überall von selbst; das Wasser einer großen Anzahl von Brunnen ist mehr oder weniger salzhaltig. Trotz dem bemerkt man, daß in den gewöhnlichen Jahren der Preis des Getreides in Adschemir nicht mehr schwankt als in Bengalen, das wegen seiner Fruchtbarkeit mit Recht so berühmt ist.

Die Bewohner sind Dschats und Kasputen, die erstern klein, schwarz und sehr häßlich; die letztern groß, schön, stolz und hochmüthig. Sie sind die Herren des Landes, welches in mehrere kleine Staaten zerfällt. Adschemir ist dem mogulischen Reiche nie ganz unterworfen worden, obgleich ein Theil mit ihm vereinigt war und ihm Tribut zahlte; es brachen aber fortwährend Aufstände aus. Nach dem Sturze dieses Staates hörten die Fürsten von Adschemir, die nun vollständig wieder unabhängig waren, nicht auf, einander zu bekriegen. Als die Mahratten aber diese Zwistigkeiten benutzten, um sich eines Theiles des Landes zu bemächtigen, begaben sich diese kleinen Potentaten unter den Schutz Großbritanniens. Jeder residiert in der Hauptstadt seines Fürstenthumes. Die Constitution aller dieser Staaten erinnert an das Socialsystem des Mittelalters; jeder Bezirk, jede Stadt und selbst jedes Dorf wird von einem Vorfeser verwaltet, der den Titel dhakar (Herr) führt und häufig die Befehle dessen nicht achtet, der sich den Souverain nennt. „Ihre Sitten," sagt Jacquemont, „gleichem ungemein den ritterlichen Sitten des feudalen Frankreichs."

Gegenwärtig bilden diese Staaten einen Bund und leben in Frieden. Die vorzüglichsten Städte sind Bikanir, Dschessalmir, Dscheyppur, Dschudpur und Dheyppur. Die Engländer besitzen Adschemir und sein Gebiet; sie halten da eine ziemlich starke Garnison, um das Land vor Feinden zu schützen und die Radsputen zu hindern, sich zu empören oder einander zu bekriegen.

Heber und Jacquemont sahen den östlichen Theil von Kasputana.

Heber kam von Agra; er durchreiste anfangs die Staaten des Radschah von Bertpur, von dem er viel Gutes hörte und der ihn durch seinen Minister becomplimentiren ließ. „Das Land," sagt er, „obgleich waldleer, hat mehr einzelne Bäume, als ich seit mehreren Tagen bemerkt habe, und obgleich der Boden sandig ist, ist es doch eines der am besten bebauten und grünsten, die ich in Indien gesehen habe; das Wasser aus Brunnen wird auf die Felder geleitet. Alles zeugte von Wohlstand und Sicherheit; die Bevölkerung schien nicht bedeutend zu seyn, aber die wenigen Dörfer, durch welche ich kam, befanden sich in besserem Zustande als die im Gebiete der Compagnie." Der Prälät blieb dann in Parfa, einem Dorfe an einem Sandsteinhügel, unter welchem sich eine sandige Höhlung hinzieht. „In der Regenzeit ist dies, sagt man mir, ein ansehnlicher Fluß. In dem Dorfe giebt es ein Fort, das dem Radschah gehört; jetzt ist es leer und zerfallen, die Bauart zeugt aber von gutem Geschmacke und der Hof umher ist mit einer Reihe feinerer Portiken geschmückt.

Abends wanderten wir in den nächsten Feldern umher, die fast alle mit herrlicher noch grüner Weizenernte bedeckt waren. Der Boden ist reiner Sand, aber unter der indischen Sonne wird selbst der Sand durch Bewässerung fruchtbar. Die Bewohner dieses Landes sind von dieser Wahrheit so durchdrungen, daß wir sie, obgleich es vor kurzem erst geregnet hatte, überall mit ihren Stieren an den Rädern ihrer Brunnen sehr beschäftigt sahen, um das Wasser in die Bewässerungsgräben zu

leben. Diese ermüdende Arbeit muß auch kostspielig seyn, aber sie werden durch das gute Aussehen der Felder für ihre Mühe und Kosten belohnt. Ich bemerkte, daß die Leute, welche die Bewässerungsgräben (guts) füllten, ihre Rangen neben sich in die Erde gestoßen hatten. Ich fragte, ob dies eine nothwendige Vorsorge sey, und man antwortete mir, man erfreue sich, jetzt des Friedens und fürchte nichts, aber die Sitte sey in den unruhigen Zeiten angefangen worden und man thue wohl, wenn man sie beibehalte, damit jene Zeiten nicht zurückkehrten. Natürlich sind alle Reisenden bewaffnet, die Landleute haben aber im Allgemeinen kein so kriegerisches Aussehen, wie die von Oude. Ich hatte von den Bewohnern dieses Landes ganz anders sprechen hören, aber zehn Jahre des Friedens reichten hin, in ihren Gewohnheiten und Gefühlen eine so ansehnliche Veränderung hervorbringen.

„Ich sah viele Pfauen und jene in diesen Ländern gewöhnlichen grünen Tauben. Alle diese Vögel waren so wenig schüchtern als das Geflügel in unsern Höfen, und ließen sich kaum stören, wann wir vorüberzogen. Sie gereichen hier dem Lande zu besonderm Schmucke.

„Die Frauen der Dschats sind, glaube ich, größer und stärker als die der Provinzen, welche ich schon durchzogen habe; alle tragen rothe Mäntel aus einem Stoffe, welcher jenem der Schamis gleicht und besser aussieht als das schmutzige und grobe Baumwollenzug, in welches die Frauen in Bengalen und Duab sich kleiden.

„Die Nähe Warhs kündigt sich durch prächtige Wäldungen an; jedes behaute Landstück ist mit Bäumen umpflanzt. Es ist eine große Stadt mit einer Lehmmauer. Als ich darum zog, um in mein Lager zu gelangen, kam ich vor Pütten der tschamars (Gerber) und anderer Hindus aus den niederen Classen vorüber, welche für unrein gehaltene Gewerbe treiben und deshalb nie in die Städte hineingelassen werden, eben so wenig als die Ausfälligen. Häufig findet man unter dieser vermischten und ausgestoßenen Bevölkerung, die meist eben so sittenlos als herabgewürdigt und unglücklich ist, viele Zigeuner.

„Morah, der Grenzort des Fürstenthums Dscheypur, hat eine große Citadelle von Erde mit sechs Bastionen, und auf einem fast 2 M. entfernten Hügel stand ein anderes noch bedeutenderes Castell. Wir befanden uns in einem Lande, wo bis in die letzte Zeit für den Landmann ein Fort so nothwendig war wie in Europa eine Scheune. Allerdings erstreckten sich die Raubzüge der Hindarras nicht oft bis an die Stelle, wo wir uns jetzt befanden, aber sie waren doch keineswegs da unbekannt. Der Ruf von Muth, den die Dschaten besitzen, hat sie zum Theil vor den Gräßlichkeiten bewahrt, denen die schwachen und uneinigen Rasputen ausgesetzt waren, und jetzt kann eine Familie, selbst in Dscheypur, in Frieden und selbst sicher vor den Mördern, den Dualen und der Gewaltthat schlafen. Der sociale Zustand ist jedoch noch immer so wenig geregelt, daß ein Mann sich hauptsächlich auf seinen Säbel verlassen muß, wenn er seinen Kopf schützen will, und daß Viehdiebstahl und dergleichen kaum für Verbrechen gelten.“

Castelle bedecken die Gipfel aller Höhen dieses Landes, das Heber durchwanderte; er zählte an einem Tage nicht weniger als sieben. Der Felsen war Granit, und man erkannte ihn durch den Sand und die verwirkelten Gräser hindurch. Das Land war noch dürreter und die Berge wuchsen steiler und höher. Dscheypur, in einer weiten Ebene gelegen, ist groß und durch hohe Mauern mit Thürmen vertheidigt; diese malerischen Festungswerke würden aber zur Vertheidigung nicht viel beitragen. Die Bäume, mit denen die Häuser der Stadt untermischt sind, und die Gärten, die sich trotz dem mageren Boden um die Mauern herfinden, geben einen allerliebsten Effect. Man findet Wasser in geringer Tiefe und giebt damit in diesem Klima dem unfürsamsten Boden einen ziemlichen Grad von Fruchtbarkeit.

„Die Stadt,“ fügt der Reisende hinzu, „ist regelmäßig gebaut und merkwürdig, weil ein einziger Fürst, Dschaja Sing, den Plan dazu gab. Dieser Monarch ist in Indien durch seine Kenntnisse in der Astronomie berühmt. Er ließ Observatorien in Dscheypur und andern Städten bauen.

Die meisten Häuser haben zwei Stockwerke, einige gar drei und vier, mit Fenstern und verzierten Balcons; sie sind von Stein und mit schönem Stuc bekleidet, welcher dem Marmor gleicht. Die zahlreichen Tempel gleichen denen von Benares. Ein schöner 200 Fuß hoher Thurm erhebt sich bei dem Palaste, der mit seinen Gärten fast den sechsten Theil des Flächenraumes der Stadt bedeckt. Er hat eine Fassade von 7 Etagen, deren oberste minder breit ist als die andern, und stellt den Schweif eines Pfauens dar. Die bunten Fensterscheiben ahmen das Gefieder dieses Vogels nach. Im Innern sind die Treppen durch geneigte Flächen ersetzt, auf denen man leicht hinaufgeht. Die Zimmer sind meist düster und niedrig, aber reich verziert und gemalt. Die Stadt ist reinlich, und obgleich viele Häuser verfallen sind, zählt man doch noch 60,000 Einwohner darin.“

Ganz nahe bei Dscheypur besuchte Heber Ambir, die ehemalige Hauptstadt; der Palast ist sehr groß und enthält große und prächtige Gebäude und Tempel.

Am 7. Febr. näherte sich Heber Dschemir.

„Das Land,“ sagt er, „war so dürr wie vorher, aber bergiger; Gruppen von stacheligen Bäumen und Cactusgebüsch unterbrachen die Einförmigkeit. Eine bedeutende Menge von Kameelen weidete da. Meine Erwartung wurde bei dem ersten Anblicke Dschemirs getäuscht; ich glaubte eine große Stadt zu finden; sie ist zwar gut gebaut, aber von mittlerer Größe, am Abhange eines Berges gelegen. Die Häuser sind meist geweißt und die benachbarten Felsen mit bornigen Bäumen und Gebüsch bekleidet, welche die kahlen Stellen verdecken und die kleinen Woschen und einzelnen verfallenen muselmännischen Gräber um die heilige Stadt her herausheben. Auf dem Gipfel des Berges sieht man den Taragar, eine bemerkenswerthe Feste, die fast zwei (engl.) Meilen im Umfange hat, aber nach der Unregelmäßigkeit der Form und Fläche nicht mehr als 1200 Menschen fassen kann. Diese Citadelle ist jedoch in vieler Hinsicht ein trefflicher Waffenplatz; da der Felsen fast überall unzugänglich ist, wird sie in allen Jahreszeiten mittelst Eiskernen reichlich mit Wasser versehen. Alle Gebäude sind bombenfest und man könnte leicht ein zweites Gibraltar daraus machen, aber die Politik der englischen Regierung in Indien will sich nicht auf die Festungen stützen und läßt alle diese Werke verfallen.“

„Der Hauptreiz Dschemirs in den Augen der Muselmänner ist das Grab des Scheik Kodscha Maubdin, eines berühmten Heiligen, den man seiner Wunder wegen in ganz Indien kennt. Die Menge der Pilger, welchen wir seit drei oder vier Tagen begegneten, zeigt, daß die Verehrung dieses Heiligtums sich keineswegs vermindert hat, und in Malwa geschieht es oft, daß die Frommen, welche das Grab des Scheik besuchten, einen Stein von demselben an ihrer Wohnung aufstellen. Ein solcher Besitz giebt ihnen selbst einen Charakter von Heiligkeit und macht sie zum Gegenstande einer Pilgerfahrt.“

„Die Fürsten von Delhi begünstigten Dschemir auf verschiedenem Weise, besonders aber dadurch, daß sie über der Stadt den Ausgang eines großen Thales versperren ließen, in welches sie mehrere kleine Flüsse leiteten. Dadurch entstand ein herrlicher Süßwassersee von 4, und in der Regenzeit von 6 Meilen im Umfange. Er reicht hin, in der letztern Zeit Fruchtbarkeit in dem ganzen Umkreise zu verbreiten; übrigens liefert er treffliches Wasser, ist reich an Fischen und man könnte darauf fahren, wenn es Böte da gäbe.“

„Der Weg bis nach Kessirahab, das 14 Meilen weit davon liegt, fährt über eine sandige, steinige Ebene, die an jeder Seite von Bergen begrenzt ist, welche malerisch seyn würden, wäre der Vordergrund des Gemäldes minder traurig und dürr. Die Hügel werden höher; die kleinen Thäler und steinigten Ebenen, welche ihre Ketten trennen, sind von den Mahaks bewohnt, einem dem Namen nach muselmännischen Volke, das aber eigentlich gar keine Religion achtet und Räuberei treibt. Unsern Truppen haben viel Mühe gehabt, sie zu unterwerfen. Als sie die Ueberzeugung hatten, man werde sie gegen ihre Nachbarn im Niederlande schütz-

gen und ihre Ländereien sollten abgabenfrei seyn, ergaben sie sich. Man hat zu ihrer großen Zufriedenheit unter ihnen ein Corps leichter Truppen ausgehoben; welche sich tapfer und treu zeigten. Man vermuthet, daß diese Mahals derselben Race angehören wie die Bhils, die ebenfalls Bergbewohner sind."

Jacquemont sagt, Adchemit sey die schönste Stadt, welche er jemals in den Ebenen gesehen. Er machte von da aus einen Ausflug nach Beadr, der Hauptstadt von Mhalwarra, einem Gebirgslande, dessen Bewohner seit Jahrhunderten nichts als Räuberei in den anliegenden Ebenen von Marwar und Rewar trieben und seit zehn Jahren wunderbarer Weise zur Ordnung und Freiheit gebracht worden sind, welche letztere aber nur die Männer genießen. Der Mann kauft seine Frau; der Vater verkauft seine Tochter wie der Sohn seine Mutter. Es ist eine Schande für die Frauen, gar nicht oder schlecht verkauft zu werden.

"Ich sah," sagt er weiter, "ein Volk von Dieben und Mördern, das jetzt in eine fleißige und friedliche Nation von Hirten und Landbauern verwandelt ist. Kein Kasputenfürst, kein mogollischer Kaiser hatte sie zu unterwerfen vermocht; vor vierzehn Jahren war für sie noch alles zu thun, und seit sechs oder sieben Jahren ist es gethan worden. Ein einziger Mann bewirkte dieses staunenswerthe Wunder von Civilisation, der Major Henry Hall. Er vollendete diesen bewundernswürdigen socialen Versuch, ohne daß es ein Menschenleben kostete. Er versicherte sich der Gefährlichsten, schloß sie ein oder ließ sie gefesselt an den Straßen arbeiten. Diejenigen, welche lange von ihrem Schwerte gelebt hatten, ohne nutzlose Grausamkeiten zu begehen, machte er zu Soldaten; sie wurden als solche die Hüter ihrer sonstigen Genossen und oftmals ihrer frühern Führer; die übrigen Einwohner unterwarfen sich, den Boden zu bebauen. Der Nord der neugeborenen Rädchen war bei den Mahals allgemein üblich wie in ganz Kasputana. Jetzt sind die Sterbefälle nicht minder zahlreich unter den Knaben, — ein Beweis, daß jener barbarische Gebrauch abgeschafft ist. Dennoch ist kaum ein Mensch deshalb gestraft worden. Statt die Schuldigen streng zu behandeln, bemühte sich der Major Hall, die Ursache des Verbrechens wegzuschaffen; er machte es für die Thäter nutzlos und selbst schädlich und es kam nicht mehr vor.

Kapitel LV.

Hindostan. — Malwa. — Die Staaten Holkars und Scindias. — Die den Engländern unterworfenen Seits.

Im Süden von Adchemit und im Westen von Gadscherat breitet sich die ehemalige Provinz Malwa aus, deren Namen in Sanscrit Bergland bedeutet. Dieses Land ist jetzt zwischen Holkar und Scindia, Maharrattenfürsten, welche den größten Theil davon besitzen, unter die Kasputen, die einige Bezirke in K.B. inne haben, dem Radschah von Bopal, den Fürstenthümern Benbelsund und den Engländern getheilt, welche die östlichen Gebiete davon behalten haben.

Malwa bildet eine Hochebene, deren mittlere Höhe 334 Toisen beträgt, und die in O. und W. von den Bindiah-Bergen durchzogen wird, welche die Wasserscheide zwischen den Gewässern bilden, welche in den Meerbusen von Bengalen und in das Meer von Oman fallen. Die Berge schließen sich in D. denen von Wanduana an und senden nach N. einen Kamm aus, der die Weißflüsse der Dschumna von den Flüssen trennt, welche sich in die Meerbusen von Cambay und Gutsch ergießen. Die Höhe des höchsten Pits, auf der Seite von Randu, beträgt 438 Toisen.

Die Temperatur ist meist gemäßigt und das Klima gesund; Juni, Juli, August und September sind die Regenmonate; in der warmen Zeit sind die glühenden Nord- und Westwinde im Verhältnisse mild und nicht von langer Dauer. Das Land ist durch seine Fruchtbarkeit berühmt, und

Reise in Ind.

das Opium, das man da sammelt, ist das gesuchteste im Handel. Der Kabaal von Bhisla gilt für den besten in Indien.

Die Hauptflüsse sind der Tschembul, der große und der kleine Gali Stabi, der Verbatty, welcher die Dschumna vergrößert, der Kurbubba und der Mahy, welche in den Meerbusen von Cambay fließen. Nur der Kurbubba ist schiffbar; aber in der Regenzeit treten alle über die Ufer. Die Quellen des Tschembul und Mahy finden sich in dem Bindiahgebirge nahe an einander.

Besonders in den Gebirgen an dem Kurbubba leben die Bhils, Leute von kleiner Gestalt, aber von entschlossenem Charakter. „Dieses Volk treibt nach dem Zeugnisse Jacquemonts den Raub von Profession. Ihre maharrattischen Fürsten vermochten sie nicht zu regieren; aber ungefähr seit 1820 unternahmen es die Engländer, ihr Land zu verwalten, indem sie das Einkommen dem Maharrattenfürsten überließen, und bereits haben sie eine unermessliche und heilsame Veränderung in den Sitten dieser Völkchen hervorgebracht."

Das Fürstenthum Bopal, in S. von Malwa gelegen, ist ein sehr gebirgiges Land, wo mehrere bedeutende Flüsse entspringen und wo die Bindarries lebten, die sich seitdem in der übrigen Provinz verbreiteten. Es war eine Bande von Räubern von allen Sekten, die sich durch entlassene oder entlaufene Soldaten, Abenteurer, Unzufriedene, entronnene Herrscher u. verstärkt und überall verwickelten. Sie wurden so mächtig, daß sie die Maharratten wirksam unterstützen konnten. Sie kämpften mit ihnen 1761 zu Pannipat in den Ebenen des Duab. Den Engländern ist es endlich gelungen, ihren Räubereien ein Ende zu machen.

Das Benbelsund erstreckt sich zum Theil in die ehemalige Provinz Malhabad, zum Theil nach Malwa hinein. Es wird von den Bindiah- und Kimur-Bergen durchzogen, die etagenartig sich heben und eine Hochebene tragen. Die Höhe der Gipfellinie der untern Kette gleicht jener des Plateaus von Malwa; darüber trifft man die Gats von Pannah; dann gelangt man zu den Benbals-Bergen.

Die Hauptflüsse sind hier der Ken, der Desan und der Betwa; die Hand der Menschen baute hier unermessliche Behälter, welche man Seen nennt. Die Bäume sind nicht sehr zahlreich; man bearbeitet Eisenminen und auf dem Plateau bei Pannah seit langer Zeit Diamantengruben. Sie sind das Eigenthum des Fürsten von Pannah und der britischen Regierung. Sonst waren sie sehr ergiebig, jetzt sind sie es viel weniger, doch findet man noch schöne Steine da.

Indore, in einer weiten Ebene, 75 Stunden nordöstlich von Surat und 2000 Fuß hoch gelegen, ist die Hauptstadt des Staates Holkar, der aus drei von einander getrennten Theilen besteht. Ihre Gesamtsfläche beträgt 2700 Q. Stunden und die Einwohnerzahl 1 Mill. 200,000. Die Einnahmen der Fürsten belaufen sich auf etwa 6 Mill. Rrs.

Da die alte Stadt Indore in dem Kriege zwischen Scindia und Holkar 1827 durch Feuer zerstört wurde, so ist die neue fast ganz modern und seit 1828 hat sie sich so schnell vergrößert, daß die Einwohnerzahl in wenigen Jahren auf 90,000 stieg. Es war ein in Indien ganz neues Schauspiel, ganze Straßen von neuen Häusern entstehen zu sehen. Indes ist es doch eine häßliche und schlecht gebaute Stadt; mit Ausnahme einiger Gebäude in den Vorstädten sieht man nichts Bemerkenswerthes.

Randu, 14 Stunden in K.B. von Indore, war anfänglich die Hauptstadt eines Hindu-Fürstenthumes und später die der Ahillgis, der muselmännischen Souveraine von Malwa. Unter ihrer Regierung wurde sie sehr blühend; sie hatte mit ihren Vorstädten und Gärten über 7 St. im Umfange und hieß Schadlabad. Jetzt zeigt sie einen weiten mit Ruinen bedeckten Raum; als der englische Reisende Roe sie 1615 besuchte, hatte sie bereits viel von ihrem alten Glanze verloren.

Man findet noch die Ueberreste der Mauern und bewundert den Palast Bag Babadur auf einer Anhöhe, den Dschehangir-Mahab, auf einer Art Felsen zwischen zwei großen Wasserbehältern, und endlich die größere Wäsch, die schönste und größte in Hindostan. Länger als ein Jahrhundert vor der Besetzung Malwas durch die britischen Truppen schreint

Randu den Tigern und den Banden der Wölfe überlassen worden zu seyn, welche da ihre Schlupfwinkel hatten und ihren Raub verbargen. Sie sind jetzt daraus vertrieben, aber bis 1820 bestanden die dauernden Einwohner nur noch aus einigen Hindu-Wäsenben.

Jacquemont ging von Indore nach Randu: „Unermessliche, wenig bekannte Ruinen“, sagt er, „am Rande des Plateau, das von den Windia-Bergen getragen wird. Die Hitze war drückend geworden. Von da begab ich mich nach Meysur an den Ufern des Kerebudda hinab und vor drei Tagen kam ich in Mundlesir an. Obgleich dies einer der wärmsten Orte in Indien ist, erholte ich mich doch da. Dieses Land, dessen geologische Structur ganz eigenthümlich ist, hat auch eine eigene Bildung und unterscheidet sich gänzlich von allen Ländern Indiens, die ich gesehen habe. Der Kerebudda hat einen originellen Schönheitscharakter, den kein anderer Fluß gewährt.“

Mundlesir ist nur eine kleine Stadt, aber ihre Lage an der Militairstraße aus dem nördlichen Hindostan nach dem Dekkan hat die Engländer bestimmt, hier eine Militairstation anzulegen. Auf einem Hügel, eine Meile in N., sieht man mehrere Gruppen von Basaltsäulen, welche sich 4 bis 5 Fuß über die Bodenfläche erheben.

Udschein, 12 Stunden in N. von Indore, und am rechten Ufer des Sypra, ist die Hauptstadt des Staates Scindias. Die neue Stadt liegt ungefähr eine Meile von der alten, welche einen weiten von Trümmern bedeckten Raum zeigt. Unter ihren alten Palästen bemerkt man die angebliche Höhle des Radschah Bhyrrey. Dies ist ein großes Gebäude von Backsteinen, umgeben von ungeheuern Bauwerken über dem wirklichen Niveau, die mit Säulen und Bildhauerarbeiten geschmückt sind. Nach einer Volksage führt ein unterirdischer Gang von diesem Gebäude auf der einen Seite nach Hubwar und auf der andern nach Benares. Alle Reisende sprechen mit einer Art Entzücken von dem Kalybeh oder Wasserpalaste, der auf einer Insel steht. Er zeichnet sich durch seine seltsame Bauart, durch seine Größe und die Festigkeit seiner Wasserkanäle aus, welche das Wasser unter tausend Gestalten springen lassen und in den heißen Zeiten Kühlung geben.

Die neue Stadt, eine der am besten gebauten in Indien, hat schöne Tempel und prachtvolle Paläste; einige dieser Gebäude sind mit Sculpturen geschmückt, deren feine Arbeit von den Europäern gerühmt worden ist. Udschein ist in diesen Ländern durch seine Schulen und seine Sternwarte berühmt; die Hindu-Geographen rechnen von hier ihren ersten Meridian. Auch gilt die Stadt für heilig. Die Einwohnerzahl wird auf beinahe 100,000 Seelen geschätzt. Der Handel mit Bengalen ist sehr lebhaft.

Gwalior, 90 Stunden in NN. von Udschein und 24 St. in S. von Agra ist die Residenz Scindias. Sie liegt an der Ostseite eines von dem Sunrica bespülten Hügel inmitten einer weiten Ebene, die von fast ganz kahlen Schieferhügeln umgeben ist. Man zählt da 80,000 Einw.

Auf dem Gipfel des Hügel, 305 Fuß über der Ebene, findet sich die Citadelle, welche lange für uneinnehmbar galt und zur Zeit der mogulischen Kaiser als Staatsgefängniß diente. Man gelangt dahin nur auf einer in den Felsen gehauenen und von Bastionen vertheidigten Treppe. Sie enthält große natürliche Eiskernen, die immer treffliches Wasser haben und Feld für die Garnison. Die Stadt selbst und der ganze Umfang des Hügel sind mit einer Mauer umgeben. (Taf. 37. Abbild.)

Der Staat Scindias erstreckt sich in die Provinzen Malwa, Agra und Kandesch hinein. Der Flächengehalt beträgt 5200 Q. Stunden und die Einwohnerzahl 4 Millionen Seelen. Die Einkünfte schätzt man auf 25 Mill. Frs. Die Armee ist 20,000 Mann stark. Scindia und Holkar sind gegenwärtig die mächtigsten der Mahrattensfürsten; ihre sonst größern Besitzungen wurden von den Engländern zerstückelt. Die Mahratten, das Volk von Malwa und den umliegenden Provinzen, sängen um 1600 an, eine Rolle zu spielen, unter der Führung ihres Fürsten Sevagi, den die mogulischen Kaiser nicht überwinden konnten. Unter seinen Nachfolgern wurde sein Reich zertheilt. Die Mahratten nahmen jedoch an allen Krie-

gen Theil und waren Herren des Sitzes des mogulischen Reiches bis die Engländer sie vertrieben.

Ein Gebiet von 900 Q. St., das vorher zur Provinz Delhi gehöret, ist von der britischen Regierung den Seiks überlassen worden, deren Fürsten ihnen zinsbar sind. Die vorzüglichsten Städte dieses Gebietes sind Pattialah an einem Bisse des Gagor; Sirhind, sonst blühend, jetzt in Trümmern; Lodianah, an einem Arme des Settlebsch in einer sandigen, im Sommer heißen Winden ausgesetzten Ebene, wo aber im Winter die Kälte ziemlich stark ist. Die britischen Truppen haben hier einen Posten.

Der Fluß, den wir eben genannt haben, bildet hier die Grenze der Besitzungen der englischen Compagnie in Ostindien, welche der Verwaltung nach in vier Präsidenschaften getheilt sind, nämlich Calcutta, Allahabad, Madras und Bombay. Der Generalgouverneur residirt in Calcutta. Das Einkommen der Compagnie beläuft sich auf ungefähr 138 Mill. Thaler. Die Bevölkerung der Länder, über die sie unmittelbar herrscht, beträgt 80 Millionen, und die der von ihr abhängigen Staaten 60 Mill. Seelen. Sie unterhält eine Armee von 210,000 M., von denen nur 20,000 Europäer, die übrigen eingeborenen Soldaten sind, welche bekanntlich Seapays heißen.

Kapitel LVI.

Das Königreich Lahore. — Die Seiks. — Ceschmir.

„Fast der ganze Weg von Agra nach Delhi und von Delhi nach Lahore,“ sagt Tavernier, „gleichet einer ununterbrochenen mit schönen Bäumen bespflanzten Allee, was sehr gut aussieht; aber an einigen Stellen läßt man sie eingehen und ersetzt sie nicht durch andere.“

Wenn die Unterhaltung dieser schönen Straße zur Zeit des Glanzes des mogulischen Reiches so vernachlässigt wurde, so mußte es wohl noch vielmehr in den unglücklichen Zeiten geschehen, welche dem Sturze dieses Staates vorausgingen und ihm folgten. Die Bäume sind verschwunden; nur an den Dörfern sieht man noch einige. „In den angebauten Bezirken,“ sagt Alexander Burnes, der im December 1831 von Lodianah nach Lahore reiste, „gleichet das Land einer unermeßlichen Ebene; man bemerkt nicht einmal Gebüsch, und einige Weizenfelder haben eine Ausdehnung von mehreren (engl.) Meilen ohne eine einzige Pflanze. Man bewässert das Land nicht, obgleich man Wasser schon 25 Fuß unter der Oberfläche findet. Das Brennholz ist hier so selten, daß man es überall durch Kohlen ersetzt, den man trocknet und auf Haufen schüttet. Das Feuer, das man davon erhält, ist so stark, daß man anderes Brennmaterial nicht vermischt. Das Land jenseits des Streifens, der den Settlebsch begrenzt, ist unter dem Namen Malua bekannt; es bringt verschiedene Getreidearten hervor, die nach dem Pendschab verschickt werden.“

Dieser Name, Pendschab, welcher Land der fünf Gewässer bedeutet, rührt von fünf Flüssen her. Diese sind, von D. nach W. zu, der Settlebsch (Hysudrus), der Bepah (Hyphasis), der Kawi (Hydrates), der Schenab (Acesines) und der Dschalem (Hydaspes). Ihre alten aus dem Griechischen abgeleiteten Namen zeigen, daß sie im Alterthume bekannt waren. Sie vereinigen ihre Gewässer: der von dem Settlebsch der größte Bepah nimmt den Namen Gorra an und vereinigt sich mit dem Schenab, der zur Rechten den Dschalem und dann zur Linken den Kawi aufgenommen hat. Nun heißen sie Pendschab und fallen in den Indus.

An den Ufern des Hyphasis (Gorra) sah sich Alexander der Große durch das Murren seines Heeres genöthigt, seinen Marsch einzustellen. Er errichtete hier zwölf Altäre von colossaler Größe, um das Ende seines Zuges zu bezeichnen. Burnes suchte vergebens, Spuren davon aufzufinden.

Das Pendschab bildet den größten Theil der Staaten Rundschit Sing, Maharadschahs (Könige) der Seiks. In NN. liegt Kufistan

(Bergland), das an Kaschmir grenzt; in O. stößt es an Multan. Alle diese Länder zusammen haben einen Flächenraum von 15 Mill. A. U. und eine Bevölkerung von 8 Mill. Seelen. Das Einkommen schätzt man auf 70 Mill. Frk. Rundschi Sing hat eine Armee von 70,000 M. auf den Beinen, die zum Theil auf europäische Weise organisiert ist. Diese Organisation geschah durch französische Officiere, Alard (der 1836 in Paris war), Court und Ventura. Der Maharadscha ist mit Recht stolz darauf und kann allen seinen Nachbarn trotzen. Nur die Engländer würde er zu fächten haben, aber sie leben mit ihm in dem besten Vernehmen. Seine Residenz ist Lahore.

Die Sikhs sind ein Volk in W. von Hindostan; ihr Vaterland ist das Duab zwischen dem Ravi und dem Getlebsch; ihr Name bedeutet Schüler und sie führen ihn erst seit dem 16. Jahrh., als sie die von Baba Nanak in dem Brahmanismus eingeführte Reformation annahmen. Sie verwerfen durchaus den Bilderdienst und die zahlreichen Verrichtungen, welche diese Religion auszeichnen. Die Cerimonien ihres Cultus beschränken sich auf das Hersagen von Gebeten und auf das Wsingen von Liedern in den Tempeln, wo man nichts als das Gesetzbuch sieht.

Anfangs bildeten die Sikhs nur eine Religionsgesellschaft, welche verfolgt wurde. Einer ihrer Vorsteher wußte jedoch die weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden; er fing an Krieg zu führen und war glücklich; ihre Zahl vermehrte sich; sie bildeten sich zu Truppencorps und benutzten unter geschickten Führern die Unruhen, welche dem Tode Aurangzebs folgten, um sich zu Herren des Pendschabs zu machen. Bis zum Anfange des 19. Jahrh. machten sie eine Verbindung aus. Rundschi Sing aber gelang es durch List und Ueberredung, die andern Führer unter sich zu bringen, und jetzt ist er der unbeschränkte König aller Sikhs. Burnes und Jacquemont rühmen gleichmäßig seine Tapferkeit und Menschlichkeit; er gelangte nicht durch Ermordung seiner Nebenbuhler zur höchsten Gewalt, und er hat nie einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen lassen. Die Schuldigen werden verflümmelt. Wenn es den Sikhs gelang, die Afghanen zu besiegen, einen Theil von deren Gebiete jenseits des Indus zu besigen und Kaschmir zu erobern, so verdanken sie dies den militärischen Talenten Rundschi Sings.

Dieser Fürst hat jene beiden Reisen mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen überhäuft. Er ist kein Feind der Feiheitsliebe und er kann nicht für sehr jovial gelten. „Eines Tages“, erzählt Jacquemont, „in freier Felde, auf einem schönen persischen Teppiche, auf welchem wir launerten, umgeben von einigen Tausenden von Soldaten, ließ er fünf junge Mädchen aus seinem Harem bringen, befohl ihnen, sich vor mir niederzusetzen und verlangte lachend meine Meinung über dieselben. Ich sagte ihm aufrichtig nur, ich fände sie sehr hübsch, was kaum der zehnte Theil von dem Guten war, das ich von ihnen dachte. Er ließ sie mezza voce ein kleines Sellsied singen, das ich ihrer hübschen Gesichter wegen recht lieblich fand. Er erzählte mir dann, er habe ein ganzes Regiment solcher Mädchen, die er des Spases wegen bisweilen reiten lasse, und er versprach mir, sie vor mir zur Revue vorüberzuführen.“

„Eines Abends“, erzählt Burnes, „gab er uns eine Privataudienz; wir sahen ihn ganz gemächlich, denn er hatte alle Leute abtreten lassen. Er saß bei unserer Ankunft in einem Sessel, umgeben von etwa fünfzig Tänzerinnen, die alle gleichförmig Männerkleidung trugen. Meist waren es Kaschmirerinnen oder aus den benachbarten Gebirgen und alle sehr hübsch; ihr Anzug von hellfarbiger Seide stand ihnen allerliebst; Köcher und Pfeil in der Hand vervollständigten die Tracht. „Das ist“, sagte Rundschi Sing, „eines meiner pelatans (Regimenter); sie sagen mir aber, es sey eines, das ich nicht disciplinieren könne;“ eine Bemerkung, die uns gefiel und den Schönen viel Vergnügen machte.“

Lahore liegt am linken Ufer des Ravi; schon zur Zeit Berniers, 1804, war die Stadt sehr verfallen; die Häuser, welche höher sind als die in Delhi und Agra, fielen meist in Trümmer, weil seit 20 Jahren der Hof sich fast immer in jenen beiden Hauptstädten befand. „Die alte Stadt Lahore“, sagt Burnes, „hatte von N. nach W. eine Ausdehnung

von 5 Meilen und eine mittlere Breite von 3 M. Die Moscheen und Grabmäler, die fester gebaut waren als die Häuser, stehen noch mitten auf besten Feldern und gleichen Caravansejals. Die neue Stadt nimmt den Westwinkel der alten ein.“

Die früher gegebene Beschreibung von Delhi paßt auch auf Lahore; die Bazare zeigen hier keinen besondern Reichtum. Am rechten Ufer des Ravi erregt der Schahdara oder das Mausoleum des Kaisers Schah Dschehan, ein Werk in reinem Style von schwarzem und rothem Marmor, noch immer die Bewunderung; Burnes spricht aber die Befürchtung aus, das schöne Gebäude werde bald durch das Austrreten des Flusses zerstört werden.

Amritsir, 16 Stunden östlich von Lahore, ist die heilige Stadt der Sikhs und die Hauptstadt ihres Landes. Das dazwischen liegende Land, Mandesha genannt, ist sehr gut angebaut; der Rahr oder große Canal, den einer der mogulischen Kaiser anlegen ließ, führt vom Ravi das Wasser 80 Meilen weit, durch Amritsir und parallel der Straße von Lahore. Er ist nicht sehr tief und seine Breite übersteigt nicht 8 Fuß, doch fahren kleine Bote darauf. Amritsir ist der große Stapelplatz des Schawlhandels, des Verkehrs mit Saffran und den Waaren aus dem Pendschab, aus Hindostan und Afghanistan.

„Am Abend“, sagt Burnes, „führte uns einer der Vornehmsten der Stadt in den Nationaltempel; er steht in Mitte eines Sees, und ist ein schönes mit brunirtem Golde bedecktes Gebäude. Nachdem wir rund um dasselbe herumgegangen waren, traten wir ein und brachten eine Opfergabe dem Götzen Sahib, oder heiligen Buche, das offen vor einem Priester lag, der es mit dem Schwefel einer tibetanischen Kuh säthelte, um Unreinheit abzuhalten und sein Ansehen zu erhöhen. Als wir saßen, stand ein Seli auf und sprach zu der versammelten Menge; er rief Guru Govind Sing an, und jeder faltete die Hände; dann fuhr er fort und sagte: alles, was die Sikhs auf Erden genossen, sey ein Geschenk Gurus; die jetzt anwesenden Fremdlinge seyen aus großer Ferne gekommen, hätten Geschenke des Königs von England gebracht, um die Freundschaft zu befestigen, und erschienen jetzt in diesem Tempel mit einer Opfergabe von 250 Rupien. Das Geld wurde sodann auf das Gerinth gelegt, und ein allgemeiner Ruf: Waguradschi ka fatih! schloß das Gebet. Wir wurden hierauf in Kaschmirshawls gekleidet, und ehe wir uns entfernten, bat ich den Sprecher, unsern Wunsch zu erklären, das die Freundschaft mit der Nation der Sikhs fortbauern möchte, was einen zweiten Ruf: Waguradschi ka fatih! Kalsadschi ka fatih! (Möge die Religion der Sikhs gedeihen!) zur Folge hatte.

„Von dem großen Tempel wurden wir nach dem Kalli Bunga, ober Haus der Unsterblichen, geführt und machten hier ein gleiches Geschenk, eintreten aber durften wir nicht, denn die Nihangs sind eine böhartige Sette von Fanatikern, denen nicht zu trauen ist. Für die Opfergabe schickte uns der Priester etwas Zucker. Die Kallis haben Turbane von blauem Tuche, die spitzig zulaufen; auf denselben tragen sie mehrere runde Stücke von Eisen, eine Waffe, die man wie die Pfeilsteine gebraucht. Diese Fanatiker belästigen die übrigen Mitglieder der Gesellschaft fortwährend durch Schimpf und Hohn, selbst durch Gewaltthat, denn selten vergeht eine Woche, wo nicht Jemand durch sie das Leben einbüßt; aber Rundschi unterdrückt ihre Excesse mit Entschlossenheit, obgleich sie einen Theil der Geisteslichkeit einer Religion bilden, deren Gebräuche er selbst streng beobachtet. Einige der Gewaltthätigsten hat er seinen Truppen einverleibt und andere verbannt. Unser Führer Dissa Sing Mahasita, Vater unseres Nihmandars, ein Seli aus der Zeit des Bundesstaats und ein gütiger alter Mann, war sehr um unsere Sicherheit besorgt, und führte uns an der Hand, die er kräftig faßte, durch die versammelte Menge.

„Von dem Tempel aus machten wir die Runde um Amritsir, welches eine größere Stadt als Lahore und das große Emporium des Handels zwischen Indien und Kabul ist. Die Kaufleute sind meistens Hindus, an deren Thüren man die großen Blöcke rothen Steinsalzes mit Verwund-

zung betrachtet, bis man erfährt, daß sie für die geestigten Stadtküche sind, welche gern daran lecken. Auf unserm Wege nach Hause besuchten wir den Rambagh, den Lieblingsaufenthalt des Maharadscha, wenn er zu Amritsar ist. Seine Leidenschaft für militärische Arbeiten zeigt sich auch hier, denn er hat diesen Lustgarten mit einem hohen Erdbau umgeben, welchen er jetzt noch mit einem Graben verstärkt."

"Die Bewohner des Pendschab sind kräftige, große und gut gewachsene Menschen. Der echte Sik oder Khalsa kennt keine andere Beschäftigung als den Krieg oder den Ackerbau, und liebt den einen noch mehr als den andern."

"Die Bewohner des Pendschab gefallen mir sehr," sagt Jacquemont; „sie besitzen eine Einfachheit und offene Ehrlichkeit, die ein Europäer nach einem Aufenthalte von zwei Jahren in Indien am besten zu würdigen weiß. Ihr Fanatismus ist erloschen und ihre Toleranz so groß, daß der Großvezir Rundscht Muselmänner ist und die beiden Brüder desselben, ebenfalls Muselmänner, die Gunst des Sik-Königs mit ihm theilen."

Die Kriegslust der Sik veranlaßt sie, wenn ihr Vaterland Frieden hat, ihre Dienste andern Fürsten anzubieten. Jeher begegnete einem in den Ebenen am Fuße des Himalaya; er war auf seinem Pferde in lange Baumwollengewänder eingehüllt, mit einer langen Klinge, einem Säbel und Schilde versehen. Sein Pferd war recht schön; ein Diener mit zwei Körben voll Lebensmitteln folgte ihm. Man sagte dem Bischof, er ziehe wahrscheinlich zu dem Radschah von Reman zu den Gorkas, oder vielleicht auch zu den Chinesen, um Beschäftigung zu suchen. (Taf. 37. Abbil.)

Bernier 1664, Jacquemont 1831 gingen von Lahore nach Kaschemir; G. Forster besuchte 1783 ebenfalls dieses Land, kam aber nicht von Lahore; alle drei gelangten durch den Paß von Bember dahin. Die beiden Franzosen machten ihre Reise in der Zeit, da Kaschemir einem mächtigen Fürsten gehorchte, der die Ruhe aufrecht zu erhalten verstand; als Forster dahin kam, herrschte die Anarchie und er konnte es nur verkleidet besuchen. Er reiste als Muselmänner.

Bernier, der Arzt Aurengebs, reiste mit der Armee, welche diesen Monarchen begleitete. „Endlich sind wir in Bember, am Fuße eines steilen, schwarzen, brennenden Berges angekommen und lagern in dem Bette eines ausgetrockneten Wildbaches auf Kiesel und glühendem Sande. Es ist ein wahrer Glutofen," ruft er aus. Der größte Theil des Gefolges des Kaisers blieb hier oder lagerte in den Ebenen des Pendschab; der Fürst nahm nur so wenig Leute als möglich mit sich, um das kleine Reich Kaschemir durch die Elephanten und Maulthiere nicht in Hungersnoth zu stürzen.

Jacquemont reiste mit einer Escorte und vielem Gepäcke, und wurde überall von den kleinen Radschahs, den Vassallen Rundscht Sings, gut aufgenommen. Aber während er über die Gebirge ging, wollte ihn der Häuptling von Beral gefangen zurückhalten und preßte ihm 600 Rupien ab. Es gelang Jacquemont, aus den Händen dieses Banditen zu entkommen, er rief endlich den Schutz des Maharadscha an und sah jenen genöthigt, das Gestohlene herauszugeben.

Dieses Abenteuer veranlaßte unsern Reisenden zu folgender Bemerkung: „die Indier und Perser nennen Kaschemir das irdische Paradies. Man sagt, der Weg, der zu dem himmlischen führe, sey schmal und beschwerlich; eben so ist es mit dem hiesigen in allen möglichen Hinsichten."

Am 13. Mai schrieb er von Kaschemir: „endlich bin ich da, und seit mehreren Tagen ist der Paß von Prunsh, obgleich mit Schnee bedeckt, für mich nur ein Spiel."

Die Stadt Kaschemir, sonst Siringnagor, hat keine Mauern. Sie ist nicht weniger als $\frac{1}{2}$ Stunde lang und $\frac{1}{2}$ Stunde breit, sagt Bernier hinzu, und liegt in einer flachen Ebene, ungefähr 2 Stunden von dem Gebirge, das gleichsam einen Kreis zu bilden scheint, so wie an dem Ufer eines Süßwassersees von 4 bis 5 Stunden im Umfange, der sich aus Quellen und Bächen bildet, welche von dem Gebirge herabkommen, und der durch einen Canal abfließt in den Fluß, welcher mitten durch die

Stadt geht. Die meisten Häuser sind von Holz, aber ziemlich gut gebaut und selbst zwei und drei Stagen hoch; nicht weil es keine schönen Bruchsteine hier gäbe, denn man sieht noch eine Menge alter Tempel und andere Gebäude, die daraus bestehen, sondern weil man viel Holz hat, das auf den kleinen Flüssen leicht von dem Gebirge heruntergebracht wird. Die Häuser am Flusse haben fast alle ihre Gärten nach dem Wasser zu, was eine freundliche Aussicht giebt, besonders im Frühjahr oder im Sommer, wenn man auf dem Flusse fährt. Die andern Häuser, die nicht am Flusse stehen, haben ebenfalls fast alle einen Garten, ja viele einen Canal, der zu dem See führt, und ein kleines Boot, um darauf zu fahren. . .

„Der See hat die Eigenthümlichkeit, daß er voll Insein ist, die eben so viele Lustgärten sind und ganz grün aussehen wegen der Obstbäume und Weingeländer."

„Jenseits des Sees, auf den Bergen, giebt es ebenfalls in Menge Lusthäuser, und der Ort eignet sich ganz vorzüglich dazu, weil er in sehr schöner Luft, dem See, den Inseln und der Stadt gegenüber liegt und reich an Quellen und Bächen ist."

„Der schönste von allen diesen Gärten ist der des Königs, den man Schah Eimar nennt. Bernier giebt eine ausführliche Beschreibung davon; es muß ein bezaubernder Aufenthalt seyn."

„Nach der Geschichte der alten Könige von Kaschemir war das ganze Land sonst ein großer See, und ein gewisser Vater oder alter Heiliger, Kaschab, leitete das Wasser ab, indem er wunderbarer Weise den Berg Baramule theilte. Ich meines Theils will es nicht bestreiten, daß das ganze Land sonst von Wasser bedeckt war; man sagt es auch von Abyssinien und andern Ländern; aber glauben kann ich nicht, daß jene Deffnung das Werk eines Menschen sey, weil der Berg sehr hoch und sehr breit ist; eher will ich glauben, daß ein Erdbeben, wie sie hier vorkommen, eine unterirdische Höhle öffnete, in welche der Berg versank."

„Sey dem nun wie ihm wolle, Kaschemir ist kein See mehr, sondern ein sehr schönes Land mit vielen kleinen Hügeln, hat 30 Stunden in der Länge und 10 bis 12 Stunden in der Breite, liegt am Ende von Hindostan, in N. von Lahore, und ist von den Bergen des Caucasus eingeschlossen."

„Die ersten Berge, welche es umschließen, die nämlich, welche am nächsten an der Ebene sind, haben nur mäßige Höhe, sind alle grün von Bäumen und Weidewäldern, reich an Vieh aller Art, an Wildpret und einigen andern Thieren."

„Jenseits dieser mittlern Berge erheben sich andere sehr hohe, deren Gipfel zu jeder Zeit mit Schnee bedeckt bleibt, über den Wolken und Nebeln erscheint und immer ruhig und hell ist wie der Olympus."

„Von allen diesen Bergen kommen eine Menge von Quellen und Bächen von allen Seiten herunter, die von den Einwohnern auf ihre Reisfelder geleitet werden, sich endlich vereinigen und einen sehr schönen Fluß (den Dschalem) bilden, welcher so große Bäche trägt wie die Seine, sich sanft um das Land herum schlängelt; mitten durch die Hauptstadt fließt und endlich zu Baramule zwischen zwei steilen Felsen aus dem Lande tritt, um durch Abgründe zu brausen, mehrere andere kleine Flüsse aufzunehmen und sich endlich in den Indus zu ergießen."

„Alle diese Bäche, welche von den Bergen herunterkommen, machen das Land und alle diese Hügel so schön und so fruchtbar, daß man das ganze Königreich für einen großen grünen Garten mit Obsteinen und Flecken halten könnte, die zwischen den Bäumen hervorragen und zwischen kleinen Wiesen, Reis- und andern Feldern liegen, während alles dies von Wassergräben, Canälen, kleinen Seen und Flüssen durchschnitten, mit unsern europäischen Pflanzen und Blumen geschmückt und mit unsern Obstbäumen bedeckt ist. Die Gärten sind voll von Melonen, Wassermelonen, Rüben und den meisten unserer Küchenkräuter, sowie andern, die wir nicht haben."

Bernier blieb drei Monate in Kaschemir und machte kleine Reisen in verschiedene Theile des Landes. Es war ihm, nachdem er den Paß

von Bember überschritten, als sey er auf einmal aus Indien nach Europa versetzt. Forster spricht ebenfalls mit Entzücken von dem reizenden Lande.

Ueber das Volk sagt Bernier: „die Caschemirer sind durch ihr schönes Blut berühmt und so gut gewachsen als unsere Europäer. Die Frauen besonders sind hier sehr schön und von da versorgen sich deshalb die meisten Fremden, welche an den Hof des Moguls kommen. Und gewiß, wenn man auf die Schönheit derer, welche eingezogen leben, von jenen des Volkes schließen darf, die man in den Straßen u. sieht, muß man sie für sehr schön halten.“

Hören wir nun Forster: „die Caschemirer sind tapfer und gut gewachsen; da sie unter dem 34° d. Br. wohnen, können sie für eine schöne Nation gelten. Im südlichen Frankreich und in Spanien würde man ihre Frauen pikante Brunetten nennen; da ich aber mit einer hohen Meinung von ihren Reizen angekommen war, wurde ich unangenehm enttäuscht, als ich einige ihrer Längerinnen, die ihren Reizen und anlockenden Talenten nach berühmtesten, sah. Sie haben im Allgemeinen ein nicht gut geformtes Gesicht, grobe Zähne und dicke Beine.

„Die Stadt Caschemir hatte sonst eine Menge reizender Freudenmädchen, aber die schrecklichen Contributionen der unbarmherzigen Afghanen haben die Zahl derselben sehr verringert und die noch übrigen schwächten in dem beklagenswerthen Zustande. Die wenigen, welche ich sah, erregten in mir durch ihre Armuth im Tange und ihre melodische Stimme Vergnügen. Die Frauen von Caschemir sind merkwürdig fruchtbar. Trotz der Tyrannei der Regierung und der Armuth bemerkt man keine Abnahme der Bevölkerung.“

Jacquemont gesteht, daß die Männer vollkommen schön wären. Was die Frauen betrifft, so ist sein Geschmack nicht für die braunen Schönheiten. Doch traf er in Indien und im Pendschab von Zeit zu Zeit schöne Personen in ihrer Art, in Caschemir dagegen begegnete ihm nicht eine einzige dieser Ausnahmen. „Es thut mir leid, mich so sehr in Widerspruch mit den wenigen Reisenden zu finden, welche diese Länder vor mir besucht haben. Wenn sich die Sachen seit Forster, also seit funfzig Jahren, nicht schrecklich verändert haben, so muß er die Wahrheit ungewein ausgeschmückt haben, was nur einem Dichter erlaubt seyn sollte.“ Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als die alten Frauen in Caschemir.

Nach Bernier stehen die Caschemirer in dem Rufe, sehr geistreich, viel schlauer und gewandter zu seyn als die Hindus, Sinn für Poesie und Wissenschaft zu haben und sehr arbeitsam zu seyn.

Forster schildert sie als lebhaft, heiter, neugierig, vergnügungslustig und lusthaft; Jacquemont schreibt, die Schlaupheit und Betrügerei dieses Volkes sey im Oriente sprichwörtlich.

Bernier hat zuerst von dem so bemerkenswerthen Erzeugnisse ihrer Industrie gesprochen, das bei den Frauen des Abendlandes so hoch gehalten wird; er beschreibt ihre Arbeiten in Holz, die sehr zart gemacht und in ganz Indien gesucht sind, und fährt dann fort: „was aber eigenthümlich und bedeutend ist, was den Handel und das Geld in ihr Land zieht, ist die ungeheure Menge Shawls, welche sie verfertigen und wobei sie selbst kleine Kinder beschäftigen. Diese Shawls sind gewisse Zeugstücke von anderthalber Elle Länge, einer Elle etwa Breite und an den beiden Enden mit einer Art Stickerei geschmückt, die man auf dem Webstuhle macht und die etwa einen Fuß breit ist. Die Mogolen und Hindus, Männer und Frauen, tragen sie im Winter auf dem Kopfe und lassen sie über die linke Achsel fallen gleich einem Mantel. Man hat zwei Arten davon; die einen, aus inländischer Wolle, die feiner und weicher ist als die spanische; die andern, aus einer Wolle oder vielmehr aus einem Flaum, der taz heißt und von der Brust einer Art Ziege in Groß Tibet kommt. Diese sind im Verhältniß weit theurer als die andern. Ich habe einige davon gesehen, welche die Dmerahs besonders machen ließen und die bis 150 Rupien kosteten; andere aus der inländischen Wolle kosten höchstens 50 Rupien.

Die Forster sagt, giebt es drei Arten Shawls, nämlich die großen und die kleinen viereckigen, deren man sich allgemein in Indien bedient, und die schmalen langen, die sehr viel Schwarz haben und von den nördlichen Asiaten als Gürtel getragen werden.

Zur Zeit Forsters wurde ein Theil der Einkünfte Caschemirs im Shawls realisirt, welche man in die Hauptstadt der Afghanen schickte; gegenwärtig schickt man sie nach Lahore.

Uebrigens sagen Jacquemont und Burnes: „ohne Zweifel hat die anfangs buddhistische, dann brahmanistische Bevölkerung Caschemirs lange Fürsten ihres Glaubens gehabt und unter denselben eine absolute politische Unabhängigkeit genossen, deren Werthetzung die Natur durch die ungeheuern Berge so sehr erleichtert hatte, von welchen das Land auf allen Seiten umgeben ist. Von dieser langen Zeit sind nur einige dunkle Erinnerungen bei denen übrig geblieben, welche man jetzt die Gelehrten nennt, und hier und da Ruinen, welche ihrem massiven Baue und dem Style ihrer Verzierungen nach den Hinduarakter an sich tragen. Noch giebt es auch einige Spuren alter allgemein nützlicher Arbeiten, die sich aus derselben Zeit herschreiben. Der Islamismus zerstörte nur. Die Kaiser von Delhi bauten nur Klöße und Cascaden, nie Brücken oder Canäle. Die Afghanen im letzten Jahrhundert trieben die Mogolen aus diesem Lande, und die Sais verjagten ihrer Seite die Afghanen; nach jeder neuen Eroberung folgte eine allgemeine Plünderung, in der Zeit des Friedens that die Bebrückung ihr Möglichstes gegen die Arbeit und Industrie, und demnach ist das Land jetzt so vollständig ruinirt, daß die armen Caschemirer verzweifeln und nun die trügsten Menschen geworden sind. Einige Tausende dumme und brutale Sais treiben, den Säbel an der Seite und die Pistolen im Gürtel, dieses so geschickte, so zahlreiche, aber so feige Volk wie eine Herde Schafe vor sich her.“

Kapitel LVII.

M u l t a n.

Sonst bezeichnete man mit dem Namen Multan das ganze Land zwischen der Provinz Lahore in N. und dem Oceane in S. Gegenwärtig heißt so nur ein kleiner von dem Indus, dem Gorra, dem Rami und Aschenab bewässerter Landstrich. Vier Meilen von diesem letzten Flusse steht man die Stadt Multan, die 1808 von Cliphinstone und 1831 von Burnes besucht wurde. Sie ist von einer 40 bis 50 Fuß hohen Mauer mit Thürmen umgeben und hat auch eine Citabelle auf einer Anhöhe; man sieht daselbst mehrere schöne Grabmäler, von denen zwei mit bunten und gefirnisten Ziegeln geschmückt sind. Multan ist durch seine Fabriken in Seide und Teppichen berühmt, die den persischen nur wenig nachstehen.

Als Multan unter den Afghanen stand, befand es sich in einem beklagenswerthen Zustande; so sah es Cliphinstone. Seit es dem Könige von Lahore gehorcht, hat es sich gehoben. „Rundschit Sing,“ sagt Burnes, „aber hat seine Bevölkerung vermehrt, das Bewässerungssystem hergestellt und erweitert, und so das Land zu einem lange nicht gekannten Grade von Wohlstand erhoben; der Boden entschädigt auch reichlich für die Arbeit, denn seine Fruchtbarkeit ist so groß, daß man den Weizen, ehe man ihn in Aehren schießen läßt, zweimal als Futter für das Vieh niedermäht, und dann giebt er noch eine reichliche Ernte, auch der Indigo und das Zuckerrohr gedeihen vortreflich, und ein kleiner Streif Land von 6 Meilen Länge, an dem wir vorüber kamen, warf ein Einkommen von 75,000 Rupien ab. Das Gesamteinkommen beträgt jährlich etwa 10 Laß Rupien oder das Doppelte von dem, was es im Jahre 1809 ertrug. Der Tabak von Multan ist berühmt, für eine indische Provinz aber ist der Dattelbaum ein äußerst seltenes Erzeugniß; er giebt Früchte in Menge, die kaum denen von Arabien nachstehen, denn man schwächt die

Bäume nicht durch Ausziehen von Saft, wie in Nieder-Indien. Ich vermuthete, daß sie ihre Reife der großen Hitze von Multan verdanken, denn Datteln reifen selten in Indien. Die Mangos von Multan sind die besten in Ober-Indien und ihre vorzüglichen Eigenschaften scheinen ihren Grund in derselben Ursache zu haben, da der Mango außerhalb der Tropen gewöhnlich nur eine sehr mittelmäßige Frucht liefert.

„Bei Multan wird der Ischenab mit Euphrats befahren; dieses Fahrzeug ist aber einigermaßen verschieden von dem im Lande der Daubputras. Die Ruhl ist wenig mehr als einen Fuß über dem Wasser, auch sind sie viel kleiner und hissen ein Mattensegel an einem kleinen Mast auf. Da hier kein Handel betrieben wird, so sind bloß Fährboote zu haben, mit Ausnahme der wenigen Schiffe, welche Salz den Dschellum herabbringen. Wir schifften uns auf einer Flotte von 10 Booten ein, eine Anzahl, die man sich auf diesem Theile des Flusses sonst nicht verschaffen kann. Diese Schiffe sind aus dem Delar- oder Cedernholze erbaut, das aus den Gebirgen herabkommt, in welchem die Pendschab-Flüsse entspringen; wenn diese angeschwollen sind, reissen sie die Bäume mit der Wurzel aus und schwimmen sie hinab, wodurch den Bewohnern des Pendschab Holz in hinreichender Menge geliefert wird. Die Boote, welche man aus diesem Holze erbaut, werden mit Taliholz, das sich in der Nähe jedes Dorfes findet, ausgebeßert, und obwohl das Land nur wenig mit Holz bewachsen ist, so könnte doch eine Armee schnell sich hinreichend mit Holz versehen, wenn man die Bäume in der Nähe des Flusses niederhiebe und sie an irgend einen bestimmten Vereinigungspunkt hinabflöste.

„Die Eingeborenen setzen ohne Boote über den Fluß, zu welchem Ende sie sich aufgeblasener Häute oder einiger Bündel Winsen bedienen, und man kann ganze Familien auf diese unsichere Weise übersetzen sehen. Ich war Zeuge, wie ein Mann mit seiner Frau und drei Kindern über den Strom setzte; der Vater auf einem aufgeblasenen Felle voran zog seine Frau und Kinder, worunter eines an der Mutter Brust, auf Winsen sitzend, hinten nach. Kleider und Geräthschaften wurden in einem Bündel auf dem Kopfe getragen; es giebt zwar im Flusse Alligatoren, doch sind sie nicht so zahlreich, daß die Eingeborenen sich dadurch von einem Experimente abschrecken ließen, das zum mindesten gesagt nicht ohne Gefahr ist.

„Das kleine Gebiet östlich von Indus zwischen den Ländern des Fürsten von Lahore und der Amirs von Sind gehört dem Bhawalpuri Daubputra. Gegen Norden mag man den Setledsch oder Gorra als Grenze annehmen, bei Bhawalpur aber läuft diese über den Fluß, westlich bis Dschellapur und umfaßt einen Theil des Landes zwischen dem Setledsch und Indus. Das radschputische Fürstenthum Bikanir begrenzt das Land im Osten, Dschajpulmir liegt im Süden, und gegen Sind hin bleibt von beiden Seiten ein Strich von etwa vier Meilen unangebaut, um Grenzstreitigkeiten zu verhindern.

„Der größere Theile dieses Landes sind unfruchtbare Sandhügel; in der Nähe der Flüsse aber ist der Boden sehr fruchtbar, da er gleichfalls durch die jährliche Anschwellung bewässert wird. Die Städte sind in schwacher Anzahl über das Land zerstreut, am Ischenab aber liegen viele Dörfer. Bhawalpur, auf dem linken Ufer des Setledsch, hat etwa 20,000 Einwohner und ist die Handelshauptstadt, das mit Mauern versehene Ahmedpur aber, weiter im Süden und ungefähr halb so groß, ist die Residenz des Fürsten, da es näher an Derawal liegt, einem alten Fort in der Wüste und dem einzigen festen Plage im Lande. Die Geschichtsbücher von Sind erwähnen Derawals als einer Feste, die Alexanders würdig wäre; sie wurde im Jahre der Hebschra 931 von Mirza Schah Pusein eingenommen, aber der Bericht von der Belagerung zeugt mehr für die günstige Lage als für die Stärke dieser aus Backsteinen erbauten Feste.

„Der Einfluß des Fürsten von Bhawalpur ist so beschränkt, wie sein Gebiet, da seine Macht durch die Sikhs gebrochen und vom gänzlichen Untergange nur durch einen Vertrag gerettet wurde, welcher Rundschi Sing verhindert, über den Setledsch zu setzen. Die Einkünfte betragen

nicht über zehn Laks jährlich, Dhara Schah Khan ausgenommen, welches eigentlich den Sikhs gehört; drei Laks davon fordert Rundschi Sing als Tribut für seine Ländereien nördlich vom Setledsch; dennoch unterhält Bhawalpuri etwa 2000 Mann regulärer Truppen mit einem Artillerietrain, um seine Feindstruppen im Felde zu unterstützen; seine gesammte Macht würde über 20,000 M. betragen. Der jetzige Häuptling hat einen bedeutenden Schatz gerbt.

„Die Daubputras sind ein Mahomedanerstamm aus dem District Schikapur auf dem rechten Ufer des Indus, den sie in der frühern Zeit von Xurengsibs Regierung inne hatten. Sie setzten über den Strom, eroberten von den Dahrs, Mahrs und andern Sind-Stämmen nach mancher tapfern That die Ländereien, die sie jetzt schon seit fünf Generationen inne haben. Wie der Name Daubputra zeigt, sind sie Nachkommen eines gewissen Daub oder David; ihre Häuptlinge aber behaupten, aus der heiligen Familie von Abbas, dem Dheim Mahomeds, abzukommen. Die Häuptlinge heißen Pirbchani, das gemeine Volk Khrani, und da dieses keine so heilige Abkunft in Anspruch nehmen darf, so fällt auf die Abstammung der Häuptlinge gleichfalls ein starker Zweifel. Der ganze Stamm beträgt nicht über 50,000 Seelen; sie sind ein schöner Menschenschlag, aber durch lange, buschige Locken entstellt, die sie frei über ihre Schultern herabfallen.

„Bhawalpur war dem Königreiche Cabul tributpflichtig, so lange dieses bestand, und der Beherrscher führte den Titel Ramab, war aber beinahe unabhängig; die drei letzten haben den Namen Bhawalpuri angenommen, von einem berühmten Heiligen in Multan, und die Bezeichnung Ramab gegen die von Khan vertauscht, unter welchem Titel sie ohnehin ihren Unterthanen bekannt waren. Der jetzige Bhawalpuri ist etwa dreißig Jahre alt und bei seinem Volke sehr beliebt; er hat eine Vorliebe für mechanische Arbeiten und unterstützt Handel und Ackerbau ausnehmend. Vor etwa fünf Jahren bestieg er zum Nachtheile seines ältern Bruders den Thron, seine Macht ist jetzt befestigt und er hat eine Familie von drei Söhnen. Die Regierungsform ist despotisch, und außer dem Khan selbst kein Häuptling von Bedeutung im Lande; das Ceremoniell seines Hofes hält auch diese in Unterwürfigkeit und achtungsvoller Entfernung.

„Die Manufacturen von Bhawalpur bestehen in Lundschi, die durch die Feinheit ihres Gewebes berühmt sind; die Weber sind Hindu, eine zahlreiche Classe im Lande, deren Gewerbe mehr Eulung genießt als ihre Religion. Die Kaufleute von Bhawalpur betreiben einen bedeutenden Handel mit europäischen Manufacturwaaren, die sie aus Pali in Marwar über Bikanir und die Wüste beziehen, und auf der Straße von Multan und Leia, auf der sie bei Raheri über den Indus setzten, nach Afghanistan senden. Die Hindu von Bhawalpur, sowie vom ganzen Lande, sind sehr unternehmend: sie reisen oft in Handelsangelegenheiten nach Balkh und Buthara, manchmal sogar bis Astrachan, wobei sie den Weg über Peshawer, Cabul und Bamian nehmen, und in Buthara die Erzeugnisse Indiens gegen andere asiatische und russische Waaren vertauschen, welche jährlich von den Kaufleuten jenes Landes dahin gebracht werden.

„Die Stadt Utsch liegt in einer fruchtbaren Ebene, etwa vier Meilen vom Strome, und besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten, die einige Hundert Schritte von einander entfernt, aber jede einzeln mit einer jetzt verfallenden Backsteinmauer umgeben sind. Die Bevölkerung beträgt etwa 20,000 Seelen. Die Straßen sind eng und zum Schutze gegen die Sonne mit Matten überdeckt; dennoch aber ist es ein elender Ort. Man quartierte uns in einem mit Fruchtäulen und Blumen wohl versehenen Garten ein, ein angenehmer Aufenthalt gegen unsere engen Boote.

„Als wir uns zu einer Reise vorbereiteten, um den Khan zu besuchen, welcher zu Diramel, 60 Meilen von Utsch, sich befand, wurden wir durch einen Boten überrascht, welcher die Nachricht brachte, der Khan sey zurückgekehrt, um uns die Mühe der Reise zu ersparen und seine

Achtung für die englische Regierung zu bezeugen. Der Bote brachte uns ein Keth, das der Khan geschossen, 40 Gefäße mit Scherbet, eben soviel mit Confect und eingemachten Früchten, und endlich noch einen Beutel mit 200 Rupien, um diese als Almosen zu vertheilen und so das freundliche Ereigniß unserer Ankunft zu bezeichnen.

„Am Morgen des 3. Juni besuchten wir den Khan, welcher in einem großen Hause außerhalb der Stadt abgestiegen war, und uns eine Escorte von regelmäßigen Truppen, nebst Pferden, Palankinen und andern Transportmitteln zugesendet hatte, von welchen eines Bemerkung verdient. Es war eine Art Stuhl mit einem Himmel von rothem Luche, von zwei Pferden, einem vorn und dem andern hinten, getragen; ein äußerst unbequemes Fuhrwerk, denn man konnte nur schwer damit umwenden und die Pferde fügten sich dem Zwange nicht gern. Wir zogen durch eine Reihe von etwa 600 Soldaten, welche in rothe, blaue, gelbe und weiße Uniformen gekleidet waren, und traten unter einer Salve von 80 Kanonenschüssen in den Hof. Die Durchgänge waren mit Beamten und Officieren besetzt, und wir fanden den Khan in einem offenen mit Teppichen bedeckten Raume, nur von etwa zehn Personen umgeben; er stand auf, umarmte uns und erkundigte sich namentlich nach Herrn Cyprius, welcher, wie er sagte, eine aufrichtige und dauernde Freundschaft zwischen seiner Familie und der englischen Regierung gestiftet habe.

„Bhawal-Khan ist ein schöner Mann von etwa 30 Jahren, ernsthaft in seinem Benehmen, aber äußerst höflich und herablassend; während der Unterredung hatte er einen Rosenkranz in der Hand, das Abzählen der einzelnen Kügelchen aber unterbrach das Gespräch nicht; er verweilte lange bei der Ehre, die Rundschiit Sing dadurch widerfuhr, daß er von dem Könige von England Geschenke erhielt, verrieth aber dabei seine keineswegs freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Fürsten von Lahore auf keine Weise. Im Gegensatz gegen die meisten Eingeborenen schien er politische Gespräche zu vermeiden; er zeigte uns sein Luntengewehr und erklärte uns seine Art, Rehe zu jagen, was sein Hauptvergnügen ausmacht. Dabei brückte er den Wunsch aus, wir möchten ihn nach seinem Wohnsitze in der Wüste begleiten. Wir verließen ihn sehr vergnügt über sein freundliches Benehmen, und am Abende sandte er uns zum Durchlesen die Zeugnisse, welche Herr Cyprius seinem Großvater gegeben hatte und welche mit sichtlichem Stolz in den Archiven der Regierung sorgfältig aufbewahrt wurden.

„Wir blieben eine Woche lang zu Utsch. Am 5. Juni besuchte uns Bhawal-Khan in eigener Person, nachdem er vorher ein großes Zelt in unserm Garten hatte aufschlagen lassen, worin wir ihn empfingen. Er blieb etwa eine Stunde und that eine Menge Fragen über europäische Manufacturen; überhaupt schien ihn Mechanik sehr zu interessieren, denn er zeigte uns ein Percussionsgewehr, welches nach einem europäischen Muster von einem einheimischen Künstler nach seiner Anweisung, nebst den zugehörigen Zündhütchen verfertigt worden war und allerdings dem Künstler Ehre machte. Er bezeugte bei dieser Zusammenkunft auch seine Freude über die ihm zugesandten Geschenke, welche in einem Paar Pistolen, einer Uhr und einigen andern Dingen bestanden. Er war in einer Art von offenem Sitz gekommen, um welchen wir ihn beim Abschiede zurückbegleiteten; sein Gefolge bestand aus etwa tausend Personen, und er theilte im Vorübergehen Geld unter sie aus. Nach dem Besuche brachte uns der Mihamandar Geschenke von ihm, die in zwei reich aufgeschürzten Pferden, deren Sattel mit Silber und Email eingelegt war, einem Galten, nebst Shawls und Präsentirteller bestanden, von welchen einige sehr reich und in den Fabriken von Bhawalpur verfertigt waren. Hierzu kam eine Börse mit 2000 Rupien für uns und 200 für die Diener; endlich ein schönes Luntengewehr, welches durch die Art, wie es uns angeboten wurde, einen doppelten Werth erhielt. „Der Khan,“ sagte der Bote, „hat viele Rehe damit geschossen; er bittet Euch, es von ihm anzunehmen, und wenn Ihr es gebraucht, Euch zu erinnern, daß Bhawal-Khan Euer Freund ist.“ Am demselben Abende noch machten wir ihm unsern

Abschiedsbesuch, wobei ich ihm ein schönes Percussionsgewehr gab, und ihm für seine gastfreundliche Aufnahme von Herzen dankte.“

Bei Mittancote, einer kleinen Stadt am linken Ufer des Indus, unter 28° 55' n. Br. schwellen die fünf Flüsse des Penschab, in dem Tschinab vereinigt, den die Geographen Penschinab nennen, diesen Fluß an; seine Breite beträgt hier 6000 Fuß, seine Tiefe an manchen Stellen 16 Klaftern, überall aber 4. „Man darf nicht vergessen,“ sagt Burnes, „daß ich diese Messungen zu Ende Mats machte, zur Zeit, wo das Wasser am seichtesten ist.“

Ungefähr 100 Meilen über Mittan liegt Uduacote, ebenfalls am linken Ufer, das Cyprius 1809 besuchte. Von diesem unbedeutenden Orte aus sieht man die Berge im W. deutlich; sie zeigen drei Stufen über einander. Zwischen diesen beiden Punkten läuft der Indus nach S., und er heißt hier meist Sind oder Ktol. Seine Ufer sind sehr flach und er tritt leicht zur Rechten und Linken über. Zu Rahiri, wo Cyprius im Januar über ihn ging, hat er nur eine Breite von 3000 Fuß und eine Tiefe von 12 F.

Zur Rechten ist das Gebiet von Dera gazi Khan, einer Stadt an seinem Ufer, sehr fruchtbar; sie ist eine der größten, die er bespült, von Gärten und Dattelwäldchen umgeben. Dieses Land steht unter Fürsten, welche die Oberlehensherrlichkeit Rundschiit Sings anerkennen und ihm ein Contingent stellen müssen.

Ktol, eine Stadt, bei welcher Burnes in einem Boote über den Indus ging, liegt am linken Ufer; der Fluß ist hier nur 780 Fuß breit und 35 F. tief. Die auf einem niedrigen Hügel gelegene Citadelle hielt der englische Reisende nicht für sehr fest; die Stadt selbst ist nicht sehr bedeutend. Das Gebiet, das Rundschiit Sing gehört, erstreckt sich 3 Meil. über den Fluß.

Die drei Eroberer, welche an der Spitze eines großen Heeres in Indien einfielen, Alexander, Amerlan und Nadir Schah, gingen bei Ktol über den Indus. Diese Stadt, 72 Stunden in W. von Lahore, liegt unter 33° 56' n. Br. und 125 St. nördlich von Mittancote.

Kapitel LVIII.

Sindhi. — Die Mündungen des Indus.

Nachdem der Indus die Flüsse des Penschab aufgenommen hat, läuft er gerade nach SW. und einige Meilen unterhalb Mittancote tritt er in Sindhi ein, das Land, das ihm den Namen verdankt. Er theilt sich in mehrere schmale und gewundene, aber doch schiffbare Arme, welche von den herauflommenden Bächen vorzugsweise gewählt werden. Das Land ist sehr fruchtbar, namentlich links vom Flusse; unzählbare Bewässerungskanäle, die von ihm abgeleitet werden, erleichtern die Bewässerung des Bodens; der Sindhi, ein schiffbarer Canal, der von den mogulischen Kaisern gegraben wurde, leitet eine bedeutende Wassermasse nach Schitarpur im W. Diese Stadt ist die bedeutendste in dieser Gegend und selbst in Sindhi; ob sie gleich sehr heruntergekommen ist, treibt sie doch noch einen bedeutenden Handel im Innern.

In diesem Theile des Induslaufes und bis zu seiner Mündung sieht man an seinen Ufern nicht viel Städte und Dörfer mehr, weil ein großer Landstrich von den Ueberschwemmungen bedeckt wird, die den Anbau in einer bedeutenden Strecke unmöglich machen.

Das Land in W. ist auch nicht so stark bevölkert, als es seyn könnte; Belutschstämme, die nur vom Raube leben, verwüsten es unaufhörlich; die Fürsten, von Sindhi haben die Häupter dieser Völkerschaften in ihren Dienst genommen, was dieselben aber nicht hindert zu stehlen. Einige Horden haben die Ghobarri Berge inne, welche in der Gegend von Mittancote beginnen und parallel mit dem Indus laufen.]

Die Arme des Indus vereinigen sich oberhalb Baffar, einer Festung

auf einer felsigen Insel zwischen Sakkar zur Rechten und Kori zur Linken, die durch Kanonen vertheidigt wird. In D. von Kori gewachsen (solite kleine Berge einen höchst traurigen Anblick; jenseits aber erstreckt sich ein Dattelwald 3 bis 4 Meilen nach S. und beschattet zahlreiche Gärten.

Sakkar ist zur Hälfte weniger groß als Kori. Diese beiden Städte waren sonst bedeutend; Trümmer von Minarets und Moscheen bezeugen es noch. Das Flußufer ist in Sakkar nicht steil.

Weiter nach S. sind die beiden einzigen modernen Städte, welche erwähnt zu werden verdienen, Kirpur zur Linken und Kefana zur Rechten, beide 14 Meilen vom Indus und an Canälen, die von demselben abgeleitet sind. Die letztere hat ein kleines Fort von Erde, welches die unruhigen Bergvölker in der Nähe im Respect erhält. Der Mirwah, ein 40 Fuß breiter Canal, der durch Kirpur geht, verlängert sich 40 Meilen nach S., wo das Wasser sich in dem Sande verliert, oder von den Feldern aufgesogen wird. Dieser Canal und alle, welche das Land durchschneiden, laufen an Dörfern und bebauten Feldern hin. Sie erleichtern den Transport der Bodenerzeugnisse und gewähren im Sommer, wenn sie ausgetrocknet sind, treffliche Fahrwege, welche den gewöhnlichen Straßen weit vorzuziehen sind, auf denen die kräftige Vegetation dieses Klimas meist immer dichtes Gebüsch emportreibt.

Man zählt 105 Meilen zu Wasser von Sakkar nach Sihuan, das 2 Meilen westlich vom Indus liegt. Zwischen diesen zwei Punkten folgt der Fluß einem gewundenen Laufe nach SW. bis an die Stelle, wo die Sakki Berge sich entgegenstellen; unterhalb Sihuan sind die Ufer so niedrig, daß er einen Theil des Landes überschwemmt. Das überflüssige Wasser öffnet sich nach D. über Sakkar einen Ausgang nach der Wüste zu Amencote und verbindet sich mit dem Gori, dem östlichsten Arme des Indusdelta.

Ungefähr 25 Meilen unter Sakkar sendet der Indus nach W. den Kara, welcher den Fuß der Palaberge bespült und zu Sihuan wieder zu dem Flusse gelangt.

„Nur selten fließt hier der Fluß in einem ungetheilten Strome,“ sagt Burnes. „Bei einer Breite von drei Viertelmilen an einigen Stellen, behält er in den seichtesten Theilen seines Bettes eine Tiefe von funfzehn Fuß, und nirgends ist auf dieser Strecke seines Laufes ein Dorf zu finden. In den zahlreichen Dörfern könnte man etwa zweihundert Boote zusammenbringen. Der Abhang, auf welchem hier der Indus läuft, muß sehr gering seyn, denn oberhalb des Delta's schleicht er langsam dahin, weniger als dritthalb Meilen in einer Stunde. Die unmittelbare Nachbarschaft des Indus ist weder schön, noch bewohnt, sondern mit Tamariskensträuchern überwachsen, und die Dörfer sind absichtlich in einer Entfernung von zwei oder drei Meilen erbaut, um nicht der Ueberschwemmung ausgesetzt zu seyn; indeß sind hundert Räder am Ufer des Stromes in Arbeit. Das östliche Ufer von Sihuan bis Sakkar ist bei weitem der bevölkerteste Theil von Sind. Die bewohnten Orte sind jedoch eher zahlreich und wohlhabend, als groß und reich, viele indeß haben 500 Häuser. Dies Gebiet ist dem Fürsten von Kheipur unterworfen und wird von einem vierzig Fuß breiten Canale bewässert, welcher Mirwah heißt und das Wasser des Indus in südlichem Laufe bis auf neunzig Meilen von Sakkar wegführt, wo es sich endlich im Sande verliert, oder in den Feldern sich setzt. Außer diesem giebt es noch viele Canäle, deren Ufer nicht nur mit Dörfern und wohlgebauten Feldern geziert sind, sondern auch Gelegenheit darbieten, die Produkte des Bodens zu verschiffen. In der schönen Jahreszeit sind sie trocken, und werden dann vortreffliche Straßen auch für Karren, die man den gewöhnlichen Wagen vorzieht, da diese bei der üppigen Vegetation des Landes meist durch Gebüsch unfahrbar gemacht werden.“

„Die Stadt Sihuan steht auf einer Anhöhe, am Rande eines Cumpfes, zwei Meilen vom Indus, nahe an dem von Carphana herkommenen Arme Arel. Sie hat etwa 10,000 Einwohner und ist auf der Nordseite von einer seltsamen Festung oder Wall beherrscht. Viele verfallene

Moscheen und Gräber in der Nähe dieser alten, auch Sinvestan genannten Stadt bezeugen den frühern Reichthum, aber sie verfiel, als sie nicht mehr, wie in den Tagen des Glanzes der Moguls, die Residenz eines Gouverneurs war. Da sie nahe an den Felsbergen liegt, so mag sie wohl die von Alexander erwähnte Stadt des Sambus, des Fürsten der Berg-Indier seyn. Der Name Sindomanni kann sich nicht auf die Einwohner von Niedersind beziehen, welches immer Pattala und seine Beherrscher die Fürsten der Pattalanen genannt werden. Sind ist der neuere Name für die ursprünglichen Einwohner.

„Sihuan hat einen großen Ruf von Heiligkeit durch das Grab vom Kal Schah Bag, eines Heiligen zu Khorassan, welcher hier vor etwa 600 Jahren beerdigt wurde. Das Grab steht in der Mitte der Stadt unter einem hohen Gewölbe, an einem Ende eines viereckigen Gebäudes, welches mit blau angestrichenen Platten verziert ist, die ihm ein glänzendes Ansehen geben. Ein Goldfloß und zwei andere Orden von rothem Seide hängen über dem Grabe, und auf den Mauern ist in großen arabischen Lettern das Lob des Heiligen und Sprüche aus dem Koran hingeschrieben. Straußenfedern, Pfauenfedern, Granaten, Blumen u. s. w. vollenden die Verzierung des heiligen Orts, und Lauben, die Embleme des Friedens, läßt man auf den Sächern sitzen, welche die Ueberreste der abgesehenen Tugend beschatten. Die Wunder von Kal Schah Bag sind unzählig, wenn man dem Volke glaubt. Der Indus muß ihm gehorchen, und kein Schiff darf vorübersahren, ohne eine Schinopfer auf dem Grabe darzubringen. Tausende von Pilgern strömen hier zusammen, und die Monarchen von Kabul und Indien haben oft dies Heiligthum besucht.“

„Die Kruglerde der Eingeborenen war ungemein groß; einmal trat ein Mann aus der Menge vor und verlangte, wir sollten anhalten und uns zeigen zum Danke für unsere gute Aufnahme, denn nie vorher wären weiße Gesichter im Lande gewesen; er habe Schah Schubschah gesehen, aber nie einen Engländer. Wir erfüllten sein Verlangen; Bismillah! (in Gottes Namen) war der gewöhnliche Ausruf, wenn wir erschienen, und täglich hörten wir uns Könige oder Fürsten nennen. Die Frauen waren noch neugieriger als ihre Männer; sie trugen große Ohrringe mit Türkissen, denn diese Steine sind in der Nachbarschaft von Khorassan sehr wohlfeil. Unter den Frauen muß ich die Seledanis oder Bebis, das heißt die weiblichen Nachkommen des Propheten, besonders bemerken; sie gehen verschleiert oder vielmehr mit einem großen weißen Mantel um den ganzen Körper geschlagen, worin sich nehartige Oeffnungen für Auge und Mund befinden. Sie betteln alle und zwar sehr ungestüm. Eine Abtheilung derselben — denn sie gehen in ganzen Trupps — zeigte, als ich nicht sogleich ihr Begehren erfüllen wollte, ein beschriebenes Papier von dem Barge des Heiligen Kal Schah Bag zu Sihuan vor, um meine Willkürigkeit zu beschleunigen. Vater Marique beklagte sich in seiner vor einigen Jahrhunderten gemachten Reise den Indus hinauf über die schwarzen Schönen, welche ihn auf dem Wege belästigten. Die Kleidung der Freudenmädchen, welche man in jedem bedeutenden Orte des Landes findet, könnte von dem Reichthume Sinds eine günstige Meinung erwecken; es ist eine der wenigen, wenn nicht die einzige Vergnügung der Einwohner, den schlurfrigen Gesängen derselben zuzuhören. Sie sind ausnehmend schön und zeigen bei ihren Darstellungen ein Feuer, das den Frauen Sindostans ganz fremd ist.“

Ungefähr 100 Meilen unterhalb Sihuan sendet der Indus nach S. mehrere Arme ab, unter denen man den Kalalli bemerkt. Zwischen diesem Arme und dem Hauptflusse steht Haiderabad, die Hauptstadt von Sindhi. Diese Stadt wurde von Pottinger 1809, von J. Burnes 1827 und von A. Burnes 1831 besucht. Diese drei Engländer sind die einzigen Europäer, welche in neuerer Zeit Sindhi gesehen und Nachrichten davon gegeben haben; ein vierter, Macmurdo, hatte eine Denkschrift verfaßt, die erst 1834 nach seinem Tode erschien. Alexander Burnes durchreiste das ganze Sindhi, indem er zu Wasser von der Mündung des Indus nach Lahore sich begab. Er hatte die Pferde zu überbringen, welche der König von England dem Rundsicht Sing zum Geschenk sandte; J. Burnes,

Obstergärtner zu Bhudsch in Gutsch und Bruder des vorigen, war durch einen der Emire von Sindh berufen worden, den eine Krankheit nöthigte, sich an denselben zu wenden. Pottinger reiste im Auftrage der Regierung von Indien. Alle drei fuhren auf dem Indus, auf verschiedenen Armen, hinauf, um Haiderabad zu erreichen.

Haiderabad, an der Ostküste einer Insel gelegen, welche durch den Indus und Katali gebildet wird, liegt 4 Meil. in SW. von dem ersten und nur 1000 Schritte von dem zweiten; ein kleiner Arm desselben, der jedoch in der Regenzeit Wäse tragen kann, kommt bis an die Festungswerte. Die Stadt und die Citadelle sind auf einem Hügel erbaut; die Mauern sind von gebrannten Steinen, 15 bis 30 Fuß hoch und in regelmäßigen Entfernungen mit runden Thürmen besetzt. (Zaf. 38. Abbild.) Diese Wälle würden freilich keinem ersten Angriffe widerstehen können. In der Mitte des Forts umschließt ein massiver Thurm einen großen Theil der Reichthümer Sindh's. Die Häuser der Stadt sind von Erde und armselig. Die Hauptindustrie besteht in der Verfertigung verschiedener Waffenarten, welche einen Vergleich mit den europäischen aushalten können. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 20,000.

Sindh, in N. von den Staaten Kundschi Singh, in NW. und W. von Belutschistan, in S. von dem Meere von Oman, Gutsch und dem Kunn, und in D. von Rasputana begrenzt, hat eine Ausdehnung von 125 Stunden von N. nach S., von 80 von D. nach W. und einen Flächenraum von etwa 3000 Q. St. Nachdem es verschiedene Schicksalswechsel erfahren, gehörte das flache vom Indus durchströmte Land zu dem mogolischen Reiche und wurde von einem Subabad regiert, der in Multan und Latta residirte. Im Jahre 1737, beim Sturze des Moguls, ließ sich ein Krieger aus der Familie Calora's, der aus Afghanistan kam, die oberste Gewalt abtreten; aber Nadir Schah besiegte ihn und nöthigte ihn, eine Zuflucht in Amercote in der Wüste zu suchen; doch erlaubte er ihm später zurückzukehren und die Regierung als Vasall wieder zu übernehmen. Die Familie Calora behielt sie bis 1779; da bemächtigten sich derselben die Talpura, die aus Belutschistan kamen, und verpflichteten sich, dem Könige von Cabul einen jährlichen Tribut zu zahlen. Die Talmen dieser Verpflichtung nach bis 1792; da gaben sie nur einen Theil, benutzten später die innern Zwistigkeiten, welche das Land zerrissen, und entzogen sich ihnen endlich ganz.

Die Talpura haben nicht aufgehört, auf Kosten der benachbarten Staaten Eroberungen zu machen, und ohne die Furcht, welche ihnen auf der einen Seite die Engländer, auf der andern die Engländer einflößen, würden sie dieselben noch weiter getrieben haben.

Das Land ist unter drei Zweige dieser Familie getheilt; der erstere residirt in Mirpur, der zweite in Bakkar, und der dritte und mächtigste zu Haiderabad. Die Fürsten führen den Titel Emire; die der letztern Stadt regierten anfangs gemeinschaftlich; es waren vier Brüder. Im Jahre 1836 war aber nur noch einer übrig, der nun wirklich der alleinige Herr geworden. Sein Neffe, der kränkelt, hatte keinen Theil an der Regierung.

Das Gesamteinkommen von Sindh wird zu 13 Mill. Francs gerechnet. Man sagt, der Schatz des Emirs belaufe sich auf 500 Mill., wovon 325 Mill. in gemünztem Gelde, das Uebrige in Juwelen.

Die Armee besteht aus 60,000 Mann. Der Sindhier ist tapfer auf dem Schlachtfelde, und ganz verschieden von den übrigen Asiaten, setzt er keinen Stolz darin, Infanterist zu seyn. Seine Hauptwaffen sind die Hinte, der Säbel und der Schild. Er ist unternehmend, nüchtern, ausdauernd und seinen Vorgesetzten gehorsam.

„Die Sindhier,“ sagt Pottinger, „haben eine sehr dunkle Farbe, doch kann man im Allgemeinen sagen, daß sie sehr schöne Leute, gut gewachsen sind und sehr regelmäßige Gesichtszüge haben. Die Schönheit der Sindhierinnen ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Die Kleidung der Männer besteht in einer weiten Tunika, gefalteten Beinkleidern, die bis an die Knöchel reichen, und einer Mütze von Tuch oder gesteppten Baumwollengewebe, kufsförmig und an dem obern Theile mit Blumen in

Reife in Ähren.

Seide oder Gold gestickt. (Zaf. 37. Abbild.) Die Frauen haben dieselbe Kleidung mit Ausnahme der Mütze, und unter dem Hemde tragen sie ein seidenes Lätzchen, das die Taille zusammendrückt und hinten zugeschnürt wird.“

Man schätzt die Einwohner auf 1 Mill. Seelen; sie bestehen aus einer Mischung von Belutschen und Hindu. Die Nachkommen der letztern, welche den Islam angenommen haben, nennt man Dschetys. Sie bilden eigentlich das sindhische Volk.

Bei der Audienz, welche die Emire den Herren Pottinger und J. Burnes bewilligten, waren diese Fürsten mit blendender Pracht gekleidet; der Griff und die Scheide ihrer Degen und Pistolen, sowie ihre Gürtel glänzten von den kostbarsten Edelsteinen; ihre Fußteppiche und die Kissen, auf denen sie saßen, waren mit einem sehr fein in Gold und Silber gestickten Muslin überzogen. Der Schmuck mehrerer ihrer Officiere war nicht minder reich. „Kurz,“ sagt J. Burnes, „der Anblick war prachtvoll.“

„Ich wurde dann in die mir bestimmte Wohnung geführt. Es war ein großer Garten ohne Viertel (engl.) Meile von der Stadt; unter mehreren da aufgeschlagenen Zelten befand sich eines von 40 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe, so prächtig, daß ich es mit eben solcher Bewunderung betrachtete, wie der Audienzsaal, und mich lebhaft an mehrere in Tausend und Einer Nacht beschriebenen Scenen erinnerte.“

Als der Bruder des Herrn J. Burnes nach Sindh kam, war der Glanz des Hofes der Emire sehr verblühen, und statt der tiefen Stille und der guten Ordnung, welche zur Zeit des Besuches der beiden ersten Reisenden da herrschten, fand er Lärm und Verwirrung.

Obgleich die Regierung der Emire drückend ist, ist Sindh doch kein unglückliches Land. Die Fruchtbarkeit trogt bis zu einem gewissen Punkte den traurigen Wirkungen einer unweisen und unbarmherzigen Verwaltung. Ueberall fällt den Blicken das überraschende ein Aussehen von Ueberfluß und Zufriedenheit auf. Trotz den Hemmnissen, die er erfährt, ist der Handel lebhaft, und welchen Grad des Gedeihens würde er erreichen, wenn er die ganze Freiheit hätte, die ihm nöthig ist! Der Indus würde, gäbe man die Fahrt auf ihm frei, für Sindh eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern werden. A. Burnes fuhr auf ihm von einer seiner Mündungen bis zur Verbindung mit dem Indus hin auf und von diesem Punkte bis Lahore. Die Dampfschiffe könnten diese ganze Strecke befahren, und die Länder, welche dieser schöne Fluß bewässert, würden unendlichen Gewinn von dieser wunderbaren Erfindung haben.

Latta liegt 12 Stunden in SW. von Haiderabad und 20 Stunden von dem Meere in einem fruchtbaren Thale, das bei dem Steigen des Flusses überschnemmt wird. Sonst war sie die Hauptstadt von Sindh; man zählt da 40,000 Seelen. Ein Theil der Häuser liegt in Trümmern; der Handel und die Industrie, obgleich bedeutend gesunken, haben doch noch immer eine gewisse Wichtigkeit.

Fünf Stunden unterhalb Latta theilt sich der Indus in zwei Arme, den Baggar zur Rechten und den Cota zur Linken. Beide zertheilen sich wieder und der Fluß gelangt in 11 Mündungen ins Meer. Die Unbeständigkeit seines Laufes durch sein Delta ist sprichwörtlich und die Fahrt in diesem Theile eben so beschwerlich als gefährlich. Die Mündungen, wo das süße Wasser minder reichlich ist, sind für die Schiffe am zugänglichsten, welche von dem Meere kommen, weil sie minder durch Sandbänke versperrt sind als die andern. Der Baggar ist deshalb der Arm, welcher das tiefste und reinste Bett gewährt; der Pitti, einer seiner Unterabtheilungen, welcher in dem Hafen Coratschi gelangt, wird sehr besucht.

Das Meer vor der Mündung des Indus ist nicht sehr tief, und da die ganze Küste von Sindh dem SW. Runfon offen steht, so ist die Schifffahrt hier länger unterbrochen als in den benachbarten Ländern. Beim Voll- und Neumonde steigt die Flut in den Flußmündungen 9 Fuß und weicht schnell wieder zurück, was die Soldaten Alexanders,

welche bisher nur das Mittelmeer gesehen hatten, in große Bestürzung versetzte.

Der Haupthafen von Sindhi ist Goratschi an der gleichnamigen Bucht; ob er gleich ziemlich eng ist und nur Schiffe aufnehmen kann, die höchstens 15 Fuß im Wasser gehen, so besteht doch hier ein wichtiger Handel, da die Lage an der Grenze Belutschistans und der vom Indus bespülten Länder sehr vorthellhaft ist. Die Stadt wird durch eine mittelmäßige Festung vertheidigt; man verfertigt da Filz und Baumwollenzüge; die Gegend in der Nähe ist flach und sandig. Goratschi ist eine ziemlich neue Erwerbung des Emirs von Sindhi.

Nicht Stunden in N. von Goratschi bezeichnet das Vorgebirge Monze oder Mohari, das sich am Ende der Pala-Gebirge erhebt, die westliche Grenze Indiens.

Kapitel LIX.

Belutschistan.

Ist man nach W. zu um das Vorgebirge Monze herumgefahren, so entdeckt man bald die kleine Bucht Sonmini, in welche sich der Puraali ergießt, ein kleiner aus N. kommender Fluß. An dem linken Ufer der Mündung liegt Sonmini, ein von Fischen bewohnter Flecken, in dem Kotfa, der Provinz von Belutschistan. In diesem Hafen landeten am 2. Jan. 1820 die Herren Pottinger und Christie, die englischen Officiere, welche von dem Gouverneur von Indien den Auftrag erhalten hatten, die Länder zwischen dieser Gegend und Persien zu erforschen. Sie reisten als Agenten eines reichen Hindu, eines Pferdehändlers. Ihrer Erzählung und jener ihres Landsmannes Grant, der nur einen Theil dieser von Europäern wenig besuchten Gegenden sah, verdanken wir die authentischen Nachrichten darüber.

Die Bucht von Sonmini gewährt den beträchtlichsten Flotten einen trefflichen Ankerplatz; die des Admirals Alexanders sammelte sich hier. Die Beschreibung, welche uns Arrian davon gegeben hat, ist vollkommen genau.

„Als wir Sonmini durchwanderten,“ sagt Pottinger, „fanden wir, daß der Handel trotz dem ärmlichen Aussehen des Ortes bedeutend ist; er befindet sich gänzlich in den Händen der Banianen oder Hindu-Kaufleute. Wir fragten einen derselben, und er erzählte uns, daß er noch viel lebhafter gewesen, daß aber gegen das Ende von 1808 arabische Seeräuber von der Küste des persischen Meerbusens gekommen wären und Sonmini verbrannt und verwüstet hätten, das sich davon noch nicht wieder erholt habe.“

Die beiden Engländer brachen auf Kameelen von Sonmini am 19. Januar auf. Sie durchzogen einen salzhaltigen, mit Tamarindengebüsch bedeckten Sumpf und sodann ein meist brach liegendes und sehr flaches Land. Man sah nur um die Dörfer her Anbau. Am 22. gelangten sie nach Bela, der Hauptstadt von Kotfa, am rechten Ufer des Puraali; man zählt hier 2000 Häuser. Der Vorsteher, den man Dscham nennt, gab ihnen in einem ganz einfachen Saale Audienz, empfing sie sehr freundlich, fragte sie mehreres über die Sitten der Europäer und über die Eremacht Englands. Die Details, die sie ihm gaben, versetzten ihn in so großes Erstaunen, daß er ausrief: „Ich bin genöthigt, alles dies zu glauben, weil Ihr es mir sagt, aber wenn der heilige Prophet, mit dem der Friede Gottes seyn möge, dies den Bewohnern von Kotfa erzählt hatte, würden sie Beweise von ihm verlangt haben.“

Der Dscham versprach ihnen, nachdem er von ihren Absichten unterrichtet worden war, Empfehlungsschreiben für die Häuptlinge der Bezirke, welche sie zu durchreisen hätten, und sie schlossen durch seine Vermittelung einen Vertrag mit Rahmet Khan, dem Häuptlinge der Wogenschas, in dessen Lande die Reisenden von den Räubern meist ausgeplündert werden. Sie bezahlten ihm 60 Rupien und er gab ihnen dafür sein Wort, daß er

sie schützen werde: „Ihr seid in Sicherheit,“ sagte er ihnen; „Ihr braucht keinen Sterblichen zu fürchten; das Uebrige hängt von dem Allmächtigen und seinem Propheten ab.“

Der Dscham regiert Kotfa als Basal des Khans von Kelat; seine Verwaltung ist mild und billig. Die Banianen genießen für ihren Handel den Schutz und die Sicherheit, die sie sich wünschen können. Mehrere von ihnen, welche aus Multan und Schikarpur waren, statten den Engländern einen Besuch ab, und waren entzückt von den Kenntnissen, die Herr Christie über den Handel dieser Gegenden zeigte, was für unsere Reisenden sehr nützlich war.

Bald brachen sie dann unter der Bedeckung einer Schaar Räuber auf. Als diese unterwegs ein Sutterrohrseld trafen, nahmen sie so viel davon, als sie fortbringen konnten, und die armen Eigenthümer sahen ihnen erschrocken zu, ohne sich zu beklagen; man war nicht mehr in Kotfa.

Je weiter man nach N. kam, um so rauher und gebirgiger wurde das Land; die Aussicht war sehr verschiedenartig und bisweilen imposant und prachtvoll. Die Engländer kamen durch Rhogbar, eine sehr kleine Stadt, die von Gärten mit Fruchtäbäumen umgeben ist und in einem von Bergen umgebenen Thale liegt. Man spürte die Kälte der Jahreszeit, denn die Berge waren mit Schnee bedeckt und das Wasser gefror in den Schlüchen.

Am 9. Febr. gelangten die Reisenden nach Kelat, der Hauptstadt von Belutschistan, wo sie eine Wohnung in der Vorstadt nahmen. Sie mußten den ganzen Tag mitten in ihrem Zimmer ein großes Feuer unterhalten. Die Leute in ihrem Gefolge litten viel von der Kälte, die so heftig war, daß das Wasser gefor, wenn man es ausgoß. „Unsere von Frost bebenbe Schaar,“ sagt Pottinger, bildete einen seltsamen Contrast mit unserm kräftigen Hausherrn und dessen Bruder, welche mit Tagesanbrüche ausbrachen, um auf den benachbarten Bergen Holz zur Heizung zu fällen.“

Der Khan von Kelat war mit allen seinen Beamten nach Kotfa Gondava, einer Provinz in D. von den Bergen, gereist. Dort verbringt er meist den Winter, weil das Klima daselbst weit milder ist. Rahmud herrschte seit 1796; er war seinem Vater Kessir Khan gefolgt, einem durch seine Talente und seinen großartigen Charakter ausgezeichneten Manne, dem Befreier und Befestiger seines Landes. Sein unter seinen Landesleuten verehrtes Andenken hat seinem Namen eine sprichwörtliche Bedeutung gegeben zur Bezeichnung eines vollkommenen Fürsten. Rahmud Khan versteht es nicht, wie jener die Fäden der Regierung mit fester Hand zu halten.

Am 6. März brachen die Reisenden von Kelat auf; der Weg wurde sehr ungleich; sie wendeten sich nach W. Die Nächte blieben fortwährend sehr kalt. Nachdem sie durch eine traurige und unfruchtbare Gegend auf den Gipfel eines Berges gekommen waren, bemerkten sie in der Richtung, welcher sie folgten, eine unabsehbare Sandwüste. Sie gelangten bald nach Ruskhy hinunter, einem Dorfe, wo sie überreinkamen sich zu trennen. Christie schlug den Weg nach N. nach Perat ein, während Pottinger nach W. zu weiter ging. Am 25. verließ er Ruskhy mit einem Gefolge von fünf Personen. „Keiner von uns,“ sagt er, „war gut bewaffnet, so daß wir uns der Sicherheit wegen auf unser gutes Glück verlassen mußten.“

Bald gelangte er zu dem letzten Brunnen, wo man die Schlänche füllte und dann die Wüste betrat. Man mußte in dieser ungeheuern Einöde, deren Aussehen ein ganz anderes ist als das der Wästen in Arabien und Afrika, oft zu Fuße gehen. Der röhliche Sand besteht aus so kleinen Theilchen, daß sie, in die Hand genommen, kaum fühlbar sind; terribel ihn der Wind, so bildet er wellenförmige und unregelmäßige Massen, die sich hauptsächlich von D. nach W. wenden und deren Höhe 10 bis 20 Fuß beträgt; die eine Seite dieser Dünen ist steil, und von weitem ist man versucht, sie für eine Mauer von Ziegelsteinen zu halten. Die dem Winde ausgesetzte Seite dagegen hat einen abschüssigen Gang. Der Reisende

muß seinen Weg durch die Art Schlucht nehmen, welche diese Hügel zwischen einander lassen; es ist sehr schwer, über diese Sandhügel hinwegzukommen; den Kamelen gelingt es nicht anders, als wenn sie sich von oben mit dem Sande heruntergleiten lassen. Wird dieser Sand durch den Wind in der Luft verstreut, so sieht er aus wie dunkler Rauch; er bringt in Staub, Nase und Augen ein, veranlaßt da einen schmerzlichen Reiz und reizt die Qual des Durstes, welche noch mehr durch die Luftspiegelung erhöht wird, die dem Durstigen von allen Seiten das täuschende Bild klarer Wasserseen zeigt."

Am 1. April ging man in dem Wette des Budon, das 1500 Fuß breit, aber völlig ausgetrocknet war. Ganze Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen worden, welche der Hungersnoth zu entfliehen suchten. Am 2. wurden die Regengüsse, die eine halbe Stunde lang herabströmten, augenblicklich von der Erde aufgesogen; zugleich tobte ein furchtbarer Orkan. „Die Luft war so verdunkelt," sagt der Reisende, „daß ich zehn Schritte weit nichts erkennen konnte. Diese Wetter sind ziemlich häufig; sie belästigen für den Augenblick, haben aber den Vortheil, die Luft zu reinigen; sobald man die Zeichen bemerkt, welche ihre Annäherung andeuten, muß man von seinem Kamel absteigen und hinter demselben Schutz suchen."

Am 4. gelangte Pottinger an das Ende dieser unwirthlichen Gegend nach Mekran. Ehe er Kellegan betrat, rief ihm sein Führer, der erst am Sarbar von der Ankunft benachrichtigt hatte, nach der Meinung dieses seine Hindutracht mit der eines muselmanischen Pilgers zu vertauschen. Pottinger that es und eilte durch diese Räubergegend so schnell als es ihm möglich war. Als er zu minder wilden Volksstämmen kam, konnte er nur durch Geschenke von den Häuptlingen gnädige Bezeichnungen erkiten. Am 23. April endlich erreichte er Regan, eine Festung an der persischen Grenze.

Seinen Reisegefährten traf er in Isbahan. Christe hatte anfangs eine von Sandhügeln reiche und oft ganz wasserlose Gegend zu durchwandern gehabt. Am 27. April gelangte er an die Ufer des Helmend. Der Boden ist in einer Strecke von einer halben Meile an jeder Seite des Flusses bebaut, weil man hier die Bewässerung anbringen kann; dann aber beginnt die Wüste. Es fehlte wenig, daß in der Nacht bei einem Dorfe in der Nähe des Helmend die Belutschen, mit welchen Christe reiste, von den Afghanen überfallen wurden, welche diesen Ort bewohnten. Zum Glück machte einer Alarm; man begann eine Unterhandlung und vermittelte sich. Das ganze Land ist fruchtbar und wird von Räubern unversichert gemacht.

In Konba in Gedschistan trennte sich Christe nach dem Rathe eines Hindu von seinen Belutschen und setzte seine Reise als muselmanischer Pilger mit einem Führer und drei andern Reisenden fort; er wurde von dem Vorsteher dieser kleinen Stadt sehr gut aufgenommen. „Er war," sagt er, „sehr elegant gekleidet und von mehreren Dienern umgeben. Er ist der Schrecken aller benachbarten Bezirke und lebt einzig und allein vom Raube, da sein Gebiet sehr klein und von Afghanistan umschlossen ist. Der Helmend bewässert dasselbe; die Ufer dieses Flusses sind gut gebaut und fruchtbar, aber die größte Breite dieses fruchtbaren Bodens beträgt nicht über 2 Meil. Jenseits bezeichnen hohe Berge den Anfang der Wüste, die sich ohne Unterbrechung nach allen Seiten hin weit ausdehnt. Das gegenwärtig nur von Afghanen und Belutschen bewohnte Land, die unter Filzzeiten leben, zeigt noch Spuren von früherer Civilisation und früherem Reichthume. Man trifft auf Trümmer von Dörfern, Festen und Windmühlen."

Weiter hin kamen einmal sechs bewaffnete Afghanen zu Christe, der nur durch seine und seines Führers gute Haltung aus der Affaire gezogen wurde; die Räuber entfernten sich. Am 18. gelangte er nach Perat.

Belutschistan, das in N. und N.O. von Afghanistan, in O. von Sindhi, in S. von dem Meere von Oman, in W. von Persien begrenzt wird, ist 275 Stunden lang, 175 St. breit und hat einen Flächenraum

von 16,600 Q.St. Die Küsten sind sandig und unfruchtbar; im Innern hebt sich das Land und zeigt eine unermessliche Hochebene, die in O. von hohen Bergen durchzogen wird, welche unter dem allgemeinen Namen der Behauck oder Ghizni Berge von S. nach N. streichen und sich nach Afghanistan hinein verlängern. Andere Berge, die von O. nach W. gehen, werden durch Edgenthäler getrennt.

Bei Kelat erreichen die durch entlegliche Schluchten getrennten Ketten eine Höhe von 1400 Toisen. Der Boden ist dürr und mager auf dem Plateau, in den Thälern dagegen meist fett und fruchtbar. Die Wüsten nehmen einen großen Raum ein; die Flüsse sind nicht sehr beträchtlich; einige verlieren sich in dem Sande; fast alle vertrocknen im Sommer. Man hat vorhergesehen, daß im Winter die Temperatur in den Bergegenden sehr streng ist; die Wärme in Mekran, dem Gebrofia der Alten, dauert vom März bis October; im Kotsch Sorbavo, in O. der Berge, ist die Luft im Sommer so erstickend heiß, daß die reichen Bewohner der Küste wegen weiter in die Berge hinaufziehen.

Trotz der meist feindlichen Beschaffenheit des Bodens bringen einige Bezirke reiche Weizen- und Gerstenernten hervor; übrigens giebt ein dickes und hohles Gras für das Vieh treffliche Weiden. In den Bergen liegen verschiedene Metalle. Man baut auf Eisen und Blei; das Steinsalz ist in W. häufig. Die Wälder sind reich an schönen Bäumen und die Gärten an Obst.

Von allen Hausthieren schätzen die Belutschen am meisten die Kammele und Dromedare, welche sich in dem Sande des Landes wohl befinden; auch haben sie treffliche Jagdhunde, deren Race sie sorgfältig zu erhalten suchen. Die wilden Hunde sind in dem Gebüsch häufig, sowie manche wilde Thiere.

Man schätzt die Einwohnerzahl von ganz Belutschistan auf 3 Mill. Seelen; sie besteht meist aus Belutschen und Brahuis; nach Dehwar findet man Abkömmlinge der alten Sebern und Hindu. Die Belutschen und Brahuis lieben gleich das Nomadenleben und zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Die Sprache der ersten gleicht jener der neuen Perser sehr; das Brahuili dagegen der Sprache des Pendschab.

Die Belutschen sind groß, gut gewachsen und gewandt. Einige ihrer noch sehr wenig civilisirten Stämme halten den Raub in Ehren, verachten aber den Diebstahl. Uebrigens wird die Gastfreundschaft überall geübt und nie übertritt man die Gesetze desselben. Die Belutschen gehorchen ihren Fürsten mit Eifer; sie wohnen unter ghedans oder schwarzen Filz Zelten oder groben Decken, die über Aeste gespannt werden. Die Bevölkerung einer gewissen Anzahl dieser Zelte bildet ein tumen (Dorf) und die ihrer Bewohner ein kheil (eine Gemeinde); mehrere Kheils machen einen Stamm aus. Bisweilen lebt die Hälfte eines Kheils unter Zelten, die andere in Häusern. Die Tracht und die Waffen der Belutschen gleichen denen der Afghanen.

Die Brahuis sind nicht so groß wie die Belutschen, aber kräftiger, thätiger und abgehärtet, dabei sanft, ehrlich, friedlich und arbeitsam. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit ihren Heerden, und ihre in hohen Bergen befindlichen Kheils gewährten den beiden englischen Reisenden ein reizendes Bild von Hirtenleben. Die Frauen sind nicht eingeschlossen wie in Indien; sie plauderten vielmehr heiter mit den Fremden, und alle Glieder der Familie, selbst die kleinen Kinder, nehmen Theil an den Gelbarbeiten.

Wie mehrere Völker Asiens lieben die Belutschen stark gewürzte Speisen, ja sie übertreiben sogar diese Vorliebe. Ein Bewohner von Kuschti, welcher den englischen Reisenden seine Erkanntlichkeit bezeigen wollte, brachte ihnen eines Tages zur Essenszeit eine junge Asa-Fetida-Pflanze in ranziger Butter gekocht. Er konnte sich gar nicht überzeugen, daß es ihr Ernst sey, als sie ihm sagten, der Leckerbissen, den er so rühme und den er ausdrücklich für sie bereitet, sey gar nicht nach ihrem Geschmacke. „Der Geruch," sagt Pottinger, „war wirklich unerträglich, denn der der frischen Pflanze ist noch weit stärker und ekeliger als jener des getrockneten Drogue, die wir in Europa kennen. Alle Be-

wohner des Dorfes stanken entsetzlich und selbst die Luft war davon angestrichelt.

Der Islam ist die Religion dieses Landes. Der Khan von Kelat kann für den obersten Fürsten eines Bundes gelten, den die Serdars der verschiedenen Stämme bilden. Mehrere derselben gehorchen ihm nur, wenn es ihr Interesse verlangt, und einige haben sich ganz unabhängig gemacht. Man schätzt ihre gesammte Kriegsmacht auf mehr als 100,000 Mann. Der Khan war sonst der Vasall des Königs von Cabul, aber seit einigen Jahren erkennt er dessen Oberherrschaft nicht mehr an.

Kapitel LX.

Afghanistan. — Peshawer. — Kabul. — Kandahar. — Herat.

Als im Jahre 1782 G. Forster Afghanistan durchwanderte, stand dieses Land unter einem Fürsten, der in Kabul residierte. Die afghanistische Monarchie, damals mächtig, bestand seit 1747 und begriff fünf große Länder, nämlich in D. einen Theil von Khorassan; im Centrum das eigentliche Afghanistan; in N. Balkhan; in S. Seistan; in W. vom Indus Multan, d. h. Caschemir, Pendschab, Multan und Sindhi. Sie erstreckte sich vom 28° 54' bis 37° 26' n. Br. und von 57° 46' bis 70° 57'. Der Flächenraum betrug mehr als 80,000 Q. St. Die Bevölkerung schätzte man auf 14 Mill. Seelen.

Im ganzen Mittelalter erfuhr Afghanistan zahlreiche Veränderungen und war bald einheimischen Fürsten, bald den Persern, den Mogolen, Tamerlan unterthan; dann gehörte ein bedeutender Theil davon zu dem Reiche Delhi. Um das Jahr 1720 eroberten die Afghanen unter eingeborenen Führern Persien und nahmen Isfahan; Nadir Schah vertrieb sie und unterwarf ihr Land. Bei dem Tode dieses Eroberers durchzog Achmed Khan, das Oberhaupt des Stammes der Abdallis, die später Duranis genannt wurden, an der Spitze von 3000 Reitern Khorassan, ging gerade auf Kandahar zu, bemächtigte sich eines für Nadir bestimmten Schatzes und ließ sich ohne großes Blutvergießen im October 1747 zum Schah oder König ausrufen. Er vergrößerte seine Staaten, dehnte seine Eroberungen bis Delhi aus, starb 1773 im Alter von fünfzig Jahren und hinterließ sein Land in blühendem Zustande. Die Afghanen sprechen noch immer mit Bewunderung von seiner Tapferkeit, seinen Talenten, seiner Macht und seinem veröhnenden Charakter; er gehörte der Familie der Sadozis an.

Sein Sohn Timur, dem es an den zur Erhaltung eines neugebildeten Staates nöthigen Talenten fehlte, mußte Pendschab dem Seits überlassen; doch wußte er den größern Theil seiner Besitzungen zu erhalten. Bei seinem Tode 1793 bestieg sein Sohn, Zeman Schah, den Thron nachdem er seinen ältern Bruder geblendet hatte; 1800 aber wurde er entthront und von seinem jüngern Bruder Mahmud eben so behandelt. Mahmud dankte sein Glück dem Feth Khan, dem Haupte der Familie der Barakzis. Leider trat eine traurige Nebenbuhlerschaft zwischen dem Letztern und Akram Khan ein. Diese Uneinigkeiten steigerten sich so, daß Mahmud bald eigentlich in seiner eigenen Hauptstadt nicht mehr regierte. Im Jahre 1803 wurde er seiner Seits von seinem Bruder Schudschanul Mu'll vertrieben, der ihm gegen die Gewohnheit das Leben und die Augen ließ. Schudschan erhielt jedoch schlechten Dank für seine Mißthe; 1809 nöthigte ihn Mahmud, der durch die Intriguen Feth Khans wieder auf den Thron gehoben wurde, nach Hindostan zu entfliehen. Kurz vor dieser Zeit kam die englische Gesandtschaft unter Mount Stuart Elphinstone an. Schah Schudschan empfing sie in Peshawer; als sie ihre Abschiedsaudienz erhielt, hatte Mahmud die Fahne des Aufstuhrs erhoben und die Engländer wendeten sich wieder nach D.

Kamru, der Sohn Mahmuds, der mit dem großen Einflusse Feth Khans unzufrieden war, berebete seinen Vater endlich, diesen Minister zu

entfernen, dem er die Macht verbannte. Es wurden dem Feth Khan zuerst die Augen ausgestochen, und er enbte 1816 sein Leben unter den grausamsten Leiden. Als bald empörten sich alle seine Brüder. Mahmud, von den meisten seiner Unterthanen verlassen, floh eilig nach Herat, ohne selbst einen Kampf zu versuchen. Diese Flucht zeigte, daß er der Macht entsagte, denn obgleich er Herat und den Königstitel behielt, wurde er doch Vasall von Persien. Er starb 1829 und sein Sohn Kamru erbte seine beschränkte Macht.

Kaum war Mahmud nach Herat geflüchtet, als die Barakzis Schudschan zurückriefen, der sich bereitete, nach Peshawer zu kommen; aber sein ungeschicktes Benehmen entfremdete ihm seine Anhänger; sie warfen die Augen auf Ghyb, seinen Bruder, einer völligen Null, der jedoch so klug war, die Thronbewerber, die in seine Hände fielen, umbringen zu lassen.

Der zum zweitenmale vertriebene Schudschan kehrte nach Eobiana zurück. Offene Versuche und geheime Intriguen, ihn auf den Thron zu bringen, scheiterten. Er lebt von den Wohlthaten der britischen Regierung. *)

Die Unruhen, welche dem Tode Feth Khans folgten, hatten Caschemir und die andern Provinzen jenseits des Indus ohne Bertheiligung gelassen; sie fielen nach einander in die Gewalt Runschit Singhs. Im Jahre 1822 ging er über den Fluß und schlug in einer Schlacht die Afghanen vollständig. Dieser durch seine Tapferkeit entschiedene Sieg begründete die Macht der Seits in dem Lande ihrer Feinde, und seit dieser Zeit zahlt Peshawer dem Maharadscha einen Tribut.

Die Barakzis theilten sich, statt einig zu bleiben, und erleichterten so den Erfolg der ehrgeizigen Absichten Runschit Singhs. Mitten unter diesen blutigen Streitigkeiten verlor Ghyb, der Schattenkönig, seinen Sohn. In seiner Angst suchte er ein Asyl am Hofe von Lahore, wo er geblieben ist. Die Sindhier entsagten aller Unabhängigkeit; Balkh und sein Gebiet wurden den Staaten des Khans der Bucharei einverleibt.

Ein Häuptling der Barakzis ließ sich in Kandahar, ein anderer in Peshawer und ein dritter in Kabul nieder; so zerfiel die Duranie-Monarchie nach einer Dauer von 76 Jahren. Nach der Auflösung besuchte A. Burnes Afghanistan, das er 1839 betrat.

Die Afghanen bewohnen seit undenklicher Zeit das Land, welchem sie den Namen gegeben haben. Sie selbst nennen es Puschtane, wovon aus man in Indien Pitan oder Patan gemacht hat. Wie alle Völker, welche den Gebrauch der Buchstaben vor der Annahme des Islams nicht kannten, haben sie die arabische Schrift angenommen und die echte Tradition von ihrem Ursprunge verloren. Sie stützen sich auf dem Koran entlehnte Ideen und jüdische Erdumereien, und behaupten, von den zehn Stämmen abzustammen, die durch die Könige Assyriens in die Gefangenschaft geführt wurden. Dieser, obgleich offenbare, Irrthum wurde in Europa von sehr gelehrten Leuten wiederholt. Die Sprache des Volkes reicht hin zur Wiederlegung desselben; sie hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer semitischen; nur mit dem Studium des Koran haben sich arabische Worte eingeschlichen; das Peshu hat viel Aehnlichkeit in den Wurzelwörtern mit dem Persischen.

Die Reisenden, welche sich bei den Afghanen aufgehalten haben, schildern sie als kräftig, mager und muskulos, mit schwarzem, bisweilen braunem Haar und Bart, einer Ablernase, regelmäßigen Zügen und langem Gesichte; man fand in ihrem Aussehen etwas Jüdisches, was dazu beitrug, die erwähnte Fabel zu bekräftigen. Die Afghanen in D. haben einminder ausdrucksvolle Physiognomie als die in W., aber diese sind größer und kräftiger und haben eine minder dunkle Farbe als die ersten, unter denen man einige sieht, die so dunkel sind wie die Hindus. Ihre Frauen sind schön und hübscher gewachsen als die Frauen von Hindostan.

*) Neuerdings hat ihn diese bekanntlich durch Gewalt wieder auf den Thron gesetzt.

Die Afghanen in B. haben an der Civilisation der Perser, jene des D. an der der Hindus Theil genommen und resp. die Sitten und Gebräuche ihrer Nachbarn zu den ihrigen gemacht, während die in der Mitte die alten Gewohnheiten der Nation beibehielten. Sie zerfällt in zwei Hauptklassen: eine herumziehende wohnt noch unter Zelten; die andere hat der herumschwärmenden Lebensart entsagt.

Diese Verschiedenheit in den Sitten wird durch die Beschaffenheit des Landes bestimmt; im N. und D. ist es gebirgig. Am rechten Ufer des Indus endigt sich der Himalaya; am linken Ufer beginnt der Hindu Kush (der Paropamisus der Alten), der mit einigen Abweichungen nach S. sich von D. nach B. zieht und nach Herat zu sich senkt, wo er nur ein Labryinth von Fügeln ist. Seine Hauptspitze, der Spinangur (weiße Berg), ist 20,493 Fuß hoch. Unter den 57. Meridian laufen zwei ungeheure Ausläufer nach S., unter dem Namen Soliman Kuh nach D. und als Brahuil Kuh nach B. Es fehlen genaue Angaben über die Höhe dieser Berge, welche sich nach Belutschistan hinein erstrecken; man schätzt sie aber auf 1400 Toisen. Sie senden Zweige nach D. und B. Diese laufen sehr weit und lassen große Ebenen dazwischen.

Der Indus, welcher der Hauptfluß des westlichen Afghanistans ist, nimmt zur Rechten den Cabul und weiter unten den Gomal auf, welche sich lange in dem Gebirge hingschlängelt haben. In entgegengesetzter Richtung strömt der Helmand, der, nach einem langen Laufe in Gebirgsgegenden in die westlichen Ebenen, dann in die Wüste gelangt und seinen Lauf von 250 Stunden Länge in dem Zerres-See endigt.

Das Klima ist in Afghanistan sehr verschieden; das fortwährende Verbleiben des Schnees auf den höchsten Gipfeln der Berge und sein spätes Verschwinden auf den minder hohen hat einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur; sie ist im Winter sehr kalt, in dem ganzen Gebirgslande im Sommer gemäßigt, während die Hitze in den Ebenen unerträglich ist. Der Regen ist im Allgemeinen nicht häufig, der im Winter fallende von großer Wichtigkeit für die Bebauung des Landes. Die Wirkung der Monsuns macht sich in den südlichen Provinzen fühlbar. Die Boden-erzeugnisse sind außerordentlich verschieden, und man erntet hier sowohl die europäischen als einen Theil der indischen. Ebenso ist es mit den Thieren; die Heuschrecken, diese Geißel des Orients, verursachen oft große Verwüstungen.

Ueber die Mineralogie Afghanistans weiß man noch sehr wenig. Die meisten Flüsse sollen Gold führen; in den hohen Gebirgen giebt es Silbergruben und an verschiedenen Orten Blei, Eisen und Spießglanz. Die Salzquellen sind zahlreich.

Die Stämme, aus denen die afghanische Nation besteht, belaufen sich auf mehr als 300, die Unterabtheilungen mitgerechnet. Ulus ist der gemeinschaftliche Name für alle. Jede Gemeinde hat einen Fürsten (oerdar), der unter jenem des Stammes steht, welcher den Titel Khan führt. Fast immer hängt die Wahl von dem Könige ab, der willkürlich den Khan auslegen und einem Verwandten die Stelle geben kann. In einigen Ulus wird der Khan von den Mitgliedern des Stammes ernannt. In jedem Falle nimmt man auf das Recht der Erstgeburt Rücksicht, noch mehr aber auf das Alter, auf Erfahrung und Ruf. Diese unregelmäßige Art der Nachfolge veranlaßt Unruhen und Intriguen. In allen Bürgerkriegen schließt sich der Ehrgeizige, der den Ulus nicht erhalten konnte, mit seinen Anhängern dem entthronten Fürsten an.

Dschirga heißen die Versammlungen der Oberhäupter der einzelnen Abtheilungen, in denen die öffentlichen Angelegenheiten geordnet werden; der Khan führt den Vorsitz bei dem hauptsächlichsten Dschirga, der aus den Fürsten der Ulus besteht; jeder derselben versammelt seine Subalternen ebenfalls. Bei nicht sehr wichtigen Angelegenheiten handelt der Khan nach seinem eigenen Gutdünken, in ernsteren Fällen aber müssen Versammlungen berufen werden; sehr oft fragt jede Unterabtheilung und selbst jede Familie die Fürsten nicht, sondern handelt nach eigenem Interesse oder nach Laune. Um diesem Uebel abzuhelpen, wählt man auf Zeit einen

Beamten, der eine unbeschränkte Macht besitzt und nach der Crisis wieder in die Classe der Privatpersonen zurücktritt.

Die Vereinigung aller dieser kleinen Gemeinden wurde zur Zeit der Monarchie durch ein gemeinsames Oberhaupt regiert. Gegenwärtig sind die Stämme unter die Hauptlinge vertheilt, welche über verschiedene Theile des Landes herrschen. Einige Stämme haben die königliche Gewalt nie völlig anerkannt.

Die westlichen Provinzen werden von den Duranis, den Gildschis und den Dazarchs bewohnt, welche meist Viehzucht treiben; die Verburanis, die Jussufzais, die Schtraonis und andere Stämme leben in dem Gebirge. Unter diesen brechen am häufigsten die innern Zwistigkeiten aus, und einige leben vom Raube.

Nach den verschiedenen Reisenden, welche den Afghanen in seiner Heimath beobachtet haben, ist er gaffrei, einfach in seiner Lebensweise, seinen Sitten und seinen Reden, eher stolz als geizig, offen und ehrlich, aber rauh und heftig, und kann keine Beleidigung ertragen. Seiner Nahe schließt sich seine Familie und selbst sein Stamm an, so daß der erbliche Haß sich bis in das Unendliche verlängert.

Obgleich die Afghanen fest an den Lehren des Islams halten, so sind sie doch keineswegs intolerant, und sie haben die Eheremonien, das Eigenthumsrecht und die Verwaltung der Justiz durch ein Gesetzbuch geregelt, das Peschtenualli heißt und in mehreren Bestimmungen von denen des Koran abweicht.

Die Frauen besitzen eine weit größere Freiheit als in den andern muslimännischen Ländern und mißbrauchen sie, nach Elphinstone, nicht. „Die Frauen der höhern Classen,“ sagt er, „leben vor allen Blicken verborgen, aber man erlaubt ihnen alle Vergnügungen und allen Luxus, der sich mit ihrer Lage verträgt.“ Die der Armen arbeiten in der Wirthschaft und holen Wasser; in den halbrohen Stämmen verrichten sie verschiedene Arbeiten außer dem Hause. Die Damen von hohem Range können fast alle lesen und einigen fehlt es nicht an Bildung. Schreiben aber würde für eine anständige Frau eine Beschimpfung seyn. Die Familienmütter haben einen großen Einfluß auf das Innere der Familie. Ist der Mann abwesend, so nehmen sie im Hause die Männer auf, welche die Gastfreundschaft ansprechen; die Frauen auf dem Lande und namentlich die der Hirten sind besonders keusch.

„Die Afghanen sind, wie ich glaube, das einzige Volk im Oriente, bei welchem man das Gefühl der Liebe, so wie man es in Europa kennt, bemerken kann; nicht selten entführt der Liebhaber den Gegenstand seiner Leidenschaft trotz den Gefahren, denen er sich aussetzt; der Verliebte schwört selbst dem jungen Mädchen Treue, geht dann in eine andere Gegend und bleibt da, bis er durch seine Arbeit oder seinen Handel die Summe erworben hat, die er bedarf, um die Geliebte von deren Eltern zu erhalten.“

„Diese sentimentale Liebe findet sich besonders bei den Landbewohnern; minder häufig ist sie unter den hohen Classen, jedoch finden sich auch da Beispiele. Ein Liebeshandel zwischen dem Fürsten der Turcolanis und der Frau eines Khans der Jussufzais veranlaßte einen langen und blutigen Krieg zwischen den beiden Ulus.“

„Die meisten Lieder und Erzählungen der Afghanen handeln von Liebe, und dieses Gefühl wird darin in den glühendsten und zärtlichsten Ausdrücken beschrieben.“

Elphinstone giebt viele merkwürdige Details über die Sitten der Afghanen. „Sie lieben das Gespräch sehr und finden großes Vergnügen an geschichtlichen Erzählungen und an Liedern. Alle, besonders die im B., sind leidenschaftliche Jäger. Oft giebt es Pferderennen, besonders bei Gelegenheit von Hochzeiten; der Bräutigam giebt den Preis, ein Kameel; zwanzig bis dreißig Pferde machen einander den Preis streitig und durchlaufen eine Bahn von 3 bis 4 Stunden. Sie haben auch ein Carrousel, das darin besteht, mit verhängtem Jügel zu jagen und dabei der Spitze einer Lanze eine hölzerne Taube zu treffen oder mit fortzunehmen.“

„Die afghanischen Ketter schießen im Laufe mit dem Carabiner, der Flinte und dem Bogen. Männer aus verschiedenen Ulus schießen bisweilen mit Armbrüsten um die Wette; der Preis ist meist eine Maßzeit, nie eine Summe Geld.

„Das Lieblingsvergnügen der westlichen Afghanen ist der Attam- oder Gumbu-Lanz. Zehn bis zwanzig Männer oder Frauen stellen sich im Kreise auf, im Sommer vor den Häusern oder Zelten, im Winter um ein großes Feuer. Die Länger nehmen alle Arten Stellungen an und führen verschiedene Touren aus; dabei schreien sie, klatschen in die Hände und lassen die Finger knacken.

„Die meisten ihrer Spiele kommen uns kinbisch und gar nicht zu ihren langen Wärten und ihrem ernstlichen Wesen passend vor. Die Männer spielen wie unsere Schulknaben mit Kugeln; ist es aber nicht eben so in Persien und wie ich glaube in der Türkei? Hier noch ein anderes sehr gewöhnliches Spiel: ein Mann, der seinen Fuß mit einer Hand hält, hüpfet gegen seinen Gegner, der dieselbe Stellung angenommen hat, und beide suchen einander umzuwerfen; die Regeln dieses Spieles sind sehr complicirt. Andere Vergnügungen, für Leute von reifem Alter unpassend, haben sie noch mehrere, sowie endlich das Ringen und andere gymnastische Spiele. Die Fahren-, Hunde-, Wachtel-, Widder- und selbst Kameelkämpfe erregen große Bewunderung.

„Trotz der Verschiedenheit der Trachten, die man bei den Afghanen bemerkt, scheint mir die der westlichen Stämme der Typus der Nationaltracht zu seyn; sie besteht in weiten Weinkleidern von dunkelm Baumwollenzeuge, einer Blouse mit sehr weiten Ärmeln, Stiefeln und einer sehr engen Mütze mit einem schwarzen Streifen über einem Rädchen von Goldbrocat oder einem Stoffe von glänzender Farbe. Darüber tragen sie häufig einen großen Mantel mit Kragen aus gegerbten Schaffellen, mit der Wolle nach innen. Um im Stande zu seyn, die Angriffe ihrer Feinde zurückzuweisen, bewaffnen sich die Duranis-Bauern mit einer Flinte und einem Sabel. (Taf. 38. Abbild.)

„Die Frauen haben ein Hemd wie das der Männer, das aber länger, von feinerem Zeuge, gedruckt oder mit farbiger Seide gestickt ist. Ihre Weinkleider sind farbig und enger als die der Männer; ihre Mütze ist von Seide von heller Farbe, mit Gold gestickt, sehr klein und berührt kaum die Seiten oder die Ohren. Ueberdies haben sie einen großen Schleier oder vielmehr eine Hülle von glattem Baumwollenzeuge, womit sie sich vor den Fremden bedecken. Im W. befestigen sie oft ein Tuch über die Mütze; sie theilen ihr Haar in zwei lange Flechten, die hinten hinunterfallen.

„Ihre Lieblingsverzierungen sind angereicherte venetianische Zuckern, welche sie um den Kopf schlingen; sie schmücken sich auch mit goldenen oder silbernen Ketten, die in großen Kugeln endigen, welche an den Ohren herunterhängen; im Nasenknorpel tragen sie gern Ringe von verschiedener Größe. Die Mädchen zeichnen sich durch die weiße Farbe ihrer Weinkleider und durch ihr flatterndes Haar aus.

„Werkwürdig ist, daß die Afghanen nur einen sehr kleinen Theil der Städtebewohner ausmachen; die, welche sich dort aufhalten, sind meist vornehme Leute mit ihrem Gefolge, Soldaten, Mollahs und einige wenige Kaufleute und Handwerker.

„Kein Afghane beschäftigt sich mit dem Kleinhandel oder der Betreibung eines Handwerkes. Dies überläßt man den Tadschiks, einem von den Afghanen ganz verschiedenen Volke, das man auch in Persien und in andern Ländern Asiens findet; alle haben feste Wohnungen und sie treiben nicht selten Ackerbau. Man findet sie hauptsächlich bei Städten. Einige ihrer Stämme haben einen sehr kriegerischen Charakter, tragen eine Tunica, ein Gewand, das sie mit einem Gürtel zusammenhalten, und eine Art kleinen Turban. (Taf. 38. Abbild.)

„In den östlichen Provinzen werden die mechanischen Beschäftigungen von den Hindkis betrieben, einem Volke, das aus Indien stammt. (Taf. 38. Abbild.)

„Wie in allen muselmännischen Ländern giebt es Sklaven in Afghan-

nistan; sie sind meist Eingeborene, doch erhält man einige auch aus fremden Ländern, Abyssinier und Neger. Die Sklaven verwendet man hauptsächlich als Diener im Hause oder zur Bebauung des Bodens; sie werden meist sanft behandelt, essen mit ihren Herren und sind bekleidet wie diese.

„Diese machen ihnen Geschenke und kaufen ihnen selbst Frauen, die Sklavinnen waren. Der Eigenthümer des Mädchens erhält den Preis, den er oft dem Vater oder der Braut überläßt, doch behält er sich seine Rechte auf die Frau nach der Hochzeit vor, und die Kinder, welche sie gebiert, gehören ihm an. Die Sklaven können Eigenthum besitzen; selten schlägt man sie; sie sehen sich als Glieder der Familie an, der sie angehören, und sehen ein, daß sie ihres eigenen Vortheils wegen arbeiten müssen.

„Wird ein Sklav freigelassen, so geschieht dies immer unentgeltlich, und sie benehmen sich darin wie die Perser. Der P. Krassinski, den man keineswegs der Parteilichkeit für sie beschuldigen kann, drückt sich in seiner „Geschichte der letzten Revolution in Persien“ so aus: die Behandlung, welche sie ihren Kriegsgefangenen angedeihen lassen, hat durchaus nichts von der Nothheit an sich, die sich bei den meisten andern Nationen im Oriente findet. Sie lassen sich zwar von denselben bedienen, aber außer daß sie sie dabei mit Güte behandeln, verschonen sie selten, wenn sie mit ihnen zufrieden sind, nach einer gewissen Zeit ihnen die Freiheit wiederzugeben.“

Burnes hatte kaum die Grenze der Besigungen Runschit Singhs überschritten, die sich 3 Meil. westl. vom Indus befindet, als er seine Seltsamkeit entließ; sie wiederholte dreimal ihren Abschiedsgruß und er übergab sich den Afghanen, die ihn und die Seinigen mit einem nasalam aleikom (Griebe sey mit Euch) empfingen. Diese Afghanen gehörten zu der Horde der Khattaks, „einer schlechten Race“, sagt der Reisende. Indessen konnte er ihren Anführer nur loben, denn derselbe zeigte eine gewisse Unzufriedenheit darüber, daß die Fremden einige Gegenstände in dem Bazar einer benachbarten Stadt gekauft hatten, weil sie demnach an seiner Gassefreundschaft zu zweifeln geschienen hätten. „Er nahm Abschied von uns“, sagt Burnes hinzu, „indem er uns einlud, uns für so sicher zu halten, wie die Eier unter der Feder.“ Dies war jedoch an demselben Orte, wo der arme Moorcroft und seine Gefährten auf so ernste Schwierigkeiten stießen, daß sie sich mit Gewalt durchschlagen mußten.

„Wir befanden uns jetzt außerhalb Hindostans und in einem Lande, wo das Begehren des Eigenthums eines Andern die vorherrschende Leidenschaft ist. Deshalb hielten wir uns immer in der Nähe unseres Camps; die kleine Anzahl unserer Leute wurde so vertheilt, daß in der Nacht regelmäßig Wache gehalten werden konnte. Wir selbst wirtheten die Wachen. Wir lebten wie die Eingeborenen des Landes und verschmähten weder die harte Erde noch die einden Hütten, in denen wir bisweilen unser Nachtquartier nahmen. Ich vertheilte einen Theil meines baaren Geldes unter meine Diener; die Controlle, die wir eingeführt hatten, war so vollkommen, daß wir auf unserer ganzen Reise nicht einen Dukaten verloren. Unsere Diener zeigten sich des Vertrauens würdig, das wir in sie gesetzt hatten. An meinem linken Arm befestigte ich als Amulet, wie bekanntlich bei den Orientalen so häufig sind, einen Creditbrief auf 5000 Rupien, am rechten trug ich meinen Paß in mehreren Sprachen und um den Leib band ich mir ein Säckchen mit Dukaten.“

Burnes reiste mit J. Gerard, einem Chirurgen, der sich lange im Himalaya aufgehalten hatte. Der Fürst von Peshawar hatte den beiden Engländern eine Abtheilung von sechs Reitern entgegengeschickt; vor der Stadt erschien der Sohn des Fürsten mit einem Elephanten und einem Trupp Reiter. „Es war ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren, in einer blauen Tunica und einem Caschmirshawl als Turban. Nachdem wir ehrerbietig abgestiegen waren, umarmten wir einander. Er führte uns unmittelbar zu dem Sultan Mahomed Khan, seinem Vater, der uns auf die schmeichelhafteste Weise aufnahm, uns an der Thüre seiner Wohn-

ung empfing und uns in ein Zimmer führte, das mit Spiegeln besetzt und mit abentheuerlichen Malereien beschmückt war. „Mein Haus, mein Land, meine Habe, sagte er, alles steht zu Eueren Diensten; ich bin der Verdächtige der britischen Regierung und habe es durch mein Benehmen gegen Moorcroft bewiesen; es ist ein wahrer Freundschaftsband.“ Wir waren allerdings keine Leute, die denselben brechen wollten. Er hatte seinen Harem räumen lassen, um uns aufnehmen zu können. Es war eine Aufnahme, die wir allerdings nicht erwartet hatten.

„Alle Mitglieder der Familie Mahomed Khans waren gebildete Leute, frei von religiösen Vorurtheilen und einige in der Geschichte Asiens sehr erfahren. Während wir mit einander sprachen, standen mehrere auf, als die Stunde des Gebetes gekommen war, und verrichteten dasselbe. Je mehr wir Peshawer kennen lernten, um so mehr erweiterte sich der Kreis unserer Bekanntschaften; wir erhielten jeden Augenblick Besuche, besonders wenn wir allein waren. Die Afghanen lieben die Einsamkeit nicht; sie entschuldigsten sich immer, wenn sie bei ihrer Ankunft Niemanden bei uns fanden, obgleich es uns bisweilen angenehm gewesen wäre, allein zu seyn.

„Am 21. März, dem Neujahrstage, ersuchten uns Mahomed Khan und seine Brüder, einen Spazierritt in der Umgegend von Peshawer zu machen. Die meisten Einwohner befanden sich in den Gärten, wo sie amüßig mit Sträußern und blühenden Pfirsichweigen in der Hand. Wir nahmen Platz auf dem Terrassendache eines Lusthauses und betrachteten die versammelte Menge. Die Bäume waren mit Blüten bedeckt; nichts konnte der Schönheit des Bildes gleichen, das wir vor uns hatten. Mahomed Khan und seine Brüder gaben sich die Mühe, mir die umliegenden Berge zu nennen, sagten mir, welche Völkerstämme dort wohnten, und unterhielten mich mit allem, was ihrer Meinung nach mich interessirten konnte. Sie erzählten mir auch, der vornehme Herr, welcher den Garten habe anlegen lassen, in welchem wir uns befanden, besitze den Stein der Weisen (Seng i fara), weil man nicht begreifen konnte, auf welche andere Weise er seine großen Reichthümer habe erwerben können. Sie setzten hinzu, er habe den Seng i fara in den Indus geworfen.“

Mahomed Khan, der sich mit seinem Bruder, dem Fürsten von Kabul, veruneinigt hatte, versuchte die beiden Engländer zu überreden, ganz im Stillen durch diese Stadt zu reisen und ohne ihn zu besuchen. „Er erbot sich selbst,“ sagt unser Reisende hinzu, „uns durch einen angesehenen Perser begleiten zu lassen, der uns bis an die Grenze von Afghanistan führen sollte. Hätte ich geglaubt, dieses Arrangement sey ausführbar, so würde ich mich darüber gefreut haben; aber es war offenbar schwierig, durch die Stadt Kabul und durch das Land zu kommen, dessen Hauptstadt sie ist, ohne daß es der Fürst erfahre; die Entdeckung eines solchen Versuches setzte uns sicher dem Zorne eines Mannes aus, von dem wir nichts zu fürchten hatten, wenn wir uns offen für englische Officiere ausgaben. Ich war also entschlossen, dem Fürsten von Kabul zu trauen wie jenem vom Peshawer. Dieser überzeugte sich endlich auch, daß unser Verkehr mit seinem Bruder in nichts die Achtung verringern werde, die wir für ihn hegten. Er willigte in unsere Abreise und blieb selbst dabei, uns zu unterstützen, um sicher durch sein Gebiet reisen zu können. Er rathet uns, unsere Tracht nochmals zu ändern; wir nahmen deshalb eine Kleidung, welche Armuth verkündigt; das, welches ich fertig in dem Bazar kaufte, kostete mich etwa einen Thaler. Wir kamen auch überein, daß wir vor den gemeinen Leuten und nicht als Europäer zu erkennen geben, offen aber allen Häuptlingen und selbst demjenigen, mit welchem wir vertraut werden würden, die Wahrheit gestehen wollten. Ferner wurde es für zweckmäßig gehalten, jede Vertheilung von Arzneimitteln einzustellen, da dies zu viele Personen um den Herrn Gerard versammeln und das Gerücht von unserer Ankunft ausbreiten würde, was die Rathsamung wecken könnte, wir hätten Schätze bei uns.“

„Fünf Meilen von Peshawer auf der Straße nach Kabul hatten wir eines der Denkmale gesehen, die wir schon im Pendschab bemerkt hatten, wo man sie Kope (Kugel, tumulus) nennt; in Sanscrit heißen

sie Stoupas, was dasselbe bezeichnet. Andere trifft man auf der großen Straße, welche von Persien und Bactriana nach Indien führte. Das in der Nähe von Peshawer ist sehr verfallen und ungefähr 100 Fuß hoch. Die Steine, mit denen es besetzt gewesen, waren heruntergefallen oder weggenommen worden. In denen des Pendschab, die man durchsucht, hat man einen eisernen Cylinder gefunden, der einen andern von Zinn oder dergleichen enthielt; dieser enthielt einen dritten von Gold. Sie befanden sich in einer Nische in einem großen Steinblocke im Grunde. Dieser goldene Cylinder, 3 Zoll lang und 6 Linien im Durchmesser haltend, war mit einer schwarzen, schmutzigen Masse, dem Rothe ähnlich, gefüllt, worunter sich kleine Glas- oder Bernsteinstücke befanden. Man fand auch zwei goldene Münzen darin; andere waren im Innern des Hauses verstreut. (Taf. 38. Abbild.)“

Nach einem sehr angenehmen Aufenthalte von einem Monate in Peshawer reisten die beiden Engländer am 19. April ab. Diese Stadt wurde von Akbar inmitten einer großen Ebene gegründet. Die afghanischen Monarchen residirten bisweilen hier in dem Bala Hissar, einem großen Gebäude mit schönem Garten in der Citadelle, welche die Stadt vertheidigt. Es ist dies nebst dem hauptsächlichsten Caravanseerai das bemerkenswertheste Gebäude. Obgleich sehr heruntergekommen, besitzt Peshawer doch immer noch einen blühenden Handel. Man zählt darin über 70,000 Einwohner; die Dörfer der von dem Kabul und verschiedenen Bächen bewässerten Ebene sind sehr reinlich und verrathen Wohlstand; man sieht in den Gärten Maulbeerbäume und die meisten in Europa bekannten Obstbäume.

Von den fünf Straßen, welche von Peshawer nach Kabul führen, zogen die Engländer die an dem Flusse hin vor, weil der Paß Kheiber wegen des in der Nähe wohnenden Stammes nicht sicher ist. Man ging über den Kabul auf einem von aufgeblasenen Schläuchen getragenen Floß. Dieser Fluß ist, wenn auch nur 750 Fuß breit, so reißend, daß man eine Meile weit mit fortgerissen wurde, ehe man das entgegengesetzte Ufer erreichen konnte. Die Pferde schwammen durch.

„Am 23.“ sagt Burnes, „war alles zu unserm Aufbruche vorgerichtet und wir hatten mit den Nomads unterhandelt, einem Räuberstamme, der etwas weniger wild ist als die Kheiberis. Sie verlangten eine Ruppe für jeden Muselman und sechs für einen Hindu, begnügten sich aber mit viel weniger und zankten sich bei der Theilung. Wir gingen dann an, an den steinigten Hügel hinaufzuklettern, und hatten bald eine Probe von dem Einflusse der Nomads; einzelne Reisende sahen wir mit Kindern; die Bedeckung genügte zu ihrem Schutze. Wir mußten von neuem über den Kabul, und es geschah auf dieselbe Weise wie das erste Mal. An der andern Seite gab es weder ein Dorf, noch Spuren von Bewohnern; wir mußten also unsere Teppiche auf der Erde ausbreiten und unter freiem Himmel schlafen in einer kühlen Nacht nach einem ermüdenden Tage. Das Rauschen des Flusses hatte jedoch die meisten bald eingelullt und gegen Mitternacht hörte man nichts mehr als die Stimme der Bergbewohner, welche auf einem vorspringenden Felsen über unserm Lager bis zum Tagesanbruche wachten. Sie sahen wie echte Banditen aus, und es war sehr unterhaltend, den studirten Respect zu sehen, den Alle gegen uns zeigten. Ihr Anführer, ein gerumpelter Tauzengicht, der nicht einmal einen Turban hatte, war zu Pferde; man sang sein Lob; man gab ihm Geschenke, aber kaum waren wir aus diesem Bezirke hinaus, als jeder die mit Schimpfreden überhäufte, die man eben noch geliebt hatte.“

Ehe man nach Dschelalabad gelangt, muß man über eine große steinigte Wüste reisen. Ein Theil davon ist unter dem Namen Dacht oder Ebene von Batticote bekannt; der Simum oder giftige Wind macht sich hier in der warmen Jahreszeit fühlbar.

Dschelalabad, am Kabul, ist eine sehr kleine Stadt mit einem Bazar von funfzig Läden und hat nur 2000 Einwohner; in der kalten Jahreszeit zählt sie deren aber 20,000, weil dann die von den benachbarten Bergen sich hierher flüchten. Ein Gebirge in der Nähe zeigt große Aus-

grabungen; man fährt sie bis zu den Seiten der Ungläubigen zurück; sie sind in Gruppen getheilt; jede hat einen besondern Eingang von der Größe einer gewöhnlichen Thüre. Sie haben vielleicht eben so viele Dörfer gebildet, denn es scheint sonst in Afsien Sitte gewesen zu seyn, in ähnlichen Höhlen zu wohnen, wie wir von den Geschichtschreibern des Alterthums erfahren, welche so oft von Troglodyten oder Höhlenbewohnern sprechen. Sieben runde Thürme in der Nähe von Dschelalabad unterstehen sich von den Apen durch ihren Bau; sie gelten für sehr alt und man hat in geringer Entfernung viele Münzen gefunden.

Schneebedeckte Berge laufen mit einander parallel in N. und S. von Dschelalabad; die letztern nehmen nach D. zu an Höhe ab. Der Schnee schmilzt nie auf den obern Theilen, was unter dieser Breite eine Höhe von 15,000 Einw. voraussetzt.

Als die Reisenden sich von den Ufern des Kabul entfernten, gelangten sie in das Thal Bala Bagh, das von dem Surk rud bewässert wird, und durch seine Trauben und Granatäpfel berühmt ist, welche in Hindostan sehr gesucht werden. In dem Dorfe Sandamal erreichte man die Scheidelinie zwischen dem kalten und warmen Lande. Man sagt, es schneie auf der einen Seite des kleinen Flusses, während es auf der andern regne. Das vegetabilische Leben nimmt hier neue Formen an; der Weizen, den man zu Dschelalabad schneiden wollte, war in Sandamal noch nicht drei Zoll hoch, und doch beträgt die Entfernung dieser Dörfer von einander nicht 25 Meil. Auf den Feldern bemerkten die Reisenden Pflanzen ihrer Heimath. Die nur 10 Meil. entfernten Berge waren mit Fichtenwäldern bedeckt, welche 1000 Fuß unterhalb der untern Schneegrenze begannen. Die Luft, welche schärfer wurde, machte wärmere Kleidung nothwendig.

„Auf dem Wege,“ sagt Burnes hinzu, „konnte man leicht die alte Straße und die Posthäuser erkennen, die 5 bis 6 Meilen auseinander von den mogollischen Kaisern erbaut worden waren, um die Communication zwischen Delhi und Kabul zu unterhalten. Man kann diese Vorrichtungen selbst in dem Gebirge bis Balkh verfolgen, weil Humalun und Aurangzeb beide in ihrer Jugend Gouverneure dieser Stadt waren.

„Wir begegneten Tausenden von Schafen, welche von Gilschis gehütet wurden. Jetzt, da der Schnee weder die Ebenen, noch die unteren Berge mehr bedeckte, führten sie ihre Heerden nach dem Pinbu Kus, wo sie den Sommer zubringen. Die Männer folgen den Schafen, welche an den Abgründen weiden; die Knaben und kleinen Mädchen führen die Lämmer und bilden den Nachtrab in einer Entfernung von 1 bis 2 Meil. Eine alte Ziege oder ein Mutterthier geht voraus und die Kinder treiben die Kleinen durch leichte Schläge mit Gras oder durch Geschrei. Einige der Kinder waren so jung, daß sie kaum laufen konnten. Wir kamen vor mehreren Lagerplätzen am Wege vorüber; man wollte sie eben abbrechen und packte die Hausgeräthe ein. Die Zelte waren niedrig, von Filtz und von schwarzer oder vielmehr brauner Farbe. Die Frauen verrichteten alle Arbeit, beluden die Kameele und trieben sie vorwärts; sie waren sehr braun und zeichneten sich sehr wenig durch Schönheit aus. Uebrigens waren alle diese Afsghanen bekleidet und mit großen Sandalen mit Nägeln beschuht. Die Kinder sahen wohl und munter aus. Man sagt, bei diesen Nomaden würden die Ehen nie vor dem vierzigsten Jahre geschlossen.

„Am 30. kamen wir in Kabul an. Der Anblick dieser Stadt ist keineswegs imposant, und erst als ich mich im Schatten unter dem schönen Bazar befand, glaubte ich es, daß ich in der Hauptstadt eines Reiches sey.“

Die englischen Reisenden erhielten sogleich eine Audienz bei Dost Mahomed Khan, dem Fürsten von Kabul. Er verrieth in dem Gespräche einen Grad von Verstand und Bildung, welcher die beiden Europäer überraschte. Seine Neugierde erstreckte sich nur auf wirklich interessante Gegenstände; seine Fragen betrafen nur Dinge von hoher Wichtigkeit, und seine Reflectionen verriethen ein gesundes Urtheil und einen bemerkenswerthen Scharfsinn.

„Jeder,“ sagt Burnes, „wiederholt, Kabul sey eine sehr alte Stadt und man giebt ihr ein Bestehen von 6000 Jahren. Sie ist sehr volkreich und geräuschvoll; der Lärm ist hier so groß am Nachmittage, daß man auf der Straße sein eigenes Wort kaum hört. Der große Bazar ist prachtvoll und wohl versehen mit Waaren aller Art. Abends wird er sehr gut erleuchtet und dann ist die Ansicht wirklich reizend. Die Straßen sind nicht sehr eng und man hält sie in der trockenen Jahreszeit in gutem Zustande; kleine Rinnen mit reinem Wasser durchschneiden sie, was für die Bewohner sehr bequem ist. Die von an der Sonne gebrannten Steinen gebauten Häuser haben selten eine Etage über dem Erdgeschosse. Man schätzt die Einwohner auf 20,000. Die Stadt liegt 6000 Fuß über dem Meeresspiegel; sie hat herrliche Gärten, in denen ich unter unsern Obstbäumen mit großem Vergnügen umherging. Auch das Gezwoitscher der Vögel erinnerte mich an die Heimath.

„Ehe wir Kabul verließen, machte ich die Bekanntschaft vieler brahmanistischer Handelsleute von Schikarpur. Der ganze Handel Mittelasiens ist in den Händen dieser Männer, welche Agenten haben von Astrachan in Rußland und Meschid in Persien bis nach Calcutta. Sie denken an nichts als an ihre Geschäfte, nehmen nur Antheil an Dingen, welche sie interessieren, und verschließen sich des Schutzes der Regierung von Kabul, indem sie ihr Geld vorschießen. Es war uns nicht schwer unsere Geldgeschäfte hier abzumachen und solche Arrangements zu treffen, daß wir die Summen, welche wir brauchten, selbst in der Ferne von Indien erheben konnten, wo wir uns bald befinden sollten.“

Am 18. Mai brach Burnes mit seinem Begleiter wieder von Kabul auf. Sie ließen die Straße nach Kandahar zur Linken und wendeten sich in dem Thale hinauf, in welchem der Fluß Kabul fließt; es ist nicht eine Meile breit. Der Anbau ist hier ganz vorzüglich; an einigen Stellen führen Rinnen das Wasser 100 Fuß hoch auf die Berge hinauf. In dem untern Theile erheben sich die Reisfelder auf sehr malerische Weise stufenartig über einander; um diese Zeit war der Gipfel der Berge zu beiden Seiten mit Schnee bedeckt. Unten hielt sich der Thermometer auf 12° 43' unter Null.

Ehe die Reisenden in das Thal gelangten, ließen sie in S. Gazna, die alte Hauptstadt des Landes. Es ist jetzt eine Stadt von keiner großen Wichtigkeit und nur bemerkenswerth durch das Grab des Sultan Mahmud, ihres Gründers, die anderer Großen und den großen Damm, ein prachtvolles und nützliches Werk. Mahmud hatte 7 bauen lassen, jetzt ist nur noch einer übrig. Das ist alles, was an den Glanz dieser Stadt erinnert, welche während zwei Jahrhunderten die Hauptstadt des Reiches der Gazneviden und eine der größten und schönsten in Afsien war. Ihre beträchtlich hohe Lage über dem Meere macht sie zu einem der kältesten Orte in diesem Lande.

Ehe die Reisenden auf den Gipfel des Passes Anna kamen, welcher das Thal endigt, trafen sie auf Schnee; er fiel während sie durch das Defilé gingen, dessen Höhe 11,000 Fuß beträgt. Bis dahin waren sie nach W. gegangen; jetzt wendeten sie sich nach N., kamen über ein Thal, dessen Gewässer sich mit dem Helمند verbinden, und stiegen dann über die Berge Kohibaba, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Einwohner sagten ihnen, sechs Monate lang hindere sie der Schnee auszugehen. Man säet die Gerste im Juni und erntet sie im September; es ist ganz wie in den nördlichen Ländern Europas. Diese Bergbewohner von Afsghanistan haben keine Kröpfe. Jenseits des Passes von Fadschi gal mußten die Reisenden wieder hinuntersteigen; dann gingen sie um den von Kalu herum, der noch höher ist, und gelangten in ein Thal, das ein Beifluß des Druß oder Dschihun bewässert.

Am nördlichen Ende des Thales, wo ein Schloß mit großer Anstrengung auf dem Gipfel eines Abgrundes erbaut ist, konnten sie die riesenhafte Götzenbilder von Bamian betrachten. Es sind zwei in Felsrelief an der Felsenwand ausgehauene Figuren; die eine, 120 Fuß groß, stellt einen Mann vor; die um die Hälfte kleinere eine Frau. Diese beiden Figuren sind schrecklich verstümmelt worden; übrigens empfehlen sie

sch überhaupt nicht durch die Heftigkeit der Sculptur; der Mantel, mit dem sie bekleidet sind, ist von einer besondern Masse gemacht. An der Seite des Felsens befindet sich eine Menge von viereckigen Höhlen; es führt ein Weg von den untern hinauf zu den beiden Götzenbildern. Die Caravane von Kabul machen in diesen untern Höhlen gewöhnlich Halt und die obern dienen den Einwohnern von Bamian als Getreideboden. (Zaf. 28. Abbild.)

Die Felsen jeder Figur waren sonst mit einer Masse überzogen und mit menschlichen Figuren bemalt, die jetzt fast überall verschwunden sind.

Im Defilé von Kiohat, das 16 Meilen von Bamian entfernt ist, verlassen die Reisenden das Gebiet des Königreichs von Kabul.

Dieser Staat ist der mächtigste von denen, welche sich aus der afghanischen Monarchie gebildet haben. Das Einkommen beläuft sich auf 18 Lak Rupien. Die Armee besteht aus 9000 Mann gut berittener und gut equipirter Cavalerie und aus 2000 Mann Infanterie, außer den Willigen und der Artillerie. Er ist stark durch seine Lage in den Bergen. Der Fürst ist mit Recht durch seine Willigkeit, seine Privatguten und die Ermunterung berühmte, welche er dem Handel angedeihen läßt. Sein Lob kommt aus jedem Munde.

Das Einkommen von Peshawar beläuft sich nur auf 9 Lak Rupien; der Sultan bezahlt einen Tribut an den Maharadscha der Seits; mehrere Stammhäuptlinge leisten die Abgaben nicht, die sie schuldig sind; mehrere Horden treiben ungestraft. Straßenraub auf seinem Gebiete. Seine Armee besteht höchstens aus 3000 Mann, wovon zwei Drittel Reiter sind. Im Nothfalle kann er jedoch eine ansehnliche Zahl unregelmäßiger Truppen stellen.

Der Khan von Kandahar hat ein Einkommen von 5 Lak Rupien, eine Armee von 9000 Reitern und einige Geschütze. Da seine Hauptstadt im Herzen des Landes der Duramis und in der Nähe der Wiege der Familie des Barathis liegt, so gelänge es ihm vielleicht in dringendem Nothfalle, ein furchtbares Corps von Reitern aufzutreiben. Die Fremden genießen in diesem kleinen Staate nicht denselben Schutz wie in Kabul; die Eingeborenen beklagen sich über Verationen und verwünschen ihren Fürsten.

Wenige Reisende sind in unserer Zeit über Kandahar hinausgekommen; Tavernier spricht von dieser Stadt, sagt aber nicht, daß er dort gewesen; er schildert sie als sehr stark und als den Durchgang aller Caravane, welche nach Indien ziehen und von dort kommen. Forster sah sie 1782. Conolly, der 1830 durch dieses Land reiste, war so krank, daß er nicht nach Kandahar gehen konnte, vielmehr 16 Meilen in Norden bleiben mußte, wo sein Führer eine Wohnung hatte. Die Erzählungen, die er von der Regierung hörte, stimmen mit dem Berichte Burnes' überein. Conolly sagt hinzu, Kandahar sey eine ansehnliche Stadt und müsse wenigstens 60,000 Einw. haben. Er fragte seinen Führer, und dieser antwortete ihm: „du kennst Herat; nun, denke dir, wenn du kennst, eine noch einmal so schmutzige Stadt und Bevölkerung. Pfui, ich spucke auf den Bart solches Viehes; ich könnte nie wieder rein werden.“

Kandahar ist dennoch der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, und die Umgegend, wenn sie auch sehr gedrückt ist, muß eine bedeutende Menge Getreide hervorbringen, denn es ist dort sehr wohlfeil. Das Klima ist nicht so mild wie in Herat, der Boden aber besser und das Wasser reichlicher.

Das Land zwischen Kandahar und Herat ist mäßig bevölkert und zeigt große Weideplätze; man bearbeitet den Boden nur an den Orten, wo die Fruchtbarkeit dazu auffordert, und besonders in der Nähe der kleinen Städte, die vielleicht diesem Umfande ihre Entstehung verdanken.

Weiter oben hat man gesehen, daß Herat und sein Gebiet Kamru gehorchen, der den Titel Schah führt als Abkömmling der Souveraine der afghanischen Monarchie. Conolly schildert ihn als schwachen, geizigen Mann, der sich den Ausschweifungen überläßt. Nichts desto weniger achtet die untere Classe seiner Untertanen in ihm das Gut ihrer alten Könige.

Das Gebiet von Herat möchte Persien gern haben, und es ist der Eroberung bisher nur durch Bezahlung großer Summen entgangen. Kamru zieht aus dem Fürstenthume ein ansehnliches Einkommen, das ihm erlaubt einige Afghanenhäuptlinge bei sich zu haben und ein Heer von 5000 Reitern zu unterhalten.

Forster, Christie, der Begleiter Pottingers, Fraser und Conolly haben Herat gesehen. „Es ist,“ sagt der letztere, „eine sehr gut besetzte und ziemlich große Stadt; die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 45,000 Seelen. Fast alle Einwohner sind Muselmänner von der Secte der Schiiten, doch giebt es auch Damanen und einige Juden da. Die Stadt ist ungemein schmutzig und kothig; von jeder Seite der Hauptstraßen gehen Gäßchen ab, die unter niedern Arcaden hingehen, was sie sehr dunkel macht; übrigens wird das Auge und die Nase durch alle Arten Schmutz gleich beleidigt. Die Vorstädte dagegen und die Umgegend sind sehr schön. Herat liegt auf der einen Seite 4 und auf der andern 12 Meil. von den Bergen. Die ganze Gegend enthält eine Menge kleiner besetzter Dörfer, Gärten, Weinberge und Getreidefelder, verschönert durch sehr viele klare Bäche, welche die Ebene von allen Seiten durchschneiden. Das Wasser des Herirud wird in eine unglaubliche Menge von Canälen vertheilt, welche das ganze Thal von Herat bewässern. So verschafft man sich die köstlichsten Früchte, und das Klima ist gesund trotz den Verwüsthungen, welche bisweilen die Blattern und die Cholera anrichten, und trotz dem, daß die außerordentliche Unreinlichkeit der Einwohner die schnelle Verbreitung der ansteckenden Krankheiten sehr begünstigt.“

Kapitel LXI.

Turkistan. — Khunduz. — Balkh. — Buchara. — Khiva. — Wüste. — Turkomanen.

Die nördliche Grenze des Königreichs Kabul befindet sich in dem Berglande, das von den Hezarchen bewohnt wird, einem Volksstamme, der sich seiner Physiognomie nach mehr den Türken als den Afghanen nähert und dessen Lebensweise ein dem Räuberhandwerke zugethanenes Volk verkündigt. Wenn man also in Sigan, 30 Meil. nördlich von Bamian, ist, befindet man sich in den Staaten des Khans von Khunduz. Dieser Fürst ist ein Usbek, der seit kurzem seine Besitzungen erweitert hat; er ist Herr des Thales des ebenen Drus und der Weislässe desselben; ja Balkh war selbst eine kurze Zeit in seiner Gewalt. Die Bewohner seiner Besitzungen bestehen hauptsächlich aus Tadschiks oder Sarten, welche die Ureinwohner sind; die Usbeken sind verhältnißmäßig nicht sehr zahlreich.

Im N. von Bamian ging Burnes noch über drei Pässe, welche zu Hindokan gehören, die aber minder hoch sind als die vorhergehenden; man sah hier keinen Schnee mehr. Mahomed Ali Beg, der Fürst von Sigan, ist abwechselnd Vasall von Kabul und von Khunduz, je nachdem die Fürsten dieser beiden Staaten mächtiger werden. Der Führer der Caravane hatte ihm gesagt, die beiden Reisenden wären arme Armenier, und der Beg antwortete ihm scherzend, sie wären vielleicht Europäer. Diese Vermuthung konnte traurige Folgen haben, denn der Fürst steht in sehr schlechtem Rufe; er macht sich kein Gewissen daraus, die Caravane zu brandschlagen, besonders die Juden und andere Ungläubige. Der Kasia Bashi rief zu Gunsten der beiden Engländer das Zeugnis eines Empfehlungsbriefes von Kabul an, in welchem sie als Armenier bezeichnet waren. Ein Roß von Nankin, und 8 bis 9 Rupien, die gewöhnliche Abgabe einer Caravane, genügten diesem habgierigen Menschen. „Wir verbrachten eine sehr gute Nacht,“ sagt Burnes, „in einem mehman khane (Gasthause), das sehr reinlich war und am Ende des Ortes lag; das Innere war mit Papier bekleidet. Der Fürst schickte uns eine Reheule, weil wie seinen Freunden in Kabul bekannt wären. Wir bemerk-

ten leicht, daß wir uns in einem Lande befanden, das von den durchwanderten ganz verschieden war. Der Mosaiskfußboden war mit Filzteppichen belegt, was eine genauere Befolgung der Religionsvorschriften verrieth; diese Gebäude waren besser gebaut als die, welche wir vorher gesehen hatten. Ich mußte meine Beobachtungen im Hause machen. Eigan ist ein hübscher Flecken mit schönen Gärten, obgleich in einem traurigen und kahlen Thale gelegen."

Seibak, am Ende eines Desfilés, wo das Thal sich zum erstenmale von dieser Seite öffnet, ist ein Dorf 4000 Fuß über dem Meere. Ein Uebekefürst, ein in dieser Gegend brüchtyger kleiner Tyrann, residirt hier in einem Schlosse von Erdsteinen auf einer Anhöhe, welche das Land beherrscht. Das Thal hat Gärten und das schönste Grün. „Wald," sagt Burnes, „sahen wir zahlreiche Heerden auf den aromatischen Bergweiden und große Gärten mit mächtigen Obstbäumen; auch die Bevölkerung wurde ansehnlicher jemehr wir uns den Ebenen von Turkestan näherten. Am 30. Mai kamen wir nach Khulum, wo wir eine herrliche Aussicht genossen. Das Land zog sich in N. in sanftem Abhange nach dem Drus hin."

Die Reisenden wollten den nächsten Tag nach Balth aufbrechen, da aber die Zollbeamten einen Boten an den Khan von Khunduz geschickt hatten, um ihm die Ankunft der beiden Fremden zu melden, so warteten sie auf Instruktionen. Am 1. Juni wurden sie aufgefordert, die beiden Fremden eilig nach Khunduz aufbrechen zu lassen. Doch ging Burnes allein mit dem Zollvorsteher, der ein Hindu und sehr braver Mann war; der junge Engländer wußte ihn geschickt in sein Interesse zu ziehen, und das war sehr glücklich, denn Burnes konnte mit Recht Besorgnisse hegen, weil der Khan von Khunduz derselbe war, welcher 1824 schändlicher Weise Moorcroft alles abgenommen hatte. Dieser letztere ging nach Buthara.

Nachdem sie 70 Meilen auf einem schrecklichen Wege zurückgelegt hatten, dem behaute Felder und hübsche Gärten folgten, betrat Burnes Khunduz. Der erste Minister gab ihm eine Wohnung in seinem Hause; Burnes spielte seine Rolle als Armenier vollkommen; der Zollvorsteher und einer seiner Begleiter von der Caravane bestärkten seine Aussagen. Murab Beg, der Khan von Khunduz, befand sich in seinem Landhause 15 Meilen von der Hauptstadt. Burnes wurde mit seinen beiden Begleitern dahin geschickt, und jeder machte dem Khan ein Geschenk. Der junge Engländer näherte sich ihm, seinem niedern Stande nach, zulezt, sprach laut das Salam, legte dann seine Hände in die des Khan, küßte sie nach der Gewohnheit und rief taksir, wodurch man die Niedrigkeit ausdrückt. Murab Beg ließ eine grunzende Zustimmung hören, wendete sich auf die Seite und sagte laut: „Er versteht das Salam gut." Burnes zog sich an die Thüre unter die niedrigsten Diener zurück.

Der Zollvorsteher erklärte dem Khan, er habe das Gepäc der beiden Armenier untersucht und gefunden, daß sie sehr arm wären. Es wurde ein Befehl gegeben, ihnen einen Erlaubnißschein zur Ueberschreitung der Grenze auszufertigen, den Burnes erhielt, der die Bemerkung macht: diese ganze Geschichte verräth von Seiten der Uebeken eine fast unglaubliche Einfalt, und doch giebt es kein schlaues Volk."

In Khunduz nahmen die Reisenden ihre Wohnung wieder bei dem ersten Minister. Diese Stadt liegt in einem Thale, das auf allen Seiten von Bergen umgeben ist, ausgenommen in N., wo das Land sich nach dem Drus zu öffnet, der davon etwa 40 Meil. entfernt ist. Khunduz wird von zwei Flüssen bewässert, die sich dann in Norden vereinigen. Das Klima ist so ungesund, daß man sprichwörtlich sagt: „hast' du Fuß zu sterben, so gehe nach Khunduz." Der größte Theil des Landes ist so ungesund, daß die Wege auf Holzstöcken über das Geröbriecht geführt sind. Doch baut man Weizen und Gerste, sowie Reis in den Theilen, die nicht gänzlich überschwemmt werden. Die Wärme soll unerträglich seyn; nichts desto weniger liegt der Schnee drei Monate. Sonst war Khunduz eine sehr ansehnliche Stadt, jetzt hat sie nur 1500 Einwohner; wer anderswo wohnen kann, bleibt nicht da, ob sie gleich der Markt für die Umgegend ist. Der Khan kommt nur im Winter daher; dann wohnt er

in einem Schlosse, das ein Garten umgiebt. Der Platz ist sehr fest, aber in der übermäßigen Hitze zerfallen die Mauern in Staub und man muß sie fortwährend ausbessern.

Am 8. Juni Nachmittags war Burnes in Nagar. Das Land zwischen dieser Stadt und Khulum ist entschieden unfruchtbar; Ruinen von Wasserleitungen und Häusern zeigen an, daß es sonst sehr bewässert war; jetzt fehlt es ihm an Wasser und folglich auch an Bewohnern. Ein nicht sehr hoher Paß, durch den die Straße geht, ist der Aufenthalt aller Räuber im Lande, weil die verschiedenen Häuptlinge das Räuberhandwerk betreiben. Der, welcher in Nagar regiert, ist ein muselmännischer Priester.

Am 9. Juni Abends kamen die englischen Reisenden nach Balth, einer alten Stadt, die gegenwärtig zu den Staaten des Königs von Buthara gehört. Man mußte fast drei Stunden lang unter Krümmen gehen, ehe man zu einem Caravanferai in dem bewohnten Theile der Stadt gelangte.

Die Ruinen nehmen einen Raum von 20 Meil. ein und zeigen keine Spur von Pracht. Nach der Eroberung durch Alexander den Großen blühte sie unter dem Namen Bactra und als Hauptstadt eines von griechischen Königen beherrschten Staates. Nach der Auflösung der afghanischen Monarchie nahm sie der Khan von Buthara in Besitz. Sie liegt in einer Ebene, 6 Meil. von dem Gebirge. Die Früchte ihrer Gärten sind ungemein süß und sehr wohlfeil. Das Klima ist aber sehr ungesund, weil der Dehaz bei seinem häufigen Austritten das niedrige Land mit Wasserpflanzen bedeckt, welche die Sonnenstrahlen nur zum Theil austrocknen. In Balth fand der Reisende Moorcroft sein Grab; die beiden Engländer sahen es, sowie das seiner Gefährten in geringer Entfernung von der Stadt.

Von Balth aus vertauschten sie ihre Pferde gegen Kameele. „Auf jedes dieser Thiere," sagt Burnes, „labet man zwei große Körbe, die kadschadas heißen. Gerard mußte das Gleichgewicht mit einem Afghanen halten; ich war mit meinem Hindu-Diener zusammen. Anfangs kam und diese Art zu reisen sehr un bequem vor, weil die Körbe nur 4 Fuß lang, 2½ F. breit waren, und etwas Geschicklichkeit und Gefügigkeit dazu gehört, um sich wie ein Baarenballen zusammen zu drücken. Die Gewohnheit that indes auch hier das ihrige."

Am 14. gelangte man in eine Wüste nach dem Drus zu; man setzte in einer unermesslichen Ebene, wo man nur hier und da einige Kigas, eine Art runder Hütten sah, die von Nomaden-Turkomanen bewohnt wurden. Die Caravane nahm einige zur Bedeckung, brach mit Sonnenuntergang auf und befand sich, nachdem sie 30 M. in 15 St. zurückgelegt hatte, an dem Ufer eines Flusses. Das Wasser strömte sehr schnell; man setzte im Boote über; es wurde ein Pferd an jedes Ende des Fahrzeuges mittelst eines Strickes an der Mähne beschliget und so kam man an das andere Ufer. Hier fand man die Wüste wieder; sie entbehrt alles Holzes; hier und da waren einige Brunnen gegraben. Auf verschiedenen Punkten des Weges traf man Caravanferais, die sich an großen bedeckten Eisternen befanden; in diesem Augenblicke waren alle leer.

Am 20. mit Sonnenuntergang bemerkte man in großer Entfernung in D. eine mit Schnee bedeckte Bergkette; am andern Morgen sah man sie nicht mehr, mit Tagesanbruche kam man aber in die Dase von Karchy, nachdem man von den Ufern des Drus aus 85 Meil. zurückgelegt hatte, ohne einen einzigen Baum zu treffen. Karchy ist eine Stadt von 10,000 Seelen mit einem schönen Bazar. In N. geht ein Fluß vorst, der von Scheyr Sebs kommt, einer 50 Meil. entfernten Stadt, die als Geburtsort Amerikans berühmt ist.

Am 27. eine Stunde nach Sonnenaufgange befand sich die Caravane vor Buthara. Die Nähe dieser Stadt hat nichts Auffallendes; das Land umher ist fett und fruchtbar, aber eben, und die Bäume verbergen die Mauern und Moscheen bis man ganz nahe daran ist.

„Unsere erste Sorge," sagt Burnes, „bestand darin, nochmals die Kleidung zu wechseln und uns den von den Gesetzen des Landes vorge-

schönen Gebäuden zu fügen. Unsere Turbane wurden mit ärmlichen Hüten von Schaffell, die Wolle nach innen githirt, und unsere Gürtel mit einem Stricke oder einem groben Zeugstücke vertauscht; wir enthielten uns auch, Strümpfe anzuziehen und einen Mantel umzunehmen, weil dies Zeichen sind, welche in der heiligen Stadt Buchara den Gläubigen von dem Ungläubigen unterscheiden. Wir wußten auch, daß nur die Muselmänner zu Pferde in die Stadt einzeln dürfen, und ein Gefäß sagte uns, wie könnten zufrieden seyn, wenn es uns durch dieses kleine Opfer gelänge, in der Hauptstadt bleiben zu dürfen."

Der Herr G. von Meyendorff, damals russischer Oberst, war 1820 nach Buchara mit einer Gesandtschaft an den König von Buchara gekommen. Er kam von R. in das Land, reiste über die Wüste und kam am 20. Decbr. in der Hauptstadt an, wo er bis zum 10. März 1821 blieb. Er hat die Beschreibung seiner Reise herausgegeben, und sie ist mit jener von Burnes die beste Quelle zu genauen Angaben über die Bucharei, ein Land, in welches wenige Europäer gekommen sind. Jenson, ein englischer Reisender, kam 1659 nach Buchara und blieb drei Monate da.

Diese Stadt liegt in einer Ebene 2 Stunden von dem linken Ufer des Jaxartes oder Koxi; ein Canal führt ihr das Wasser dieses Flusses zu; da man ihn aber nur alle vierzehn Tage öffnet, so ist die Stadt keineswegs gut mit Wasser versorgt, ob sie gleich von Canälen unter Maulbeerbäumen durchschnitten ist. Im Sommer muß sie es oft Monate lang entbehren, weil, wenn nicht viel Schnee geschmolzen ist, der Koxi fast austrocknet.

„Die Däsen der Bucharei,“ sagt der Herr von Meyendorff, „sind mit Baumreihen und zahlreichen Gärten bedeckt, so daß das Auge nicht weit sehen kann; man erblickt also Buchara erst in einer Entfernung von weniger als einer Stunde wenn man von Norden kommt; das Aussehen ist für einen Europäer frappant. Kuppeln, Moscheen, die hohen Spitzen der Facaden, die Minarets, die Paläste, welche sich in der Stadt erheben, die Mauer mit Zinnen, welche sie umgibt, ein See in der Nähe dieser Mauer, umgeben von hölzernen Landhäusern mit flachen Dächern, inmitten von Mauern mit Zinnen, endlich Felder, Gärten, Bäume und die Bewegung, welche immer in der Nähe einer Hauptstadt herrscht, alles trägt dazu bei, einen sehr angenehmen Effect zu machen; aber die Musik hört auf, sobald man in die Stadt selbst gelangt, denn mit Ausnahme der öffentlichen Bäder und der Moscheen sieht man nur Häuser von Lehm von graulicher Farbe, die ohne Ordnung an engen, krummen, schmalen Straßen stehen. Diese Häuser, deren Facaden nach dem Hofe zu gehen, zeigen auf der Straßenseite nur gleichförmige Mauern ohne Fenster, ohne einen Gegenstand, der die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder die Blicke der Vorübergehenden fesseln könnte. Alles, was man in dieser so vollkreichen Stadt sieht, scheint Mißtrauen zu verrathen; die Physiognomie der Einwohner wird fast nie von einem heitern Gefühle leuchtet; nie giebt es ein geräuschvolles Fest, nie Gesang oder Musik; nichts zeigt an, daß man sich bisweilen vergnüge, nichts verräth, daß Menschen hier wohnen, welche sich eines angenehmen Lebens erfreuen ...

„Das bemerkenswertheste Gebäude ist der Palast des Khans; die Bucharen nennen ihn Ark. Er steht auf einer Anhöhe und ist von einer 10 Fuß hohen Mauer umgeben, die nur einen einzigen Eingang und zwar an der Seite hat, wo sich 90 Fuß hoch ein Thurm erhebt, der früher mit grünen lackirten Ziegeln gedeckt war. Jetzt sind nur noch einige davon übrig. Der Eingang führt auf einem langen Corridor, dessen Bildung sehr alt zu seyn scheint und der auf den Gipfel eines Berges führt, auf welchem man von dem Khan und seinem Hofe bewohnte Häuser, eine Moschee, einen Garten und verschiedene Wirtschaftsgebäude sieht. Auf der Plattform des Thorthurmes haben Thürme genistet. (Zaf. 29. Abbild.)

„Nach dem Abendgebete wird die Palastwache verdoppelt und das große Thor nebst den Stadthöfen verschlossen.

„Der Minaret von Mirgarab ist das Gebäude, welches ich für das schönste hielt; es wurde auf Befehl Amerlans bei der Hauptmoschee errichtet, ist 180 Fuß hoch und hat an der Basis etwa 26 Fuß im Umfange. Nach oben zu wird es schmaler. Trotz seinem Alter ist es vollkommen erhalten. (Zaf. 39. Abbild.)

„Man zählt in Buchara 360 Moscheen; bei ober gegenüber jeder der 61 Schulen steht eine; ihre Bauart ist verschiedenartiger als die der letztern, und alle zeigen in der Form der Wölbung Spuren des maurischen Styles. Die Wölbung der Portale der Schulen sind oft gesprungen in Folge der häufigen Erdbeben, denen die Gegend ausgesetzt ist.“

Buchara enthält nahe an 8000 Häusern und nicht weniger als 80,000 Einw. Drei Viertel der Bewohner sind Tadschiks, die übrigen Usbeken, Tataren, Afghanen, Kalmücken, Juden und Hindu. Man findet hier auch eine gewisse Anzahl russischer und persischer Sklaven, welche von den Turkomanen gefangen genommen wurden.

Die bucharifche Nation ist in zwei Classen getheilt: die Usbeken, das eroberte und herrschende Volk, und die Tadschiks, das besiegte und unterthänige. Die letztern, welche sich für Ureinwohner ansehen, stammen wahrscheinlich von den alten Sogdianern ab; die Usbeken sind von türkischer Herkunft; beide bekennen sich zu dem Islam, und sie machen sich kein Gewissen daraus, Perser zu Sklaven zu haben. Einige derselben sind Muselmänner wie sie; da sie aber Schiten sind, so rechnen die Sunniten sie zu den Ungläubigen.

Man schätzt die Bevölkerung der Bucharei auf 2,500,000 Einw.; d. h. von sind 1,500,000 Usbeken. Der bebaute Theil des Landes wird auf 1200 Q. Stunden angenommen; der Ackerbau würde sehr blühend seyn, hätte das herumziehende Leben weniger Reiz für so viele Bewohner des Landes und wäre das Wasser im Allgemeinen weniger selten. Man erntet Weizen, Gerste, Reis, Hülsenfrüchte, Sesam und Baumwolle.

Die Bucharei ist ihrer Lage wegen immer der Mittelpunkt eines lebhaften Handels zwischen Europa und Indien gewesen. Die Abgaben, welche der Souverain von dem Eingange der Waaren erhebt, sind sehr mäßig; Ausgangsabgaben giebt es gar nicht. Der Handel ist fast ganz frei und die Tadschiks können sich ihrer Vorliebe für Handels speculation ungehindert hingeben. Da aber die Bucharen wenig Eurus und wenig Bedürfnisse haben, so ist der Handel mit dem Auslande viel bedeutender als der Binnenhandel.

Die Einnahmen des Staates belaufen sich auf 12 Millionen Frcs; die bewaffnete Macht besteht hauptsächlich in Cavalerie und beträgt 25,000 Mann.

Der ehemalige Ruf Bucharas als gelehrte Stadt beweist, daß in einer entfernten Zeit die Stadt ein Herd der Bildung und Aufklärung war. Gegenwärtig ist die scholastische Theologie der einzige Gegenstand des Studiums; die Schüler schmachten 10, 15 und selbst 30 Jahre in den Schulen über den zahlreichen Commentaren des Korans; dann werden sie Mollahs und sehen verächtlich auf alle herab, die ihre Kenntnisse nicht besitzen.

Die gewöhnlichsten Dialecte in der Bucharei sind das Persische und das Türkische; das erste ist das der Tadschiks, der Bürger und aller ein wenig civilisirter Bucharen; auch bedient man sich dieser Sprache in Geschäften und in der Correspondenz. Die durch ihre Rohheit ausgezeichnete türkische Sprache ist nur unter den Usbeken und herumziehenden Turkomanen gebräuchlich.

Nach Buchara ist Samarcand die wichtigste Stadt im Lande; man zählt hier 50,000 Einw. Prachtige Moscheen, große Schulen von weißem Marmor sind alles, was ihm von dem alten Glanze geblieben ist, als sie im Mittelalter die Hauptstadt des Reiches Amerlans war. Der Leichnam dieses Eroberers ruht hier in einem prachtvollen Grabmale von Jaspe, auf welchem sich eine ungeheure Kuppel befindet. Aber vergebens sucht man in der Stadt die Männer, die durch ihre astronomischen Kenntnisse das Andenken an Ulug Beg auffrischen könnten.

Da die Bucharei ein von Wüsten umgebenes Land ist und selbst mehrere enthält, so kann sie keine bestimmten Grenzen haben. Ihr Flächenraum beträgt 10,000 Q.St.; im östlichen Theile erheben sich Gebirge, während der westliche eine unabsehbare Ebene zeigt. Der Drus (Dschun oder Amu Deria), der Hauptfluß dieses Landes, durchströmt es von SO. nach NW. und ergießt sich in den See ober das Meer von Aral. Der Zer Affchan, der von D. nach W. strömt, endigt in dem Karal Kul, einem See von 12 Stunden im Umfange. Andere minder bedeutende Flüsse verbinden sich, nachdem sie die Fruchtbarkeit in den Gegenden, die sie berühren, verbreitet haben, mit den vorhergehenden oder verlieren sich im Sande.

In D. und ND. von dem Khanat von Buchara erstreckt sich das von Kokan, das seit den ersten Jahren des 19. Jahrh. sich vergrößert hat. Es wird von dem Sihun oder Sir Deria (Jaxartes) durchströmt, der von SO. nach ND. fließt und in dem Aralsee endigt. Kokan ist eine eben so große Stadt als Buchara; Kobschond und Turkestan sind ebenfalls große Städte. Man schätzt die Bevölkerung des Landes auf 1 Mill. Einw. Der Khan hat eine Armee von 20,000 M. Seine Staaten gränzen in N. an das chinesische Reich und sind größtentheils von Bergen bedeckt. Der Boden ist meist fruchtbar und es wird ein bedeutender Handel mit den andern Staaten von Turkestan und mit China getrieben.

Der Kaschggar Dawan, ein westlicher Zweig des Thian schan, durchstreicht den Süden von Kokan, wendet sich in einer Krümmung von D. nach SW. und theilt sich in verschiedene Zweige, die sich nach der Bucharei zu senken. In den südlichen Zweigen dieser Berge findet man den Badakshan in D. von dem Khunduz, wozu er gehört. Die Menschen dieser Gegenden sprechen mit Entzücken von seinen Thälern, seinen Flüssen und seinen herrlichen Landschaften; leider kommen häufig Erdbeben vor, welche große Verwüstungen anrichten. Es ist berühmt durch seine Rubingruben und die Felsen von Kapislaguli, die sich an den Ufern des Drus finden.

Im N. von dem Badakshan sind andere kleine Gebiete, die ebenfalls von Tadschiks bewohnt werden und in den Gebirgen liegen, zum Theil von dem Khan von Khunduz in Besitz genommen worden; man kennt sie nur von Förensagen. Marco Polo drang im 13. Jahrh. dahin; seit dieser Zeit hat sie kein Europäer betreten. Burnes sammelte jedoch einige Nachrichten über diese Länder.

Der Islam ist die Religion dieser Länder; Kirgisen bewohnen das Plateau von Pamer zwischen Badakshan und dem chinesischen Reiche, das von nicht sehr tiefen Thälern durchschnitten wird; das Klima ist hier sehr kalt. Weiter hin in SO. und mitten unter den Zweigen des Hindu Kush leben die Kaffir Siaposh (schwarzgekleidete Ungläubige), ein Volk, das wegen seiner Tracht von schwarzen Ziegenfüßen so genannt wird. Es ist den Angriffen seiner Nachbarn ausgesetzt, die auf dasselbe Jagd machen, um sich Sklaven zu verschaffen. Die Siaposh sind halbwild; sie haben blaue Augen; ihr Land wird von dem Kameh, einem Weisflusse des Katul an der linken Seite, durchströmt.

Die Familie des Fürsten von Badakshan und jene der andern kleinen Fürsten dieser Berggegenden behaupten, von Alexander, dem Könige von Macebonien, oder wenigstens von seinen Offizieren abzustammen. „Was ihre Behauptung einigermaßen bestätigt,“ sagt Burnes, „ist, daß alle diese Fürsten Tadschiks sind, ein Volk, das vor dem Einbringen der türkischen Stämme in diesen Gegenden wohnte. Uebrigens liegt wenig daran, ob diese Abstammung wirklich begründet ist oder nicht, denn die Einwohner erkennen die erbliche Würde der Fürsten an und diese verlangen ihrer Seits alle Ehren der Königswürde und verheirathen ihre Kinder nicht in andere Stämme. Diese Tadschiks, jetzt Muselmänner, hatten Alexander für einen Propheten. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit einigen Personen aus der Familie von Badakshan zu sprechen, aber nichts in ihren Sagen und ihrer Gesichtsbildung begünstigte die Idee, daß sie einer macedonischen Race angehörten. Sie haben die weiße Farbe ziem-

lich wie die andern Perser und gewähren einen auffallenden Contrast mit den Usbeken und andern Türken.“

Turkestan, das seinen Namen von diesem Volke hat, wird in den geographischen Handbüchern bisweilen mit dem unpassenden Namen der unabhängigen Tartarei bezeichnet. Dieses große Land des westlichen Asiens liegt zwischen 36 und 41° n. Br. und zwischen 48 und 78° östl. Länge. Begrenzt wird es in N. von Sibirien, in D. von dem chinesischen Reiche, in E. von Afghanistan und Persien, und in W. von dem caspischen Meere; die Länge beträgt ungefähr 550 Stunden, die Breite 400 und der Flächenraum 117,000 Q.St. Wir haben von den Bergen gesprochen, welche dasselbe in D. und S. bedecken. Der Kiruk und seine Ausläufer, ein westlicher Zweig des Mongobtschar, eines Zweiges des Ural, durchziehen den nördlichen Theil; der Kara Das, ein anderer Zweig, der nach S. streift und den Namen Balkan annimmt, trennt das Becken des Aralsees von dem des caspischen Meeres. Um den ersten dieser großen Seen liegen, namentlich nach SO., unermessliche Ebenen mit thonigem Boden und Trieblande, in SW. ziehen sich die Grassteppen des Karism hin und in N. die unermesslichen Steppen der Kirgisen, die von Weideplätzen und Salzseen durchschnitten werden.

Der Herr von Meyendorff durchstieß das Land auf seinem Wege nach Buchara.

„Die Mongobtschar,“ sagt er, „sind felsige Berge, konische Hügel von rauhem Aussehen, mit Steinen oder Porphyr, Serpentin, Quarz, Feldspath, Grünstein bedeckt, nie mit Granit.“

„Die Thäler stehen seltsam von diesen Bergen ab; in der Tiefe, wo das Wasser sich ansammelt und einige Zeit verweilt, ist die Vegetation kräftig und der Boden schwarz und fruchtbar; auch benutzen sie die Kirgisen doppelt, theils um Getreide zu bauen, theils um ihre Heerden dazu weiden und schlagen ihre Zelte zwischen den Bergen auf, so daß sie sich vor der rauhen Witterung im Spätjahre schützen.“

„Im S. von dem Mongobtschar fällt der Schnee nicht sehr häufig; das viel wärmere Land wird um so dürrer; kleine Absonthypflanzen, die fast immer grau oder schwarz aussehen, wachsen da und in einem Raume von mehr als 100 Stunden. Von den Ufern des Raumschu bis zu denen des Sir Deria haben wir keinen einzigen Fluß getroffen.“

„Man kommt zuerst durch ein ebenes Land, dann über Wüsten mit Flugsand, nämlich die von Yusuf Kum und Kara Kum in N. und von Kizil Kum und Kathal Kum in S. von dem Sir Deria; endlich über kahle Hügel, welche 10 bis 30 Toisen über ihrer Basis von dem Wasser zerrissen sind. Wenn man sich dann mehrere Salzseen, einige flache Ebenen, deren bläulicher Boden unter dem Tritte des Reisenden nachgibt, kurz alle die gewöhnlichen Anzeigen der Verminderung und des Rücktrittes des Meerwassers vorstellt, wird man eine genaue Idee von der Natur dieser Gegend haben.“

„Bei Kameschu, einem kleinen See nahe bei dem Aralsee, trafen wir auf sehr viele Kirgisen, welche die Kälte im N. der Steppe vertrieben hatte und die ein milderes Klima aufsuchten; wir sahen auch andere, denen die Khivier das Vieh genommen hatten; die Noth zwang sie, Fischer und Ackerbauer zu werden, was sie stets nur aus Armuth werden. Diese beiden halbwilden Völkerschaften haben sich seit dreißig Jahren gegenseitig geplündert. In Folge dieser Feindseligkeiten fingen sie an, sich des Mehles bei ihren Speisen zu bedienen, und bald saßen sie dasselbe als einen Gegenstand der ersten Nothdurft an. Sie verbrauchen es jedoch nur in kleiner Quantität, kaufen es in den Grenzstädten Rußlands oder in Buchara und geben dafür Schafe, Leder, Ziegenwolle und Kameele. Diese Lebensweise scheint viel leichter zu seyn, als mühsam einen oft un dankbaren Boden zu bebauen; aber dies fürchten sie an die Scholle gefesselt zu werden, denn sie halten sich für glücklich nur, wenn sie frei wie die Vögel herumstreifen können, einen Vergleich, den sie stets anwenden, wenn sie von dem Nomadenleben sprechen.“

„Die von dem Sir bewässerten Gegenden bilden das Paradies der Kirgisensteppe, und diese sind stolz darauf, einen so großen Fluß zu be-

gen. Ihr eifrigster Wunsch ist, mit ihren Herden an seinen Ufern überwintern zu können, wo der Frost nicht so heftig ist, daß das Vieh dabei umkommt oder den Menschen in ihren Hütten lästig wird; aber die reichen Kirgisen müssen oft das Vergnügen entbehren, den Winter an diesen begünstigten Ufern zuzubringen, denn ihre Feinde, die Khivier, kommen und plündern sie, sobald sie eine Gelegenheit finden.

„Die Kirgisen nennen sich nie so, sondern Kasak, was nach einigen einen Reiter, nach andern einen Krieger bedeutet. Sie sagen, die Kaschiren hätten sie zuerst Kirgisen genannt, sie wüßten aber die Ursache dieser Benennung nicht und sie wenden sie nur auf die Nomaden der großen Horde an. Diese, welche in D. von der Steppe lebt, hat keinen Khan zum Fürsten; sie steht unter verschiedenen Sultanen, deren einige bald den Schutz Chinas, bald den Rußlands erbitten, um Geschenke zu erhalten.

„Die kleine Horde, welche den W. einnimmt, und die mittlere, in der Mitte der Steppe, werden von Khans regiert. Diese Fürsten müssen von Rußland bestätigt werden, das einen großen Einfluß auf ihre Erziehung ausübt und sie den Eid der Treue schwören läßt.“

Diese Nomaden erkennen die Oberherrschaft dieser Macht an, um nicht unter das Joch ihrer Nachbarn zu fallen, aber sie zahlen ihr keinen Tribut, machen sogar oft Einfälle in ihr Gebiet.

Im S. von seiner Mündung in den Aralsee bildet der Orus die östliche Grenze des Khanats von Khiva, das die Bewohner gewöhnlich Khanat von Urgensch, nach der bedeutendsten ihrer Städte, nennen. Die Araber nennen dies Land Kariem.

Im Jahre 1819 wurde H. Murawiew, Stabskapitain des Kaisers von Rußland, zu dem Khan von Khiva gesendet. Er verließ dies Land im folgenden Jahre und veröffentlichte sodann eine Beschreibung seiner Reise.

Das Khanat ist nicht sehr groß, aber sehr fruchtbar. Der bewohnte Theil ist 70 Stunden lang von N. nach S. und 37 Stunden breit von D. nach W., dabei von allen Seiten von dürren sandigen Steppen umgeben, ausgenommen in N., wo es an den Aralsee grenzt, und in D., wo es von dem Dschihun bespült wird, von welchem man eine unzählige Menge Bewässerungskanäle abgeleitet hat. Das Klima von Khiva ist etwas kälter als das der Bucharei, die Beschaffenheit des Bodens aber und die Producte sind fast gleich. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrication seibener und baumwollener Zeuge, aber diese Stoffe sind nicht sehr dauerhaft. Die Khivier machen auch Filz, Camelot und Decken von Kameelhaar, und diese Gegenstände sind gut. Uebrigens giebt es die Gegenstände der ersten Nothdurft in Khiva in Ueberfluß, und der Verkauf derselben ist für das Land sehr vortheilhaft.

Der Fürst und die Großen sind Usbeken; die Tadschiken bilden die Classe der Ackerbauer und Kaufleute. Die Kara Kalpaks (Schwarzrügen) und die Turkomannen führen zum Theil ein herumziehendes Leben und sind dem Khan mehr oder minder unterthan. Man berechnet, daß die Bevölkerung von Khiva ungefähr 800,000 Seelen beträgt; ein Viertel davon etwa gehorcht den Befehlen des Khans, und man glaubt, er könne eine Armee von 20,000 Mann stellen; mehrmals hat er Unternehmungen gegen Persien und die Bucharei versucht; gewöhnlich machen seine Wälder Einfälle in das erstere dieser Länder, um da Sklaven zu rauben; auch Russen entführen sie am Caspischen Meere. Er empfängt ein Fünftel der Reute jeder Art, die man auf diese Art macht. Gleichwohl gestehen die Khivier, ob sie gleich ihre Nachbarn so plündern und bestehlen, mittelst einer bestimmten Abgabe den Caravanen Schutz und Sicherheit zu, welche durch ihr Gebiet ziehen, aber die fremden Kaufleute fühlen sich nicht wohl da. Die Wälen werden geöffnet, es treten Bergeirungen ein, bisweilen erpreßt man viele Gegenstände, und wenn der Fürst mit Raub vorangeht, kann das Volk unmöglich eheulich seyn.

Die Turkomanei ist längs dem Gorgan und Atrol bergig, den Flüssen, welche sie von Persien trennen und in das Caspische Meer fallen.

Dünen erheben sich 60 bis 80 Fuß hoch an den Küsten dieses Meeres. Uebrigens ist die Oberfläche des Landes flach und zeigt nichts als eine Sandwüste, wo das Wasser sehr selten ist. Der Turkomane unterscheidet sich von dem Usbeken dadurch, daß er wesentlich Nomade ist; er rühmt sich, nie im Schatten eines Baumes zu ruhen und eben so wenig unter dem Schutze eines Königs; er erkennt nur die Autorität seiner Nachbarn und mit dem Stehlen der Menschen, die er wegfangen kann. Das Volk zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, die 140,000 Familien begreifen; der Physiognomie nach gleicht es sehr den Kirgisen, den Kaschiren und den Usbeken von türkischem Stamme.

Burnes und sein Gefährte wurden während ihres Aufenthaltes in Buchara dem Kusch beghi (ersten Minister) vorgestellt, der sie wohlwollend aufnahm; sie hatten ihm gestanden, daß sie Engländer wären, und diese Offenheit war vortheilhaft für sie; sie konnten frei umhergehen und alle Theile der Stadt besichtigen. Am 21. Juli machten sie dem Minister ihren Abschiedsbesuch. Dieser achtbare Mann ließ nach einem langen Gespräche, welches seinen aufrichtigen Wunsch verrieth, sich zu beehren, den Führer der Caravane und den Turkomannenhauptling rufen, der sie begleiten sollte, und empfahl ihnen in den bestimmtesten Ausdrücken die beiden Engländer; dann wendete er sich an diese selbst und sagte: „Ihr werdet den Firman des Königs, den ich Euch jetzt übergebe, nur zeigen, wenn Ihr es für nöthig haltet. Reist ohne Prunk und macht keine Bekanntschaften, weil Ihr durch ein gefährliches Land kommt. Habt Ihr Eure Reise beendigt, so betet für mich, denn ich bin ein alter Mann und will Euch wohl.“ „Darauf,“ fährt Burnes fort, „gab er jedem von uns einen Anzug, die ohne Zweifel von keinem großen Werthe waren, die er aber werthvoll durch die Worte machte: „reist nicht mit leeren Händen; nehmt dies und verbergt es.“ Ich sprach meinen Dank gegen ihn aus; er stand, hob die Hände empor und sprach das fatiha (die Segensformel, welche in dem ersten Verse des Korans besteht). Ich trennte mich von dem würdigen Manne mit bewegtem Herzen und mit den besten Wünschen, die ich noch jetzt für das Wohl der Bucharei erneuere.“

An demselben Tage reisten die beiden Engländer ab. Als sie in Mirabad ankamen, einem kleinen Dorfe 40 Meilen von Buchara, warteten sich die Kaufleute, welche die Mehrheit der Caravane bildeten, weiterzugehen, weil sie das Benehmen des Khans von Khiva beunruhigt hatte. Es wurde ein Bittschreiben an den Huz-Baschi von Merve geschickt und er darin ersucht, anzugeben, welche Abgabe man zu zahlen habe. Am 10. Aug. kam eine günstige Antwort an; am 16. brach man auf. Nachdem man über den Dschihun gegangen, gelangte man in die Wüste. Als man ein Turkomannenlager an dem Ufer des Murgab traf, entstanden einige Misorgnisse; zum Glück kam man aber mit der Furcht davon. Man ging über den Murgab und erreichte am 2. Septbr. Scharak, ein Dorf um ein kleines Fort auf einem Hügel. Es wird von Turkomannen bewohnt. Am 11. verließ man es wieder, und es schlossen sich der Caravane zwei andere an.

In der Nähe von Scharak hatten die Reisenden bemerkt, daß das Land sich allmählig obgleich unmerklich hob. Jenseits der Stadt ging man durch das steinige und damals trockene Bett des Aeschend, eines kleinen Flusses, der in den benachbarten Bergen entspringt und sich im Sande verliert. Die übriggebliebenen Wasserspuren waren salzig und selbst ein Theil des Bodens. Nachdem man 7 bis 8 Meilen weiter gekommen, gelangte man in Defileen zwischen den Bergen, und am 12. mit Sonnenaufgang befand man sich vor den Thürmen von Derbend oder Muzderan, einem von persischen Truppen besetzten Posten 45 Meilen in SW. von Scharak.

Kapitel LXII.

Persien.

Muzderan war sonst eine ziemlich volkreiche und blühende Stadt, in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts bedrängte sich aber der Khan von Khiva dieses Ortes, ließ die Vertheidigungswerke zerstören und führte eine Menge der unglücklichen Einwohner mit sich fort; man sieht noch ihre Gärten und die Obstbäume, die sie in dem benachbarten Thale gepflanzt hatten, das von mehreren Bächen bewässert wird, mit denen sich das Wasser einer warmen Quelle verbindet, die unterhalb Muzderan hervorsprudelt. Wäre dieser Platz wieder ausgebessert worden, so könnte er wohl die Straße und die Umgegend schützen, aber dann müßte die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richten.

Das erste Dorf, welches die beiden Reisenden trafen, war Guzkan, bewohnt von etwa 1000 Teimurids, die zu dem Stamme der Simaks, eines Komadenvolkes, gehören. „Es sind arme Menschen,“ sagt Burnes; „die ganze Bevölkerung kam heraus, um unsere Caravane vorbeiziehen zu sehen. Mehrere dieser Personen fragten uns in traurigem Tone, ob wir ihnen keine Briefe von ihren Verwandten und Freunden, Sklaven in Turkestan, mitbrächten. Selten verschonen die Turcomannen bei ihren Einfällen Guzkan.“

Burnes gelangte bald nach Meshid und weiterhin trennte er sich von Setard, der nach Indien zurückkehrte; er selbst setzte seine Reise durch Persien fort, ehe er wieder nach Bombay ging.

Sonst wurde Persien, das weit größer war, als es jetzt ist, von den Einwohnern Iran genannt, und diese Benennung ist ihm geblieben. Das Land liegt zwischen dem 26. und 39° n. Br. und zwischen 43. und 59° östl. L. Die Länge von N. nach S. D. beträgt 450 Stunden, die größte Breite 320 und der Flächenraum 60,000 Q. St. Im N. wird es von Turkestan, dem caspischen Meere und Rußland, im D. von Afghanistan und Belutschistan, im S. von dem Meere von Oman und dem persischen Meerbusen, und im W. von dem ottomanischen Reiche begrenzt.

Persien wird im N. von einem Zweige des Hindu Kusch durchzogen, der die „Berge von Korassan und Elburz“ genannt wird, nach W., dann nach N. geht und sich unter dem Namen Madnosriab mit den Demavend-Bergen verbindet. Diese schließen sich in N. dem Ararat und im W. den Elwend-Bergen an. Die Baktieri laufen nach S. und stoßen in D. auf die Berge von Mekran.

Wenn wir unsere Blicke auf die Provinzen des Reiches wenden, so sehen wir Gilan und Mazenderan zwischen den Bergen und dem caspischen Meere; Korassan, Kerman, Irak Afschemit, und Fars zwischen den Bergen in N. und S.; Laristan im S. von den Baktieri; Rußistan, Kurdisthan und Aserbidschan in W., von den Bergen durchzogen.

„Mit Ausnahme von Gilan, Mazenderan und einigen andern Landstrichen in geringer Anzahl,“ sagt Fraser, ein englischer Reisender, der 1821 und 1822 Persien durchwanderte, „ist der Eindruck, den das Aussehen des Landes macht, der der Dürre und Unfruchtbarkeit. Man hat Persien ein Bergland genannt, und gewiß ist diese Benennung für einen großen Theil seines Flächenraumes wahr, aber es zeigt doch mehr ein von einer Niederung umgebenes Plateau. Die Niederung erstreckt sich unter dem Namen Dachtistan im S. längs dem persischen Meerbusen und dem Meere von Oman, sowie unter verschiedenen Benennungen längs dem caspischen Meere, in N. bis an den Fuß der Elburz Berge hin und dehnt sich noch den Ebenen Turkestans aus. Das Plateau dagegen nimmt den ganzen Raum zwischen diesen beiden Linien ein, die sich in D. und W. so weit wie die Grenzen des Reiches erstrecken. Seine Höhe muß ungefähr 3500 Fuß betragen, und von seiner Fläche aus erheben sich zu verschiedener Höhe die Bergketten, welche das Land theilen und

zwischen sich Thäler von verschiedener Ausdehnung einschließen. Bismuthen gleichen sie Inseln inmitten dieser Ebene, deren Oberfläche weit bedeutender ist.

„Das Aussehen dieser Berge ist fast überall ein trauriges, so kahl und dürr sind sie, indem sie dem Auge nichts als ungeheueren Massen grauer Felsen zeigen, die schichtenweise auf einander gethürmt sind; oder sie strecken sich inmitten der Ebene steil empor. An einigen Stellen sind sie zwar nicht so ganz von Erde frei, aber da diese meist aus Theilchen zerlegten Gesteins besteht, so trägt sie wenig zu ihrer Schönheit bei, denn man sieht darauf weder Wälder noch selbst Gebüsch. Ungefähr während zweier Monate im Frühlinge färbt ein wenig Grün ihre bräunlichen Seiten mit einer Emaragdfarbe, aber die Sommerwärme verbrennt es bald, die ursprüngliche Farbe kehrt allmählig zurück und es bleiben nur einige Büschel des so schnell entstandenen und abgewelkten Strafes übrig. Das allgemeine Aussehen der Ebene ist nicht viel freundlicher; der größte Theil besteht in Kies, der durch das Wasser von den Bergen heruntergebracht wird oder in Haufen von Stoffen, die durch eine frühere Naturerschütterung hergeworfen wurden und in dicken langen Schichten daliegen, oder in verhärtetem Lehm, der, wenn er nicht bewässert wird, so unfruchtbar und öde ist, wie das übrige. Das ganze Land ist fortwährend mit einer braunen oder grauen Decke bekleidet, ausgenommen in den beiden Monaten April und Mai.

„Das Wasser macht an verschiedenen Stellen diese Ebenen fruchtbar, aber gerade mit dem Wasser ist die Natur in Persien am kargsten gewesen; die Flüsse sind unansehnlich und von geringer Anzahl, und die sehr seltenen Bäche können nur in sehr beschränkter Menge zu dem Anbaue benutzt werden. In den begünstigtesten Bezirken gleicht der geringe Theil des angebauten Landes einer Oase in der Wüste und hebt durch seinen Contrast die umliegende Dürre erst recht heraus. Die Ebenen und die Berge sind gleich entblößt von Wald; die einzigen Bäume, die man sieht, finden sich in den Gärten der Dörfer oder an dem Ufer der Flüsse, wo sie gepflanzt wurden, damit sie das wenige Bauholz liefern, das man bei den Gebäuden verwendet; es sind meist Obstbäume, der prächtige Aschinar oder die orientalische Platane, die schlaffe Pappel und die Sympresse. Der Effect, den ein Garten mit solchen Bäumen macht, die mit ihrem Dunkelgrün von der grauen staubigen Ebene abstechen, ist eher traurig als erfreulich. In den Landschaften Persiens und der in N. und D. anstoßenden Länder sucht das Auge vergeblich das, was in Europa so große Schönheit und so großes Interesse über das Land ausbreitet; es sieht nichts, was den Frieden, die Sicherheit, den Wohlstand, die Zufriedenheit anzeigt, alles verräth im Gegentheile, daß der Mensch den Menschen fürchtet, daß er nur für sich selbst und von einem Tage zum andern lebt, nicht im mindesten für seine Nachkommen sorgt, kurz daß er ungebildet und niedergedrückt ist.

„Wenn der Reisende, nachdem er von dem Steigen über felsige Höhen, welche die Ebenen durchschneiden, ermüdet ist, von dem Felsen hinunterblickt, den er mit Mühe und Anstrengung erklommen hat, so bemerkt sein Auge nichts als eine braune gleichförmige Ebene, die sich unabsehbar ausbreitet oder von bläulichen Bergen gleich denen begrenzt ist, die er mit so vieler Mühe bereits überstieg; liegt irgend ein bebautes Feld vor seinen Blicken, so unterscheidet er es kaum auf der Ebene, in der es verschwindet; liegt eine Stadt oder ein Dorf in diesem Raume, so ist alles, was er davon an der Oberfläche bemerkt, eine Linie oder ein Punkt, die sich durch die dabei befindlichen Gärten auszeichnen, im Uebrigen sich aber in nichts von den Ruinen unterscheiden, die meist häufiger sind als die Wohnungen des Menschen.

„Die großen Wüsten, die man in mehreren Theilen des Landes findet, bilden allerdings sehr frappante Gegenstände; aber im Allgemeinen ist das Aussehen des Landes so dürr, daß der Reisende den unterscheiden Charakter nur erkennen kann, wenn er an ihrem Rande hin oder über sie reist; dann zeigen die Salzansammlungen, welche in den Strahlen einer glühenden Sonne auf einer ungeheuren Fläche glänzen, welche nur hier

und da durch schwarze Felsmassen und die merkwürdige Erscheinung der Lustspiegelung unterbrochen wird, deutlich genug, daß die Wüste da ist.

„Wie ich bereits gesagt habe, Mazenderan, Gilan und einige Bezirke von Azerbidschan machen eine Ausnahme von dieser Beschreibung; diese drei Provinzen sind ihrer Waldungen, ihres Wassers und ihrer Berge wegen schön, welche eine unendliche Mannichfaltigkeit in dem Aussehen gewähren. Die Wälder sind hier prachtvoll und einen großen Theil des Jahres hindurch erfreut ein reiches Grün das Auge, aber die beiden ersten bezahlen diesen Vorzug theuer durch die Ungeundheit, welche das Resultat der Feuchtigkeit ist.

„Wenn die Täuschung des europäischen Reisenden groß ist beim Anblicke des Landes, so ist sie es nicht minder bei dem Anblicke der Städte. Man ist an Namen wie Tauris, Isfahan, Schiraz und anderer Städte gewöhnt, die durch die Märchen und die Geschichte des Orients berühmt geworden sind, macht sich bis zu einem gewissen Grade eine Idee davon nach dem Muster der Städte Europas, oder bekleidet sie doch wenigstens in seiner Phantasie mit dem orientalischen Costume, mit Säulen, Minaretts, Kuppeln u. — wie kann er da auf diese Haufen von Elend, Schmutz und Ruinen vorbereitet seyn, welche ihm die schönsten dieser Städte zeigen? Er sucht vergebens die so gewöhnlichen und so angenehmen Zeugnisse der Nähe menschlicher Vereinigungen, welche die Seele erheben und den Geist erheben, wenn man an eine große europäische Stadt kommt.“

Dieses nicht eben anziehende Bild ist doch treu; man findet es bis auf einige Nuancen bei allen Reisenden wieder, welche Persien besucht haben. Diese Reisenden sind so zahlreich, daß die bloße Aufzählung zu lang seyn würde. Man muß sich also darauf beschränken, die hauptsächlichsten anzuführen und Auszüge aus ihren Berichten zu geben, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigt.

Pietro Della Valle, Figueroa, Herbert, der Vater Pacifique de Provins, Tavernier, Chardin kamen im 17. Jahrh. nach Persien, das damals reich, stark und mächtig war. Von allen diesen Namen sind die Taverniers und Chardins am bekanntesten. Beide waren Bijouteriehändler aus Paris, drangen in das Innere der Paläste und beschrieben den Pomp und die Herrlichkeit eines ausblühenden Reiches; aber Chardin übertrifft seinen Landsmann bei weitem durch seinen saunenswerthen Scharfsinn und seine Schärfe des Urtheils. Alle Reisenden, die nach ihm gekommen sind, selbst die, welche Persien erst nach den entsetzlichen Unruhen sahen, deren Beute es im 18. Jahrh. war, haben einmüthig der Richtigkeit und Tiefe seiner Beobachtungen, der Verschiedenheit seiner Kenntnisse und seiner Wahrhaftigkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Im 19. Jahrh. haben Amedée Jaubert, Sir John Malcolm, Adrien Duperé, Sir William Dufleury, Morier, Frazer, Burnes, Drouville und andere Persien besucht, seit die Familie der Kadsharen auf dem Throne sitzt. Im Jahre 1834 bestieg derselben Mohamed Schah nach dem Tode Fethy Ali, seines Großvaters.

Die Flüsse Persiens sind weder zahlreich noch bedeutend. Der Aras begrenzt Persien in N.W.; der Rißt Dzen entspringt in den Bergen von Kurbistan, fließt nach N.W., tritt in N.W. von Irak Abchemir ein, trennt dies von Azerbidschan und Gilan und ergießt sich in zwei Mündungen in das Caspische Meer; er durchschneidet den Elburz und sein sehr schneller Lauf ist 120 Stunden lang. Das Caspische Meer nimmt auch den Arak und den Gorgan auf, welche von den Bergen in Korassan kommen und von N. nach W. fließen. Der Kerkaß kommt ungefähr aus der Mitte der Berge Kurbistans hervor, wendet sich nach E., bewässert den Westen von Kusbistan, fließt über das ottomanische Gebiet und verbindet sich nach einem 130 Stunden langen Laufe mit dem Schat-el-Arab. Der Karun, welcher Kusbistan durchströmt, ist ebenfalls ein Beifluß des Schat-el-Arab. Kleine Flüsse gehen vom den Bergen in E. in den persischen Meerbusen. Einer derselben, der Zab, welcher Kusbistan von Fars trennt, ist für Boote bis 6 Stunden vom Meere schiffbar. Endlich haben

auf dem Plateau der Bendemir, der Schurtrib, der Mergab und andere ihre Mündung in den Seen oder dem Sande.

Nach einigen Schriftstellern hat Persien über 20 Seen, die keinen Ausfluß haben; sie sind meist klein, und die bedeutendsten sind der See Urmiah in Azerbidschan und der Baklegian in Fars.

„Es giebt vielleicht kein Land,“ sagt Malcolm, „welches auf demselben Raume eine so große Verschiedenheit im Klima besäße wie Persien, aber diese Verschiedenheit scheint mehr von der Erhebung des Bodens als von der Entfernung von dem Aequator abzuhängen. In den südlichen Cantons zwischen den Bergen und dem persischen Meerbusen ist die Wärme im Sommer sehr groß und sie steigert sich noch durch das Rauschen der Sonnenstrahlen auf den Sandebenen. In den ersten beiden Sommermonaten weht ein sehr starker Wind von S.W. mit solcher Heftigkeit, daß er Wolken von leichtem und ungreifbarem Sande von den Küsten Arabiens mit sich bringt. Im Herbst ist die Hitze brückend, im Winter aber und im Frühlinge die Temperatur höchst angenehm; selten wird es sehr kalt und selten fällt an der südlichen Seite der Berge Schnee. Der Regen, der nicht sehr stark ist, fällt im Winter und im Anfange des Frühjahrs oft bei sehr heftigen Südwestwinden, aber nie über drei oder vier Tage hinter einander. Im Innern sind einige Bezirke von Kirman und Laristan ungeheurer Hitze ausgesetzt, besonders in der Nähe der Wüste von Seistan.“

„Die Bezirke von Fars in N. der Berge haben ein warmes, aber gemäßigtes Klima. Der Boden ist hier meist fett und fruchtbar und durch viele kleine Flüsse bewässert. Die Berggebiete gewähren trüffliche Weiden für die Heerden und die Thäler sind reich an Getreide und an Obst.“

„In der Masse, wie man nach N. weiter kommt, findet man das Klima noch gemäßigter. In der großen Provinz Irak ist die Wärme im Sommer nicht lästig und von der Kälte im Winter leidet man nur einige Wochen lang. Der Himmel ist in dieser Gegend rein und wolkenlos; der Regen nie stark und der Schnee bleibt selten auf der Erde liegen; die Luft ist so rein und so trocken, daß das glänzendste polirte Eisen ihr ausgesetzt seyn kann, ohne daß es vom Roste angegriffen wird. Die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten kommt den Leuten außerordentlich vor, die an eine wechselreichere Temperatur gewöhnt sind; ihre Veränderungen treten gleichsam zu der bestimmten Stunde ein. Wenn der Frühling beginnt, gewährt die Natur vielleicht an keinem andern Orte ein schöneres Aussehen als in Isfahan. Die Klarheit des Wassers, der Schatten unter den Bäumen der langen Alleen, die glänzende Vegetation in den Gärten und das Grün, welches die weiten Felder schmückt, scheint sich mit der Reinheit der Atmosphäre zu verbinden, um einen reizenden Aufenthalt zu schaffen, und wenn man dies zauberische Bild sieht, fühlt man sich fast versucht, die öffentliche Meinung nicht übertrieben zu finden, welche glaubt, dieses glückliche Klima habe auf die Sinne eine solche Einwirkung, daß sie einen wirklichen Rausch erzeuge.“

„Die Städte in N. von Irak erfreuen sich keines so milden Klimas. Das Land um Hamadan ist sehr bergig und der Winter da streng, während Caschan und Kum, an dem Rande der Wüsten gelegen, im Sommer einer eben so großen Wärme ausgesetzt sind, wie die Länder an der Küste des persischen Meerbusens. Teheran, die Residenz des Königs, liegt unmittelbar unter den Bergen, welche Irak von Mazenderan trennen, und ist folglich großem Wechsel der Temperatur und der Ungeundheit ausgesetzt.“

„In Azerbidschan ist der Sommer heiß und der Winter sehr rauh. In gewissen Bezirken Kurbistans ist, obgleich sie weiter nach E. liegen, die Wirkung der Hitze so merklich, daß hier der Winter gleichzeitig mit dem Herbst in sehr nahen Gegenden beginnt. Am 17. August 1810, als ich in der Ebene von Habatu campirte, gefror das Wasser.“

„Gilan und Mazenderan, Provinzen in N., haben wie die südlichen, ihre kalten und ihre warmen Gegenden. Die erste ist der hohe und bergige Theil, welcher Irak und Azerbidschan begrenzt, und die andere be-

greift die Ebenen am Caspischen Meere. Diese beiden Provinzen sind reich an Wäldern und Flüssen, die übrigens selten sind. Man erntet Erbe in Gilan und einigen Gegenden von Mazenderan; in den letztern ist der Reis vorzüglich. Der Regen ist wie in Gilan hier stark und häufig, und die untern Theile sind feucht und ungesund.

„Die große Provinz Korassan zeigt alle Varietäten der Temperatur; ihre Gebiete, welche die Wüste zwischen Irak und Seistan begrenzen, sind dürr und außerordentlicher Hitze ausgesetzt. Mehrere Wochen im Sommer vermeiden es die Bewohner einiger Gegenden sich der Luft auszusetzen, um nicht plötzlich durch den pestilenzialischen Wind getödtet oder unter den Staubwolken begraben zu werden, die ihn häufig begleiten. Trotz diesem Localübel kann man das Klima von Korassan für gut und gesund halten.

„Die Seltenheit der Flüsse und Quellen ist die Ursache, daß es Persien an Bäumen fehlt, wenn sie nicht besonders gepflanzt werden; dieser Waldmangel begünstigt die freie Circulation der Luft, so daß die Dünste, welche oft dem Menschen schaden, weil der Wind sie nicht fortreiben kann, meist unbekannt sind. Auf einer andern Seite ergeben sich daraus Unannehmlichkeiten, denn die Kahlheit vermindert nicht nur den Reiz der Landschaft, sondern, wie ein Hindu zu den Persern sagte: „Ihr habt weder Schatten, in dem Ihr im Sommer vor der Glut der Sonne Schutz suchen könntet, noch Brennholz, um im Winter die Kälte zu vertreiben, die Euch peinigt.“

„Der Boden ist sehr verschieden von den sandigen und unfruchtbaren Ebenen an, welche den Golf begrenzen bis zu der lehmigen und fetten Erde in der Nähe des Caspischen Meeres, aber überall fehlt das Wasser, das ihn befruchten könnte, und aus diesem Grunde besonders haben die häufigen feindlichen Einfälle, welchen das Land ausgesetzt war, so viel zur Verminderung der Erzeugnisse beigetragen und dem zu Folge die Fortschritte der Bevölkerung aufgehalten. Die Vernichtung einiger mit großen Kosten angelegter Canäle kann in einer Jahreszeit ein reiches Thal zu einer traurigen Wüste machen. Wenige Länder können sich rühmen, so viele und so gute Küchengewächse hervorzubringen als Persien. Seine Gärten können an Schönheit wie an Fülle mit allen in der Welt wetteifern. Welches Glück könnte das Land unter einer festen und gerechten Regierung erlangen! Einige seiner größten und schönsten Thäler, die mit Ruinen von Städten und Dörfern überstreut sind, dienen nur den Heerden herumziehender Stämme, und in dem Raume von 100 Meilen, der früher von reichen Ernten bedeckt war, bemerkt man jetzt nichts als eine kleine Anzahl vereinzelter Felder und schwachen Anbau, der hinzureichen schien, um die Familien zu ernähren, welche diesen Boden benutzten, und um jedes Jahr den Pferden ein wenig Grünfut zu gewähren.

„Persien besitz wenig Mineralien. In einigen Gegenden findet man Eisen und Blei; die Gold- und Silberadern, welche man entdeckte, sind nie mit Vortheil bearbeitet worden; man findet keine andern Gesteine als Türkisen; die schönsten kommen aus den Bergen bei Nischapur, einer Stadt in Korassan in einer Ebene 20 Stunden westlich von Meshib.

„Unter den Hausthieren Persiens sind das Kameel, das Maulthier und das Pferd zugleich die besten und die nützlichsten. Die Kinder, die man zur Bebauung des Landes verwendet, sind weder zahlreich noch unter irgend einer Hinsicht bemerkenswerth. In einem Lande aber, wo es weder Fuhrwesen noch schiffbare Flüsse giebt, müssen die Einwohner nothwendig ihre Aufmerksamkeit auf Thierarten richten, welche gleich nützlich sind in den Künsten des Friedens und zur Begünstigung der Arbeiten im Kriege. In allen Theilen des Landes, wo der Boden dürr und sandig ist und die großer Hitze ausgesetzt sind, zieht man das Kameel jedem andern Thiere zum Transport von Lasten vor. In einigen Gegenden von Korassan bildet es den Hauptreichtum der Einwohner; aber in den meisten andern Provinzen bedient man sich noch allgemeiner der Maulthiere, welche in Hinsicht ihrer außerordentlichen Stärke, ihrer Lebhaftigkeit, so wie ihrer Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, in der Meinung der Perser

gleich nach dem Pferde kommen; sie wenden fast gleiche Sorgfalt auf die Zucht beider.

„Das Pferd von Fars und Irak ist von einer mit der Arabiens gekreuzten Race, die, obwohl stärker als diese, doch klein ist in Vergleich mit denen von Turcomanien und Korassan; die beiden letztern werden von den persischen Kriegern am meisten geschätzt; sie haben viel von dem arabischen Blute. Es giebt vielleicht keine Pferde in der Welt, welche so viele Strapazen ertragen können, als die der Turcomanen, und wenn man sie, wie es gewöhnlich ist, zu Raubzügen abrichtet, tragen sie ihre Reiter in mehreren Tagen hinter einander in unglaubliche Entfernungen. Die Perser haben frühzeitig diese Thiere schätzen gelernt, und zwar durch alles, was sie durch die Einfälle der Stämme leiden mußten, welche sie ziehen. Die Turcomanen, welche sich auf die Trefflichkeit ihrer Reiter verlassen, scheuten sich nicht, ihre Ebenen in Trupps von 20 bis 30 zu verlassen und Dörfer bis in die Nähe von Caschan und Isfahan zu plündern.

„Das Schaf ist der Reichtum der Nomadenstämme, aber sie suchen die Race dieses nützlichen Thieres nicht zu verbessern, das ihnen Nahrung und einige der wesentlichsten Stücke ihrer Kleidung liefert.

„Wie alle Länder, in denen mehrere Theile des sind, ist auch Persien reich an wilden Thieren, wie an Löwen, Wölfen, Füchsen, Schakalen, wilden Eseln, Argalis (wildes Schaf), Bergziegen und verschiedener Arten Antilopen. Man findet in dem Lande auch fast alle Vögel, die denen gemein sind, welche unter derselben Breite liegen.“

Malcolm und Saubert glauben, die alten Schriftsteller, und selbst Charbin unter den Neuern, hätten den Reichtum und die Bevölkerung Persiens übertrieben. Aber obgleich dieses große Land nicht so blühend ist, als es zu verschiedenen Zeiten seines Glanzes war, so sind jene beiden Reisenden doch der Ansicht, daß die Entvölkerung keineswegs zunehme und daß es dem Lande eben so wenig an Mitteln zum Gedeihen fehle. In Persien haben die des Anbaues fähigen Dörfer zuviel Chancen der Fruchtbarkeit, als daß sie lange ohne Bewohner bleiben könnten. „Will man sich auf das Zeugniß der Orientalen berufen,“ sagt Saubert, „so mußte man die Einwohnerzahl und die Einnahmen Persiens für weit ansehnlicher halten, als die Ausdehnung, die Beschaffenheit des Bodens und die Regierung des Landes gestatten. Die Perser, selbst die unterrichteten, haben wenig Kenntnisse in der Statistik und sind, unwissend oder nicht, immer geneigt, die Hilfsquellen ihres Landes zu übertreiben; aber wenn es ihren Berechnungen an numerischer Genauigkeit fehlt, so entgeht ihnen doch eine relative Genauigkeit nicht, und man kann recht wohl aus ihren Widersprüchen Vortheil ziehen.

Die Einwohnerzahl von Persien beträgt ungefähr 9 Millionen Seelen und besteht aus Eschakten, wie Tadschiks, Armeniern, einigen Guebarn, Juden und Zabiern, und aus Nomaden, die türkisch, kurbisch und arabisch sprechen. Das Persische ist die Sprache der größten Anzahl der Einwohner; es stammt von dem Pehlvi, und ist modifizirt, seit der Islam die Religion des Landes wurde.

Die Perser sind Muselmänner von der Secte der Schiiten und weit weniger intolerant, die Priester ausgenommen, als die Sunniten; mehrere machen sich nicht im mindesten ein Gewissen daraus, Wein zu trinken, und man ersieht aus den Berichten der Reisenden des 17. Jahrh., daß in jener Zeit die Monarchen die Ersten waren, welche die Vorschriften des Koran in diesem Punkte übertraten. In unsern Zeiten geben sie dieses schlechte Beispiel nicht mehr.

Nach den einstimmigen Beobachtungen der Reisenden sind die Perser groß, stark und gut gewachsen; sie haben eine braune Farbe und lebhaft, geistreiche Augen. Ihre Tracht hat sich seit Charbins Zeit verändert; sie besteht aus dem done, einem langen Gewande, das an der Taille festgehalten wird und bis zu den Knöcheln reicht; es ist von Seide, Baumwolle oder Brocat, oder von dem Stoffe der Shawls; darunter befindet sich der arkhalik, eine Tunica von wattirter und gestoppter Indienne, die auf den Hüften übereinander geht, nur bis an die Waden

recht und auf der Brust offen ist; sie wird von dem obern Gewande verdeckt; ferner aus dem Hirnen, einem Hemd von Seide oder Baumwolle oder Leinwand von verschiedener Farbe, mit Schnürchen von greller Farbe gestickt, sehr kurz, ohne Kragen und an der Seite offen. Der Hirschbuckel sind sehr weite Beinkleider von Seide oder Baumwolle, die auf den Hüften befestigt werden und bis an die Knöchel reichen. Statt der Strümpfe trägt man Stiefeln; im Hause und wenn man zu Fuß ausgeht, trägt man Schuhe mit hohen Absätzen; reitet man, so zieht man Stiefeln an, welche über das Knie reichen. Man schlingt um den Gürtel einen Shawl, der je nach dem Vermögen und dem Range der Person verschieden ist und in den man einen Dolch steckt, dessen Griff ebenfalls den Rang und den Reichtum der Person anzeigt, die ihn trägt. Bei gewöhnlichen Leuten reicht das Oberkleid nur bis an die Knie. Uebrigens ist die Farbe aller dieser Kleidungsstücke nach der Mode verschieden, die sehr wechselt; bisweilen sind sie gefärbt und mit Pelz besetzt. Im Winter bedeckt man sich mit einem kark oder einem großen Pelze.

Die allgemeine Kopftracht der Perser von dem Könige bis zu dem geringsten seiner Unterthanen ist eine 18 Zoll hohe schwarze Mütze von Schaaf- oder Kammsfell; das letztere ist das gesuchteste. Der einzige Unterschied, der dem Könige, seinen Eöhnen und einigen Großen des Reiches vorbehalten ist, besteht in einem um diese Mütze gewundenen Shawl. Die Perser rasiren sich das Haar glatt vom Kopfe mit Ausnahme eines Büschels oben auf dem Hinterkopf und einer Locke hinter jedem Ohr; die jungen Leute lassen sie bis auf die Achseln hängen; aber sie sehn sich besonders nach dem Augenblicke, in welchem ein großer schwarzer Bart ihr Gesicht zieren wird. Man läßt diesen seiner ganzen Länge nach wachsen und erneuert alle vierzehn Tage die Operation, welche ihm die gewünschte Farbe giebt; aber diese hat nach eines Jeden Geschmack ihre Schwierigkeiten. (Zaf. 39. Abbild.)

Nach einigen Reisenden sind die Perserinnen ohne Widerrede die schönsten und hübschesten Frauen in der Welt. Sie sind groß, gerade, schlank und sehr gut gebaut; die, welche immer in den Harems bleiben, sehn sehr weiß aus. Im Allgemeinen haben sie schönes Haar, schwarze sehr große und sehr ausdrucksvolle Augen, und regelmäßige Züge. Tadeln kann man ihr zu rundes Gesicht, aber das gilt im Lande gerade für eine große Schönheit, weil die Dichter, um die Geliebte zu rühmen, sie mit dem Vollmonde vergleichen.

Ihr Kopfschmuck besteht in einem Streifen oder einer mehr oder minder reichen Mütze, die künstlich in die Form eines Turbans gebracht wird; das in dreißig kleine Flechten geordnete Haar flattert hinten hinab; die vordern sind auf der Stirn zurückgeschlagen; einige fallen nachlässig an beiden Seiten auf die Wangen. Die Frauen aus den untern Classen tragen bloß ein schwarzes Tuch auf dem Kopfe.

Die übrige Kleidung der Frauen unterscheidet sich nicht sehr von jener der Männer. Ihr Hemd von rother Seide oder weißer Baumwolle wird durch eine Schnur über den Achseln befestigt, hat mitten auf der Brust einen Schlitze und am Halse ein goldenes, silbernes oder seidenes Knöpfchen. Ueber diesem Hemd wird eine große Jacke von wattirtem Atlas getragen, welche bis in die Mitte der Schenkel reicht, vorn offen ist und durch Knöpfchen zugemacht wird, und endlich eine vorn sehr tief ausgeschnittene Tunica ohne Kragen, die nur mit drei Knöpfen in der Höhe der Hüften zugemacht wird. Diese letztern sind durch große Taschen bezeichnet, welche dieselben weit größer erscheinen lassen als sie wirklich sind. Diese Tunica bedeckt nicht einmal die Knie; um den Leib herum wird sie durch einen gestickten Gürtel gehalten, der vorn mit einer Gold- oder Silberplatte geschmückt ist, die man wohl auch mit Edelsteinen besetzt. Die Beinkleider sind so lächerlich wattirt, daß die Beine zwei unformlichen Säulen gleichen. (Zaf. 39. Abbild.)

Eine Frau kann sich auf der Straße nur dann zeigen, wenn sie sich in ein Stück weißen oder blau und weiß carrirten Baumwollengeuges hält und überdies ihr Gesicht durch einen Schleier von derselben Farbe

bedeckt. Zwei kleine glitterförmige Oeffnungen befinden sich vor den Augen. Uebrigens lieben die Perserinnen die Ringe, Hals- und Armbänder sehr; der armste Handwerker muß oft das Nothwendigste entbehren, um dergleichen seiner Frau zu geben, wenn er Frieden im Hause haben will.

Wir haben weiter oben gesehen, daß die Einwohner Persiens in Romaden, die in dem Gebirge leben und die Wästen durchziehen, und in Tadschiks oder Lots zerfallen, welche in den angebauten Bezirken leben oder sich in den Städten aufhalten. Bei diesen beiden Classen wechselt jedoch die Lebensweise; der Romade verschmähst es nicht, sich in einer Stadt festzusetzen, und der Landmann wird Romade.

Diese, welche wie die Turkmannen an eine herumziehende Lebensweise gewöhnt und zu Raub und heftigen Leidenschaften geneigt, sind jedoch dem Fürsten unterthan, welcher es auch seyn möge, der über Persien regiert, und bringen selbst in die Lager etwas von der Abgeschliffenheit der Städtebewohner. „Inbessen,“ sagt Taubert, „ziehen sie die weiten Halben, die hohen Gebirge den von der Natur mehr begünstigten Dörfern vor. Fragt man sie, warum sie sich von der Besorgnis und Ungewißheit nicht frei machen wollen, mit denen ihre precäre Existenz immer bedroht ist, so antworten sie: „unsere Vorfahren haben so gelebt.“

Das höchste Glück für sie besteht darin, von Zeit zu Zeit den Aufenthaltsort zu wechseln, neue Luft zu athmen und so zu sagen jeden Augenblick das Gefühl ihrer Unabhängigkeit zu empfinden. Aus den Romadenzellen gehen die kräftigsten und schönsten Männer und fast alle Krieger hervor. Die trägen, verweichlichten Bewohner der Städte ergreifen die Waffen nur bei bringender Gefahr. Die in den Wästen Lebenden sind immer bewaffnet und bereit, ihre Feinde zu bekämpfen.

„Diese Söldnertruppen, die bloß des Goldes wegen kämpfen, welchen man ihnen bezahlt, oder wegen der Beute, die man ihnen in Aussicht stellt, sind die einzigen, auf welche der Schatz von Persien rechnen kann. Im Frühjahr verlassen sie ihre Aufenthaltsörter, versammeln sich an den vom Fürsten bezeichneten Orten und nehmen Dienst für einen Feldzug, da sie im Winter stets wieder zu ihren respectiven Stämmen zurückkehren.“

Kabir Schah gehörte zu dem Stamme der Affscharen, und die jetzige königliche Familie gehört zu dem der Radscharen; beide sind türkische, verstehen aber wie die andern meist auch das Persische.

Die persische Armee besteht aus Infanterie und Cavalerie, die auf europäische Weise disciplinirt sind und aus einem Artilleriecorps, das gleichfalls von französischen und englischen Officieren organisiert wurde. Außer der reisenden Artillerie giebt es Bombards, auf Kameelen reisende Artilleristen; auf dem hintern Theile des Sattels ist eine kleine Kanone befestigt; wenn sie abgeschossen werden soll, läßt man das Kameel sich niederlegen. Die regulären Truppen des Schahs belaufen sich auf mehr als 20,000 M., seine Armee aber, die Milizen und Romaden mitgerechnet, besteht aus 254,000 Mann.

Sein Einkommen schätzt man auf 80 Mill. Frks. Der Ertrag der königlichen Domänen, die Abgaben, welche die Prinzen, die Khans und andere Hauptlinge von den erbobenen Steuern geben müssen, die Zollgelder, der von den Häuptern der Romadenhorden gezahlte Tribut, die von Bittstellern gebrachten Geschenke und verschiedene andere Abgaben bilden diese Summe; durch die ungeheuren Erhebungskosten werden sie fast verdoppelt. Die öffentlichen Anstalten müssen meist von den Provinzen erhalten werden und befinden sich deshalb in schlechtem Zustande. Die Gouverneure denken an weiter nichts, als wie sie Reichthümer zusammenbringen, sowohl zu ihrem eigenen Vortheile, als um die Habgucht der Großen und die der Boten befriedigen zu können, die zu ihnen geschickt werden, denn die letztern verlangen immer einen Lohn in Verhältniß der Wichtigkeit der Sendung, mit welcher sie beauftragt sind, und der oft im Voraus festgesetzt wird.

Dieser Zustand der Dinge hat sich seit Charbin nicht verbessert; Tau-

bett bestätigt es, setzt aber hinzu: „Wenn die Summen, welche man in den Schatz bringt, nach der Größe und Einwohnerzahl Persiens nicht übermäßig sind, so werden sie auch nur zu den allernöthigsten Ausgaben verwendet, welche nicht die Hälfte in Anspruch nehmen; das übrige wird in Barren geschmolzen, in Edelsteine und andere Gegenstände von großem Werthe und leichtem Transport verwandelt, weshalb man die Berichte aller Reisenden über den Glanz am persischen Hofe nicht für übertrieben halten wird. Diese Reichthümer könnten allerdings auf eine für das Land und den Fürsten selbst nützlichere Weise verwendet werden, aber man weiß, daß in den despotischen Staaten das öffentliche Interesse für nichts gilt und daß die Worte Staatswirtschaft, weise Verwaltung, Ordnung und Voraussicht dort gleichsam unbekannt und nicht buchstäblich zu übersetzen sind.“

„Die Perser sind also unaufhörlich den Erpressungen und Gewaltthatigkeiten der Subalternbeamten der Regierung ausgesetzt. Sie wissen recht wohl, warum Seth Ali Schah Schätze zu sammeln suchte, fühlen alle Unannehmlichkeiten des gegenwärtigen Zustandes und sehen nur mit Schrecken in die Zukunft, wozu sie durch frühere Vorfälle auch recht wohl berechtigt sind. Aus diesem Zustande der Besorgniß geht ein Mangel an Vertrauen hervor, ein Geist der Äufligkeit und Bestechlichkeit, der sich überall zeigt. Unrecht wäre es aber, wollte man nicht anerkennen, daß der regierende Fürst sich bemüht, diese Uebelstände abzustellen und wieder gut zu machen.“

Man bemerkt keine große Verschiedenheit unter den Reisenden, welche über den Charakter der Perser gesprochen haben; sie besitzen eine lebhaftere Phantasie, ein fruchtbares Gedächtniß, viel Anlagen zu den Wissenschaften, den Künsten und dem Kriege; sie sind gastfrei, artig und freundlich, haben ein gefügiges Naturell und einen zu Intriguen geneigten Geist. Man warnt ihnen vor, daß sie sehr eitel, unempfindlich und selbst grausam wären, den sinnlichen Vergnügungen sehr zugethan, verschwenderisch, aber auch zum Geize, zur Heuchelei, zur Betrügerei, zur Lüge, Treulosigkeit und zum Meißel geneigt wären. Sie sind sehr abergläubisch und treiben die äußere Ausübung ihrer religiösen Pflichten ins Kleinliche; im Grunde aber besitzen sie keine echte Frömmigkeit.

Sie beobachten mit der strengsten Genauigkeit die Regeln der Etikette. Man bemüht sich, die jungen Leute von hohem Range in den Formeln der Sprache zu unterrichten, welche in der hohen Gesellschaft üblich ist, und in den Complimenten, die an Jeden nach seinem Stande gerichtet werden, und vernachlässigt nichts, daß sie alle Kenntnisse erlangen, welche ein wohlzogener Mann besitzen muß. „Die Kinder der gemeinen Leute,“ sagt Chardin, „werden ebenfalls sorgfältig erzogen. Man sieht sie nicht auf den Straßen herumlaufen, nicht die Zeit durch Spiele tödten und durch Zänkereien. Man schickt sie vielmehr des Tages zweimal in die Schule, und wenn sie aus derselben zurückkommen, behalten die Eltern sie bei sich, damit sie ihre Profession zc. erlernen. Die jungen Leute treten erst mit dem zwanzigsten Jahre in die Welt ein, sie müßten denn früher verheirathet werden, denn in diesem Falle werden sie früher emancipirt und sich selbst überlassen. Unter Heirathen verstehe ich hier eine Frau mit einem Heirathscontracte nehmen, denn vom siebenzehnten Jahre an giebt man ihnen eine Besoldung, wenn man sieht, daß sie zur Liebe geneigt sind. Sie erscheinen bei ihrem Eintritte in die Welt zurückhaltend, artig und bescheiden, sprechen wenig, sind ernst, aufmerksam, und rein in ihren Reden und ihrem Wandel. Aber die meisten werden bald verborben; der Luxus reißt sie mit fort, und da sie weder Vermögen, noch genügende Gehalte, noch andere redliche Mittel haben, so verfallen sie auf schlechte Mittel, die sich ihnen immer darbieten.“

Die Perser befinden sich gern in den Gesellschaften, wo man sich von Religion, Poesie und Literatur unterhält; bei diesen Gesprächen trinkt man Kaffee, genießt Erfrischungen und raucht aus dem Kargile. Diese Art Genuß wird für unentbehrlich gehalten, und einem Vornehmen folgt, selbst wenn er reitet, ein Diener, der diese Art Pfeife trägt.

Persien, zwischen Europa und Indien gelegen, ist für den Handel

ganz geeignet; auch widmen sich ihm die Perser mit Eifer, aber er ist nicht so blühend, als er es seyn könnte und ein bedeutender Theil in den Händen der Armenier. Obgleich die Hauptstraßen in sehr schlechtem Zustande, sind sie doch sicher; die Caravanen ziehen darauf ohne Gefahr hin. So gelangen die Waaren aus den benachbarten Ländern, so wie aus entfernteren Gegenden dahin.

Die Perser führen einen Theil von dem, was sie erhalten haben, wieder aus, wie auch rohe Seide, Rosenwasser, Deneh zum Färben der Fingernägel und der Haare, Wolle, Ziegenhaar, Teppiche, getrocknete Früchte, Kürbisse, Turbaki, eine Art Tabak, der in dem Kargile geraucht wird, und Rohr zum Schreiben, Baumwolle, Reis, Galläpfel, Schafe, Stiere, Pferde, Shawls von Kerman, Reichseidwebe und Kammsille.

Unter die Ursachen, welche dazu beitragen, die Vortheile zu verthun, welche in Persien der Handel den Kaufleuten gewährt, muß man die sehr starke, wenn nicht unüberwindliche Abneigung rechnen, welche die Bewohner dieses Landes immer gegen das Meer gehabt haben; sie treiben dieselbe so weit, daß sie lieber die dürrsten und gefährlichsten Wüsten durchziehen, als die kürzeste Fahrt auf dem Meere machen. Wüßte man nicht, daß diese Abneigung sich auf sehr alte und sehr eingewurzelte Vorurtheile gründete, wie man es schon im Herobot lesen kann, so würde man nicht begreifen können, wie so tapfere Männer den Muth verlieren, sobald es sich um eine Seereise handelt. Der Mangel einer Marine, das Resultat dieser Abneigung, ist Persien doppelt verderblich gewesen, weil es deshalb auf der einen Seite die zahlreichen und reichen Niederlassungen an dem kaspiischen Meere und auf der andern die Inseln im persischen Meerbusen verlor.

Von den Waaren, die Persien versendet, werden mehrere durch die Industrie der Einwohner erzeugt. Sie sind geschickt in den mechanischen Künsten; sie arbeiten in Gold, Silber und Kupfer, verfertigen seidene und baumwollene Gewebe, an welchen die Lebhaftigkeit der Farben übertrifft; sie machen sehr schöne Teppiche und Shawls, welche ebenfalls einen großen Ruf haben. Minder Glück haben sie in der Kunst, die Felle zu bereiten, ob sie gleich mehrere Zweige davon verstehen; aber sie arbeiten nur nach dem Herkommen, nie leitet die Wissenschaft ihre Hand oder vervollkommenet ihre Arbeiten. Uebrigens nimmt der Perser sehr gern guten Rath an, denn, weit verschieden von dem Türken, der auf seine Unwissenheit gewissermaßen eitel ist, verbindet er mit dem Wunsche, sich zu belehren, viel Verstand und Geschicklichkeit; er beweist dies in den Arbeiten der Art, welche in Europa noch nicht ihren höchsten Grad von Vollkommenheit erlangt haben; so sind ihre Säbel zc. eben so gut und schön als die unserigen, dagegen können sie eine Klinge nicht so gut herstellen.

Dasselbe gilt von den schönen Künsten. Es giebt nichts bei den Persern, was auf reinen Geschmack Anspruch machen könnte. Die Baukunst und Malerei sind, obgleich mehr ausgebildet als bei den Türken, durch die Schranken eines rohen Fortkommens und durch die Religion gehemmt.

Die Architectur ist ziemlich einfach; die Häuser haben fast alle nur ein Erdgeschloß. Das Dach ist eine kleine Plattform, auf welche man bei der Annäherung des Winters Erde wirft, die man festschlägt. Diese Wohnungen enthalten große Säle und kleine Zimmer, die mit Malereien geziert sind, besonders die Plafonds. Im H. und S. sind sie ganz offen, um frische Luft zu erhalten. In der Mitte befindet sich meist ein großer Marmorbecken mit einem Springbrunnen. Andere Zimmer gehen auf geräumige Höfe oder auf von Blumen duftende Gärten, die von symmetrisch gepflanzten Bäumen beschattet und reichlich bewässert werden. Wirklich merkwürdig aber bei der persischen Architectur ist die Kunst, Bogen ohne Holz, ohne Balken, ohne irgend etwas Festes zu machen, das den Bau erleichterte; sie verwenden dazu nur gebrannte Steine.

Die Bildhauerei ist ihnen fast unbekannt; sie machen nur Stereotypen von Marmor und Holz, und diese sind von sehr mittelmäßiger Arbeit.

Sie halten es nicht für eine Sünde, Gemälde mit menschlichen Figuren zu machen, aber die Malerei befindet sich doch bei ihnen noch in der Kindheit und die Erzeugnisse derselben empfehlen sich nur durch die Lebhaftigkeit der Farben und die Schönheit des Firniß.

Kein Europäer hat die Musik der Perser gerühmt, eben so wenig als die der Türken. Ihrer Meinung nach sind beide abscheulich, nichts als gellende Töne, die noch unangenehmer gemacht werden durch die Grimassen des Sängers, der, um seiner Stimme mehr Umfang zu geben, sich selbst die Ohren zupfropft. Die Perser singen alle in einem Tone, in Begleitung schlechter Instrumente, wie z. B. eines Tamburins oder einer Theorbe. Der Tanz folgt natürlich diesem Lärme. Er wird in den Harems von den Frauen, öffentlich von Kindern von 14 bis 15 Jahren ausgeführt, welche sich diesem Stande widmen. Obgleich Mahomed den Tanz und die Musik verboten hat, so wird dieses Verbot doch bei den Persern und bei den Türken übertreten. Der Schah hat seine Tänzer und Tänzerinnen; die Großen haben ebenfalls dergleichen und die gewöhnlichen Privatpersonen lassen sich bei ihren Festen Tänzer kommen. Die Kunst derselben besteht meist in Kräftsprüngen; man sieht ein Kind sich wohl zweihundertmal um sich selbst drehen ohne anzuhalten. Diejenigen, welche die lascivsten Stellungen annehmen, gefallen sicher am meisten.

In den persischen Schulen studirt man die arabische Sprache, die Jurisprudenz, die Rhetorik, die Poesie, die Philosophie, die Medicin und Astrologie. Das Ansehen, in welchem im Lande die Mirza (Leute von der Feder) stehen, die Auszeichnungen, die man ihnen bewilligt, die Würden, auf welche sie Anspruch machen können, ermutigen die, welche Neigung zur Literatur oder zu den Wissenschaften in sich fühlen. Aber diese sind noch weit zurück trotz dem Eifer der Lehrer und Schüler. Die, welche man am meisten schätzt, ist die Astrologie. Die Perser unternehmen nichts Wichtiges, ohne die Astrologen zu Rathe zu ziehen, deren Gewerbe geachtet und einträglich ist; selbst der König begiebt sich nicht auf ein nahes Landgut, ohne wenn vorher erst die Sterne zu Rathe gezogen worden sind.

Gewöhnlich kommt man in dem Hafen Abuschr oder Bender Buschr nach Persien, wenn man von Indien aus da anlangt. In diesem Hafen werden im Lande, am persischen Meerbusen, die meisten Geschäfte gemacht. Er verdankt seinen blühenden Zustand dem Falle von Bender Abassi und der Zerstörung Bender Rys in den Unruhen, welche dem Tode Nahir Schahs folgten. Bender Buschr liegt am Nordende einer dünnen Halbinsel, der ungefähr 3 Stunden im Meer hinein erstreckt. Die Stadt hat ein angenehmes Aussehen; in S. wird sie durch eine Mauer mit runden Thürmen geschloßen und ein arabischer Scheich führt die Verwaltung darin. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000 Seelen; man findet daselbst Armenier, Juden und Banianen. Die Engländer haben ein Comptoir da. Der nicht sehr große aber gut versorgte Bazar enthält alle Arten Waaren aus Europa, Indien und Persien. Man trinkt nur schlechtes Wasser; um gutes zu bekommen, muß man es über eine Stunde weit holen. Die Rheide ist allen Winden offen, ausgenommen denen aus S., wo die Stadt zum Theil geschützt ist. Die großen Schiffe ankern drei Viertelstunden vom Ufer. Kleine Fahrzeuge tragen die Waaren nach Bassora; die Caravanen gehen nicht zu Lande von Bender Buschr nach dieser Stadt, weil das Land öde, von Räubern unsicher gemacht und von Sämpfen durchschnitten wird.

Wünscht man Bender Buschr, um nach Schiraz zu gehen, so kommt man erst über eine trockene und dürre Gegend, dann sieht man bebaute und mit Dattelpalmen beplante Felder. Die Dörfer sind durch Mauern vertheidigt und bisweilen von tiefen Gräben umgeben. Der Weg wird umgeben und von zahlreichen Schluchten durchschnitten; man geht mehrmals über mehrere kleine salzige Flüsse, welche in dem Gebirge strömen und sich in den persischen Meerbusen ergießen.

Die Bewohner der Dörfer, welche man trifft, stehen nicht immer mit den Nachbarn in gutem Vernehmen. „Ihre Streitigkeiten,“ sagt Du-

pré, „schlagen stets zum Vortheile des Gouverneurs des Bezirkes aus; er benugt die Uneinigkeiten, um die streitenden Parteien zu drücken, unter dem Vorwande, die Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten.

In Bauschkun ist der Wassermangel Ursache, warum man nur Gerste und Weizen baut. Hier sahen wir auch zum erstenmale die Getreidegruben von Fars: tiefe Gruben, die mit gebrannten Steinen ausgemauert und mit Mörtel bekleidet sind, so daß die Feuchtigkeit nicht hindringen kann. Gewöhnlich haben sie eine ovale Form, sind oben eng und erweitern sich nach der Mitte und nach unten zu. Man verschließt sie sehr sorgfältig und das Getreide erhält sich in ihnen vortreflich. Ihre Anwendung schreibt sich aus dem fernsten Alterthume her.

Als wir das in diesem Theile sorgfältig angebaute Thal verließen, trafen wir auf ein Lager von Nomaden, welche mit Ungebuld den Augenblick der Ernte erwarteten, welche in dieser Gegend zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mails stattfindet. Diese Nomaden dürfen die brachliegenden Felder besäen und den Ertrag nehmen, ohne dafür eine Abgabe zu entrichten.

Firuz Abad (Der des Stüdes) ist eine kleine Stadt, die zum Theil von den Trümmern von Firuz Schah erbaut wurde und in deren Mitte man noch einen Obelisken und eine Wasserleitung sieht. Endlich steigt man in das sehr große und schöne Thal von Schiraz hinab, geht über mehrere Flüsse und gelangt in die Stadt. Sie ist eine der berühmtesten in Persien, hat eine unregelmäßige Gestalt und ist mit Mauern von gebrannten Steinen und Thürmen umgeben, in welchen sich die Soldaten der Garnison aufhalten; ein Graben, der an einigen Stellen besäet und im Allgemeinen schlecht gegraben ist, umgibt sie von allen Seiten. (Taf. 40 Abbild.)

„Schiraz enthält kein eigentlich prächtiges Gebäude; doch bemerkt man den Regierungspalast und die herrlichen Gärten, die große Moschee, die Bäder daran und den Bazar. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 30,000 Seelen. Man verfertigt daselbst Baumwollenzeuge, Feuertgewehre, Edelsteine, Glaswaaren und ausgelegte Holzschalen. Der Handel ist sehr bedeutend. Ein Erdbeben verursachte 1824 schreckliche Verwüstungen, wobei nach einem englischen Reisenden alle Gebäude der Stadt litten. Die Perser nennen sie den Ort der Wissenschaft.

„In dem Thale und in der Umgegend finden sich die Weinpflanzungen, deren Erzeugniß so gesucht ist und den die persischen Dichter mit Recht so sehr gerühmt haben. Zum Trinken ist er erst nach drei Jahren gut; er gleicht der Farbe und dem Geschmack nach dem Rabera, aber schmeckt aber sehr.“

Zwei Stunden in N.D. von den Mauern der Stadt Schiraz sieht man das Grab des berühmten persischen Dichters Fasih; es ist von einem herrlichen Garten umgeben wie jenes Saabi's, eines andern Dichters, das sich etwas weiter hin befindet.

Dupré reiste 1808 und 1809 in Persien. Morier befand sich zu derselben Zeit daselbst; er ging ebenfalls von Bender Buschr nach Schiraz, aber auf einem westlichen Wege als Dupré. Er kam durch Razrun, eine kleine damals blühende Stadt, die aber seitdem durch das Erdbeben von 1824 fast ganz zerstört worden ist. Etwa 5 Stunden nördlich von Razrun sah er die Ruinen von Schapur, die er zuerst aufmerksam untersuchte. Es war dies eine von dem Könige, den wir Sapor I. nennen, erbaute Stadt. Man fand die Ueberreste einer Citadelle, mehrere Basreliefs am Felsen, die sehr verschiedenartige Gegenstände darstellten. In der Umgegend findet man einen unterirdischen Bau, der zu Grotten und ungeheuern Kuschhöhlungen führt; man sah daselbst auch eine colossale umgestürzte und zerbrochene Statue.

Zwölf Stunden in N.D. von Schiraz in einer fruchtbaren Gegend bei dem Dorfe Merbach, auf einer geneigten Fläche am Fuße des Rahmet, eines hohen Berges von grauem Marmor, bemerkt man die berühmten Ruinen, die Tschahel Minar (die 40 Säulen) von den Neu-Persern genannt werden. Es sind die eines Palastes, der eine Stadt hieß,

die bei allen Orientalen *Isfahakar*, bei den Griechen dagegen *Persopolis* hieß. *Shardin*, *Kämpfer*, *Cornelle*, *Le Bruyn*, *Niebuhr*, *Morier*, *Ker-Porter* und andere Reisende haben diese Ruinen gezeichnet, welche die Gestalt eines Amphitheaters und mehrerer übereinander befindlicher Terrassen haben, auf die man auf einer so bequemen Treppe hinauf gelangt, daß zehn Reiter neben einander hinauf reiten könnten. Auf jeder Terrasse sieht man Ueberreste von Portiken und Trümmer von Gebäuden mit Gemächern, die bewohnt gewesen zu seyn scheinen. Nach dem Hintergrunde zu, gegen den Felsen, an welchem dieses Bauwerk lehnt, sind zwei Gräber in den Felsen gehauen; den Eingang konnte man aber bis jetzt nicht entdecken. Alles ist von Marmor gebaut ohne Kalk und Mörtel, und doch sind die Städte so gut verbunden, daß man sehr aufmerksam seyn muß, wenn man die Verbindungsstellen finden will.

Die Mauern sind überall mit Basreliefs und Inschriften bedeckt; in den ersten giebt der Souverain den Großen seines Hofes Audienz oder erfüllt eine religiöse Ceremonie; übrigens sind es Thierkämpfe, meist fabelhafte, entweder zwischen Thieren oder mit Menschen. Die Charaktere bei den Inschriften haben die Gestalt eines Nagels, weshalb man sie nagelförmig nennt; die Gelehrten haben verschiedene Erklärungen vorgeschlagen, von denen einige recht plausibel sind. (Taf. 40. Abbild.)

Einige Reisen in N. von *Escheh* Minar zeigt ein Berg mit Namen *Kalschi Rustan* (Rustan's Hübel) vier ähnliche Gräber wie die in *Persopolis*. *Ker-Porter*, der in eines hineinging, fand, daß es mit Gewalt geöffnet worden war. In der Nähe zeigen sechs Basreliefs Gegenstände in Bezug auf die Religion der Magier und einen Triumph eines Königs über einen besiegten Feind. Etwas weiter hin, zu *Kalschi Redscheh*, ziehen andere Basreliefs gleichfalls die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Diese Sculpturen sind durch den religiösen Fanatismus der Muselmänner sehr verunstaltet worden. Inschriften in der *Pelwi*-Sprache und in griechischer, lassen keinen Zweifel über die Bestimmung dieser Bauwerke übrig; sie sollten das Andenken an die Siege *Sapors I.* verewigen, der von 240 bis 271 regierte.

In N. von diesen Ruinen sieht man in der Ebene von *Murgab* das *Mesched mader i Soleyman* (das Grab der Mutter Salomos), ein kleines vierseitiges Gebäude mit einem Piedestal von weißem Marmor in großer Ausdehnung. Die Orientalen geben ihm diesen Namen wegen ihrer Gewohnheit, alle Denkmäler, deren Ursprung ihnen unbekannt ist, dem *Salomo* zuzuschreiben. Wahrscheinlicher ist es, nach der Meinung *Ker-Porters*, das Mausoleum des *Cyrus*.

„Die ehrwürdigen Ueberreste von *Persopolis*,“ sagt *Scott Waring*, „haben viel von der Zeit gelitten, aber das, was noch übrig ist, ist hart und unvergänglich wie der Felsen selbst. Die Erdbeben, die in Persien so häufig sind, haben die meisten Säulen und Gemächer umgestürzt; was noch steht, ist oben entthüllt und bleibt in diesem Zustande. Der Sand, den das Regenwasser von den benachbarten Bergen im Winter herunterwäscht, füllt weite Räume aus und bedeckt mehrere Säulenunterlagen.“

„Nach den griechischen Schriftstellern stürzte *Alexander* nach einer Orgie diesen Palast in Brand; aber wenn man die Ruine genau und aufmerksam betrachtet, kann man dieser Erzählung schwerlich Glauben beilegen, weil das Feuer auf diese ungeheuern und unzerstörlichen Massen durchaus keinen Eindruck machen konnte.“

Alles veranlaßt zu der Meinung, daß sie zu einem Tempel, nicht aber zu einem Palaste gehörten, den der Sand begraben hat, und daß die zahlreichen Trümmer für die Alterthumsforscher höchst kostbare Gegenstände bedecken.

Am 17. Jan. 1808 reiste *Dupré* von *Schiraz* ab, wendete sich nach *SED.* über eine allmählig ansteigende Ebene und ging von Zeit zu Zeit über Bäche; das Wasser einiger derselben war salzig. Das Land ist nur mäßig bevölkert. Die Seiten des *Dora* Ken, eines Gebirges in der Nähe eines gleichnamigen Dorfes waren mit jenen hübschen Sträuchern bedeckt, welche man in Europa persischen Flieder nennt. Man sammelt zwischen

dem Gestein dieses Berges flüssige Momie, ein von den Orientalen sehr geschätztes Mineral oder Parz.

Die Ebenen und Thäler sind reich an Dattelpalmen; etwas jenseits des Endes des Thals von *Mabavar* beginnt das *Germesir* (warme Land) oder *Faristan*. Von dem Gipfel eines Berges, von welchem sich ein kleiner Fluß in einer Cascade hinunterstürzt, bemerkte der Reisende den persischen Meerbusen und dann gelangte er bald nach *Somrun* oder *Ben-der Abassi*.

Diese im 17. Jahrh. so reiche, so starken Handel treibende Stadt ist fast in den Zustand des Elends verfallen, aus welchem sie *Schah Abbas* gezogen hatte. Alle Generationen Europas hatten ein Comptoir hier; bei dem Tode *Nadir Schahs* verließen sie den Ort meist.

Dupré besuchte die kleine Insel *Ormuz*, die 3 Stunden in *SD.* von *Bender Abassi* liegt. Dieser Felsen ohne trinkbares Wasser und fast ohne Vegetation war vor der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und in den ersten Zeiten der Herrschaft der Portugiesen in Indien einer der hauptsächlichsten Stapelplätze des Handels dieser Länder mit Persien. Die Erzählungen von der Pracht, dem Reichtume und dem üppigen Leben der Bewohner von *Ormuz* würden fabelhaft erscheinen, würden sie nicht von zahlreichen Zeugen bestätigt. *Schah Abbas*, der unzufrieden war mit dem arroganten und tyrannischen Benehmen der Portugiesen gegen seine Unterthanen, bemächtigte sich 1622 *Ormuz* mit Hilfe der Engländer und der ganze Glanz dieses Ortes verschwand. Der *Iman* von *Mascate*, in Arabien, hält da eine Besatzung von 200 Soldaten.

Nach der Rückkehr nach *Bender Abassi* schlug *Dupré* am 14. Febr. den Weg nach *Far* ein. Diese Provinzialhauptstadt ist ein Haufen von Trümmern geworden, unter denen man noch die Ueberreste des Palastes des *Khans* bemerkt, der hier unter *Schah Abbas* regierte. Die Einwohnerzahl soll 15,000 betragen, was aber übertrieben zu seyn scheint. Die Bewohner sind meist arm, obgleich fleißig. Besonders beschäftigt sie die Verfertigung von Lederwaaren, von Degen, *Abas* (Hitzcapoten) und blauen Zeugen. Die Umgegend ist gut bebaut.

Von *Belutschistan* aus kam *Pottinger* nach *Kerman*, einer persischen Provinz in N. von *Faristan*. Der *Kermanschy*, ihr westlichster Bezirk, ist fett und fruchtbar; das übrige hat viel unfruchtbare und sandige Stellen, und die Wüste greift immer mehr um sich. Das Dorf *Kerman* war sonst sehr blühend, der Handel dort sehr lebhaft und seine Manufacturen von *Shawis*, Flinten und *remeds* (Hitzteppichen) sind in ganz Asien berühmt. Die *Shawis* kommen denen von *Caschemir* gleich in der Feinheit und Weichheit des Gewebes.

Dupré war nach *Schiraz* zurückgekehrt und reiste am 6. April nach *Yezd* ab, wo er am 16. ankam. Diese Stadt liegt in einer weiten Ebene mitten im Sande; sie hat viel durch die Einfälle der *Afghanen* gelitten. In der Umgegend findet man die meisten Guebern oder Anhänger der alten Religion des Landes. Sie sind arm, unwissend und den Veraktionen der Muselmänner ausgesetzt; man schildert sie als sehr sanft und sehr arbeitsam.

Yezd ist eine der Städte in Persien, welche den lebhaftesten Handel treibt, sowohl wegen der Erzeugnisse der Industrie ihrer Bewohner, als wegen ihrer Lage, die sie zu einem Stapelplatz der indischen Waaren macht; sie werden dahin durch *Sarabanen* von *Serat* und *Bukhara* gebracht. Man verfertigt da glatte, oder mit Gold und Silber vermischte, oder mit Baumwolle verwebte seidene Stoffe, gewöhnliche glatte oder gestreifte *Shawis*, Kuntens Flinten, kleine Pistolen und Säbel. Auf dem Wege von *Yezd* nach *Isfahan* kam *Dupré* durch ein zum Theil ödes Land.

Meschid, 150 Stunden in N. von *Yezd*, ist die Hauptstadt des persischen *Korassan*. Die Stadt wurde von *Fraser* und *Burnes* beschrieben; der letztere erfuhr da weniger Widerwärtigkeiten als sein Landsmann, dem die Bigoterie und das Mißtrauen unaufhörlich Hindernisse in den Weg legten, wenn er seine Regierungsbefriedigen wollte. *Meschid*, an einem Fluß des *Lebchin* gelegen, blühend durch seine Industrie und seinen Handel, ist bei den Muselmännern berühmt wegen des Grabes

des Iman Reza, des fünften, Nachkommen Alis. Die herrlichen Ueberreste dieses Heiligen ruhen unter einer vergoldeten Kuppel, deren Pracht den beiden reich verzierten Minarets gleicht, die in den Strahlen der Sonne ein glänzendes Licht verbreiten. Meschid ist auch der Ort des Begräbnisses Nabir Schahs. Ein Grab, jetzt entweiht und erkennbar nur an den Ruinen des Gebäudes, das es sonst vor den Einwirkungen der Luft schützte, gewährt dem Beobachter Stoff zum Nachdenken.

Etwa zwölf Meilen von Meschid kam Burnes vor den Ruinen von Luf vorbei, das sonst die Hauptstadt von Korassan war. Das Thal, in welchem er reiste, ist fruchtbar und gut angebaut; er begab sich in demselben bis Kutschan. Dieser Bezirk gilt für den kältesten in der Provinz, was nicht schwer zu glauben ist, weil im Monat September der Thermometer über einen Grad unter Null fiel. Man kann nach verschiedenen Beobachtungen schließen, daß Kutschan 4000 Fuß über dem Meere liegt.

Am 29. Septbr. wendete sich Burnes nach der Küste des caspischen Meeres; er folgte dem Thale, in welchem der Atrak fließt, und erreichte Astrabad. Diese Stadt hat einen sehr beschränkten Handel und man sieht in ihrem Bazar nur die für die Bewohner nöthigen Zeuge und Waaren. Die Reichen begeben sich, um der Ungesundheit des Klimas zu entgehen, während der Jahreszeit der Wärme auf ihre Yrilaks oder Sommerwohnungen in den Bergen.

Von demselben Ort hier in Mazenderan. Astrabad liegt nur 4 Stunden vom caspischen Meere. „Das Klima ist hier feucht und unangenehm,“ sagt Burnes, „und der Regen so häufig, daß es schwer wird, eine Erdmauer zu erhalten. Um dieser Unannehmlichkeit abzuweichen, legt man eben auf die Mauer eine Rohrdecke, bedeckt sie mit Erde und pflanzt Lilien darauf, die hier sehr geheißen und die Mauern vor dem Regen schützen. Man erbaut in Astrabad alle Früchte der heißen Länder.“

Geht man nach B. von der Mündung des Atrak und Gurgan, so kommt man nach Aschraf, wo man noch die zahlreichen und prächtigen Ueberreste der Paläste und Gärten bewundert, mit denen Schah Abbas diese Stadt geschmückt hatte; aber die Gebäude verfallen alle Tage mehr und mehr, ob sie gleich aus sehr dauerhaften Materialien gebaut sind, weil jeder, der dergleichen zu einem Baue braucht, sie hier holt, ohne daß es Jemand verhindert.

Sari, eine alte Stadt an dem Tedschin, scheint zu jeder Zeit für die Hauptstadt von Mazenderan angesehen worden zu seyn. Sie ist nicht gepflastert; die Bazare sind aber reichlich versehen. Man bemerkt da mehrere hohe Thürme, welche Begräbnisse von Fürsten oder berühmten Personen zu seyn scheinen, und schöne gewölbte Gassen.

Jarahabad, an der Mündung des Tedschin, war der Winteraufenthalt des Abbas, der da 1628 starb. Ruinen, die jedoch denen von Aschraf nachstehen, zeugen noch von der früheren Pracht.

„Baisrub,“ sagt Fraser, „macht eine merkwürdige und vielleicht einzige Ausnahme in dem allgemeinen Bilde, das alle Städte Persiens gewähren. Sie widmet sich ausschließlich dem Handel, ist gänzlich von Kaufleuten bewohnt und von Leuten, die durch jene beschäftigt werden, erfreut sich eines Glückes und Gedeihens, das ohne Beispiel in dem Lande ist. Man bemerkt hier mit Vergnügen ein Aussehen von Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, und in den besuchtesten Theilen eine Bewegung und Thätigkeit, welche in den andern Städten sehr selten ist. Ihr Hafen, 4 Stunden entfernt, ist nur eine offene Rhyde. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 100,000.“

Recht, die Hauptstadt von Silan, wo man viel, im Handel sehr geschätzte Seide macht, hat zahlreiche Seidenmanufacturen. Der Hafen befindet sich zu Inzelli.

Von Sari nach Teheran zu kommen, ging Burnes über den Siburg. Ehe er die untere Region verließ, in welcher er sich befand, bemerkte er den Schneegipfel des Demavend. Das Thal des Atrak hat eine Ausdehnung von 60 (engl.) Meilen und es ist die bedeutendste Pässe, welche das obere Land mit Mazenderan verbindet; man kommt durch den Paß Sabuf dahin, der auf das Plateau Persiens führt. Der Gipfel

dieses Berges, 6000 Fuß betragend, ist sehr kalt. Firuz Kuh erinnerte den Reisenden an Bamlan, denn mehrere Wohnungen sind hier in dem Felsen ausgegraben und die Leute halten ihr Vieh dafelbst.

In drei Märschen begab sich Burnes von Firuz Kuh nach Teheran; das Land ist traurig, dürr und elend; man trifft wenige Dörfer; nichts zeugt, daß man sich der Hauptstadt eines großen Reiches näherte. Diese Stadt, die in einer schönen und gut bewässerten Ebene liegt, befindet sich 4 St. in S. von den Bergen von Aschimran, über welche der Pf. des Demavend ragt, dessen zu jeder Zeit mit Schnee bedeckter Gipfel bisweilen Rauch auswirft.

Teheran war unter den frühern Dynastien nur eine unbedeutende Stadt; seit aber die Kadscharen ihre Residenz daher verlegt haben, ist sie mit einer hohen dicken Mauer mit Thürmen umgeben. Der Schah wohnt in einem ungeheuern Palaste, aras genannt, der eine vierseitige Form hat und mit Mauern umgeben ist. In den geräumigen Gärten giebt es Wasser in Menge; die Gemächer sind groß, aber nur einige zeichnen sich durch ihre Pracht aus. Teheran vergrößert sich fortwährend; man schätzt die Einwohnerzahl im Winter auf 140,000. Die unerträgliche Hitze und die Ungesundheit der Luft im Sommer sind die Ursache, daß der Hof und die meisten Reichen sie von Mai bis September verlassen. (Taf. 40. Abbild.)

Wendet man sich von Teheran nach S., so gelangt man nach Kum, genannt „die heilige“, weil sie das Grab der Schwester des Iman Reza und die mehrerer muselmännischer Märtyrer, sowie mehrerer Könige von Persien enthält. Man wallfahrtet aus allen Theilen des Landes dahin. Alle Gräber sind sehr reich.

Ist man über die vulkanischen Berge gegangen und reist immer nach S. weiter, so gelangt man nach Kaschan, einer der schönsten Städte in Persien. Man verfertigt hier viel kupferne Geräthe, glatte und mit Gold oder Silber broschirte Seidenzeuge, Baumwollenwaaren und Sammet. Feth Ali Schah ließ hier eine prachtvolle Schule und einen Palast bauen.

Der Reisende steigt vulkanische Höhen und ein sehr unebenes Land, wenn er sich weiter nach S. wendet; endlich bemerkt er Dörfer und Wasserleitungen, geht über Bäche, die von dem Zende-rub abgeleitet sind, befindet sich inmitten ungeheurer Ruinen und hat vor sich Isfahan, die ehemalige Hauptstadt von Persien.

Diese Stadt, am linken Ufer des Zende-rub erbaut, ist nur noch der Schatten dessen, was sie im 17. Jahrh. war; doch zeugen noch mehrere der großen und zahlreichen Gebäude, welche sie sonst schmückten, wie der Palast des Königs, die große Moschee, der ungeheure Abbas-Bazar und Schulen von dem frühern Glanze. Feth Ali Schah ließ 1816 da einen Palast bauen, der aber jenem des Schah Abbas nicht gleichkommt. In der schönen Jahreszeit entzieht das Grün der Bäume den Blicken einen Theil der schrecklichen Verwüstungen, welche die Stadt erfahren hat. (Taf. 40. Abbild.)

Die Einwohnerzahl von Isfahan beträgt höchstens 200,000. Die Stadt hat wichtige Manufacturen in Seide, in Sammet, in Baumwollenzugzeugen, in Tuch, buntem Fensterglas, Löpferwaaren und Schießgewehren, ferner Zuckerraffinerien, Färbereien und Gerbereien.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche die Reisenden noch bewundern, ist auch der Melidan zu erwähnen, ein öffentlicher Platz, umgeben von prachtvollen Gebäuden und Portiken.

Der Zende-rub fließt in einer Entfernung von etwas mehr als einer Meilestunde südlich von Isfahan; man geht über den Fluß auf vier Brüden, von denen zwei besonders durch ihre zierliche Bauart ausgezeichnet zu werden verdienen. Die Allee Aschar Bagh reicht von der Stadt bis zur Brücke Dschulfa. Diese schönen Baumreihen überrreffen nach der Meinung Dupres alles, was er der Art in Europa gesehen hatte. Sie bestehen in vier Reihen Platanen von außerordentlicher Größe, die merkwürdig buschig sind; sie sind über 3000 Schritte lang und etwa 200 breit. Die Frische des Grüns dieser Bäume wird durch Wasserbäche

unterhalten, welche man von dem Flusse abgeleitet hat. Die Brücke Dschulfa, eine der schönsten, die man kennt, hat an beiden Seiten eine Arcadengalerie, in welcher man geschützt geht; sie hat ferner 34 Bogen; die Länge beträgt 350 und die Breite 200 Schritte. Der Flecken Dschulfa, zu Charbins Zeiten so blühend, enthält jetzt noch einige Fabriken; die Armenier, die hier wohnen, sind fast alle arm.

Dupré war über Kurbistan nach Persien gekommen. Die Grenze zwischen diesem Lande und dem ottomanischen Reiche ist auf dieser Seite nur durch einen kleinen Bach bezeichnet, der damals ausgetrocknet war. Der Weg über den Berg Ribschao, der Zagros der Alten, ist rauh und oft in den Felsen gehauen. Man steigt sodann in das schöne Thal Kirin hinunter und reist durch ein gebirgiges, gut angebautes Land. Am 19. Novbr. 1807 war der Reisende in Kermanschah.

Diese Stadt, welche in einer nach S. zu offenen, nach N. aber durch den Bi Sotun, einen hohen Berg, geschlossenen Ebene erbaut ist, wird von einer Mauer von Erdsteinen umgeben und von einer Citadelle vertheidigt. Sie hat nichts Merkwürdiges, wird aber von Canälen durchschnitten, welche das ganze Jahr hindurch Roth unterhalten. Ein einziger Brunnen liefert gutes Wasser; das der andern ist schlecht. Sonst befand sich Kermanschah in blühendem Zustande und hat Gewehr- und Teppichfabriken.

Dupré hält das Gebiet von Kermanschah für eines der schönsten, am besten bewässerten und fruchtbarsten in Persien. Das Wasser, welches von allen Seiten von den benachbarten Bergen herunterkommt, verbreitet Frische und Kühle. Der Boden trägt Getreide, Obst, Gemüse und Küchengewächse aller Art; die Heerden sind zahlreich. Im Monat Mai hauchen die Gärten einen außerordentlichen angenehmen Duft aus, den der Blüten des Schalef, welchen man hier überall baut.

Eine Stunde von Kermanschah findet man ein von mehreren Reisenden beschriebenes Gebäude, Takht Rustem, den Thron Rustans, des persischen Hercules. Es befindet sich am Fuße eines Gebirges und zeigt eine große in den Felsen gehauene Plattform, auf welcher ohne Zweifel ein Palast stand. Die Wände eines großen Saales und kleinerer Gemächer zeigen Sculpturen, welche eine Jagd und andere Scenen vorstellen; verschiedene Sculpturen im Hautrelief und Inschriften in keilschriftigen Charakteren schmücken die andern Seiten des Berges. Alles veranlaßt zu dem Glauben, daß die Ebene am Fuße des Berges einen ungeheuern Garten oder ein Paradies bildete, in welchem die alten Könige von Persien jagten und sich an der Kühle erfreuten während der Hitze des Sommers.

Ein anderes Gebäude am Fuße des Bi Sotun zeigt verschiedene Sculpturen, welche neuer zu seyn scheinen als jene, aber ebenfalls merkwürdig sind. Ein wenig weiterhin in der Ebene findet man die Stelle einer alten Stadt.

Nach S. zu gelangt man nach Rustan, welches zum Thal dem alten Susiana entspricht. Schuster, die Hauptstadt, am Fuße der Bakteri-Berge, am linken Ufer des Karun, hat Manufacturen in Baumwolle, Seide und Wolle. In geringer Entfernung zeigen Ruinen die Stelle Susas, wo die alten persischen Könige in einem außerordentlich prachtvollen Palaste residirten. Spuren von Terrassen von großem Umfang und keilschriftigen Inschriften sind alles, was davon übrig geblieben ist.

Keht man nach N. zurück, so findet man Kurestan (Kelymal), ein von Bergen bedecktes Land; die bedeutendsten sind der Zerdsh und der Subentsh, zwischen denen sich sehr fruchtbare Thäler öffnen, es hat seinen Namen von den Kuren, einer Unterabtheilung der Kurden. Kuremad, die Hauptstadt, ist ein großer Flecken, wo der Khan der Kellis, eines fast unabhängigen Stammes, residirt.

Im N. von Kurestan gelangt man nach Trah. Klenghewar, ein großes Dorf, das man für das alte Kontoba hält, scheint eine Stadt von einiger Bedeutung gewesen zu seyn. Man sieht dasebst Ueberreste eines vierseitigen Gebäudes von weißem Marmor auf einer Anhöhe, das mit Säulen verziert war. Weiter hin erscheint man den Elwend, auf dem

Dupré noch Schnee im Anfange des Juni fand; dann geht man in ein Thal hinunter, das an die schöne Ebene von Samaban stößt.

Diese Stadt, in geringer Entfernung von dem rechten Ufer des Samaban Ischai erbaut, hat Teppich-, Seiden- und Baumwollenfabriken und Gerbereien, und treibt einen bedeutenden Handel. Man glaubt meist, sie liege sehr nahe an der Stelle des alten Scbatana, der Hauptstadt von Medien, von welcher uns Herodot eine so glänzende Beschreibung hinterlassen hat. Säulentrümmer und Spuren von Inschriften sind alles, was von dem prächtigen Palaste übrig blieb. Gräbt man in der Umgegend nach, so findet man sehr häufig Münzen und geschnittene Steine.

Dupré, Jaubert, Morier und viele andere Reisende sind von Teheran nach Gazvin gegangen, einer ansehnlichen Stadt inmitten einer großen Paide. Ein hohes Gebirge, das den Nordwind die Luft nicht abtühlen läßt, macht die Wärme im Sommer hier unerträglich. Ein erdiger Staub erfüllt die Luft dermaßen, daß alle Leute, denen man begegnet, davon bedeckt sind. Trog diesen Unannehmlichkeiten nennen die Perser Gazvin Dschemal abad (Ort der Vollkommenheit). Man verfertigt da sehr geachtete Säbel, verschiedene Stoffe und Pferdebeden. Ihre Bazare sind ungemein groß. Mehrere Mäde, die vom dem Gebirge kommen, tragen, nebst dem Fleische der Bewohner, da u bei, eine Bodenstraße von 2 Stunden in der Länge und ungefähr 1/2 Stunde in der Breite in N. von der Stadt fruchtbar zu machen. Es wächst da Wein, der sehr stark berauscht und von den Persern fast dem von Schiraz gleichgeschätzt wird. Der Boden trägt sehr viele Pistazien, welche aber die von Aleppo gehen sollen, die in der ganzen Levante so berühmt sind.

Im Westen des dürrn Gebietes, welches Gazvin umgibt, gelangt man in das lachende Thal von Abher. „Nichts Größeres, nichts Herrlicheres,“ sagt Jaubert, „als die Häuser dieses Dorfes, wenn man so mehrere nette, bequeme und schön gebaute Wohnungen nennen darf. Die Bewohner von Abher, die sich nur mit ihren Obstgärten beschäftigen, kennen von der Landwirthschaft nur die Annehmlichkeiten. Sie sind sie genöthigt, ihren Unterhalt dem Schooße eines undankbaren Bodens zu entlocken, nie der Strenge des Winters oder dem glühenden Hauche der giftigen Winde ausgesetzt. Ganz glücklich würden sie seyn, wären sie auch sicher vor den Verationen, die sie von den Subaltern Tyrannen zu tragen müssen.“

In Sultanieh wird man von der ungeheuern Ausdehnung überrascht, welche die Ruinen einnehmen; nur die Moscheen stehen noch, ob sie sie gleich ebenfalls viel von den verschiedenen Erdbeben gelitten haben. Die größte (Taf. 41. Abbild.) ist eines der schönsten Gebäude in Persien in dieser Art. In geringer Entfernung von der verfallenen Stadt ließ Beth Ali Schah einen Sommerpalast bauen, umgeben von der Stadt und Citadelle Sultanaabad.

Bengian, das einen Bazar hat, ist übrigens voll von Trümmer und liegt in einem von dem Flusse Sultanieh bewässerten Thale. Dieser Fluß führt sein Wasser dem Kizil Uzen zu, der Trah von Azerbidschan trennt. Von Bengian kann man einen Weg einschlagen, der nahe an dem Elburz vorbei und durch Kalkal führt, eine zwischen Felsen liegende, aber durch eine schöne Quelle erfrishte Stadt. Dieser Weg ist wegen der Frische der Luft angenehm, die man da athmet, und wegen der Schönheit der Landschaften, welche man von Zeit zu Zeit in den Bergen erblickt, die die Küste des caspischen Meeres beherrschen. Im S. von diesen Bergen liegt Ardebil, die vor den pestilenzialischen Winden geschützt ist, welche den Küsten dieses Meeres so verderblich sind. Auch ist sie mächtig besetzt und merkwürdig durch die Gräber mehrerer berühmter Personen. Diese Stadt, welche als Stapelplatz für die Waaren dient, welche westlich von Teheran und Isfahan gehen, hat Bazare. Tavernier und Le Bruyn sprachen ausführlich von Ardebil.

Schlägt man von Bengian aus einen südlichen Weg ein, so trifft man nur unebene und wenig bebaute Gegenden, und gelangt, wenn man über den Kizil Uzen gegangen ist, in die Gebirge. Naderh, ein

großer Flecken, dessen Boden fruchtbar an Getreide und Baumwolle ist, wird arg von Räubern heimgesucht, welche den Aufenthalt im Sommer da unerträglich machen. Man reist fortwährend zwischen den Bergen und steigt endlich in das Thal von Tauris hinab.

Diese große noch blühende Stadt, Hauptort von Aserbidschan, ist ihrer Lage nach eine der bedeutendsten Handelsstädte in Persien. Caravanen kommen und gehen mit Waaren verschiedener Länder. Ihre Bazar sind schön, bedeckt, und sehr gut versehen, ihre Caravanserais zahlreich und groß. Sie hat Manufacturen in Seide und Baumwolle. Die Moschee von Dschehan Schah, wie die andern von gebrannten Steinen erbaut und mit gestrichelten Kuppeln versehen, ist die einzige, welche ausgezeichnet zu werden verdient. Der Palast des Fürsten und die Citadelle, sowie die Casernen sind neuere Gebäude. Taubert, der Lauri am 27. Juli verließ, reiste die ganze Nacht, um der Wärme zu entgehen, und kam am andern Morgen in Digi Ratil an, einem von Gärten umgebenen Dorfe am See von Urmiah, 6 Stunden in NNW. von der Stelle, wo sich der Tal Su hinein ergießt. Weiter hin ist Aserbidsch weniger ein Dorf, als eine Gruppe von Wohnungen in einer der lachendsten Lagen, wo der Blick weit über den See und seine Inseln schweift.

Dieser See, dessen Länge 30, dessen Breite 15 und dessen Umfang 60 Stunden beträgt, ist bis in die letzte Zeit mit dem Wan verwechselt worden, der 30 St. davon in W. liegt und von diesem durch Gänge getrennt ist; besonders ist er von Bergen umgeben im S. und W., und sie sind sehr hoch. Obgleich die Städte Urmiah, Selmas und Meraga an seinen Ufern oder in geringer Entfernung davon liegen, so wird er doch nicht befahren. Er enthält drei Hauptinseln, die aber fast ganz unbebaut sind. Nicht so ist es mit dem umliegenden Lande, das, ungerechnet große und fette Weiden, fruchtbar ist an Getreide, an Reis, Flach und vortrefflichem Tabak. Das Wasser dieses Sees ist außerordentlich salzig, enthält keine Fische und ist nur 20 Fuß tief. Mehrere Flüsse ergießen sich hinein. Nach neuern Beobachtungen scheint sein Niveau großen Veränderungen zu unterliegen.

Die Stadt Urmiah, in einer ungesunden aber fruchtbaren Gegend gelegen, soll die Vaterstadt Boroaster's seyn. Salman, weiter nach N., hat Schwefelquellen. Ker-Porter fand in der Umgegend Basreliefs gleich denen von Kermanschah. Meraga, an dem Westufer des Sees, zeichnet sich durch seine in den Felsen gehauenen Gewölbe und durch die Überreste eines prächtigen Observatoriums aus.

Man reist in den Bergen, um von dem See von Urmiah aus wieder zu der Straße zu gelangen, wo man zuerst Tefsch findet, einen sonst wichtigen und volkreichen Ort, dann verschiedene Dörfer mit Obstbäumen und Pappeln am Fuße der Bergkette Yam, die schwer zu ersteigen ist. Ist man wieder hinuntergestiegen, so geht man über mehrere von dem Kotura abgeleitete Bäche und gelangt nach Khoi, das seinen Namen von seinen Salinen erhalten zu haben scheint, denn dies Wort bedeutet im Kurdischen Salz.

Khoi, das ein Grenzort ist, hat fortwährend in allen Kriegen zwischen Persien und den benachbarten Staaten gelitten; auch giebt es dort viele Ruinen. Die Festungswerke sind regelmäßig. Man sieht nicht viele ansehnliche Moscheen und Häuser, aber die Straßen werden von Bäumen beschattet und von Bächen durchströmt. Der Caravanserai ist ziemlich schön.

Ist man dem Thale des Koturah gefolgt, das sehr gewunden ist, so geht man über Berge, die ein Zweig des Ararat sind, dessen schneeige Gipfel man bemerkt, wendet sich dann nach N. und steigt an die Ufer des Aras hinab, welcher auf dieser Seite die Grenze Persiens bezeichnet.

Kapitel LXIII.

Das russische Reich. — Armenien.

In geringer Entfernung jenseits des Aras, dessen Strömung sehr stark und der hier 300 Fuß breit ist, findet man Nachschivan, welche Stadt Armeniens zum Theil auf dem Gipfel, zum Theil an der Seite eines Hügel's erbaut ist. Jetzt, da sie zu dem russischen Reiche gehört, werden ohne Zweifel die Ruinen, welche den Boden lange bedeckten, verschwinden. Gärten zwischen den Häusern geben dieser kleinen Stadt ein lachendes Aussehen. Sie ist sehr alt und ihre Lage an der Straße von Georgien nach Persien machte sie sonst sehr blühend.

Das Land ist gebirgig. Man geht, wenn man sich nach N. wendet, über den Arpatschal und andere Flüsse, welche links sich mit dem Aras verbinden, und man hat auf dieser Seite fortwährend den Ararat und dessen Schneegipfel vor Augen. Das Land ist stark bevölkert. Bei dem Dorfe Develu, eine Stunde von dem Aras, haben die Reisenden einen Hügel bemerkt, den man der regelmäßigen Form und der Spitze wegen für ein Werk der Kunst erkannt hat und der ungeheure Arbeit gekostet haben muß. Man vermuthet, daß die alten Könige von Armenien ein Lusthaus an diesem Orte hatten, wo es einige Trümmer von Gebäuden giebt. Weiter nach N. am Zusammenfluß des Aras und des Medzamar, stand Artaxata, eine prachtvolle Stadt, welche lange die Hauptstadt von Armenien war; sie wurde in der Mitte des 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung zerstört.

Geht man nach N. in dem Thale von Zengi fort, so gelangt man nach Griwan, einer offenen Stadt, die durch eine 100 Klaftern über dem Flusse liegende Citadelle vertheidigt wird. Zu jeder Zeit gingen die Caravanen von Georgien hier durch. Tavernier, Chardin und in unserer Zeit viele Reisende haben sie beschrieben. Die Häuser stehen einzeln in Gärten; sie hat einige Fabriken in Baumollenwaaren, Töpferien und Gerbereien und ist den Erdbeben ausgesetzt.

Drei Stunden in NW. von Griwan steht das ungeheure Kloster Etchmiagzin, die Residenz des Patriarchen der Armenier, mehrere Gebäude von behauenen Steinen mit Höfen, die mit schönen Baumallern bepflanzt, mit Blumenbeeten, Wasserbassin und Springbrunnen geschmückt sind, so daß man bei der größten Hitze in kühlem Schatten umherwandeln kann. Die Gebäude sind theils im europäischen, theils im asiatischen Style erbaut. Es werden auch allen Weltgegenden bedeutende Geldsummen dahergesandt, weil es der einzige Ort ist, wo die Armenier sich das heilige Oel verschaffen können, das nur von dem Patriarchen in Person in Belsayn von zwölf Bischöfen bereitet werden kann. Die Kirche enthält eine große Anzahl von Reliquien und es kommen deshalb sehr viele Pilger daher.

Der Patriarch kann in vieler Hinsicht als das Haupt der Nation angesehen werden, seit sie nicht mehr unabhängig ist. Die Armenier selbst nennen sich *Palan* und ihr Land *Paasidan* oder auch *Palch*. Ihre Sprache ist rauh, gehört zu dem indogermanischen Stamme und wird mit eigenthümlichen Schriftzeichen geschrieben. Sie sind von allen christlichen Völkern des Orients die, welche sich am meisten mit der Literatur beschäftigt haben. Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst singen auch sie an, davon Gebrauch zu machen. Sie haben verschiedene griechische, chaldäische und persische Bücher übersetzt und so einen ansehnlichen Theil der alten Geschichte Westasiens erhalten. Sie sind groß, gut gebaut, haben schöne, stark markirte Züge, große Augen und eine braune Farbe. Die Frauen zeichnen sich durch ihre körperlichen Reize aus und werden von den Muselmännern in die Harems sehr gesucht.

Der Armenier ist verständig, außerordentlich sparsam und thätig; er schont weder Mühe, noch Sorge, noch Anstrengung, um sich Vermögen zu erwerben, und weiß dasselbe zu erhalten. Seitdem er seine Nationalität verloren, hat er sich besonders dem Handel gewidmet, den er ganz vortrefflich versteht. Man findet Armenier in allen Ländern des

Orients bis an die Grenzen Chinas. Sie stehen in dem Rufe, ruhig und sehr reichlich, wenn auch in den Geschäften sehr schlau zu seyn. Man findet viele in Rußland und sieht sie selbst in London, Amsterdam, Leipzig &c. In Venedig haben sie ein Collegium und eine Buchdruckerrei. Ihre Kleidung nähert sich der, welche sonst die Ottomanen auszeichnete, aber ihr Gewand ist kürzer; in dem christlichen Europa modifiziren sie es noch mehr. (Taf. 42. Abtbl.)

Nach dem Falle seiner Könige war Armenien ganz den Türken unterthan. Die Perser nahmen ihnen unter Schah Abbas den westlichen Theil, den sich die Russen durch den Vertrag von 1828 abtreten ließen. Gegenwärtig besitzen diese was man sonst Groß-Armenien nannte, und die Ottomanen haben Klein-Armenien behalten. Das Ganze dieses Landes bildet ein Plateau, das hohe Berge trägt, zwischen denen sich lange Thäler hinziehen, die an schöne Ebenen stoßen. Den Ararat, den höchsten Berg Armeniens, erkennt man an den beiden mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln von 2400 Toisen Höhe; er ist vulkanischen Ursprungs. Der Alaverde, ein nördlicher Zweig, hat 910 Toisen; der Bambaki, der westlichste Zweig, erreicht 1058 Toisen. Andere Zweige, wie der Duschibdag, der nach W. zieht, haben ebenfalls sehr hohe Gipfel. Der Tschelbir begrenzt Armenien in W.

Der Kur und der Aras, die, nachdem sie sich vereinigt haben, sich in das caspische Meer ergießen; der Euphrat und der Tigris, die nach ihrer Verbindung in den persischen Meerbusen fließen, sind die hauptsächlichsten Flüsse, welche in Armenien entspringen. Man bemerkt hier auch den Dschoruk, der parallel mit den Tschelbir-Bergen läuft und in dem schwarzen Meere endigt. Die Temperatur zeigt große Contraste; die hohen Thäler und die Berge sind einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, während in den untern Thälern und in den Ebenen die Hitze stark ist und lange dauert.

Gharbin und Tournesfort, und in unsern Tagen Parrot und Eichwald, haben Armenien durchwandert. Alle bemerkten, daß das Land mit vulkanischen Ueberresten bedeckt ist. Reist man von Erivan nach NW, so trifft man 10 Stunden entfernt den See Erwan, der 14 St. von N. nach S. lang und ungefähr 5 St. breit ist. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf und läuft in den Aras ab durch den Ganga, der am S.-Ende aus ihm herauskommt. Man nennt ihn Goltischai (den blauen See), nach der Farbe seines Wassers. Eichwald hat ihn besucht. Er enthält in seinem nördlichen Theile eine Insel, auf welcher mehrere seit langer Zeit durch ihre Heiligkeit berühmte Klöster stehen. Er ist überall von hohen Bergen umgeben, die sich nach S. zu senken. Das Wasser ist sehr tief und trinkbar, und die Ufer sind mit vulkanischen Producten überstreut. Die Berge in NW. des Sees sind reich an Mineralien; man sucht Kupfererze und Alaun, und findet Gold in dem Bette mehrerer Flüsse.

In den Bambaki-Bergen hatten die alten Könige von Armenien am Zusammenflusse der Tebebe und Arch-Schehar die Stadt Eori an der Stelle eines frühern Dorfes gegründet. Sie wurde bald blühend und prächtig, aber ihr Glanz währte nicht lange; die Mongolen nahmen sie 1288 ein und zerstörten sie. Eichwald, welcher die Trümmer sah, glaubt, man würde bei sorgfältigen Nachforschungen Münzen finden. Eine Basaltmauer vertheidigt noch heute ein elendes Dorf, das von etwa dreißig armenischen Familien bewohnt wird. Die Berge Bambaki sind reich an Mineralquellen.

Dubeis konnte nicht ohne Bewunderung die Ebene von Schatur sehen, die sich links vom Aras in einer gewissen Entfernung zwischen Erivan und Nachschivan hinzieht. Reis, Baumwolle, Weizen, alles wächst da in Fülle. Die Russen haben bei dem letzten Feldzuge große Verwüstungen in den Gärten angerichtet, indem sie die Obstbäume niederschlugen, um Brücken über die vielen Canäle zu schlagen, welche die ganze Gegend durchschneiden. Für ein Land, das keine Wälder hat, ist dies ein großer Verlust.

Kommt man etwa 3 Stunden nach NW. von Nachschivan durch

enge Schluchten, welche eine Gruppe von Kalkhügeln trennen, so findet man ein Steinsalzwerk, das ziemlich einträglich ist wegen der Nähe Persiens.

Im S. von Nachschivan gelangt man, wenn man über den Amdschaf-tschai etwas oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Aras gegangen ist, nach Dschulfa, das zwischen Felsen an dem Ufer dieses Flusses liegt. Es war sonst sehr volkreich und blühend durch seine Industrie und seinen Handel bis 1605. Da führte Schah Abbas alle Einwohner fort, um sie nach Persien zu versetzen, namentlich an die Thore von Sépahan, wo noch eine Vorstadt den Namen dieser armenischen Stadt führt. Es stehen noch verschiedene Gebäude, aber keines ist durch seinen Reichtum oder durch seine Schönheit merkwürdig.

Der Aras fließt jenseits des Dorfes, das an Dschulfas Stelle liegt, zwischen steilen Felsen fort; in Urdabad ist das Thal so eng, daß es einem von allen Seiten geschlossenen Kessel gleicht. Ein Theil eines öffentlichen Platzes der Stadt wird durch eine ungeheure Platane beschattet, deren Stamm einen mittlern Durchmesser von etwa 11 Fuß hat; das hohle Innere gewährt einen Raum von 7½ Fuß und es kommt darin eine Gesellschaft zusammen, um Thee zu trinken und Karten zu spielen. Uebrigens ist der Gipfel dieser Platane durch den Sturm und den Blitz beschädigt.

In Urdabad ist der Aras noch 2500 Fuß über dem caspischen Meere und hat nur noch 30 Stunden zu durchfließen, um sich mit dem Kur zu vereinigen. Man darf sich also nicht wundern, daß er sich, um aus dem Kessel herauszukommen, durch Felsenwände stürzt. Ein Raum für ein Pferd gehbarer Pfad erlaubt, ihm in dieser schnellen Aufeinanderfolge von Fällen zu folgen, deren Höhe 1300 Fuß beträgt. Man wird durch den Staubbregen ganz durchnäßt und an mehr als einer Stelle befindet man sich unter Felsenblöcken, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. Endlich kommt man aus diesen Schlünden heraus, die von bebauten und bewohnten Stellen unterbrochen werden, und gelangt in die Ebenen von Karabagh, wo der Aras langsamer fließt und sich, mehrere Inseln bildend, dahinschlängelt. Links, hinter den Hügeln, breitet sich die ganze Kette des Alagez oder Kapan aus, die an den Ufern des Sees Erwan den Fluß versperrt. Die Höhen sind noch im August mit glänzendem Schnee bedeckt, aus welchem von Zeit zu Zeit sehr steile und ganz nackte Felsen emporragen.

Karabagh, die östlichste Provinz Armeniens, ist in N. von dem Kur begrenzt und besteht aus Ebenen und mehreren Bergketten. In den Ebenen ist die Wärme drei Monate lang unerträglich und die ganze Bevölkerung zieht sich dann mit ihren Heerden in die Berge zurück; die Fürsten und die Großen haben dort Wohnungen. Schuach, die Hauptstadt, ist eine Festung auf einem steilen Felsen, zu welcher nur ein schmaler Weg zwischen zwei Wäldern hinaufführt, welche denCENTER vergrößern, einen Beifluß des Kur.

Nachts vom Aras bis zum caspischen Meere dehnt sich die Steppe oder Wüste Mogan aus, die im N. von dem Kur begrenzt wird. Diese weite Ebene ist reich an fetten Weiden; mehrmals haben Heere da gelagert. Aber die alten Geschichtschreiber erzählen, das Heer des Pompejus wäre hier durch die Menge von Schlangen aufgehalten worden, welche die Erde bedeckt hätten. Dies war ohne Zweifel im Sommer, vom Juni bis August. In unserer Zeit, 1800, lagerte und überwinterte hier ein russisches Heer. Die Soldaten, welche in die Erde graben mußten, um ihre Zeltskannen einzuschlagen, fanden jeden Augenblick Schlangen in dem Zustande der Erstarrung, welche für diese Reptile und andere Thiere während der ganzen kalten Jahreszeit dauert.

In S. von Mogan gelangt man, wenn man über den Balgari, einen kleinen Fluß, geht, der sich dem Delta des Kur anschließt, nach Talibsch, einer Provinz, die in D. von dem caspischen Meere bespült wird und in W. an Aserbidschan, in S. an Gilan grenzt; die Talibsch-Berge erstrecken ihre letzten Ausläufer dahin. Man erntet da Reis, Baumwolle, Esfah, Tabak, Seide. Das Klima ist sehr heiß und ungesund.

Asarab und Lenkeran, Häfen am caspischen Meere, sind die Hauptörter. In den Wäldern bei Lenkeran trifft man Tiger.

Kapitel LXIV.

Russisches Reich. — Schirwan.

Der Kur fließt, nachdem er an der rechten Seite den Kas aufgenommen hat, weiter fort nach D. und wendet sich dann plötzlich nach E.; es gehen einige Arme von ihm ab; er bildet endlich ein Delta; ein Arm läuft nach S.D., ein anderer nach S. nach der Bai von Kizil Agabich. Dieses ganze untere Land ist niedrig und oft überschwemmt.

Da, wo er sich in zwei Hauptarme theilt, liegt Sallan. Diese Stadt Schirwans hat nur kleine Lehmhäuser; die Fruchtbarkeit ist so groß da, daß, wie es Schwalb bezeugt, in den Stuben oft Gras wächst; gräbt man nur einige Fuß tief, so findet man sicherlich Wasser. Der genannte Reisende beschäftigte in der Nähe die Fischerei, welche von der Regierung für eine bedeutende Summe verpachtet ist. Die Fische, die man da fängt, sind der Sander, der Lachs und mehrere Störarten.

Folgt man der Meeresküste nach N., so gelangt man nach Baku. Diese Stadt, welche den besten Hafen am caspischen Meere hat, treibt wichtigen Handel und ihr Bazar ist gut versorgt. Ihre Bewohner sind meist Perser, die übrigen Armenier und Tataren. Sie liegt auf der Halbinsel Absheron, welche die östlichste Verlängerung der Kette des Caucasus ist.

Diese Halbinsel enthält mehrere Naturmerkwürdigkeiten, welche von allen Reisenden beschrieben wurden, die sie besuchten; von Kämpfer bis auf unsere Tage. Zuerst erregen die Aufmerksamkeit die Naphthabrunnen. Man hat deren etwa hundert gegraben, aus denen man diese flüssige Substanz schöpft; die Tiefe beträgt 20 bis 60 Fuß. Sie werden von der Regierung verpachtet, und fast alle befinden sich in geringer Entfernung von dem Meere, an dessen Oberfläche die Naphtha auch oft emporsteigt und da schwimmt. Andere Naphthagruben giebt es an andern Orten in Schirwan und dem umliegenden Lande.

Bier Stunden östlich von Baku, in einer ziemlich dünnen Gegend, sieht man einen vierseitigen Raum, der von Mauern mit Zinnen umgeben ist. Mitten im Hofe steht ein Altar, zu dem man auf mehreren Stufen hinaufsteigt und an dessen Ecken sich ein vierseitiger etwa 25 Fuß hoher Rauchfang erhebt; aus diesen Röhren entweicht das entzündbare Gas, welches von selbst aus der Erde heraufsteigt und zwei bis drei Fuß noch über diese Schornsteine hinausleckt. In der Nacht sieht man es von Baku aus sehr deutlich. In der Mitte des Altars und fast in gleicher Höhe mit der Erde hat man einen Herd angebracht, wo ebenfalls die Flamme ununterbrochen heraufschlägt.

Längs der innern Mauer hin steht ein Kloster, in dessen Zellen fromme Hindus, die aus ihrem Vaterlande kamen, und Guebern, Feueranbeter, wohnen. In jeder sieht man zwei oder drei Leuchter oder Thonröhren, die in die Erde gesteckt sind. Man braucht nur einen brennenden Körper daran zu halten, um die Flamme erscheinen zu lassen; aber bei der geringsten Bewegung verlöscht sie wieder.

Dieses Kloster, Artah gog genannt, ist für die Feueranbeter eines der ältesten und berühmtesten Heiligtümer in Asien. Rund umher sieht man Naphthagruben und mehrere jener Schlammboullane, aus denen fortwährend Gas aufsteigt.

Auf der Halbinsel finden sich mehrere Salzseen, die eine bedeutende Menge Salz liefern. Die benachbarten Inseln sind ebenfalls reich an Naphthaquellen und man hat selbst Flammen aus einer derselben herauskommen sehen. Die ganze Gegend ist Erdbeben ausgesetzt. Die Einwohner brennen an dem natürlichen Feuer Kalk.

Mehrere andere Naphthaquellen sieht man auf dem Wege von Baku nach Maraghy, einem Dorfe bei Schwefelgruben. Reist man noch weiter

Reise in Asien.

nach B., so findet man Alt-Schamaki, mehrere Caravanferais, Bazars, Moscheen, öffentliche und Privatgebäude, alle von Stein. Der Ort litt viel im Kriege und wurde von Nadir Schah zerstört. Seit er den Russen gehört, hat man die Mauern wieder aufgebaut und die Einwohner finden sich wieder ein; es giebt viele Seidenfabriken dort.

Weiter hin, nach S.W., sah Schwalb Neu-Schamaki, das das alte ersetzen sollte, in den fortwährenden Kriegen aber, deren Schauplatz die Gegend war, selbst zerstört wurde. Der Reisende ging sodann über Berge und kam aus Schirwan hinaus. Diese Provinz ist ungemein fruchtbar besonders an Weizen; man könnte auch mit Vortheil den Reis bauen und selbst Baumwolle in der Nähe des Kur. In den Bergen wachsen viele Maulbeerbäume.

Kapitel LXV.

Russisches Reich. — Georgien. — Der Caucasus und die Völker, welche ihn bewohnen. — Laman. — Abchasien. — Mingrelien. — Smirathi. — Guria.

Der Gurian-Ischal, ein Bergbach, der von dem Caucasus herabkommt und dem Kur zufließt, bezeichnet in B. die Grenze von Schirwan. „Die Berge,“ sagt Schwalb, „rücken bis an die Straße vor und bilden ziemlich tiefe Schluchten; alle sind thonhaltig. Man hat von diesem Flusse sehr viele Canäle abgeleitet. Scheki, die Provinz, in welche man gelangt, ist sehr dürr und doch sind die Dörfer mit großen Maulbeerbaumpflanzungen umgeben in Folge der Bewässerung. In Mingrelien ging ich an das rechte Ufer des Kur hinüber; am 29. März kam ich in Elisabethpol an, das sonst Gandzcha hieß und eine hübsche Stadt ist, die ansehnlichen Handel treibt, deren Klima aber sehr ungesund ist. In geringer Entfernung davon sieht man unermeßliche Ruinen, deren einige von Stein sind, andere von Ziegelsteinen und mit Mörtel verbunden. Unter diesen Trümmern findet man bisweilen alte Münzen.

„Ich besuchte zwei armenische Dörfer, die von vielen Schmieden bewohnt werden, welche Eisen aus einem Berge am Kur bearbeiten, dann beschäftigte ich die Manganeruben im Gebirge. Die Colonie Helenendorf, am Fuße dieser Höhen, ist von Deutschen aus Bartenberg bewohnt.

„Am 2. April reiste ich von Elisabethpol ab, ging über den Kalkar und sah die Säule oder den Thurm von Schamthor. Dieser durch die höhe und durch die Festigkeit ausgezeichnete Bau besteht aus rothen Mauersteinen, die höchst regelmäßig abwechselnd aufeinander liegen. Die vierseitige Basis hat an jeder Seite 15 Fuß in der Breite und 12 Fuß in der Höhe; die Säule hat etwa 12 im Durchmesser und etwa 180 in der Höhe. Rissen und Fenster sind am obern Theile angebracht. Man liest da zwei Inschriften, eine davon in eussischen Charakteren. Die Treppe in doppelter Spirale und für zwei Personen breit genug ist so verfallen, daß man nicht ohne Gefahr hinaufgehen kann, und ich mich nicht bis an das obere Fenster wagte. Der Bau ist von Ruinen umgeben, welche andeuten, daß sonst eine große Stadt da stand; man sieht selbst die Überreste einer sehr schönen steinernen Brücke über den ausgetrockneten Wildbach, über den man von Elisabethpol geht. Diese Säule wurde ohne Zweifel von den Muselmännern errichtet und die Mollas bedienten sich ihrer als Minarett, um von ihr herab die Gläubigen zum Gebet zu rufen.

„Der Weg ist eben bis nach Schamthor, weiter hin wird der Boden uneben. Man geht auf einer sehr schönen Brücke über den Kram, folgt dem rechten Ufer des Kur und gelangt nach Tiflis, der Hauptstadt von Georgien.

„Diese, von so vielen Reisenden beschriebene Stadt, ist eigentlich erst eine geworden, die das ganze Jahr hindurch Einwohner hat, seit der Zeit des Generals Permolloff. Noch unweitlich waren die Häuser ärmlich

und die Straßen so eng, daß man nicht mit einem Wagen hindurchkommen konnte. Kaum erhielt er das Commando, so ließ er Häuser bauen und neue Straßen, große Plätze anlegen; es entstand da eine Reihe schöner feinerer Häuser, die meist mit Säulen verziert sind, an einem Platze, der wenige Jahre vorher ein Morast war, wohin das bei heftigem Regen von den benachbarten Bergen herantretende Wasser sich in Strömen stürzte und ihn vollständig überschwemmte, so daß selbst Büffel an einer Kraba nicht hindurch konnten, ohne der Gefahr sich auszusetzen, durch die Heftigkeit der Strömung fortgerissen zu werden.

„Der General ließ an dieser Stelle auch einen tiefen und breiten Canal graben, welcher am Fuße des Ma Lyminda beginnt und der bei Regengüssen das ganze Wasser aufnimmt, um dasselbe dem Kur zuzuführen. Dies war eine große Wohthat für Eflis, denn die Plagregen, ich bin Augenzeuge gewesen, sind bisweilen so fürchterlich, daß die Straßen im Ku mit Wasser überschwemmt werden und man keine Seele dabeistehen kann, weil man nirgends gehen kann. Gegenwärtig ist jener Sumpf, welcher verderbliche Dünste aushauchte, der schönste Platz in der Stadt geworden, auf dem man am rechten Ufer des Kur große steinerne Gebäude und einen herrlichen öffentlichen Garten sieht. Die Citadelle und die Vorstadt Amlabariß befinden sich am linken Ufer.“

Schimal war 1826 in Eflis; der Franzose Samba, sich zwei Jahre vorher dort aufhielt, hatte dieselben Beobachtungen gemacht.

„Der Kur theilt Eflis in zwei Theile; am rechten Ufer liegen die alte Stadt, die Schwefelbäder und die neue Stadt; am linken die Vorstadt Amlabariß, die Vorstadt Jani und ein von Deutschen bewohntes Dorf. Die Brücke, welche die Verbindung unterhielt, drohte einzustürzen; man hat deshalb vor drei Jahren eine neue von Holz mit einem einzigen Bogen gebaut; sie ruht auf ungeheuern alten Pfeilern von gebrannten Steinen, die so fest sind, daß für die Brücke von der Schnelligkeit der Strömung nichts zu fürchten ist.“

„Als ich 1820 die alte Stadt sah (Taf. 41. Abbild.), waren fast alle Straßen mit Trümmern versperrt, den traurigen Spuren von dem Einfall der Perser, über welche man oft mit Schwierigkeit hinwegklettern mußte, um an 4 Fuß hohe Thüren zu gelangen, welche in die fast unterirdischen Häuser führten, in welchen die Leute wohnten; einige dieser Häuser hatten ihre Terrassen fast im Niveau mit den engen und gewundenen Straßen der Stadt. Drei Jahre trichteten hin, um dieser alten Stadt, deren verfallenes Aussehen die bedrückende Herrschaft der willkürlichen Regierungen Asiens verrieth, das Aussehen zu geben, welches die nach den Grundrissen des civilisirten Europas verwalteten Städte auszeichnet.“

„Unter den Verrichtern großer Arbeiten verdient kaum einer mehr Ruhm als Karfès, der armenische Bischof in Eflis. Dieser Prälat ließ in der neuern Stadt ein ungeheures Caravanseraï bauen, welches die Handelsgröße dieser Stadt vorherzuverrathen scheint. Er verband damit eine Schule, in welcher Lehrer Unterricht in den Hauptsprachen Asiens und Europas geben sollen.“

„Die Bevölkerung von Eflis wächst allmählig durch die Ankunft der Armenier, welche hier eine Zuflucht vor der Tyrannei der Türken und den Verationen der Perser suchen.“

„Eflis hat drei Caravanserais, welche sich in der alten Stadt, inmitten des Bazars, befinden. Das fortwährende Ankommen und Abgehen der Kameele, die Lebhaftigkeit der persischen Kaufleute im Gegenfalle zu der Ruhe der Türken und Armenier, endlich der Transport der Waaren so verschiedener Art, die aus so entfernten Ländern kommen, alles giebt ein seltsames Aussehen und eine außerordentliche Lebhaftigkeit dieser Art Gasthäuser, wo Handelsleute aus so vielen Ländern und von so verschiedenen Sprachen in einer Art Gemeinschaft zu leben scheinen. Das größte dieser Gebäude wurde auf Kosten eines reichen armenischen Kaufmannes errichtet. Der Bazar ist in mehrere Straßen getheilt und immer gefüllt von herumgehenden.“

„Die Anstalt der Schwefelbäder ist im Allgemeinen gut eingerichtet;

sie sind sehr zahlreich und werden von Privatpersonen unterhalten. Die Regierung ließ vor fünf Jahren ein sehr großes und bequemes bauen, und die darin angestellten Personen kennen genau das in den Bädern in Constantinopel gebräuchliche Verfahren. Die Schwefelquellen von Eflis haben verschiedene Wärmegrade und werden von Einheimischen und Fremden besucht. Besonders die Frauen besuchen sie häufig; einige bringen den halben Tag darin und halten selbst ihre Nachbarn da.“

„In einer entstehenden Stadt darf man kein Theater erwarten; aber deutsche Seiltänzer und tatarische Bajadere von Schamaki zeigen hier von Zeit zu Zeit ihre Geschicklichkeit und locken durch ihre wollüstigen Tänze die Georgier und die in Eflis befindlichen Fremden an.“

„Die beschwerlichen Arbeiten, die, welche Kraft erfordern, wie das Wasserholen aus dem Kur und die Bertheilung in die Häuser der Stadt, das Fortschaffen der Waaren u., werden meist von Zmirettern verrichtet.“

„Man schätzt die Bevölkerung von Eflis auf 30,000 und die Georgien auf 350,000 Seelen, und sie besteht aus Georgiern, Armeniern, Tataren und Persern.“

„Der Georgier ist von hoher Gestalt und kräftiger Constitution. Seine Züge sind meist schön und scharf markirt. Er hat schwarze große Augen und eine lange oder Miernafe, weniger wie die der Römer und mehr gleich jener der Israeliten. Seine Haltung ist stolz, bisweilen von einer Art Biegen des Körpers begleitet, die sie fast unverschämmt macht. Da er ein Land bewohnt, das früher fortwährend feindlichen Einfällen ausgesetzt war, so mußte er immer auf Abwehr bedacht seyn, entweder gegen die Türken und die Perser oder gegen die unbezwingenen Volksstämme des Caucasus. Seine Lage hat ihn also kriegerisch gemacht; da er jedoch einer nicht zahlreichen Nation angehört und sich gegen unzählige Heere schlagen mußte, so gewöhnte er sich mehr an einen Partigankrieg als an regelmäßige Schlachten. Kein Volk Asiens giebt tapferere Soldaten oder bessere Reiter. Brav, aber bisweilen hart, gastfrei aber nicht sehr freundlich; verständig aber höchst unwissend, besitzt der Georgier zu gleicher Zeit die Laster und die Tugenden des Soldaten. Das Volk treibt im Allgemeinen Ackerbau und Handwerke und vernachlässigt den Handel. Wenn er auch nicht das arrogante Wesen der Persen besitzt, so zeigen doch sein Ton und seine Manieren von dem kriegerischen Geiste.“

„Die Georgierinnen stehen nicht unter ihrem großen Rufe von Schönheit. Diese Regelmäßigkeit der Züge, deren Muster die schönen griechischen Statuen sind, ein schlanker Wuchs, weiße Haut und sanfter Blick zeichnen eine Georgierin aus.“

„Die Georgier nennen sich selbst Kartuhl. Ihre Sprache kann, ob sie gleich Aehnlichkeit mit den indogermanischen und andern, besonders denen Nordasiens hat, doch, wie Raproth sagt, als eine eigenthümliche und Ursprache angesehen werden, die sowohl durch ihre Wurzelwörter als durch ihre Grammatik sich von allen bekannten unterscheidet. Sie hat zwei Alphabete, das priesterliche und das gemeine. Die Form der Buchstaben zeigt unabweißliche Aehnlichkeit mit denen der Armenier.“

„Die Georgier nehmen einen großen Theil des caucasischen Isthmus zwischen dem caspischen und schwarzen Meere ein. Im N. haben sie den Caucasus; im S. werden sie durch die Karabagh-Berge, die Bambaki und Tschilbir von den Wölkern getrennt, welche verschiedene Sprachen sprechen und folglich einen andern Ursprung haben.“

„Die georgische Nation theilt sich in vier Hauptzweige, die sich von einander sowohl durch ihre Dialecte als durch ihren moralischen Zustand auszeichnen. Der Hauptzweig, zugleich der civilisirteste, ist der der eigentlichen Georgier; er erstreckt sich über Kartli, Kacheti und Zmirethi. Die Bewohner von Mingrelien und Guria bilden den zweiten Zweig; ihr Dialect ist minder rein als jener des ersten. Der dritte befreit nur die Suanen oder Schnads, welche die hohen Gebirge des Caucasus in W. bewohnen; ihre Sprache ist noch ungleicher und mit einer großen Anzahl caucasischer Worten vermischt, welche sie selbst für die Georgier unverständlich machen. Der vierte besteht aus den Tazen,

einem wilden Volke, das längs des schwarzen Meeres, südlich von Curia und folglich in dem ottomanischen Reiche lebt."

Alle andern georgischen Völker sind dem russischen Reiche einverleibt worden, nachdem sie unter ihren eingeborenen Monarchen gestanden hatten, deren einige nicht ohne Ruhm regierten. Die Unklugheit eines derselben, der 1424 seine Staaten unter seine drei Söhne theilte, war die erste Ursache zu dem Falle seiner Familie; jede dieser Monarchien, zu schwach, um den Türken und Persien zu widerstehen, denen sie jenseits wurden, und häufiger noch durch innere Zwistigkeiten zerrissen, mußte endlich ihr Gebiet an Rußland abtreten, dessen Schutz sie lange gesucht hatte. Gegenwärtig ist Georgien durch einen Generalstatthalter regiert und in 12 Provinzen getheilt.

„Die Kleidung der Georgier," sagt Eichwald, „ist bequem und vortheilhaft. Die der Männer besteht in weiten Weinkleidern, einem Hemd, einer akhalub (kurzen wattirten Tunica), die vorn zugeknöpft wird, und in einem langen Gewande mit Gürtel. Zu jeder Zeit tragen sie eine Mütze von Schaffell, die sie selten ablegen. Die Adligen und Reichen rasiren sich, tragen aber Schnurbärte. Im Winter und wenn es kälter ist, hält man sich in einen Filzmantel. Die Kleidung der Frauen ist dieselbe wie die der Männer; über der akhalub tragen sie den kaba (Gewand), welches sie mit einem Gürtel festhalten. Auf dem Kopfe tragen sie ein lytschak (Tuch), welches sie auf eigenthümliche Weise ordnen; sie haben Lederstrümpfe und Schuhe oder Pantoffeln mit hohen Absätzen. Wenn sie ausgehen, verhüllen sie sich völlig durch ein tschadra (einen großen weißen Schleier). Sie bedienen sich der Schminke, färben ihr Haar und ihre Augenbrauen schwarz, welche letztere sie verbinden. Abends kommen sie auf den Terrassen der Häuser zusammen, um zu tanzen und sich zu unterhalten." (Taf. 42. Abbild.)

Wir haben früher gesehen, daß Georgien im N. durch den Caucasus begrenzt ist. Diese Bergkette, die seit dem frühesten Alterthume berühmt ist, zieht sich 290 Stunden weit von SO. nach NW., die Krümmungen mitgerechnet, welche sie beschreibt, und hat eine Breite von 30 bis 35 Stunden. „Ihre Hauptmasse," sagt Klaproth, „theilt sich der ganzen Länge nach in drei große fast parallele und vertikal gelegte Schichten. In mehreren Stellen sind ihre Vorberge eben, flach und meist mit Eichen und Buchen bewachsen; man findet da Schwefel, warme und kalte Schwefelquellen, Steindöl, gewöhnliches Salz, Soda, Alaun- und Bitriolerde, Sips und etwas Eisen.

„Der Kamm des Caucasus ist granitisch und überall mit Schnee und ewigem Eise bedeckt. Einige Gipfel zeigen nur kahle Felsen, deren Culminationspunkt die Wolkenregion erreicht; er enthält oft ungeheure Massen von Porphyr und Quarz. Diese Mittelschicht ist selten über eine bis zwei Stunden breit und steiler im N. als im S.

„Die beiden dem Granit am nächsten liegenden Schichten sind schieferig und an mehreren Stellen mit Gletschern gekrönt; die in S. ist breiter als die in N. Der Schiefer ist häufig durch Porphyr- und Basaltporphyrmassen unterbrochen, welche die höchsten Gipfel bilden, sowie durch sehr große Kalklager. Diese Schieferberge sind meist von einander durch enge und tiefe Schluchten getrennt, in denen der Schnee nie schmilzt; ihre Seiten aber mit wenigen Fichten, Birken und Wachholder bewachsen und weiter oben mit guten Weideplätzen bedeckt.

„Den Schieferfelsen folgen die Kalklager. Das in NW. ist minder hoch als das in S.; beide sind ungefähr 4 Stunden lang und in Bergreihen getheilt. Sie enthalten häufig Metallerden, welche man mit Vortheil ausbeutet. Die Gipfel der Berge sind abgeplattet und meist mit einer Thonschicht bekleidet, sowie mit Buchen und andern Bäumen bewachsen. Im N. und S. zieht sich eine 4 bis 6 Stunden breite fruchtbare Lehmschicht hin.

„Die Kette der Vorberge hat eine Breite von 8 bis 9 St. und besteht aus Sandstein. Im N. endigen sie in einer weiten Haide ohne Holz, welche sich sehr weit in die Ebenen hineinzieht; im S. dagegen

zeigt sich die große Lehmebene, zu deren Niveau sie sich hinabsenken, in den Tschadit-, Dambak- und Karabagh-Bergen.

„Der Caucasus theilt sich natürlich in vier große Theile, die durch die Thäler seiner Hauptflüsse geschieden sind. Der erste und westlichste liegt zwischen dem schwarzen Meere und dem obern Laufe des Rioni; er endigt sich in D. in dem Elburz, dem höchsten Gipfel des Caucasus und unermesslichen Gletscher; seine Höhe beträgt 16,700 Fuß. Von diesem Theile strömen nach N. der Kuban und seine Beiläufe, nach S. der Tsenistkwaal, der Hauptbeifluß des Rioni (Phasis) und andere Flüsse, welche sich in das schwarze Meer ergießen. Im W. von Elburz nimmt die Höhe der Hauptkette ab und zeigt nur selten Gletscher; sie wird durch mehrere Pässe durchschnitten, welche den Fußgängern den Uebergang möglich machen.

„Der zweite Theil geht vom Elburz bis zu den Thälern des Terel im N.; von dem Aragwi, einem Beiflusse des Kur, nach S. Er ist außerordentlich steil und enthält Gletscher. Der Koki, bei der Quelle des Terel, der Dschuarewache (Kreuzberg) mit 7534 Fuß, der Dschawari (weiße Berg) mit 14,730 Fuß, sind die hauptsächlichsten Gipfel. Der Rioni entspringt im W. vom Koki. Sechs Pässe durchschneiden diesen Theil der Kette. Die Russen haben eine Militärroute in jenem angelegt, welcher im N. von dem Terel und im S. von dem Aragwi bewacht wird und „Pass von Darjela" nach einem Fort heißt, das in einem tiefen Risse liegt, welchen Ptolemäus die „sarmatische Pforte" nennt.

„Der dritte Theil liegt zwischen dem rechten Ufer des obern Terel und dem Punkte, wo der Caucasus sich plötzlich nach S. wendet. Er ist minder hoch als der vorhergehende, ob er gleich auch noch Gletscher enthält. Von seinem nördlichen Hange kommen verschiedene Beiläufe des Terel herab, wie auch der Koksai, welcher direct nach dem caspischen Meere läuft; von dem südlichen Hange dagegen der Alazani und andere Beiläufe des Kur, und die Samura, welche in das caspische Meer fließt.

„Der vierte Theil der Kette ist der östliche Caucasus, der von den Quellen des Koksai sich 12 bis 13 Stunden nach S. wendet, dann nach SO. läuft bis zu der Halbinsel Absheron. Er enthält nur wenige Gletscher und mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel. Man bemerkt den Schahdag und den Schah Elburz. Im W. von dem Belira-dagh beträgt die Höhe der Berge 1700 bis 2000 Faden; in D. nehmen sie immer weiter ab und am östlichen Ende, nach Baku zu, haben sie nur eine geringe Höhe."

Von diesem Osttheile des Caucasus gehen mehrere Ausläufer aus, die nach dem caspischen Meere ziehen; sie bedecken Daghestan (Bergland), das, im N. von der Gipfelinie des Caucasus gelegen, sich jenseits der Grenzen befindet, die man Asien angewiesen hat.

Die südlichen Thäler des Caucasus, mit denen wir uns nur zu beschäftigen haben, besitzen in ihrem mittlern und untern Theile ein gemäßigtes Klima; im Sommer ist es ungemein heiß. In diesen Thälern und in diesen Ebenen findet man alle Bäume und Sträucher, welche in Europa die Wälder und die Gärten schmücken; der Weinstock scheint hier sein Vaterland zu haben. „Das Hauptproduct Georgiens," sagt Klaproth, welcher dieses Land 1807 bis 1809 bereiste, „ist der Wein, der vortreflich und in den Gegenden zwischen dem schwarzen und caspischen Meere so häufig ist, daß er der wichtigste Ausfuhrartikel werden könnte, wenn man ihn besser zu bereiten und zu behandeln verstände; man keltert ihn ohne Sorgfalt und läßt ihn mit so wenig Voracht gähren, daß er sich nicht einmal bis zur nächsten Weinlese hält. Um ihn zu transportiren, bedient man sich der Schläuche aus ganzen Thierhäuten, die man innen mit Asphalt überstreicht, um sie undurchdringlich zu machen; dadurch erhält aber der Wein einen schlechten Geschmack und säuert. Bis jetzt sind die Georgier zu sorglos gewesen, um den Wein in Fässer zu fassen, wodurch allein man ihn erhalten und verbessern kann. Ihre Berge liefern jedoch treffliches Holz, aus welchem man Fässer aller Art machen könnte; man brauchte nur Böttcher dahin zu schicken." Das

that Gamba, der Böttcher mitnahm, aber in Georgien sind wie überall die große Unwissenheit und die Vorurtheile die schlimmsten und hartnäckigsten Feinde jeder heilsamen Maßregel.

„Fisken und Steinböcke,“ fährt Eichwald fort, „ziehen an den Quellen der Flüsse umher. Die Hirsche und Dambai (Antilopen) halten sich am Beginne der Kalkberge und in den Vorbergen auf. Der Wolf, der Fuchs, die wilde Kage, der Luchs und der Bär leben in den Wäldern der secundären Schichten, sind aber nicht häufig; es giebt da auch Igel, Hasen und Ratten. Man bemerkt sehr wenige Vögel in dem höhern Gebirge. Die Bergbewohner ziehen kein anderes Geflügel als Hühner, Enten und Gänse, und zwar nur in geringer Anzahl, weil sie viel Schaden auf den Feldern anrichten. Man sieht nur zwei Arten Fische, die Barbe und die Lachsforelle. Die erste kommt vielleicht aus dem caspischen Meere herauf, wie der Lachs, den man ebenfalls in den Flüssen des obern Gebirges im Winter fängt; aber die Forelle ist ein diesem Lande eigenthümlicher Fisch. Unter den Amphibien trifft man nur den Frosch und die Eidechse, welche auf den Wiesen häufig sind. Der Caucasus ist sehr arm an Insecten mit Ausnahme einiger Fliegenarten. In dem secundären Gebirge und in den Ebenen, die daran stoßen, sind die Bremsen sehr häufig; aber man findet keine Mücken, welche an den Ufern des untern Arzert eine wahre Plage sind.

„Die Seen, welche in den hohen Bergen meist häufig sind, finden sich in dem Caucasus sehr selten, weil die regelmäßige Verteilung dieser Kette und ihre beständige Richtung in einer einzigen Linie von NW. nach SO. die Bildung geschlossener Thäler verhindern, in deren Grunde sich die Wasser sammeln und Seen mit oder ohne Abzug bilden könnten. Wir kennen in dem Caucasus nur den kleinen See südlich von dem Kosi, aus welchem der Patara Iackwi kommt.“

Mehrere Völker von verschiedenem Ursprunge bewohnen den Caucasus; türkische Stämme haben sich in den Bezirken am Fuße der Berge, namentlich in dem östlichen Theile, niedergelassen. Sie sind meist Nomaden; man nennt sie gewöhnlich Tataren und findet sie auch in Schirwan (Taf. 41. Abbild.) Weiter nach N. leben die Kalmücken, welche feste Dörfer haben; sie treiben Ackerbau, haben wenig Vieh und fischen in den sehr fischreichen Flüssen. Im W. findet man die Basianer. Diese Völkerschaften gehorchen kleinen Fürsten, die im Allgemeinen unter einander nicht im besten Vernehmen stehen und die Oberherrschaft Rußlands anerkennen.

Das ganze Gebirgsland zwischen dem Kossu, dem Alazani und den Ebenen am caspischen Meere ist von den Lesgiern bewohnt. Diese Völker zerfallen in eine sehr große Menge kleiner Stämme, die sich seit unenklicher Zeit im Caucasus zu befinden scheinen, sich aber wahrscheinlich auch oft mit den Trümmern anderer Völkerschaften vermischt, welche in diesen Bergen ankamen.

Alle alte Caucasier sind auch die Lesgier wild, grausam und raubstüchtig; übertreffen aber alle ihre Nachbarn an Tapferkeit, wissen zu Pferde gut zu manöuvriren und sind ebenfalls gute Fußgänger. Vor der Befestigung des caucasischen Isthmus durch die Russen wurde die Freundschaft der Lesgier von allen kriegsführenden Fürsten gesucht.

Die Lesgier sind meist Muselmänner, doch giebt es auch mehrere, die sich zu gar keiner Religion zu bekennen scheinen, oder bei denen man einige schwache Ueberreste des Christenthums findet. Die Gastfreundschaft und das Widervergeltungsrecht halten bei diesem Volke die schwachen Banden der Gesellschaft zusammen, und ein einfaches strenges Leben erhält die Sittenreinheit.

Einige Stämme der Lesgier waren sonst den Königen von Georgien unterthan. Die Russen haben sie ebenfalls zinsbar gemacht; sie zahlen einen Tribut in Seide, die nicht sehr schön ist und welche die Regierung in Moskau verkaufen läßt.

Die Kisten oder Mitschegier, in W. von den Lesgiern, sind vielleicht noch schlimmere Räuber als diese; die Ascherkessen besonders haben nicht unterworfen werden können; man mußte, um sie im Zaume zu

halten, eine Militärlinie längs der Cumbsha, des Bestflusses des Arzert, anlegen. Die Inguschen, die westlichsten von allen Mitschegiern, sind den Russen fast ganz unterthan.

Im W. von den Kisten und vom obern Arzert wohnen die Osseten oder Utsi, die sich selbst Iron nennen. Sie wohnen in Dörfern, welche vor einem oder zwei Klettern regiert werden; ihr sehr unfruchtbarer Boden macht den Ackerbau sehr beschwerlich und wenig einträglich; sie leiden oft Hungersnoth. Die Schafheerden bilden ihren vornehmsten Reichtum; sie tauschen sie in Georgien und Imeretki, so wie bei den Ascherkessen und Armeniern gegen Lebensmittel und die Waaren aus, welche sie bedürfen.

Von allen Völkern des Caucasus ist das tscherkessische das berühmteste, welches man meist das circassische nennt und das in seiner eigenen Sprache Abzige heißt. Die Osseten und die Mingrelier, ihre Nachbarn, nennen sie Kajak, und von oen Schriftstellern des Mittelalters werden sie Itzen genannt.

Sonst erstreckten sich die Circassier weiter nach N. vom Caucasus und folglich auf das europäische Gebiet. Seit die Russen 1777 die nach dieser Bergkette genannte Militärlinie angelegt haben, wurde ihr Gebiet eingeschränkt und sie verloren große Besitztümer. Die Circassier der Ebene leisteten dieser Macht den Eid der Treue und gaben ihr Geißeln; sie leben noch sehr ruhig unter dieser Herrschaft; die der Berge aber beharren dabei, ihre frühere Lebensweise beizubehalten. Rußland, das der fortwährenden Einfälle überdrüssig ist, führt fortwährend Krieg mit ihnen. Sie haben sich mit einem Muth und einer Tapferkeit vertheidigt, welche die Rücksicht aller Nationen auf sie zog. Rußland verlangt, sie sollen ihre Raubzüge einstellen und sich unterwerfen, aber sie machen ungeheure Anstrengungen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Es haben viele Reisende vom 16. Jahrh. bis zu unsern Tagen von den Circassiern gesprochen. Die neuesten Nachrichten über dieses Volk verdanken wir dem Herrn Dubois von Montpierreux und E. Spencer. Hören wir den ersten: „Man stellt sich die Circassier meist als einen Rauberhaufen vor, als wilde Menschen ohne Arsen und Glauben. Man täuscht sich darin. Der gegenwärtige Zustand Circassiens giebt nur eine Idee von der Glorification Deutschlands und Frankreichs unter den ersten Königen; es ist ein Modell der feudalen, der ritterlichen Aristocratie des Mittelalters, es ist die Heldenaristocratie des alten Griechenlands.“

„Die Constitution ist rein feudal. Der Gastgeist ist hier so streng als sonst in Frankreich und Deutschland. Die Fürsten, die Abteligen, die Freigelassenen, die Leibelgenen, die Sklaven bilden fünf streng geschlossene Classen; die Abteligen bleiben was sie sind und können nicht nach der Hand einer Fürstin streben; die Leibelgen dagegen können in die Classe der Freigelassenen übergehen.“

„Trotz diesem Castenunterschiede ist die Freiheit vollkommen. In den Rußland unterworfenen Stämmen ist diese Vasallenschaft gergelt, bei den Bergbewohnern jedoch kaum merklich. Der Einfluß der Fürsten auf die Abteligen ist kaum vorhanden, es ist mehr Vertrauen, patriarchalische Ueberzeugung; aber sie haben durchaus keine wirkliche Gewalt auf ihre Leibelgenen als die, welche ihnen das Herkommen giebt.“

„Alle diese Fürsten sind unter einander gleich, wie die Abteligen. Unter dieser ganzen Bevölkerung, die Rußland entgegensteht und die 50,000 Kampffähige zählen soll, kann kein einflussreicher Kopf eine Coalition herbeiführen oder einen allgemeinen Angriff oder Vertheidigungsplan entwerfen. Jeder Fürst, jeder Abtelige, selbst jeder Freigelassene ist sein eigener Herr und gehorcht nur sich selbst. Tausende von Interessen theilen also dieses Volk in eine Menge unabhängige Stämme, die eifersüchtig auf einander sind und eifersüchtig ihre Freiheit bewahren.“

„Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Mißtrauens wird besonders in ihren Wohnungen bemerkt. Circassien hat weder eigentliche Flecken noch Dörfer. Das Land sieht auf den ersten Anblick sehr waldreich aus. Jeder Circassier, der allein leben will, baut sich in einer

gewissen Entfernung von seinem Nachbar eine Wohnung, mitten unter einigen schönen Bäumen, die in diesem Lande so häufig sind. Sein Haus ist von Holz oder von Lehmwerk, das Dach von Rostern und mit Stroh bedeckt. Ein großer Herd, einige Breter, um Gegenstände darauf zu legen, hölzerne Kägel, um die Waffen und Kleidungsstücke daran zu hängen, bilden den ganzen Luxus des Innern einer dieser Volkswohnungen; ein Vorrathshaus auf großen Pfählen und ein Stall vervollständigen die Gebäude, die von einer hohen Hecke umgeben werden. Der Circassier bebaut das Land um diese seine Wohnung her, säet Hirse oder Weizen und sorgt dafür, daß ein Kranz von Bäumen um sein Feld herum bleibt, damit dasselbe die nöthige Fruchtbarkeit erhalte.

„Der Leibeigene bearbeitet das Feld seines Herrn, aber seine Hauptpflicht besteht darin, von einem Zuge mit Beute beladen und mit Gefangenen zurückzukommen; das ist sein einziges Talent und sein einziges Studium, er mag Fürst oder Basaß seyn. Sobald ein Zug beschloffen ist, wählt die Versammlung einen Führer, der es nur so lange bleibt, als der Zug dauert; diese Wahl fällt auf den Kühnsten, auf den Fürsten oder Adligen, der es am besten verstanden hat, sich eine Partei zu bilden.

„Der Circassier ist ziemlich groß, schlank und gut gewachse; seine Haltung und sein Gang ist leicht und anmuthig. Wie die Muselmänner rasiert er sich den Kopf und trägt einen Schnurbart; er läßt seinen schwarzen nicht eben dichten Bart wachsen; seine Augen sind ebenfalls schwarz; seine Nase ist, ohne lang zu seyn, schmal und schön geformt; kastanienbraunes Haar ist nicht eben selten.

„Der Circassier ist ein guter Reiter und ein guter Fußgänger. Seine jetzige Tracht ist noch das enge Beinkleid und der Ueberwurf der alten deutschen Geschlechter. Im Hause legt er seine Waffen ab, ausgenommen den Dolch oder Rindschal, nimmt sie aber wieder, sobald er ausgeht, und läßt sie nie. Er trägt seine Kinte in einem Füllfutteral über der Brust; an seiner Seite hängt der Säbel. Einige Fürsten tragen noch das Panzerhemd und den Helm. (Taf. 42. Abbild.) Bei diesem Volke kann die europäische Disciplin nicht bestehen. Unversehens anzugreifen und auf einen Feind zu stürzen, plötzlich ein Dorf an der Grenze zu umzingeln, dasselbe zu plündern, sich durch den Wald zu schleichen, die Wachsamkeit der Russen zu täuschen, das ist die militärische Taktik. Ist es schlechtes Wetter, so hält sich der circassische Reiter in einen weiten Füllmantel. (Taf. 42. Abbild.)

„Die Circassierin bleibt hinter ihrem Rufe nicht zurück. Ihr Wuchs ist bemerkenswerth schlank und ihre regelmäßigen Züge erinnern an die griechischen Gesichter. Sie entzieht sich den Blicken nicht. Sie trägt eine Art Turban; ihr Haar ist in Fichten geordnet, die ihr auf die Schultern fallen; ihr Gewand von zierlicher Form ist vorn offen und durch silberne Agraffen befestigt; ihre Beinkleider sind sehr weit. (Taf. 42. Abbild.)

„Die Gattin des Circassiers ist wie bei allen wenig civilisirten Völkern mehr seine Magd als seine Gefährtin. Sie wird von ihren Eltern gekauft, denen man als Bezahlung Waffen oder Vieh giebt. Von diesem Gebrauche zu jenem, seine Tochter oder Nichte an einen Fremden zu verkaufen, ist nur ein Schritt; aber nie wird der Circassier einen andern Circassier verkaufen; er würde das Blutgesetz fürchten, das ihn in seiner ganzen Strenge trafe; er verkauft nur seinen Gefangenen oder Sklaven. Bisweilen behandelt er ihn in raffinirter Speculation gut und verheirathet ihn, aber nur um Kinder von ihm zu erhalten, mit denen er einen Gewinn machen kann; diese Kinder der Gefangenen werden gewöhnlich verkauft.

„Die Küste Circassiens war immer von Piraten bewohnt. Das Kriegsschiff, das mich an seinen Bord nahm, erhielt zweimal Befehl, auf circassische Galeeren Jagd zu machen, und ich hatte Gelegenheit, sie mit Ruße zu beobachten. Sie sind groß und meist mit 60 bis 70 Mann bewaffnet; sie werden bloß gerudert und gleiten dicht an der Küste hin,

um nicht gesehen zu werden. Man sagt, der Hafen von Ramai könnte bis 50 bewaffnen.

„Auf diese Weise verschaffen sich die Circassier Sklaven durch ihre Übergriffe oder ihre Einfälle auf das russische Gebiet. Diese Rohheit der Sitten, dieses Raubleben sticht von der Unverletzlichkeit der Gastfreiheit und der Achtung gegen die Älten ab, Grundzüge, welche gleichsam die Basen ihrer socialen Einrichtungen sind.

„Die Circassier gehören keiner Religion an. Sonst waren sie zur christlichen Religion bekehrt, aber sie vergaßen dieselbe zugleich mit dem Gehorsame gegen die Könige von Georgien und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück. Russische Missionaire haben Bekehrungen in den Ebenen bewirkt, aber ihr Eifer scheitert in den Bergbezirken; der Islam drang nur unter die Fürsten und Adligen; das gemeine Volk ist heidnisch geblieben.“

Die Kette des Caucasus endigt sich in NW. durch ein Vorgebirge, über welchem hinaus sich die Ebene von Taman ausbreitet, die in Europa liegt. Wir erwähnen sie bloß, weil man auf der benachbarten Halbinsel dieselben Erscheinungen bemerkt wie am ED-Ende der Kette; es giebt da zahlreiche Steinquellen und Schlammvulkane. Die Erdbeben sind häufig.

„Anapa ist der erste Hafen, den man an der circassischen Küste findet; er liegt in geringer Entfernung von der Mündung des Kuban. Die Türken gründeten diese Stadt 1784, als die Russen Taman besetzt hatten, das früher der Hauptmarkt der Circassier war. Der Besitz Anapas, sagt Gamba hinzu, war für die Türken um so wichtiger, als dieser Hafen ihnen als Communicationsmittel nicht nur mit den muselmännischen Völkern, die den Caucasus bewohnen, sondern auch mit andern diente, welche weiter hin wohnen.“

Durch den Friedensvertrag von 1829 mit der ottomanischen Pforte ließ sich Rußland Anapa abtreten; Spencer, der englische Reisende, der 1836 in diesen Gewässern auf einem russischen Kriegsschiffe fuhr, sagt: „die benachbarten Höhen, die in der Gewalt der circassischen Stämme sind, waren mit Bewaffneten bedeckt, welche über die Erscheinung dieser kleinen Flotte überrascht zu seyn schienen. Wahrscheinlich, fährt er fort, nahmen sie die Matrosen und die Passagiere für Soldaten, denn man sah Reiter nach allen Seiten galoppiren, als wollten sie Lärm machen. Indef die Menge verschwand bald und es blieben nur einige Wachen auf den höchsten Punkten zurück zur Beobachtung unserer Bewegungen. Die Garaison hatte viel gelitten in mehreren neuerlichen Gefechten mit den Feinden.“

Nach Stunden in ED. von Anapa findet man Subschuf Kale; das Cap Tadda bildet den Eingang dieser Bucht, wo die Schiffe in vollkommener Sicherheit acht Monate des Jahres liegen können. „Diese Stadt, sagt Spencer, liegt wunderbar sowohl als Handelsplatz, als auch als Militärsposition, um das umliegende Land in Unterwerfung zu erhalten, oder um es gegen einen Angriff vom Meere aus zu vertheidigen; aber um die Sicherheit des Ortes zu verbürgen, muß man Herr der Höhen seyn, welche den Eingang in den Hafen beherrschen, und muß sie befestigen.“

Weiter nach S. hat Gelindschil eine gegen die Nord- und Südwinde durch zwei Vorgebirge geschützte Bai; sie ist nur den ED-Strömen ausgesetzt. Im Jahre 1813 gründete hier ein Genuese, Namens Scassi, ein kluger und thätiger Mann, ein Handelsdetablissement. Er wollte die Circassier und allmählig die andern Völker des Caucasus durch den Handel civilisiren. Dieser Plan, welcher dem Herzoge von Richelieu, damals Generalstatthalter des südlichen Rußlands, vorgelegt ward, wurde von diesem Staatsmanne günstig aufgenommen; er hatte im Kriege mit den Bergvölkern des Caucasus bemerkt, daß dieselben, trotz ihrer Raubsucht, edle Gefühle besaßen, und meinte, ihre fortwährenden Einfälle hingen weniger von ihrem kriegerischen Geiste und der Leichtigkeit des Rückzugs in die unzugänglichen Berge, als von der großen Armut ab, in welcher sie sich befinden, seit man sie in ihrem Gebiete enger eingeschlossen, und

weil sie aus Mangel an Außenhandel keinen Abzug mehr für den Ertrag ihrer Jagd und ihrer Wälder fanden. Er unterstützte also die Pläne Scassis und sie wurden von dem Kaiser Alexander angenommen. Die Ausföhrung begann; 1824 waren freundschaftliche Verbindungen mit den Circassiern und den Abhasen angeknüpft.

Fünf Stunden in S. von Gelendzhik öföfnet sich die Bai von Pöschab, an deren Ufern Scassis seine Niederlassung gegründet hatte, um der kaiserlichen Marine Schiffsbaumholz zu verschaffen; sie wurde in Folge der Unzufriedenheit zerstört, welche die Wegnahme einer jungen Fürstin durch einen Angeestellten verursachte. Dieser Hafen war in der Gewalt der Circassier als Spencer diese Küste besuchte.

Ob man an die Bucht von Subaschi gelangt, kommt man an die Grenze Circassiens und Abhasiens. „Seit langer Zeit,“ sagt Klaproth, „bewohnen die Abhasen oder Abchas den Nordwesttheil des Caucasus; sonst erstreckten sie sich noch viel weiter als jetzt, aber die Ischerketen haben sie in die Gebirge zurückgetrieben; durch die byzantinischen Kaiser wurden sie zur christlichen Religion bekehrt. Man sieht noch in ihrem Lande eine große Menge alter Kirchen, für die sie eine so tiefe Verehrung haben, daß, ob sie gleich eben so arge Räuber sind als die Ischerketen, sie doch nie die Priestergewände und die Bücher anzurühren wagen, welche sich in diesem Gebäude befinden. Als sie im 18. Jahrh. von den Türken unterworfen wurden, führten diese den Islamismus unter denselben ein; im Jahre 1771 aber empörten sie sich gegen die Pforte und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück. Nur einige Familien lassen ihre Kinder noch beschneiden, übrigens aber enthält sich das ganze Volk des Genusses des Schweinefleisches.“

„Die Abhasen wohnen zum Theil an den Ufern mehrerer Flüsse, welche sich in den Kuban ergießen, aber in größerer Anzahl an den Küsten des schwarzen Meeres, im S. vom westlichen Caucasus. Sie gleichen den Ischerketen in ihren Sitten, ihrer Art sich zu kleiden und in ihren Gebrauchen. (Taf. 42. Abbild.) Auch finden einige Aehnlichkeiten zwischen den Idiomen dieser beiden Völker statt. Die Abhasen bebauen auch das Land, ob sie gleich hauptsächlich von dem Ertrage ihrer Viehzucht leben. Die große und schöne Race ihrer Pferde ist berühmt. Sie begehren viele Seeräubereien und ihre Rudergaleeren werden oft mit denen der Circassier unter einer Benennung begriffen. Die abassischen Frauen sind sehr schön und von den Türken sehr gesucht, bei denen sie für Circassierinnen gelten.“

Die Bai von Subaschi, die erste, welche man an der Küste der Abhasen trifft, ist ziemlich sicher; dann kommt man zu der von Mamai, die weit mehr offen und nur im Sommer besucht ist. In Friedenszeiten kann man sich hier sehr schönes Bauholz für Salz verschaffen. Zwischen Mamai und Ardler enthält die Küste nur einige Buchten; sie wurden sonst von türkischen Fahrzeugen besucht, die da Holz und Pelzwaaren holtten.

Ardler hat eine Küste, die durch ein Vorgebirge vertheidigt wird, welches sie gegen die Nordwinde schützt. In der Nähe trennt der berühmte Paß Sagia, zwischen dem Meere und dem Abhange eines steilen und sehr hohen Gebirges, das südliche Abhasen von dem nördlichen und von Circassien. Dieser Paß, an dessen Eingänge die Russen eine Niederlassung gegründet und ein Kloster in eine Caserne verwandelt haben, wird durch einen Fluß bewässert. Pögunba, eine Bai mit trefflichem und sicherem Untergrunde, zeigt noch an der nahen Küste ziemlich erhaltene Ruinen eines alten Klosters; alle Gegenstände, die es enthält, werden von den unwissenden Einwohnern dieses Landes respectirt. Spencer ging da an's Land.

„Das Fort,“ sagt er, „liegt ungefähr 2 Meil. von der Küste; wir begaben uns dahin durch einen Wald von herrlichen Bäumen, der zum Theil gelichtet ist, seit die Russen dieses Castell in Besitz haben. Da ich zum erstenmale so weit in das Innere eines so selten von Europäern durchwanderten Landes drang, so betrachtete ich alles mit dem lebhaftesten Geföhle der Neugierde und des Interesses. Ich sah auch zum ersten-

male die Circassier freundschaftlich mit den russischen Soldaten verkehren; es kann sich nie der Beobachtung ein auffallenderer Contrast darbieten. Der Fürst des Stammes, der in diesem Bezirke lebt, ist, wie man sagt, ein Freund Rußlands; er wohnt in einer gewissen Entfernung und wir waren sehr in unserer Hoffnung getäuscht, da er nicht erschien. Das Fort nimmt das Innere eines Klosters ein, welches an eine Kirche stößt, die außerordentlich gut erhalten ist, wenn man bedenkt, daß sie unter der Regierung Justinians gebaut wurde, der 565 starb.“

Etwa 15 Stunden in S. ist die Bai von Sukum Kale minder sicher als die vorher erwähnte; man sieht da noch die Ueberreste eines Canales, der im Winter den kleinen Fahrzeugen dieses Ortes als Zufluchtsort dient; sie sind in thätiger Verbindung mit Trebisonde und Constantinopel. Spencer sagt uns, man lese eine türkische Aufschrift über dem Eingange. „Dieses Fort ist in schlechtem Zustande, aber stark wie die andern von Kanonen, und ist mehr dazu bestimmt, einen Angriff vom Lande her, als einen dergleichen zur See abzuweisen. Die erste dieser Befahren war offenbar die, welche man am meisten fürchtete, denn es waren Detachements in der Nähe postirt, als stände der Feind vor den Thoren.“

Der Ingursi bildet in S. die Grenze Abasiens; ein kleiner Fürst, Oberhaupt des Stammes der Psos, befehligt in dem südlichen Bezirke unter der Oberherrschaft Rußlands.

Der erste Hafen Mingreliens, den man trifft, wenn man weiter nach S. fährt, ist Redut Kale an der Mündung des Kopsi, der eine schwierige Einfahrt hat. Dieser schnell fließende Fluß verbreitert die Fruchtbarkeit in den Ebenen, die er oft überschwemmt. Die Luft in Redut Kale ist ungesund, eine Unannehmlichkeit, die unfehlbar verschwinden wird, wenn die Wälder, die einen Theil des Landes bedecken, gelichtet und der Boden mehr cultivirt werden wird, als er es gegenwärtig ist.

Sieben Stunden im S. findet man die Mündung des Rioni, des Phasis der Alten. Die Russen haben dem Dabian seinen Titel als Zar oder Fürst von Mingrelien gelassen; er hat Generalrang in der russischen Armee; Garnisonen wachen über die Sicherheit und Ruhe des Landes. „Dieser Fürst bewohnt noch, sagt der Reisende Gamba, das Castell Zugdidi, das von Gharbin besucht wurde; er hält da einen sehr zahlreichen Hof, wechselt während des Sommers sehr häufig den Aufenthalt, bald um sich mit der Jagd zu beschäftigen, bald um der großen Hitze zu entgehen.“

Nach Klaproth zerfällt das mingrelische Volk in drei Classen, die Fürsten, die Sattu (Adeligen) und die meniali (Gemeinen). Diese fällen Holz, folgen den Fürsten und Adeligen zu Fuß und tragen das Gepäck derselben auf den Reisen. Der meniali muß den beiden andern Classen einen Theil seiner Ernte und seines Viehes geben, wenn es heranwächst, und die Gäste, welche der Herr ihm schickt, aufnehmen und unterhalten. Auf Taf. 42. ist er mit Gewaaren beladen dargestellt. In der Ferne bemerkt man eine araba oder einen im Lande üblichen Wagen und vorn eine Frau in einem Gewande mit engen Ärmeln, über welchem sie einen Ueberwurf mit hängenden Ärmeln trägt.

Die Mingrelier, die von demselben Stamme wie die Georgier herkommen, zeichnen sich ebenfalls durch ihr Außeres vortheilhaft aus. Als ihr Land den Osmanen angehörte, war der erste und schmachvollste Artikel des Tributes, welchen sie zahlten, eine gewisse Anzahl junger Waischen und Mädchen von besonderer Schönheit. Gharbin behauptet, Mingrelien liefere jährlich 50,000 Sklaven, und man kann annehmen, daß diese Schätzung noch zu gering ist.

Reist man in Mingrelien, so durchwandert man fortwährend große Wälder; die wilden Olivenbäume, die man da findet, zeigen, daß man diesen werthvollen Baum mit Erfolg ziehen könnte. Die Häuser der Oberen sind von Holz erbaut und, wo es möglich war, auf Erhöhungen. Von Zeit zu Zeit sieht man alte Klöster, deren Bauart jener der Festungen gleich.

Kommt man an die Ufer des Tschenis-tsqual, so befindet man sich an der Grenze von Imirethi; über diesem Flusse durchwandert man ein Land, das nicht mehr bloß von Bäumen bedeckt ist. Ein glückliches Gemisch von Weidenpflügen, von Baumwollen- und Maisfeldern, von Wein- gärten giebt dieser Gegend das Ansehen eines schönen Parks.

Khutaïs, die Hauptstadt von Imirethi, liegt am linken Ufer des Rioni der Stelle gegenüber, welche die alte Stadt am rechten Ufer ein- nahm; man sieht in derselben Ueberreste einer alten und sehr schönen Kirche von Stein von byzantinischer Bauart; die Einwohner nehmen fort- während Steine und Säulenschäfte davon hinweg, um Mauern davon zu machen, so daß in geringer Zeit wahrscheinlich nichts mehr von diesem Prachtgebäude übrig seyn wird. Die sehr dicken und sehr festen Mauern der alten Stadt sind noch in sehr gutem Zustande. In der neuen Stadt waren die Straßen meist krumm und die Häuser gleichsam auf Grabe- wohl gebaut. Die Russen haben Ordnung hineingebracht. Die Wohnun- gen einiger Herren und der vornehmsten Kaufleute sind von Holz, die andern von Lehmwerk und außen mit Kalk beworfen. Die Straßen und öffentlichen Plätze sind mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Feigen- und Apfelmäume die zahlreichsten sind. Bei seiner Unregelmäßigkeit hat das Aussehen von Khutaïs etwas Ländliches und Malerisches, das dem Auge gefällt und das überdies durch die Schönheit der Umgegend und das Gemisch von Thälern und Wäldern erhöht wird, die von drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen sind, deren Gipfel den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist.

„Imirethi ist in mehrere Districte getheilt, die meist nach den Für- sten genannt sind, denen sie sonst angehörten; diese Fürsten haben gegen- wärtig keine Macht mehr; ihre Kleidung verräth es, daß sie aus Sorge für ihre Sicherheit die Kriegstracht vorziehen, wenn sie ihre Wohnung verlassen. (Taf. 42. Abbild.)

„Der Hauptfluß Imirethi ist der Rioni, der alle andern aufnimmt; es er giebt nicht sehr bedeutend ist, ist er doch sehr fruchtbar. Er ergießt sich in das Meer bei Potshi, einer Stadt Gurias, und trennt dieses Land von Imirethi.“

Der Guriali, Fürst von Guria, regiert dieses Land unter der Ober- herrschaft Rußlands, das eine Garnison nach Potshi gelegt hat, einem Fort am linken Ufer des Rioni. Guria zieht sich längs dem schwarzen Meere hin bis an die Mündung des Tschoroki, zeichnet sich wie Mingre- lien und Imirethi durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die Schön- heit seiner Vegetation aus, ist von Wald bedeckt und gehört wie jene beiden Länder zu dem Golchis der Alten. Gegenwärtig sind sie von dem gebihrigen Tribute an Sklaven frei, den sie den Türken zahlen mußten, und der Handel mit Menschen geschieht nur noch verstohtens an der Küste des schwarzen Meeres.

Jenseits der Berge, welche in D. Guria begrenzen, gelangt man nach Georgien; dieser Theil des Landes, Zemo Kartli (Ober Kartli) genannt, nimmt einen Theil des Beckens des obern Kur und seiner Bei- flüsse ein. Die Hauptstadt ist Akhalkalaki ober Akhal Tschikhe, eine Feste am Abhange eines Fügels in einem schönen Thale an dem Dalki, einem Fluß des Kur zur linken Seite. Das rechte Ufer des Dalki wird durch eine große Menge Gärten geschmückt.

Viele Europäer, welche die Reise zwischen der Türkei und Persien machten, gingen über Akhal Tschikhe, das 1829 von der Pforte an Ruß- land abgetreten wurde. Man sieht in dieser Stadt eine schöne Moschee, Schulen, öffentliche Bäder, Caravanserais. Das Land ist reich durch Ackerbau und die Zahl seiner Heerden; man gewinnt da Seide, Honig und Wachs; der Olivenbaum gedeiht und liefert eine bedeutende Menge Del.

Kapitel LXVI.

Das ottomanische Reich. — Armenien. — Kleinasien oder Anadol. — Kurdistan. — Mesopotamien.

Berüßt man Akhal Tschikhe und geht an dem Kur hinauf nach S., so gelangt man zu den Bergen, in welchen dieser Fluß entspringt; über- steigt man dieselben, so kommt man in das Becken des obern Krass hin- unter und in das ottomanische Armenien. Kars, die erste Stadt, welche man da trifft, ist amphitheatralisch an den S. Seiten eines Fügels ge- baut, der von dem gleichnamigen Flusse bespült wird. Das Castell liegt ganz hoch oben auf einem steilen Felsen; es wurde von Tournesfort be- schrieben; es kommen wenige Reisende daher. Obgleich nahe an den Grenzen Persiens gelegen, ist der Handel doch nicht ansehnlich.

Weiter nach S. und zwar 43 Stunden ist Bayazid, eine Stadt im Grunde eines schmalen Thales, das von dürren Bergen gebildet wird, ein fester Platz an den Grenzen Persiens. Die Häuser stehen vereinzelt zwischen den Felsen der beiden Seiten, welche das Defile begrenzen. Links, auf einem fast unzugänglichen Fels steht eine alte Citadelle; rechts und auf einer Anhöhe dient ein schönes Gebäude als Wohnung des Pascha. Die obere Stadt ist von türkischen Stämmen bewohnt, die untere von Armeniern. Man verfertigt da baumwollene Zeuge und die Lage begün- stigt den Handel.

Die Berge, welche das Thal von Bayazid in S. schließen, sind die nördliche Verlängerung jener, welche zwischen den Seen Wan und Urmiah hinstreichen und die Grenze zwischen dem ottomanischen Reiche und Per- sien, sowie die Wasserscheide zwischen dem Euphrat und Krass bezeichnen. Geht man das Thal des Koturah in Persien der Quelle zu hinab, so ge- langt man nach dem von Khesch-ab. Die Stadt dieses Namens liegt auf einem Plateau, von dem zwei Flüsse herabkommen; die Berge, zu denen es gehört, werden von denen der Feliaren überragt, die so steil sind, daß ein Stier sie nicht ersteigen kann; da aber der Gipfel ziemlich fruchtbar ist, so pflügen die Feliaren junge Kälber hinaufzutragen, die zwei Jahre später an den Pflug gespannt werden.

„Wir schliefen,“ sagt Laubert, „auf den Terrassen der Häuser von Erdschel, eines Dorfes am Ausgange des Defiles Rahmudie und an dem Ufer eines Salzsees, der nur zwei bis drei Stunden im Umfange hat.“

„Den nächsten Tag kamen wir bei guter Zeit nach Wan. Die Ar- menier behaupten, diese Stadt liege an der Stelle des alten Semiramis- ceres, und gründen diese Meinung darauf, daß Moses von Khorene, einer ihrer Geschichtschreiber, erzählt, Semiramis habe alle Jahre den Sommer in diesem Theile Armeniens verbracht.“

„Wan, am Ufer des gleichnamigen Sees, ist von gezackten Mauern umgeben, die sich in ziemlich gutem Zustande befinden, und von einer Ci- tadelle auf einem isolirten Felsen vertheidigt. Man zählt in Wan bei- nahe 20,000 Einw., meist Armenier. Diese Stadt ist von Gärten umge- ben, in welchen sich herrliche Pavillons erheben, wo im Sommer die Be- wohner sich aufhalten, welche einigermaßen wohlhabend sind. Nichts ist reizender als der Anblick dieser von vielen Bächen bewässerten und von schönen Bäumen beschatteten Gärten.“

„Der Handel, der mit den Städten am See getrieben wird, und der Durchgang der Caravanen verschaffen den Einwohnern von Wan bedeu- tende Vortheile; die Fischerei im See bringt ihnen ebenfalls viel ein. Sie beginnt am 20. März und endigt am 30. April. Sie ist sehr ergie- big, aber nur in einer einzigen Fischart, die der Sardelle gleicht, jedoch kleiner ist; man nennt sie tarikh. Das ganze übrige Jahr hindurch wird im See nicht gefischt, die Fische verschwinden gänzlich in der Tiefe, die sehr salzig ist. Eine andere nicht minder bemerkenswerthe Erscheinung ist die, daß überall das Wasser in das Land eindringt. In Folge dieser Ueberschwemmung nimmt die Ausdehnung der Vorstädte von Wan alle Jahre allmählig ab und die Stadt Arschisch wird bewohnter.“

„Das Land um die Stadt Wan hat ein sehr gemäßigtes Klima und einen fast immer heitern Himmel. Es erzeugt Getreide genug für die Bewohner und so viel Reis, daß eine gewisse Quantität davon noch ausgeführt werden kann. Ich habe hier Drangen und Citronen im Freien gesehen, aber es gehört viel Pflege dazu, die Früchte zur Reise zu bringen. Es giebt mehr Olivenbäume als Palmen in diesem Lande; die Obstbäume des nördlichen Persiens gedeihen aber vollkommen.“

Als Jaubert an der Nordseite des Sees ankam, der mehrere grüne Inseln enthält, wendete er sich nach W. „Am Fuße des Seibandagh trifft man Yeziden, Kurdenhorden, die unter dem Titel des großen Scheichs den Geist des Bösen anbeten und sich für autorisirt halten, alles zu thun, was die göttlichen und menschlichen Gesetze verbieten, unter dem seltsamen Vorwande, da Gott wesentlich gerecht und gut sey, wäre es nutzlos, zu ihm zu beten. Sie weigern sich deshalb, der Gottheit irgend eine Puldigung darzubringen, ob sie gleich deren Existenz anerkennen und selbst die meisten Propheten nicht verwerfen, die von den Christen und Muselmännern verehrt werden. Sie hegen eine große Menge Vorurtheile und die Kurden haben mir mehrmals gesagt, wenn man auf der Erde einen Kreis um sie ziehe, das Symbol ihres Glaubens, so würden sie lieber sterben, als aus demselben heraustreten. Es ist ihnen verboten, lesen und schreiben zu lernen; aber der Diebstahl, der Mord, die Blutschande sind Handlungen, die sie für erlaubt ansehen, oder die sie doch nicht mit Grauen betrachten. Sie tragen eine schwarze Kleidung und eine schwarze und rothe Kopfbedeckung, weil sie hoffen, dadurch dem Teufel zu gefallen, dem man durchaus nicht fluchen dürfe, ja dessen Namen sie nicht einmal auszusprechen wagen. Diese Secte hat auch das Eigenthümliche, daß sie den Proselytismus nicht kennt.“

„Die Yeziden werden von den Persern mit Abscheu betrachtet; aber da sie tapfer, unternehmend und sehr kriegerisch sind, so dulden sie die türkischen Fürsten und suchen selbst eine große Anzahl in ihr Gebiet zu ziehen.“

In Melez Gird geht man über den südlichen Arm des Euphrat, den die Türken Murad Tschai nennen; man folgt ihm bis Sultanieh, einem elenden Dorfe, das in einer weiten Ebene liegt, „die von den hohen umliegenden Bergen herab uns, wie Jaubert sagt, einen neuen Anblick gewährt. Sie wurde von einem Feuerströme von gleicher Breite wie der große Fluß durchzogen. Es waren die Kurden, die, um die Weidplätze zu verbessern, das dürre Gras abbrannten und das Feuer in parallelen Linien zogen. Wenn der Wind heftig ist, verbreitet sich die Flamme so schnell, daß kaum ein Pferd ihr entfliehen kann; der Brand dauert oft zwei bis drei Tage.“

Nachdem man auf Schläuchen über die Tuzla, einen ziemlich breiten Fluß, gegangen, an dessen Ufer ein Hügel steht, der ihm seinen Namen giebt, geht man über den Al Dagh (weißen Berg), durchwatet sodann den Xras und übersteigt die Kette Tel Dagh. Auf dem Gipfel hat man eine imposante Aussicht auf die Gebirgsmassen auf allen Seiten, deren Spitzen noch im Anfange des Augusts mit Schnee bedeckt sind. In diesen Bergen entspringen der Tigris, der Euphrat und Xras.

Man verläßt bald das Plateau, auf welchem man von Melez Gird aus reiste, und steigt in die Ebene von Erzerum hinab, die sehr hoch ist.

Diese Stadt, am Fuße eines hohen Berges in geringer Entfernung von dem nördlichen Arme des Euphrat gelegen, ist blühend durch ihre Industrie und ihren Handel und enthält 100,000 Einw. Erzerum wurde von vielen Reisenden besucht; sie ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Persien und dem osmanischen Reiche, und steht in lebhafter Verbindung mit den hauptsächlichsten Orten beider Länder; jeden Augenblick kommen zahlreiche Caravanen an oder gehen ab. Es giebt da Manufacturen von Zeppichen, Baumwollenzügen, Seidenwaaren, Marphin und Kupfergeräthen. Uebrigens sieht man kein bemerkenswerthes Gebäude. Die Umgegend ist so von Wald entblößt, daß die Dörfer den getrockneten Mist brennen müssen.

Die Ebene von Erzerum ist von Dörfern bedeckt und trägt nur Getreide; das Obst reift nicht wohl da. Geht man von dieser Stadt nach NW. nach dem schwarzen Meere zu, so trifft man nach 4 Stunden Elidscha, ein Dorf an dem Kara Su, einem Flusse, der sich in den Euphrat ergießt. „Wir waren hier im Anfange des Augusts 1822,“ sagt Jantianer, „und der Schnee bedeckte noch den Berg Taurus, wenn man auch nur eine geringe Menge davon sah. Elidscha besitzt ziemlich reichliche Schwefelquellen.“

Man geht über den Tgh Dagh, einen Zweig des Taurus, in welchem sich die Kupferminen von Mandu befinden, und man gelangt nach Balbut, einer kleinen Stadt von schönem Aussehen, in welcher es noch sehr bemerkenswerthe Ueberreste von Alterthümern giebt.

Die Straße durchschneidet dann die Khatyben-Berge und führt nach Trebisonde, einer berühmten Stadt, welche im Mittelalter die Hauptstadt eines griechischen Reiches war, das ein Zweig der Comnenen in Constantinopel gegründet hatte. Die Rhede wird von vielen Schiffen besucht; der Handel ist sehr lebhaft und das Land um die Stadt sehr gut bebaut und mit Weinpflanzungen, mit herrlichen Bäumen und grünen Wiesen geschmückt.

Geht man an der Küste nach W. zu, so bemerkt man die Pyramme von Kerefun (Cerasus), einer amphitheatralisch auf einem felsigen Hügel gebauten Stadt an einer Bai; noch steht ein Theil der alten Mauer. Nach den geschichtlichen Sagen schickte Lucullus, nachdem er sich des Ortes bemächtigt hatte, nach Rom die ersten Kirschen, welche dort nach der Stadt benannt wurden, woher man sie erhalten hatte.

Weiter nach W. öffnet sich der Busen von Samsun, der von Bergen umgeben ist und den in D. das von der Mündung des Tschir Ermal gebildete Delta begrenzt. Dieser sonst Iris genannte Fluß begiebt sich auf das Gebiet von Themischyra, welches von dem Themodon (Thermeh) bewässert wird, an dessen Ufer die mythologischen Sagen die Wohnungen der Amazonen legten. Diese Flüsse und der Rızil Ermal (Palys) durchschneiden die Bergkette und bewässern, indem sie sich nach dem Meere zu bewegen, eine weite Ebene, die von einer großen Menge von Bächen durchschnitten wird, welche von den Bergen kommen und mit Pappeln, Ulmen, Buchen, Ahorn und andern hochstämmigen Bäumen bewachsen sind. „Wilde Reinstöcke vom schönsten Buchse,“ sagt Jaubert hinzu, „schlingen sich bis zu dem Gipfel dieser verschledenen Bäume hinauf und krönten sie. Der größte Theil dieser Ebene besteht in Wiesen, deren Aussehen entzückend ist und auf denen man Vieh weidet, das da meist wild wird. Eber sind hier sehr häufig und man findet auch viel anderes Wild. In den Baumwipfeln hatten sich sehr viele Vögel auf. Die Ufer des Rızil Ermal und die des Meeres werden von einer Menge von Wasser- oder Stelzenvögeln besucht, das Wasser aber ist nicht sehr fischreich.“

„Das Klima dieses Küstenstriches scheint gesund zu seyn; der Menschenschlag ist im Allgemeinen da sehr schön und der Charakter der Menschen mild. Trotz den Vortheilen ihrer geographischen Lage treiben sie nur sehr wenig Handel; ihre Hauptindustrie besteht in dem Spinnen der Wolle und des Ziegenhaares und in der Verfertigung von Zeugen aus diesen beiden Stoffen, in dem Sägen von Brettern, in der Verfertigung von Stricken und in dem Bau von Barken und Schiffen mit sehr hohem Hintertheile, die so dauerhaft sind, daß sie den auf diesem Meere so häufigen Stürmen trogen können.“

„Man nennt Oschanik das ganze Land zwischen dem Rızil Ermal und Kerefun; es ist bergig, von vielen Flüssen durchschnitten und sehr feucht; eine Ursache, der man die üppige Vegetation zuschreiben muß; in drei Monaten erreicht der Mais seine ganze Höhe. Die Bewohner beschäftigen sich wenig mit dem Ackerbau; sie leben von Kastanien und Milch. Der Kirschen- und der Nußbaum, die da einheimisch sind, geben ihnen ebenfalls einen Theil ihrer Nahrung.“

„Die alte Geschichte schildert die Bewohner dieses Landes als sehr scheu; so sind sie heute noch. Obgleich Nachbarn civilisierter Nationen

haben doch die Bewohner des Dschaniß wenig Verkehr mit denselben und wenig Bedürfnisse. Derjenige unter ihnen, welcher etwa 25 Thaler besitzt, gilt für reich. Dem Raube sind sie nicht ergeben, weil ihr Land nicht von Caravanen durchzogen wird.

„Da man hier in völliger Sicherheit lebt, so stehen die Häuser einzeln hier und da auf dem Kamme der Berge, nach dem Meere zu, und an allen Orten, die irgend einen natürlichen Vortheil gewähren; sie sind von Holz erbaut und stehen auf Pfählen. In dem untern Stockwerke wohnt man nicht wegen der Feuchtigkeit des Bodens und das obere Stockwerk ist von einer offenen Galerie umgeben.“

„Heute noch wie zu den Zeiten Strabos findet man wenige wichtige Städte in Dschaniß. Bafra, die vorzüglichste, liegt an dem Ufer und fast an der Mündung des Rızıl Ermağ in einer an Reis und Getreide fruchtbaren Ebene. Eine schöne Brücke, öffentliche Brunnen und gut vertheilte Bazare zeigen an, daß sich diese Stadt seit langer Zeit in blühendem Zustande befindet.“

„Samsun, Tarmeh, Lundeß, Hatfa und Bona, Städte an diesem Theile der Küste des Schwarzen Meeres, der zu dem Dschaniß gehört, waren meist griechische Colonien. Ihr Handel ist nicht ansehnlich mehr, seit die Krimm nicht mehr zu dem ottomanischen Reiche gehört. Die Küsten gewähren übrigens auch nur unsichern Schutz gegen die Westwinde, welche neun Monate des Jahres hindurch an dieser Küste herrschen.“

Sinope dagegen hat einen geschützten Hafen. und diese Stadt erfrant man von weitem an der Form eines Vorgebirges, welches sie vor allen Winden, die Ostwinde ausgenommen, schützt, die nie sehr heftig sind. „Der Hafen ist geräumig,“ sagt Fontanier, „und der Ankerplatz vortreflich; er könnte bedeutende Flotten aufnehmen; auch baut man da Schiffe von hohem Borb. Sinope zählt nur 15,000 Einw., darunter ein Viertel Griechen. Die Befestigungen kamen mir in besserem Zustande vor als gewöhnlich. Die Straßen sind auch breiter und besser gepflastert. Ob ich gleich dieses Verdienst den gegenwärtigen Bewohnern nicht zuschreibe, so suchte ich doch vergebens einige Reste von Alterthümern.“

„Das Klima des Schwarzen Meeres ist in D. und W. von Sinope völlig verschieden. Zwischen dieser Stadt und Konstantinopel wachsen der Delbaum und die Drahnen nicht unter freiem Himmel; die Kälte ist im Winter sehr empfindlich; es finden sich häufig Nebel ein; der Wind weht mit großer Heftigkeit. Nicht so ist es in Sinope bis an die Küste des Schwarzen Meeres; hier findet man überall jene Däme; die Nebel sind selten; im Sommer steigt der Thermometer nicht so hoch als in Paris, im Winter fällt er selten unter Null. Wenn in der ersten Region die Nordwinde häufige Schiffbrüche veranlassen, so kennt die zweite nur die Ost- und Westwinde. Bei Ostwind ist der Himmel ungemein rein und dieser Wind ist überdies so schwach, daß er kaum das Meer in kleine Wellen aufregt. Die Wogen bei dem Westwinde sind oft sehr bedeutend; die Wolken und der Regen begleiten ihn immer. Der Schnee fällt nur bei Südwind, der ihn von den Bergen herunterbringt.“

Ungefähr 20 Stunden über seiner Einmündung in das Schwarze Meer nimmt der Rızıl Ermağ zur Linken den Kara-su oder Kasimoun auf, der aus Westen kommt; er bespült eine gleichnamige Stadt, die in einem fruchtbaren und gut bewässerten Thale liegt. Man geht über Berge und gelangt nach Scherak, einer großen Stadt in einer Ebene, umgeben von einer Mauer und hübschen Baumgruppen.

Weiter hin in W. ist Gerede eine große Stadt, an deren Eingange man eine bedeutende Gerberei sieht. Dann reist man durch eine herrliche Gegend, eine ununterbrochene Reihe von Weinpflanzungen und Getreidefeldern mit Rußbäumen und Eichen. Oft trifft man Ueberreste des Alterthums. Nähert man sich Vohi, so steigert sich die Schönheit der Aussicht noch mehr. Kommt man nach dieser Stadt von D. her, so sieht man sie erst, wenn man hineingelangt, weil sie an einem Berge lehnt; ihre Straßen und Bazare sehen sehr lebhaft aus. Verläßt man

Reise in Asien.

diese herrliche Ebene wieder, so steigt man auf Berge mit einem großen Baide, dem man ihren Namen giebt und der unaufhörlich Bauholz für die Arsenalen der Hauptstadt des ottomanischen Reiches liefert.

Kandak und Sabandscha sind zwei durch die Wildheit ihrer Bewohner berühmte Flecken. Der See von Sabandscha ist von außerordentlich malerischen Ufern umgeben. Bald erricht man die Straße, die nach Ignik-mid (Nicomedia) führt, einer Stadt, die am gleichnamigen Golfe liegt. Sie zeigt nur traurige Ueberreste ihres alten Glanzes und hat Töpfereien, sowie Fabriken in Erde. Da die aus D. kommenden großen Caravanen hier am Ende ihrer Reise anhalten, so erhält der Ort bisweilen viel Leben. Die Umgegend ist sehr angenehm wegen der Menge der Gärten und Weinpflanzungen; auch giebt es eine sehr besuchte Mineralquelle da.

Man gelangt nach Gebizeh, einer kleinen Stadt mit einem schönen Moschee und hübschen weißen Minarets; die Umgegend ist nur wenig bewaldet. Endlich verläßt man zahlreiche Landhäuser und eine außergewöhnliche Menschenmenge die Nähe einer großen Stadt; man ist in Scutari, einer amphitheatralisch am Fange mehrerer Hügel längs der Mündung des Bosporus, Konstantinopel gegenüber, erbauten Stadt.

Der theozaische Bosporus (Straße von Konstantinopel) trennt Asien von Europa und vereinigt das Schwarze Meer mit dem Marmara-Meer. Nach dem Ausspruche Ledebouers giebt es in der Welt keine Meerenge, die mit ihr verglichen werden könnte; sie übertrifft alle durch die Schönheit ihrer Ufer, durch die Sicherheit ihres Untergrundes und durch die unendliche Verschiedenheit malerischer Gegenstände, welche dem Auge des Schiffers gewährt. Sie schlängelt sich wie ein schöner Fluß zwischen zwei Bergketten hin, deren Gipfel mit Baumgruppen geschmückt, deren Fänge mit Gärten verschönert und deren Fuß mit angenehmen Ortschaften bedeckt ist, die einander fast ohne Unterbrechung von dem Schwarzen Meere an bis nach Konstantinopel folgen.

Scutari ist wirklich eine Vorstadt dieser Hauptstadt; ihre Moscheen und andern öffentlichen Gebäude zeichnen sich aus; sie ist der Sammelplatz aller Caravanen. Der Sultan hat hier einen schönen Palast inmitten reizender Gärten; der hübsche Brunnen, den man auf einer der öffentlichen Plätze sieht, giebt eine Idee von denen, welche man in diesem Lande häufig trifft. (Zaf. 43. Abbild.) Im D. und S. dehnen sich große Begräbnisplätze aus, wo die Großen des Reiches sich vorzüglich gerne begraben lassen, weil sie Asien für ihre Heimath ansehen.

Segelt man von Scutari nach S., so gelangt man in das Marmara-Meer (Propontis), und bei einer Fahrt an der Küste Asiens hin sieht man nach einander das Vorgebirge, wo Chalcedon war; die Prinzeninseln, die Meerbusen von Ignik-mid und Mudania, an dessen Eingange die Insel Kalolimne liegt, die Halbinsel Gysik von wunderbarer Fruchtbarkeit mit ihren beiden Meerbusen in D. und W. und die benetzte und dünne Marmara-Insel. Westlich von der Halbinsel bis nach Caraboa ist das Ufer ein flacher sumpfiger Strand. Drei Flüsse haben hier ihre Mündung; der Utswolasu, der westlichste, verliert sich in einem Sumpfe, es ist der Granicus, an dessen Ufern Alexander zum erstenmale die Perser schlug.

In Caraboa verengert sich das Meer. Hier beginnt die Straße der Dardanellen (Hellespont); sie ist hier 4 Stunden breit; an beiden Seiten erheben sich Berge; man kommt vor Kampaki vorbei, das von fruchtbaren Hügeln umgeben ist. Abydos ist der engste Theil der Straße, das Schloß der Dardanellen in Asien (Sultanische Gasse). Die kleine Stadt dabei ist sehr lebhaft. Am Ende der Straße ist das neue Dardanellenschloß am linken Ufer der Mündung des Mender-su erbaut. Dieser kleine Fluß ist der Simois, vergrößert durch den Scamander oder Kanthos, welcher die Ebene von Troja bewässert. Mühlen auf einer Höhe weiter nach S.D. am ägäischen Meere bezeichnen das Vorgebirge Sigeum. Geht man den Kanthos hinauf bis zu seinen warmen Quellen, so gelangt man nach Bunarbashi, einem Dorfe ganz in der Nähe des Hügels, wo Troja lag. Jenseits steht der Berg Ida. Dieser kleine Bezirk, den die Asas

unsterblich gemacht hat, wurde von einer Menge Reisenden aus allen Nationen Europas besucht und alle erkannten mit Bewunderung die Genauigkeit der Beschreibungen Homers an.

Weiter hin sieht man an der Küste Osti Stambul an der Stelle des Alexandria Troas, das ursprünglich Antigonien hieß. Ein dichter Wald von Zwergeichen, welche der Levante eigenthümlich sind, bedeckt zum größten Theile die noch immer bemerkenswerthen Ruinen dieser Stadt, welche die Römer mit prachtvollen Gebäuden schmückten.

Gegenüber, drei Stunden vom Festlande, sieht man die Insel Tenedos, die „mächtig zur Zeit, als Priam herrschte“, jetzt arm und unfruchtbar ist. Ihr rother Wein ist vortreflich und sehr stark. Das Castell, das einer alten gothischen Feste gleicht, beherrscht die Stadt, welche um eine Bucht her liegt, in welcher die Handelsfahrzeuge bei schlechtem Wetter Zuflucht suchen. (Taf. 43. Abbild.)

Folgt man nach S. der Küste Asiens, die bald mit grünen Hügel geschmückt ist, bald von Basalt- oder Granitmassen karrt, und fortwährend die malerischsten Ausichten gewährt, so kommt man um das Vorgebirge Baba herum, welches die SW.-Spitze der Bergkette bildet, welche sich unmerklich bis zu den Schneegipfeln des Gargarus erhebt und nach N. zu den Golf von Abramitti schließt. Man läßt zur Linken die kleine Gruppe der Mucroni (Pecatonos) und gelangt in die Straße, welche Metelin (Tenedos) von dem Festlande trennt. Diese Insel, auf welcher Sapho, Alcäus, Theophrast und andere im Alterthume berühmte Personen geboren wurden, wird von hohen Bergen durchzogen, unter denen man mehrere warme Quellen findet; sie ist gut bewässert, fruchtbar, volkreich und hat in S. und N. zwei gute Häfen.

Jenseits der Gruppe der Arginusen, in S. von Metelin, öffnet sich am Festlande der Meerbusen von Sandariff, welcher den Mandragorai (Gaius) aufnimmt, einen Fluß, an dessen Ufer man die Ruinen von Pergamus sieht. Dann bemerkt man rechts Scio (Chios) und das Vorgebirge Saraburun (Meldna), und links bei der Mündung des Sarabat (Permus) Pholia Nova (Phocä), von wo im 7. Jahrh. vor der christlichen Zeitrechnung die Gründer von Marseille kamen.

Dann gelangt man in den großen Golf, dem Smyrna den Namen giebt. „Die Lage dieser Stadt“, sagt Th. Renouard de Buffière, „macht sie in der neuern Zeit zu dem Mittelpunkt eines blühenden Handels; sie wird allmählig der reichste und prächtigste Stapelplatz in der Levante; zahlreiche Caravanes bringen die Erzeugnisse Asiens daher und Schiffe aus allen Theilen der Welt tauschen dieselben gegen andere Waaren ein. Der Handelsgeist mildert hier den Verkehr zwischen Menschen von verschiedenen Sitten und verschiedenem Glauben; dieses große Comptoir zeigt ein Gemisch von asiatischen und europäischen Gewohnheiten; die religiöse Intoleranz verliert hier ihre Schärfe. Die Handelsnationen Europas und ihre Consula wohnen hier in einem Stadttheile, der wie ein europäischer aussieht, und der veröhnliche Geist der andern Bewohner von Smyrna macht ihnen den Aufenthalt angenehm.“

„Ich begab mich am Tage nach meiner Ankunft in das Castell; wir gingen durch das Frankenviertel; die Straßen sind hier breiter als in Constantinopel; die Häuser kamen mir besser gebaut vor; hinter vielen befinden sich kleine Gärten mit offenen Galerien, die, wie in Italien, mit Kletterpflanzen überkleidet und mit Blumenstöcken geschmückt sind... Der türkische Stadttheil gleicht dem der Franken nicht; die Straßen sind hier eng und schlecht gepflastert, die Häuser von Holz, mit vielen Fenstern und mit Vorbäuen überladen; Wasserträger, Ketten von Kamelen und Eseln verstopfen unaufhörlich die Passage. Die Bazare sind reich verziert und mit vorspringenden Dächern und Weinlauben geschmückt; die kleinen Kaffeehäuser, die sich da finden, dienen als Versammlungsorte für die Türken in der Nähe.“

„Nach einer Stunde kamen wir in dem alten Castell von Smyrna an; es liegt auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges. Die Aussicht, die man von da hat, ist sehr weit; die, wenn auch bürren, Ge-

birge bilden schöne Linien; die Thäler, welche sich hinter Smyrna nach N. hinziehen und wo die meisten Kaufleute ihrer Landhäuser haben, sind sorgfältig angebaut und mit Wiesen geschmückt. Das mit Handelsfahrzeugen bedeckte Meer bildet eine unabsehbare Fläche zu den Füßen des Beschauers; die Gottesäcker mit ihren langen Cypressenalleen nehmen den Vordergrund ein. Von einer der Plattformen des Castells bemerkt man nach S. zu ein anderes enges und fruchtbares Thal, das der Meles bewässert, an dessen Ufern Homer geboren worden seyn soll. Dieser Fluß geht unter einer alten Wasserleitung hin, die noch gut erhalten und zerstückt gebaut ist. Ueberall bedecken ihn große Bäume mit ihrem Schatten; nach mehreren Krümmungen fließt er unter die Caravanenbrücke, auf der man fortwährend die Kaufleute antommen sieht, welche nach Smyrna die reichen Flüsse von Angora, die Teppiche und die Seide von Persien bringen.“

Bergebens sucht man in Smyrna die Ueberreste der Sebaste, welche die Stadt sonst zierten. Der Vergleich zwischen der alten und neuen Stadt ist nicht zum Vortheile der letztern. „Es ist übrigens mit allen denen so, welche man in der Levante anstellen kann, denn es ist ein Land, dessen Vergangenheit den größten Reiz besigt.“

Man schätzt die Einwohnerzahl Smyrnas auf 130,000. Die Stadt, die im Kriege mehrmals geplündert und zerstört wurde, wird auch häufig von Erdbeben heimgesucht, von der Pest und von Feuersbrünsten.

Acht Stunden in W. von Smyrna kommt man vor dem kleinen Archipel und der Bai von Burla vorbei, welche sonst der Hafen von Stagenone war; Schiffe nehmen hier ihren Wasservorrath ein. Ist man aus dem Golfe hinaus und um das Cap Kara Murun herum, so gelangt man in den großen Canal, der Scio von dem Festlande trennt; an der Küste ist die Stadt Syssus durch Asches me ersetzt worden, die am Hange eines Fügels, an einer Bai, liegt, in welcher das russische Geschwader 1770 das der Türken zerstörte.

Scio wird von mehreren Bergketten durchschnitten, welche herrliche Thäler bilden. Die Hügel sind mit Weinplantagen, mit Drangen, Maulbeerbäumen und Eichen bedeckt; der Mastix, der aus dem Mastixbaume quillt, den man sehr sorgsam anbaut, wird sehr theuer verkauft; die Frauen im Oriente lauen ihn unaufhörlich, damit sie einen wohlriechenden Athem behalten.

Die Frauen von Scio haben ihren Ruf von Schönheit behalten, aber ihre Tracht ist so bizarr, daß man sie für verkleidet halten könnte.

Das reiche und blühende Scio hatte im Anfange des griechischen Aufstandes eine strenge Neutralität beobachtet; auch wurde es von den türkischen Flotten nicht beunruhigt. Seitdem kam jedoch 1822 ein Hauptling von Samos an der Insel mit einigen Schiffen und Landungstruppen an; er rückte gegen das Hauptfort, das von einer muselmännischen Garnison bewacht wurde. Da schlossen sich die Scioten, ohne an ihre früheren Entschlüsse zu denken, den Samiern an; die Citadelle wurde genommen und die Garnison mußte über die Klänge springen. Bald darauf erschien ein ottomanisches Geschwader vor dem Hafen und die Samier suchten feig ihre Schiffe zu erreichen. Bergebens hatten die ersten Kaufleute und die Magistratspersonen von Scio um die Gnade des Capudan Pascha, indem sie ihre Unschuld an der Insurrection betheuert. Die Ottomanen waren unbittlich; die Megelei begann und dauerte zwei ganze Tage. Seit dieser entsetzlichen Zeit ist Scio fast verödet und die Wohnung des Elends, ein Haufen von Trümmern. Die schwachen Ueberreste der Einwohner haben sich zwar von neuem vereinigt, aber es werden lange Jahre dazu gehören, ehe die Insel ihr früheres Glück wieder erreicht.

Im S. von Scio liegen mehrere Inselchen zerstreut umher; links an dem Festlande dehnt sich die Bucht von Scala Nova aus, an deren Hintergrunde die Trümmer von Ephesus bei dem Dorfe Apasalus liegen. Dem Cap Samson gegenüber, das sie schließt, breitet sich Samos aus, eine mit Bergen bedeckte Insel, die theils steil und kahl, theils bewaldet und grün sind; man findet da sehr gut angebaute Thäler. W a t h i, die

Hauptstadt, hat einen großen und bequemen Hafen. In W. von Samos sieht man Icaria, eine kleine bergige und bewaldete Insel, und in SW. Patmos, eine andere kleine felsige Insel, die mehrere gute Häfen hat. Auf dem Gipfel des hohen Berges steht das Kloster des heiligen Johannes des Evangelisten; nach der Sage ist es an der Stelle erbaut, die jener Apostel in der Verbannung bewohnte.

In der Küste des Festlandes trifft man die Mündung des Meander (Mender), dessen Lauf ungemein geschwungen ist und im S. von dem sonst Wüde blühte, eine im Alterthume durch ihren Handel, ihren Reichthum und die zahlreichen Colonien, die sie gründete, berühmte Stadt; man glaubt ihre Ruinen bei dem Dorfe Palat entdeckt zu haben. (Zaf. 43. Abbild.)

Im S. von der Mündung des Meander befindet sich ein Ufer im S. von einer langen Halbinsel begrenzter Golf, welcher Halbinsel gegenüber die Insel Stanchio (Cos) liegt, die bergig und fruchtbar und als Geburtsort des Hippocrates berühmt ist. Sie giebt ihren Namen einem Busen des Festlandes, an dessen südlicher Küste man Bubrun (Palicarnassus) auf einem sanften Abhange bemerkt. Man kann an mehreren Stellen die Ueberreste der alten Stadt und in der Umgegend eine große Menge Ruinen erkennen. Beaufort, Schiffscapitain in der englischen königlichen Marine, vermuthet, das berühmte Mausoleum habe da gestanden, wo jetzt das Castell steht, welches die Stadt beherrscht.

In SO. von Stanchio zeigt die Insel Rhodus ihre amphitheatralisch gebildeten und in einem hohen Berge einigebundenen Hügel. „Diese Insel,“ sagt Didot, „ist gegenwärtig durch die Tapferkeit der Ritter berühmt, welche ihre Mauern verteidigten, als durch ihr ehemaliges Wunder, den Coloss.“ Sie hat zwei Häfen. Der kleine, welchen die Türken nie reinigen konnten, ist wenig bedeutend; der andere größere kann Fregatten von 40 Kanonen aufnehmen; aber er ist den Nord- und NO- Winden zu sehr ausgesetzt, während der kleine Hafen vor allen Winden geschützt ist.

Nach den Erzählungen Savarys, Didots und anderer Reisender nimmt die neue Stadt, die auf den Ruinen der alten erbaut wurde, nicht das Viertheil des Raumes ein; sie besitzt kein bemerkenswerthes Gebäude, man findet nicht einmal Spuren von den alten; alles ist zerstört worden und verschwunden. Nachdem man durch mehrere trümmerige Straßen gegangen ist, deren gebrechliche meist hölzerne Häuser von Türken bewohnt werden, gelangt man zu einer großen und geraden Straße, welche noch heute Ritterstraße heißt; sie ist an beiden Seiten von Marmorkolonnaden eingefast und führt von dem Hafen bis zu dem Palaste des Großmeisters hinauf, der die Mauer beherrscht. Ihr Anblick macht einen tiefen Eindruck, denn ein glücklicher Zufall hat in der ganzen Länge dieser Straße die Häuser erhalten, welche jene tapfern Ritter bewohnten; ihre in Marmor gemeißelten Wappenschilder sieht man noch über jeder Epibogenthüre, und neben diesen Wappen erblickt man auch noch außen an manchen Häusern einige sorgfältig in kleine gothische Kapellen gemeißelte Nischen. Geht man unter der rothen Pforte hin, so bemerkt man die schweren Rüstungen der Ritter und ihre langen Schwerter, die für unsere Arme viel zu schwer seyn würden, an der Decke aufgehangen und in Trophäen zusammengestellt. Die Türken prahlen damit, ohne zu wissen, daß sie so den Muth der Besiegten noch mehr als den der Sieger ehren.

Obgleich Rhodus von seinem ehemaligen Glanze nichts behalten hat, so erhält es doch durch seine vortheilhafte Lage an der Spitze eines Vorgebirges, durch seine amphitheatralisch gebauten Häuser, seine Forts auf Klippen ein Ansehen von Stärke und Macht, das von weitem den Augen der Seefahrer imponirt. Die schönen Bäume, die sonst dichte Wälder an den Bergseiten der Insel bildeten, stehen jetzt nur noch dünn, weil sie von den Türken zum Baue ihrer Kriegsschiffe benutzt werden und weil man sie nicht wieder nachpflanzt. Die Insel ist ungemein fruchtbar und würde viel einbringen, entwürdet eine schlechte Verwaltung sie nicht von Tage zu Tage mehr. Ihre Weine sind sehr gesucht, das Obst ist in

Menge vorhanden und vortreflich; aber ein Theil des besten Bodens bleibt unbebaut.

Rhodus gegenüber enthält die Bai von Makri am Festlande einen herrlichen Hafen; die Küsten zeigen Trümmer von alten Städten. Im S. erhebt sich der Gebirg Burun, ein Vorgebirge von hohen und rauhen Felsenmassen. Der Capitain Beaufort begann hier 1811 seine Aufnahme der Küsten Caramaniens. Etwas weiter hin, in D., steht man nahe am Ufer die Ruinen von Patara, einem sonst durch ein Orakel des Apollo berühmten Orte; noch erkennt man die Stelle des Hafens, aber er ist jetzt ein durch Sand ausgefüllter und von Gebüsch bewachsener Sumpf; die Communication mit dem Meere ist durch eine gerade Kiste ohne Oeffnung und durch lange Dämme unterbrochen, welche sich nach allen Seiten ausdehnen.

Jenseits mehrerer oder Inseln, am Fuße einer steilen Küste zeigt die Stadt Cassel Kossio ihren kleinen aber tiefen Hafen; die Insel bleibt kahl und fast ganz unfruchtbar; die Stadt wird ganz von Griechen bewohnt, die unter einem türkischen Aga stehen. Man findet hier gemeinlich Lotten nach den andern Orten dieser Küste und selbst nach Syrien und Aegypten. Die Berge von Caramanien sind gut bewaldet und liefern viele Materialien zu Schiffbauten.

Cassel Kossio bildet die westliche Seite eines von Inselchen und Klippen erfüllten Hafens, der die Häfen Sevedo und Bathy umschließt, welche geräumig sind. Man sieht in dem hohen Ufer zahlreiche in den Felsen gegrabene Grabmäler, die anfangs durch steinerne Thüren verschlossen wurden. Am Abhange des Berges liegen viele Sarkophage umher, aber ein bemerkenswerther Ueberrest zeigt sich nicht; dagegen erblickt man auf dem hohen Isthmus, welcher Sevedo von dem Festlande trennt, Ruinen von bedeutenden Gebäuden, unter andern von einem Theater.

Weiter hin, in D. von den unzähligen Inseln und Buchten von Cavaca, findet man die Mündung des Andrakti, eines kleinen salzigen Flusses, welcher die Ruinen von Myra bespült; am linken Ufer sieht man, die einer großen römischen Getreidelager mit einer lateinischen Inschrift, welche den Bau unter der Regierung Trajans anzeigt. Folgt man der Küste, so trifft man überall auf Reste von Alterthümern.

Beaufort lag Taktaki, einem 7800 Fuß hohen Berge, gegenüber vor Anker. In der vorhergehenden Nacht, sagt er, hatten wir von der Fregatte aus ein nicht ansehnliches, aber ausdauerndes Licht mitten im Gebirge gesehen; als wir gegen die Einwohner davon sprachen, sagten sie uns, es sey dies ein yanar oder vulkanisches Feuer, erboten sich auch, uns Pferde zu geben und dahin zu führen. Nachdem wir 2 Meil. in einer fruchtbaren und zum Theil bebauten Ebene zurückgelegt hatten und dann einem Pfade gefolgt waren, der sich in einem felsigen und gut bewaldeten Thale hinschlängelte, sahen wir in dem innern Winkel eines verfallenen Gebäudes die Mauer unten ausgegraben, als hätte man eine Oeffnung darin von 3 Fuß im Durchmesser und von der Form eines Ofenloches offen lassen wollen; da heraus schlägt die Flamme, die eine große Hitze verbreitet, aber an der Mauer keine Spur von Rauch zurückläßt. Bäume, Büsche und alle Arten Pflanzen wachsen um und dicht an diesem kleinen Krater, neben dem ein Bach vorüberfließt, der von der Höhe herabkommt; einige Schritte davon merkt man nichts von der Wärme dieses Feuers. Der Berg besteht aus zerreiblichem Serpentin und Kalksteinblöcken. Wir bemerkten in der Nähe kein vulkanisches Product.

„In geringer Entfernung, wenn man von dem Berge hinabsteigt, sieht man ein anderes Loch, das eine Zeit lang eine ähnliche Flamme herausgelassen zu haben scheint; doch versicherte unser Führer, daß seit Menschengedenken kein Feuer mehr da erschienen sey; auch setzte er hinzu, die Größe und das Aussehen der Höhle, aus der es herauskomme, habe keine Veränderung erlitten, man habe nie ein Geräusch gehört, die Erde habe nie gezittert und es sey aus dieser Höhle weder ein Stein, noch Rauch, noch schädlicher Dampf herausgekommen, und man habe sich vergeblich bemüht, durch Hineingleiten einer großen Menge Wassers die glänzende Flamme zu verlöschen; die Schächer kochten häufig ihre Speisen da,

und endlich behauptete der Führer ganz ernsthaft, die Flamme bräte kein gekohlendes Fleisch.

„Diese Erscheinung hat ohne Zweifel seit Jahrhunderten bestanden, denn höchst wahrscheinlich spricht der Naturforscher Plinius von diesem Orte, wenn er sagt: „der Berg Chimdra bei Phaselis speit unaufhörlich eine Flamme aus, die Tag und Nacht brennt.“

„Als wir diesen merkwürdigen Ort verließen, gelangten wir auf einem andern Wege zurück und machten bei einigen Lärkenhütten oder vielmehr bei einigen Steinhäufen Halt, welche kaum die Gestalt von Mauern haben und in Form eines Daches eine Decke von Ästen, Blättern und Gras tragen; diese Hütten hatten weder Rauchfänge noch Fenster; man kann sich nichts Jämmerlicheres vorstellen; insofern gilt dies bloß von dem Äußern, da ich über das Innere nicht urtheilen konnte; denn sobald die Frauen uns kommen sahen, eilten sie hinein und es war den Augen der Ungläubigen nicht erlaubt, in diese geheimen und heiligen Zufluchtsörter zu dringen. Während des schönen Wetters, das unter diesem Klima drei Viertel des Jahres stattfindet, wohnen die Männer im Schatten der Bäume; ihre Hängematten und kleinen Geräthe hängen an den Ästen; sie breiten ihre Teppiche am Boden aus und verbringen da einen großen Theil des Tages mit Tabakrauchen. Ein Fluß, an dem sie immer diese schattige Wohnung nehmen, giebt ihnen das Wasser zum Trinken und zu ihren Abwaschungen, und die Weintrauben, die überall hängen, locken zum Pflücken.“

Im Monat August sah man nur noch einige Streifen Schnee auf dem Taktalu, während die fernen Berge des Innern in einem Viertel ihrer Höhe von dem Gipfel an noch ganz weiß waren; daraus läßt sich schließen, daß die Höhe dieses Theiles des Taurus wenigstens 10,000 Fuß beträgt und folglich jener des Aetna wenig nachsteht.

Tecrova, am Fuße des Taktalu, hat Phaselis ersetzt. Als Beaufort und seine Begleiter die Ruinen und Inschriften in Bezug auf diese alte Stadt untersucht hatten, brachten sie die letztern sorgfältig wieder an den Ort, wo sie dieselben gefunden hatten.

Von dem Cap Xrova, in der Nähe von Tecrova, wendete sich Beaufort nach N., nach der Bai von Satalie oder Adalia (Olbia). Die Stadt dieses Namens ist groß und treibt bedeutenden Handel; man sieht dort auch noch einen stolzen Triumphbogen, der zu Ehren Andrians errichtet worden ist. Dann, nach D. fahrend, besuchte er nacheinander allmählig Paara (Attalia), mit einem schönen, jetzt aber ausgefüllten Hafen; Gek-Adalia, wie die Türken die prachtvollen Ueberreste des alten Side nennen, das im Alterthume durch seine Gelehrte so berühmt war; es hat das größte und am besten erhaltene Theater an dieser ganzen Küste; Mäpa (Coracesium), umgeben von Dörfern, verfallenen Castells und Kirchen, obgleich nicht sehr alt; Selint (Salinus), das bei dem Römischen Kaiser Trajan den Namen Traganopolis annahm und dessen Ruinen Aufmerksamkeit verdienen; Anemur, ein elendes Castell in der Nähe der Ruinen von Anemurium, die sich jedoch durch ihre zahlreichen Gräber auszeichnen; Selefe (Seleucia), eine kleine Stadt mit einem Hafen; man bemerkt da ungeheure Eiskernen, Catacomben, ein Theater und andere Gebäude; Negetli, in der Nähe der Ueberreste von Solei oder Pompejopolis, welche noch in Erstaunen setzen, denn die prachtvolle Säulentrümmer am Eingange des künstlichen Hafens zeigt noch 44 stehende Säulen.

Fünfzehn Stunden in S. von dem Cap Anemur, dem südlichsten Garamantens, findet man die Insel Cypern, deren Länge von D. nach W. 52 Stunden, und die mittlere Breite, von N. nach S., 20 Stunden beträgt. Mariti, Macdonald Kinneir, Diodot, Gallier und viele andere Reisende haben sie besucht. Hier das Resume ihrer Beobachtungen:

Cypern wird von D. nach W. von einer Kette hoher und steiler Berge durchzogen, deren Culminationspunkt, der heilige Kreuzberg (Olympus), ungefähr in der Mitte der Insel, nach verschiedenen Seiten secundäre Zweige ausstreckt, welche längs der Küste sehr weit vorspringende Vorgebirge bilden. Cypern hat Mangel an Wasser; die Flüsse

trocknen im Sommer aus und die Brunnen liefern meist ein salziges Wasser.

Earnaca, an einer Bai der S. Küste bei den Ruinen von Citium, ist die Residenz der meisten europäischen Consuln. Die meisten Kaufleute wohnen den untern Theil. Während Diodot sich dort befand, brach ein Unwetter aus. „Zwei Tage nachher,“ erzählt er, „wunderte ich mich sehr, als ich von den Fenstern des Consulats aus, das am höchsten Theile von Earnaca steht, bemerkte, diese Stadt sey gewissermaßen unter einem grünen Teppiche verschwunden; nach dem Regen war das Gras auf allen Terrassen aufgedeckt, die, wie die Häusermauern, von Erde und Stroh gemacht sind. Wir befanden uns im Januar und die Temperatur war so angenehm, wie in den schönsten Frühlingstagen.

„Die Frauen sind häßlich in Earnaca, ob sie gleich im Innern der Insel meist schön sind; in Leucosia oder Nicosia, der Hauptstadt, sah ich einige, deren Züge wirklich durch große Schönheit sich auszeichneten.

„Geht man nach dieser Stadt, so kommt man vor einem Kloster an dem Gebirge vorbei, auf welchem die Kirche vom heiligen Kreuz vom Olymp steht, dann vor dem kleinen Dorfe Dalka, dessen Name die Erinnerung an das alte Ibalia bewahrt. Man findet keine Alterthümer daselbst; die Sage und der Name, welchen das Dorf trägt, wie Jeron Kepos (heiliger Garten) bei Paphos (Basso), sind alles, was von Ibalia, Paphos, Amathunt und den Gärten der Venus übrig blieb, die sonst auf der Insel Cypern so berühmt waren.

„Die Stadt Leucosia, in einer Ebene liegend, gewährt einen schönen Anblick; sie sticht durch die weiße Farbe ihrer Mauern von den hohen Bergen der Insel ab. Einige Häuser sind sehr häßlich; fast alle haben Gärten; die Festigkeit der Mauern mehrerer von ihnen zeigt an, daß sie von den Venetianern gebaut wurden.

„Der Umfang Leucosias ist sehr bedeutend, aber das Innere der Stadt zum großen Theile öde. Nach den genauesten Berichten, die ich mir verschaffen konnte, beträgt die Einwohnerzahl der Insel höchstens 80,000 Seelen. Die strengen Maßregeln, welche die Regierung ergriffen hat, um die Auswanderung zu hindern, können dieselbe nicht aufhalten. Schon bleibt der Boden bei Famagusta trotz der Fruchtbarkeit und der Nähe des Meeres un bebaut. Und doch könnte diese Insel nach ihrer Lage, nach der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, welche dem Handel große Vortheile gewähren würden, leicht mehr als eine Million Bewohner erhalten. Einige Schiffe kommen noch, um nach Europa oder der Türkei Baumwolle, gelbe und weiße Seide, Weine, Getreide, Salz und Aligari zu holen.

„Zwei Stunden von Leucosia fanden wir auf dem Wege Steinhäufen, welche Versuchungsaltäre sind, welche die Einwohner gegen den und den Vornehmern aufrichten, der sie bedrückt. Das Wasser, das an vielen Stellen steht und das den Ackerbau bedeutend erhöhen könnte, wenn es abgeleitet würde, ist die Hauptursache, der man die Fieber zuschreiben muß, welche jedes Jahr große Verheerungen unter den Einwohnern anrichten. Die Europäer, die sich in Earnaca niederlassen, scheinen den ungesundensten Ort auf der Insel gewählt zu haben, weil er von Sümpfen umgeben ist.“

An der Ostküste ist Famagusta, 5 Meil. in S. von Salamis, später Constantia, und berühmt durch die schöne Vertheidigung der Venetianer gegen die Türken, welche auf die niederträchtigste und gräßlichste Weise den 1591 unterzeichneten Vertrag verletzten, jetzt mit Trümmern bedeckt und von etwa hundert Ottomanen bewohnt.

Cerino (Cerynia) an der Nordküste, wo sich die für das Festland bestimmten Courriere einschiffen, hat nichts Merkwürdiges mehr; ebenso ist es mit Limasol (Amathunt) an der Südküste, mit Basso und den andern Städten an der westlichen Küste.

Rehrt man auf das Festland zurück, an der Mündung des Tarsus Kaye (Cydnus), so sieht man rechts Gzeiu, den Hafen von Tarsus. Hat man 12 Meil. an dem rechten Ufer des Flusses zurückgelegt, so kommt man zu dieser Hauptstadt, die noch ziemlich groß ist und bedeu-

traden Handel treibt und im Alterthume unter dem Namen Tarvus durch ihre Macht, ihren Reichthum und ihre Schulen sehr berühmt war. Kinnear sagt: „wenn man sie in einiger Entfernung, von einer letzten Anhöhe herab betrachtet, so gleicht sie eher einem großen Balde als einer Stadt, und zwar wegen der zahllosen und großen Gärten, von denen sie umgeben ist. Sie wurde seit dem Falle der römischen Reiches so oft eingenommen und geplündert, daß sie kaum noch einige Spuren von ihrem frühern Glanze besitzt und nicht mehr den vierten Theil des alten Raumes einnimmt. Eine unendliche Zahl kleiner Canäle, die von dem Cydnus abgeleitet sind, bewässern sie; aber dieser Fluß, der sonst durch die Stadt floß, ist jetzt über eine halbe Meile von ihr in D. die Umgegend ist zur Zeit, wann der Schnee schmilzt, Ueberschwemmungen ausgesetzt, und man bemerkt noch die Ueberreste eines Canales, den Justinian graben ließ, um das überflüssige Wasser abzuleiten.“

„Wendet man sich von Tarsus nach D., so kommt man über eine wunderbar fruchtbare Ebene, die mit Baumwolle besetzt ist und mehrere griechische Dörfer enthält, welche durch Gärten und Weinplantagen von einander getrennt sind; die hohen Berge bleiben 16 bis 17 Meilen links von dem Wege, der nach Adana führt, einer sehr alten Stadt, an dem rechten Ufer des Seyhun, die fast eben so beträchtlich, aber besser gebaut ist als Tarsus. Ein majestätischer Porticus erhebt sich mitten in dem Bazar; eine schöne Brücke von Steinen und eine gut unterhaltene Wasserleitung bemerkt man da.“

„Als ich die Stadt verlassen hatte und über den Seyhun gegangen war, wanderte ich nach SO. in einer Ebene hin, welche von einer nach SO. reichenden Bergkette durchschnitten wird; dann kam ich über eine andere von Natur zwar fruchtbare, aber unbebaute und öde Ebene. Mesiss (Mopueste), ein großes Dorf von Erbhütten auf einem Haufen von Sand und Trümmern, liegt an dem rechten Ufer des Seyhun; man geht über denselben auf einer schönen feineren Brücke und verläßt dann die Ebene. Man gelangt in eine Bergkette, geht 6 Meilen in einem schmalen Defilé und steigt in eine dürre von kahlen braunen Bergen umgebene Ebene hinab. Ob es gleich in einer Jahreszeit war, in welcher die Erde von der Sonnengluth ausgehört wird, bedeckte doch dichtes und grünes Gras den fetten Boden dieser Gegend. Man ersteigt von neuem Höhen und gelangt nach Kartanlec (Castabala), einer verfallenen und nur von vier bis fünf turkomanischen Familien bewohnten Stadt. Diese waren die einzigen menschlichen Wesen, welche wir seit unsrer Abreise von Mesiss gesehen. Dann legt man 3 Meilen auf einem Plateau zurück und bringt in einen von dichtem Gebüsch bedeckten Paß; darauf rücken die Felsen näher an einander und man geht unter einem alten Porticus von schwarzem Granit hin, der Kara capi (das schwarze Thor) heißt; jenseits steigt man in eine schmale Ebene hinab, wo man zur Rechten den Meerbusen von Scanderun, am Fuße der Berge die Ruinen von Ayas, einer neuern Stadt, im N. und W. leichte Anhöhen, im S. die Bucht von Issus und im D. einen großen Morast sieht. Geht man weiter nach D. und S. an der Bai hin, so findet man Payas an dem sanften Abhange eines Hügel eine Viertelmeile von der hohen Kette des Amanus, die Sicilien von Syrien trennt. Payas steht an der Stelle von Issus, das durch den Sieg Alexanders über die Perser berühmt ist. Das ganze Land, das wir durchkreist hatten, von Adana aus, zeigt das traurige Bild der Wirkungen einer tyrannischen und willkürlichen Regierung.“

Im N. von den Bergen, welche den Amanus mit dem Taurus verbinden, liegt Marasch, an einem Betsflusse des Seyhun, an einer der Straßen, welche von D. nach W. führen. Reist man in dieser Richtung weiter, so geht man über den Seyhun, dann über den Affu und über die Bergzweigungen des Taurus. Das Land, das sich zwischen der naheliegenden Stadt Melendry und Garamba erstreckt, wird von den Türken Ischil genannt. „Es ist,“ sagt Kinnear, „ein ungeheurer Wald von Eichen, Buchen, Tannen und Wacholderbüschen und wird von einigen Turkomanenhorben bewohnt, die Kameele, Pferde und Rinder ziehen; wir sahen keine Schafe da; dafür waren aber die Ziegenherden zahlreich

und von großen Hundstheben vertheiligt, die sich durch ihr langes Haar, ihre Klugheit, ihre Stärke und ihre Bosartigkeit auszeichnen. Die Berge sind schlecht und sehr beschwerlich.“

„Garaman, zum Theil von dem Material aus den Ruinen von Larenda erbaut, liegt in einem geräumigen Thale, das sich an die weite Ebene von Koniah anschließt, in deren Mitte sich mit einemmale der Karabachabagh erhebt, und die sich unabsehbar ausdehnt wie ein Meer, denn sie zeigt in ihrer unermesslichen Größe weder einen Baum noch einen Strauch; einige Theile sind fruchtbar, andere mit Salpeter geschwängert; ein kleiner Theil davon ist bebaut und bewohnt; die Caravanen werden häufig da ausgeplündert.“

„Garaman, am südlichen Ende dieser Ebene und am Fuße des Belerindagh, eines Zweiges des Taurus, nimmt mit seinen Ebenen und Gärten einen großen Raum ein; das Klima ist da gesund und das Wasser in hinreichender Menge vorhanden. Man verfertigt grobe Baumwollenzuge, die zur Bekleidung der untern Classen dienen.“

Am Fuße des Karabachabagh bemerkt man noch die Ruinen von Marben und sieht andere an verschiedenen Stellen am Wege, der besser wird, je weiter man sich von den Bergen entfernt und sich Koniah (Iconium) nähert. Die Zahl der Moscheen, ihre malerische Lage, die Medresse, geben dieser Stadt ein imposantes Aussehen; aber mehrere dieser öffentlichen Gebäude befinden sich in einem Zustande gänzlichen Verfalls. Die Moschee des Sultans Selim, die nach der Sophientirche in Constantinopel gebaut ist, und die des Scheich Ibrahim sind groß und prächtig. Die Mauern der Stadt sind aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführt; die Thore und die Thürme mit arabischen Inschriften geziert. Kinnear bemerkte griechische Schriftzeichen an Theilen von Säulnunterlagen; sie befanden sich aber in so großer Höhe, daß er sie nicht entziffern konnte. Unter dem Fronton des Thores von Babil bemerkte er ein herrliches Basrelief und eine colossale Statue des Hercules von vorzüglicher Arbeit; mehrere Figuren sind sehr verstümmelt; die Türken haben versucht sie zu restauriren, indem sie ihnen Arme und Beine ansetzten, aber die plumpe Ausführung dieser angefügten Theile bildet einen auffallenden Contrast mit der Feinheit des alten Werkes.

Die Einwohner von Koniah haben das Wasser eines kleinen Flusses zur Bewässerung der Gärten und Felder benutzt; das übrige verliert sich in einem kleinen See 5 bis 6 Meil. in N. An jeder Seite erheben sich mit Schnee bedeckte Berge; nach D. zu aber zieht sich die große Ebene hin.

Nachdem Kinnear 14 Stunden nach NO. in einem dünn bewohnten und bergigen Lande hingezogen war, gelangte er nach Babil (Laodicea combusta). Man findet keine andern Spuren von der alten Stadt als Stücke von Säulen und einige Piedestale und Capitäl, aus denen die Türken Sarcophage gemacht haben.

Von Babil aus wendete er sich nach NW. und ließ rechts, in der Ebene, zwei kleine Seen, welche den Eilgun su aufnehmen, einen mäßigen nach D. fließenden Fluß; er ging über denselben und gelangte nach Eilgun, einer blühenden Stadt, deren Markt reichlich versehen ist. Weiterhin sah er Alschcher, das am Fuße der Berge liegt. Dann kam er durch Ketschluk, das von Gärten umgeben ist; der Weg schlängelt sich am Fuße einer großen Bergkette hin. Vier Meilen nach D. erstreckt sich ein See von Alschcher nach Ketschluk; er ist im N. von Hügeln mit Rohr begrenzt, das die Einwohner abschneiden und zur Bedachung ihrer Häuser verwenden. Baladyn, am Kar-Su, liegt am Fuße einer Bergkette in S. von einer großen Ebene. Man muß zum zweitenmale über den Kar-Su gehen, um Affium Kara Fissar (Apamea Cibotus) zu erreichen, das für eine türkische Stadt recht gut gebaut durch für seine Manufakturen in schwarzem Filz, sowie die große Quantität Opium berühmt ist, das man hier aus dem in Menge angebauten Moyn bereitet.

Ungefähr 7 Meilen in W. von Kara-Fissar sieht man ein seltsames Kloster, das in Höhlen in einem Felsen besteht und von Mönchen bewohnt wird.

Jenseits Kara Hissar reiste Kinnick, der sich immer weiter nach N.W. richtete, in einer öden, unangebauten und bergigen Gegend; dann gelangte er in die Gebirge und stieg in die Ebene von Kutaich (Cotyaeum) herab, einer großen zum Theil am Fuße des Purjak-Dagh, zum Theil am Hange dieser Berge erbauten Stadt. Eine alte Moschee zeichnet sich durch ihre seltsame Bauart aus; die Mauern dieser Stadt enthalten noch mehrere griechische Inschriften.

Kinnick reiste nun nach N. und erstieg Berge, deren Seiten von Fichten, Tannen und Buchen beschattet sind. Die Temperatur wurde kälter, je mehr man sich dem Olymp näherte, dessen Schneespitze in die Luft rage und in einem dichten Nebel zu verbergen schien, weshalb er von den Türken Doman Dagh (Rauchberg) genannt wird. Es war der 1. März und es schneite den ganzen Morgen stark. Turba ist einer der fünf Weiler, die in einem lachenden Thale an dem Ufer eines kleinen Flusses am Fuße des Passes des Berges Olymp liegen. Die Bewohner dieser Dörfer sind frei von jedem Tribut unter der Bedingung, daß sie die Reisenden schützen und ihnen als Führer dienen. Nie ist ein Reisender in diesem Schnee umgekommen. Wie die Mönche auf dem St. Bernhard haben diese Leute eine Art großer Hunde, welche durch den Geruch die Verirrten auffinden. Nachdem man über zwei kleine nach N. fließende Flüsse gegangen ist, steigt man in das Thal von Joni Gul hinab, das fett, gut bewaldet und von dem Joni Eu bewässert ist. Man gelangt endlich in das Thal von Brussa (Prusa). Diese Stadt ist von N. nach W. auf Hügeln am Fuße des Olymp in einer herrlichen Lage in geringer Entfernung von dem Nilufer erbaut, hat zahlreiche warme Quellen, um derenwillen prachtvolle Gebäude aufgeführt wurden, und wird von einem verfallenen Castelle beherrscht, der ehemaligen Residenz der Sultane, oben auf ungeheuren Felsen; halb verwischte Basreliefs zeigen noch den römischen Hügel. (Taf. 43. Abbild.) Man schätzt die Einwohner von Brussa auf 100,000; die Stadt treibt Handel und hat Fabriken in Seide. Die Umgegend ist mit Maulbeerbaumpflanzungen bedeckt.

Jetzt wenden wir uns nach Konia zurück, um nach W. auf einer fühlbaren und weniger besuchten Straße zu reisen.

Geh man nach S.W. zu und über die Berge, so trifft man Seraki Serai, ein sehr reiches Dorf, in dessen Nähe sich sehr reichhaltige warme Quellen finden. Weiter hin hat der See Gul Begschari über 60 Stunden im Umfange; man holt aus ihm sehr große Fische; seinen Abfluß kennt man nicht. Ein anderer nicht minder fischreicher, aber nicht so großer See bespült die Mauern des Castells von Igerde, einer recht hübschen Stadt. Ein Fluß, der aus diesem See kommt, fließt nach S. und ergießt sich bei Atalia in das Meer.

Burdur, eine große Stadt in W. von Igerde, wird von Gerbern, Färbern und Webern bewohnt; klare Wasserbäche bewässern fast alle Straßen. Der umliegende Bezirk ist mit Felsen bedeckt, die auf die seltsamste Weise umhergestreut sind. In geringer Entfernung beginnt der Agi-Gul, der sich von N. nach N.W. erstreckt; sein Wasser ist salzig und seine Ufer sind höchst malerisch.

Zwölf Stunden in S.O. von Burdur sieht man bei dem Dorfe Tgla Eu sehr schöne Ruinen, die man für jene von Segalassus hält. „Das schöne Theater,“ sagt Arundel, „scheint erst den Tag vorher noch benutzt worden zu seyn.“ Auch die Ueberreste eines großen Porticus, eines Gymnasiums und andere Alterthümer verdienen Aufmerksamkeit.

Der ganze westliche Theil der Gegend, die uns beschäftigt, ist ebenfalls an verschiedenen Punkten mit Trümmern von alten Städten besetzt; man kennt aber noch nicht alle mit Gewißheit, denn ganze Bezirke wurden noch nicht untersucht. Gugel Hissar, das durch seine Baumwollensfabriken und seinen Handel blüht, ersetzt vielleicht Magnesia an dem Mäander; weiter hin steht Geli Hissar auf den Trümmern von Tralles. Ghandler besuchte Ala Schahi bei dem Amolus, einem mit Eichen bedeckten Berge. Hier blühte sonst Philadelphia, das ebenso durch die Erdbeben als durch die Menschen zerstört wurde. Wenn man über den Amolus geht und den Ufern des Sarabat (Hermus) folgt, gelangt

man nach Sart; dies war sonst Sardes, die Residenz der Könige von Lydien, deren Macht Cyrus stürzte. Esake bemerkte in der Umgegend das Denkmal des Alpatres, des Vaters des Erbsus. Im W. von dem Hügel, auf dem es steht, fließt der Pactolus, der aus einem nahen Berge entspringt und sich mit dem Hermus verbindet. Sonst strömte er mitten über den Marktplatz von Sardes und enthielt so viele Goldkörnchen, daß die Vorfahren des Erbsus den größten Theil ihrer Einkünfte davon bezogen. Diese Quelle des Reichthums ist erschöpft. Herodot sagt, mit Ausnahme dieses Flusses und des Denkmals des Alpatres enthalte Lydien nichts Außerordentliches. Zwischen dem Amolus und der Citadelle stehen noch die Ruinen eines großen Tempels.

Der Sarabat fließt, ehe er sich in das Meer ergießt, an Magnisa (Magnesia ad Sipylum) vorbei. Der Berg Sipylus galt bei den Alten mit Recht für den beständigen Aufenthalt der Winde. Magnisa ist sehr volkreich und treibt bedeutenden Handel. Weiter nach N. hat Al Hissar (Thyatira) an dem Rados fast gar keine Ueberreste mehr von seinem ehemaligen Glanze. In N.W. trifft man Kirakatsch, das in der ganzen Levante durch die Vortrefflichkeit seiner Baumwolle und durch die Güte seines Honigs bekannt ist. Der Weg, dem man auf der Reise nach N. folgt, geht durch eine mit Baumwolle bepflanzte Gegend. Man steigt dann eine Bergregion hinan, die nach der Schilderung Chateaubriands mit einem bewundernswürdigen Walde von Eichen, Fichten, Pappeln, Andrachnen u. bedeckt seyn würde, wenn die Türken etwas wachsen ließen; aber sie brennen die jungen Bäume ab und verkrüppeln die Bäume. Die Dörfer in diesen Bergen sind arm, die Heerden aber ziemlich häufig und mannichfaltig; man sieht in einem und demselben Hofe Rinder, Büffel, Schafe, Ziegen, Pferde, Esel, Maulthiere, nebst Hühnern, Puten, Enten und Gänzen. Einige wilde Vögel, wie Störche und Lerchen, leben vertraulich mit diesen Hausthieren, und inmitten dieser friedlichen Gasse herrscht das Kameel, das friedlichste von allen.“

Am Hange dieser Berge fließt der Eusu Girk (Granicus); ist man über denselben gegangen, so kann man rechts den Weg nach Brussa oder links den einschlagen, welcher nach Mikaliga führt, einer großen türkischen Stadt an einem Flusse, den sie den Namen giebt; der Hafen von Mikaliga befindet sich an diesem Flusse, 16 Stunden von dem Meere von Marmora.

Von Brussa aus nach N.W. ging Kinnick zuerst über die letzten Vorberge des Olymps, dann über den Horni und stieg von den Höhen an das Ufer des Meerbusens von Rodania herab. In dieser Stadt schiffte man sich nach Constantinopel ein. Der Meerbusen nimmt an seinem östlichen Ende den Phyla auf, den Fluß, der ihm das Wasser des Sees Isnik zuführt.

An dem östlichen Ufer dieses sehr fischreichen Sees sieht man unter den Ruinen alter Bauwerke die Stadt Isnik (Nicaea), die im Alterthume durch ihre Pracht berühmt war, so wie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch die da abgehaltenen Concilien, und im Mittelalter durch die Thaten der Kreuzfahrer. Ihre dicken Mauern und ihre Thürme und Thore sind noch ziemlich gut erhalten. Gegenwärtig ist die Stadt wohl armselig, der Handel aber noch immer recht lebhaft.

Wendet man sich von Nicaea nach S.O., so gelangt man in ein schmales unbebautes Thal, sodann in das Gebirge. Euka liegt an dem Ufer des Gallus, der weiterhin Fruchtbarkeit in einem an Gärten reichen Thale verbreitet. Sogut am Sangar war im Mittelalter die Residenz Dschmans, des Gründers des ottomanischen Reiches.

Nach neunstündigem Marsche über felsige Höhen steigt man an sanftem Abhange in die weite Ebene von Geli Schcher (Dorylea) herab, wo das Kreuzfahrerheer unter Gottfried von Bouillon die Türken schlug. Diese Ebene ist wie die meisten in Kleinasien wegen Mangel an Menschen wenig bebaut. Sehr reichliche warme Quellen kommen im untern Theile der Stadt hervor, welche von dem Purjak bespült wird, der nicht weit

daron sich mit dem Sangar vereinigt. Der Weg von Constantinopel nach Gisi Schcher befindet sich in ziemlich gutem Zustande.

Die weite Ebene oder vielmehr das Plateau, über das man jenseits Gisi Schcher nach S.D. kommt, ist dürr, feinknit und öde, indessen gewährt es in mehreren Thälern ziemlich gute Weideplätze für Pferde. Eynd Guz ist eine ärmliche halb zerstörte Stadt mit einem alten Castelle; Kinnir bemerkte da mehrere Säulenschäfte von Marmor und andere Ueberreste. Weiter hin sah er Ruinen einer andern Stadt, und bemerkte zwei sehr schöne Säulen und andere Marmorüberreste auf einem Gottesacker. „An solchen Orten findet man in diesem Lande immer Ueberreste von Denkmälern.“ Die Mitte der benachbarten Ebene ist durch Gruppen hübscher Bäume verziert. Die Umgegend von Kaymat, eines einsamen Dorfes, ist an den Ufern zweier kleiner Bäche mit Säulentrümmern übersäet.

Sever Pissar liegt an dem Hange einer steilen Felsenkette, die sich in S. nach der Ebene zu öffnet. Unter andern Merkwürdigkeiten sah Kinnir da drei Löwenfiguren von weißem Marmor in mehr als Lebensgröße, aber von nur mittelmäßiger Arbeit; an der Seite des einen sieht man eine griechische Inschrift; auch ein Sarcophag von weißem Marmor enthält eine. Säulensücke und Stücke von Friesen von Marmor, welche auf den Straßen und in der Umgegend liegen, scheinen die Stelle Sever Pissars als die einer alten Stadt zu bezeichnen; vielleicht fand Ahrostola da. Da aber sonst dieser ganze Theil von Phrygien mit Städten und Dörfern bedeckt war, so ist es jetzt unmöglich, eine besondere Lage zu bestimmen, wenn man keine besondern Merkmale hat.

Sechs Stunden in S.D. liegt das Dorf Hamam Aida in einer reizenden Lage in einem Thale; Paine umgeben es; es ist berühmt durch seine Mineralquellen, was Kinnir auf die Vermuthung bringt, es möge der wegen der warmen Bäder zur Römetzeit Therma genannte Ort seyn. Eine Stunde weiter hin bemerkt man zu Gidschal Ruinen alter durch Dauerhaftigkeit ausgezeichnete Gebäude. Die Gegend erhält ein lachendes Aussehen und sie wird durch viele kleine Flüsse bewässert. Man überschreitet die Ruinen und Gärten von Germa (Germa), einer römischen Colonie und durch ihre Heiligkeit berühmten Stadt; die Landleute waren mit der Ernte beschäftigt, welche in Weizen und Gerste bestand.

Ist man über das Dorf Mirgon hinaus, so gelangt man in eine an Weideplätzen reiche, von Thälern und Hügeln mit Turkomanenzelten durchschnitten Gegend, und 4 Stunden von da findet man plötzlich den Sangar wieder, der nur 30 Fuß breit, aber reißend und tief ist und hohe Ufer hat; man überschreitet ihn auf einer hölzernen Brücke. Dann wendete sich Kinnir nach N., darauf nach S.D.; das Land hob sich, aber alles war wild und öde.

Man bemerkt keine Spur von Anbau und Wohnung; mit einemmale aber sieht man Angora (Ancyra), das 12 Meilen in N.N.D. liegt. Viele Reisende haben diese Stadt beschrieben. Sie liegt auf dem West- und Südhange des bedeutendsten und süßlichsten mehrerer Hügel in D. von einer Ebene. Ihre Mauern reichen bis an die Ufer des Tabahanah, eines kleinen Flusses, der den Insul aufnimmt und sich dann mit dem Schibul zu verbindet; doch ist das Wasser selten in Angora, wie das Holz; das letztere erseht man durch getrockneten Mist.

Sonst war die Stadt durch eine große Menge herrlicher Gebäude geschmückt; jetzt ist davon fast gar nichts mehr übrig, und aus ihren Trümmern sind fast alle jetzt stehende aufgeführt worden sowie die Thore und die Mauern. Alle Reisende haben von dem Denkmale Ancyras gesprochen, dem größten, das in der neuern Zeit in Asien existirte. Es war ganz von großen weißen Marmorstücken aufgeführt und hatte zu einem Tempel des Augustus gehört; eine lange fast ganz erhaltene lateinische Inschrift erinnerte an die vorzüglichsten Ereignisse in dem Leben dieses Kaisers. Seit einigen Jahren ist die Zerstörung dieses imposanten Ueberrestes mit neuer Kraft begonnen worden, und bald wird man es vergeblich suchen.

Angora ist berühmt durch seine zahlreichen Fabriken in Camelot, das

man aus dem Haar der dieser Gegend eigenthümlichen Ziegen macht, welches an Feinheit der Seide gleichkommt; es lockt sich von Natur in Bündel von sieben bis acht Zoll Länge und blendet durch seine Weiße. Der Begirz, in welchem diese Ziegen leben, beträgt nur 9 Stunden um Angora und Neibasar; an allen andern Orten artet die Qualität des Haars aus; die Ziegen sind kleiner als die unserigen. Auch das Paar mehrerer anderer Thiere in dieser Gegend zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit wie das der Ziegen.

„Angora,“ sagt Lournesfort, „erfreute uns mehr als jede andere Stadt in der Levante. Wir meinten, das Blut jener tapfern Gallier, die sonst in der Gegend von Toulouse und in dem Lande zwischen den Cevennen und den Pyrenäen wohnten, fließe noch in den Adern der Bewohner dieses Ortes.“ Der Theil Kleinasiens, welcher von den Galliern erobert wurde, erhielt den Namen Galatien.

Auf einem Wege, der von Erzerum nach Angora führt, sind mehrere Reisende hingezogen. Sechs Stunden von Balbut verläßt man die Straße von Trebisonde und reist nach W. nach der Ebene von Sunnur zu, die ein Bach durchfließt, welcher sich mit dem Gisi Ermal verbindet. „Sie zieht sich bis nach Watsch Tschiflik, wo sie sich verengert,“ sagt Fontanier, „und dem Flusse nur einen schmalen Raum läßt. Nach W. ist sie sehr gut bebaut; in D. trifft man nur Weideplätze und Nomadenzelte. . .

„Ehe man nach Kara Pissar gelangt, durchwandert man ein reizendes mit Dörfern bedecktes Thal; rechts und links stehen ungeheure steile Felsen von dem leicht wellenförmigen Lande ab, das mit der reichsten Vegetation bedeckt ist. Wir befanden uns zu Ende des Augusts und in der Erntezeit; alle Dorfbewohner waren mit dem Getreidebeschneiden beschäftigt. Die Frauen arbeiten wie die Männer; alle trugen selbstene Kleider, die in dieser Gegend sehr häufig sind, an jedem andern Orte aber für Luxus gegolten haben würden.“

Man muß über zwei Bergketten gehen, ehe man Kara Pissar erreicht. „Ich habe keine Gegend gesehen, wo die Nachkommen Mahomed's zahlreicher waren; überall begegnet man Personen mit grünen Turbanen. Die Stadt selbst,“ sagt man mir, „enthält keinen Ueberrest von Alterthümern; ich glaube es aber nicht, weil ich einige Schritte von dem Thore eine Mauer bemerkte, die gewiß nicht von den Türken gebaut ist. In der Nähe, an der Straße von Trebisonde, findet man Klauengruben, aus denen man alles bezieht, was man davon in den Fabriken braucht; auch Bleiminerale gibt es, die man aber nicht bearbeitet.“

Kara Pissar ist von schönen Gärten umgeben. Dann reist man über fichtenbewachsene Felsen; der Boden ist wenig bebaut und die Bevölkerung dünn. Man durchwatet den Rißil Ermal. „Man hatte die Ernte schon gehalten, noch lagen aber die Garben auf dem Felde, ohne daß man sie bewachte. Die kleinen Diebstähle werden in der Türkei so streng bestraft, daß sie nur selten vorkommen.“ Die Bauern scheinen mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn. Es waren Armenier.

Jenseits einer Bergkette gelangt man in die Ebene von Sivas (Sebaste). Diese Stadt liegt in einer so flachen Ebene, daß, wenn man an ihre Mauern kommt, man nichts als die ersten Häuser sieht und man sie durchwandern muß, um über ihre Größe urtheilen zu können. Man bemerkt hier die Ueberreste einer Citadelle, die von den Griechen erbaut worden seyn soll, und in einer der Straßen eine verlassene Moschee, gegenüber einem großen Caravanferai. Diese beiden Gebäude sind von Marmor und erinnern an die schönen Tage des Islams.

Zwanzig Stunden in N.W. von Sivas erhebt sich Locat an dem Locatlan Su, einem kleinen Flusse, der von den Bergen in S. kommt; in dem Wasser desselben weicht man die Ziegenfelle ein, um sie zu gerben und ihnen verschiedene Farben zu geben; sie sind in Europa unter dem Namen Marokkin bekannt. Locat ist auch durch seine Fabriken in Kupfergeschloß, seidenen und baumwollenen Zeugen, gedruckter Baumwolle und Teppichen berühmt. Die Einwohnerzahl wird auf 100,000 Seelen geschätzt. Die sehr malerisch gelegene Stadt ist von Landhäusern, von Gar-

ten und gut bebauten, Feldern umgeben. Das benachbarte Thal ist reich an Früchten aller Art; der Wein ist sehr gepflegt und man erhält auch Seide. „Locat hat ein ganz europäisches Aussehen und gewährt von weitem nicht den monotonen Anblick der muslimännischen Städte. Man könnte auch bemerken, daß hier der Einfluß des Reichthums beginnt und daß die Religionsverschiedenheit die Menschen weniger trennt. Die Sitten werden weniger roh, und wenn man aus dem Oriente kommt, glaubt man das Land der Barbarei zu verlassen und in das der Civilisation zu treten.“

„Von Locat aus suchte ich mich nicht einer zahlreichen Caravane anzuschließen, denn es war nun keine Gefahr mehr zu fürchten; wir hatten fruchtbare Gegenden zu durchreifen, die von ackerbaureisenden Leuten, Freunden der Ruhe und Ordnung, bewohnt werden.“

„Erst 4 Stunden vor der Ankunft in Amasia findet man die Gärten, welche zu dieser Stadt gehören. Die ununterbrochene Reihe von Landhäusern, Maulbeerbäumen, Obstbäumen bis an die Thore gewährt einen reizenden Anblick. Am Abhange der Berge stehen große Wälder, in denen die besten Früchte ohne Anbau wachsen, während man auf dem Plateau Getreide erntet.“

Amassieh liegt 20 Stunden in W. von Locat, am Ende einer schmalen Schlucht und am Fuße eines Hügel, an derselben Stelle, die vor 1839 Jahren der große Geograph Strabo beschrieb, der hier geboren wurde. Sie zählt gegen 100,000 Einwohner. Morier besuchte Höhlen in dem Berge unter der Citadelle; andere sieht man weiter unter; sie enthalten Ueberreste von Malereien. „Es ist traurig,“ sagt Fontanier, „in Amasia keine Nachgrabungen und Nachgrabungen anstellen zu können; wenige Städte enthalten so gut erhaltene alte Ruinen.“

„Das schönste neuere Gebäude, das sie hat, ist ohne Zweifel die von dem Sultanen Bayazid in der Ebene am Eingange in die Stadt erbaute Moschee; die Minarets erheben sich mitten unter Cypressen und Maulbeerbäumen. Die Seide ist der Hauptreichtum von Amassieh; auch hat es Ueberfluß an Obst; man erzeugt da viel Wein und bereitet daraus Brantwein; die türkische Jugend zieht diesen Trank vor, weil er leicht berauscht, und nur der Rausch gefällt jedem Muselmanne, der Wein trinkt.“

Die Manufacturen von Amassieh sind nicht sehr wichtig und stehen in keinem großen Rufe; sie beschränken sich auf Baumwollenzuge, die dann farbig bedruckt werden.

Nach Morier „zeichnen sich die Einwohner von Amassieh durch ihre Höflichkeit und ihre Rücksicht auf die Fremden aus. Die Frauen gelten für die schönsten und liebenswürdigsten in Kleinasien. Der Zufall bot mir nur eine einzige Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Als ich in den Straßen hinritt, sah ich eine Frau ohne Schleier, die vor der Thüre mit einer kleinen Negerin spielte; sie war schöner als alle, die ich seit einiger Zeit gesehen hatte; bei meinem Anblicke suchte sie nicht zu fliehen, um nicht gesehen zu werden, und wahrscheinlich fühlten wir beide in gleichem Maße Neugierde. Ich wohnte bei einem sehr reichen Türken. Er hatte drei Brüder, die in den Häusern neben dem seinigen wohnten; sie kamen alle, um uns ihren Besuch zu machen. Sie hatte ich Asiaten getroffen, welche eine weißere Farbe hatten; ihr Benehmen war merkwürdig sanft und liebenswürdig.“

Darauf kommt man über eine sehr ebene Fläche und gelangt nach Marcivan, das sich durch seine schönen Rußbäume und die Getreidefelder in der Nähe auszeichnet. Vier Stunden in W. ist das große Dorf Habdshi Keui der Sammelplatz der Caravanen von Smyrna, Angora, Erzerum und andern Städten. Zwei Stunden in W. von diesem Dorfe findet man reiche Kupferminen, die sehr fleißig bearbeitet werden; man findet hier das Metall, das allein gute Becken giebt.

Man geht über die Berge, um Dsmandschid zu erreichen, dessen Umgegend gut bebaut ist; es liegt an dem Rißl Erma, der ein ansehnlicher Fluß ist. Man geht zweimal über denselben; er wendet sich nach N., und man reißt immer weiter nach W. nach der Ebene von Tozia,

wo man Reis baut, der davon den Namen hat; er gleicht dem persischen und man schätzt ihn mehr als den ägyptischen; er ist eben so theuer, weshalb man ihn nicht nach Constantinopel ausführt. Auf einer andern Seite sieht man einige Gruppen jener Gesträuche (rhamnus insectarius), welche die bekannte Droge liefern. Jenseits zeigen hohe mit Wald bewachsene Berge an ihren Seiten eine Menge Dörfer; überall ist das Land gut bebaut bis nach Tozia. Diese Stadt ist die erste, wo man jene in der Levante wegen ihrer Feinheit und Reichheit so sehr gesuchten Zeuge verfertigt, die unter dem Namen Chaly von Angora bekannt sind und aus der Wolle der Ziegen gemacht werden, von denen weiter oben die Rede war.

Man steigt über kleine mit gut unterhaltenen Gärten bedeckte Hügel und auf der andern Seite in die schöne Ebene von Kule Hissar hinab. Diese Stadt liegt in einer reizenden Lage. Fontanier traf in dieser Gegend mehrere Angoraziegenheerden; Vögel von Heuschrecken in den Ebenen bei dieser Stadt hatten sie genöthigt, hierher zu ziehen; sie weideten an den von Rasen bedeckten Bergen und man badete sie in dem Tozia Kara Su. Die Fabrikanten beklagten sich schon über die Veränderung, die das Paar durch die Verschiedenheit des Klimas und der Weide erfahren hatte.

Scherkes ist eine hübsche kleine Stadt, bei der man, was in der Türkei selten ist, eine Alee gerade gepflanzter Bäume findet, ohne daß man hier die Todten begräbt. Im Jahre 1740 reiste Pococke von Angora nach Scherkes und ging über hohe Berge, welche er mit denen Savoyens verglich, kam durch ein enges Thal und sah an zwei verschiedenen Stellen warme Quellen.

Kinneir wendete sich von Angora aus nach SO. nach Yuggat durch eine Gegend, die mehr und mehr unfruchtbar und öde wurde, und an dem Fuße hin, der allmählig abnahm; dann stieg er über hohe Berge, um in das Flußgebiet des Rißl Erma zu gelangen. Das Land war kahl, mit Weideplätzen bedeckt, von Wald entblößt und dürr; Turkomanenherden weideten da ihre Heerden. Yuggat ist eine ziemlich ansehnliche Stadt in einem tiefen Thale, das von allen Seiten von steilen Bergen eingeschlossen ist. Die Ebenen und die Berge folgten ohne Unterbrechung auf einander. Lange vorher, ehe man nach Kaisarië gelangte, sah man den Berg Argäus, an dessen Fuße diese Stadt liegt, weshalb sie bei den Alten Gafarea am Berge Argäus hieß; vorher führte sie den Namen Nazaca. Gegenwärtig ist ihre Größe nicht bedeutend; sie ist der Sammelplatz der Kaufleute aus Kleinasien und Syrien, welche hier Baumwolle kaufen, die in großer Menge in der Umgegend erbaut wird; aber dieser Handel hat sehr nachgelassen. Man weiß nicht, ob die Gebäude prachtvoll und zahlreich waren, denn es sind kaum Spuren davon übrig; man bemerkt nur in W. hohe Mauern mit Fenstern, welche zu einem Palaste gehören können. Die neuen Gebäude, welche in Moscheen bestehen, verdienen die Aufmerksamkeit, weil sie sich vor der Einnahme Constantinopels herschreiben und folglich nach der alten arabischen Architectur gebaut sind.

„Der Berg Argäus,“ sagt Lexier, „beherrscht die Stadt und schließt sich an die Ketten des Taurus nur durch fast unmerkliche Vorberge an. Seine materielle Form beweist, daß er seine Entstehung nur unterirdischen Feuern verdanken kann. Sein Gipfel ist immer mit Schnee bedeckt und er trägt dazu bei, die Hitze im Sommer zu mäßigen; er ist höher als die Berge in Kleinasien; seit den ältesten Zeiten war er für die Bewohner dieses Landes der Gegenstand eines fortwährenden Studiums und einer steten Bewunderung. Seine Lage inmitten einer flachen Ebene läßt seine Masse noch beträchtlicher erscheinen; deshalb hielten sie ihn für den höchsten Berg und behaupteten selbst, von seinem Gipfel aus sehe man das Schwarze und das Mittelmeer.“ Die neuen Beobachter haben das Ungegründete dieser Meinung dargelegt.

Das ganze Gebiet von Kaisarië, selbst der Boden eines großen Theils von Kleinasien, ist vulkanischer Natur. Lexier besuchte das Thal Argäus, 6 Stunden in W. von Kaisarië; es ist breit und auf seiner Oberfläche erheben sich unzählige Ketten von Bimsstein. Die Alten hatten

hier Gräber gegraben und diese Grotten sind jetzt bewohnte Dörfer geworden. Paul Lucas, ein französischer sehr unwissender Reisender, hat dieses Thal 1715 beschrieben, aber man zog seine Wahrhaftigkeit in Zweifel.

Sie wurde bei dieser Gelegenheit von Terrier und Gallier anerkannt, die in unsern Tagen durch ihre Arbeiten ein neues Licht über Kleinasien verbreitet haben. Der letztere besonders hat auf sehr bemerkenswerthe Weise alles aufgeklärt, was die Geographie dieses Landes betrifft, so wie die des ottomanischen Kurdistan, Syriens, Palästinas, des steinigten Arabiens und des nördlichen Aegypten; er durchreiste mit einem andern Franzosen, Etamatz, die hohen Thäler, wo die Beißflüsse des Euphrat strömen, dann erreichten sie den Ort, wo sich die beiden Arme vereinigen, welche diesen Fluß bilden; endlich wendeten sie sich dem Tigris zu und erreichten die ehemalige Stadt Amida, die jetzt Diarbekir heißt.

Diese Stadt, welche der östlichste Punkt ihrer Reise war, wurde beinahe auch das Ende. Ihre Ankunft und die einiger Begleiter wurde für die Bevölkerung ein Gegenstand von Schmähungen. Mit einemmale verbreitete sich das Gerücht, sie wären an die Regierung abgeschickt, um die in Constantinopel begonnenen Reformpläne ins Werk zu setzen und besonders um die Soldaten zu erziehen. Dieses Gerücht erregte den Pöbel gegen sie; ihr Leben war bedroht; sie mußten Diarbekir eilig verlassen, um die Berge in W. wieder zu erreichen und in die Pässe des Taurus zu bringen, die der Euphrat durchströmt.

Diarbekir wurde von mehreren andern Reisenden besucht. Diese Stadt, am rechten Ufer des Tigris gelegen, ist groß und auf Lavafelsen erbaut; auch umgeben ist sie davon und die Häuser bestehen daraus; sie werfen die Sonnenstrahlen zurück, was die Hitze unerträglich macht. Die Einwohner, 60,000 an der Zahl, sind Türken, Christen von verschiedenen Sekten und Juden. Diarbekir ist der Durchgang aller Caravanen; man versfertigt da Baumwollenzzeuge, gedruckte Leinwand, gestreifte seidene und baumwollene Zeuge; der rothe Maroquin, den man hier macht, gilt für den besten in der ganzen Levante; man reinigt hier auch das Kupfer aus den Gruben von Argana. Unter den Früchten zeichnet man die Wassermelonen aus, die so außerordentlich groß sind, daß ein Pferd an zwei Stück zu tragen hat. Das Klima ist nicht sehr gesund.

Man folgt den Ufern des Tigris und durchwatet ihn, wie einen andern Arm des Flusses; man entfernt sich von ihm, wendet sich nach S., geht durch ein sehr unebenes und bisweilen ödes Land; die Hügel werden an beiden Seiten mit Weinpflanzungen geschmückt.

Marbin in K.B. und auf dem Rücken der Berge, welche die Kette des Taurus mit den Bergen von Kurdistan vereinigen, ist eben so bewohnt wie Diarbekir. Das Klima ist hier gesund; man trinkt nur Cisternenwasser; in der trocknen Jahreszeit wird es sehr selten. Die Baumwolle, die sich durch ihre Weiße auszeichnet und aus der man schöne Zeuge zu Hemden macht; andere gewöhnlichere Zeuge, kleine Zeuge von Seide oder von Seide und Baumwolle; Del, Pistazien und Maleb, eine Frucht, deren Kern der angenehmste und wohlschmeckendste Theil ist, sind die Gegenstände eines lebhaften Handels.

Man reist nach S. in einer ungleichen Ebene, die nur bei den Dörfern bebaut und den Vermüthungen der Kurden ausgesetzt ist; Ruinen sind an verschiedenen Stellen zu bemerken. Von der großen und volkreichen Stadt Nisibin, die sich in der Ebene fast bis an den Fuß des Berges Kara Dere (Masius) an dem Dschadischal erstreckte, einem kleinen Fluß, der in den Kabur, Beißfluß des Euphrat, fällt, ist nur ein kleines ärmliches Dorf übrig. Der Dschadischal, dessen Wasser nicht sehr gut ist, fließt vor der Stadt unter einer kleinen Brücke hin. Sonst war hier ein anderer Fluß, Kuez, und man sagt, das Wasser desselben sey tödtlich gewesen. Die Luft des Ortes ist pestilentialisch und die Einwohner sehen deshalb blaß und bleifarbig aus.

Man trifft in diesen halb öden Gegenden viele Kurden, die oft die Reisenden beunruhigen, welche keine hinreichende Bedeckung bei sich haben. Ihr weiter nach D. gelegenes Land ist zwischen Persien und der

Reise in Persien.

Türkei getheilt, aber sie leben unabhängig, haben eigene Gesetze und werden nur durch ihre eigenen Fürsten regiert. Die in der Türkei sind noch festhafter als jene in Persien; man hält sie für die Nachkommen der alten Parther. Sie sind groß, weiß von Farbe und haben eine Ablernase. Sie selbst nennen sich Kurb oder Kurmanbshi. Ihre Sprache, die sich der persischen in Hinsicht der Wurzelwörter und der Grammatik sehr nähert, ist mit einer großen Anzahl syrischer und chaldäischer Wörter vermischt. Sie sind Muselmänner. Nisch, der ihr Land bereiste, gab die Zeichnung von den Kriegern, welche den Palast eines ihrer Fürsten bewachen. „Sie sahen wild aus und ihre Kleidung bestand in einem persischen Gewande von weißer Wolle. Ihre wirklich merkwürdige Mütze war von schwarzem Filz, oben spitz und endigte unten in langen Zipfeln. Sie stützten sich auf lange Carabiner.

„Die Kurden sind meist mit einem langen Gewande bekleidet und tragen einen Turban. Die Frauen haben wie die Türkinen Beinkleider und ein sehr weites Hemd, das sie mit einem Gürtel zusammenhalten, der mit großen Agraffen von Gold oder Silber verziert ist. Darüber tragen sie ein bis an den Hals zugeknöpftes Gewand, das unten offen steht und umherflattert; es ist von mehr oder minder feinem Baumwollenzeuge, von gestreifter Seide oder von Goldbrocat je nach der Jahreszeit oder nach dem Vermögen. Dann kommt der Mantel oder Manteel, der meist von Atlas ist, geschnitten wie ein Kleid, aber enge Ärmel hat, die nur bis an den Endbogen reichen. Im Winter wird er durch die libada ersetzt, die von wattirter Baumwolle ist. Im Winter tragen die kurdischen Frauen auch den tschakakhia von Seide oder carrirter Wolle, eine Art Pelertine, die hinten bis auf die Wade reicht; dieses Kleidungsstück, das ihnen eigenthümlich ist, wird bei Gelegenheit durch den Mahatel ersetzt. Der Kopfschmuck besteht aus seidnen Tüchern oder bismarischen Shawls von allen Farben des Regenbogens, die vorn künstlich mit Nadeln zusammengeheftet werden, so daß sie eine Art zwei Fuß hoher Mütze bilden; die Enden der Shawls hängen hinten bis auf die Fersen hinab. Die Frauen, welche die Mittel dazu haben, schmücken diese Mütze vorn mit breiten Streifen von Goldspitzen. An beiden Seiten hängt eine Korallenschnur und oben darüber bildet ein großer Mustinschawl, der vorn gefaltet ist, eine Schleife auf der Brust und hängt auf dem Rücken hinab; er wird jedoch nur von verheiratheten Frauen getragen; von allem Haar zeigt sich nur eine Locke an jeder Seite. (Taf. 42. Abbild.)

„Dieser Kopfschmuck ist sehr schwer und man muß ihn erst tragen lernen. Gewöhnlich reißt er einen Theil Haar oben von dem Kopfe aus. Was kaum glaublich scheint, die Frauen schlafen in diesem Aufzuge; sie haben besondere kleine Kissen, um ihn zu stützen. Sonst haben sie wenig Schmuck; er besteht in Gold und in Korallen; die Frauen aus dem gemeinen Volke schmücken sich mit kleinen Silbermünzen, mit kleinen Metallstücken und Glasperlen.

„Die kurdischen Frauen werden nicht so streng gehalten wie die der Türken oder Araber. Sie verbergen sich weder im Innern, noch vor männlichen Dienern, nicht einmal vor Fremden; wenn sie ausgehen, hüllen sie sich in einen Schleier, aber mit Ausnahme der sehr vornehmen und nur in dem Falle, wann sie Einem begegnen, von dem sie nicht erkannt werden wollen, schlagen sie ihn über das Gesicht herab. Hiervon zeigen sie sich öffentlich sogar ohne Schleier. Trotz dieser Freiheit ist ihr Wandel sehr regelmäßig und sie sind viel keuscher als die Türkinen.

Reist man in der Wüste nach D. weiter, so gelangt man in die Berge und dann kommt man durch ein steinigtes und unebenes Land; man bemerkt Herden und erblickt die Tigris.

Jenseits dieses Flusses bieten sich den Blicken ausgebreitete Ruinen dar. Die Bewohner meinen, es wären die von Ninive, aber die Lage dieser Hauptstadt der ersten assyrischen Monarchie scheint vielmehr Esch Mossul zu seyn. Es halten sich da Araber und Kurden auf, die am Ufer des Tigris lagern.

Mossul, am rechten Ufer dieses Flusses, gilt für die vorzüglichste

Stadt Mesopotamiens. Dieser letztere Name bezeichnet den größten Theil des Landes zwischen dem Euphrat und dem Tigris; er wurde ihm im Alterthume gegeben; die Türken nennen es Dschezireh; es ist sehr fruchtbar an den Ufern der Flüsse, aber unfruchtbar in den andern Bezirken, die mit Wald und Steinen bedeckt sind.

Man geht über den Tigris zu Mossul auf einer steinernen Brücke von sechszehn Bogen, die nur bis in die Mitte des Flusses reicht; dann schließt sich an sie eine hölzerne Brücke, die man bei der Anschwellung wegnehmen muß. Man fand das Wasser zu tief, als daß man die steinerne Brücke hätte vollenden können; die Europäer freilich würden dieses Hinderniß leicht überwunden haben.

Der Handel Mossuls hat viel verloren; die Musline, denen diese Stadt den Namen gegeben hat, werden nicht mehr da verfertigt; man läßt sie nur da färben oder drucken; sie kommen über Basra aus Indien. Man macht Baumwollenzuge. Die Waaren und selbst die Reisenden gehen häufig auf dem Tigris bis nach Bagdad auf Bötten, die kelek heißen; es sind Kisten, die auf Schläuchen ruhen. Der Frühling ist die günstigste Jahreszeit für diese Fahrt, weil der Fluß dann breit ist und schneller fließt und die Kelels dann weniger der Gefahr ausgesetzt sind, von den Arabern überfallen zu werden, die im Gebüsch lauern mit Fellen, durch die sie die Fahrzeuge an sich ziehen. Ein andermal schwimmen diese Räuber an die Fahrzeuge, bloß um den Reisenden ihren Besuch zu machen, und tragen dabei ihre Kleidungsstücke und Waffen auf dem Kopfe. Um sie loszuwerden, giebt man ihnen Tabak. Die Kelels fahren nur am Tage; in der Nacht halten sie bei einem Dorfe an, aber sie müssen immer auf ihrer Hut seyn. Kommen sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, so binden die Schiffer, sobald das Kelel abgeladen ist, die Schläuche los und verkaufen sie mit dem Holze oder nehmen sie auch, wenn die Reise nicht lang ist, mit nach Hause, um sich ihrer bei einer andern Gelegenheit zu bedienen. Man sieht diese Bötten bis Diarbekir; sie sind die allein gebräuchlichen bis Bagdad. Der tiefer gewordene Tigris trägt dann große Bötten.

Zwei Wege führen zu Lande von Mossul nach Bagdad, der eine am linken Ufer des Tigris, der andere durch die Wüste und Tekrit. Diese kleine Stadt, sechs Tagesreise am Flusse hinab und am rechten Ufer gelegen, ist durch ihre Lage so stark, daß Amerlan, als er schon Herr von ganz Mesopotamien war, sich des Castells derselben nicht bemächtigen konnte. Jetzt ist es zum Theil verfallen. Zwischen Mossul und Tekrit bildet der Fluß mehrere Inseln und sein Bett ist ziemlich geschlängelt.

Dupre, der den andern Weg von Mossul nach Bagdad einschlug, sah bald den Tigris nicht mehr; er reiste in einem unebenen Lande. Bei einer kleinen Schlucht kam er über die Stelle Maghiubrs, das ganz von Erdbeben zerstört ist; zwei Dörfern, rechts und links vom Wege, stehen an der Stelle. Weiter hin ist Entevat nach einigen Reisenden das Schlachtfeld von Gangamele, wo Alexander den Darius schlug. In geringer Entfernung davon kam Dupre durch Erbil, eine kleine Stadt, das alte Arbela, dessen Alexander sich bemächtigte, nachdem er die Perser in der Nähe entscheidend besiegt hatte. Erbil wird durch ein Fort beherrscht, das auf einem künstlichen Berge liegt, der von einem Graben inmitten einer Ebene umgeben ist, wodurch eine große runde Citadelle entsteht.

Das Land ist gut bebaut und durch mehrere Flüsse bewässert, welche nach dem Tigris zu strömen. Das Gebiet von Kalkut erzeugt viel Getreide; die Felsen an dieser kleinen Stadt, die wie Erbil auf einem künstlichen Hügel liegt, geben Naphtha. Die ersten Dattelpalmen sieht man in Ein, aber sie tragen keine Früchte; erst jenseits Eschaul Eschal erntet man sie. Der Boden wird ungleich; man nähert sich und entfernt sich vom Tigris; dieser Fluß wird breiter und nimmt ein majestätisches Ansehen an; die Dörfer der Ebene sind ganz von Dattelpalmen umgeben. Man gelangt nach Bagdad.

Kinner machte die Reise auf einem Kelel den Fluß hinunter; man bemerkte an den Ufern des Flusses die zeitweiligen Wohnungen oder

schwarzen Zelte der Bauern, welche das Land 200 Schritte weit von den Ufern bebauen; darüber hinaus ist alles Sand und wüßt. Ein alter Damm soll von den assyrischen Königen erbaut worden seyn, um das Wasser von dem Tigris abzuleiten. Man erkennt hier und da Dörfer, Hügel und selbst Berge; das Flußbett ist bisweilen von Inseln und Klippen verragt. Man kommt vor Flußmündungen rechts und links und vor Naphthaquellen vorbei, die man schon von fern riecht. Am rechten Ufer erhebt sich aber Hamam Ali (Als Bäder) ein runder Berg, aus dem Schwefelquellen kommen; diese Bäder sind sehr stark besucht.

Der schnelle Lauf des Tigris ist immer derselbe; bei Tekrit ist er sehr breit; die beiden Ufer sind mit Vorrichtungen zur Bewässerung der Felder bedeckt, auf denen man die Melonen baut, die vortrefflich sind. Die ersten Palmen zeigen sich etwas über Esby Bagdad. Samanar, am linken Ufer, war der Lieblingsaufenthalt mehrerer Kalifen; man bemerkt mitten unter den Ruinen ein prächtvolles Grab und einen sehr hohen Thurm von kegelförmiger Gestalt, auf dessen Spitze man mittelst einer sehr bequemen Treppe hinaufgehen kann. Weiter hin sieht man die Trümmer des Palastes der Kalifen; er scheint sehr groß und von gebranntem Stein erbaut gewesen zu seyn, aber man bemerkt daran nichts, das noch Aufmerksamkeit verdiente; er steht inmitten einer Wüste, wo die Hitze unerträglich seyn muß. Andere Ruinen bezeichnen übrigens die Lage alter Städte.

Wenn man Bagdad durchwandert, kann man kaum glauben, daß man in dieser von den Kalifen gegründeten Stadt ist, die deren Aufenthalt so berühmte machte und die wir uns in Folge der Baugeschichte der Tausend und einen Nacht so schön denken. Nach dem einsinnigen Zeugnisse der neuern Reisenden hat Bagdad im Innern nichts Anziehendes; die Straßen sind eng, im Sommer mit Staub, im Winter mit Roth bedeckt. Die Häuser, von Backsteinen erbaut, stehen einzeln und haben so niedrige Thüren, daß man sich bücken muß, wenn man hineintreten will. Die der Reichen sind groß und haben einen Hof und Garten; alle haben Terrassendächer, auf denen man in der Nacht während der Sommerwärme schläft. Die Bazare sind reinlich, groß, gut versehen und bilden eine Art eigene Stadt; die Caravanseiras sind zahlreich; die Moscheen, mit Ausnahme derer, welche Gräber von Imams enthalten, von sehr gewöhnlicher Bauart; das Minaret einer derselben ist ziemlich merklich geneigt. Bagdad scheint nicht über 100,000 Einw. zu haben; die Manufakturen sind nicht sehr ansehnlich; man färbt die Musline und verfertigt einige seidene Tücher, die Stadt ist aber ihrer Lage wegen der Stapelplatz der Waaren aus Europa, der Türkei, Arabien, Persien und Indien, ihr Handel daher unermesslich. Es giebt da sehr reich Kaufleute von jedem Glauben, und täglich kommt irgend eine Caravane an.

Außer den Bazars erwähnt man unter den bemerkenswerthen Gebäuden Bagdads den Palast des Paschas. Was den Garten betrifft, so sagt Keppel, der englische Reisende, der ihn 1824 besuchte: „er begreift einen Raum von 8 bis 10 Akern, die von einer Erdmauer umgeben sind, und enthält eine ungeordnete Menge von Gesträuchen und Obstbäumen. Ein Sommerpavillon am Ufer des Tigris, in allem des Gartens würdig, war ein kleines ärmliches Gebäude, wo der Schmuz, die Feuchtigkeit und die Nachlässigkeit fast alle Spuren von den al fresco schlecht gemalten Blumen verwischt haben. Um uns einigermaßen für den Verlust unserer Illusion zu entschädigen, erfreuten wir uns von den Fenstern dieses Pavillons aus einer schönen Ansicht von Bagdad und der Umgegend.“ Bagdad ist fast ganz am linken Ufer des Tigris erbaut; eine Schiffbrücke verbindet es mit der am entgegengesetzten Ufer liegenden Vorkast.

Um diesen Fluß hinabzukommen, unterhalb Bagdad, bedient man sich großer Bötten, die einen Mast und ein vierziges Segel haben. Ist der Wind günstig, so segelt man, aber die Krümmungen des Flusses nöthigen oft, das Boot mit einer Leine am Ufer zu ziehen; sechs Ruder an jeder Seite dienen ebenfalls zum Fortbewegen. Esfendi, ein italienischer Reisender, sagt uns, „die Ufer sind meist flach, niedrig, an einigen Stellen

baut. Man kommt vor den Mündungen mehrerer Flüsse vorbei, so wie vor den Ruinen verschiedener Städte; bisweilen bemerkt man Dörfer, die an dem Strande hinschreiten. Amara, das in der Mitte zwischen Bagdad und Basra liegen soll, befindet sich einem großen Canale gegenüber, der von Menschenhand gegraben wurde und von dem Tigris zum Euphrat geht. Hier ändert sich der sumpfige oft überschwemmte Boden nicht bis Korna, einem Flecken mit einem kleinen Fort am Zusammenflusse der beiden Flüsse. Die Spitze Mesopotamiens scheint denen, welche so viele Flüsse durchwandert haben, ein köstlicher Ort zu seyn. Die Ufer der beiden Flüsse sind mit Palmen bedeckt, deren Form und Grün das Auge erfreut. Wenn das irdische Paradies hier war, wie man behauptet, so muß sich Adam ziemlich wohl befunden haben. Doch eignet sich diese Gegend mehr zum vorübergehenden Aufenthalte als zur Bewohnung."

Unterhalb Korna nehmen die vereinigten Flüsse den Namen Schat el Arab an, und dieser Fluß ist für Schiffe von 500 Tonnen befahrbar; 26 Stunden von Korna steht Basra an dem rechten Ufer. Diese Stadt ist sehr heißlich und der Aufenthalt dort für den Fremden nicht eben angenehm; im Juni, Juli und August ist die Hitze unerträglich; der Nordwind kühlt die Luft zwar zu Ende August ab, aber der September ist noch immer sehr warm; dann rafften hitzige Fieber sehr viele Leute hinweg. Der Winter ist sehr regnerisch; selten schneit es, aber die Kälte ist empfindlich, wenn auch nicht so, daß man immer heizen mußte.

Obgleich Basra 26 Stunden von der Mündung des Schat el Arab in den persischen Meerbusen liegt, so können doch die Schiffe ohne alle Gefahr in geringer Entfernung von den Mauern dieser Stadt ankeren; es kommen Fahrzeuge aus Indien, von Mascate, von den Küsten Arabiens und von Persien, auch ist der Handel da sehr lebhaft. Die Franzosen und Engländer haben hier Comptoirs; die Bajaren sind gut versorgt mit europäischen und asiatischen Waaren; die Einwohnerzahl schätzt man auf 6000 Seelen. Gärten und Pflanzungen, die von Bewässerungsanlagen durchschnitten werden, nehmen einen großen Theil des Innern von Basra ein.

Niebuhr, Seftini, Keppel und mehrere andere Reisende sind von Basra an dem Schat el Arab heraufgefahren. Entlang der Ufer bis Korna sieht man runde Eingäunungen von Rohr und Palmenzweigen; sie sind dazu bestimmt, die Fische einzuschließen, welche bei der Ebbe da zurückbleiben. Das Land zu beiden Seiten ist von Arabern bewohnt. Das Dorf Der zur Rechten, gegenwärtig verlassen, hat eine Moschee, die nach der Sage der Muselmänner von den Engeln daher gebracht wurde.

Die Ufer des Euphrats, unterhalb Korna, sind niedriger als die des Schat el Arab; bei dem Dörfchen Ransurich bemerkt man den Verbindungscanal, dessen unteres Ende sich zu Amara am Tigris befindet. Bei Fruk trifft man einen andern. Die Ufer des Flusses sind mit Sorgosfeldern bedeckt, die aber vor den Verwüstungen durch die Vögel und wilden Thiere kaum zu schätzen sind.

Der Euphrat wird geschlängelt und bildet mehrere Inseln; die Ufer heben und senken sich abwechselnd. Argie ist trotz den Unfällen des Krieges noch eine ansehnliche Stadt und von Gärten umgeben; man baut da Weizen. Dörfer, bisweilen sehr große, zeigen sich am rechten und linken Ufer. Lemlum, am linken, einer gleichnamigen Insel gegenüber, beginnt ein ödes Land. Hier ging Niebuhr über den Fluß, stieg am rechten Ufer aus und setzte zu Pferde mit einer Schaar Araber seinen Weg nach B. nach Kumanieh fort. „Ich sah auf dem Wege keine Moschee, bemerkte aber in den Dörfern mitten unter den Feldern viele hoblöcherartige kleine Gebäude auf dem Grabe von Heiligen; diese bezeichnen wahrscheinlich ehemalige Dörfer. Der Boden ist überall sehr fruchtbar, doch sind einige Bewässerungscandle jetzt ausgetrocknet und die Wohnungen selten. Zahlreiche Stiere, Schafe und Pferdeherden weiden hier und da. Bei Kumanieh empfängt ein ansehnlicher Canal seine Wasser von dem 4 Stunden entfernten Euphrat und wendet sich bei Ermaue weiter unten dahin zurück; im December war er trocken.

„Von Kumaieh nach Reschid Ali hatte ich 7 Stunden zu reisen, und auch da fand ich mehrere ausgetrocknete Candle und kleine Kubbets, wo die Einwohner, weil es ihnen an einer Moschee fehlt, ihr Gebet verrichten. Die kleine Stadt Reschid Ali hat ihren Namen von einer prächtigen Moschee zu Ehren Ali's, des vierten Kalifen. Viele Muselmänner glauben, dieser Schwager und Better Mahomeds sey auch da begraben. Sein Grab wird von zahlreichen Pilgern besucht, namentlich von den Schiiten, und die frommsten davon wollen bei diesem Heiligthume begraben seyn; sie werden nach dem Tode nicht bloß aus der Umgegend, sondern auch aus Persien und Indien daher gebracht. Dieses Heiligthum besaß sonst einen großen Schatz, der in eine Moschee von Bagdad gebracht wurde, um ihm dem Raube der Bedabiten zu entziehen. Kabbie Schah ließ die Kuppel und die Spitze der Minarets mit Kupfer bekleiden, das dann vergolbet wurde, was einen prachtvollen Anblick erzeugte, wenn die Sonne darauf scheint. Die Kuppel endigt oben in einer ausgestreckten Hand, welche die Ali's vorstellen soll. Dieser Tempel ist von einem Plage umgeben, wo alle Tage Markt gehalten wird, und alles ist von Gebäuden eingeschlossen, wo die vornehmsten Diener der Moschee wohnen. Um das Heiligthum herum wurde eine Stadt angelegt; die Sunniten und die Schiiten, die sonst einander nicht leiden können, leben hier friedlich neben einander. Jeden Augenblick hört man den Namen Ali's nennen.

„Ungefähr 2 Stunden in D.R.D. von Reschid Ali befand sich sonst die Stadt Kufas; der Dschai Jaab, ein großer mit dem Euphrat paralleler laufender Canal, ging da durch; sein Bett ist jetzt trocken, der Bezirk ganz wüst und die Stadt verlassen. Das Merkwürdigste darin ist die Moschee, in welcher Ali tödtlich verwundet wurde; es sind davon aber nur noch die vier Mauern übrig, Trümmer und verschiedene kleine Gebäude.

„Am 25. Decbr. begab ich mich nach Resil; dies ist der arabische Name des Propheten Gesichts; Tausende von Juden kommen jährlich in dieses Dorf, um sein Grab zu besuchen, das ohne allen Schmuck ist und sich in einer Kapelle mit einem kleinen Thurne befindet. Von Resil aus ging ich über mehrere Bäche, die in dieser Jahreszeit fast alle ausgetrocknet waren. Man trifft übrigens nur einzelne Hütten und Kubbets.

„Am 26. blieb ich in Hilla und den nächsten Tag brach ich nach Reschid Hussein auf, einer Stadt in dem Bezirke von Kerbela, der in der Geschichte des Islams durch die Schlacht berühmte ist, in welcher Hussein, der Sohn Ali's, das Leben verlor. Diese Gegend war damals nicht bewohnt; bald aber machte man sie fruchtbar, indem man das Wasser aus dem Euphrat dahin leitete, und gegenwärtig sieht man einen großen Wald von Dattelpalmen dafelbst. Die Stadt ist größer und volkreicher, aber minder gut gebaut als Reschid Ali. Die große Moschee, die sehr schön ist, enthält eine Kapelle, die, nach den Schiiten, genau an der Stelle gebaut wurde, wo der Leichnam des Enkels Mahomeds von den Hufen der Pferde zertritten und dann begraben wurde. Kuppeln und vier Minarets schmückten die Moschee, deren äußere Mauer ein ungeheures Glasfenster einnimmt, was in einer Gegend sehr überrascht, wo man so wenig Glas sieht. Es ist vielleicht ein Geschenk eines Persers, der es von Schiraz schickte, wo man Glas verfertigt.

„Die Schiiten zeigen auch die Gräber mehrerer Verwandten oder Freunde Husseins, die ebenfalls in der Schlacht von Kerbela umkamen, und eine Moschee ist zu Ehren eines derselben erbaut worden. Mehrere andere Orte, theils in der Stadt, theils in der Umgegend, werden von den Schiiten verehrt; die Moschee Husseins wird auch von den Sunniten mit nicht geringerer Andacht, wenn auch mit weniger Begeisterung besucht.

„Am 30. December kam ich nach Hilla in Gesellschaft von 200 Pilgern zurück. Diese Stadt, welche am rechten Ufer des Euphrat liegt, ist ziemlich groß, weil sie viele Gärten mit Dattelpalmen, Citronen, Granatbäumen u. enthält."

Hillaß, das noch blühte, als Niebuhr es 1768 besuchte, hatte viel gelitten, als Mignan 1825 dahin kam. Der Deutsche Raunwolf (1574), der Italiener Pietro della Valle, Beauchamp, Olivier und Bruguière, Rich, Raymond, Reppel, Mignan und mehrere andere Reisende haben diese Stadt gesehen, die am Ufer des Euphrat dem Orte gegenüber liegt, wo in dem fernsten Alterthume Babylon stand, das so berühmt war durch seinen großen Umfang, die Höhe seiner Mauern, seine erregten Thore, seine zahlreichen Paläste, den Tempel des Belus, die schwebenden Gärten, und das von Herodot für die erste Stadt in der Welt gehalten wurde.

Man hat vermuthet, Hillaß liege mit auf der ehemaligen Städte Babylons; sie steht durch eine Schiffsbrücke mit dem Orte der alten Stadt in Verbindung. Beim ersten Anblicke zeigt der Boden, auf dem sie lag, keine Spur von einer Stadt; man muß ihn ganz durchwandern, um einige Erhöhungen zu finden. Unter diesen Trümmerhügeln scheint der, welchen die Araber al Caßr (das Schloß) nennen, dem königlichen Palaste zu entsprechen; daneben befinden sich Mauerstücke, welche als Unterlage der hängenden Gärten gebient zu haben scheinen; ein alter Baum mit hohlem Stamme steht noch da; lange Corridors und Gmächer dienen heute als Zufluchtsörter für wilde Thiere. Der Hügel scheint vierseitig zu sein; sein Umfang beträgt ungefähr 1100 gewöhnliche Schritte; seine Masse wird aber von Tage zu Tage geringer, weil man fortwährend Steine davon wegnimmt.

Mignan, der an dem Flusse hinaufging, fand nach einer aufmerksamen Durchsuchung von länger als zwei Stunden unter den Stein- und Mauertrümmern am Rande des Flusses zwei große Erzhasen. „Ich will nicht bestimmen,“ sagt er, „wogu sie gebient haben mögen, indeß ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie zu der Brücke gehörten, welche hier über den Euphrat ging, und die Lage dieses Ortes in der Nähe dessen, wo sich der gewöhnlichen Meinung nach der Palast und die berühmten hängenden Gärten befanden, paßt zu dem, welchen man ihr meist giebt. Raunwolf, der zu Wasser zu diesen Ruinen kam, spricht von Ueberresten einer alten Brücke von gebrannten Steinen, die man zu seiner Zeit noch sah. Durch die Skizze, die ich mittheile, wird man sich eine genaue Vorstellung von dem Ufer des Flusses und dem Hügel Amram jenseits machen können. (Taf. 44. Abbild.)“

Am rechten Ufer des Euphrat, 2 Stunden südlich von Hillaß, hat ein Hügel, den die Araber Birs Nimrod nennen, 2000 Fuß im Umfange und 200 Fuß Höhe; darauf steht ein 35 Fuß hoher Thurm. Man erkennt noch drei von den acht Mauern, welche sich sonst auf dem Gipfel befanden. Die Beobachter haben gemeint, es sey dies der Thurm von Babel, der unter dem Namen Tempel des Belus noch zur Zeit Alexanders einen ungeheuern Raum annahm.

„Wenn man die Städte Babylons genau untersucht, sagt Olivier, so sieht man, daß die Erde fast überall umgegraben worden ist. Die Araber haben seit 12 Jahrhunderten die Erde durchwühlt, um die gebrannten Steine herauszuholen, mit denen sie zum großen Theile fast alle Städte gebaut haben, die in dieser Gegend liegen. Was aber eben so viel als diese Nachgrabungen dazu beitrug, die Ruinen von Babylon fast ganz verschwinden zu lassen, liegt darin, daß, da der Ort auf einer ebenen, erdigen Fläche ohne alle Steine und in einer Gegend lag, wo das Holz selten ist, die Einwohner ihre Zuflucht zu der Erde nehmen mußten, welche die Flüsse absetzten; sie machten daraus Steine, die sie an der Sonne hart werden ließen und die sie mit dem Rohre verbanden, das sie in der Nähe hatten. Aus demselben Grunde verwendeten sie meist bei der Aufführung der Gebäude von gebrannten Steinen statt des Kalkes Erdbrech. Man sieht ein, daß solche Gebäude, wenn sie zerstört wurden, nur geringe Spuren von ihrer Existenz zurücklassen mußten; die Trümmer vermischten sich bald mit der umliegenden Erde.“

„Indessen man hat trotz der Zeit, trotz den Arabern und der geringen Festigkeit der verwendeten Baumaterialien noch einige große Gebäude entdeckt. Man sieht sehr dicke Mauern, welche die Araber abtragen bis

auf den Grund; sie sind von Backsteinen und diese durch das erdachte Erdbrech mit einander verbunden. Zwischen jeder Lage von Backstein befindet sich eine dünne Schicht von Rohr und Erdbrech. Zwischen dem Hügel Caßr und dem Flusse giebt es viele Trümmer und viele Grundlagen von alten Mauern. Hier findet man gewöhnlich große Backsteine mit Inschriften in keilförmigen Schriftzügen.“

Gräbt man in der Erde nach, so findet man jenen kleinen Cylinder meist von hartem Stein, auf deren Fläche verschiedene Figuren eingegraben sind.

Babylon liegt 20 Stunden südlich von Bagdad. Geht man von dieser Stadt aus am linken Ufer des Tigris hin, so geht man nach 3 Stunden über die Diata und nach weitem 2 Stunden befindet man sich auf den Ruinen von Ctesiphon, wo man ein großes Bauwerk mit Namen Ta Kesre bemerkt, das von Yves, Beauchamp und Reppel beschrieben worden ist. Es besteht aus Backsteinen, ist eine Viertelstunde von dem Flusse entfernt und wird für einen Palast der Partherkönige gehalten. Die Städte, wo Ctesiphon stand, beträgt fast 2 Meilen in der Länge. Man folgt an mehreren Stellen den Mauern, die die Stadt umgaben; sie waren sehr dick, ziemlich hoch und von großen Backsteinen erbaut. Man sieht hier und da Trümmerhaufen und Ueberreste von Mauern von gebrannten Steinen. An dem Flusse giebt es auch einige Ueberreste von starken Mauern von Backsteinen, bei denen man sich des Erdbrechens statt des Mörtels bedient hat. Die Vegetation auf dem Boden dieser Stadt ist üppiger als in der Umgegend; die Pflanzen sind kräftiger und die Gebüsche laubreicher und stärker.

Am rechten Ufer des Tigris, Ctesiphon gegenüber, stand sonst eine andere Stadt, deren Vorstadt jene anfänglich war, nämlich Seleucia, die unter den Griechen sich so hob, daß selbst Babylon davon litt. Sie wurde zum Theil auf Kosten der letztern erbaut. Es giebt hier wie in Ctesiphon viele Ruinen, viele Trümmer; die Mauern lassen sich noch ziemlich deutlich erkennen; sie sind von Backsteinen erbaut. Die Araber nennen die beiden Orte El Medain (die beiden Städte).

Ueber Hillaß fließt der Euphrat nicht ganz so schnell als unter dieser Stadt. Die Dörfer, welche man an seinen Ufern noch trifft, sind Hit, in dessen Nähe es sehr reiche Steinquellen giebt; Annah mit sehr fruchtbarem Gebiete, das Baumwolle, Datteln und alle Arten Früchte in Menge trägt; Kirkesia am Einflusse des Rabur, der aus N. kommt; Racca Beida, am Einflusse des Belus, umgeben von Ruinen. Der berühmte Arun al Raschid hatte hier ein Schloß bauen lassen.

Ein Weg, der gerade nach N. führt, durch Mesopotamien, geht von den Ufern des Euphrat nach Harran am dem rechten Ufer des Dschallab, einer verfallenen und nur von Arabern bewohnte Stadt. Die Niederlage des Crassus durch die Parther hat sie berühmt gemacht. Jechn Stunden in NB. findet man Orfa, eine gut gebaute Stadt am Hange zweier Hügel, die der Ibrahim Kath bespült. „Zwischen den beiden Hügeln,“ sagt Olivier, „befindet sich eine sehr reiche Quelle, welche den Einwohnern Wasser liefert und dann eine große Anzahl von Gärten bewässert. Ein wenig unterhalb der Quelle hat man ein vierseitiges Becken von hundert Schritt in der Länge gebaut, in welchem man eine unglaubliche Menge Fische sieht. Ihre Zahl hat sich jedoch nur deshalb so sehr vermehrt, weil man glaubt, sie wären dem Abraham geweiht und würden dem den Tod geben, welcher wagte, einen davon zu essen oder nur einem etwas zu Leide zu thun. An dem Rande dieses Beckens hielten sich Aukenhändler auf zur Bequemlichkeit der Frommen und Müßigen, welche die Fische fütterten und sich das Vergnügen verschaffen wollen zu sehen, wie sie von allen Seiten herbeikommen, sich drängen und sich stoßen, um die hineingeworfenen Stücke zu erlangen. Diese für einen so kleinen Raum wunderbar große Zahl von Fischen gewähren zu jeder Zeit einen höchst angenehmen Anblick und machen den Ort zu dem besuchtesten der Stadt. Das Becken bespült an der einen Seite die Mauern einer Moschee und wird auf der andern von sehr schönen Platanen beschattet.“

Dies ist von Arabern, Kurden, Türken, Armeniern und Juden bewohnt. Sie ist gewerbfleißig und treibt einen ansehnlichen Handel. Man verfertigt da Baumwollengewebe, Goldwaaren, Bijouterie und sehr schönen Karouken. Das Gasseil auf dem Gipfel eines Kalkfelsens zeigt Haufen von Karinen aus verschiedenen Jahrhunderten. Im W. von der Stadt ist der Hügel mit vielen Oeffnungen versehen, die zu Catacomben führen, von denen einige Bergierungen in gutem Style zeigen; in mehreren halten sich türkische Familien auf.

Dies ist im Alterthume Callirhoe und Edessa; unter dem letztern Namen spielte sie eine bemerkenswerthe Rolle in den Zeiten der Kreuzzüge.

Es gehen viele Caravannen durch diese Stadt; die, welche nach B. gehen, reisen fast immer in einer Ebene, wo man in R. in Entfernung von 12 Stunden, eine Bergkette sieht, die im Anfange des März noch mit Schnee bedeckt ist. Nachdem man Kreibehügel überstiegen hat, gelangt man an die Ufer des Euphrat bei Bir hinab, einer kleinen Stadt, wo man über diesen Fluß geht, um nach Syrien zu gelangen.

Nach dem Zeugnisse Raymonds ist das rechte Ufer des Euphrat nicht sehr hoch in Bir, das linke ist es weit mehr. An dieser Stelle ist der Fluß breit und reißend, wenn aber der Wasserstand niedrig ist, waten die Caravannen elf Stunden weiter unten durch. Bei der Mündung des Labur ist der Euphrat sehr breit; bei Annah und Ost ist er schmaler, in der Wasserfluth am höchsten, so wird er sehr reißend und er führt dann weit mehr Wasser als der Tigris. Von Bir nach Feiluschsch giebt es keine Bewässerungscandale. Man bemerkt in Mesopotamien nur einige durch das Austreten gebildete Sümpfe, da der Boden an den beiden Ufern meist zu hoch ist. Um das Land zu bewässern, das sie bebauen, bedienen sich die Araber hydraulischer Maschinen. Man sieht jedoch einige Inseln, deren vorzüglichste sich zwischen Annah und Ost befindet, die bewohnt und gut bebaut ist, und mehrere Moräste, deren bedeutendster Kara Osman (Schwarzwalb) heißt, etwas unterhalb Feiluschsch. Aus diesem Walde bezieht diese kleine Stadt das Holz zu den Kohlen, die sie nach Bagdad schickt.

„Etwas unterhalb Feiluschsch zeigt sich ein Damm, der vor undenklicher Zeit gebaut wurde, um den Euphrat in seinem Bette zu halten, und den der Pascha jedes Jahr ausbessern läßt. Von diesem Punkte an werden viele Canäle von dem Flusse abgeleitet, auch übersteigt er, wenn er anschwillt, mehrere Tage lang seine Ufer und das Wasser reicht dann bis Hilla, ja bisweilen bis Bagdad.“

„Die reißend auch der Euphrat von Bir nach Hilla seyn möge, so fließt er doch erst mit besonderer Festigkeit von dieser letztern Stadt bis Basium, ob er gleich bei diesem Orte mehrere Canäle speist, welche die Industrie an seinen beiden Ufern gegraden hat, um das Land zu befruchten. Die am rechten Ufer gehen in den Fluß zurück, die am linken oder verlieren sich in der Ebene oder bilden große Sümpfe. In Basium hat der Fluß viel von seiner Größe verloren; bisweilen theilt er sich da fast in zwei Arme, indem die Araber zur Linken einen Canal öffnen, der ihm ein gutes Drittheil des Wassers entzieht.“

In unsern Tagen sind Versuche gemacht worden, von Bir bis in den persischen Meerbusen den Euphrat mit Dampfbooten zu befahren; verschiedene Ursachen verhinderten aber den günstigen Erfolg.

Mesopotamien, unter welchem Namen man den ganzen asiatischen Theil des ottomanischen Reiches begreift, der von dem mittlern Laufe des Euphrat und des Tigris bespült wird, grenzt in W. an Kleinasien oder Anadolien. Dieses letztere Land, das in S. durch den Berg Amanus und das Mittelmeer, in W. durch den Archipel, die Dardanellenstraße, das Meer von Marmora und die Straße von Constantinopel, im N. von dem Schwarzen Meere begrenzt ist, bildet ein großes Plateau, das in W. mit Armenien zusammenhängt, nach W. terrassenartig sich senkt und im S. durch die sehr hohe und sehr steile Kette des Taurus gestützt wird, die nach dem Archipel mehrere Arme ausschickt, zu denen die benachbarten Inseln zu gehören scheinen.

Die Küsten sind im Allgemeinen sehr ausgegabt und gewähren eine große Menge Buchten, Baien und Häfen, wo der Ankergrund sicher ist. Sie sind steil und hoch in S.

Die Oberfläche dieses Landes ist häufig platt und bär; man findet da salzige Wästen, Seen ohne Abzug und vulkanische Bezirke, die sich ziemlich weit nach Mesopotamien hineingiehn. Die Erdbeben sind da nicht selten.

Das auf den hohen Bergen sehr rauhe Klima ist an den andern Orten gemäßig, mild und rein, an der Südküste glühend heiß, an der Nordküste häufig neblig und sehr feucht. Die Pest richtet in Anadolien oft große Verheerungen an.

Die Natur hat es zu einem der reichsten Länder der Erde gemacht; aber seit es den Türken gehört, hat es das Glück nicht genossen, dessen es sich im Alterthume erfreute. Es wird von schönen Flüssen bewässert. Die Erzeugnisse der Erde sind überall üppig, wo sie angebaut wird. Die Kupfer-, Blei- und Eisengruben sind ergiebig, ob sie gleich ungeschickt bearbeitet werden; die Industrie und der Handel blühen da mehr als in der europäischen Türkei.

Kleinasien und Mesopotamien sind wie die übrigen Provinzen des ottomanischen Reiches in Epais oder Paschaliks getheilt, und diese begreifen wiederum eine gewisse Anzahl von Sandschaks. Geographen haben schon bemerkt, daß es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich sey, die administrativen Eintheilungen dieses Reiches genau anzugeben, namentlich in Asien, weil das Land seit langer Zeit eine Beute der Anarchie ist.

Der Flächenraum Kleasiens beträgt ungefähr 24,000 Q. Stunden. Die Bevölkerung, die zu vier Fünfteln aus Türken und zu einem Fünftel aus Griechen und Armeniern besteht, steht zu dieser Größe nicht im Verhältnisse.

Kapitel LXVII.

Ottomanisches Reich. — Syrien.

Wenn man bei Bir über den Euphrat gegangen ist, so reist man in einem ungleichen Lande, wo die Ebenen fruchtbar und gut bebaut sind. Bab ist ein großes Dorf. Sechs Stunden weiter hin nach N. findet man Aleppo, eine große Stadt, die nach Sestini für die schönste des ottomanischen Reiches gelten kann. Sie ist gut und von Steinen erbaut; ihre Straßen sind gepflastert und werden sehr reinlich gehalten. Zwei Erdbeben im Jahre 1822 warfen mehr als die Hälfte dieser Stadt um und beschädigten einen großen Theil der öffentlichen Gebäude.

Aleppo ist durch seine Lage der Stapelplatz eines sehr wichtigen Handels zwischen Europa und einem Theile der Levante geworden; man schätzt die Einwohnerzahl auf 200,000, Araber, Türken, Armenier und Maroniten.

„Die Umgegend von Aleppo, sagt Olivier, ist ein wenig bergig. Die Stadt liegt in einem tiefen Thale, in welchem der Koß fließt, ein kleiner Fluß, der eine ziemliche Menge von Gärten bewässert, in denen man Baumwolle, Labak und verschiedene Gemüße baut. Dieser Fluß wendet sich von der Stadt aus nach SSO. und bildet einen Salzsee, obgleich der von Aleppo, der ihn allein unterhält, süß und trinkbar ist. Man nimmt jährlich, nach Ende des Sommers, d. h. wenn die Verdunstung einen großen Theil des Wassers dieses Sees entfernt hat, ein Seefalz von ihm, dessen sich die Einwohner von Aleppo und der Umgegend bedienen. Der Koß entspringt in der Gegend von Antab, einer blühenden Stadt in NW. von Aleppo.“

„Diese ist von einer dicken, sehr hohen und fest von Steinen gebauten Mauer mit Thürmen umgeben, an deren Fuße sonst sich ein Graben befand, der verschwunden oder zum Theil ausgefüllt wurde. Die Stadt hat fast 6 Meilen im Umfange; die Häuser sind gemauert, meist von behauenen Steinen und haben oben sehr schöne Terrassen; einige gleichen

wegen ihrer Größe und innern Einrichtung unsern alten Rönchsklöstern.

„Ungefähr in der Mitte der Stadt findet man eine künstliche Erhöhung in der Gestalt eines abgestumpften Kegels, umgeben von einem sehr geräumigen Gastele, wo sich sonst der Gouverneur mit seiner ganzen Leibwache aufhielt. Dieses Castell verfällt jetzt.

„Obgleich Aleppo unter dem 36° 11' der Breite liegt, ist die Temperatur doch sehr mild. Die Luft wird im Sommer durch einen NW-Wind abgekühlt, der jeden Tag von dem Mittelmeere kommt und dem Meerbusen von Alexandrette folgt. Im Winter fühlt man die Kälte gar nicht, wenn der Nordwind nicht weht; wenn aber dieser Wind einige Tage anhält, fällt der Thermometer in der Nacht auf 4 bis 5 Grad unter Null, während er 8 bis 9 Grad über diesem Punkte am Tage und 2 bis 3 Grad in der Nacht steht, wenn jener Wind nicht weht. Im Sommer steht der Thermometer meist auf 25 bis 26 Grad. Im December und Januar fällt bisweilen Schnee, er bleibt aber selten länger als einen Tag liegen.

„Bisweilen regnet es im Winter, im Herbst sehr wenig, häufig aber im Anfange des Frühlings. Der Sommer ist immer sehr trocken und man sieht sehr wenig Wolken. Im Frühlings und im Herbst kommen Südwindstöße vor. So lange sie dauern, was höchstens zwei bis drei Tage ist, steigt der Thermometer auf 28, auf 31 und selbst auf 33 Grad. Diese Winde sind erstickend und ungesund, zum Glück aber sehr selten.

„Die Luft ist im Allgemeinen sehr gesund wegen der hohen Lage, wegen der Nähe der Wälder und der Reinheit des Himmels. Indessen sind die Einwohner einer Art Peulen ausgesetzt, welche die Kinder im ersten Lebensjahre und selbst die Fremden befallen, wenn sie sich auch nur kurze Zeit in der Stadt aufhalten. Sie zeigen sich meist auf einer der beiden Wangen bei den Kindern und in weiter vorgeschrittenem Alter am ganzen Körper. Es bleiben Narben darnach zurück.“

Eine Straße, welche über die Bergkette geht, die das Gebiet des Koff von dem des Drontes trennt, führt von Aleppo nach Antakieh, einer Stadt, die im Alterthume unter dem Namen Antiochien so berühmte war. Die Seleuciden-Könige von Syrien hatten hier meist ihre Residenz; mehrere römische Kaiser nahmen hier ihren Aufenthalt. Der ganze Glanz ist verschwunden. Die Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten hat, gegen die Saragenen, die Perser, die Kreuzheere haben die prachtvollen Gebäude zerstört und die Erdbeben vollendeten die Verwüstung. Man erkennt ihre wahre Lage heute noch genau, weil man den Mauerumfang noch sieht; die Stadt zählt kaum 10,000 Einw. Ihre Wasserleitungen sind die einzigen bemerkenswerthen Ueberreste von ihrer frühern Größe. (Taf. 45. Abbild.)

Der Drontes, der, ehe er die Mauern von Antiochienerspalt, das Wasser eines Sees in N. aufnimmt, wendet sich nach W. und verfolgt seinen Lauf nach dem Mittelmeere zu, in das er sich in S. von dem Meerbusen von Alexandrette oder Scanderun ergießt. Die Stadt dieses Namens, 10 Stunden in NW. von Antakieh gelegen, war lange der Mittelpunkt eines sehr lebhaften Handels; aber die außerordentliche Ungesundheit des Klimas, die durch die Ausdünstungen eines Morastes in SD. veranlaßt wird, das Erdbeben im Jahre 1822 und andere Ursachen haben das Verlassen derselben herbeigeführt, obgleich die Rhebe sicher ist.

Eualieh, ein obskurlicher Flecken an der Mündung des Drontes, ist der Hafen von Antakieh. Man sieht 2 Stunden weiter in N. Repr, das Seleucia erbt hat, die feste Stadt, welche Seleucus Nicator auf einem Vorgebilde anlegte.

Folgt man der Küste in S. von Eualieh, so kommt man vor Eatakieh (Laodicea ad mare). Der Boden, auf dem dies stand, ist uneben und gegenwärtig mit Gärten bedeckt, in welchen man mehrere Ueberreste von Alterthümern findet. Der noch existirende Hafen ist so verschlammte, daß kaum kleine Schiffe hineinfahren können. Er wird in S. durch die Ueberreste einer alten Mauer und die Trümmer eines verfallenen Hafendammes geschlossen. Ein Fort in N. beherrscht den Eingang

und steht mit dem festen Lande durch eine Brücke von mehreren Bogen in Verbindung; im S. sieht man die Ueberreste eines in den Felsen gehauenen Bedens, in welchem wahrscheinlich Schiffe gebaut wurden.

Eine Viertelstunde vom Hafen, immer nach N. zu, findet man die Catacomben, welche den ersten Bewohnern als Aufenthaltsort dienten. Die Ausbühnungen befinden sich über einander.

„Die neue Stadt liegt ¼ Stunde in SW. von dem Hafen,“ sagt Gorancez. „Am Süden steht ein von Marmorsäulen getragener Triumphbogen. Dieses Denkmal, das, wie man glaubt, zu Ehren des Septimus Severus errichtet wurde, ist gegenwärtig durch Häuser verbaut. In der Nähe findet man einen andern Porticus von corinthischer Ordnung. Man gelangt dahin durch eine doppelte Reihe von grauen Granitsäulen, die wahrscheinlich aus Aegypten daher gebracht wurden. Sie gehören ohne Zweifel zu einem Porticus an jenem Gebäude. Gegenwärtig sind sie in eine Reihe von Läden eingeschlossen, welche den Hauptbazar von Eatakieh bilden.“

„Diese Stadt treibt, ob sie gleich keine große Bevölkerung hat, einen bedeutenden Handel besonders mit Aegypten und der Insel Cypern. Hinter der Stadt werden Ebenen, die von ungleichen Fügeln durchschnitten sind, durch die zahlreichen Bindungen des Kahr-el-Kebir bewässert, der bei hohem Wasserstande Fruchtbarkeit da verbreitet. In den Niederungen wachsen der Weizen, die Gerste, die Baumwolle; weiter aber baut man den Tabak und den Wein. Der Tabak von Eatakieh ist in Aegypten am meisten gesucht.“

Erst man die Reise an der Küste nach S. fort, so kommt man vor den Ruinen mehrerer Städte vorbei.

Die Berge, welche zwischen dem Flußgebiete des Drontes und dem Meere hingleiten, sind der Berg Casius der Alten; sie schließen sich in N. an die Gebirge Natoliens an und sind alle Kalkfelsen. Obgleich nicht sehr hoch, sind sie doch schwer zu ersteigen. In S. verbinden sich mit ihnen die letzten Ausläufer des Libanon.

Zwischen dieser letzten Kette und jener, welche einen parallelen Lauf nimmt unter dem Namen des Antilibanon, öffnet sich das tiefe Thal Baccä, das von mehreren Reisenden besucht worden ist, unter andern von Maundrell, La Roque, Volney, Burchard, und wo man Baalbeck (Heliopolis) sieht, deren Namen „Sonnenstadt“ bedeutet und die am Fuße des Antilibanon liegt. „Kommt man von S.“ sagt Volney, „so sieht man die Stadt erst in einer Entfernung von anderthalb Stunde hinter einem Vorhange von Bäumen, deren Grün sie durch eine weißliche Reihe von Kuppeln und Minarets krönt. Nach einem einstündigen Marsche gelangt man an diese Bäume, die sehr schöne Rußbäume sind, und dann kommt man auf geschlängelten Wegen an die Stadt. Hier zeigt sich eine verfallene Mauer mit vierseitigen Thürmen, die rechts an der Höhe hinaufgeht und den Umfang der alten Stadt bezeichnet. Diese Mauer, die nur 10 bis 12 Fuß hoch ist, läßt hinter sich leeren Raum und Trümmer sehen, die überall in türkischen Städten sich finden; was aber besonders die Aufmerksamkeit nach der linken Seite zieht, ist ein großes Gebäude, das sich durch seine hohe Mauer und seine reichen Säulen als einen jener Tempel ankündigt, die das Alterthum uns zur Bewunderung hinterlassen hat. Dieses Bauwerk, eines der schönsten und am besten erhaltenen in Äsien, verdient eine besondere Beschreibung.“ (Taf. 45. Abbild.) Alle Europäer, die Baalbeck gesehen haben, sprechen mit denselben Lobspriechen von den stolzen Alterthümern.

Das Thal Baccä ist das alte Gile-Syrien. „Seine Anordnung,“ sagt Volney hinzu, „wornach es die Gebirgswasser aufnimmt, hat es zu allen Zeiten zu einem der fruchtbarsten Bezirke in Syrien gemacht; auch entsteht da durch die Concentration der Sonnenstrahlen im Sommer eine Hitze, die selbst der in Aegypten nicht nachsteht. Die Luft ist demungeachtet hier nicht ungesund, ohne Zweifel weil sie fortwährend durch den Nordwind erneuert wird und weil das Wasser da nicht stagnirt. Man schläft da ungestraft auf den Terrassen. Vor dem Erdbeben von 1759 war das ganze Land mit Dörfern und Feldern in den Händen

der Notualis bedeckt, aber die Verheerungen, welche jene Erdbeben anrichtete, und die, welche in den Kriegen der Ärkten folgten, haben fast alles vernichtet."

Seit 1786, als Volney diese Gegend verließ, ist das Land daselbst durch die Erdbeben und die Kriege noch höher gestiegen worden.

Engpässe führen aus dem Thale Becaa in das des Dronates oder Aasi. Folgt man dem Laufe dieses Flusses nach N., so findet man am rechten Ufer Homs (Emassus), das ziemlich wichtig ist wegen seiner Manufakturen an den beiden Ufern; Hama, eine große Stadt, berühmt durch ihren blühenden Handel, ihre Industrie und Wasserräder, welche die größten sind, welche man kennt; sie haben bis 32 Fuß im Durchmesser und schöpfen das Wasser in ein Bassin, aus welchem es sich durch Canäle in die öffentlichen und Privatbäder ergießt. Die Umgegend ist wunderbar fruchtbar; Hamieh (Apamea), wo die Seleuciden-Könige die Pflanzschule ihrer Reiterei hatten; die reiche Weide nährt noch zahlreiche Herden; die Fischelei in dem See El Tala, der mit dem Dronates in Verbindung steht, ist sehr erträglich.

„Zu Ende des letzten Jahrhunderts, schrieb Volney 1786, entschlossen sich englische Kaufleute von Aleppo, die es überdrüssig waren von den Beduinen immer von den unermesslichen Ruinen sprechen zu hören, die sich in der Wüste befanden, über diese wunderbaren Erzählungen ins Reine zu kommen. Ein erster Versuch 1678 war nicht glücklich; die Araber plünderten sie aus und sie mußten umkehren, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Im J. 1691 faßten sie wieder Muth und endlich gelang es ihnen, die angezeigten Bauwerke zu sehen. Ihre Schilderung, die sich in den Philosophical Transactions findet, fand viele Ungläubige; man konnte nicht begreifen, wie in einer von der bewohnten Erde so entfernten Gegend eine so prachtvolle Stadt habe bestehen können. Seitdem aber der Engländer, Ritter Dawkins, 1763 die detaillirten Pläne, die er 1751 an Ort und Stelle aufgenommen, bekannt gemacht hat, ist kein Grund zum Zweifel mehr vorhanden, und man mußte zugeben, daß das Alterthum weder in Griechenland, noch in Italien etwas zurückgelassen hat, das sich mit der Pracht der Ruinen von Palmyra vergleichen ließ."

Wood, der Begleiter und Redacteur der Reisebeschreibung des Ritters Dawkins, gab die Schilderung dieser staunenswerthen Ruinen heraus; Volney besuchte sie ebenfalls; andere Reisende haben seitdem ihre Schritte dahin gerichtet und alle die Gefühle getheilt, welche jene prachtvollen Trümmer in der Seele der ersten Beschauer erweckten. Man bemerkt besonders den prächtigen Tempel der Sonne, der von colossalen Säulentrümmern und einem großen vierseitigen Raume umgeben ist; die vier ungeheuern Granitsäulen in der Mitte des Zuganges, die Trümmer der Leptern, die eine Säulenhalle von einer (engl.) Mäule zeigen; die Überreste eines Triumphbogens und die der Gräber, vierediger mehrere Stockwerke hoher Thürme von Marmor ohne Verzierungen außen, aber mit Säulen und Sculpturen im Innern bereichert. (Taf. 44. Abbild.)

„Palmyra, das drei Tagereisen vom Euphrat liegt, verdankte sein Glück dem Vortheile, an einer der Straßen des großen Handels zu liegen, der zu jeder Zeit zwischen Europa und Indien bestand. Die beiden Süßwasserquellen, welche der Boden besitz, waren besonders ein mächtiger Anreiz zur Niederlassung in dieser sonst überall so dürren und trocknen Wüste. Diese beiden Beweggründe zogen ohne Zweifel die Blüthe Salomos an und veranlaßten diesen handelnden Fürsten, seine Waffen bis an diese von Judäa so ferne Grenze zu tragen. Er baute da gute Mauern, sagt der Geschichtschreiber Josephus, um sich den Besitz zu sichern, und nannte den Ort Admur, was Palmenland bedeutet. Unter diesem Namen bezeichnen ihn noch heute die Araber, die jetzigen Bewohner."

„Der Fall aller großen Metropolen in der Nähe wurde für Palmyra unter der Herrschaft der Perser und unter den Nachfolgern Alexander die Ursache zur Vergrößerung, die sie zur Zeit der Parther und Römer mit einemmale erlangt zu haben scheint; die Stadt hatte damals

eine Zeit von mehreren Jahrhunderten Frieden und Thätigkeit, welche den Einwohnern erlaubten, jene prachtvollen Bauten auszuführen, deren Ueberreste wir noch bewundern."

Unter der Regierung Odenats und Zenobias erreichte sie den Gipfelpunkt ihres Glanzes; da sie aber gewagt hatte, gegen die Macht Roms zu kämpfen, wurde sie von Aurelian eingenommen und geplündert, dann von Justinian wiederhergestellt und befestigt, später in den ewigen Kriegen dieser Länder von neuem zerstört; die Canäle des geschwächten Handels wurden durch Aleppo und Damask abgeleitet und Palmyra ist nun ein elendes Dorf, in dem einige hundert Beduinenfamilien leben und wohnen nicht ohne Gefahr gelangen kann.

Man muß die Wüste in der Richtung von RD. nach SW. durchreisen, um von Palmyra nach Damask zu kommen, das bei den Arabern El Scham heißt. Diese Stadt, eine der ältesten, welche die Geschichte erwähnt, liegt in einer in S. und N. nach der Wüste zu offenen, in W. und R. aber durch Berge eingeschlossenen Ebene. Die Berge beschränken zwar die Aussicht, es kommen von ihnen aber auch eine große Menge Quellen herab, welche Damask zu dem am besten bewässerten und fruchtbarsten Orte in ganz Syrien machen. Die Araber sprechen nur mit Begeisterung davon und rühmen fortwährend das Grün und die Frische der Gärten, die Fülle und Mannichfaltigkeit der Früchte, die Menge der Bäche und die Klarheit der Quellen. „Es ist auch, sagt Volney, der einzige Ort, wo es einzeln stehende Lusthäuser in der Ebene giebt. Die Eingeborenen müssen auf diese Vortheile um so mehr Werth legen, als sie in den umliegenden Gegenden seltener sind. Uebrigens ist der magere, kieselige und röhliche Boden zum Getreidebau nicht sehr geeignet. Keine Stadt zählt so viele Canäle und Brunnen. Jedes Haus hat den seinigen. Alles dieses Wasser wird durch drei Bäche geliefert oder vielmehr durch drei Arme eines Flusses, des Bahrad, der, nachdem er die Gärten drei Stunden weit befruchtet hat, sich nach S. in eine Tiefe der Wüste wendet, wo er einen Sumpf bildet, der Behairat el Rabdsch (Fichtensee) heißt."

Alle Reisende stimmen darin überein, daß Damask eine der schönsten Städte des ottomannischen Reiches sey; trotz ihrem hohen Alterthume zeigt sie kein altes Gebäude von Wichtigkeit; dafür hat sie im Ganzen einen imposanten Anblick wegen ihrer Moscheen, ihrer Bazare, ihrer Paläste und Caravanserais. (Taf. 45. Abbild.) Sie ist der Sammelplatz zahlreicher Pilger, die sich da aus allen muslimännischen Ländern Europas und Asiens versammeln, um als Caravane nach Mecca zu ziehen. Dieser Zusammenfluß von Fremden hat Damask zu dem Mittelpunkte eines sehr lebhaften Handels gemacht. Burckhardt hält sie für die Stadt des Orients, wo man den größten Handel mit Manuscripten treibe. Die Einwohnerzahl, die der Vorstädte mitgerechnet, beläuft sich auf 140,000 Seelen. Die Meisten sind Araber und Ärkten. Volney sagt, die Ottomanen sprächen nie von dem Volke Damasks, ohne hinzuzusetzen, es sey das schlechteste im Reiche; die Muselmänner sind da fanatischer und intoleranter als irgendwo.

Viele Reisende haben die Länder des Libanon und Antilibanon durchwandert. Der höchste Gipfel der ersten dieser Ketten beträgt 1491 Toisen. Den größten Theil des Jahres hindurch liegt der Schnee darauf. Man sieht ihn vom Meere aus in einer Entfernung von 30 Stunden.

Fast die ganze Küste zwischen Batakieh und Tripoli ist eine ebene Fläche. „Die zahlreichen Bäche, die hier fließen," sagt Volney, „geben ihr große Fruchtbarkeit; aber trotz diesem Vortheile ist die Ebene weit weniger bebaut als die Berge, selbst den Libanon nicht ausgenommen, ob er gleich von Felsen und Fichten karrt. (Taf. 45. Abbild.) Die Haupterzeugnisse sind Weizen, Gerste und Baumwolle."

Geht man nach S., so findet man Dschebele (Gabal), wo es römische Ruinen giebt; Morkab, einen steilen Ort zwischen alten Festungswerken; Tortosa, deren Mauern auf Felsen ruhen und die von Höhlen umgeben ist, welche als Begräbnisplätze dienten. Gegenüber liegt das Inselchen Ruad, sonst Stadt und mächtige Republik unter dem

Ramen Aradus, Handel, Manufakturen und Künste blühten dort. Gegenwärtig ist die Insel öde und wüst, und die Sage hat nicht einmal die Erinnerung an eine Schwasserquelle bewahrt, welche die Arabier auf dem Meeressgrunde entdeckt hatten.

Trisoli (Tarabolas der Orientalen) liegt eine kleine Viertelstunde von der Mündung des Rahr el Kabeh und wird von Trby und Rangies für eine der am besten gebauten Städte in Syrien gehalten. Sie ist von mächtigem Umfange, von Gärten und gut bebauten Felsen umgeben; ihr Handel ist ziemlich lebhaft, obgleich der Untergrund ihrer Höhe wegen der Felsen gefährlich ist.

Im S. von Trisoli ist der Kesrauan, der sich von dem Rahr el Kelb über den Libanon bis nach Trisoli selbst erstreckt. Dscheball (Byblos), die bedeutendste Stadt in diesem Bezirke, hat nicht mehr als 6000 Einw.; kaum ist eine Spur von dem alten Hafen übrig geblieben. Der Rahr el Ibrahim (Adonis) hat die einzige Brücke, welche man von Antiochien an findet, die von Trisoli ausgenommen. Sie hat einen einzigen Bogen von 50 Schritt Breite, ist leicht gebaut und über 30 Fuß über dem Ufer erhoben; sie scheint ein Werk der Araber zu seyn.

Im Innern der Berge sind die von den Europäern am meisten besuchten Orter die Dörfer Eben und Bisharrat. Während des Winters wenden sich mehrere Bewohner an die Küste hinab und lassen ihre Häuser unter dem Schnee mit einigen Personen zur Bewohnung. Von Bisharrat begibt man sich zu den Cedern, die 7 Stunden entfernt sind. Diese berühmten Bäume befinden sich auf anebenem Boden und bilden einen kleinen Wald. „Ich zählte die ältesten, die noch in gutem Zustande waren, sagt Burckhardt; es waren zwölf; etwa fünfzig andere waren von mittlerer Stärke und über 300 klein und jung. Die ältesten haben mehrere Stämme, die aus einer Wurzel kommen, und man liest an ihnen die Namen vieler Reisenden von 1640 an.“

An der Grenze des Kesrauan, eine Stunde in N. von dem Rahr el Kelb, liegt das kleine Dorf Antura, wo die katholischen Missionaire ein hübsches Haus in sehr angenehmer Lage haben.

Beirut (Berytus), südlich von der Mündung des Rahr el Sahib, liegt in einer Ebene an dem Meere. Bis in die letzte Zeit führten über diesen Hafen die Drusen und Maroniten die Baumwolle und Seide aus, die sie geerntet hatten, und erhielten die Waaren, gegen welche sie dieselben vertauschten.

Das Land der Drusen erstreckt sich östlich von Beirut in die Thäler des Libanon von Baalbek bis Arnun. Der bemerkenswertheste Ort ist Dair el Samar (Haus des Mondes), wo die Emire wohnen. Dieser schlecht gebaute Flecken liegt an dem Abhange eines Berges, an dessen Fuße ein Bessfuß des Rahr el Damur (Tamyris) fließt. Die Bevölkerung besteht aus Drusen, Maroniten, Griechen und einigen Lärten.

Der Palast, den Volney gesehen hatte, war nur ein großes schlechtes Haus, das einzustürzen drohte. Der, welchen Lamartine beschrieb, ist prächtig; der Fußboden des Pavillons in S.W. besteht aus getäfeltem Marmor und hat einen Springbrunnen in der Mitte; die Wände sind mit Eisenblech ausgelegt, vergolbet und mit arabischen Inschriften in großen goldenen Buchstaben geschmückt, so wie die Wände des Audienzsaales des Emirs, dessen eine Seite mit Draperien von den reichsten Caschemirgeweben bedeckt ist.

Die Drusen sind ein kleines Volk, das seine Entstehung einer Spaltung zwischen den Muselmännern im Anfange des 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung verdankt. Die neuen verfolgten Sectenanhänger flüchteten sich in den Libanon und hielten sich so. Nachdem sie lange ihre Unabhängigkeit verteidigt hatten, mußten sie endlich die Oberherrschaft des Sultans anerkennen; sie bezahlten ihm einen Tribut und werden übrigens durch ihren Emir regiert.

In Hinsicht der Religion zerfallen sie in oicals (Eingeweihte) und dachahats (Unwissende). Sie verehren einen einzigen Gott, der in dem Kalifen Hakim (Bismar Allah) Fleisch wurde. Zu diesem Überglauben kommen noch viele andere. Uebrigens beobachten sie keinen der religiösen

Gebräuche, die bei den benachbarten Völkern üblich sind, und halten die Ceremonien ihres Cultus sehr geheim, weshalb man sie beschuldigt, sie bezügen dabei Abscheulichkeiten, eine Beschuldigung, der wenige Religionen entgangen sind. Ihre heiligen Bücher sind endlich zum Theil bekannt geworden, und man hat viele Trümmereien darin gefunden.

Die Drusen sprechen das Arabische sehr rein, sind schöne Leute, kriegerisch und unternehmend, gastfrei und arbeitsam; ihre Frauen haben einen schönen Teint und ihr vorthellhafter Busch wird durch den fettsamen Kopfschopf noch hervorgehoben, nämlich ein silbernes gerades einen Fuß langes Horn mit ciselirten Figuren, woran ihr Schleier hängt, der anmutig an jeder Seite des Gesichtes herabfällt.

Man schätzt die Einwohnerzahl des Landes der Drusen auf 120,000 Seelen. Die Aufnahme, welche die Griechen und Armenier bei ihnen fanden, bestimmten diese Christen mehrere Klöster zu gründen. Das hauptsächlichste ist das von Maryanna, das auf einem steilen Fange liegt, an dessen Fuße im Winter ein Bach fließt, der Rahr el Kelb. Dieses Kloster ist besonders wegen einer arabischen Buchdruckerei wichtig.

Die Maroniten haben den Theil von Kesrauan in N. von dem der Drusen inne; ihr Stuhl hängt von dem Emir der letztern ab; sie zahlen den Ottomanen Tribut und erkennen die Suprematie des Papstes an. Ihr Patriarch residirt im Kloster von Kanobin in den Bergen, 10 Stunden in S.O. von Trisoli an dem Rahr Kabis. Man zählt über 200 Frauen- und Männerklöster in ihrem Bezirke.

Die Bevölkerung dieses Bezirkes beträgt etwa 150,000 Seelen; die Maulbeerbäume und die Weinstöcke sind der Hauptgegenstand des Ackerbaues. „Man kann,“ sagt Volney, „die ganze Nation in zwei Classen zerfallen ansehen, in das Volk und die Scheiks. Unter diesem Worte versteht man die angesehensten Einwohner, die durch das Alter ihrer Familien und ihren Wohlstand sich vor der Menge auszeichnen. Alle leben in den Bergen verstreut in Dörfern, Weilern und einzelnen Häusern, was in der Ebene nicht stattfindet. Die ganze Nation treibt Ackerbau. Selbst die Scheiks leben so und sie zeichnen sich vor dem Volke nur durch einen schlechten Pelz, ein Pferd und einige unbedeutende Vorzüge in der Nahrung und Wohnung aus; alle leben frugal, aber ohne Entbehrungen, weil sie wenige Luxusgegenstände kennen. Im Allgemeinen ist das Volk arm, aber Niemanden gebricht es an dem Unentbehrlichen, und wenn man Bettler da sieht, so kommen sie mehr aus den Städten an der Küste als aus dem Lande selbst. Das Eigenthum ist so heilig wie in Europa. Man reißt in der Nacht und am Tage so sicher wie in keinem andern Theile des Reiches. Der Fremde findet gastliche Aufnahme wie bei den Arabern, doch bemerkt man, daß die Maroniten weniger freigebig und etwas geizig sind. Nach den Grundbänden des Christenthums haben sie nur eine Frau, die sie oft heirathen, ohne sie vorher gesehen zu haben. Gegen die Grundbände derselben Religion haben sie die arabische Sitte der Wiedervergeltungsrechte beibehalten, und der nächste Verwandte eines Getödteten muß denselben rächen. In Folge des Mißtrauens und des politischen Zustandes des Landes gehen alle Männer, die Scheiks wie die Bauern, fortwährend mit Flinten und Dolch bewaffnet. Da das Land keine regelmäßigen Truppen unterhält, so muß jeder marschiren, wenn es Krieg giebt, und würde diese Miliz gut angeführt, so wäre sie gewiß besser als manche europäischen Truppen. Nach den neuesten Zählungen können sie 85,000 Wehrfähige stellen.“

Im N. von dem Lande der Maroniten erstreckt sich das der Ansarich oder Rassaris, eines ackerbaubenden und ungebildeten Volkes, das die Gebirgskette zwischen Antafsch und dem Rahr el Kebir bewohnt. Es zerfällt in mehrere Völkerschaften oder Sektin, die sich dem Islamismus mehr oder weniger nähern, aber die Dogmen dieser Religion sind mit andern Glaubensarten vermischt, woraus ein unformliches Ganze entstanden ist.

Die Ansarich zahlen einen Tribut an den Pascha von Trisoli. Ihre Berge sind meist minder fruchtbar als die des Libanon und folglich zum Ackerbau ungeeigneter, aber auch den Wärdern mehr blaugrünlich; deshalb sind sie

ohne Zweifel bei größerer Fruchtbarkeit doch weniger brüderlich als die der Drusen und Maroniten.

Eine gewisse Zeit lang spielten die *Motualis*, welche das Thal *Becaa* bewohnen, eine Rolle und machten sich ihren Nachbarn fürchtbar; sie waren Schützen-Muselmänner; nach verschiedenen Wechselfällen aber sind sie fast ganz vernichtet worden; die übriggebliebenen schützten sich in den Ausildbanon und Libanon der Maroniten, und wahrscheinlich erlöschte ihr Name ganz.

Steigt man vom Libanon nach der Küste hinab, so kommt man vor dem Kloster *Mar Elias* Also vorüber, wo seit mehreren Jahren Lady *Esther Stanhope* wohnte (die im Jahre 1839 starb. — D.). Diese Engländerin, die Richte des berühmten Ministers *Pitt*, hatte die Sitten des Orients völlig angenommen und stand bei den Beduinen-Kräbern in großem Ansehen. Ihre Empfehlung war, wenigstens in früheren Zeiten, ein sicherer Schutz, um ohne viel Unannehmlichkeiten in der Wüste reisen zu können.

Drei Stunden vom Kloster findet man *Caesarea*, das im fernsten Alterthume unter dem Namen *Sidon* durch seinen unermesslichen Handel und seine Reichthümer so sehr berühmt war. Es war die Mutter aller phönizischen Städte. Gegenwärtig ist es von Ruinen bedeckt; seine Gebäude sind verschwunden; der alte prächtige Hafen, der durch große Dämme gebildet wurde, ist verschüttet, und der jetzige kleine von Sand ebenfalls fast ausgefüllt. Doch wird hier noch immer ein ziemlich ansehnlicher Handel getrieben, weil die Stadt der Hauptkapitelplatz von *Damask* und dem Innern ist. Man bemerkt in der Umgegend Gräber in dem Felsen; *Casselquist*, der schwedische Reisende, hält sie für die der Könige dieses Landes; jetzt sind sie offen und dienen den Hirten als Zufluchtsort.

Sieben Meilen in S. von *Caesarea* liegt *Sarepta* (*Sarepta*), ein großes Dorf, auf einem Hügel, von wo man eine herrliche Aussicht hat, umgeben von Oliven- und Obstbaumgärten.

Weiter hin kommt man über den *Gadmech* (*Letane*), der aus dem Thale *Becaa* kommt, geht an Ruinen hin und bemerkt im S. einer Bai eine Stadt am Nordende einer Halbinsel. Man nennt sie *Sour*; sie ersetzt *Tyrus*, die im Alterthume die Königin der Meere war, einen Theil der Küsten des Mitteländischen Meeres und Atlantischen Ozeans mit ihren Colonien bedeckte und durch ihren Handel einem ungeheuren Reichthum erlangte. *Tyrus* lag anfangs auf dem Festlande, die Bewohner verlegten aber später, um sich den Angriffen eines Königs von *Assyrien* zu entziehen, ihre Wohnungen auf eine benachbarte Insel; *Alexander* verband, um sie zu erreichen, die Insel mit dem Festlande durch einen Damm, der durch Ansehung von Schlamm u. in eine Sandzunge verwandelt worden ist und an welchem man noch jetzt die Bogen einer Wasserleitung bemerkt, welche Quellwasser zu der Stadt führte. Der von Menschenhänden ausgegrabene Hafen von *Sour* im N. der ehemaligen Insel ist so von Sand erfüllt, daß kleine Kinder hindurchgehen können. Die Oeffnung wird durch zwei correspondirende Thürme vertheidigt, wo man sonst eine Kette von 50 bis 60 Fuß bestellte, um den Hafen ganz zu verschließen. Eine Mauer, deren Spur man noch verfolgen kann, schloß die ganze Insel ein, die zum großen Theile mit Trümmern bedeckt ist. Zwischen dem Ufer und den Felsen in der Höhe des Wassers, in einer Entfernung von 300 Schritten öffnet sich eine Art *Rheide*, wo Schiffe in ziemlicher Sicherheit ankern. In der letztern Zeit hat sich *Sour* wieder etwas gehoben und ist eine recht hübsche Stadt geworden. Reht man an das Festland zurück, so findet man große Ruinen: ein Schloß und große Cisternen, deren Bau die Sage dem Könige *Salomo* zuschreibt. Sie empfangen ihr Wasser aus Quellen und theilen es dann der alten Wasserleitung mit. Dann abwärts auf einem steilen Wege, der in den Kalkfelsen gehauen ist, einen Berg, dessen Verlängerung nach dem Meere zu das Weiße Vorgebirge bildet. Ist man auf der andern Seite hinabgestiegen, so kommt man vor einem großen Trümmerschutten vor.

Weile in *Yfen*.

aber, unter welchem, nach dem Meere zu, eine sehr schöne Quelle hervorkommt.

Zwei Stunden weiter hin geht man über einen sehr rauhen Berg und gelangt dann in die Ebene von *Acce*. Der Weg dahin ist sehr steinig, nach dem Zeugnisse *Maundrells* entschädigt aber die Schönheit der Ebene vollkommen für die Mühe.

Wenn man etwa eine Stunde in dieser Ebene geritten ist, gelangt man nach *Zib*, einer alten Stadt, die auf einer Erhöhung an der Küste liegt, und nach weitem drei Stunden findet man *Acce* (*Acco*-*Ptolemais*). Diese Stadt, bekannt unter dem Namen *St. Jean d'Acce*, war im Mittelalter die letzte, welche die Muselmänner den christlichen Königen von *Jerusalem* entzogen; in unsern Tagen widerstand sie den wiederholten Angriffen *Napoleon Bonapartes*. Sie ist von mäßigem Umfange, am Nordende einer Bai gelegen und auf einem Vorgebirge erbaut. Der Hafen in S. von der Stadt ist klein, doch wird ein ansehnlicher Handel da getrieben. Da die Rheide im Winter nicht sicher ist, so ankern die Schiffe zu *Caiffa* (*Sycaminus*), das gegenüber liegt am Fuße des Berges *Garmel*. Dieses berühmte Vorgebirge, das 2000 Fuß hoch ist, bildet die südliche Spitze der Bai von *Acce* und steigt mit einemmale empor. „Seine Seiten und sein Gipfel,“ sagt *Munro Vere*, ein englischer Reisender, der es 1833 erklimmte, „sind mit weißen Blumen und Gesträuchen bekleidet. Das neuerdings gebaute Kloster ist groß und nimmt etwa die Stelle jenes ein, das da stand als die Christen das heilige Land verloren hatten; es ist den Propheten *Elias* geweiht. Von diesem Punkte aus hat man eine herrliche Aussicht. Die dreifarbige Fahne wehte auf der Kapelle des Klosters; Frankreich war die Beschützerin des heiligen Landes.“

„Der *Garmel* ist seiner ganzen Ausdehnung nach von Höhlen durchwühlt, die sonst von Fischern oder Eremiten bewohnt wurden. Noch bezeichnet die Sage einige als Wohnungen des *Elias* und anderer Propheten. Die Kette des *Garmel* senkt sich allmählig nach S. zu; unser Weg zog sich zwischen ihm und dem Meere hin; die Ebene, die anberthalbe Meile breit ist, wird gegen die Bogen durch eine Felsenwand vertheidigt, aus welcher man Steine zum Bane gebrochen hat.“

Diese Küste ist von Ruinen alter Städte besetzt; in *Amas* (*Dorum*) befindet man sich an der südlichen Grenze *Phöniziens*, in welchem man von *Tripoli* an reist.

Kapitel LXVIII.

Ottomanisches Reich. — Palästina (*Canaan* oder das Heilige Land).

Vier Stunden südlich von dem Berge *Garmel* bezeichnet der Lauf des *Corabische* (*Chorpus*) die nördliche Grenze *Palästinas*; dann gelangt man an das Ufer des *Nahr Jerica*, über welchem eine Wasserleitung, Mäule und verschiedene gut erhaltene Gebäude ein unbefriedigendes Erstaunen erregen. Es sind dies die Ueberreste von *Caesarea*, der prächtigen Stadt, die von *Herodes* zu Ehren *Augusts* erbaut wurde. Man findet hier Straßen und öffentliche Plätze, und nach dem Grafen von *Forbin* würde es leicht seyn, wenn man die Thore wiederherstellte, den Ort zu bewohnen und zu vertheidigen. Zwei Stunden weiter hin entfernt sich die Straße von der Küste und führt über die fetten Weiden des grünen Thales von *Saron*, das sich unabsehbar ausdehnt. Es wird jedoch nicht von den arabischen Stämmen besucht, weil es in der Mitte kein Wasser hat. Der Weg nähert sich dann wieder dem Meere. Man sieht das Dorf *Xesus*, welches an der Stelle von *Apollonia* liegt, und gelangt nach *Jaffa* (*Joppa*).

Diese kleine Stadt hat einen Hafen, der zwar schlecht ist, in dem aber doch die meisten christlichen Pilger landen, weil er am nächsten bei

Jerusalem liegt. Er wurde deshalb auch von einer Menge von Reisenden beschrieben. Er war der Haupthafen der Hebräer.

Chateaubriand landete da, nachdem er an der Küste dahin gefahren war. „In der Ferne erhebt sich das Amphitheater der Berge Judas. Vom Fuße dieser Berge reicht eine weite Ebene bis an das Meer. Man sah da kaum einige Spuren von Anbau und statt aller Wohnungen ein gothisches verfallenes Schloß, über das hinweg ein verlassenes Minarett ragt. Am Meeresufer endigt sich das Land in gelben, schwarz gestreuten Felsen . .

„Jaffa zeigt nur einen abscheulichen rund zusammengebrängten Haufen von Häusern, die amphitheatralisch am Hange einer hohen Küste erbaut sind. Das Unglück, das diese Stadt so oft heimgesucht, hat die Ruinen vervielfältigt; eine Mauer, die mit ihren beiden Endpunkten an das Meer stößt, schließt sie von der Landseite ab und schützt sie vor einem Landstreich.“

„Im D. und N.D. von Jaffa erstreckt sich eine fast ganz flache Ebene ohne Fluß und Bach im Sommer,“ sagt Bolney, „die im Winter aber von einigen Wildbächen bewässert wird. Trotz dieser Dürre ist der Boden zum Anbaue nicht ungerne; man kann ihn selbst fruchtbar nennen; denn wenn der Winterregen nicht mangelt, gedeiht alles vorzüglich; die schwarze fette Erde bewahrt so viel Feuchtigkeit, daß sie Getreide zc. im Sommer zur Reife bringen kann. Man sät da Durra, Sesam, Wassermelonen und Bohnen, sowie Baumwolle, Gerste und Weizen; aber obgleich die letztere am geschätztesten ist, baut man ihn doch am wenigsten, weil er die Habgucht der türkischen Befehlshaber und die Raubsucht der Kraber reizt.“

Geht man über die Berge in D., so gelangt man in das ehemalige Samaria, jetzt das Land Naplus genannt. Die Stadt dieses Namens, in der Nähe von Sichem gelegen, nimmt die Ostseite des Berges Garizim, gegenüber dem Berge Ebal ein in einem schmalen sehr fruchtbaren Thale von entzückendem Aussehen. Naplus ist gleichsam die Hauptstadt der Juden von der Secte der Samariter und bedeutend durch den Handel und die Industrie. Auf dem Berge Garizim hatten die Könige von Samaria einen Tempel erbaut, welcher mit jenem von Jerusalem wetteifern sollte. Eine Sage verlegt nach Naplus die Grabgrotte mehrerer der bei den Hebräern sonst berühmten Personen, und es wird deshalb von den Juden noch mit Ehrerbietung besucht. Unter den Brunnen in der Nähe gilt einer für den des Jacob, bei welchem Jesus mit der Samariterin sprach.

Zwei Stunden im N. steht Sebasta, ein ärmliches Dorf, an der Stelle von Samaria, der Hauptstadt des Königreichs Israel, die durch einen König Assyriens zerstört wurde. Herodes baute sie wieder auf, schmückte sie mit prächtigen Gebäuden und nannte sie zu Ehren Augusts Sebaste; man sieht nur noch einige Säulen stehen und mehrere andere, die unter zahlreichen Trümmern umher liegen.

Bald öffnet sich das Thal Esdrelon, das fruchtbarste im Lande Canaan. An dem Südostende desselben erhebt sich der Berg Thabor, der durch die Himmelfahrt Christi berühmt ist. Dieser Berg ist ein stumpfer Ke gel, etwa 500 Klaftern hoch, und man hat von ihm aus eine der reichsten Ausichten in Syrien; der Gipfel hat zwei Stunden im Umfange. Sonst trug er eine Citadelle, von der aber kaum noch einige Steine übrig sind. Von da bemerkt man in S. eine Reihe von Thälern und Bergen, die sich bis nach Jerusalem ziehen. Am 17. April 1799 gewann die französische Armee eine Schlacht bei dem Thabor.

Zwei Stunden weiter nach N. findet man die kleine Stadt Nazareth, wo Jesus den ersten Jahre seines Lebens verbrachte. Das lateinische Kloster ist ein umfängliches Gebäude und die Kirche eine der schönsten in Palästina. In der unterirdischen Kirche sind mehrere in Kapellen verwandelte Grotten nach einem frommen Glauben Theile der Wohnung der heiligen Jungfrau. Weiter hin zeigt man verschiedene andere Dörfer, die ebenfalls durch den Aufenthalt des Erlösers geweiht wurden. Cana, ein kleines Dorf in der Nähe, ist durch das erste Wunder Christi

merkwürdig. Man befindet sich hier in Galiläa, dessen Ebenen fruchtbar sind.

„Wendet man sich nach D., so geht man über den Jordan und gelangt in die Ebenen des Hauran, die sehr groß sind. Die muslimanischen Pilger, die fünf bis sechs Tage hindurchziehen auf ihrer Wanderung nach Mecca, bezeugen, daß sie hier bei jedem Schritte Spuren von ehemaligen Wohnungen finden. Doch sind sie minder merkwürdig in den Ebenen, weil es da an dauernden Materialien fehlt; der Boden ist da eine harte Erde ohne Steine und fast ohne Kiesel. Was man von der jetzigen Fruchtbarkeit erzählt, entspricht vollkommen der Vorstellung, welche die Bücher der Hebräer davon geben. Ueberall, wo man den Weizen säet, trägt er vielfältig, wenn es nicht an Regen fehlt. Die Pilger versichern selbst, die Bewohner wären größer und kräftiger als die übrigen Syrier; sie müssen auch in anderer Hinsicht sich von diesen unterscheiden, weil ihr ungemein heißes und trockenes Klima mehr dem Aegyptens als jenem Syriens gleicht. Wie in der Wüste fehlt es an Quellen und Holz; man brennt deshalb Mist und baut Hütten von geschlagener Erde und Stroh. Die Eingeborenen sind sehr braun und bezahlten Tribut an den Pascha von Damask. Die meisten ihrer Dörfer stellen sich aber unter den Schutz irgend eines arabischen Stammes, und wenn die Scheiks flug sind, gebricht das Land und ist sicher. Diese Sicherheit findet sich auch mehr in den Bergen, welche die Ebenen begrenzen in W. und N., und dieser Umstand hat viele Drusen- und Maronitenfamilien dahin gezogen.“

Dieses Zeugniß Bolneys wird durch die Erzählungen Burckharts, Seegens, der Capitaine Irby und Mangles und anderer Reisenden bestätigt, die das Hauran durchwandert haben. Die beiden letztern gingen auf dem Wege nach Palästina über den Schebel el Scheit und sahen zu ihren Füßen den kleinen See Phiala, den die Alten für die wahre Quelle des Jordans hielten, wahrscheinlich durch einen unterirdischen Lauf, denn er hat keinen sichtbaren Abzug. Weiter hin gelangten sie nach Paniaas (Caesarea Philippi); diese Stadt spielte eine große Rolle in den Kriegen der Kaiser von Aleppo und Damask mit den Kreuzheeren, welche sie Paneas nannten. Sie wird von der einen Seite von einem Arme des Jordans, der von N.W. kommt, von der andern von einem kleinen Bache und hinten von den Bergen eingeschlossen. Man trifft in der Umgegend mehrere Ruinen, die von Bergen und Burckhardt untersucht worden sind. Der kleine Fluß Paniaas kommt aus einer Höhle in einem kleinen Felsen, dessen Seiten mehrere Nischen mit Sculpturen und griechischen Inschriften zeigen. An derthalbe Meile weiter unten trägt dieser Fluß sein Wasser dem westlichen Arme des Jordans zu, der von einer Verlängerung des Antilibanon kommt, welcher unter dem Namen Dschebel el Scheit bekannt ist. Der Jordan, den die Bewohner des Landes El Arden oder Scharia nennen, fließt durch den See Zule und gelangt an den See Libérias. Dieser, der den Krater eines Vulkan zu füllen scheint, ist in der Bibel auch unter dem Namen des Sees von Gatiläa und von Genezareth bekannt. (Laf. 16. Abbild.)

Die kleine Stadt Libérias oder Tabarie am westlichen Ufer zeichnet sich durch die Schönheit ihrer Lage aus. Die beiden Capitaine Irby und Mangles behaupten, es fänden sich in dem See sehr viele, sehr verschiedene und wohlgeschmeckende Fische, und an den Ufern desselben trieben einige der Apostel das Fischergewerbe, ehe sie dem Erlöser folgten. Den beiden englischen Reisenden fiel es auf, nicht ein einziges Boot auf diesem schönen See zu sehen.

Bei Tabarie sieht man die warmen Quellen von Emmaus, die noch in unsern Tagen häufig von den Kranken benutzt werden. Von Capernaum, Bethsaida, Gerasaim und andern Städten in der Nähe dieses Sees sind nur noch Ruinen vorhanden.

Die Reisenden, welche wir eben erwähnten, haben wie Bergen und Burckhardt das Land nach D. durchwandert. Nur mit Mühe konnten sie die Kraber bewegen, sie zu führen. Sie sahen da Bosra (Bostra), dessen Altvordächer noch an die Wichtigkeit und den Glanz zu der Zeit

Arjans und Alexander Severus erinnern, die sie besetzten und verschönernten. Sie war damals der Hauptort einer römischen Provinz.

Dscherasch (Gerasa), weiter nach O., muß eine prächtige Stadt gewesen seyn. Sie ist an den beiden Seiten eines Thales erbaut, das von einem Flusse durchströmt wird, und scheint zwei Straßen gehabt zu haben, die sich in der Mitte rechtwinklig durchschnitten und die eine Doppelreihe von Säulen glerte. Nirgends trifft man so viele prächtige Gebäude neben einander auf so kleinem Raume.

Rabbath Ammon (Philadelphia) ist eine andere seit mehreren Jahrhunderten verlassen Stadt. Die Ruinen eines bedeutenden Palastes, ein prächtiges Amphitheater und Tempel verrathen den ehemaligen Glanz.

Die Berge, welche diese Gegend in O. begrenzen, hießen sonst Galand; die östlichen sind eine Uebereinanderschümmung von Felsmassen von düsterm Aussehen, die, wie Bolney sich ausdrückt, „in der Ferne den Anfang der Wüste und das Ende des bewohnten Bodens anzeigen.“

Sie schließen sich in N. dem Hermon an, dem südlichen Arme des Anti-Libanon; der Berg Basan, in dem nördlichen Theile, ist durch seine treffliche Weide und seine Eichenwälder berühmt. Der Berg Abarim erhebt sich in O. in dem Rebo, auf welchem Moses starb und von dessen Gipfel aus er das gelobte Land erblicken konnte, das er nicht betreten sollte.

Die Ebene zwischen den Bergen und dem Jordan ist meist dürr, uneben und von fruchtbaren Thälern durchschnitten. Irby und Mangies kamen in dem Dorfe Szalt auf einem Wege durch Weinberge an, die von Mauern eingeschlossen waren. Die Umgegend ist auch mit Olivenbäumen bedeckt; mehr als zwei Drittel der Bevölkerung besteht aus Christen. Hier und da bemerkt man Ruinen von Gebäuden und in den Felsen gehauene Gräber. Die Reisenden halten Szalt für Mascheron, wo der heilige Johannes enthauptet wurde.

Die Reisenden gingen dann durch den Jordan, der damals angeschwollen und sehr reißend war, so daß die Pferde hindurch schwimmen mußten. Die Ebene, in die sie gelangten, ist fruchtbar und verlängert sich in N. bis Kaplus. Raumbreil durchreiste sie. Als er bei dem Kan Leben herauskam, fand er einen noch reinigten Weg und ein noch gebirgigeres und sehr rauhes Land, wo er mehrere verfallene Dörfer bemerkte. Offenbar hatte sonst der Ackerbau da geblüht.

Bir liegt angenehm auf einem Hügel nach O. zu. Nachdem der Reisende 2 St. 20 Min. in dieser Richtung weiter gegangen war, bemerkte er von der Spitze eines Hügels aus Jerusalem.

Wie wir vorher gesagt haben, ist die von Pilgern am meisten besuchte Straße die von Jassa. Man geht zuerst in Gärten hin, die nach dem Zeugnisse Chateaubriands „sonst reizend gewesen seyn müssen; dann kommt man in der Ebene von Garon hin, deren Schönheit die Bibel preist; sie ist nicht von gleichem Niveau und bildet vier Plateaus, die durch einen Gorden von kahlen Steinen von einander getrennt sind. Der Boden ist sandig, aber doch ungemein fruchtbar, zeigt aber in Folge des muslimanischen Despotismus überall nur Disteln, dürrs verwelktes Gras und nur einige ärmliche Pflanzungen von Baumwolle, Durra, Gerste und Weizen.“

Auf dem halben Wege von Jassa nach Rama oder Ramle findet man einen von allen Reisenden erwähnten Brunnen. Bald bemerkt man dann Ramle in reizender Lage am Ende eines der Plateaus der Ebene. Von da begibt man sich durch einen Wald von Kopaln nach dem Minaret einer verlassenen Moschee, die sonst der Thurm eines Klosters war, von dem noch schöne Ruinen übrig sind; sie bestehen in einer Art Porticus.

Die Häuser von Ramle sind Hütten mit einer kleinen Kuppel; sie stehen in einem Walde von Oliven-, Feigen- und Granatbäumen zu sehen und sind von großen Kopaln umgeben. In der Mitte dieser Gruppe von Bäumen und Häusern ragen die schönsten Palmen empor. Das Kloster, wo die Reisenden abzukneipen pflegen, gleicht allen andern im heiligen Lande, einer plumpen Feste.

Ramle ist das alte Trimathia. Man spinnt hier Baumwolle und

verfertigt Seife. Lod (Lydda und Diospolis), eine halbe Stunde im N., ist eben so verfallen wie Ramle, doch wird zweimal wöchentlich hier Markt gehalten.

Jenseits Ramle reist man nach D. und gelangt zu der ersten Ombulation der Berge Judas; man kommt in ein Labyrinth von Thälern. In jedem Bergesfange wachsen Zwergeichen und Lorbeeren, sowie in den Thälern Olivenbäume.

In der Nähe eines Dorfes in dem Thale St. Jeremias hörte Chateaubriand plötzlich vernehmlich die französischen Worte: „En avant! marche!“ — „Ich drehte mich um,“ sagt er, „und bemerkte eine Gruppe kleiner nackter Araber, welche mit Palmenstöcken exercirten.“

Aus diesem Thale steigt man in das Aerebintenthal hinab, das tiefer und schmaler ist als das erste. Man sieht hier Weinstöcke und etwas Durra und kommt über einen Fluß auf einer steinernen Brücke, der einzigen in dieser Gegend; links, unter dem Dorfe Saloni, bemerkt man römische Ruinen. Ist man über den Fluß gegangen, so erblickt man das Dorf Keriet Zesta am Ufer eines andern ausgetrockneten Wildbaches, der einer staubigen Straße gleicht. El Birre zeigt sich in der Ferne an der Straße nach Kaplus. Man gelangt immer weiter in eine Wüste hinein, wo einzelne wilde Figenbäume dem Südwinde ihre geschwätzten Blätter darbieten. Die Erde, die bis dahin einiges Grün behalten hat, wird kahl; die Seiten der Berge erweitern sich und erhalten ein unfruchtbares Aussehen; bald hört jede Vegetation auf und selbst das Moos verschwindet. Die Berge nehmen eine rothe Farbe an. Man steigt eine Stunde lang in dieser traurigen Gegend empor, um einen hohen Paß zu erreichen, den man vor sich sieht. Ist man dahin gelangt, so wandert man wieder eine Stunde auf einer kahlen mit Steinen überstreuten Hochebene. Plötzlich erblickt man am Ende dieses Plateaus eine Reihe gothischer Mauern mit viereckigen Thürmen, hinter denen sich einige Gebäudespitzen erheben; es ist Jerusalem. (Taf. 46. Abbild.)

Diese Stadt, die von den Arabern El Kods (die Heilige) genannt wird, ist wie so viele andere ein Beispiel von dem Wechsel alles Irdischen, aber bei allen Trümmern und Ruinen noch immer ein Gegenstand der Verehrung für die Christen, die Muselmänner und die Juden. „Alle, ohne Sectenunterschied,“ bemerkt Bolney, „rechnen es sich zur Ehre, die eble oder heilige Stadt zu sehen oder gesehen zu haben.“

Deshalb ist die Zahl der Reisenden, welche sie beschrieben haben, endlos; die europäischen Christen wohnen meist in dem Kloster der Mäter vom heil. Lande, das unweit der Kirche des heiligen Grabes steht. Das Äußere dieses Tempels hat nichts Imposantes. (Taf. 46. Abbild.) Das Innere, das Chateaubriand 1806 so gesehen hat wie es seit Jahrhunderten existirte, wurde am 12. Octbr. 1807 durch eine Feuerbrunst zerstört; doch erreichten die Flammen das heilige Grab selbst nicht, das sich in einer Kapelle unter der Kuppel der Kirche befindet, „der ehrwürdigsten auf Erden, man mag sie als Philosoph oder als Christ betrachten.“

Mit sehr wenigen Ausnahmen bestätigen alle Reisebeschreibungen diesen Gedanken Chateaubriands und drücken die Gefühle der tiefsten Ehrfurcht, echter Frömmigkeit und religiöser Nahrung aus. Sehr klein ist die Zahl derer, welche bei dem Anblicke des Grabes Jesus gleichgiltig geblieben sind.

Am Eingange sieht man den Stein, auf welchem sein Leichnam zum Einbalsamiren gelegt wurde. Ueber dem Grabe ist ein Zelt von weißem mit Gold gesticktem Atlas aufgespannt; die Vorhalle mit carmoisin Seide mit goldenen Blumen ausgeschlagen. Ueber der Kapelle wölbt sich eine Kuppel, unter welcher fortwährend drei Reihen Lampen brennen. Der Stein, auf welchem der Engel saß, ist auf einen Dreifuß gehoben. Das in den Felsen gehauene Grab ist mit Marmor bekleidet und mit einem leichten blauen Stoffe mit weißen Blumen überzogen.

Als Chateaubriand diese ehrwürdige Kirche zum zweitenmale besuchte, ging er auf die Galerie hinauf, wo er den coptischen Mönch und den abyssinischen Bischof traf. „Sie sind sehr arm und ihre Einfachheit erinnert an die schönen Zeiten des Evangeliums. Diese halbwillen Priester

mit sonnenverbranntem Gesicht, einem Gewande von blauem Zeuge und ohne ein anderes Ayl als das heilige Grab, machten tiefern Eindruck auf mich, als die griechischen Papen und der armenische Patriarch; ich fordere die mindest religiöse Phantasie heraus, bei dem Anblicke so vieler Personen am Grabe des Erlösers, bei diesen Gebeten in hundert verschiedenen Sprachen an dem Orte selbst, wo die Apostel von dem heiligen Geiste die Gabe empfangen, in allen Sprachen der Erde zu reden, ungehört zu bleiben."

Die durch das Feuer zerstörte Kirche ist auf demselben Grunde und auf dem alten Plage wieder aufgebaut, da aber die Armuth der Mönche der lateinischen Gemeinde sehr groß ist und sie keine verhältnismäßige Unterstützung erhalten haben, so mußten sie die Ehre den Griechen und Armeniern lassen, die sehr reich sind. Die neue Kirche ist höchst prachtvoll. Man hat die Vergoldung verschwendet, aber nach dem Zeugnisse mehrerer Reisender hat der gute Geschmack die Aufsicht nicht geführt. Die Unmöglichkeit der Lateiner, den Haupttheil bei der Erbauung zu tragen, hat ihnen das Vorrecht entzogen, das sie sonst hatten, die einzigen Besitzer der heiligen Denter zu seyn.

Es kommen alle Jahre christliche Pilger in Jerusalem an, besonders in der heiligen Woche. Die zahlreichsten sind die der orientalischen Kirchen. Sie ziehen in zahlreichen Caravanen, achten die Strapazen einer Reise von mehreren hundert Stunden nicht, tragen die Bitterung und leben zu Ende ihrer Wanderung nur von dem, was sie finden. Nicht bloß erwachsene Männer übrigen übernehmen so viele Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, sondern auch schwache Greise, die nicht sterben wollen bevor sie Jerusalem gesehen haben, Frauen und Mädchen und Kinder, die kaum die Wege verlassen haben."

In unsern Tagen hat ein junges Bauermädchen aus dem Canton Unterwalden in der Schweiz die Pilgerwanderung nach Jerusalem unternommen. Sie brach 1828 auf und kam 1831 in ihre Heimath zurück.

Die Türken, die Herren von Jerusalem, lassen die Christen nicht anders an die heiligen Denter, als wenn sie eine Abgabe zahlen; sie verbieten ihnen den Eintritt in die Moscheen und möchten ihnen, wenn es möglich wäre, sogar den Anblick derselben untersagen. Es ist bei Todesstrafe verboten, die Moschee Omars zu betreten, welche an der Stelle des Tempels Salomos erbaut worden ist. „Eine herrliche Plattform, die ohne Zweifel von der Natur herrührt," sagt Herr von Lamartine, „die aber offenbar von Menschenhand vollendet wurde, war der erhabene Piedestal, auf welchem sich der Tempel Salomos erhob; jetzt trägt sie in ihrer Mitte den Tempel oder die Moschee Omars, genannt el Sakhara, ein bewunderwürdiges Gebäude in arabischem Style. Es ist eine Masse von Stein in ungeheuern Verhältnissen und achteitig; jede Seite ist mit sieben Arkaden vergiert, die in einer mit Kupfer gedeckten und sonst vergoldeten Kuppel endigt. Die Mauern der Moschee sind mit blauer Email bekleidet; rechts und links ziehen sich große Wände hin, die in leichten maurischen Säulenreihen endigen und den acht Thüren der Moschee entsprechen. Hohe Cypressen, die wie zufällig dastehen, einige Olivenbäume und grüne anmuthige Gebüsche heben die zierliche Bauart der Moschee und die glänzende Farbe der Mauern noch mehr heraus." (Taf. 46. Abbild.)

Der Spanier Babia, der unter dem Namen Ali Bey einen Theil von Afrika und Asien durchwanderte, sowie einige verkleidete Europäer sind in die Moschee eingebrungen. Babia gab eine detaillierte Beschreibung davon; es ist weniger eine Moschee als eine Gruppe von Moscheen, die vorzüglichste, El Aksa genannt, zerfällt in sieben Schiffe, die von Pfeilern und Säulen von schönem braunen Marmor getragen werden; das Mittelschiff, auf dem eine Kuppel sich wölbt, ist 162 Fuß lang und 32 Fuß breit. Vor dem Haupteingange befindet sich eine 284 Fuß lange Straße, in deren Mitte man ein schönes Bassin von Marmor mit einer Fontaine in der Form einer Muschel sieht, die sonst Wasser gab. Am Ende dieser Straße führt eine prachtvolle Treppe zu der Sakhara, die eine andere Moschee ist und den Namen von einem sehr hohen Felsen

hat, der sich in der Mitte des Gebäudes erhebt. Es ist von achteckiger Gestalt und jede Seite 60 Fuß lang. Das in trefflichem Geschmack und sehr reich verzierte Innere wird fortwährend von mehreren tausend Lampen erleuchtet. Unter der Kuppel umschließt ein hohes Gitter von vergoldetem Eisen den Sakhara Allah (den heiligen Stein), den die Muselmänner für jenen halten, auf welchem Jacob das Haupt legte; auch glauben sie, hier sey, nach dem Tempel in Mekka, das Gebet Gott am angenehmsten. Nach einer Sage trägt dieser Stein noch den Eindruck von dem Fuße Mahomed's, der darauf einen Augenblick ruhte, um sein Gebet in der Nacht zu verrichten, als ihn die Stute El Borak in den Himmel trug.

Der arabische Name der Moschee Omars ist El Haram, den auch die von Mekka führt; er bedeutet positiv einen Tempel, einen durch die besondere Anwesenheit Gottes geweihten und den Profanen und Ungläubigen verbotenen Ort. Trotz diesem ausdrücklichen Verbote läßt man Maurer und andere christliche Arbeiter an den Ausbesserungen arbeiten, die im Innern des Tempels nöthig werden.

Mit Ausnahme Lamartines schildern alle Reisenden das Innere Jerusalems als ungemein traurig. Hören wir darüber D. Gerardi, einen sechzigjährigen Pilger, der 1832 muthig von dem Kloster Urban in der Schweiz aufbrach. „Ist man einmal im Innern, so verschwindet das Aussehen von Großartigkeit, das in der Ferne auffällt, jene Illusion, welche einen Augenblick durch den imposanten Anblick der Kuppeln, der Moscheen, der Minarets hervorgebracht wird. Jerusalem zeigt sich wie es wirklich ist, als eine Stadt von Schutt und Trümmern. Die viereckigen meist kleinen, niedrigen Häuser mit glattem Dache, über welchem sich meistens eine kleine Kothurne erhebt, gleichen einer Masse von Steinen, die zusammengefeßt sind um später ein Haus davon zu bauen, nicht aber einer Wohnung." Chateaubriand und Michaud stimmen darin ganz mit Gerardi überein.

Die einstimmige Meinung ist die, man müsse, um diese Stadt im Ganzen zu überschauen, seine Stellung auf dem Delberge nehmen. Er erhebt sich im O. der Stadt und ist von ihr durch das Thal Josaphat getrennt, in welchem der Bach Kidron fließt. Die Pilger verfehlen nicht, diesen Berg zu besuchen, sowie die Gräber der Könige im N. in geringer Entfernung von der Grotte des Jeremias. Dann gehen sie um die Stadt herum und betrachten die Gräber des Absalon, Josaphat und Zacharias in dem Thale Josaphat.

Die Bevölkerung von Jerusalem beträgt ungefähr 30,000 Seelen und besteht aus Muselmännern, Christen und Juden. „Die Industrie und der Handel," sagt Michaud, „geben wenig Hilfsmittel; die Stadt, die Felsen und die Berge umher haben nie Ernten gekannt. Jeder lebt von seinem Glauben. Der Orient hat keine Secten, die nicht Almosen nach Jerusalem schickten; die armenischen und griechischen Pilger bringen ansehnliche Summen dahin; die Gaben und Geschenke der Frommen erhalten so die christliche und jüdische Bevölkerung; die Muselmänner haben ihren Vortheil von allen diesen durch die Frömmigkeit daher geschickten Schätzen, und wenn jede Secte von dem Glauben lebt, den sie bekennt, so kann man sagen, daß die Muselmänner von dem Glauben Aller leben."

Die Juden wohnen in dem schmutzigsten Stadttheile; alle in Palästina sind so arm, daß sie jedes Jahr unter ihren Brüdern in Aegypten und der Berberei Almosen einsammeln lassen.

Die Hauptindustrie der Bewohner Jerusalems besteht in der Verfertigung von Rosenkränzen, Nachbildungen des heiligen Grabes und andern ähnlichen Gegenständen, die mit Perlenmutter ausgelegt werden.

Haben die Pilger in Jerusalem ihre religiösen Pflichten erfüllt, so machen sie die Wanderung nach dem Jordan. Sie gehen über den Delberg, an dessen Fuße man die Stelle des Gartens von Bethsemane sieht, wohin sich Jesus bisweilen zurückzog, wo er am Tage vor seinem Leiden betete und wo er von Judas Ischariath verrathen wurde. Etwas weiter hin nach O. liegt das kleine Dorf Bethanien, wo man nach der Sage noch das Haus Marthas, Marias und deren Bruders Lazarus, das

Sand des letztern und andere Gegenstände zeigt, die in der Bibel erwähnt werden.

Dann gelangt man in ein kaskadenartiges Thal, eine wahre Klüftenwelt, die Stelle, wo der Reisende geplündert wurde, dem ein Samaritaner beistand. Darauf erweitert sich der Weg über die Berge und ist hier und da gepflastert; es ist vielleicht eine römische Straße.

Am Ende eines Thales entspricht das Dorf Ritha dem alten Jericho. Vor ihm, an den beiden Ufern des Jordans bezeichnet ein Pfahl die Stelle, wo die Israeliten über den Fluß gingen. Die Pilger eilen zu Pfingsten daher, um sich in dem Wasser zu baden. Sie tauchen ihre Kinder ein, nehmen Baumzweige mit und füllen Flaschen mit dem Wasser des berühmten Flusses, um es als Erinnerungsgeld mit sich zu nehmen.

Strigt man in S. hinunter, so gelangt man an die Einmündung des Jordans in das Tode Meer; etwas weiter oben fließt er in einer tiefen Schlucht durch ein Wäldchen von Amariadensträuchern, die Schatrandrian zu seinem großen Erkaunen auf diesem unfruchtbaren Boden fand. Der Kraber versteckt sich am Ufer, um den Reisenden anzufallen und den Pilger zu plündern. Rae Wilson, der den Jordan im Februar sah, sagt, er sey damals sehr angeschwollen und reißend gewesen; er löste das Wasser und fand es nicht unangenehm.

Jeder Reisende hat den Anblick des Toden Meeres als höchst tragisch beschrieben; es wird in R. von Sanddünen begrenzt, zwischen welchen man Rissen folgen kann, die sich in dem von den Sonnenstrahlen gebildeten Schlamm bilden. Es herrscht auf diesem See eine schauerliche Stille; als Rae Wilson an den mit glühenden Steinen bestreuten Ufern hinging, war das Rauschen der dicken Wogen, die von dem Winde getrieben wurden, noch schrecklicher als die Debe der Ufer, die eine Salzkruste bedeckt, so daß sie wie ein Schneefeld aussehen, auf dem sich einige verkrüppelte Gesträuche erheben.

In dieser Einsamkeit gewährte dem erwähnten Reisenden der Anblick eines Sperbers, der über den See flog, wahrhaftes Vergnügen; auch schien dies die Behauptung derjenigen Lügen zu strafen, welche versichern, die giftigen Ausdünstungen hinderten die Vögel, in der Luft über dem See zu schweben. Schatrandrian hörte einiges Geräusch auf dem See, und die Kraber sagten ihm, es rühre von den Regionen kleiner Fische her, welche an das Ufer sprängen, was der Meinung widersprach, daß das Meer kein lebendes Wesen erzeuge. Man hat Muscheln am Strande gefunden; bisweilen sind eisenharte Stücke Erbsen ausgeworfen worden, aus dem man Kreuze macht, die in Jerusalem verkauft werden.

Alle Reisende, welche es versuchten, sich in diesem See zu baden, versichern, das Wasser desselben sey salziger als das des Meeres, und besäße dabei einen unerträglich bitteren Geschmack. Diejenigen, welche schwimmen können, schwimmen wie Kork an der Oberfläche; taucht man den Kopf hinein, so empfinden die Augen einen brennenden Schmerz, und wenn man wieder heraustritt, so verbunkelt das Wasser nicht am Körper, sondern bleibt auf der Haut und fühlt sich fettig an. Geht man mit Stiefeln in den See hinein, so bedecken sie sich mit Salz wenn sie kaum trocken sind; die Kleidungsstücke aller Art und die Hände sind in weniger als drei Stunden mit diesem Mineral geschwängert.

Das Tode Meer, auch der Asphaltsee genannt, im Arabischen Bahr Lud (Loth's Meer) ist 23 Stunden lang von R. nach S. und 6 Stunden breit. Außer dem Jordan nimmt es noch verschiedene Bäche auf; es biegt sich bogenförmig und liegt zwischen zwei Bergketten, die nicht gleichen Boden haben und sich in den Wüsten in S. verlieren. Die in D haben warme Quellen.

An dem südlichen Ende und an den beiden Ufern standen die schuldigen, zur Zeit Abrahams durch eine entsetzliche Katastrophe zerstörten Städte. Es verengt sich an dieser Stelle, dann erweitert es sich von neuem; die Breite beträgt da etwa eine Meile. Jerby und Mangles, die ihre Untersuchungen dahin ausdehnten, fanden den Strand mit Muscheln, Schneckenhäusern und toten Heuschrecken bestreut, die ganz von Salz

inkrustirt und farblos geworden waren. Sie bemerkten auch ein Paar ägyptische Gänse und sodann einen Flug Lauben, die über den See zogen.

Geht man wieder nach RB., so gelangt man nach Hebron, einer Stadt, die von den Arabern el Kalil (die Vielgeliebte) genannt wird. Man zeigt hier die Grabgrotte Abrahams und Saras, sowie die Gräber anderer Patriarchen. Hebron liegt, wie Kolney sagt, am Fuße einer Anhöhe, auf welcher schlechte Mauerwerke, die unformlichen Ueberreste eines alten Castells, stehen. Die Umgegend ist ein längliches Bassin von 5 bis 6 Stunden Ausdehnung, angenehm mit reinigten Hügel, mit Fichtenhainen, Zwergeichen und einigen Oliven- und Weinpflanzungen bedeckt. Von den Trauben macht man keinen Wein, weil die Bewohner sämtlich eifrige Muselmänner sind, die nicht einmal einen Christen bei sich dulden, sondern Kastraten. Die Landleute bauen auch Baumwolle, die von den Frauen gesponnen und in Jerusalem und Gaza verkauft wird. Dazu kommen einige Fabriken von Seife, zu der die Beduinen die Soda liefern, und eine sehr alte Glasfabrik, die einzige in Syrien. Sie liefert eine sehr große Menge gefärbter Ringe, Arme- und Knöchelhänder und verschiedene andere Kleinigkeiten, die man bis Constantinopel versendet. In Folge dieser Industriezweige ist Hebron der mächtigste Ort in dieser Gegend.

Die Herren Jerby und Mangles sagen auch, die Umgegend sey gut bebaut und in jeder Weinpflanzung stehe ein Thurm zur Bewachung; einige dieser Gebäude schienen sehr alt zu seyn. Geht man nach R., so trifft man Aeloa und Hariatun, wo man Ruinen bemerkt, und gelangt endlich nach Bethleem, das als Geburtsort Jesus so berühmt ist.

Diese kleine Stadt liegt auf einem Hügel in einer Gegend von Hügel und Thälern, die man sehr angenehm nennen könnte. „Es ist, nach Kolney, der beste Boden in diesem Bezirke; Obk, Wein, Oliven, Sesam geben vortreflich, aber es fehlt an Anbau wie überall. Die Bewohner, von denen ein Theil Christen ist, bereiten einen weißen Wein, der den Ruf rechtfertigt, welchen sonst die Reine Judas hatten, aber den Nachtheil besitzt, daß er sehr berauscht.“

Das Kloster von Bethleem ist eine wirkliche Feste mit sehr dicken Mauern; es steht mit der Kirche durch einen von hohen Mauern geschlossenen Hof in Verbindung. Diese Kirche ist gewiß sehr alt, und obgleich oft zerstört und wieder aufgebaut, trägt sie doch Spuren ihrer griechischen Entstehung an sich. Zwei Wendeltreppen, jede von funfzehn Stufen, öffnen sich zu beiden Seiten des Chores und gehen in die unterirdische Kirche hinab. Diese nimmt den Raum des Stalles und der Krippe ein; sie ist in den Felsen gehauen; die Wände dieses Felsens sind mit Marmor bekleidet und das Pflaster der Grotte besteht ebenfalls aus kostbarem Marmor. Sie wird nur durch das Licht von 22 Lampen erleuchtet, die von verschiedenen christlichen Fürsten geschenkt wurden. Ganz im Hintergrunde der Grotte, nach Morgen zu, zeigt ein weißer, mit Zapis ausgelegter und von einem silbernen Reifen in Sonnenform umgebener Marmor durch eine über den Strahlen eingegrabene lateinische Inschrift an, daß hier Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren wurde.

Ein Marmoraltar erhebt sich über der Stelle, wo der Messias zur Welt kam; er wird durch drei fortwährend brennende Lampen beleuchtet. Einige Stufen weiter unten findet man die Krippe, und gegenüber nimmt ein Altar die Stelle ein, wo Maria saß, als die drei Weisen kamen, um ihren Sohn anzubeten.

Diese unterirdische Kirche ist durch schöne Gemälde aus der italienischen und spanischen Schule bereichert. Die Pilger besuchen auch das Grab der Unschuldigen Kinder, die Grotte, das Grab des heiligen Hieronymus, und die Gräber anderer heiligen Personen.

Hat man Bethleem auf einem schmalen und holperigen Wege verlassen, der nach R. führt, so gelangt man nach Rama, einem Dorfe im Gebirge; die Sage verlegt auf ein nahe Feld das Grab der Kugel. Weiter hin findet man die tiefe Schlucht des Baches Kidron, die sich

nach dem Todten Meere hin verlängert. Dieses Bachbett, das austrocknet und nur im Frühjahr ein röthliches schmutziges Wasser führt, kann 350 Fuß Tiefe haben; in dieser Schlucht liegt das Kloster der heiligen Saba. Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe in dem Flußbette; von da erheben sich die Klostergebäude auf perpendicularen Treppen und in die Felsen gehauenen Gängen und reichen so bis auf den Bergrücken, wo sie sich in zwei vierseitigen Thürmen endigen. Von diesen Thürmen erblickt man die unfruchtbaren Gipfel der Berge Judas und unter sich schaut das Auge in der ausgetrockneten Schlucht des Baches Ribron hin, wo man Grotten sieht, die sonst von den ersten Einsiedlern bewohnt wurden. „Eine Palme wächst in einer Mauer auf einer der Terrassen des Klosters; ich bin überzeugt, sagt Chateaubriand hinzu, daß alle Reisende sie bemerkten wie ich; man muß von einer so grauenhaften Ginde umgeben seyn, um den Werth eines Büschels Grün würdigen zu können.“

Südllich von Bethlehem besuchen die Reisenden die Cisternen, deren Bau man Salomo zuschreibt; es sind drei, die sich übereinander befinden; ihre Tiefe soll beträchtlich seyn; sie sind in ziemlich gutem Zustande und bisweilen voll Wasser. Die höchste wird durch eine reichliche Quelle gespeist, die aus dem Felsen hervorquillt am Fuße der Mauer eines Kastells, dessen Ursprung man ebenfalls dem Salomo zuschreibt. In der trockenen Jahreszeit kommt das Wasser, mit dem Jerusalem außer dem in jenen Cisternen versorgt wird, aus diesen drei Behältern, und wird durch eine Wasserleitung dahin gebracht. Das Thal, wo sie sich befinden, ist tief und materisch. Es liegt da ein Dorf, wo sich, wie man behauptet, die Gärten befanden, in denen der weise König der Hebräer von seinen Arbeiten auszuweichen pflegte.

Reist man von Hebron aus nach Westen, so gelangt man nach fünf Stunden auf die Höhen, welche von dieser Seite der letzte Zweig der Berge Judas sind. „Hier, sagt Volney, blickt der Reisende mit Wohlgefallen auf die weite Ebene, die er vor sich hat, und die unter dem Namen Galesin oder Palästina von dieser Seite die Provinz Syrien einnimmt.“

Der Name Galesin kommt von dem der Philister, welche dieses Land ange vor der Zeit bewohnten, als die Hebräer hineinzogen und so lange mit jenen Krieg führten. Man hat vorher gesehen, daß diese Benennung sich weit über das kleine Land hinaus erstreckt hat, die es zuerst bezeichnete.

Jaffa gehört dazu. Weiter hin, nach G., findet man Dörfer, von Arabern bewohnt, welche das Land bebauen. Auf einem Hügel in der Nähe von Masnich findet man Ueberreste von Wohnungen und unterirdische Gemächer, wie sie die Felsen aus dem Mittelalter zeigen.

Jabne (Jamnia) hat nichts Bemerkenswerthes als einen künstlichen Hügel, wie es deren mehrere in dieser Gegend giebt, und einen Bach, den einzigen in diesem Bezirke, der im Sommer nicht austrocknet. Unter den Ruinen, die man dann trifft, ist die beträchtlichste Gdzud (Azot), das sonst so mächtig war. Der jetzige Flecken ist nur durch seine Scorpione berühmt.

El Madschebal liegt in einer herrlichen Ebene und ist von einem Haufe von Palmen und großen Agaven umgeben. Alle Felsen bestehen hier aus untereinander geschlungenen Kopal, die unburcheingänglicher sind als die dicke Mauer. Hier errangen die Kreuzfahrer einen Sieg über den Sultan von Egypten, und hier lagerte auch in unserer Zeit die französische Armee. Man spinnt in El Madschebal die schönste Baumwolle in Palästina, die jedoch sehr grob ist.

Bechem liegt Acalon. „Diese Stadt, die keinen einzigen Einwohner mehr hat, sagt der Graf von Forbin, liegt auf einem sehr großen Hügel, der einen Halbkreis bildet; der Abhang nach der Landseite zu ist fast unmerklich, sehr steil dagegen über dem Meere, das die Senne dieses Bogens bildet. Die Mauern, ihre Thore, die Tempel, die Häuser stehen noch. Es fehlt nichts als die Bewohner; die Schakale, die sich in großen Schaaeren auf dem öffentlichen Plage sammeln, sind gegenwärtig die alleinigen Herren von Acalon.“

„Diese ganze Kette versendet täglich mehr, so daß die Dörfer, die im Alterthume Häfen waren, jetzt 4 bis 500 Schritte weit im Lande liegen. Gaza, sagt Volney hinzu, ist ein Beispiel, das man anführen könnte. Gaza, das die Araber Raze nennen, besteht aus drei Dörfern, von denen eines, unter dem Namen Gastell, in der Mitte der beiden andern auf einem mäßig hohen Hügel liegt. Das Gerail des Aga, das dazu gehört, ist versallen wie jenes von Ramle, hat aber den Vortheil einer großen Aussicht; von seinen Mauern umfaßt das Auge das Meer, das durch einen Sandstrand von einer Viertelstunde davon getrennt ist, und die Landschaft, deren Datteln und kahles Aussehen an die Landschaften Egyptens erinnern.“

„Die Lage Gazas hat es zu dem Mittelpunkt der Communication zwischen diesem Lande und Syrien und zugleich zu einer ziemlich bedeutenden Stadt gemacht. Die Ruinen von weißem Marmor, welche man noch bisweilen findet, beweisen, daß sie sonst ein Ort des Luxus und des Reichthums war; sie verdiente wohl diese Wahl. Der schwärzliche Boden der Erde ist sehr fruchtbar und die von fließendem Wasser befruchteten Gärten bringen ohne Beihilfe der Kunst vortheilhafte Früchte und Blumen hervor.“

Diese kleine Stadt ist noch wegen ihres Handels und ihrer Industrie blühend. Der Durchzug der Caravanen ist ebenfalls für sie eine Quelle des Glückes. Herr von Forbin rühmt auch die Schönheit der Umgegend, „wo Palmen voll saftiger Früchte zeigen, wie die Natur ihre Anstrengung, an der Grenze der Wüste verdoppelt.“

„Die Franzosen bemächtigten sich Gazas zur Zeit des ägyptischen Feldzugs erst nach einem lebhaften Widerstande. Die Araber dieser Gegend bewahren noch die Erinnerung an jene Fremden. Sie zeigten uns die verschiedenen Stellungen, welche die Truppen inne gehabt hatten, die Dörfer, wo die lebhaftesten Kämpfe vorgefallen waren, und freuten Hände voll Sand in die Luft, um die große Zahl der Todten anzuzeigen.“

„Jenseits Gaza giebt es nichts als Wüste. Doch, sagt Volney hinzu, muß man nach dem Namen nicht glauben, daß die Erde mit einem Male unbewohnt werde; man findet noch eine Tagereise lang längs dem Meere einigen Anbau und einige Dörfer.“

Kapitel LXIX.

Arabien.

Die Wüste, die sich in G. von Gaza ausdehnt, wird von den Arabern Baral el Scham (die Wüste von Syrien) genannt. Zur Zeit Volney's war das Land noch von keinem Reisenden besucht worden; dieser Schriftsteller, der es sehr gut beschreibt, sagt hinzu, es verdiene besucht zu werden, und es ist in spätern Zeiten vielfach bereist worden, z. B. von Seegen, Burckhardt, den Capitainen Irby und Mangley, Leon de la Borde und Linant.

Das ganze Land südllich von Nabath Ammon zeigt häufig Ruinen von alten Städten mit Tempeln und Säulen. Kerak, eine kleine Stadt in D. vom Todten Meere, liegt auf dem Gipfel eines steilen Hügel, der von allen Seiten von einem tiefen und schmalen Thale umgeben ist. Reichliche Quellen bilden da Flüsse, an deren Ufern die Bewohner Gemüße und Oliven bauen. Die Christen leben da mit den Muselmännern.

Nachdem man an verschiedenen Orten Ruinen betroffen hat, gelangt man in das Uady Musa, ein Thal, dessen Hauptort Eidsch in materischer Lage, umgeben von einer Steinmauer, ist. Folgt man nach B. dem Laufe des Baches von Eidsch, so verengt sich das Thal von neuem und es beginnt nun die lange Reihe der prächtigen Gebäude von Petra. Zuerst trifft man die große Todtenstadt; die Seite des Gebirges, das da ein rauheres Aussehen gewinnt, zeigt überall ausgehöhlte Gräber. Die

bemerkenswerthesten, die sich längs des Berges finden, sind mit Säulen, Pfeilern, Stäben, Porzellan, Löwenfiguren und Pyramiden verziert; einige dieser Verzierungen sind in gutem Stile, andere haben etwas Phantastisches, und noch andere sind von mittelmäßiger Arbeit. Man bemerkt nur eine sehr kleine Zahl von Inschriften, die in alten syrischen Schriftzeichen abgefaßt sind. Tamarinden, wilde Feigen, Oleander und Kapertsträucher wachsen üppig am Bege; hier und da ist er nur für zwei Reiter breit genug, und links und rechts erheben sich Felsen 400 bis 700 Fuß hoch.

Hat man so beinahe 2 Meilen durchwandert, so gelangt man in einen ziemlich freien Raum und hat vor sich die Fassade eines großen Tempels, der wegen des Reichthums und der ungemeinen Sauberkeit der Verzierungen merkwürdig ist, ob sie gleich nicht alle in reinem Geschmacke sind. Alle diese Werke sind in den Felsen gehauen und die Verzierungen, selbst die kleinsten, überall, wo sie nicht durch Menschenhand zerstört wurden, von kaumendwerther Vollendung.

Von dem Plage aus, auf dem dieser Tempel steht, gelangt man durch ein von Gräbern begrenztes und in einem Theater endigendes Defilé an die Stelle, wo die Stadt stand, die von allen Seiten von sehr hohen steilen Felsen umgeben ist, die von Schluchten geschnitten sind, welche nach allen Richtungen hin laufen. Die Seiten dieser Berge gewähren eine unendliche Verschiedenheit von Gräbern und Wohnungen, die in den Felsen gegraben sind. Der ziemlich ebene Boden ist mit ungeschuerten Trümmern bestreut, unter denen sich Säulen und Arkaden erheben; diese müssen zu einem Palaste gehört haben. Man bemerkt auch noch Ueberreste von Wasserleitungen.

In NB. der Stadt trägt der Gipfel des Berges vor ein Grab, das nach dem Volksglauben das des Xavon, des Bruders Moses, ist.

Nach dem Namen Petra nannten die Alten dieses Land Arabia petraea. Gegenwärtig gehört es zu dem Hedschaz. Petra war die Hauptstadt des Landes der Rabthäder, welche durch den Handel großen Reichthum erworben hatten.

Redsched, ein anderer Theil Arabiens, das von Wästen umgeben, hoch und bergig ist, liegt in D. von dem Hedschaz. Einige seiner Bezirke zeichnen sich durch schöne Weideplätze aus, wo man eine treffliche Art Kamelle zieht. Redsched wird von dem Aftan durchströmt, einem großen Wildbache, der dem persischen Meerbusen zufließt. In dieser Provinz entstand in dem achtzehnten Jahrhunderte die Secte der Wahabiten. Sie hatte große Fortschritte gemacht und bedrohte Aegypten. Im Jahre 1818 wurde ihre Macht durch Ibrahim Pascha, den Sohn Mehemed Ali's, vernichtet. Er bemächtigte sich der Person ihres Führers und Derayehs, ihrer Hauptstadt. Diese Stadt liegt in einem sehr engen Thale; ihre Häuser sind von Stein; Brunnen liefern den Bewohnern das nöthige Wasser. Redsched und Hedschaz entsprechen dem wüsten Arabien.

Im D. von Derayeh wird das Land Jedra genannt bis an die Grenze der Provinz El Hassa. Diese zieht sich an der Südküste des persischen Meerbusens hin. Das Gebiet von Hassa, der Hauptstadt, das von dem Aftan bewässert wird und wegen der zahlreichen Brunnen berühmte ist, hat soviel Wasser, daß die Araber da Acker bauen können, mit dem sie ihre Pferde füttern. Hassa ist gut bevölkert und von Mauern mit Thürmen umgeben.

Nach D. zu kommt man nach El Katyf, einer festen Stadt an einer Bai; sie treibt den stärksten Handel am Meerbusen, weil ihre Nähe bei den Inseln Bahrein, wo eine der schönsten Perlenfischereien in der Welt stattfindet, eine Menge Kaufleute dahin zieht; aber die Luft ist sehr ungesund.

Unter den andern Städten dieser Küste, die von Europäern sehr wenig besucht wird, kann man Ras el Keima in dem Bezirke der Dschodmi-Araber anführen; sie hat den besten Hafen an der Küste. Ihre Bewohner waren entschlossene Seeräuber, welche den Meerbusen unsicher machten. Mit etwa 60 großen Fahrzeugen und mehr als 800 gut bemannten Mten bemächtigten sie sich der Handelschiffe und griffen

selbst Kriegsschiffe an. Eine Expedition, die 1825 von Bombay ausbrach, machte diesen Seeräuberzügen ein Ende und zerstörte ihre Seemacht wie ihre Banwerke.

Beladfer an der Mündung eines Wildbaches mit einem ziemlich guten Hafen war auch ein Schlußpunkt der Seeräuber. Die verschiedenen Bezirke von El Hassa werden von unabhängigen Scheiks regiert.

Das Cap Mosendon, am Eingange des persischen Meerbusens, befindet sich an der nördlichen Grenze Oman's, eines Landes des östlichen Arabiens an dem Meere, dem es seinen Namen giebt. Die Hauptstadt ist Mascate, die von vielen Reisenden beschrieben wurde. Der Hafen ist groß und sehr sicher und der Eingang in denselben wird durch Feste geschützt. Jenseits der Mauern zieht sich eine große Sandebene hin, die auf allen Seiten von felsigen Höfen begrenzt ist.

Mascate treibt einen sehr wichtigen Handel mit Indien, den Städten am persischen Meerbusen, Arabien und der Küste von Afrika; der Bazar ist deshalb auch mit allen Arten Waaren reich versorgt.

Oman, mit einer Bevölkerung von 1,600,000 Seelen, wird von dem Iman von Mascate beherrscht, der, ein Verbündeter Englands, unter der Oberherrschaft des Königs von Persien einen Küstenstrich von Kerman, sowie die Inseln Kischm und Ormus besitzt; ferner gehört ihm an der Küste von Afrika die Insel Zanzibar; Socotra hat er den Engländern abgetreten. Er hält sich meist in Mosak auf einem kleinen Hügel im Innern, in einiger Entfernung von Mascate auf. Sohar ober Oman, in N. von dieser Stadt, hat einen guten Hafen und mehrere Werfte.

Das Land Oman endigt sich in E. in dem Golf von Garia Muria; hier beginnt dann Hadramaut, dessen Küste mehrere Häfen besitzt, unter andern Dsafir und Reschin. Das Innere ist zum Theil bergig und von fruchtbaren Thälern durchzogen; übrigens floßen außerordentlich dürrer Bezirke an die Wüste, welche das Land im N. begrenzt. Hadramaut gehorcht mehreren unabhängigen Scheiks; es ist fast ganz unbaut und bildet mit Jemen und einem Theile von Oman das glückliche Arabien der Alten.

Jemen, in W. von dem Hadramaut, umfaßt den ganzen Südwesttheil Arabiens. Die südliche Küste wird von dem Meere von Oman bespült, die nördliche von dem arabischen Meerbusen oder dem Rothem Meere. Niebuhr, der Jemen 1763 besuchte, sagt: die Natur scheint es in zwei Theile geschieden zu haben. Der, welcher an den Golf stößt und sich von Bab-el-Mandeb nach N., bis Bah, erstreckt, ist niedrig und heißt Tehama; der andere hoch über dem Meerespiegel gelegene und von den Arabern Dschebail (Bergland) genannte Theil liegt, mehr in D. Tehama ist eben, sandig, dürr, außerordentlich heiß; kein Fluß behält hier das ganze Jahr hindurch sein Wasser. Dschebail wird von mehreren Bergketten durchschnitten, die oft steil sind und fruchtbare Thäler einschließen. Viele Flüsse, die sich in der Regenzeit da bilden, trocknen in der trockenen Zeit aus; diejenigen, welche sich so anschwellen, daß sie aus dieser Berggegend herauskommen, verlieren sich in Tehama; eine sehr kleine Anzahl bringt das Wasser bis zum Meere.

Jemen ist unter mehrere Hauptlinge getheilt; der mächtigste ist der Iman von Sanaa.

Aden, am dem Meere von Oman, ist der Haupthafen an der Südküste. Sonst war der Ort sehr blühend und trieb einen unermesslichen Handel mit Indien. Gegenwärtig begiebt man von da nur etwas Gummi und Kaffee, doch wird der Hafen noch häufig besucht. Zahlreiche Ruinen zeugen von dem sonstigen Glanze.

Siebenzig Stunden im W. öffnet sich die Straße von Bab-el-Mandeb, durch welche der indische Ocean mit dem arabischen Meerbusen in Verbindung steht; sie liegt unter 12° 48' n. Br. und hat etwa 12 Stunden in der größten Breite. Mehrere Inseln, unter andern Perim, machen die Schifffahrt gefährlich. Ihr Name, welcher bedeutet: Thor desjenigen, der sich dem Tode aussetzt, spricht den Eindruck aus, den man bei dem Anblicke der beiden dürrer Küsten em-

pfundet. Hat man einige Stunden nach H. zu in dem Golf zurückgelegt, so bemerkt man die Stadt Mekka. „Sie gewährt mit allen ihren geweihten Häusern und ihren drei Moscheen, deren Minarets sich in bedeutende Höhe erheben, von dem Meere aus einen ziemlich schönen Anblick. Kommt man am Hafenbäume an, der zur Bequemlichkeit des Handels angelegt worden ist, setzt Lord Valentia hinzu, so verschönert sich das Bild durch den malerischen Effect, den die gezackten Mauern und ein hoher Thurm hervorbringen, der vorspringt und zur Vertheidigung des Hafens dient.“ (Taf. 47. Abbild.) Sobald man aber das Thor hinter sich hat, verschwindet die Illusion und man sieht nichts als schmuzige, enge, krumme Straßen und viele verfallene Häuser.

Diese Stadt, welche den stärksten Handel in Arabien treibt, ist der Hauptkaufplatz des Kaffees, den dieses Land hervorbringt. Mehrere fremde Nationen haben Comptoirs hier, und unter diesen Kaufleuten zählt man mehrere reiche Bantianen. Das Trinkwasser ist selten; die Reichen lassen es von Mäsa kommen, einem 8 Stunden weit in D. am Eingange eines Gebirgslandes gelegenen Flecken. Sonst wurde sie, wie man vermutet, von dem Meere bespült, von dem sie durch Sandanhäufungen getrennt wurde. (Taf. 47. Abbild.)

Folgt man der großen Straße, so findet man Laas, eine ansehnliche Stadt am Fuße der Sabber-Berge und in einer an Weizen und Obst fruchtbaren Gegend. Das Land, welches diese Stadt von dem 34 Stunden in H. gelegenen Sanaa trennt, ist gebirgig, ziemlich reich und gut bebaut. Es wurde von Niebuhr durchwandert, den der Iman gut aufnahm. Dieser Fürst gab ihm eine Audienz in einem großen vierseitigen gewölbten und oben-offenen Saale, in dessen Mitte ein Springbrunnen 14 Fuß emporsprang.

Sanaa liegt auf einer dürrn Höhe inmitten einer fruchtbaren Ebene am Fuße eines Gebirges. Sie hat mehrere Moscheen und schöne Paläste; Gärten nehmen einen Theil ihres von Mauern umschlossenen Raumes ein. Wasserleitungen bringen das Wasser von den benachbarten Höhen.

Niebuhr und seine Gefährten verließen Sanaa am 26. Juli und gelangten am 2. August nach Beit el Fakhi, einer kleinen Stadt, welche der Markt ist, wohin die Landleute aus der Umgegend ihre Kaffeereise bringen. Die Reisenden zeichneten die Kaffeepflanzungen bei dem Dorfe Bulgof (Taf. 47. Abbild.) ab. Die Krieger, Europäer zu sehen, führte in ihre Wohnungen Frauen und Mädchen, die nicht verschleiert waren.

Ein Weg, der nach Mekka geht, führt nach Hobeiba, einem ziemlich guten Hafen; man treibt da Handel mit Kaffee, wie in Soheila, einem andern Hafen, 13 Stunden weiter in W., dem nördlichsten der Staaten des Iman. Dieser Fürst zählt seit einiger Zeit eine Abgabe an dem Sultan. Man schätzt die Bevölkerung seiner Staaten auf 2,500,000 Seelen und die Einkünfte auf 18 Mill. Frcs.

Dschidba ist ein Hafen in Fedschag, das sich nach Norden bis zur großen Wüste von Syrien zieht. Dschidba ist der Hafen, wo die muslimännischen Pilger in Menge ankommen, die von da noch 22 Stunden zu Lande nach D. zu reisen haben, um das Ziel ihrer Reise zu erreichen.

Es endigt in Mekka, einer großen Stadt in einem unfruchtbaren Thale mitten unter Bergen. Keiner, der nicht Muselman ist, darf die Umgegend betreten. Besondere Umstände haben jedoch zu verschiedenen Malen einigen Europäern die Möglichkeit verschafft, in die heiligste Stadt des Islams hineinzugelangen. Seetzen, Burckhardt und Babiä konnten sie verkleidet besuchen und beschreiben.

Die große Moschee, Bethullah (Gotteshaus) oder el Haram genannt, ist ein Gebäude, das nur wegen der Ka'aba merkwürdig ist, die es umschließt, denn in andern Städten des Orients giebt es Moscheen, die eben so groß und noch schöner sind. Die Ka'aba, so genannt von ihrer vierseitigen Gestalt, wurde, nach dem Glauben der Muselmänner, von Abraham und dessen Sohne Ismael gebaut; sie ist 34 Fuß hoch und

27 Fuß breit. Der einzige Eingang, der des Jahres nur zwei oder dreimal geöffnet wird, befindet sich an der Nordseite und ungefähr 7 F. über dem Boden; man gelangt auf einer beweglichen hölzernen Treppe dahin. Die Thüre ist ganz mit Silber bedeckt und hat mehrere Goldverzierungen. Alle Abende stellt man auf die Schwelle kleine brennende Kerzen und Gefäße mit Moschus, Aloeholz und andern wohlriechenden Gegenständen.

In der NO.-Ecke der Ka'aba, bei der Thüre, ist der berühmte schwarze Stein eingefaßt, dessen Oberfläche durch die Berührungen und Küsse der vielen Tausend Pilger ganz abgeglättet ist. Er ist von einer großen silbernen Platte umgeben. In der Westseite der Ka'aba, 2 Fuß unter dem Giebel, sieht man den Mizab oder die Traufe, durch welche das Regenwasser abläuft, das auf das Dach des heiligen Gebäudes fällt; sie soll von massivem Golde seyn. Das Pflaster, das die Ka'aba umgiebt unter dem Mizab, besteht aus bunten Steinen und bildet eine recht hübsche Mosaik. Im Mittelpunkte bezeichnen zwei große schön grüne Platten das Grab Ismaels und Hagars, seiner Mutter. Es gilt verdienstlich für die Pilger, hier ein Gebet herzusagen und sich zweimal niederzuwerfen.

Die vier Seiten der Ka'aba sind von dem Kefua umhüllt, einem großen Vorhang von schwarzer Seide, der alle Jahre erneuert wird zur Zeit der Pilgerfahrt und aus Cairo kommt, wo er auf Kosten des Sultans verfertigt wird. Man läßt darin eine Oeffnung für den schwarzen Stein und eine andere in SO. für einen gewöhnlichen Stein, den die Muselmänner nur berühren. In den Stoff des Kefua sind verschiedene Gebete, aber in gleicher Farbe, eingewebt, weshalb sie schwer zu lesen sind. In zwei Drittel der Höhe auf einem breiten Streifen sind in Gold andere fromme Sprüche und das Glaubensbekenntniß des Islams gestickt: es giebt keinen Gott als Gott und Mahomed ist der Gesandte Gottes. Der Theil des Kefua, welcher die Thüre bedeckt, ist reich mit Silber gestickt.

Um die Ka'aba herum ist ein schönes Marmorpflaster von zweimal dreißig Pfeilern von vergoldeter Bronze umgeben, die unter einander durch Eisenstangen verbunden sind, an deren jeder 7 Lampen hängen, welche alle Abende bei Sonnenuntergang angezündet werden. Inzwischen dieser Pfeiler sieht man das Gebäude, welches den Brunnen von Zemzem enthält. Nach der muslimännischen Sage wurde er von dem Hagar in der Wüste gefunden, als eben ihr Sohn verdursten wollte. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung, denn mehrere Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser. Die Pilger trinken mit Andacht von diesem Wasser und nehmen etwas in Flaschen mit sich. Um die Ka'aba sind Gebäude von verschiedenen Formen für die Imams bestimmt, welche das Gebet leiten, oder sie enthalten verehrt Gegenstände. Der mambur oder die Kanzel des Predigers, sowie die bewegliche Treppe befinden sich ebenfalls in geringer Entfernung.

Alle diese Gegenstände sind in einem 250 Schritt langen, 200 breiten und von einer Säulenreihe mit kleinen Kuppeln umgebenen Raum. Einige der Lampen, die in den Arcaden hängen, werden alle Abende angezündet; alle brennen dagegen in dem Monat Ramaban, welcher die Zeit der Pilgerfahrt ist. (Taf. 48. Abbild.) Hören wir Burckhardt über das, was er in diesem Tempel beobachtet hat:

„Nach Sonnenuntergang vereinigen sich die Gläubigen in großer Anzahl zum Abendgebete; sie bilden mehrere große Kreise, hieselben zu, um die Ka'aba her, welche der gemeinsame Mittelpunkt ist, nach dem hin jeder sich niederwirft, weil nach der Beobachtung der muslimännischen Theologen Mekka der einzige Ort in der Welt ist, wo der wahre Gläubige sich nach allen Punkten des Horizontes wenden und sein Gebet verrichten kann. Ein Iman stellt sich an den Eingang der Ka'aba und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge nachgeahmt. Selbst der gleichgiltigste Zuschauer muß eine gewisse Andacht empfinden, wenn er 6 bis 8000 Personen auf einmal niederknien oder sich niederwerfen sieht.“

Nachdem die Pilger in Mekka verschiedene Handlungen der Frömmigkeit verrichtet haben, opfern sie auf dem Berge Arafat, der nicht weit entfernt ist, sowie dann in dem Thale Mina. Baidia und Burckhardt mochten alle diese Cerimonien mit, die sie sorgfältig beschrieben haben. Der erstere, der als großer Herr reiste, hatte die seltene Ehre, nach dem Schrif von Mekka die Ka'aba aufzufegen und zu parfümiren.

Die Hauptstraßen Mekkas sind ziemlich regelmäßig und man könnte sie wegen der hübschen Facaden der Häuser selbst schon nennen. (Zaf. 48. Abbild.)

Die Wanderung nach dem Grabe Mahomeds in Medina ist nicht durchaus nöthig, sondern nur eine verdienstliche Handlung. Burckhardt machte sie mit einer kleinen Caravane frommer Muselmänner. Man reist in einem dürren gebirgigen Lande, das von Thälern durchschnitten ist, wo es Brunnen und Felder giebt.

Medina, am Rande der großen Wüste gelegen, ganz nahe an der Bergkette, welche Arabien von K. nach S. durchzieht, ist in dem niedrigsten Theile einer Ebene gebaut und von Gärten und Dattelpalmenhainen, sowie von Feldern umgeben.

Burckhardt sagt, es sey nach Damask die am besten gebaute Stadt, die er im Oriente gesehen; aber sie sieht sehr verfallen aus. Besonders ausgezeichnet ist sie durch ihre große Moschee, die wie jene in Mekka el Haram heißt, aber nicht so groß ist. Das Grab des Propheten in dem Winkel nach S. ist von einem eisernen grün angestrichenen Gitter von sehr schöner Arbeit umgeben, in welches Inschriften in Kupfer eingestochen sind, das von Unkundigen für Gold gehalten wird. Ein ähnlicher Vorhang wie der der Ka'aba befindet sich zwischen dem Grabe und dem Gitter. Abubeker und Omar, die beiden ersten Nachfolger Mahomeds, sind in seiner Nähe begraben. Sonst wurde ein reicher Schatz in dieser Moschee aufbewahrt, den sich jedoch die Beduinen zu eigeneten.

Jamho el Bahr, 45 Stunden in SW. von Medina, ist der Hafen dieser Stadt und ziemlich gut; es können Fregatten da ankern. Der Felsen machen die Einfahrt schwierig. Der Ort treibt einen bedeutenden Handel mit Aegypten. Fast alle wohlhabenden Familien in Jamho haben ein Landhaus in einem fruchtbaren Thale, 7 Stunden in SW., aber die Umgegend der Stadt ist völlig unfruchtbar. Jenseits des an das Meer stoßenden Salzbodens zieht sich die Sandebene bis zu den Bergen.

Die Küste gewährt ihrer ganzen Länge nach einen ähnlichen Anblick; sie führt überall von Klippen. Etwas nördlich von 18° Br. öffnet sich der Hafen von Busch oder Wadschi, den Küppel für den wichtigsten in diesen Gewässern hält. Vier Stunden in D. im Innern ist Kalaat el Busch ein befestigtes Castell, wo die Pilgercaravane sich zwei Tage aufhalten. Eine andere Pilgerstation ist Kalaat el Mohila.

Einige Stunden in NW. gelangt man nach Bahr el Kaba, so genannt nach einer Stadt am Nordende. Der kleine Hafen ist der Sammelplatz eines Theiles der Pilger aus Aegypten, der Berberrei und Syrien. Es ist das Esiongaber, von wo Salomo seine Flotten nach dem Lande Ophir sandte.

Die Küste wendet sich von Kaba bis zum Ras (Cap) Mohamed nach S. Dieses Cap, am Südende der Halbinsel zwischen Bahr el Kaba und Bahr el Guez, ist niedrig und sanft; im Innern aber erreichen die Berge eine ansehnliche Höhe und der Hafen von El Usch in der Nähe gewährt den arabischen Schiffen in der Nacht und bei schlechtem Wetter einen Zufluchtsort. (Zaf. 47. Abbild.)

Im D. und W. von dem Ras Mohamed liegen viele felsige Inseln, die von den Arabern mit ihren Heerden besucht werden.

Bahr el Kaba und Bahr el Guez sind zwei Arme, welche der arabische Meerbusen bildet, den ersten in D., den zweiten in W. Dieser wird von den Europäern am häufigsten besucht. Man findet an der nördlichen Ufer, das jetzt ein verfallenes Dorf ist.

Guez, sehr nahe am Nordende des arabischen Meerbusens gelegen,

Küste in Kien.

ist der besuchteste Hafen in diesen Gewässern. Die Stadt ist klein, schlecht gebaut und mit einer schlechten Mauer umgeben.

Nach dem Zeugnisse Küppels erheben drei Gebirge ihre Gipfel über die Kette des Dschebel Guadesche; der in der Mitte ist der Dschebel Musa oder Berg Sinai; der in W. der Foret oder St. Katharinenberg. Viele Reisende haben das gleichnamige Kloster besucht. Es wurde zur Zeit Justinians erbaut und gleicht einer kleinen Citadelle. (Zaf. 48. Abbildung.) Das Thor öffnet sich nur für den Erzbischof von Cairo; andere Personen kommen nicht anders hinein, als indem sie sich auf einen Stock an einem Seile setzen, das man heraufzieht.

Der Sinai liegt südlich von dem Kloster; man steigt auf Stufen hinauf, die in den Felsen gehauen sind. In gewissen Zwischenräumen ruht man in kleinen Kapellen aus. Auf dem Gipfel sieht man eine verfallene Kirche und etwas weiter unten eine Moschee. Ganz in der Nähe der Kirche zeigt man in dem Felsen eine Höhle, in welcher Moses sich aufgehalten haben soll, als der Ewigke ihm in seinem ganzen Glanze erschien. Eine Kapelle in der Nähe der Klosterkirche soll an der Stelle erbaut seyn, wo der Herr dem Moses in dem brennenden Busche erschien.

Sonst wurde der Sinai von sehr vielen Pilgern besucht; die Zahl derselben hat aber bedeutend abgenommen.

Arabien, zwischen 12° 40' und 34° 7' n. Br. und zwischen 30° 15' und 57° 30' östl. L. gelegen, ist 600 Stunden lang und 500 breit. Die Oberfläche schätzt man auf 80,000 Q. Stunden und die Einwohnerzahl auf 12 Mill., allerdings sehr wenig für diesen großen Raum; aber zwei Drittheile sind Wüsten.

Die Beschaffenheit des Landes hat die Einteilung der Bewohner in zwei Classen herbeigeführt: die Araber mit festen Wohnungen und die Nomaden, die unter Zelten wohnen und mit ihren Heerden herumziehen. Die letztern heißen Beduinen. Diese haben die Aufmerksamkeit der Reisenden vorzugsweise beschäftigt, und keiner beschrieb sie besser als Burckhardt, der lange unter ihnen lebte. Man findet Beduinen von dem rechten oder westlichen Ufer des Euphrat an bis über den Nil in Afrika und selbst bis an die Küste des atlantischen Meeres.

Der Araber ist gut gebaut, von mittlerer Größe, hager und wie ausgedrert durch die Hitze, aber gewandt; er hat eine braune, schwärzliche Farbe, robenschwarze Augen und Haare und starken Bart. Er ist lebhaft, feurig, leidenschaftlich, heftig, besänftigt sich aber so leicht als er sich erzürnt; er ist offen, zuvorkommend, gastfrei, aber rachsüchtig, eifersüchtig, schlau, eitel und abergläubisch. Er besitzt viel Scharf sinn und liebt glühend die Freiheit. Die Frauen sind hübsch und gut gewachsen. Die Araber sind dabei äußerst mäßig; das Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk und nach der Mahlzeit Kaffee. Doch trinken sie ins Geheim, wenn sie sich dergleichen verschaffen können, Wein und Brantwein. Alle rauchen Tabak, der bei den Armen oft durch Hanfblätter ersetzt wird.

Die sesshaften Araber gehorchen den Fürsten ihres Gebietes, die Beduinen dagegen leben unabhängig und erkennen nur die Häuptlinge an, die sie aus ihrer Mitte wählen. Sie sind heute noch wie sie zur Zeit der Patriarchen der Hebräer waren.

Der Beduine hat meist nur eine Frau, und Beispiele von ehelicher Untreue sind selten. Er ist eifersüchtig, hindert aber seine Frau nicht, mit den Fremden zu plaudern und zu lachen. Selten schlägt er sie, kommt es zu diesem äußersten, so ruft sie mit großem Geschrei ihren Rast oder Beschützer zu Hilfe und dieser besänftigt den Mann. Uebrigens sind die Frauen, wie bei allen rohen Völkern, nur Mägde; sie verrichten alle Arbeit in dem Zelte und müssen selbst das Wasser holen, bisweilen aus weiter Ferne, und es auf dem Rücken in einem Schlauche herbeiführen. Die Mädchen hüten die Heerden. Uebrigens sind die Frauen geachtet, und wenn ein Lager geplündert wird, am Tage oder in der Nacht, so bleibt ihre Ehre unverletzt, wenn sie auch allen Schmutz hergeben müssen.

Bei einigen Stämmen ist die Ehelicheit häufig, oft wegen geringfügiger Ursachen. Auch die Frauen haben das Recht, darauf anzutragen. Doch zeigen die Beduinen große Achtung gegen ihre Eltern, mehr Liebe jedoch für die Mutter als für den Vater.

Die Person eines Gastes gilt für heilig. Ein Fremder, der nur einen Beschützer in einem Stamme hat, wird der Freund aller, die mit diesem in Verbindung stehen, aber auch der Feind aller Feinde des Stammes. Er kann in aller Sicherheit sein Leben und seine Habe dem Manne anvertrauen, die ihn aufnahm. Man kann einem Beduinen seine schwerere Beleidigung anthun, als wenn man sagt, er vernachlässige seinen Fremden oder behandle ihn nicht gut.

In seinem Zelte ist der Beduine sehr faul und träge. Er füttert bloß sein Pferd und melkt Abends die Kameele, oder geht einmal mit seinen Falken auf die Jagd. Die übrige Zeit sitzt er in seinem Zelte und raucht; bemerkt er, daß ein Fremder im Lager angekommen ist, so begiebt er sich zu diesem Zelte, begrüßt den Fremden und wartet auf eine Einladung, mit ihm zu essen und Kaffee zu trinken.

In den Gegenden, wo Sicherheit herrscht, bleiben die Beduinen oft das ganze Jahr hindurch in einem Lager. Da, wo das Wasser selten ist, lagern sie im Sommer bei den Brunnen, wo sie ganze Monate bleiben, während ihre Pferde herum weiden und alle zwei oder drei Tage an den Brunnen geführt werden. Bei solchen Gelegenheiten greift ein Stamm den andern an, weil er ihn leicht zu überrumpeln wähnt. Die Stämme, welche solchen Anfällen am meisten ausgesetzt sind, halten vor ihren Zelten immer gefüllte Kameele bereit, um den Hirten schnell zu Hilfe kommen zu können.

Trotz der allgemeinen Faulheit sind einige Beduinen arbeitsam, die z. B., welche Waaren transportiren und die fast immer in Bewegung sind. Andere gerben Leder, machen Schläuche, weben Zelte, Säcke und Mäntel. Im Hedschaz machen die Frauen recht hübsche Säume für die Kameele. Häufig sieht man das Spinnrad in der Hand der Männer.

Die einzigen Beduinen, die man für reich halten kann, sind die, deren Stämme ihre Pferde in den vom Winterregen befruchteten Ebenen weiden lassen. Die armen Stämme halten sich in gebirgigen Gegenden auf. Ein Beduine von dem Sinaigebirge verdient mühselig seinen Unterhalt damit, daß er seine mit Kohlen beladenen Kameele nach Cairo führt; von dem geringen Gewinne kauft er Getreide für seine Familie, etwas Tabak für sich, ein Paar Schuhe oder ein Tuch für seine Frau.

Unter den Pferdebesitzern gelten nur die für reich, welche wenigstens hundert Kameele haben. Besitzt der Beduine auch gar nichts, so ist er doch zu stolz, als daß er unzufrieden seyn oder gar klagen sollte. Nie bittet er Jemanden um Beistand, sondern bietet alles auf, um als Ka-

meeltreiber, als Hirt oder Dieb sein Leben durchzubringen. Die Kraft, mit welcher ein Beduine Leiden aller Art erträgt, ist wahrhaft exemplarisch. Sein Hauptwunsch, wenn er arm ist, geht nur dahin, so reich zu seyn, um ein Lamm schlachten zu können, wenn ein Fremder zu ihm kommt. Ist dieser Wunsch erfüllt, so wünscht er sich ein schönes Pferd oder ein Dromedar, und gute Kleidung für seine Frau.

Der Beduine ist nicht bloß eifersüchtig auf die Ehre seines Stammes, sondern er glaubt auch, daß die Vortheile aller andern mit dem seinen mehr oder weniger zusammenfallen. Die Erfolge Mehmed Ali gegen die Bechabiten wurden, ob sie gleich für sie sehr wichtig waren, doch in der Wüste allgemein beklagt, weil man sie für nachtheilig für die Ehre der Nation und für gefährlich für ihre Unabhängigkeit hielt. Aus demselben Grunde beklagen die Beduinen die Verluste einiger ihrer Stämme, wenn sie auch selbst mit denselben sich im Kriege befinden.

Man findet Araber in mehreren andern Ländern außer dem, welches ihren Namen führt; wir haben gesehen, daß sie in Kleinasien, in Mesopotamien, Syrien und Palästina verbreitet sind; man trifft auch einige ihrer Völkerschaften in Persien und an den Küsten Indiens, und endlich in Afrika, längs der Küste des Mittelmeeres und eines Theiles des Atlantischen Oceans, sowie an den Küsten, die das Indische Meer und der Arabische Meerbusen bespült, ein großer Theil der Bevölkerung aus Arabern besteht.

Die Sprache dieser Völkerschaften ist überall dieselbe, nur mit einigen Dialectverschiedenheiten. Diese Sprache, eine der ältesten, die jetzt auf der Erde gesprochen wird, wurde sehr frühzeitig ausgebildet und ihre Literatur ist sehr reich. Die Zeit Mahomed's gilt für die, wo sie die höchste Blüte erreicht hatte; man sieht die Araber nicht bloß Schriften verfassen, die noch bewundert werden, sondern auch Werke aus fremden Sprachen übersetzen. Ihre Sprache hat sich rein die lange Reihe von Jahrhunderten hindurch erhalten, und noch heute versteht man die Bücher aus der Zeit des Gesetzgebers des Islams ohne Mühe.

Als gelehrte und religiöse Sprache findet sich das Arabische überall, wo der Islam herrscht, von den Molukkschen Inseln bis nach Constantinopel, und von den Küsten des Atlantischen Oceans und des indischen Meeres bis nach Sibirien und dem russischen Reich. Sie hat in Spanien auffallende Spuren von dem Aufenthalte der Völker zurückgelassen, welche sie sprechen. Die Charaktere, mit denen man sie schreibt, laufen von der Rechten zur Linken; sie sind von den Persern und Türken angenommen, nur mit dem Zufüge einiger Zeichen, welche die Töne andeuten, die ihr fremd sind, und fanden natürlich bei den Völkern Eingang, die, wie die Malaien und Neger, den Gebrauch der Buchstaben gar nicht kannten.

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „Malerischen Reise in Asien“ erwähnt worden sind.

* Die Namen der Dörfer, Höfer, Berge, Flüsse u. sind gesperrt; die Namen der Burden, Secten, Denkmäler und Gegenstände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reisenden, Geschichtschreiber, wilden Häuptlinge u. mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

Ablat, Kloster bei Tobolsk. S. 17.
Abarim, Berg in Palästina. 235.
Abasen, Volk am Caucasus. 214.
Ablat, böhmerischer Fürst. 25.
Ablaklit, Tempelruinen in Sibirien. 25.
Ablaklitza, Fluß in Sibirien. 25.
Abysos, Schloß der Dardanellen. 217.
Abuschir, Hafen in Persien. 203.
Absheron, Halbinsel in Schirwan. 209.
Adam, Gipfel des, siehe Rama.
Adana, Stadt in Klein-Asien. 221.
Aden, Hafen in Arabien. 239.
Adramitti, Golf von Klein-Asien. 218.
Adschemir, Stadt und Provinz in Hindostan. 175. 176.
Afganien, Volksstamm. 189.
Afganistan, eine der fünf Abtheilungen des Königreichs Cabul. 188.
Afium-Kara-Bissar, Stadt in Klein-Asien. 221.
Aftan, Bergbach in Arabien. 239.
Ag-Dagh, Zweig des Kaurus. 216.
Agie, Berg in Dschungarien. 98.
Ag-Sul, Fluß in Klein-Asien. 222.
Agla-Su, Dorf in Klein-Asien. 222.
Agra, Stadt in Hindostan. 150.
Ahmedabad, St. in Hindostan. 174.
Ahmedpur, St. in Multan. 182.
Aino, Name der Bewohner der Kurilen. 51.
Airuz, Berg in Bulharien. 196.
Akar-Su, Fluß in Klein-Asien. 221.
Akbar, Kaiser der Mongolen. 145. — Sein Grabmal in Secandra. 149.
Akbar II., Kaiser der Mongolen. 146.
Akbat-Azizke, St. in Georgien. 215.
Akscheher, St. in Klein-Asien. 221.
Aksu, St. im chinesischen Turkestan. 99.
 — Fluß in Klein-Asien. 221.
Akakananda, Fluß in Hindostan. 141—143.
Aka-Schahi, St. in Klein-Asien. 222.

Aka-Kul, Fluß in Dschungarien. 98.
Alaverde, Berg in Armenien. 208.
Alaschan, Berg in der Mongolei. 91.
Alapa, St. in Klein-Asien. 220.
Alagea, Fluß in Sibirien. 33.
Alban, Stadt und Fluß in Sib. 32.
Alppo, St. in Syrien. 229.
Alexandrette, siehe Scanderun.
Alindscha-tschal, Fluß in Armenien. 208.
Alipi, Hafen an der Malabar-Küste. 172.
Alisahabad, St. in Hindostan. 151.
Allard, franz. Officer in Lahore. 179.
Altai, große Bergkette in Sibirien. 17. — in der Mongolei. 91.
Altyn-Su, Fluß in Sib. 27.
Altyn-Lube, Berg in Sib. 27.
Amah, St. in Syrien. 232.
Amakima, eine der Inseln Hieu Kied. 74.
Amanus, Bergkette in Syrien. 221.
Amasieh, St. in Klein-Asien. 223.
Amathonte, siehe Amasol.
Ambir, alte Hauptstadt von Adschemir. 176.
Amblegobé, Station in Ceylon. 167.
Ambur, Thal in Hindostan. 164.
Amerapura, St. im birmanischen Reiche. 137.
Amherst, der Lord, Schiff der indischen Compagnie, erforscht die Küste von Corea. 82. 89.
Amherstthown, Hauptstadt der Provinz Martaban. 126.
Amur oder Jatur, großer Fluß in Asien. 84. 89.
Amrigir, heilige Stadt der Sekts. 179.
Anabyr, Fluß im Lande der Eschutischen. 47.
 — Golf an der östlichen Küste von Sibirien. 47.
Anaboli, siehe Klein-Asien.
Anapa, Hafen an der Küste von Circassien. 213.
Andamanen, Inselgruppe des östl. Indiens. 133.
Andrada, portug. Missionair. 51.
Andrati, Fluß in Kl. Asien. 219.
Anemur, St. in Kl. Asien. 220.

Anga, Fluß in Sibirien. 45.
Angara, Fluß in Sibirien. 28. 29.
Angelis, der Vater Hieronymus von, scilicet Missionair. 51.
Angora, Stadt in Kl. Asien. 223.
Ani-ai-Dstrog, russisches Fort in Sibirien. 34.
Aniva, Bai an der Küste von Tarakal. 62. 63.
Anna, St. in Kl. Asien. 228.
Annam oder Long-King, Kaiserreich. 116.
Annamiten, Bewohner von Annam, ihre Gesichtsbildung. 118. — Ihre Sitten und politischen Staatsangelegenheiten. 119.
Ansarieh, Volk in Syrien. 232.
Antab, Stadt in Syrien. 229.
Antakieh, St. in Syrien. 230.
Antiochien, siehe Antakieh.
Antura, Dorf in Syrien. 232.
Araber, ihre Sitten und polit. Angelegenheiten. 241.
Araber-Beduinen, nomadische Volksstämme. 241.
Arabien, Land. 238. 241. — Das wüste. 239. — Das glückliche. 239. — Das feinste. 239.
Arafu, Milchbranntwein der Kalmücken. 21.
Arafat, Berg in Arabien. 241.
Aral-Lube, vulkanischer Berggipfel in Dschungarien. 98.
Aramakutane, eine der Kurilen. 50.
Ararat, Berg in Persien und Armenien. 207 bis 208.
Aras, Fluß in Persien und Armenien. 198. 207. 208.
Arcat, St. in der Provinz Carnatic. 164.
Ardebil, St. in Persien. 208.
Arbier, an der Küste der Abasen. 214.
Argee, St. in Kl. Asien. 227.
Arginuren, Bergkette in Kl. Asien. 227.
Argius, St. in Kl. Asien. 224.
Argune, Fluß in Sibirien. 31. 89.
Asipo, Dorf auf Ceylon. 170.

Art, Palast des Khan von Bulhara. 196.
 Artalyti, Berge in Sibirien. 25.
 Art-Schehar, Fluß in Armenien. 208.
 Artaul, Berg in Sib. 25.
 Armangi, Dorf in Sib. 47.
 Armenien, russische und ottomanische Provinz. 207.
 Armenier. 207.
 Arpatshal, Fluß in Armenien. 207.
 Arrakan, Königreich. 133.
 Arrakaner, Bewohner von Arrakan. Ihre Sitten. 134.
 Arzuf, Dorf in Palästina. 233.
 Artsgol, Kloster in Schirwan. 207.
 Artaxata, alte Hauptstadt von Armenien. 208.
 Arundel, engl. Reisender in Kl. Asien. 222.
 Ascalon, St. in Palästina. 238.
 Aschenginski, russischer Posten an der chinesischen Grenze. 31.
 Aschraf, Stadt in der Provinz Mazenderan. 205.
 Asphak, siehe Todtes Meer.
 Assam, Königreich. 134.
 Assamiten, Bewohner von Assam. 135.
 Astrabad, Stadt in der Provinz Mazenderan. 205.
 Atchien, St. im Kaiserreich Annam. 117.
 Atsal, Fluß in Persien. 199.
 Attam, Lang der Afghanen, 190.
 Atto, St. in Multan. 183.
 Aubingfaal, der, in Ava. 131.
 Aul, vereinigte Jurten oder Wohnungen der Kirgisen. 26.
 Aurenghabad, St. in Hindostan. 161.
 Aurenghzeb, mongolischer Kaiser. 145, 146, 181.
 Ava, St. im birmanischen Reiche. 131.
 Awatscha, St. und Fluß in Kamtschatka. 40.
 — Bai. 49.
 Awladarib, Vorstadt von Isfah. 210.
 Ayas, St. in Kl. Asien. 221.

B.

Baalbed, St. in Syrien. 230.
 Bab, Dorf in Syrien. 229.
 Baba, Vorgebirge von Kl. Asien. 218.
 Bab-el-Mandeb, Meerenge in Arabien. 239.
 Babuscheka, Fluß in Kamtschatka. 46.
 Babylon, alte Stadt in Kl. Asien. 228.
 Bac-Kin, siehe Ke-Scho.
 Badakshan, kleines Fürstenthum in der Bucharei. 196.
 Badia, spanischer Reisender. 236, 241.
 Bären, Lang der, in China. 114. — weiße an der Küste des Eismeres. 16.
 Baffo, St. in Mesopotamien. 220.
 Bagra, St. des Oschanil. 217.
 Bagdad, St. in Kl. Asien. 226.
 Bagmatti, Fluß in Nepal. 137.
 Bahadur-Schah, Regent von Nepal. 137.
 Bahr-el-Khaba, Provinz von Arabien. 241.

Bahr-el-Suez, Meerbusen von Arabien. 241.
 Balbut, St. in Armenien. 216.
 Balbar, Höte der Korlaken. 44.
 Balkal, See in Sibirien. 28.
 Ballegian, See in Persien. 199.
 Baltieri, Berg in Persien. 198.
 Baffar, St. in Sindhi. 184.
 Baku, St. in Schirwan. 209.
 Bala-Bagh, Thal in Afghanistan. 192.
 Balfrusch, St. in Persien. 205.
 Balch, St. in der Bucharei. 194.
 Balu, Insel im Archipel Mergul. 127.
 Balubin, St. in Kl. Asien. 221.
 Bambaki, Berg in Armenien. 209.
 Bangalore, St. in Hindostan. 164.
 Banganapilly, St. in Hindostan. 164.
 Bankot, St. in Siam. 121.
 Bang-pa-so, St. in Siam. 120.
 Bang-pa-song, Fluß in Siam. 120.
 Bantshan-erdeni, Bantshan-rimbotschi, Oberpriester in Tibet. 100, 103.
 Baratala, See in Ungarn. 98.
 Barga-Buriaten, mongolischer Volksstamm. 29.
 Barguzine, Fluß in Sibirien. 29.
 Barnaul, St. in Sibirien. 17, 24.
 Barnes, C., Gouverneur von Ceylon. 168.
 Barralas, Dorf in Sib. 32.
 Barrow, engl. Reisender in Annam. 118.
 Barosche, St. in Hindostan. 174.
 Basan, Berg in Palästina. 235.
 Baskaner, Volk am Caucasus. 212.
 Basra, St. in Mesopotamien. 227.
 Batticala, Insel, Dorf und Fort auf Ceylon. 167.
 Bayaderen, Tänzerinnen in Hindostan. 165.
 Bayazid, St. in Armenien. 215.
 Bazilowka, St. in Sibirien. 23.
 Beauchamp, franz. Reisender in Klein-Asien. 229.
 Beaufort, engl. Reisender. 219.
 Beaur, St. in Hindostan. 177.
 Becaa, Thal in Syrien. 230.
 Beirut, St. in Syrien. 232.
 Beit-el-faki, St. in Arabien. 240.
 Bela, Hauptst. der Prov. Kotsa. 196.
 Belab-Ser, St. in Arabien. 239.
 Belapa, Fluß in Sibirien. 18.
 Bellingfield, engl. Officier. 136.
 Belli, Berg in Sib. 20.
 Belutschen, Bewohner von Belutschistan. 187.
 Belutschistan, Land. 186.
 Bember, St. in Caschemir. 180.
 Benares, St. in Hindost. 152.
 Bendekend, Prov. von Hindost. 177.
 Bendemir, Fluß in Persien. 199.
 Bender-Abassi, siehe Comrun.
 Bender-Buchir, siehe Abuschr.
 Bengalien, Prov. von Hindost. 157.
 Ben-Lotte, Station auf der Insel Ceylon. 167.
 Berar, Prov. von Hindost. 160.

Berduraner, Eingeborene von Afghanistan. 189.
 Bersow, Goldminen von. 5, 11.
 Behring, Entdecker der Meerenge zwischen Asien und Amerika. 48.
 Behrings-Insel und Straße im großen Ocean. 47.
 Bernier, franz. Reisender in Hindostan. 146, 179, 180.
 Berpte, siehe Beirut.
 Bethanien, Dorf in Palästina. 236.
 Bethlehem, St. in Palästina. 237.
 Betwa, Fluß in Malwa. 177.
 Beyah, Fluß in Lahore. 178.
 Bhadrinath, Wallfahrtsort der Brahminen. 141.
 Bhagiratti, Fluß in Hindost. 141, 143.
 Bhalwa-kund, Quelle auf dem Himalaya. 136.
 Bhertpur, St. in Adchemir. 176.
 Bhalwalpur, St. in Multan. 182.
 Bhill, wildes Volk in Malwa. 177.
 Bikanir, St. in Adchemir. 176.
 Bidchni, kleines Fürstenthum in Bikan. 108.
 Bim-phede, Berg in Nepal. 138.
 Bir, Städte in Kl. Asien und Syrien. 229, 236.
 Birma, Kaiserreich. 127.
 Birmanen, Bewohner von Birma. Ihre Sitten. 131. Ihre politische Verfassung. 131.
 Bisharri, Dorf in Syrien. 232.
 Bistra, Fluß in Kamtschatka. 41.
 Blagodat, Bergwerk und Schmelzofen. 4.
 Bobac, sibirische Murmeltiere. 20.
 Boglipur, St. in Hindost. 166.
 Bogoslow, St. in Sib. 4.
 Boli, St. in Kl. Asien. 217.
 Bolor, siehe Tsung-King.
 Bolcherest, alte Hauptstadt von Kamtschatka. 40.
 Bolschaja, Fluß in Kamtschatka. 40.
 Bolshoi-Jawob, große Schmelze in Sib. 30.
 Boluwanatsch, Fluß in Sib. 37.
 Bombay, St. in Hindost. 173.
 Bonzen, chinesische Mönche. 144.
 Bopal, Fürstenthum in Hindost. 177.
 Botala, Berg in Tibet. 106.
 Bosporus, Meerenge. 217.
 Bosra, St. in Palästina. 234.
 Bostak, St. in Arabien. 239.
 Brahma, Gott der Hindus. 165.
 Brahminen, Priester des Brahma. 144.
 Brahmaputra, Fluß in Hindost. 135.
 Briske, Fluß in Kl. Asien. 228.
 Brodiaghi, in Sibirien. 5.
 Broughton, engl. Seefahrer an der östl. Küste Asiens. 57, 77.
 Broughton, eine der Kurilen. 50.
 Bruguiere, Bartholemy, franz. Missionair in Corea. 88.
 Buchanan, engl. Geistlicher, besucht die Kirchen in Hindost. 172, 173.
 Buddha, Gründer einer großen Religionspartei in Asien. 100, 168.

Babrun, Stadt in Klein-Asien. 219.
 Bagdad, arabisches Dorf. 240.
 Bucharei, Landstrich in Kurdistan. 196.
 Bulhara, Hauptstadt der Bucharei. 195.
 Bultarma, Fluß in Sibirien. 22. 24.
 Bultarminsk, Kupfermine in Sib. 21. 24.
 Bulukta, See und Fluß in Sib. 37.
 Bunerbaschi, St. in Kl. Asien. 217.
 Bunge, Begleiter Meyers bei dessen Reise in
 in den kirgisischen Steppen. 24. 48.
 Burann, Schneecorban in den sibirischen Step-
 pen. 18.
 Burdur, St. in Kl. Asien. 22.
 Buriaten, Mongolenstamm. 30. 91.
 Durghardt, Reisender in Syrien. 232. Pald,
 fina. 234. Arabien. 240.
 Durlton, engl. Artillerie-Officer. 135.
 Durnes, engl. Reisender in Hindostan. 174.
 178. 179. 180. 184. 185. 190. 196. 197. 204.
 Durney, engl. Agent in Siam. 120.
 Butan, chinesische Provinz. 107.
 Butaner, Bewohner von Butan. Ihre Sit-
 te. 108.

C.

Cabul, Stadt und Königreich in Afghanistan.
 192. Fluß. 191.
 Cafaria, St. in Palästina. 232.
 Caiffa, St. in Syrien. 233.
 Calcutta, Hauptstadt des britischen Indiens.
 157.
 Calicut, Hafen von Hindostan. 173.
 Cali-Siadi, Fluß in Malwa. 177.
 Callier, Camille, franz. Reisender in Kl. Asien.
 23.
 Caloni, Dorf in Palästina. 235.
 Caltura, St. auf Ceylon. 167.
 Cambay, Golf von, in Hindost. 174.
 Cambodja, Königreich und Stadt in Annam.
 117.
 Cana, Dorf in Palästina. 234.
 Cananor, St. in Hindost. 173.
 Canby, St. auf Ceylon. 168.
 Canbyer, Bewohner von Canby auf Ceylon.
 169.
 Canton, chinesischer Hafen. 110.
 Carabao, St. in Kl. Asien. 217.
 Caraburun, Vorgebirge von Kl. Asien. 218.
 Caraman, St. in Kl. Asien. 211.
 Caria-Muria, Meerbusen von Arabien. 239.
 Carii, kleines Dorf in Hindost. 162.
 Carmel, Berg in Syrien. 233.
 Carnaprayaga, Dorf in Hindost. 142.
 Carnatic, Provinz von Hindost. 163.
 Car-Nicobar, Insel des Archipels Nicobar.
 132.
 Caschan, St. in Persien. 196.
 Caschemir, St. und Prov. von Hindost. 108.
 Caschemirer, Bewohner von Caschemir. 181.
 Casmich, Fluß in Syrien. 233.

Caspisches Meer. 207.
 Cassa, Präsident des holl. Comptoirs in Kan-
 gasaki. 68.
 Cassay, engl. Prov. in Hindost. 131.
 Cassel-Rosso, St. in Kl. Asien. 219.
 Castries, Bai von, an der Küste der chinesischen
 Tatarei. 55.
 Catschar, engl. Prov. in Hindost. 134.
 Caucasus, Provinz und Gebirge in Georgien.
 211.
 Cavery, Fluß in Hindost. 164.
 Cawnpur, St. in Hindost. 151.
 Cazbin, St. in Persien. 206.
 Cedron, Fluß in Palästina. 236.
 Cembro, Pflanzart in Sibirien. 2.
 Cerino, St. in Kl. Asien. 220.
 Ceylon, Insel. 166.
 Chardin, franz. Reisender in Persien. 199.
 Chateaubriand, franz. Reisender in Palästina.
 234. 235. 237.
 China, Kaiserreich. 75. 109.
 Chinesen, ihre Kleidung. 112. Ihr physischer
 Charakter. 112. Ihre Politik. 111.
 Christie, engl. Officer, untersucht Belutsch-
 stan. 186. zu Cabul. 193.
 Cicacole, St. in Hindost. 162.
 Circars, Prov. von Hindost. 162.
 Cingaleesen, Bewohner von Ceylon. 167.
 168.
 Circassier, Volk im Caucasus. 212.
 Cochin, St. in Hindost. 173.
 Cochinchina, siehe Annam.
 Cochinesen, ihre Sitten. 118.
 Cochrane, John Dunbar, engl. Reisender. 28.
 Colar, St. in Hindost. 164.
 Colombo, Hauptstadt von Ceylon. 167. 169.
 Comorin, Cap, äußerste Spitze von Hindostan.
 172.
 Condscheveram, St. in Hindost. 165.
 Conolly, Reisender in Persien und zu Cabul.
 193.
 Corancez, Reisender in Syrien. 230.
 Coradsche, Fluß in Palästina. 233.
 Coradschi, Hafen von Cindhi. 186.
 Corea, Halbinsel und Königreich. 75.
 Coreaner, ihre Sitten und Gebräuche. 76.
 Ihre Geschichte und Regierung. 77.
 Corfin-Pira, Arm des Sachalian-Fl. 88.
 Coromandel, Küste von. 165.
 Cos, siehe Stanchio.
 Cosimbagar, St. und Fluß in Bengalen. 167.
 Gotfchin, Golf und Prov. von Hindost. 173.
 Gotyam, St. an der malabarischen Küste. 172.
 Court, französischer Officer in Lahore. 179.
 Csoma v. Körös, ungarischer Gelehrter. 103.
 Crawfurd, Gesandter des Generalgouverneur
 117. 120. 121. 134.
 Crillon, Cap, auf der Insel Lichofa. 56.
 Ctesiphon, alte Stadt in Mesopotamien. 228.
 Guld, chinesische und hindost. Lastträger. 112.
 Gutsch, St. und Meerbusen. 174.
 Cydnus, siehe Tarsus-Raye.

Cypern, Insel in Kl. Asien. 220.
 Cyzil, Halbinsel in Kl. Asien. 217.

D.

Dacca, Stadt in Hindostan. 168.
 Dabar, Hafen in Arabien. 239.
 Dair-el-Kamar, Flecken in Syrien. 232.
 Dalai-Lama, sichtbares Oberhaupt des Bud-
 dhismus. 100.
 Dalia, St. in Kl. Asien. 218.
 Dalentara, Berg in Sibirien. 25.
 Dalki, Beifluß des Kur. 215.
 Dall, See in Caschemir. 189.
 Damask, St. in Syrien. 231.
 Daman, Hafen in Hindost. 173.
 Dampier, berühmter Seefahrer. 122.
 Darafin, Berg in Persien. 204.
 Darbanellen, Meerenge. 217.
 Dautputras, Mahomedaner in Multan. 182.
 Dauletabad, St. in Hindost. 160.
 Da-urien, bergige Gegend in Sib. 31.
 Davis, engl. Präsident in Canton. 112.
 Dawkins, engl. Reisender in Syrien. 231.
 Deffan, Provinz in Hindost. 159.
 Delisle de la Croyere, Begleiter des Beh-
 ring. 48.
 Delhi, Prov. und St. in Hindost. 145.
 Demavend, Bergkette in Persien. 205.
 Dera-Ghazi-Khan, St. in Multan. 183.
 Derayeh, Hauptst. von Nedscheb. 239.
 Desan, Fluß in Malwa. 177.
 Dewaprayaga, St. in Hindost. 142. 143.
 Develu, armenisches Dorf. 207.
 Dila, Fluß in Kl. Asien. 228.
 Diarbekir, St. in Mesopotamien. 225.
 Didot, franz. Reisender, besucht die Insel Cy-
 pern. 219. 220.
 Dilla, Berg, Grenze der malabarischen Küste.
 173.
 Dizi-Kolli, Dorf in Persien. 207.
 Dobbel, Peter, engl. Reisender. 47.
 Doeff, holl. Präsident in Kangasaki. 68.
 Dogbo, Fluß in Sibirien. 32.
 Dommuy-Ganga, Fluß in Hindost. 173.
 Doryle, siehe Eski-Scheher.
 Doft-Mohamed-Bhan, Regent von Cabul.
 192.
 Drusen, Volk in Syrien. 232.
 Dschadschat, Fluß in Kl. Asien. 225.
 Dschafnapatam, St. auf Ceylon. 166.
 Dschaggernauth, Tempel in Hindost. 173.
 Dschai-Saad, Canal in Kl. Asien. 216.
 Dschalem, Fluß im Königreich Lahore. 178.
 180.
 Dschallab, Fluß in Kl. Asien. 226.
 Dschanik, Prov. in Kl. Asien. 216.
 Dschaschi-Lumbo, St. und Kloster in Ti-
 bet. 103.
 Dschats, Bewohner von Dschemir. 175. 176.
 Dschebail, St. in Syrien. 232.

Dschebel: Guabſche, Berg in Arabien. 241.
 Dſchebele, St. in Syrien. 231.
 Dſchebel-el-Scheit, Fluß in Palästina. 234.
 Dſchebel: Muſa, ſiehe Sinal.
 Dſchebel: Natus, Berg in Arabien. 241.
 Dſchebbo, Hauptſtadt von Japan. 73.
 Dſchelalabad, St. in Afghanistan. 191.
 Dſchelingi, Arm des Ganges. 157.
 Dſchemna, Fluß in Hindoſt. 145. 152.
 Dſcherasch, St. in Palästina. 235.
 Dſcherbak, Dorf in Germal. 144.
 Dſcheſſelmir, St. in Adſchemir. 176.
 Dſcheppur, St. in Adſchemir. 176.
 Dſchibba, Hafen in Arabien. 240.
 Dſchibun, ſiehe Druſ.
 Dſchigillen, Berg in Sibirien. 26.
 Dſchingis-Tei, chineſiſcher Poſten. 22.
 Dſchingis-Lau, Berg in Sib. 26.
 Dſchintia, Land im britiſchen Indien. 131.
 Dſchintiahpur, Hauptſt. von Dſchindiah. 134.
 Dſchohor, St. auf der malattiſchen Halbinſel. 123.
 Dſchorhat, St. in Aſſam. 135.
 Dſchoruſ, Fluß in Armenien. 208.
 Dſchuacawake, eine der Spitzen des Caucasus. 211.
 Dſchubpur, St. in Adſchemir. 176.
 Dſchuſimath, Dorf in Hindoſt. 141. 145.
 Dſchuilſa, St. in Armenien. 208.
 Dſchungen, ſiehe Si Yuel.
 Duab, Prov. von Hindoſt. 150.
 Dubſchibag, Berg in Armenien. 208.
 Dubois v. Montpereux, reiſender Schweizer in Armenien. 208. 212.
 Duna-Baſſi, Berg in Nepal. 139.
 Dumberra, Pic auf Ceylon. 169.
 Dupre, Adrian, franz. Reiſender in Perſien. 203. 204. in Kl. Aſien. 226.
 Duranen, Stamm der Afghanen. 190.
 Dzanbo, Fluß in Tibet. 103. 104.
 Džang, Prov. von Tibet. 103.
 Džang-Aſſu, Fluß in Tibet. 105.

E.

Ebal, Berg in Palästina. 234.
 Eden, Dorf in Syrien. 232.
 Ezbud, St. in Palästina. 237.
 Ehrenberg und Roſe, Begleiter Humboldts während deſſen Reiſe in Sibirien. 43.
 Etaterinenburg, St. in Sib. 1. 6.
 El-Bire, St. in Palästina. 235.
 Elbruz, eine der höchſten Spitzen des Caucasus. 205. 211.
 Elbſch, Dorf in Arabien. 238.
 Eichwald, deutſcher Reiſender am Caucasus. 208. 209. 212.
 Elgun, St. in Kl. Aſien. 221.
 Elgun-Su, Fluß in Kl. Aſien. 221.
 Elephanten, Jagd der, im birmanischen Reich. 130.

Elephanta, ſiehe Kalapur.
 El-Paſſa, Prov. und St. in Arabien. 239.
 Elbſcha, Dorf in Armenien. 216.
 Eliſabeth, Cap an der Küſte von Karalai. 62.
 Eliſabethpol, St. in Georgien. 209.
 El-Ratif, St. in Arabien. 239.
 Elitſchpur, Hauptſt. von Berar. 160.
 Elliot, engl. Reſident zu Delhi. 146.
 Ellora, Dorf in Hindoſt. 160.
 El-Mabſchebal, St. in Palästina. 238.
 El-Dmie, Hafen in Arabien. 241.
 Elphinstone, engl. Reiſender. 181. 189.
 El-Zaka, See in Syrien. 231.
 Elwend, Berg in Perſien. 206.
 Entawat, St. in Kl. Aſien. 226.
 Erbil, St. in Kl. Aſien. 226.
 Erbſchel, armenisches Dorf. 225.
 Erwan, St. in Armenien. 207.
 Erman, Reiſender in Sibirien. 1. 17. 48.
 Erzerum, St. in Armenien. 216.
 Ebreton, Thal in Palästina. 234.
 Eſti-Adalla, ehemals Eſbe. 220.
 Eſti-Fiſſar, St. in Kl. Aſien. 222.
 Eſti-Scheher, St. in Kl. Aſien. 222.
 Eſti-Stambul, St. in Kl. Aſien. 218.
 Eſtaing, Bai von, an der Mündung von Karalai. 54.
 Eſchmiadzin, Dorf und Kloſter in Armenien. 207.
 Etuspu oder Eturpu, eine der Kurilen. 51.
 Euleuthen, Mongolenſtamm. 99.
 Euphrat, großer Fluß in der aſiatiſchen Aſien. 208.
 Ezelu, Hafen von Kl. Aſien. 216. 229.

F.

Famaguſta, St. auf der Inſel Cypem. 220.
 Fal-ſo oder Fue-han, St. und Bai des Kaiſerreichs Annam. 116.
 Famteſch, St. in Syrien. 231.
 Farbak, Dorf in Sib. 33.
 Farakabad, St. in Hindoſt. 151.
 Fars, Prov. von Perſien. 199.
 Farſa, Dorf in Adſchemir. 176.
 Fatſa, St. in der Prov. Dſchanik. 217.
 Feyſabad, alte Hauptſtadt des Königreichs Dube. 155.
 Feludſche, St. in Kl. Aſien. 229.
 Fialas, Volk in der Mandſchurei. 90.
 Figueroa, Reiſender in Perſien. 199.
 Fikalka, Dorf in Sibirien. 24.
 Finlayſon, engl. Reiſender in Annam. 117. 120. 125.
 Firuz-Abad, St. in Perſien. 203.
 Fo, Name des Buddha in China. 115.
 Fontanier, franz. Reiſender in Kl. Aſien. 216. 123.
 Forbin, Graf von, franz. Reiſender in Palästina. 233. 238.
 Formoſa, chineſiſche Inſel. 115.

Forreſt, Thomas, engl. Seefahrer. 126.
 Forſter, G., engl. Reiſender. 181. 191.
 Fraſer, engl. Reiſender. 192. 198. 205.
 Fung-Hoang-Aſching, Stadt in der Prov. Sching-ſing. 86.
 Fung-Lian, Hauptſtadt der Prov. Sching-ſing. 86.
 Fuſan, ſiehe Iſchoſan.

G.

Gabbeba, ſiehe Iſchin Iſchu.
 Gadschar, Berg in der Mongolei. 91.
 Gagia, Engpaß in Abaſſen. 214.
 Galand, Berg in Palästina. 235.
 Galanima, Fluß in Sib. 32.
 Gallica, Prov. von Paläst. 234.
 Gallus, Fluß in Kl. Aſien. 222.
 Gamba, franz. Reiſender in Georgien. 110. 213.
 Gandamak, Dorf in Cabul. 192.
 Ganoja, ſiehe Eliſabethpol.
 Gandſcham, St. in Hindoſt. 160.
 Gaſſiri, Zweig des Himalaya. 102. 136.
 Ganduana, Prov. von Deſſan. 159.
 Gangautri, kleiner Fließ an der Quelle des Ganges. 143.
 Ganges, großer Fluß in Hindoſten. 141. 151. 152.
 Gargarus, Berg in Kl. Aſien. 218.
 Garizim, Berg in Paläst. 231.
 Garraus, Volk in Aſſam. 134.
 Gats, Gebirge in Hindoſt. 163.
 Gaucheraud, franz. Schriftſteller. 236.
 Gawanſi, Dorf in Kamſchatta. 43.
 Gaga, St. in Paläst. 238.
 Gayah, St. in Hindoſt. 156.
 Gazirim, Berg in Paläst. 234.
 Gagna, alte Hauptſt. von Cabul. 192.
 Gebize, St. in Kl. Aſien. 217.
 Gebuld, Cap, an der Mündung von Karalai. 62. 62.
 Gelindſchil, Stadt an der circassiſchen Küſte. 213.
 Gerebe, St. in Kl. Aſien. 217.
 Gertol oder Gortope, St. in Tibet. 103.
 Germal, Provinz und heil. Land der Hindu. 143.
 Gerard, engl. Reiſender. 190.
 Geramb, D., deutſcher Püſer in Paläst. 236.
 Gerbillon, franz. Miſſionair in der Mongolei. 97.
 Georgi, ein Begleiter des Paſſas. 48.
 Georgien, ruſſ. Provinz. 209.
 Georgier, ihre Sitten und phyſiſcher Charakter. 210.
 Gidschal, St. in Kl. Aſien. 223.
 Gigatſe, St. in Tibet. 103.
 Gilan, Prov. von Perſien. 205.
 Ginfeng, Pflanze. 87.
 Girin, Gouvernem. in der Mandſchurei. 86.
 Girin-Ula-Poton, Hauptſt. von Girin. 87.

Gleben, bergiger Bezirk von Sib. 2.
 Gmelin und Müller durchreisen Sibirien. 48.
 Goa, Stadt und Insel in Hindost. 172.
 Gobi, Steppe in der Mongolei. 91.
 Goggra, Fluß im Hindost. 155.
 Golam-Kadir, hindost. Häuptling. 146.
 Golconda, St. in Hindost. 162.
 Goldne Inseln, siehe malaiische Halbinsel.
 Golownin, russ. Capitain. 61. 71.
 Gomal, Fluß in Afghanistan. 189.
 Gornun, St. in Persien. 204.
 Gordon, engl. Capitain. 69.
 Gorra, Fluß in Lahore. 118.
 Gorosop, Peter, palustischer Fürst. 21.
 Grab, heiliges, Kirche des, in Jerusalem. 226.
 Graham, Madame, Reisende. 166. 172.
 Grammatika, Fluß in Sib. 19.
 Granikus, siehe Gisa-Girri.
 Grubler, St. an der Küste von Coromandel. 165.
 Gubsherat, Prov. von Hindost. 174.
 Gul-Beschari, See in Kl. Asien. 222.
 Gumbu, siehe Attam.
 Gunki, Fluß im Hindost. 153.
 Gunong-Edang, Berg bei Malacca. 124.
 Gunti, Fluß in Hindost. 136.
 Gurgan, Fluß in Persien. 199.
 Guria, Prov. am Caucasus. 215.
 Guglaff, preuß. Missionair. 82. 109. 123.
 Gajel-Hissar, St. in Kl. Asien. 222.
 Guklan, persisches Dorf. 198.
 Gualior, Hauptst. in Scindia. 178.

G.

Gabramant, arabische Provinz. 229.
 Gabschi-Kent, St. in Kl. Asien. 223.
 Gah, St. in Arabien. 240.
 Gaiderabad, Hauptst. von Sindhi. 184.
 Gaidergur, Festung in Hindost. 161.
 Gais-Ran, Insel an der Küste von China. 116.
 Galicarnas, siehe Bubrun.
 Gall, Capitain der engl. Brigg „Cyre“, besucht die Küste von Corea. 80.
 Gall, Henri, engl. Major, civilisirt die Nhalas in Hindost. 177.
 Gama, St. in Syrien. 231.
 Gamadan, St. in Persien. 206.
 Gaman-Xiba, St. in Kl. Asien. 228.
 Gamel, holl. Reisender in Corea. 75.
 Gamilton, engl. Seefahrer. 123. 140.
 Gan, Fluß in Corea. 116.
 Gang-Xschu-fu, St. in China. 115.
 Gariatun, Dorf in Paläst. 237.
 Garran, St. in Kl. Asien. 228.
 Gasselquist, Reisender in Syrien. 223.
 Gauran, Ebenen des. 234.
 Gearsay, engl. Officier. 141.
 Geber, Reginald, anglikan. Bischof in Calcutta. 146. 52. 54. 56. 57. 59. 62. 65. 67. 74. 75.
 Gibron, St. in Paläst. 237.

Gebtschag, Gegend von Arabien. 239.
 Gelbad, Dorf in Turkestan. 194.
 Geliaren, Volk in Armenien. 215.
 Geliar, Berg in Armenien. 215.
 Gelenendorf, deutsche Colonie in Georgien. 209.
 Heliopolis, siehe Baalbeck.
 Helmenb, Fluß in Belutschistan. 187. in Afghanistan. 189.
 Helespont, siehe Dardanellen.
 Jenniker, Reisender in Arabien. 241.
 Herat, St. in Cabul. 193.
 Herdwar, heil. Dorf der Hindus. 144.
 Hermon, Berg in Paläst. 225.
 Hettaura, St. in Nepal. 138.
 Hillah, St. in Mesopotamien. 227.
 Himalaya, Bergkette, welche Hindostan und Tibet trennt. 185.
 Hindostan, Land im südl. Asien. 141.
 Hit, St. in Mesopotamien. 229.
 Hodeiba, Hafen in Arabien. 240.
 Hodgson, engl. Reisender. 140. 143. 145.
 Homs, St. in Syrien. 231.
 Hor, Berg in Arabien. 239.
 Horeb, Berg in Arab. 241.
 Ho-Xschu, Vulkan in Dsungarien. 98.
 Hubentuh, Berg in Turkestan. 206.
 Hue, St. und Fluß in Annam. 116.
 Hugly, Fluß und Stadt in Hindost. 157. 59.
 Humboldt, Reisender, besucht Sibirien. 48.
 Dsung. 98.
 Hundegespinn in Sib. 10. 33.
 Hunu-hu, Beifluß des Kao-ho. 86.
 Hura-pira, Beifluß der Guggari. 87.
 Hu-Xschu, St. im Mandschulande. 87.
 Hyderabad, St. in Hindost. 162.
 Hyla, Fluß in Kl. Asien. 202.

I.

Iableni-Daba, Berg in Sibirien. 20.
 Iakuten, Volksstamm in Sib. 32. 33.
 Jakutsk, St. in Sib. 32.
 Ibrahim-Kalk, Fluß in Kl. Asien. 228.
 Icaria, kleine Insel in Kl. Asien. 219.
 Iconium, siehe Konia.
 Ida, Berg in Kl. Asien. 217.
 Iezil-Germal, Fluß in Armenien. 216.
 Jenisel, Fluß in Sib. 48.
 Jeniselsk, St. und Gouvernem. in Sib. 48.
 Jervat, St. im Lande der Xungusen. 31.
 Jervel-Kawarow, russ. Abenteurer. 89.
 Jesso, Insel im Norden Japans. 61. 67.
 Jettisarowa, Dorf in Sib. 9.
 Jgerbe, St. in Kl. Asien. 222.
 Jharma, eine der Kurilen. 50.
 Jli, Fluß und Prov. in Dsungarien. 98. 99.
 Jmirethien, Prov. am Caucasus. 215.
 Indigirka, Fluß in Sib. 32.
 Indore, St. in Hindost. 177.
 Indus, großer Fluß in Asien. 102. 82. 89.

Ingoda, Fluß in Sib. 30.
 Ingutschen, Volk am Caucasus. 212.
 Inschiga, Festung, Fluß und Volk in Sibirien. 45. 47.
 Insul, Fluß in Kl. Asien. 223.
 Joni-Gul, Thal in Kl. Asien. 220.
 Joni-Gu, Fluß in Kl. Asien. 220.
 Iran, siehe Persien.
 Irat, persische Prov. 206.
 Irawaddy, siehe Yaro-Dschengbo-Xschu.
 Irbit, Stadt, Messe von. 1. 2.
 Irby und Mangle, engl. Reisende. 234. 237.
 Irkutsk, St. in Sib. 28.
 Iro oder Iuro, Fluß in der Mongolei. 96. 98.
 Irtisch, Fluß in Sib. 19. 25.
 Ischim, Steppe bei Tobolsk. 19. Fluß in Sibirien. 48.
 Ischne, Berg in Kamtschatka. 46.
 Isset, See und Fluß in Sib. 2.
 Isni, Markt von Afsis. 210.
 Isnik, St. und See in Kl. Asien. 222.
 Isnik-Rib, St. in Kl. Asien. 217.
 Ispahān, alte Hauptst. von Persien. 206.
 Issus, St. und Bai in Kl. Asien. 221.
 Itschil, Gegend in Kl. Asien. 221.
 Itschinsk, St. in Kamtschatka. 41.
 Iturup, eine der Kurilen. 52.

J.

Jaffa, Stadt in Paläst. 223.
 Japan, Kaiserreich. 67.
 Jacquemont, Victor, franz. Reisender in Hindostan. 157. 72. 75. 77. 78. 79. 180. 81.
 Jaubert, franz. Reisender in Persien. 200. 6. 15. 16.
 Jecho, St. in China. 115.
 Jerusalem, St. in Paläst. 235.
 Johnson, engl. Reisender. 194.
 Joppe, siehe Jaffa.
 Josaphat, Thal von, in Paläst. 236.
 Jotanova, Dorf in Sib. 6.
 Jordan, Fluß in Paläst. 234. 235.

K.

Kaaba, Heiligtum der Muselmänner zu Mecca. 240.
 Kabur, Fluß in Kl. Asien. 225.
 Kabos, Fluß in Kl. Asien. 217.
 Kämpfer, Reisender. 199.
 Kains, Bergbewohner in Birman. 132.
 Kakhobade, Bai an der Küste von Jesso. 67.
 Kalantan, St. und Staat auf der malaiischen Halbinsel. 123.
 Kalapur, Insel in Hindost. 173.
 Kalenyganga, Fluß auf der Insel Ceylon. 167.
 Kalmücken, mongolisches Volk. 20.
 Kalu, Berg in Cabul. 192.

- Kam, Provinz von Tibet. 108. 105.
 Kamenda-Masto, Fluß in Sibirien. 82.
 Kamechu, See in Bucharien. 195.
 Kaminoi, russ. Fort in Kamtschatka. 44.
 Kamischabalen, Bewohner von Kamtsch. 42.
 Kamtschatka, asiatische Halbinsel. 49.
 Kandahar, St. in Cabul. 193.
 Kandy, St. auf Ceylon. 169.
 Kalkai, St. in Persien. 206.
 Kalkas, Mongolenstamm. 91.
 Kaludi, See in Kamtschatka. 42.
 Kami, St. im chinesischen Turkestan. 99.
 Kanami, Fluß in Sib. 15.
 Kandak, Festung in Kl. Asien. 217.
 Kangai, Berg in Mongolien. 91.
 Kanakowski-Kamen, Berg in Sib. 4.
 Kankao, Fluß und St. in Annam. 117.
 Kara, Meerbusen von, an der Küste von Sibirien. 47.
 Karabagh, armenische Provinz. 208.
 Kara-Burum, Cap von Kl. Asien. 218.
 Kara-Das, Berg in Turkestan. 196.
 Karagi, russ. Fort in Kamtschatka. 42.
 Kara-Hissar, St. in Kl. Asien. 223.
 Kara-Koram, Zwisch des Himalaya. 136.
 Kara-Su, Beifluß des Rißl Erma. 217.
 Karikal, franz. Comptoir auf der Küste von Coromandel. 165.
 Kar-Karaly, Berg und Kirgisen-Colonie in Sibirien. 27.
 Kaschkar, St. im chines. Turkestan. 99.
 Kars, St. in Armenien. 215.
 Karun, Fluß in Persien. 199.
 Kartanec, St. in Kl. Asien. 221.
 Kaschan, St. in Persien. 205.
 Kaschgar-Davan, Berg in Bucharien. 196.
 Katihar, Alpenregion zu Nepal. 140.
 Katmandu, Hauptst. an Nepal. 139.
 Katschanar, Berg in Sib. 4.
 Katschanes, Volk in der Mandchurei. 88.
 Ke-Cho, Hauptst. von Annam. 116.
 Kebah, St. auf der malaischen Halbinsel. 124.
 Kefil, Dorf in Kl. Asien. 227.
 Kefanah, St. in Sindhi. 184.
 Kelat, Hauptst. von Belutschistan. 186.
 Kemaon, Bezirk von Gervat. 143.
 Ken, Fluß in Malwa. 176.
 Kenery, Dorf in Hindost. 173.
 Keppel, engl. Reisender. 226.
 Kepri, St. in Syrien. 230.
 Kertsun, St. in Armenien. 216.
 Keriet-Zesta, Dorf in Palästina. 235.
 Kerlab, Fluß in Persien. 199.
 Kerman, persische Prov. und Dorf. 198. 204.
 Kermanschah, St. und Prov. in Persien. 206.
 Ker-Porrer, engl. Reisender in Persien. 204.
 Ketschul, St. in Kl. Asien. 221.
 KetoI, eine der Kurilen. 50.
 Kewaschinsk, Dorf der Ostiaken. 9.
 Keymat, Dorf in Kl. Asien. 222.
 Khang-Ti, Kaiser von China. 112.
 Kham-Dola, Berg in der Mongolei. 96.
 Khiva, Fürstenthum in der Bucharei. 197.
 Khoi, St. in Persien. 207.
 Khotan, St. im chines. Turkestan. 100.
 Khulsum, Berg in Mongolien. 91.
 Khulum, St. in Turkestan. 194.
 Khunduz, St. in Turkestan. 193. 194.
 Khutais, Hauptst. von Imiretien. 215.
 Khutaktu, Oberpriester des Lama. 90. 100.
 Kiachta, Fluß und Fort in Sib. 29.
 Kienghewar, Dorf in der Prov. Irak. 203.
 Kieu-Tao, eine der Inseln Kieu Kieu. 74.
 Ki-Kata, Gebirge in der Mandchurei. 87.
 Ki-Kial, eine der Inseln Kieu Kieu. 74.
 Kileng, Volk in der Mandchurei. 90.
 King-Kan, Berg im Lande der Mandchus. 84.
 in der Mongolei. 91.
 King-han-Dabagan, Bergkette. 91. 97.
 Kinneir, engl. Reisender. 220. 226.
 Kirest, St. in Sib. 31.
 Kirgisen, Volk in Sib. 18. 20. 26.
 Kirgagatsch, St. in Kl. Asien. 222.
 Kirpatrick, engl. Reisender. 137.
 Kirtesia, St. in Kl. Asien. 228.
 Kirpur, St. in Sindhi. 184.
 Kitting, Dorf in Sib. 31.
 Kisten, Volk am Caucasus. 212.
 Kizil-Erma, Fluß in Armenien. 217.
 Kizil-Uzen, Fluß in Persien. 199. 206.
 Klapproth, deutscher Reisender. 67. 85. 89. 211. 212. 214.
 Klutschew, Dorf und Vulkan in Sib. 41.
 Kobak, Fluß und Stadt in Dschungarien. 98.
 Kohibaba, Berg in Cabul. 192.
 Koll, Fluß in Syrien. 229.
 Kol-Su, Fluß in Georgien. 211.
 Kofan, Staat und Stadt in Bucharien. 196.
 Koli, eine der Spitzen des Caucasus. 211.
 Kolsun, St. in Sib. 20. Alpen von. 20.
 Kofusinseln. 133.
 Kolsan, Zweig des Altai. 22.
 Kolyma, Fluß in Sib. 34.
 Kolywan, Bergwerke von. 18. See von. 23.
 Kondu, Dorf in Sib. 31.
 Kondusun, Fluß in Sib. 39.
 Kong-Kaden, Bai des Königreichs Siam. 120.
 Koniah, St. in Kl. Asien. 221.
 Kopt, Fluß in Mingrelieu. 214.
 Korasan, Gegend in Persien. 200.
 Korgon, Zwisch des Altai. 22.
 Kortaken, Volk in Sib. 41. 45.
 Kortobolika, Fluß in Sib. 18.
 Korna, St. in Kl. Asien. 227.
 Kosaman und Tantalum, Inseln von Siam. 123.
 Kotsh-Gondava, Prov. von Belutschistan.
 Kozbar, kleine St. in Belutschistan. 186.
 Kra, Erdenge. 125.
 Kraschennikof, russ. Gelehrter. 48.
 Krasinski, beschreibt Persien. 190.
 Krasnojarsk, St. in Sib. 28.
 Krasumiarsk, Dorf in Sib. 20.
 Kreuzberg, der heilige, in Kl. Asien. 220.
 Krischna, Fluß in Carnatic. 159.
 Kriegsschuppe der Birmanen. 132.
 Krukowski, Silbermine von, in Sib. 19.
 Krusenstern, russ. Reisender in Japan. 61.
 Kuang-Hien, hoher Felsen in China. 116.
 Kuban, Fluß in Georgien. 211.
 Kuschewa, St. und Fluß in Sib. 4.
 Kuen-Lun, Berg im chines. Turkestan. 99.
 Kusa, St. in Kl. Asien. 227.
 Kui, Vorgebirge von Siam. 123.
 Kule-Hissar, St. in Kl. Asien. 223.
 Kulpal, Fluß in Sib. 37.
 Kum, St. in Persien. 205.
 Kumuk, Volk am Caucasus. 211.
 Kunassir oder Kunascher, eine der Kurilen. 51.
 Kunewatsk, Dorf in Sib. 15.
 Kupferinsel, in Sib. 47.
 Kur, Fluß in Armenien. 208.
 Kural, Berg und Fluß in Sib. 37.
 Kurden, Volk. 225.
 Kurdisten, Prov. in Persien. 225.
 Kurilen, Inselgruppe. 49.
 Kur-Kara-Ussu, Prov. und Stadt in Dzung. 98.
 Russistan, Bezirk von Persien. 206.
 Kutaisch, St. in Kl. Asien. 222.
 Kuznetsk, St. in Sib. 28.

2.

- Laara, sonst Attalia, St. in Kl. Asien. 220.
 La Borde, Leon von, franz. Reisender in Arabien. 239.
 Labak, siehe Esh.
 Lab-Bach, Dorf in Hindost. 194.
 Labil, St. in Kl. Asien. 221.
 Lahore, Königreich und Stadt in Hindost. 164.
 Lakebiden, Archipel in Hindost. 172.
 Lahnau, Hauptst. von Dube. 154. 155.
 La Laubère, franz. Reisender. 122. 123.
 Lamarrine, franz. Reisender in Syrien. 232.
 Lamas, buddhistische Priester. 100.
 Lamay, chines. Insel. 116.
 Lambi oder Domel, Insel des Archipels Mex-gui. 125.
 Campsaki, St. in Kl. Asien. 207.
 Langle, von, Lieutenant der Laperoussischen Expedition. 63.
 Langle, Bai an der Westküste von Karalai. 54.
 Laodicea, siehe Latakia.
 Lapechine, Begleiter des Pallas. 48.
 Laperouse, berühmter franz. Schiffer. 52.
 Laperouse, Straße des, welche Jesso von Ischoka trennt. 57.
 La Place, Capitain einer franz. Fregatte. 120. 171.
 Lar, Hauptst. von Laristan. 204.
 Laristan, persische Provinz. 204.
 Larnaca, St. auf der Insel Cyprien. 220.

La Roque, franz. Reisender in Syrien. 106.
Lascaren, Volksstamm auf der Insel Seylon. 107.
Latalich, St. in Syrien. 120.
Latalich, Gold- und Platinmünze in Sib. 4.
Laska, Reisender in Kl. Asien. 222.
Laymann, russ. Officier und Gesandter in Japan. 60.
Lechevalier, franz. Reisender. 207.
Lechebour, Professor der Botanik in Dorpat besucht den Atlas. 17. 40.
Leh, St. in Tibet. 108.
Lemian, Dorf in Kl. Asien. 227.
Lena, Fluß in Sib. 31. 47.
Lesbos, siehe Mytilini.
Léglér, Volk am Caucasus. 212.
Lemala, Fluß in Sib. 17.
Lestepo, russ. Reisender in Kamtschatka. 41.
Lefkossia, Hauptst. von Cypern. 220.
Lessa, Hauptst. von Tibet. 105.
Lhassa-Kloster, tibetanischer Tempel. 105.
Lilaw, Inselgruppe an der Küste. 47.
Lilia, Fluß in Sib. 4.
Liao-ho, Fluß in der Mandchurie. 86.
Liao-Lung, Berggebirge der Mandchurie. 86.
Libanon, Berg in Syrien. 231.
Light, engl. Capitain. 104.
Lich Kied, Archipel zwischen Formosa, Japan und Corea. 73.
Liger, St. in Siam. 123.
Limasol, St. in Kl. Asien. 220.
Linant, Reisender in Arabien. 200.
Lindsay, Supercargo der engl. Compagnie in Canton. 82.
Liswaga, Schiefergebirge an der chinesischen Grenze. 22.
Lokewol, Dorf in Sib. 23.
Lokewka, Fluß in Sib. 23.
Lo-Luang, eine der Inseln Lich-Schan. 115.
Loptaka, Berggebirge von Kamtschatka. 40.
Lori, St. in Armenien. 208.
Lo-Tsi, gefährliche Strömung bei den Inseln Lich Kied. 74.
Luang-Kuang-Schan, eine der Inseln Lich Kied. 74.
Lucas, Paul, franz. Reisender in Kl. Asien. 225.
Lustspiegelungen in dem Hunn. 174.
Lula, St. in Kl. Asien. 222.
Luristan, Prov. in Persien. 206.
Lybica, alte Prov. in Kl. Asien. 222.

227.

Macao, St. in China. 109.
Madanapur, Fort in Nepal. 109.
Marmurdo, J., engl. Reisender. 104.
Madapolam, St. in Hindost. 102.
Maden, Ruinen von, in Kl. Asien. 221.
Madras, Hafen an der Küste von Coromandel. 165.
Malle in Asien.

Malschico-Wima, Gruppe der Insel Lich Kied. 74.
Madura, St. in Hindost. 106.
Magnesia, siehe Magna.
Magna, St. in Kl. Asien. 222.
Mahanebby, Fluß in Hindost. 100.
Maje, franz. Comptoir in Hindost. 173.
Mahwalipuram, St. in Hindost. 165.
Mahlanpur, St. in Hindost. 150.
Malmatschin, chinesische Stadt an der Küste. Grenze. 20.
Malmatschin, Handelsplätze in den meisten Städten Asiens. 96.
Malfar, St. in Tibet. 103.
Malfur, Prov. und St. in Hindost. 104.
Majoribank, Präsident der Subercargos in Canton. 82.
Makan-Kur-Assh, eine der Kurken. 50.
Makti, Bai von Kl. Asien. 219.
Malabar, Prov. in Hindost. 172.
Malacca, St. und Meerenge der malakischen Halbinsel. 121.
Malakische Halbinsel. 120. 126.
Malaien, ihr Ursprung und ihre Sitten. 125.
Malcolm, engl. Reisender in Persien. 199.
Malebiven, Archipel in Hindost. 170.
Malebivier, Bewohner der Malebive. 171.
Male, eine der Malebiven. 170.
Malla, Dorf in Kamtschatka. 41.
Malone, Dorf in Sib. 23.
Malva, Landst. in Hindost. 177.
Mamai, Bai an der Küste der Kasan. 214.
Manach, Dorf in Hindost. 141.
Manas-Garowar, See in Tibet. 102. 103.
Mandshu, Volksstamm in China. 84. Ihr Ursprung und ihre Geschichte. 85. 86. Ihre Sitten. 86. Ihr Land. 86.
Mandu, St. in Hindost. 177.
Mandragora, Fluß in Kl. Asien. 218.
Manipur, Hauptst. von Assam. 181.
Manning, Thomas, engl. Reisender in Tibet. 106.
Marasch, Dorf in Kl. Asien. 221.
Maratten, Volk in Hindost. Ihr Krieg mit den Engländern. 145.
Marsivan, St. in Kl. Asien. 222.
Marco Polo, berühmter Reisender. 117. 196.
Marbin, St. in Kl. Asien. 225.
Mar-Glias-Klgo, Kloster in Syrien. 223.
Mar-Ganna, Kloster der Maroniten in Syrien. 222.
Marie, Berggebirge der Insel Laval. 82.
Marionetten, chinesisch. 114.
Marmora, Meer, in Kl. Asien. 217.
Maroniten, Volk in Syrien. 222.
Martaban, Volk, Stadt und Prov. in Siam. 126. 127.
Mascate, Hauptst. von Oman. 229.
Matura, kleines Fort auf der Insel Seylon. 167.
Matsmai, Hauptst. der Insel Iseo. 51. 59.
Matafcheri, St. in Hindost. 172.

Ma-Zyminda, Berg in Georgien. 221.
Maundrell, engl. Reisender in Syrien. 222. 223.
Mauer, große, in China. 84. 85. 115.
Maywell, Capitain der Meere, besucht Edden. 80.
May-Kang, Fluß in Annam. 117.
Mazenderan, Prov. in Persien. 205.
Mazulipatam, St. in Hindost. 101.
Meaden, siehe Meinder Buzul.
Medhiades, Prov. von Hindost. 150.
Medina, St. in Arab. 241.
Mednoi, siehe Kupferinsel.
Meer, schwarzes. 217.
— tobtet, in Palästina. 207.
Meinder Buzul, Fluß in Kl. Asien. 219.
Meffa, St. in Arab. 240.
Meleg-Gieb, St. in Armenien. 216.
Melapur, port. Comptoir an der Küste von Coromandel. 165.
Menam, großer Fluß in Siam. 120. 121.
Mender-Su, Fluß in Kl. Asien. 217.
Mentschilof, Seidenunter in Sib. 21.
Meraga, St. in Persien. 207.
Merbach, Dorf in Persien. 203.
Mergab, Fluß in Persien. 199.
Mergen, St. in der Mandchurie. 85.
Mergui, Archipel. 125. Insel des Archipels gleiches Namens. 126.
Mesched-Xli, St. in Kl. Asien. 227.
Mesched-Hussien, St. in Kl. Asien. 227.
Meschib, St. in Persien. 204.
Messe, die, in Borsow. 11.
Messerschmidt, Reisender in Sib. 93.
Metelin, Insel in Kl. Asien. 218.
Meyendorff, G. von, Reisender in Sacharien. 195. 196.
Meyer, Dr., untersucht die kirgisischen Steppen. 21. 48.
Mezzellu, St. in Kl. Asien. 220.
Mhalevarra, Land in Hindost. 177.
Miadeh, großer Fluß in Persien. 206.
Mialbay, St. im birmanischen Reich. 100.
Miamu, St. im birman. R. 120.
Mias-Xse, tibetan. Volksstamm. 106.
Michaud, franz. Historiker. 224.
Mignau, Reisender in Kl. Asien. 222.
Mikaliga, St. und Fluß in Kl. Asien. 222.
Milcowala-Derewana, Dorf in Kamtschatka. 41.
Milet, alte St. in Kl. Asien. 219.
Mina, Insel in Arabien. 241.
Minen, Organisation der, in Sib. 12.
Mingrellen, russ. Prov. 224.
Mingreller, Bewohner der Prov. Mingrel. 214.
Mirgon, Dorf in Kl. Asien. 223.
Mirwah, Canal in Sindhi. 104.
Mirzapur, St. in Hindost. 162.
Mitschegier, siehe Risten.
Mittancote, St. in Wuttan. 183.
Mobania, St. und Volk in Kl. Asien. 222.

Mohamed Schah, Sultan von Afghanistan. 146.
 Moie und Ruangs, wilde Vögel in Annam. 117.
 Moskta, St. in Arabien. 280.
 Mongir, St. in Hindost. 165.
 Mongodschar, Berg in Sib. 47. — in Bucharien. 196.
 Mongolen, Volk in China. 90. Ihr Ursprung. 90. Ihre Sitten. 91. Ihre Politik. 94. Ihr Land. 91.
 Monge, Vorgebirge von Sindh. 186.
 Moorcroft, engl. Reisender in Tibet. 103. — in Hindost. 194.
 Morrison, Dr., Missionair in China. 112.
 Mopsucke, in Kl. Asien. 216.
 Morah, St. in Hindost. 176.
 Morier, engl. Reisender in Persien. 203. — in Kl. Asien. 223.
 Morlab, St. in Syrien. 231.
 Mosendon, Vorgebirge von Arabien. 239.
 Mossul, St. in Arabien. 225.
 Mucken, siehe Fung-Asien.
 Multan, St. und Land in Hindost. 181.
 Muraview, russ. Reisender. 197.
 Mufa, Flecken in Arabien. 240.
 Muffir oder Igakto, eine der Kurilen. 50.
 Mutova oder Mutona, eine der Kurilen. 50.
 Muzderan, St. in Persien. 197. 198.
 Moya, Fluß in Sib. 47.
 Mqin vari, eine der Spitzen des Caucasus. 211.
 Muconisi, Berg in Kl. Asien. 218.
 Mudlessir, St. in Hindost. 178.
 Munro-Vere, engl. Reisender in Syrien. 233.
 Murschedabad, St. in Bengalen. 157.

N.

Nadir-Schah, König von Persien. 146. 201.
 Nag, Fluß in Hindost. 160.
 Nagpur, St. in Hindost. 160.
 Nahr-el-Damur, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-el-Israhim, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-el-Kadeh, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-el-Kebir, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-el-Kelb, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-Kadis, Fluß in Syrien. 232.
 Nahr-Zerca, Fluß in Palästina. 233.
 Naid-and, Karai, Dorf in Hindost. 164.
 Nakschi-Nedscheb, St. in Persien. 201.
 Nakschi-Nakan, Berg in Persien. 201.
 Nakschiwan, St. in Armenien. 207.
 Naliki, spirituelles Getränk in Sib. 5.
 Nandaprapaga, Fluß in Hindost. 142.
 Nangasaki, Hafen von, in Japan. 68.
 Nan-Yan, Residenz des Königs von Corea. 82.
 Napakiang, St. und Hafen der Insel Nih-Nih. 74.
 Napanas, St. und Fluß in Kamtschatka. 41.
 Napius, St. und Land in Palästina. 234.

Narsete, armenischer Erzbischof. 210.
 Nazareth, St. in Palästina. 234.
 Nebo, Berg in Paläst. 234.
 Nedschid, Gegend in Arabien. 239.
 Negapatnam, alte holl. Niederlassung an der Küste von Coromandel. 165.
 Negombo, Dorf auf der Insel Ceylon. 170.
 Negrais, Vorgebirge des birmanischen Reiches. 132.
 Nepal, Königreich in Hindost. 137. 140.
 Nepalesen, Bewohner von Nepal. Ihre Geschichte. 138.
 Nera, Fluß in Sib. 37.
 Nerbudda, Fluß in Hindost. 159. 174. 177.
 Nerscha, Fluß in Sib. 34.
 Nermanshir, Bezirk von Kerman. 201.
 Nessirabad, St. in Hindost. 176.
 Nertschinsk, St. in Sib. 30.
 Nemiand, St. und Schmelze in Sib. 2.
 Neu-Sibirien. 47.
 Ngari, Prov. in Tibet. 103.
 Nica, siehe Jonik.
 Nicobarische Inseln. 132.
 Nibuhr, deutscher Reisender. 227. 239.
 Nilgherris, Berge in der Prov. Carnatic. 163.
 Nisiri-Demidof, Grobschmidt, Stammvater einer reichen Familie gleiches Namens. 2.
 Nimro, Bai an der Küste von Jesso. 59.
 Ninguta, St. der Prov. von Sirin. 87.
 Ninive, Ruinen von, 226.
 Nipon, wichtigste Insel von Japan. 61.
 Nisibin, St. in Mesopotamien. 225.
 Nisungien, Verfahren der Wandschu. 85.
 Nohkote, St. in Nepal. 139.
 Nue, Beifluß des Sungan-Usa. 88.
 Nischnaja-Koliman, Fluß in Sib. 23.
 Nischnel-Kamtschatsk, St. in Kamtsch. 42.
 Nischnel-Taghilsk, St. und Schmelze in Sib. 2.
 Nischnel-Turinsk, See in Sib. 6.
 Nur-Galsau, See in Sib. 25.
 Nuschty, Dorf in Belutschistan. 189.
 Nurauschapura, Ruinen von, alte Hauptstadt von Ceylon. 168.
 Novaja-Zemlia, Insel von Sib. 47.

O.

Ob, Fluß in Sibirien. 9. 15. 28.
 Obdor, Gebirge in Sib. 17.
 Obdorsk, St. in Sib. 15.
 Oelberg in Palästina. 236.
 Ochola, Fluß in Sib. 39.
 Ocholsk, St. und Hafen in Sib. 40.
 Oekminsk, Dorf der Jakuten. 32.
 Oliver, franz. Reisender in Persien. 206. — in Kl. Asien. 228. — in Syrien. 229.
 Oikhone, Insel auf dem Baikalsee. 29.
 Oitorka, Fluß in Kamtschatka. 45.
 Oitorier, Stamm der Koriaten. 45.
 Olymp, siehe Kreuzberg, den heiligen.

Oman, arabische Prov. 229.
 Omar, Moschee des, in Jerusalem. 236.
 Omekone, St. und Fluß in Sib. 38.
 Omerkandak, Wallfahrtsort der Hindus. 159.
 Omst, St. in Sib. 17.
 Onokotan, eine der Kurilen. 50.
 Onone, Fluß in Sib. 31.
 Orbos, Mongolenstamm. 91.
 Orskal, Berg in Sib. 46.
 Orsa, St. in Kl. Asien. 228.
 Orissa, Prov. in Hindost. 162.
 Ormuz, Insel im persischen Meerbusen. 204. 239.
 Orontes, Fluß in Syrien. 230.
 Oroschys, Bewohner der Tataren an der Mündung des Saghalien-Usa. 54.
 Osnabrad, Fort auf der Insel Ceylon. 168.
 Osotena, St. in Sib. 28.
 Osseten, Volk am Caucasus. 212.
 Ostiaken, Volk in Sib. 8. 12.
 Ostrog, Name der russ. Forts in Sib. 41.
 Otter, Reisender in Persien. 146.
 Oude, Königreich und Stadt in Hindost. 154. 166.
 Ouseley, William, engl. Reisender. 199.
 Oude, Fluß in Bucharien. 192. 196.

P.

Pacificque, der Vater, franz. Reisender in Persien. 190.
 Pactalus, Fluß in Kl. Asien. 222.
 Pagan-ninan, alte Hauptstadt des birmanischen Reiches. 130.
 Pahang, Stadt und Staat auf der malaiischen Halbinsel. 123.
 Pabamcottal, St. in Hindost. 166.
 Palästina, Prov. der asiatischen Türkei. 233.
 Pallas, Reisender in Sibirien von 1732—1744. 25. 28. 48.
 Palmira, alte Stadt in Syrien. 231.
 Palte, See in Tibet. 102.
 Paltura, Dorf auf der Insel Ceylon. 167.
 Panda, Fluß in Hindost. 173.
 Pandua, Dorf auf dem Himalaya-Gebirge. 137.
 Pandschim, Residenz des Fürsten von Goo. 173.
 Pantany, St. und Fluß in Hindost. 173.
 Pania, St. in Paläst. 234.
 Paphos, siehe Basso.
 Papra, Meerenge des Archipels Mergui. 126.
 Paracelen, Klippen an der Küste von Annam. 117.
 Pareine, Festung und Fluß in Kamtschatka. 44.
 Paramuschir, eine der Kurilen. 50.
 Parvettan, St. in Hindost. 163.
 Patani, St. auf der malaiischen Halbinsel. 123.
 Patara-Bialkwi, Fluß des Caucasus. 212.
 Patara, Ruinen von, in Kl. Asien. 219.
 Patmos, Insel in Kl. Asien. 219.

Patna, St. in Hindost. 165.
 Pa-Ashwang-Schan, eine der Inseln Lich
 Kied. 74.
 Payas, St. in Kl. Asien. 221.
 Pegu, St. im birman. Reich. 127.
 Peking, Hauptst. von China. 173.
 Pendschab, Gegend in Lahore. 178.
 Penomping, St. in Annam. 117.
 Perak, kleines Land auf der malaischen Hal-
 insel. 124.
 Peron, franz. General. 199.
 Perser, ihre Sitten. 200. Ihr physischer Cha-
 rakter. 202.
 Persien, Königreich. 198.
 Persepolis, alte St. in Persien. 204.
 Pescabores, siehe Pheng-hu.
 Peschab, Bai an der circassischen Küste. 214.
 Peschan, Berg in Dschungarien. 98.
 Peschawer, St. in Afghanistan. 190.
 Pet-schi-li, Prov. von China. 115.
 Petropawlowsk, Hafen von Kamtschatka. 49.
 Phasis, siehe Rioni.
 Pheng-hu-Insel in China. 110.
 Phiala, See in Paläst. 234.
 Pholia-Kova, St. in Kl. Asien. 218.
 Phocda, siehe Photia-Kova.
 Pietro della Valle, italienischer Reisender.
 173. 198.
 Pigneau de Behaine, franz. Missionar. 120.
 Pindarris, Volk in Bopal. 177.
 Pionba, Bai an der Küste von Kasien. 214.
 Pogson, engl. Seefahrer. 136.
 Point de Galle, Stadt und Hafen der Insel
 Ceylon. 167.
 Poivre, franz. Reisender. 117.
 Polletana, Berg in Hindost. 174.
 Poloni, Fluß in Sib. 15. 16.
 Pondicheri, Hauptst. des franz. Establishem.
 in Hindost. 165.
 Ponthiamas, alte St. in Annam. 117.
 Posten, russische, Linie der, an der chines. Grenze.
 24.
 Poulo-Pinang, Insel an der Küste von Ne-
 dah. 54.
 Poulo-Sambison, Inselgruppe der malai-
 schen Halbinsel. 124.
 Pounah, St. in Hindost. 162.
 Pouralli, Fluß in Belutschistan. 186.
 Potoki, Archipel im Süden der Mandchurie.
 85.
 Pottinger, H., engl. Reisender. 185. 204.
 Prepara, Insel-Gruppe der Andamanen. 133.
 Pricas oder Divan, Rathversammlung der Kir-
 gisen. 27.
 Prigormaja-Sopka, Berg in Sib. 20.
 Prinz von Wallis, Insel des, siehe Poulo
 Pinang.
 Promeh, alte Stadt der Birmanen. 130.
 Prosowka, St. in Sib. 23.
 Pulo-Gondor, Insel an der Küste von An-
 nam. 117.
 Purga, Schneesturm in Kamtschatka. 45.

Pukarest, Dorf in Kamtschatka. 43.
 Puta-ja, Tempel des Ho zu Jcha. 115.
 Pu-tu, eine der Inseln Lich-Schan. 115.
 Puschkinsel, Goldwäsche in Sib. 5.
 Pyrad de Laval, franz. Reisender. 171.

D.

Duelpart, Insel bei Corea. 80.

H.

Habbath-Ammon, alte Stadt in Palästina.
 225.
 Hacca-Beiba, St. in Kl. Asien. 228.
 Hadschamenbury, St. in Hindost. 162.
 Hadschemal, St. in Bengalen. 157.
 Hadscheputana, siehe Hadschemir.
 Hadscheputen, Bewohner von Hadschemir. 175.
 Haffles, Sir Stamford, engl. Gouverneur von
 Java. 69. 124.
 Hakoze, eine der Kurilen. 50.
 Hama, Berg in Ceylon. 168. Dorf in Pa-
 lästina. 235.
 Hamle, St. in Palästina. 237.
 Hamnad, St. in Hindost. 166.
 Hamri, Insel von Kratalan. 133.
 Hangan, Stadt und Fluß im birmanischen
 Reich. 127.
 Haper, engl. Officer. 141.
 Has-el-Reima, St. in Arabien. 239.
 Haschana ober Kassagua, eine der Kurilen.
 50.
 Hasoschena, Fluß in Kamtschatka. 41.
 Hawi, Fluß in Lahore. 178.
 Haymond, Reisender in Kl. Asien. 229.
 Hecht, Hauptst. von Gilan. 205.
 Hebut-Kale, Hafen von Mingrelieu. 214.
 Hemusar, Ibel, Orientalist. Seine Meinung
 über den Buddhismus. 102.
 Heranthiere, in Sibirien. 12.
 Henouard de Duiffiere, franz. Missionar.
 218.
 Repolowo, St. in Sib. 2.
 Hesano, russ. Gesandter in Japan. 63.
 Rhobus, Insel in Kl. Asien. 219.
 Ribbers, St. in Sib. 18.
 Ribba, Dorf in Palästina. 237.
 Rioni, Fluß in Georgien. 211. in Mingrelieu.
 214. 215.
 Riutatschil, heiliger Hügel in Hindost. 175.
 Rori, St. in Sindhi. 184.
 Romanow, Bai an der Küste von Jesso. 61.
 Rozah, St. in Hindost. 161.
 Ruad, kleine Insel und Stadt in Syrien. 231.
 Rubapragaya, Dorf in Hindost. 142.
 Rukar, Fluß in Sib. 40.
 Rumanieh, St. in Kl. Asien. 227.
 Rumbon, kleiner Staat auf der Insel Malacca.
 124.

Runn, sumpfige Fläche in Hindost. 174.
 Rüppell, Reisender in Arabien. 241.

E.

Eabandsche, Flecken und See in Kl. Asien.
 217.
 Eabber, Berg in Arab. 240.
 Eabermaty, Fluß in Hindost. 174.
 Eabrad, große St. auf der Küste von Cora-
 mandel. 165.
 Eagor, Insel in Hindost. 159.
 Ealbe, St. in Syrien. 233.
 Eaisong, St. in Hindost. 117.
 Ealzeen in Sibirien. 24.
 Ealsen, Fürsten- oder Befehlshabermwürde bei den
 Kirgisen. 20.
 St. Jean d'Acre, St. in Syrien. 233.
 St. Jeremias, Ibel in Paläst. 235.
 St. Lorenz, Insel im großen Ocean. 47.
 St. Mattheus, Insel des Archipels Mergui.
 126.
 St. Saba, Kloster in Paläst. 238.
 Sachalian, siehe Karakai.
 Sachalian-ula, Gouvernement im Mandchu
 Land. 86. 88. Mandchurischer Name des Fluß-
 ses Amun. 84.
 Sachalian-ula-holon, Stadt in der Man-
 churie. 88.
 Sallar, St. in Sindhi. 184.
 Salli, Berg in Sindhi. 184.
 Salang, Insel der Malaischen Halbinsel. 125.
 Salangore, Stadt und Staat auf der Mal-
 halbinsel. 124.
 Sallan, St. in Schirwan. 209.
 Salma, St. in Persien. 207.
 Salfette, Insel in Hindost. 175.
 Samapar, St. in Kl. Asien. 226.
 Samarcand, St. in Bucharien. 175.
 Samaria, siehe Kaplus.
 Sambunath, Berg und Tempel in Nepal.
 139.
 Samorowo, Dorf in Sib. 9.
 Samos, Insel in Kl. Asien. 218.
 Samojeden, Volk in Sib. 16.
 Samsun, St. und Hafen in Armenien. 216.
 Sanaa, St. in Arabien. 240.
 Sandarlik, Golf in Kl. Asien. 218.
 Sancier, siehe Aschen.
 Sangar, Fluß in Kl. Asien. 208. 223.
 Sanguar, Meerenge zwischen Sipan und Jesso.
 41.
 Sang-Loi, großer Fluß in Annam. 116.
 Sangersow, St. im Königreich Siam. 123.
 Sanzen, St. und Fluß des Archipels Mergui.
 126. 127.
 Sarabat, Fluß in Kl. Asien. 218. 229.
 Sarana, zweibellartige Pflanze, hauptsächlich
 Nahrungsmittel der Kamtschad. 43.
 Sarged, siehe Sarg.
 Sarepta, siehe Sarsid.

Garfeld, Dorf in Syrien. 232.
 Gari, alte St. in Persien. 205.
 Gart, St. in Kl. Asien. 222.
 Sartorius, Commandant des „Fogkon“. 171.
 Saron, Thal in Palästina. 233. 235.
 Satarah, Prov. und St. in Hindost. 163.
 Satalie, St. und Bai in Kl. Asien. 220.
 Savodinsk, St. in Sib. 8.
 Scaffi, Gründer eines Städtchens in Sibirien. 213.
 Scala-Nova, Bai in Kl. Asien. 218.
 Scamander ober Xanthus, Fluß in Klein-Asien. 217.
 Scanderum, St. und Hafen in Syrien. 230.
 Schah-Alim, Kaiser der Mongolen. 146.
 Schamalar, Berg in Butan. 107.
 Schamazi, Alt und Neu, Städte in Schirwan. 209.
 Schamo, siehe Sobol.
 Schandernagor, franz. Comptoir in Bengalen. 157.
 Schamane oder Zauberer bei den Jakuten. 37.
 Schandler, engl. Reisender in Kl. Asien. 222.
 Schan-Sin, eine der nördl. Prov. Sines. 68.
 Schantibon, St. in Siam. 120.
 Schapur, alte St. in Persien. 203.
 Scharak, Dorf in der Bucharei. 197.
 Schartake, Dorf in Sib. 6.
 Schartschina, Dorf in Kamtschatka. 41.
 Schat-el-Arab, siehe Euphrat und Tigris.
 Schattigang, St. und Fl. in Bengalen. 136.
 Schaultris, Häuser zur Bequemlichkeit der Reisenden in Hindost. 164.
 Scheki, Prov. von Georgien. 209.
 Scherki, St. in Kl. Asien. 217.
 Scherkes, St. in Kl. Asien. 224.
 Schibul-Su, Fluß in Kl. Asien. 219.
 Schiga-gungar, St. in Tibet. 106.
 Schekatawa, Fluß in Kamtschatka. 44.
 Schikarpur, St. in Sindhi. 184.
 Schilla, Fluß in Sib. 30.
 Schinsura, St. in Hindost. 157.
 Schiraz, St. in Persien. 203.
 Schin-King, Gouverneur des Mandtschu-Landes. 86.
 Schirinkir, eine der Kurilen. 50.
 Schirwan, russische Prov. 209.
 Schong-Ashuen, chinesische Prov. 115.
 Schu-Naba, Pyramide in Pegu. 128.
 Schumicloff, Angust. Fürst. 38.
 Schumtschu, eine der Kurilen. 50.
 Schur-Kub, Fluß in Persien. 199.
 Schuscha, Hauptst. der Prov. Karabaghi. 208.
 Schuster, Hauptst. von Kurdistan. 206.
 Schutschia, Fluß in Sib. 36.
 Schulz, J., Reisender auf den Malediven. 170.
 Schwert d. Prinz Regent, siehe Hiao Tung.
 Scio, Insel und St. in Kl. Asien. 218.
 Scott-Waring, Reisender in Persien. 204.
 Seindias, St. in Hindost. 178.
 Sutar, St. in Kl. Asien. 217.
 Sebasta, Dorf in Paläst. 234.

Secandra, St. in Hindost. 149.
 Sedanka, St. und Fluß in Kamtschatka. 41.
 Sebletsch, Fluß in Bohore. 102. 178.
 Seely, J., engl. Reisender in Hindost. 160. 161. 162.
 Seegen, deutscher Reisender. 224.
 Seils, Land der. 178.
 Seils, Volk in Hindost. 179.
 Selesch, St. in Kl. Asien. 220.
 Selenginsk, St. in Sib. 20.
 Selenga, Fluß in Sib. 21. 29.
 Selesia, St. in Kl. Asien. 223.
 Selinti, St. in Kl. Asien. 220.
 Semipalatinsk, St. und Fort in Sib. 25.
 Serabpur, St. in Hindost. 151.
 Serampur, dänisches Comptoir in Hindostan. 157.
 Serinagor, St. in Hindost. 142.
 Seringapatam, St. in Hindost. 164.
 Serst-Serat, St. in Kl. Asien. 222.
 Sestini, italienischer Reisender. 226.
 Sever-Sissar, St. in Kl. Asien. 220.
 Sewan, See in Armenien. 208.
 Sewero-Boskchnoi, Vorgebirge des nördl. Sib. 47.
 Seyd-Suz, St. in Kl. Asien. 223.
 Seyhan, Fluß in Kl. Asien. 221.
 Seyer-Inseln. 125.
 Siam, Königreich. 120.
 Siamesen, Bewohner von Siam. 123. 129.
 Sibirien, großes Land im nördl. Asien. 47.
 Siben, siehe Galde.
 Siebold, deutscher Reisender. 72.
 Sigan, Dorf in Kurdistan. 194.
 Siglan, Festung der Koriaken. 46.
 Sihuan, St. in Sindhi. 184.
 Sihun, Fluß in Bucharien. 196.
 Sikkim, bergiger Landstrich in Butan. 108.
 Silah-Miu, St. im birman. Reich. 130.
 Simois, siehe Mender-Su.
 Simoota, Winterwohnungen in Sibirien. 4.
 Simussir oder Schimuschir, eine der Kurilen. 50.
 Sinal, Berg in Arab. 241.
 Sincapur, Insel und St. im Süden der malaischen Halbinsel. 124.
 Sindhi, Fürstenthum in Hindost. 166.
 Sindhier, Bewohner von Sindhi. 166.
 Sinope, Hafen am schwarzen Meer. 217.
 Siu, See in China. 115.
 Sin-Sien-Kien, siehe Samah.
 Sirhind, St. in Hindost. 178.
 Sitang, Arm des Irawaddy. 127.
 Sitschang, Inselgruppe in Siam. 120.
 Sitth-Sud, warme Quelle in Hindost. 156.
 Sivas, St. in Kl. Asien. 223.
 Si-suel, Prov. des chines. Reichs. 67.
 Skinner, Major, Herausgeber einer Beschreibung. Hindost. 149.
 Siobode, Name, welche die Kosaken ihren Wohnungen geben. 95.
 Smejnogorsk, siehe Smejow.

Smejow, St. in Sib. 18.
 Smyrna, Stadt und Hafen in Klein-Asien. 218.
 Sogat, St. in Kl. Asien. 222.
 Song-pira, Weisfluß des Uchalian-nis. 88.
 Sonmini, Nacht und Flecken in Belutschistan. 186.
 Sone, Fluß in Dekkan. 156.
 Sonnerat, franz. Reisender. 164.
 Sosnowische, Dorf der Ostianen. 10.
 Soswa, Fluß in Sib. 11.
 Sour, St. in Syrien. 223.
 Spangenberg, einer der Begleiter Beckings. 49. 71.
 Spencer, engl. Reisender. 212.
 Spingur, Berg in Afghanistan. 169.
 Sredni-Kolymsk, St. in Sib. 33.
 Srednoi, Festung in Kamtschatka. 44.
 Staateninsel und Stantenland, Inseln in Norden von Jesso. 52.
 Stamary, Reisender in Kl. Asien. 225.
 Stanchio, Insel in Kl. Asien. 219.
 Stanhope, Lady Esther, Engländerin, wohnhaft in Syrien. 233.
 Staunton, Sir Georg, beschreibt China. 118.
 Steinbutter, Nahrungsmittel der Kirgisen. 33.
 Steppen, große flache Ebenen in Sibirien. 24.
 Stepanow, Gouverneur von Jersischel. 49.
 Strabo, alter Geograph. 222.
 Sualdieh, Hafen in Syrien. 230.
 Subaschi, Bai an der Küste der Kasp. 214.
 Subschu-Kale, Hafen in Circassien. 212.
 Suz, St. und Erdenge in Arab. 241.
 Suifonb-pira, Fluß in der Mandtschuri. 88.
 Sukum-Kal, Bai an der Küste von Kasan. 214.
 Sultabad, St. in Persien. 206.
 Sultanich, St. und Fluß in Persien. 206.
 Sultanich, Dorf in Armenien. 216.
 Sumhur, tibetischer Lama. 137.
 Sundeibund, Gegend in Hindost. 156.
 Sundscha, Weisfluß des Ikeret. 212.
 Sungari, Fluß in der Mandtschurei. 84. 88.
 Suniten, Mongolenstamm. 91.
 Suradschpur, St. in Hindost. 151.
 Surate, St. in Hindost. 174.
 Surt-kub, Fluß in Afghanistan. 192.
 Sufa-Sitk, Fluß in Kl. Asien. 222.
 Sujef, russischer Reisender. 48.
 Suissatol-nos oder heil. Vorgebirge in Sib. 47.
 Syasgutan, eine der Kurilen. 50.
 Symes, engl. Reisender. 127.
 Syrenowest, Silbermine in Sib. 28.
 Syriam, St. im Irman. Reich. 127.
 Syrien, Prov. der asiatischen Türkei. 229.
 Szali, Dorf in Palästina. 235.

Z.

Zaas, Stadt in Arabien. 240.
 Zababanna, Fluß in Kl. Asien. 223.
 Zabalaf, Dorf in Sib. 32.
 Zagbil, Fluß in Sib. 2.
 Zachtalu, Berg in Kl. Asien. 219.
 Zaf-Su, Fluß in Persien. 199.
 Zailisch, Prov. von Armenien. 208.
 Zanibeh-Kan, Dorf in Nepal. 138.
 Zauschatar, St. in Hindost. 166.
 Zaousf, Fort in Kamtschatka. 46.
 Zaptu, Fluß in Hindost. 160. 174.
 Zaragar, Fluß in Adschemir. 176.
 Zarafal, Insel. 52. 67.
 Zarbagatal, Prov. und St. in Dschungarien. 98.
 Zarbagatal-Dola, Berg in Dschungarien. 98.
 Zarmeh, St. in der Prov. Dschamk. 216.
 Zarsus, St. in Kl. Asien. 220.
 Zarus Schaye, Fluß in Kl. Asien. 220.
 Zassifuban, St. in Butan. 108.
 Za Zao, eine der Inseln Rieu Rieu. 74.
 Zatta, St. in Sindh. 185.
 Zauris, Hauptst. von Heribdschan. 207.
 Zaurus, Berg in Kl. Asien. 216.
 Zeraf, Stadt und Fluß des Archipels Mergui. 126.
 Zernier, franz. Reisender. 145. 178. 199.
 Zebedes, Fluß in Armenien. 208.
 Zeburan, Hauptst. von Persien. 206.
 Zetosa, St. in Paläst. 237.
 Zetova, St. in Kl. Asien. 220.
 Zeliguten, siehe Zeliguten.
 Zei-uten, Volk im Altal. 28.
 Zellischery, St. in Hindost. 173.
 Zenoferim, Prov., Stadt und Fluß des Arch. Mergui. 126.
 Zembos, Insel in Kl. Asien. 218.
 Zerebinthe, Thal in Paläst. 236.
 Zeri, St. und Brücke in Hindost. 144.
 Zeret, Fluß in Georgien. 211.
 Zernai, Bai an der Küste der chines. Tartari. 52.
 Zerpaling, Kloster in Tibet. 105.
 Terry, Reisender in Hindost. 146.
 Tessubsch, Dorf in Persien. 207.
 Trier, franz. Reisender in Kl. Asien. 225.
 Thabor, Berg in Paläst. 234.
 Thai-Uan, siehe Formosa.
 Theater, im Königreich Annam. 120.
 Thevenot, franz. Reisender. 145. 161.
 Thermodon, Fluß in Armenien. 211.
 Thian-Schan, Bergkette, welche Dzungarien von Turkestan trennt. 98.
 Thian-schan-Kan-lu, siehe chinesisches Turkestan.
 Thian-schan-Pelu, siehe Dschungarien.
 Thian-tsin, chinesische Stadt. 115.
 Thling-Po-lui-Po, Fluß in China. 98.
 Thsin-Tschu, St. in Corea. 97.
 Thiberias, See und St. in Paläst. 234.

Tibet, Basallenland des chinesischen Reichs. 100.
 Tibetaner, ihre Sitten. 101. Ihre Politik. 107.
 Tibetliegen, berühmt durch ihre feinen Haare. 103.
 Tiflis, Hauptst. in Georgien. 209.
 Tighil, Fluß in Kamtschatka. 41.
 Tighilsk, Hafen von. 41.
 Tigris, Fluß in Mesopotamien. 208. 225.
 Timkowsk, russischer Reisender in China. 78. 91. 114.
 Tinnevelly, St. in Hindost. 166.
 Tippu Saib, Sultan von Malisur. 184.
 Tjumen, St. in Sib. 6.
 Tmolus, Berg in Kl. Asien. 222.
 Tobol, Fluß in Sib. 6.
 Tobolsk, St. und Gouvernem. in Sib. 6. 17.
 Tocat, St. in Kl. Asien. 223.
 Tocatian-Su, Fluß in Kl. Asien. 222.
 Tola, Fluß in Mongolien. 96.
 Toma, Fluß in Sib. 22.
 Tomel, St. in Sib. 22.
 London, Verbannungsort der chinesischen Verbrecher. 87.
 Tonguska, Fluß in Sib. 47.
 Tong King, Königreich und Volk von Annam. 116.
 Tope, Grabmäler der Afghanen. 191.
 Tor, Dorf in Arab. 241.
 Tortosa, St. in Sib. 231.
 Topal, Fluß in Sib. 12.
 Tranquebar, St. an der Küste von Coroman-bel. 165.
 Travancore, St. an der malabar. Küste. 172.
 Trebisonde, St. in Armenien. 216.
 Trinconomale, siehe Trinquemale.
 Tringano, St. auf der malattischen Halbinsel. 123.
 Trinquemale, St. und Bai der Insel Ceylon. 166.
 Tripoli, St. in Syrien. 232.
 Trischinapoli, St. in Hindost. 165.
 Tsataren, Name der Mongolen. 91.
 Tsao-Po, Fluß in Sching-king. 86.
 Tschaguta, Fluß in Sib. 26.
 Tschampava, Berg in Annam. 117.
 Tschandragiri, Fluß in Hindost. 173. Berg in Nepal. 139.
 Tschan-Kia-Sched, St. in China. 97.
 Tschan-pe-Lehan, Bergkette, welche Corea und die Mandchurei trennt. 76. 84.
 Tscharische, Fluß in Sib. 20.
 Tschoboba, Insel von Arrakan. 113.
 Tschedel-Minar, alte Stadt in Persien. 203.
 Tschefondo, einer der höchsten Berge Dauriens. 81.
 Tschelbis, Berg in Armenien. 208.
 Tschelumbrum, St. in Hindost. 165.
 Tschembul, Fluß in Malwa. 177.
 Tschemnab, Fluß in Hindost. 178.
 Tschen-Schan, Insel-Archipel an der chines. Küste. 115.

Tschertessen, siehe Circassier.
 Tscherna, Fluß in Sib. 8.
 Tschernostotskinst, Bergwerk in Sib. 5.
 Tschesme, St. in Kl. Asien. 218.
 Tschetschesen, Volk am Caucasus. 212.
 Tschinbat, Festung in Sib. 31.
 Tschilian, Dorf auf der Insel Ceylon. 170.
 Tschirikof, Begleiter Behrings. 48.
 Tschirinkotan, eine der Kurilen. 50.
 Tschin-tschu, Fluß in Butan. 107.
 Tschirpol, eine der Kurilen. 50.
 Tschisapani, Berg in Nepal. 138.
 Tschita, Fluß in Sib. 47.
 Tschoka, Insel in Osten von Asien. 55.
 Tschokar, Insel in Hindost. 174.
 Tscholala, Berg in Hindost. 174.
 Tscholacsen ober Pasessen, Bewohner des Archipels Mergui. 126.
 Tschubukala, Fluß in Sib. 32.
 Tschuka, Festung in Butan. 108.
 Tschuttschen, Volk in Sib. 34. 44.
 Tschunar, St. und Fort in Hindost. 152.
 Tschuru-schaitaewst, St. in Sib. 31.
 Tschoringh, siehe Calcutta.
 Tschosan, Hafen an der Küste von Corea. 80.
 Tsampa, Prov. in Annam. 117.
 Tsin-Lehan, Insel in China. 115.
 Tsing-Tschu, zweite Hauptst. Coreas. 77.
 Tschifilar, Stadt und Gouvernem. Sachalian-ula. 88.
 Tson-Wing, Insel an der chinesischen Küste. 115.
 Tsung-King, Berg in Turkestan. 99.
 Tucticorin, St. in Hindost. 166.
 Tumene, St. in Sib. 6.
 Tumatova, Fluß in Kamtschatka. 47.
 Turkestan, Land. 197.
 Turkestan, chinesisches, siehe Si-Yuei.
 Turkestaner. 99.
 Turner, Samuel, engl. Officier, besucht Tibet. 104. 106.
 Tuzla, Fluß in Armenien. 216.
 Tyrus, siehe Sur.

II.

Uabdy-Musca, Thal in Arab. 239.
 Uagor, Bergkette in Hindost. 174.
 Ubinsk, Zweig des Altal. 18.
 Ubbudacote, St. in Multan. 183.
 Ubscheir, St. in Hindost. 178.
 Uel, Prov. von Tibet. 103. 105.
 Uliassutu, St. in der Mongolei. 96.
 Undes ober Uenabessa, Canton von Tibet. 143.
 Ural, Bergkette in Sib. 1.
 Urbigsch, Hafen an der Küste von Iturup. 49.
 Urbabad, St. in Armenien. 207.
 Urga, Hauptst. im Lande der Kalas. 96.
 Urgab, Thal in Kl. Asien. 225.
 Urmiah, St. und See in Persien. 207.

Urumtsi, St. in Dsungarien. 98.
 Urup, eine der Kurilen. 61.
 Usuri, Fluß im Lande der Manſchus. 87. 88.
 Uſſaffir oder Uſchiſchir, eine der Kurilen. 50.
 Uſſkamenagorsk, St. in Sib. 19. 24.
 Uſſch, St. in Muktan. 182.
 Uſſchiſchan, höchste Bergspitze der Insel Palan. 115.
 Utsvalasu, Fluß in Kl. Asien. 217.
 Uzbeken, Bewohner von Bucharien. 193. 194.

B.

Babavilly, Fluß in Carnatic. 164.
 Valentia, Förd, engl. Reisender. 132. 150.
 165. 166. 240.
 Vasco de Gama, kommt nach Indien im Jahre 1499. 172.
 Ventura, franz. Officier in Lahore. 179.
 Verbannte in Sib. 6. — Zustand derselben. 48.
 Vileghinskoi: Khrebet, Bergkette in Kamtschatka. 46.
 Volney, franz. Reisender. 230. 234. 235. 237.
 Vries, Martin von, holl. Capitain. 52.
 Wulkanſhai, an der Küste von Jesso. 58.

W.

Wahabiten, Secte der. 239.
 Waigats, Insel in Sib. 15.
 Wan, St. und See in Armenien. 215.
 Wandiasſi, Fleden in Sib. 16.
 Wang-Aſching, eine der Hauptſt. Koreas. 77.
 Wardenaar, Präsident des holl. Comptoirs in Rangasaki. 69.
 Warhs, St. in Hindost. 176.
 Watſi, St. in Kl. Asien. 218.
 Webb, engl. Officier. 141.

Weißes Vorgebirge, in Syrien. 233.
 Wellesley, Gebiet der Engländer auf Poulo Pinang. 124.
 Webdabs, Volk auf der Insel Ceylon. 168.
 Webdahratte, Landstrich auf Ceylon. 168.
 Werkni-Lurinsk, Kanonengießerei in Sib. 4.
 Werkni-Ubinsk, St. in Sib. 29.
 Werkni-Kamtschatsk, Dorf in Kamtsch. 41.
 Werkni-Kolymsk, Dorf in Sib. 37.
 Werchoturik, St. in Sib. 4.
 Wercholenſk, St. in Sib. 31.
 Weruschina, St. in Sib. 28.
 White, nordamerikanischer Reisender. 117. 120.
 Wigulka, Fluß in Sib. 47.
 Wilcoy, engl. Reisender. 135.
 William, Citadelle von Calcutta. 157.
 Winbiab, Berg in Malwa. 117.
 Wingadde, Station auf der Insel Ceylon. 169.
 Wittine, tungussisches Dorf. 31.
 Wiggapatam, St. in Hindost. 162.
 Wona, St. in der Prov. Dſchaniſk. 216.
 Wood, engl. Reisender in Syrien. 231.
 Wogulen, Bewohner von Magodat. 4. 5.
 Wrangel, Baron, Reisender. 34.
 Wud, Hafen in Arabien. 302.
 Wu-Men, Fluß in Corea. 76.
 Wurla, Archipel und Bai in Kl. Asien. 218.

Y.

Yabne, St. in Paläst. 239.
 Yaf, tibetanischer Dſſe. 102.
 Yalu, Fluß in Corea. 76.
 Yama, Fluß in Sib. 47.
 Yambo el Bahr, Hafen in Arab. 241.
 Yamsk, Fort und Fluß in Kamtsch. 46.
 Yanaon, franz. Comptoir in Hindost.

Yanbabu, St. im birman. Reiche. 130.
 Yandebain, St. im birman. Reiche. 130.
 Yang-tſe-Kiang, Fluß in Tibet. 102. —
 Fluß in China. 115.
 Yarkand, St. im chines. Turkeſtan. 99.
 Yarkand-daria, Fluß in Turkeſt. 99.
 Yaro-Dzengo-Aſchu, Fluß in Tibet. 102.
 Yassahan, Fluß in Sib. 37.
 Yelowſka, Fort und St. in Kamtsch. 41.
 Yemen, Prov. in Arab. 239.
 Yerma, St. in Kl. Asien. 223.
 Yerden, Stadt im Gouvernem. Sching ſing. 86.
 Yezb, St. in Persien. 216.
 Yieu-Kiaſu, eine der Inseln Kiau Kiau. 73.
 Yrdi-Burun, Vorgebirge von Kl. Asien. 219.
 Yufabiren, Volk in Sib. 29.
 Yuma-Dong, Bergkette im birman. Reiche. 129.
 Yuffuzais, Afghanenſtamm. 189.
 Yuzzat, St. in Kl. Asien. 224.

Z.

Zab, Fluß in Persien. 199.
 Zachiwerſk, St. in Sib. 33.
 Zeiber, Gegend in Arab. 239.
 Zelte, ihre Form bei den Samojeben. 16. bei den Tungusen.
 Zendo-rub, Fluß in Persien. 205.
 Zengi, Thal in Armenien. 207.
 Zengian, St. in Persien. 206.
 Zerb-Kub, Berg in Eureſtan. 206.
 Zerb-Aſſchan, Fluß in Bucharien. 195. 196.
 Zerre, See in Afghaniſtan. 188.
 Zib, St. in Syrien. 233.
 Zichiverſk, ſakutiſche Stadt. 28.
 Zizanka, Fluß in Sibirien. 37.

Verzeichniß der Abbildungen

zur

Malersischen Reise in Asien.

Tafel 1.

1. Schloß in Tobolsk. S. 6.
2. Offizien. 13.
3. Ansicht von Semarowa. 9.
4. Ansicht von Beresow. 11.

Tafel 2.

1. Semojeben. 17.
2. Kirche von Abalak. 17.
3. See von Kolywan. 23.
4. Ansicht von Irkutsk. 28.

Tafel 3.

1. Kirgisen. 20.
2. Kalmücken. 21.
3. Teleuten. 28.
4. Ansicht der Stadt Kiachta. 29.

Tafel 4.

1. Abakiti. 25.
2. Mahlzeit in Kiachta. 30.
3. Der chinesische Fiedler Matmatchin. 30.
4. Bazar in Nertschinsk. 30.

Tafel 5.

1. Hundeschlitten. 33.
2. Tschutschen. 36.
3. Seite der Tungusen. 31.
4. Hafen von Ochotsk. 40.

Tafel 6.

1. Peter Pawlowitz. 49.
2. Amatscha. 49.
3. Kamtschadalen. 42.
4. Kamtschadalen. 43.

Tafel 7.

1. Sommer- und Winterwohnungen der Kamtschadalen. 93.
2. Das Innere einer Winterwohnung. 42.
3. Koriaten. 45.
4. Jakuten. 38.

Tafel 8.

1. Gersfahs. 47.
2. Nino. 56.
3. Nino-Frau. Nino-Mann. 56.
4. Rakots, eine der Kurilen. 50.

Tafel 9.

1. Japanisches Fort. 65.
2. Golf von Radicjeda. Insel Taratai. 62.
3. Anwa. 64.
4. Bucht Komansow. 61.

Tafel 10.

1. Ansicht von Kangaſaki. 68.
2. Das Innere einer japanischen Hauptwache. 72.
3. Japanische Dolmetscher vor ihren Vorgesetzten. 71.

Tafel 11.

1. Drotſſſſſ. 54.
2. Gräber an der Bai de Castrica. 56.
3. Nino von der Vulkanbai. 58.
4. Japanische Damen. 71.

Tafel 12.

1. Bewohner der Insel an der Küste von Korea. 90.
2. Koreaner (Mann aus dem Volke und Mandarinen). 76.
3. Mandarinen von Korea. 79.
4. Kileng. 90. — Kiala. 90. (Bewohner der Ufer des untern Amna.)

Tafel 13.

1. Mandſchu-Soldat, welcher die Wache bezieht. 90.
2. Mandſchu-Bauern. 90.
3. Mandſchu und seine Frau. 90.
4. Bewohner der Küsten des Mandſchulandes. 90.

Tafel 14.

1. Uebergang über dem Iro. 96.

2. Ein Mongole. 97.

3. Guleuthen. 99.
4. Chinesische Muselmänner. 99.

Tafel 15.

1. Ansicht von Lassa, Hauptstadt von Tibet. 103.
2. Tibetaner und Buddha-Kapelle. 101. 117.
3. Pal. 102.

Tafel 16.

1. Der Dalai-Lama. 100.
2. Palast eines Lama in Djach Lumbo. 103.
3. Lassaſuban. 106.
4. Palast eines Lama bei Lassaſuban. 106.

Tafel 17.

1. Mausoleum des Bantſchin-rimbotſchi. 104.
2. Brücke von Lhoſula. 108.
3. Chinesen aus alter Zeit. 106.
4. Bansen, Bettler und Süßende. 114.

Tafel 18.

1. Priester und Oberpriester Buddhas. 101.
2. Innere Mauer des Palastes zu Peking. 113.
3. Triumphbogen bei Peking. 113.
4. Das Laternenfest. 113.

Tafel 19.

1. Chinesisches Theater. 114.
2. Brücke von Su-tſchau-fu. 114.
3. Art zu reisen. 114.
4. Das Innere eines Grabmals. 114.

Tafel 20.

1. Marionetten. 114.
2. Sektanten. 114. — Kinderspielsachenverkäufer. 114.
3. Barentang. 114.
4. Guckkästen. 114.

Tafel 21.

1. Feste Lizen Ein. 115.
2. Mandarinen-Barten. 115.

3. Tempel von Putala. 115.
4. Große Mauer. 115.

Tafel 22.

1. Ein chinesischer Aufzug. 114.
2. Kaiserlicher Palast in Peking. 113.
3. Das Gräberthal am Sin-See. 115.

Tafel 23.

1. Gefolge des Kaisers von China. 113.
2. Die Golbinsel. 115.
3. Felsen Kuang-hien. 115.

Tafel 24.

1. Opfer an Fo oder Buddha. 118.
2. Bucht Tai-so. 117.
3. Cochinchinesen. 118.
4. Cochinchinesische Soldaten. 119.

Tafel 25.

1. Cochinchinesisches Schauspiel. 120.
2. Birmanischer Schreiber und Soldat. 131.
3. Birmanen. 131.

Tafel 26.

1. Tempel in Pegu. 128.
2. Abdruck des Fußes Subamas. 130.
3. Birmanen von hohem Range. 131.
4. Birmanischer Reiter und Priester. 131. 132.

Tafel 27.

1. Elefantenjagd. 130.
2. Kloster Amerapura. 131.

Tafel 28.

1. Der Palast in Ava. 131.
2. Königliche Schaluppe der Birmanen. 132.
3. Sorianische Bergbewohner. 132.

Tafel 29.

1. Nikobarische Inseln. 133.
2. Bewohner von Nepal. 140.
3. Ansicht von Kadmandu. 139.

Tafel 30.

1. Sambunath in Nepal. 139.
2. Dscherdair, Dorf in Gervat. 144.
3. Brücke zu Xeri in Gervat. 144.
4. Herduar (Herdwar). 144.

Tafel 31.

1. Ruinen einer Moschee bei Delhi. 145.

2. Ruinen des alten Delhi. 145.
3. Der Kottal-minar in Delhi. 145.
4. Moschee in Delhi. 150.

Tafel 32.

1. Akbars Grabmal zu Secandra. 150.
2. Die Moschee Dschemmes zu Agra. 150.
3. Der Tadsche-Nahal zu Agra. 150.
4. Ruinen bei dem Tadsche-Nahal. 150.

Tafel 33.

1. Samnampur am Ganges. 151.
2. Benares. 152.
3. Benares. 154.
4. Kufnow. 155.

Tafel 34.

1. Spinnende Frauen. 157.
2. Bauern von Bahar. 157.
3. Pagode an dem Hugly. 157.
4. Das Aufhängen eines Frommen. 158.

Tafel 35.

1. Daultabad. 160.
2. Eingang zu den Bisma Karra zu Ellora. 161.
3. Ellora. 160.
4. Unterirdischer Tempel zu Carli. 162.

Tafel 36.

1. Pagode von Sandsheweram. 165.
2. Tritschinapolk. 166.
3. Pagode zu Ramisseram. 166.
4. Ansicht von Ceylon. — Point de Galle. 167.

Tafel 37.

1. Unterirdischer Tempel auf Stephanta. 173.
2. Swalior. 178.
3. Saif auf der Reise. 180.
4. Scindier. 185.

Tafel 38.

1. Faiderabad. 185.
2. Xope. 191.
3. Duran. 190. Xghane. 190. Xauschid. 190.
4. Götzenbilder von Bamiam. 192.

Tafel 39.

1. Palast des Khan in Buthara. 195.
2. Minaret von Mergabad in Buthara. 195.
3. Perser. 201.
4. Perserin. 201.

Tafel 40.

1. Sommerpalast des Königs von Persien in Teheran. 205.
2. Ispahan. 200.
3. Ruinen von Persepolis. 204.
4. Schiraz. 203.

Tafel 41.

1. Sultanieh. 206.
2. Katar von Schirwan. 212. — Immiritischer Fürst. 215.
3. Xifis. 210.

Tafel 42.

1. Georgierinnen. 211.
2. Mingrelier. 214.
3. Circassier. 213.
4. Armenischer Kaufmann. 208. — Xbaf. 214.

Tafel 43.

1. Brunnen zu Scutari. 217.
2. Castell zu Brussa. 222.
3. Xendos. 218.
4. Milet. 219.

Tafel 44.

1. Ruinen von Palmyra. 231.
2. Kurden. 225.
3. Babylon. 228.

Tafel 45.

1. Damask. 231.
2. Baalbeck. 230.
3. Der Berg Libanon. 231.
4. Antiochien. 230.

Tafel 46.

1. See von Libérias. 231.
2. Mauern von Jerusalem. 235.
3. Die Kirche des heil. Grabes. 235.
4. Die Moschee Dmars. 236.

Tafel 47.

1. El Uisch. 241.
2. Mufa. 240.
3. Mecca. 240.
4. Gebirge von Beit et Xafi. 240.

Tafel 48.

1. Ansicht von Mecca. 241.
2. Die große Moschee in Mecca. 240.
3. Der Berg Sinai. 241.

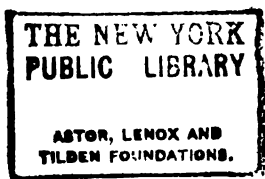
Ansicht von Samarone.

Schlössen zu Tscholitz.

Ansicht von

Ansicht vom Beresom.

Ortsnamen.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



am 3. d. d.

1881

Virginia.



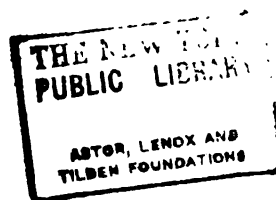
am 3. d. d.

am 3. d. d.



Teil - von.

Ansicht der Stadt Kiaden.



Alutik.

Der chinesische Flecken Maimatschin.

Makheit in Kiachta.

Bazar in Nerstchinsk.

Urt. 17. Februar 1877.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

1815.

1815.

1815.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kentridalalen.

Kentridalalen.

Peter Paulsen.

Amström.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

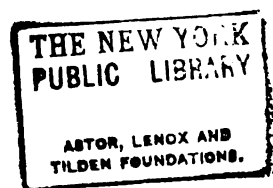
100

1



100

1



Sentinel.

Rabbits, one of the Kurils.

Airo - Sum.

Airo - Frak.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Japanisches Fort. — Insel Kienan.

Gott von Nadsyeda. Insel Terakui.

Japan.

Dacht Romanson.

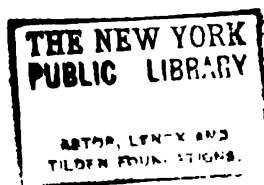
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION

Das Innere einer japanischen Hauptwache.



Ansicht von Nankusaku.



Grüßer an der Bai de Cassin.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Bewohner der Insel an der Küste von Korea.

Mandariuen von Korea.

Koreaner (Mann aus dem Volke und Mandariuen)

Koreaner Bewohner der Ufer des unteren Amur.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Mandschu - Soldat, der die Wache besetzt.

Die Mandschu - Soldaten besetzen die Wache.

Mandschu - Bauern.

Bewohner der Küsten des Mandschu - Landes.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

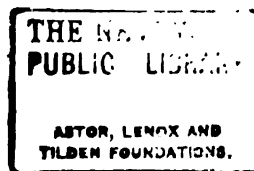
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Indischen.

Vergleich über den Ind.

Chinesische Muselmanen.

Pin Mongole.



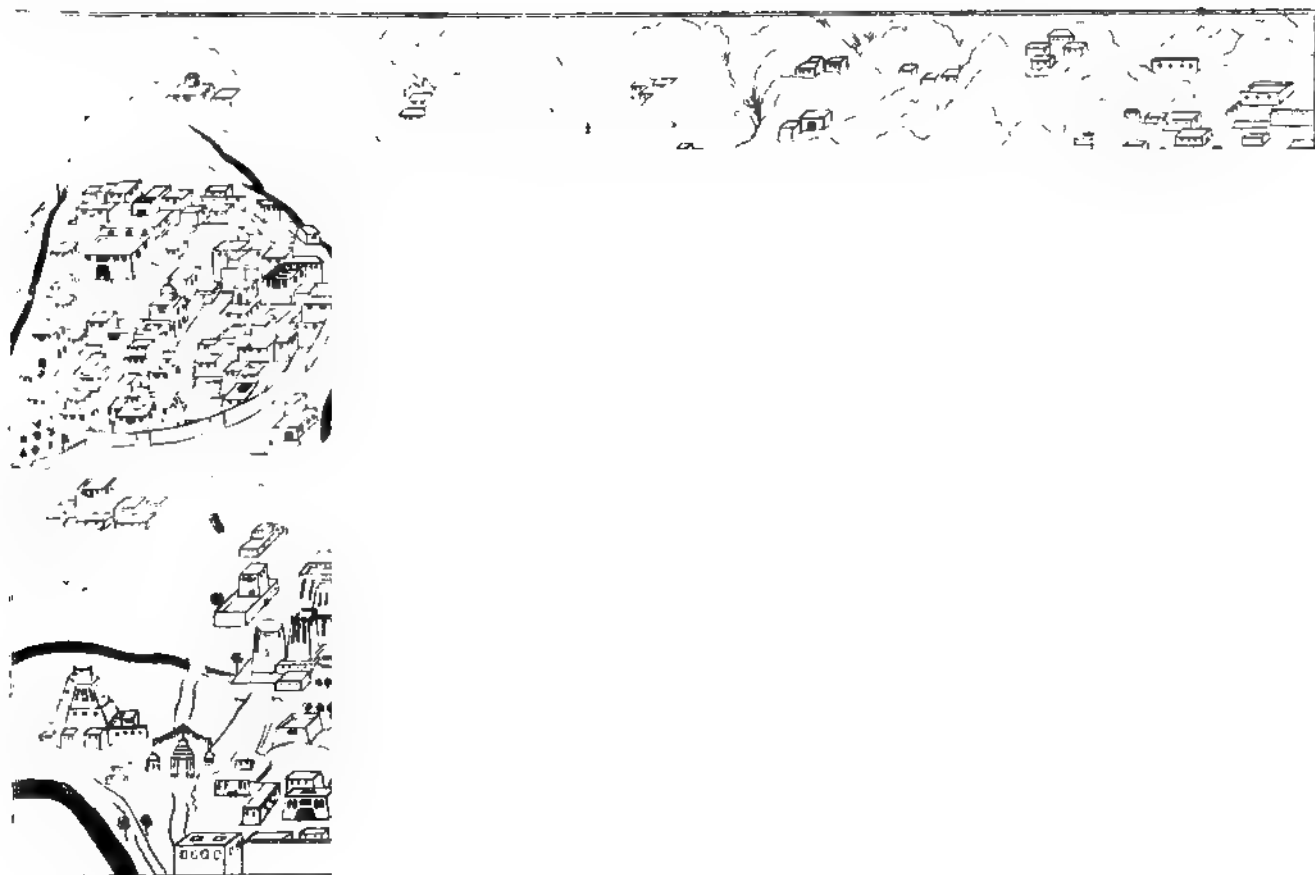


1

2

Tibetener und Buddha - Capelle.

Yak.



Ansicht von Lassa, Hauptstadt von Tibet.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Der Dalai-Lama.

Tasinden.

ruant rous Lama in Djuchi Lombo.

ruant rous Lama bei Tasinden.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

4.

[illegible]

WITTE DON JOHNS,

Reisen, Redit und Bissende.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

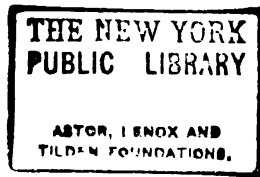


Priester und Oberpriester Buddhas.

Triumphzug des Peking.

Stauer Mauer der Paläste zu Peking.

Das Internat.



Pat. 19.

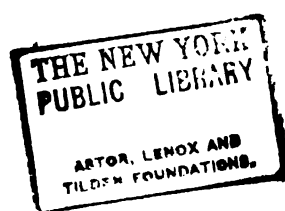
1861

1861

1861

1861

1861



Ur



Marionetten.

Bairntanz.



Schüler — Kinderspielmannschaften.

Einzelkinder.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

4.

Plat. 21.



Plate Tien Sin.

Temple von Putalo.



Mundavina - Park.

Grosse Mauer.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION



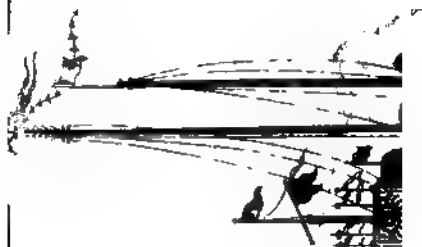
Kaiserlicher Palast in Peking.

Das Gräberthal am Sie - See.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Pl. 2.3



Die Kaiserin von China.



187

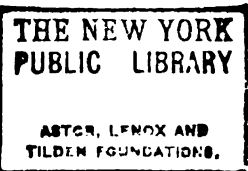


Die Kaiserin.

Gefolge des Kaisers von China.



Die Kaiserin.

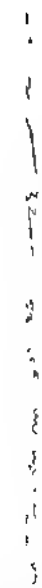




Guichunshin, sin



Opfer am Fo oder Buddha.



Guichunshin, sinische Soldaten.



Buche Fui Fo

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATION

Romanischer Schreiber und Soldat.

Birmauer.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

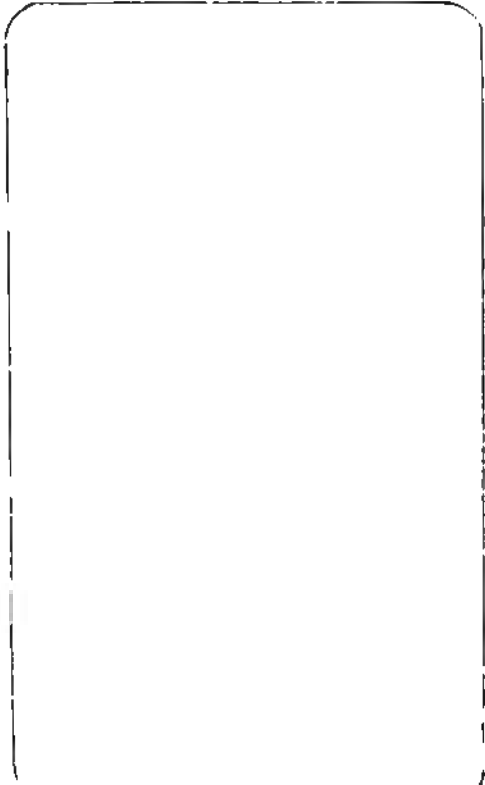


Pl. 20



Birmanische von hohem Range.

Tempel in Pegu.



Abdruck des Fusses Gadamaz.



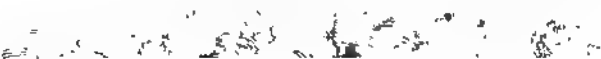
Birmanischer Reiter und Pröster.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**



Kloster Amerapura.



Elephantenjaagd





Königliche Schatzkammer der Birmanen.



Königliche Schatzkammer der Birmanen.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Buchner von Vipul.

Stehende Linie.

Ansicht von Kilmartin.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

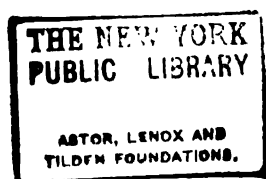
Sankhwal in Nepal.



Brück zu Tiv in Girmul.

Boherdair, Dorf in Girmul

Herduar (Herdwar.)



Ruinen einer Moschee bei Delhi.

Der Kottul-minar in Delhi.

Ruinen des alten Delhi.

Moschee in Delhi.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

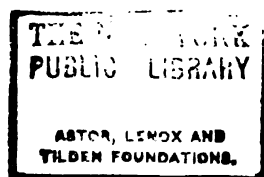


Der Thidich -- Makul zu Agre.

Leibers Grubmal zu Strundora.

Ruinen bei dem Thidich -- Makul.

Die Heuthe Dordmanes zu Agre.



Ind. S.S.

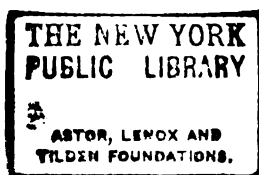


Beards.

Champer am Ganges.

Lucas on.

Beards.





Spinnende Frauen.



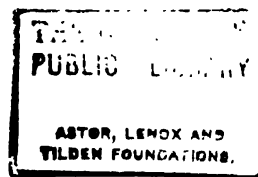
Pagoden an dem Knapf.



Bauern von Buhar.



Das Aufhängen eines Brunnens.



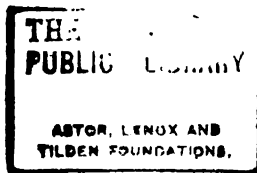
Elora.

Dewitshad.



Einigung zu dem River Karte zu Elora.

Indonesischer Pimpel zu Elora



Piquet von Einsiedlerstein.

Piquet von Ramserstein

Trübschindelpoth.

Ansicht von Eysen. Pont de Gelle

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

2

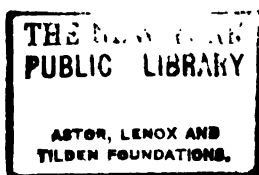
3

Sicht auf der Reise.

Ueberrückender Tempel zu Elephanten.

Sonstige

Gedächtnis



18

18

Popu.

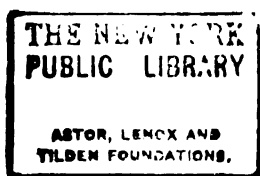
Hydrobui.

Duroni.

Siphone.

Tauschik

Wiederholer zu Duroni.



Prüfung

Prüfung

Prüfung des Kases in Bohnen

Prüfung des Kases in Bohnen

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

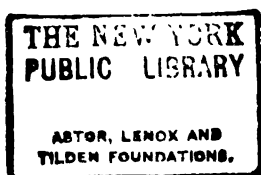
**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

Prüfung

Prüfung.

Prüfung des Kben in Raktura.

Minut von Ungehabt in Raktura



Ref. 50.

Reisen aus Prospekt.

Stammespalast des Königs aus Persien bei Tikhon

Spalten

Wasser.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

11/11

11/11

Putnam.

Thoreau von Schumann.

Samuelson's First.

THE
PUBLIC

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Handwritten notes at the top of the page, including "Hilf: 12."

Handwritten marks, possibly "1" and "1", on the left margin.



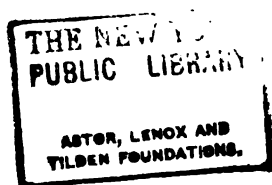
Georginae.

Ornassia.

Mingrelier.

Armenischer Kaufmann

.thuse

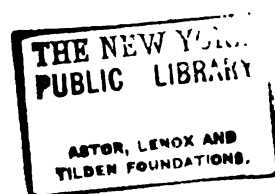


Brunnen zu Sautern.

Tharbo.

Chapel at Brunen.

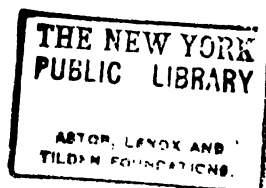
Mild.



Kurdia.

Babylon.

111

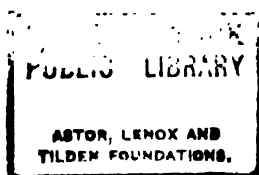


Damask.

Mr. Perry Johnson

Realist.

London.



Siv von Tiberias.

Die Kirche des heiligen Grades.

Mauern von Jerusalem.

Die Moschee Omar.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

177 Ford

Marv.

177 Ford

Marv.

Marv. von Pitt et Fick

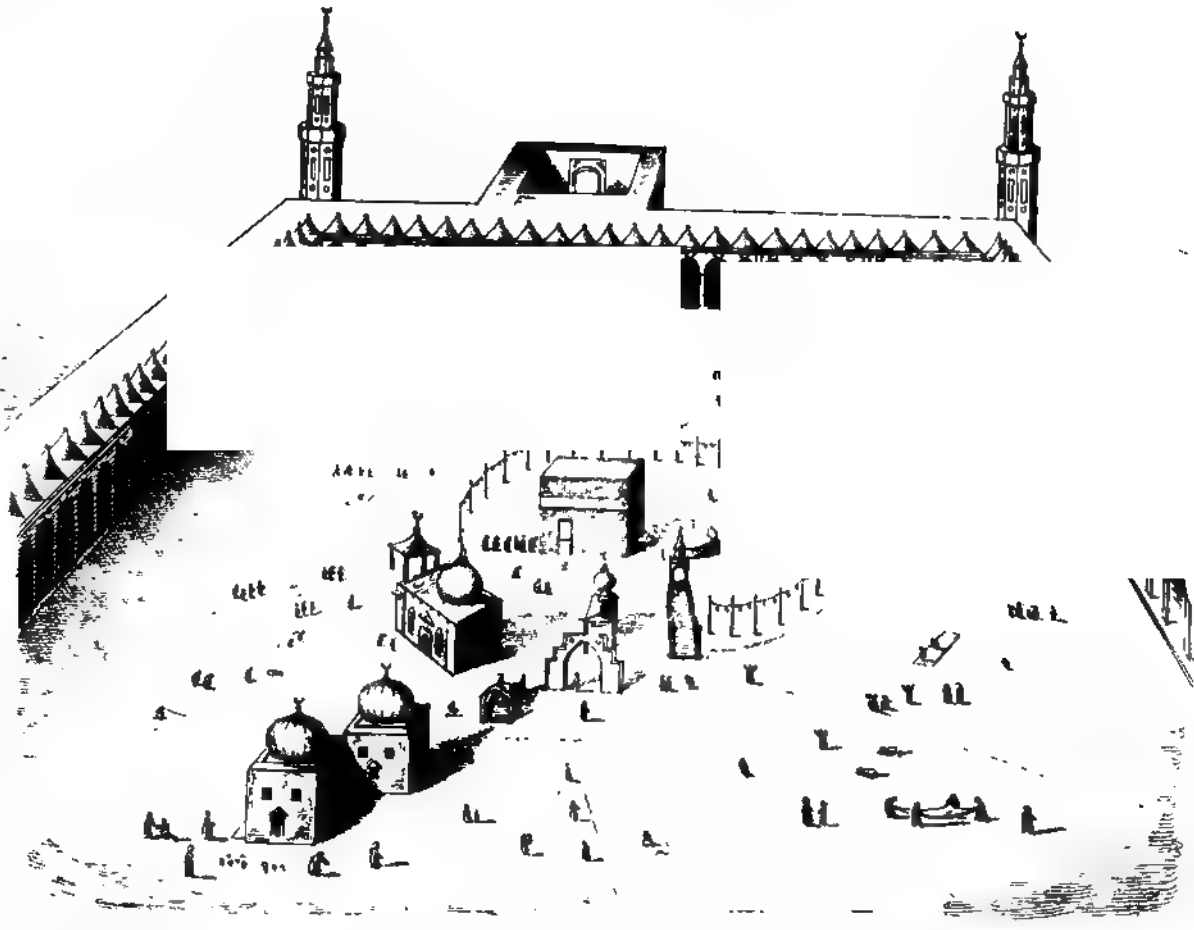
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

11

Ansicht von Meru.

Der Sinai

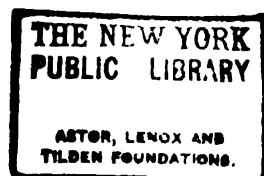


**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

50

1957
LIBRARY
AS THE LENOX AND
T. T. MORTON FOUNDATION.



Malerische Reise in Afrika.

Kapitel I.

Aegypten.

Der Reisende, der Äthen über den Isthmus von Suez verläßt, kommt nur durch Wästen nach Afrika.

Das Fort El Arisch, bei der Mündung eines Wildbaches in das Mittelmeer, wird zu Aegypten gerechnet; es liegt an der Stelle von Rhinocorurum. Die Franzosen hatten es inne fast bis zu dem Augenblicke, da sie dieses Land räumten; Brunnen, einige Pütten, Palmen und Gärten umgeben dasselbe. Jenseits dieser Dase findet man nichts als Sand. Diese Wüste gehört zu der von El Aih, welche in Syrien beginnt, von Gallier auf einer neuen Richtung durchwandert worden ist und sich bis nach Aegypten hineinzieht.

Geht man an der Küste des Mittelmeeres nach W. zu weiter, so sieht man eine von dichter weißer Salzkruste, die unter dem Tritte der Thiere nicht bricht, bedeckte Ebene; dann hat man zur Linken Dünen von beweglichem Sande und zur Rechten einen Golf, welcher den alten See Sirbonis ersetzt, darauf Sümpfe, Teiche und Bäche von salzigem Wasser. Sie sind ziemlich tief, so daß das Wasser den Pferden, die hindurchgehen, bisweilen bis an den Bauch reicht.

Allmälig zeigen sich Palmen und werden zahlreich; man erreicht Ainch bei den Ruinen von Pelusium. Diese Stadt lag am Ostende des Sees Tanis, jetzt See von Menzaleh genannt, der von dem Mittelmeere nur durch eine schmale Landzunge getrennt ist, welche in ihrer nur 86,000 Retres betragenden Länge von drei Mündungen des Nils unterbrochen wird, welche der pelusischen, tanitischen und mendisschen entsprechen; zwei falsche Mündungen sind durch die Seegewächse ausgefüllt. Das Wasser des Sees ist während der Ueberschwemmung des Nils süß, wird aber in dem Maße salzig, wie der Fluß in sein Bett zurückkehrt. Der See umschließt mehrere Inseln, auf denen man alte Ruinen sieht; sehr wenige sind bewohnt. Er ist sehr reich und die Fischerei ist von dem Pascha verpachtet. Es halten sich auf ihm sehr verschiedene Wasservögel auf und seine Ufer sind mit Dörfern besetzt, so daß er fortwährend ein sehr lebensvolles Bild gewährt. Er steht durch mehrere Canäle mit dem östlichen Arme des Flusses in Verbindung; das neue Damiette zeigt sich im Halbkreise an dem rechten Ufer dieses Armes, dritthalb Stunden von der Mündung. „Hohe zierlich gebaute Häuser,“ sagen die Herren Cabaldene und Breuvery, „mit Terrassen und Belvederen darauf, die den kühlen Nordwinden offen stehen; zahlreiche Barken auf dem Nile; eine indu-

Reise in Afrika.

strißte Bevölkerung, die sich auf den Raten drängt; immer grüne Reisfelder; Gärten mit herrlicher Vegetation, wo untereinander Orangen, Datteln und Sycomoren wachsen; ein Himmel, dessen Reinheit von keiner Wolke getrübt wird und unter dem doch die Wärme fast nie höher steigt, als in dem südlichen Frankreich, das ist der zauberische Anblick, den Damiette mit seiner Umgegend dem Reisenden gewährt, der auf dem Meere ankommt.

„Der Zauber schwindet aber, sobald man in die Stadt selbst hineinkommt, die engen, krummen Straßen mit den unreinlichen Schaaren herumirrender Hunde durchwandert, sich unter den Häusern von Erde und Stroh befindet, die einzustürzen drohen, kurz sobald man eine türkische Stadt mit ihrem häßlichen Gange von Elend und Entwürdigung wieder sieht.“

„Der Reishandel, welcher fast ausschließlich in Damiette stattfindet, hat dieser Stadt eine gewisse Wichtigkeit erhalten. Ihre häufigen Verbindungen mit Syrien, das ihr dafür seinen Tabak sendet, halten sie in einem an Wohlstand grenzenden Zustande. Die Einwohnerzahl beläuft sich nicht über 20,000 Seelen. Die Luft, welche man in Damiette athmet, ist weit gesunder, als man hoffen kann, wenn man sie mehrere Stunden weit umgebenden Reisfelder sieht, und diese Stadt ist in ganz Aegypten der Ort, wo man die mildeste Temperatur hat.“

Eine Stunde weiter unten liegt das Dorf Esbe an der Stelle des alten faragensischen Damiette, das mit Recht durch die Schitterung berühmte ist, mit welcher die Kreuzheere es den Muselmännern streitig machten.

Allmälig erweitert sich der Fluß; der Schiffer sieht nicht mehr zu gleicher Zeit die beiden mit Palmen und Dörfern bedeckten Ufer. Der Sand, den der Nil in großer Menge mit sich führt, wird an seiner Mündung durch die Bewegung der Bogen des Meeres zurückgehalten und bildet da eine gefährliche Barre, auf welcher jährlich in der schlechtesten Jahreszeit viele Schiffe zu Grunde gehen. Eine einzige schmale Einfahrt, welche durch die Strömung in der Mitte des Sandes gebildet wird, erlaubt den Barken und leichten Schiffen den Fluß hinaufzufahren, aber nur bei schönem Wetter und mit viel Vorsicht wagt man sich in diese gefährliche Einfahrt, die der Bog haz heißt.

Die Küste ist überall äußerst niedrig, was sie sehr gefährlich macht. Folgt man ihr nach W. zu, so trifft man das Cap Burlos, das nördlichste Aegyptens, in gleicher Entfernung von den beiden Hauptmündungen des Nils; etwas in SW. trifft man den Ausgang des Sees von Burlos, einer großen Wasserfläche, deren südwestlicher Theil ungeheure

Sämpfe einnimmt und die nur in dem nördlichen Theile schiffbar ist. Er empfängt zahlreiche Gandle vom Nil. Die Fahrt, durch welche er mit dem Meere in Verbindung steht, ist die alte lebennystische Mündung. An diesem Punkte steht ein Fort.

Die Küste wendet sich nach W. nach der bolbitinischen Mündung zu, die sich wie jene von Damitte durch einen Boghoz enbügt, und zwei Stunden vom Meere findet man am linken Ufer des östlichen Armes des Nils Kadsch oder Rosette, eine Stadt, die viel von ihrer Wichtigkeit verloren hat. Nach dem Zeugnisse der vorher erwähnten Reisenden, zählt man jetzt dort wenige Europäer; selbst die Zahl der Eingeborenen hat bedeutend abgenommen und beläuft sich jetzt kaum auf 12,000 Seelen. Mit den Handelsvorteilen sind auch die Fetterkeit und der Reichthum verschwunden, die Rosette ein belebteres Aussehen gab, als das der ägyptischen Städte meist ist. Ihre Umgegend jedoch hat nichts von dem lachenden Aussehen verloren, welches das Eigenthum des Delta zu seyn scheint; die Gärten besonders sind bemerkenswerth, wenn Kiosks mit Lauben, beschattet von einigen Gruppen Bananen und Akazien, große von Bächen bewässerte Räume, wo untereinander und fast ohne Pflege die Obstbäume Europas und die Afrikas wachsen, Gärten zu nennen sind.

„In geringer Entfernung von Rosette befindet sich das Tekie von Abu Mandur in der malerischsten Lage auf einer kleinen Anhöhe, von wo der Blick bis an das Meer schweift. Dieses Kloster wird von einigen Derwischen bewohnt, welche eine herrliche Quelle zu unterhalten haben — die milde Stistung eines Muselmanne. Sie verdient ihrem edelherzigen Urheber um so mehr Dankbarkeit, als das Wasser in Rosette sehr schlecht ist.“

Folgt man weiter der Küste nach W., so gelangt man zu der canopischen Mündung, die gegenwärtig nur ein kleiner Canal ist, welcher das Meer mit dem See von Madiet in Verbindung bringt, der in D. durch einen Sumpf an den See von Edku stößt, welcher mit jenem von Derait in Verbindung steht. Der See von Madiet wird durch eine schmale Landzunge von der Rhebe von Abukir getrennt, welche durch den Sieg der englischen Flotte 1798 so berühmt geworden ist. Im folgenden Jahre schlug da das französische Landheer die zahlreichen Schaaren der Muselmanne. Der Flecken Abukir, der durch ein Castell verteidigt wird, liegt in der Nähe des alten Canope.

Nachdem man über eine Sandebene gegangen ist, gelangt man zu den Vorstädten von Alexandrien. Aber hören wir die, welche vom Meere aus in diese berühmte Stadt kommen. Die Frau Baronin von Minantoli spricht sich folgendermaßen aus:

„Alexandrien mit seinen Trümmern und seinen grauen Häusern mit platten Dächern gleicht von fern einer von dem Feinde verwüsten Stadt. Alles erinnert hier an das Verschwinden von Jahrhunderten und die Natur gewöhnt, gleichsam um ihrerseits den ersten Eindruck zu unterstügen, den man bei der Erinnerung an so viel vergangene Größe empfindet, beim Auge des Reisenden nichts als Wüstenland. Eines von der Stadt breitet sich die Wüste aus, welche nach Rosette führt, und rechts die große Wüste von Barca. Mit Ausnahme einiger einzelnen Palmen, die traurig ihren Wipfel erheben und von fern einzelnen Säulen gleichen, bemerkt man an dieser Küste keine Spur von Vegetation. Dies ist der gegenwärtige Zustand dieses Landes, das so viele Revolutionen erlitten hat, dieser Wiege des Lichtes, die durch ihren Cultus, ihre Künste, ihre Philosophen, durch die Reisenden, welche hier an's Land strichen, und durch die Eroberer berühmt ist, welche sich ihrer bemächtigten.“

„Der Eindruck, den ich empfand, als ich das erstemal die Straßen Alexandriens durchwanderte, dürfte schwer zu beschreiben seyn. Welche Bewegung, welcher Tumult in diesen engen Straßen, die fortwährend durch eine zahllose Menge von Kamelen und Kaultieren fast verstopft werden! Das Geschrei ihrer Führer, welche unaufhörlich den Vorübergehenden zurufen, ihre bloßen Füße in Acht zu nehmen; die Ausrufungen und die Grimassen der Taschenspieler; die glänzende Tracht der türki-

schen Beamten; die malerische Draperie der Beduinen, ihr langer Bart und das ernste regelmäßige Gesicht der Krebser; die Nacktheit einiger Heiligen, um welche die Menge sich drängt; die vielen Regersclaven; das Geheul der weinenden Frauen, welche einen Leichenzug begleiten, sich das Haar austausen und sich auf die Brust schlagen, neben einem lachenden Hochzeitszuge; die Gesänge der Muezzins, welche von den Minarets herab zum Gebete rufen, endlich der herzzerreißende Anblick von Unglücklichen, die vor Hunger und Elend sterben und die Schaaren wilder Hunde, die den Fremden verfolgen, alles dies hält jeden Augenblick die Schritte auf und fesselt die Aufmerksamkeit des erkauten Reisenden.“

Dieß nennt man in Alexandrien die Gebäude, welche in der Türkei unter dem Namen Khans und anderwärts als Caravanserais bekannt sind, meist Gebäude von vier Seiten um einen vierseitigen Hof her, an welchem in jeder Etage eine Galerie herumführt.

„Dieß von neuerer Erbauung, sagen die beiden schon erwähnten Reisenden; einige nicht eben bemerkenswerthe Moscheen, das Arsenal und der Palast des Paschas sind die einzigen Gebäude, welche in dem neuen Alexandrien gesehen zu werden verdienen; ein plummes Castell, das zur Vertheidigung der Stadt wenig nützt, ersetzt den bewundernswürdigen Leuchthurm, den man dem Genie des Sokrates verdankte, und nichts in der jetzigen Stadt verräth auch nur die Spur von einem alten Gebäude. (Taf. 1. Abbild.)

„Uebrigens darf man in dem Alexandrien Mehemed Ali nicht die geringste Spur, nicht einmal die Stelle jenes der Ptolemäer suchen, das auf dem Isthmus gebaut war, welcher die Insel Pharos mit dem Festlande verbindet und die beiden Häfen trennt. Die Seehauptstadt Aegyptens, deren Einwohnerzahl sich jetzt kaum auf 30,000 beläuft, steht auf einem neuen Boden.

„Ein großer von neugebauten Mauern umschlossener und von einem breiten Graben geschützter Raum, der durch einige ohne Zusammenhang und Urtheil angelegte Forts verteidigt wird, bezeichnet außerhalb der jetzigen Stadt die Stelle, welche die der Khalifen einnahm. Diese letztere stand selbst auf einem Theile der Ruinen der Stadt Alexanders, deren Trümmer weit darüber hinausreichen.

„Zwei Denkmäler, welche der Zeit getrotzt haben, erheben sich allem mitten unter den Ruinen des alten Alexandriens; auf der einen Seite die Säule des Pompejus und auf der andern einer der Obeliskten von rosenrothem Granit, die unter dem Namen der Kabein der Cleopatra bekannt sind, und neben dem der zweite umgestürzt im Staube liegt.

„In geringer Entfernung von der alten Stadt dehnt sich der See Mariut aus (Maroutia), der jetzt fast ganz ausgetrocknet ist und nicht mehr mit dem Meere in Verbindung steht. In den Felsen, welche als Basis der schmalen Landzunge zwischen dem See und dem Meere dienen, sind die berühmten Katacomben ausgegraben. Einige unterirdische Gräber, die zum Theil von armen Fellahs bewohnt werden und in die man nur mit Mühe auf dem Bauche hineinkriechen kann; das ist alles, was von dieser Necropole übrig blieb, dem frommen und letzten Asyl, das Aegypten den sterblichen Ueberresten seiner Kinder weihete. In der Nähe erinnern einige Ausgrabungen in einem von dem Meere fast gestrichen Felsen, welche den stolzen Namen Mäder der Cleopatra führen, an jene berühmte Königin, in welcher das Geschlecht der Ptolemäer erlosch.

„Neuere einzelne Gebäude, Gärten und arabische Gräber nehmen einen Theil des Raumes der sarajenischen Stadt ein. Man bemerkt hier und da eine Granitsäule, ein reiches Capital, Spuren aller Art, umgestürzt oder verschüttet, und da und dort die Öffnung großer Eiserne, die einzigen noch nützlichen Ueberreste einer frühern Pracht.

„Einige hundert niedrige und dunkle Erdbütten, unter einem Trümmerhaufen erbaut oder vielmehr versteckt, enthalten eine Bevölkerung, deren Elend uns die Grenzen des Möglichen zu überschreiten schien, da wir noch nicht an den Anblick der neuen ägyptischen Civilisation gewöhnt waren.“

„Nubien, Neger, meist Sklaven, einige Juden, einige Armenier bilden mit den Arabern, den Türken, Copten, Franken und Griechen die Einwohner von Alexandrien und vervollständigen das Bild dieser an Religion, Sitten, Kleidung und Sprache verschiedenen Völker, welche, durch das Band des Handels vereint oder durch Gewalt da gehalten, dieselbe Stadt bewohnen.

„Obgleich Cairo der Mittelpunkt der Regierung und die wirkliche Hauptstadt Ägyptens ist, so ist Alexandrien doch wenigstens acht Monate des Jahres die Residenz des Vicekönigs. Die Marine und der Handel, diese beiden großen Hebel seiner Macht, die in Alexandrien zusammenstreffen, erfordern von seiner Seite die thätigste und unausgesetzte Aufsicht. Die Verwaltungsangelegenheiten, deren Sitz Cairo ist, können mit weniger Schaden eine Verzögerung erleiden; übrigens kann auch der Pascha mehrmals des Tages mittelst der zwischen den beiden Städten errichteten Telegraphenlinie sich aussprechen.“

Im Jahre 1830 bestand die Marine des Vicekönigs aus 7 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Corvetten, 7 Briggs, 2 Dampfschiffen, 23 Transportschiffen. Auf den Werften lagen damals drei Linienschiffe, eine Corvette und ein Cutter.

Die Zahl der Matrosen auf dieser Flotte kann man auf 12,000 schätzen; mehrere Schiffe lavierten fortwährend vor dem Hafen, um die Mannschaften zu üben. Sobald die für die Marine bestimmten Männer in Alexandrien angekommen sind, drückt man ihnen ein Unterzeichen auf den Rücken der Hand, um sie im Falle einer Desertion wieder zu kennen; dann schiff man sie ein, um sie an die verschiedenen Handgriffe u. z. zu gewöhnen, die sie in kurzer Zeit geschickt und bestimmt nachmachen.

Die Landarmee des Paschas betrug 1830: 101,000 Mann in Regimenter eingetheilt; außer diesen disciplinirten Soldaten von allen Waffen hat Mehemed Ali in seinem Dienste unregelmäßige Truppen, Infanterie und Cavalerie, die aus Albanesen und Candlern bestehen; er hat ferner mehreren Beduinenstämmen Ländereien am Nil überlassen, für die sie keine Abgaben entrichten, weil jeder Scheik, auf die erste Aufforderung, eine bestimmte Anzahl bewaffneter und equipirter Leute liefern muß, welche von diesem Augenblicke an Sold erhalten.

„Da Alexandrien der einzige Seeporz Ägyptens ist, so bringt man natürlich dahin fast alle Waaren, welche der Vicekönig dem Handel überliefert. Eine obere Verwaltung leitet die Ausführung der mit den europäischen Kaufleuten abgeschlossenen Geschäfte. Die Direction dieser Verwaltung in einem Lande, wo der Souverain sich das Handelsmonopol vorbehalten hat, ist dem Minister des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut. Man kann in dem gemeinen Jahre die Einfuhr Ägyptens auf 52 Millionen und die Ausfuhr auf 60 Mill. an schlagen.

Der alte Hafen befindet sich westlich, der neue östlich von dem Isthmus, auf welchem das neue Alexandrien liegt. Der letztere ist allen Winden ausgesetzt und hat schlechten Untergrund; sonst war der erstere ausschließlich für muslimanische Schiffe bestimmt; Mehemed Ali öffnete ihn aber 1813 den Fahrzeugen aller Nationen. Sonst vereinigte der Canal der Cleopatra den alten Hafen Alexandriens mit dem Nil, in Folge der Nachlässigkeit der Türken nützte er nichts mehr. Mehemed Ali hat ihn von neuem ausgraben lassen und Mahmudie genannt, nach dem Großsultan. Er ist 15 Stunden lang; 150,000 Fellahs beiderlei Geschlechts arbeiteten daran achtzehn Monate. Ueber 20,000 wurden dabei durch Hunger, Erschöpfung oder Krankheiten hingerast; das Ufer bedeckt ihre Gebeine. Leider giebt der Mahmudie die Vortheile nicht, die man von ihm erwartete; er ist nur bei hohem Wasserstande und für leichte Barken schiffbar; er stößt an Fuah, über Rosette, aber der Schilamm, den der Nil mit sich führt, verstopft alle Jahre die Mündung. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man neuerdings diesen Ausgang mit einer Mauer verschlossen und in derselben einige Oeffnungen angebracht, durch welche man das Wasser läßt, wenn man es für vorthellhaft hält; man hält es dabei in dem Canale hoch genug, damit

die Schifffahrt nicht unterbrochen wird. Große Wasserräder, die in der Nähe der Barre angebracht sind, heben zu diesem Zwecke das nöthige Wasser herein, wenn der niedrige Stand des Flusses dies nöthig macht.

Der Vortheil der Lage Fuahs an dem rechten Ufer des Nils hat den Vicekönig bestimmt, da eine Baumwollenspinnerei und eine Fäbrik anzulegen.

Geht man den westlichen Arm des Nils hinauf, so sieht man in der Nähe des linken Ufers Ramanteh am Ufer des Mahmudie, eine kleine durch ihre Lage wichtige Stadt; weiter hin in W. bei einem Canale Damanhur (Hermopolis parva), das durch die Baumwollensplantagen in der Umgegend merkwürdig ist; am rechten Flußufer Kurat (Naucratis), das unter den Pharaonen durch seinen Hafen blühte, den einzigen, der den Fremden offen stand; Sas el Hadchar, ein Dorf bei den Ruinen von Sais, der sonstigen Hauptstadt des Delta, die durch die Pflege der Wissenschaften, durch das berühmte Campenest und die prachtvollen Gebäude bekannt war. Die imposanten Ueberreste der riesenhaften Mauern ihrer drei Necropolen, welche Champolliere besuchte, sind alles, was von dieser großen Stadt übrig blieb. Mehallet El Kebir (Khois) an dem Canale Melig, eine ziemlich große Stadt, ist wichtig durch ihre Industrie. Lantah, fast in der Mitte des Delta, hat eine schöne Moschee; das Grab Seyd Achmed el Badayis zieht dreimal jährlich viele Pilger dahin, was drei bedeutende Messen, namentlich im April, veranlaßt; Menuf, an einem gleichnamigen Canale, liegt in einer außerordentlich fruchtbaren Gegend.

Wenden wir uns nun nach dem westlichen Arme des Nils, so finden wir links Samannub (Sebeanytes), „gekrönt von hohen Minarets. Ich habe, sagt Savary hinzu, keine angenehmere Lage gesehen, als diese; der Himmel, die Erde, das Wasser, der Schatten, das Grün, die Blumen, das Aussehen der Dörfer und Städte, alles ist hier zur Freude der Augen beisammen.“ Samannub ist von mäßiger Größe, vollreich und treibt Handel; es ist der Hafen von Lantah. Im N. bei dem See Burlos bezeichnet Kurn Salat, ein schlechter Fleden, die Stelle von Butis, das merkwürdig war durch das ungeheure Monolith-Heiligtum seines Tempels Butos und durch sein Orakel. Shabait, ebenfalls im N.; aber in geringer Entfernung, besitz die imposanten Ruinen der Stadt Ifis; die Figuren, welche die Bauwerke bedecken, sind bewundernswürthig gemischt. Abusir entspricht dem Busiris, das durch den großen Tempel und das Fest der Ifis berühmt war.

Am rechten Ufer liegt Mansurah in einem Bezirke, der für den fruchtbarsten und einen der am besten angebauten in Ägypten gilt; Michaur sah hier noch das Gebäude, wo Ludwig der Heilige nach der Schlacht festgehalten wurde, die er gegen die Saragenen verlor. Man sieht in Mansurah große Defen, wo man Fühnerier ausbrütet. Zur Zeit Niebuhrs galten die Bewohner von Athrib für entschlossene Diebe. Der Name dieses Dorfes erinnert an Athribis, dessen Ruinen von Pütten bedeckt sind. Ein wenig unterhalb Athrib befindet sich ein großer Canal, der nach dem Osttheile des Sees von Menzaleh geht. Eine andere Ableitung vom Nil, die über der Deltaspitze begann, vereinigte sich hier mit ihm und beide zusammen bildeten den pelusischen Arm. An dem letzten Canale findet man Natarieh, ein kleines Dorf, wo man noch die Ruinen des berühmten Sonnentempels, Ueberreste der Sphinx und einen prächtigen Obelisken sieht. Diese Bauwerke gehörten zu Onobriopolis, einer der bedeutendsten Städte des alten Ägypten. Weiter unten zeichnete sich Onion durch einen prachtvollen Tempel der Juden aus, welcher nach dem Muster jenes in Jerusalem gebaut war. Belbeis, an der Verbindungsstelle mehrerer Canäle, wurde 1798 durch die Franzosen besetzt. Pietro della Valle sah hier Ueberreste von Alterthümern. Tell Bassah, ein armlisches Dorf, ersetzt Bubaste, eine Stadt, deren Ruinen zahlreich sind. Man verehrte hier die Bubastis (Diane), die unter der Gestalt einer Katzen dargestellt war. Herobot hat malerisch den Cultus beschrieben, und diese Ceremonien werden in dem neuen Ägypten bei den Festen und Versammlungen der Einwohner wiederholt.

An demselben Canale ist Fehideh eine kleine moderne Stadt, die durch ihre Industrie blüht. Phacusa (Facus) liegt an einem Punkte, wo der Canal sich theilt. Salegeh entspricht dem alten Tacasyris.

Unterhalb Mansurah läuft ein Canal nach K.D., nach Achemun (Mendes) zu; er ist breit und tief und endigt an dem See Menzaleh bei der Stadt dieses Namens, die nicht eben wichtig ist. Tanis (Tan), das seinen Namen einem Arme des Nils gab, war die Residenz zweier Dynastien von ägyptischen Königen; man findet Ueberreste von Obelisken und Tempeln. Emay el Emid (Thmuïs), südlich von Achemun, zeigt noch ein schönes Monolith-Heiligtum von Granit auf einer Basis von gleichem Stoffe, das mit Hieroglyphen geschmückt ist.

Theilen wir nun im Auszuge die Beobachtungen Volney's über das Delta und das allgemeine Aussehen Aegyptens mit.

„Alexandrien gehört durch seine Lage außerhalb des Delta und durch die Beschaffenheit seines Bodens der afrikanischen Wüste an; seine Umgebung ist ein flaches, unfruchtbares baumloses Sandfeld, wo man nichts als die Pflanze findet, welche die Soda giebt, und eine Reihe Palmen, welche der Spur des Nilwassers folgt.

„Erst bei Rosette gelangt man eigentlich nach Aegypten; hier verläßt man den weißlichen Sand, welcher das Attribut des Strandes ist, und gelangt auf einen schwarzen, fetten, leichten Boden, welcher das charakteristische Kennzeichen Aegyptens ist; dann sieht man auch zum erstenmale das Wasser des so berühmten Nils, der zwischen steilen Ufern hinfließt.

„Die Palmenwälder, die ihn begrenzen, die Gärten, die von ihm bewässert werden, die Orangen-, Bananen-, Pflirsich- und andere Bäume geben durch ihr ewiges Grün Rosette einen besondern Reiz.

„Auf der Reise über Cairo hinaus, die auf dem Flusse hinausgeht, bildet man sich zuerst eine allgemeine Idee von dem Boden, dem Klima und den Producten dieses berühmten Landes. Man sieht noch einige dünne Paine von Palmen und Eucalypten und einige Dörfer auf künstlichen Erhöhungen. Das ganze Gebiet ist so niedrig und so flach, daß, wenn man zu Meere ankommt, nicht drei Stunden von der Küste ist, sobald man den Horizont von Palmen und den Sand erblickt, der sie trägt; von da, den Fluß hinauf, geht es so allmählig empor, daß das Wasser in einer Stunde nur eine Stunde fließt. Das Bild des Landes variiert wenig; immer sind es einzelne Palmen oder Palmengruppen, die um so seltener werden, je weiter man kommt; Dörfer mit Häusern von Erde von verfallendem Aussehen; eine grenzenlose Ebene, die je nach den Jahreszeiten in Meer von süßem Wasser, ein köstlicher Morast, ein grüner Teppich oder eine Staubfläche ist; von allen Seiten ein ferner nebeliger Horizont; endlich, in der Gegend etwa, wo die beiden Flußarme sich vereinigen, erblickt man allmählig nach D. zu die Berge von Cairo und in S., nach W. sich ziehend, drei isolirte Massen, welche man an ihrer Form für Pyramiden erkennt. (Taf. 2. Abbild.) Von diesem Augenblicke an gelangt man in ein Thal, das nach S. zu zwischen zwei Bergketten von paralleler Höhe hinzieht. Die östliche, welche sich bis an das Rother Meer erstreckt, verdient den Namen Gebirge durch die Höhe und den einer Wüste durch das kahle Aussehen; die westliche dagegen ist nur ein Ramm von Sand bedeckten Felsen, die man treffend bezeichnet, wenn man sie einen natürlichen Damm nennt. Um sich Aegypten mit wenigen Worten zu schildern, stelle man sich auf der einen Seite ein schmales Meer und Felsen, auf der andern ungeheure Sandebenen und in der Mitte einen Fluß vor, der in einem 150 Stunden langen und 307 Stunden breiten Thale fließt und sich 30 Stunden vom Meere in zwei Arme theilt, deren kleinere Arme sich über ein von allen Hindernissen freies und fast gar nicht abschüssiges Terrain verbreiten.

„Überall, wo man in Aegypten nachgräbt, findet man salziges Wasser, das Natron, Seesalz und etwas Salpeter enthält. Selbst wenn man die Gärten zur Bewässerung überschwemmt, sieht man nach der Verdunstung und Einsaugung des Wassers den Boden mit Salzkristallen bedeckt.

„Inmitten dieser Minerale von verschiedener Beschaffenheit (Muschelkalk, rother Granit, Serpentin), inmitten des feinen röhlichen Afrika eigenthümlichen Sandes zeigt sich der Boden des Nilthales mit Eigenschaften, die ihm eine bestimmte Classe anweisen. Seine schwarze Farbe, seine thonige und klebende Beschaffenheit, alles verräth seinen fremden Ursprung, und wirklich bringt ihn der Fluß aus Asien mit, man könnte sagen, es habe der Natur gefallen, künstlich eine bewohnbare Insel in einem Lande zu schaffen, dem sie alles verweigert hatte. Ohne diesen fetten leichten Schlamm würde Aegypten nie etwas erzeugt haben; er allein scheint die Keime der Vegetation und der Fruchtbarkeit zu enthalten.

Die Herren Cabalvene und Breuery, die von Damiette nach Cairo gingen, hatten ein daadje bestiegen, eine große Bark mit Verdeck, welche zwei lateinische Segel trägt. Hören wir ihre Erzählung: „Unsere Bark, die langsam dahinschwamm, erlaubte uns, die schönen Ebenen des Delta zu bewundern, wo die Natur eine so gewaltige, so mannichfaltige Vegetation zeigt. Roggen, Gerste, Durra, Hirse, Mais, Hanf, Flach, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und eine Menge Kuchengewächse stehen überall üppig. Die Trauerweide wächst am Rande des Wassers; die Dattelpalme, die Orange, die Banane, die Kaktus, hundert verschiedene Bäume, erheben sich auf dem Lande, wo große Eucalypten ihren herrlichen Schatten verbreiten. Die Zucht der Seidenwürmer ist nicht vernachlässigt; man kann die Zahl der in Aegypten gepflanzten Maulbeerbäume auf 3 Millionen anschlagen. Je weiter wir kamen, um so zahlreicher wurden die Datteln und um so sorgfältiger der Anbau. Unter Nis (Capitain) hielt in Keliub, seiner Heimath, an und wir durchwanderten diese Stadt, wo sich Fabriken und Spinnereien befinden und wohn ein Viehmarkt allwöchentlich eine ziemlich große Volkszahl zieht. Wir gingen lange in den engen Straßen umher, die, wie in allen Städten Aegyptens, von Schmutz und Schutthaufen halb verschüttet sind. Dann schifften wir uns wieder ein; der Wind erhob sich gegen Abend und wir kamen in wenigen Stunden an die Spitze des Delta, das von den Arabern Bathn el Baghar (Ruhbauch) genannt wird. Der Fluß ist an dieser Stelle erstaunlich breit, sein Aussehen herrlich und zahlreiche Barken, die auf ihm umherfahren, erhöhen noch die Schönheit des Anblickes.“

Die schönsten Dinge langweilen endlich, wenn sie zu oft wiederholt werden. „Die Ufer des Nils,“ sagt die Frau von Minutoli, „gewähren wenig Abwechslung; die Dörfer, die Moscheen, die Gräber der Heiligen sind alle fast auf gleiche Weise gebaut, und dieses Paradies Aegyptens kam mir ermüdend gleichförmig vor. Wenn etwas mich überraschte, so war es die Kraft und Gewandtheit unserer Schiffer; ich sah zwanzig dieser Unglücklichen, da es gegen die Strömung ging, welche an vielen Stellen sehr reißend ist, und oft sogar bei conträrem Winde, in den Fluß springen, um die Barken zu ziehen, dann wieder an das Ufer gehen, so halbe Tage lang diese schreckliche Arbeit unter der glühenden Sonne fortsetzen, bald laufen, bald schwimmen. Ihre Kräfte schienen übermenschlich zu seyn, und ich glaube, man sieht nur in Aegypten solche unermüdete Matrosen. Sie sind auch eine der bessern Volksclassen.

In Bulac, dem Hafen für alle Barken, die aus dem Delta kommen, steigt man aus. Es giebt hier eine Buchdruckerei, welche auf Befehl des Paschas mehrere arabische, türkische und persische Bücher geliefert hat, welche für ziemlich correct gelten.

Von Bulac wendet man sich nach der Hauptstadt, welche die Araber El Maar nennen und die von dem Ufer des Nils nur etwa eine Viertelstunde entfernt ist. In geringer Entfernung von Bulac bemerkt man die Scheuern, die gewöhnlich die Scheuern Josephs genannt werden. Man geht, wenn man in die Stadt gelangt, über den Platz des Gebelieh, den bemerkenswerthesten Cairo's, der ziemlich so groß seyn wird wie das Marsfeld in Paris; er wird gänzlich überschwemmt, wenn der Nil seinen höchsten Punkt erreicht, und in den Jahren der großen Ueberschwemmungen fahren leichte Barken über dieses große Bassin, wo

einige Monate später die Spaziergänger die Kühle unter alten Eucalypten auffuchen.

Gegenwärtig erhebt sich die Bevölkerung von Cairo noch auf 330,000 Seelen. Die Zahl der Kopten kann man auf 10,000 schätzen. In ihren Gesichtszügen und an der gelblichen Farbe ihrer Haut muß man den Gesichtsschmerz der alten Ägypter erkennen, den man auf den Denkmälern abgebildet findet.

Cairo, die neue Stadt, empfing von Saladin eine wunderbare Vergrößerung und Verschönerungen aller Art. In Folge der religiösen Duldung, die gegenwärtig in Ägypten größer ist als in irgend einem Lande des Orients, können die Europäer alle Moscheen besuchen; die bemerkenswerthesten sind die des Sultän Hassan (Taf. 1. Abtbl.) und die von El Ahsar (der Blumen). Die Kühnheit der Kuppeln, die Hieilichkeit der Minarets, die mit einer Doppelreihe von Galerien geschmückt sind, von denen die Muezzims die Gläubigen zum Gebete rufen, sind zwei der anmuthigsten Muster der arabischen Bauart.

Der alte Umkreis der Stadt ist durch Mauern geschlossen, die mehr oder minder hoch und fest sind und einige runde und viereckige Thürme haben. (Taf. 1. Abtbl.)

Die Citadelle, welche durch die Ermordung der Mameluken so berühmt geworden ist, steht auf einem von dem Mokattam durch ein Thal getrennten Felsen; sie beherrscht die Stadt, wird aber selbst wieder von dem Berge überragt. Der Palast des Pascha nimmt gegenwärtig den bedeutendsten Theil ein. In der Nähe soll sich eine Moschee mit den herrlichen Sälen von rothem Granit, welche den Divan Saladins gierten, auf den Trümmern dieses berühmten Saales erheben, und der Brunnen Josephs wird nun allein in der Citadelle von Cairo an den Namen ihres Gründers erinnern. Joseph war der Beiname Saladins. Eine Kanonengießerei, eine Waffen- und Maschinenfabrik, eine Buchdruckerei und die Münze befinden sich in der Citadelle.

Die Straßen Cairos sind, ungemein eng und krumm; man könnte glauben, sich in einem wahren Labyrinth zu befinden; sie sind dabei voll von Unrath, vor den Sonnenstrahlen durch Städte von Deden geschützt, die zwischen den Häusern hängen, und durch eine doppelte Reihe von Palästen, Moscheen und Häusern geschlossen, die bisweilen gut aussehen, aber unregelmäßig und bei jedem Schritte mit schlechtem Mauerwerk untermischt sind. Unter einem so heißen Klima wie das Ägyptens ist, sagte die Frau von Minutoli, haben diese Straßen das Angenehme, einen Theil des Tages über Schatten und Kühle zu bewahren.

Champollion, der der Wissenschaft so frühzeitig entziffen wurde, theilte diese Meinung. „Man hat viel Schlimmes über Cairo gesagt; ich besinde mich sehr wohl da, und die 8 bis 10 Fuß breiten, so verschlungenen Straßen scheinen ganz zweckmäßig, um die zu große Hitze zu vermeiden. Ohne gepflastert zu seyn, sind sie doch sehr reinlich.“

Der Pascha hat in dem Dorfe Schubra ein Lustschloß bauen lassen und in Abu Zabel eine medicinisch-chirurgische Schule, sowie ein Hospital angelegt.

Ungeheure Schutthaufen füllten seit langer Zeit die Straßen von Cairo nach Masra: Fostat, Babylon, von den Europäern Alt-Cairo genannt. Jetzt sind sie weggeräumt worden und schöne Pflanzungen bedecken den Boden. Dieser Stadt gegenüber breitet sich die Insel Raubah aus, an deren südlichem Ende man die Ueberreste des Forts Kelschim Eddin sieht, das den mekias oder Kilmesser enthält, jetzt verlassen und in dem vollständigsten Zustande des Verfalls ist. Die Kuppel darüber ist eingestürzt und es ist nichts mehr übrig als die einzelne Säule in der Mitte eines vierseitigen Bassins, in welches das Wasser des Nils durch unterirdische Canäle geleitet wird; „wir versuchten vergebens,“ setzen die Herren Cadalvene und Brervery hinzu, „einige regelmäßige Abtheilungen unter den tausend verworrenen Massen zu erkennen, mit denen diese Säule bedeckt ist, und nur die Gewohnheit kann die Mittel geben, sich dabei zurecht zu finden, was die Ausrufer müssen, die jeden Tag das Strömen des Flusses zu meiden haben. Ueberdies macht die Unordentlichkeit,

mit welcher die Regierung bei diesen Bekanntmachungen zu Werke geht, den Gebrauch des Maßes fast nutzlos, dessen Angaben man nur in den Jahren genau bekannt macht, in denen das Wasser den günstigsten Standpunkt erreicht. Das Jahr ist gut, wenn der Fluß in Cairo 24 Fuß über das Niveau des niedrigsten Wasserstandes steigt; es ist schlecht, wenn er unter 21 Fuß bleibt oder sich über 27 erhebt.“

Am linken Ufer des Nils, der Insel Raubah gegenüber, steht Gizeh, eine kleine Stadt, wo die Reisenden aufsteigen, welche die Pyramiden besuchen wollen. Nach einem zweistündigen Gange nach S.W. überschreitet man mit Mühe einen sumpfigen Boden; nach einer weiteren halben Stunde erreicht man die Grenze der bebauten Felder und den Fuß der Kette der Kalkfelsen, auf welcher die Pyramiden stehen. Mehrere Grabhöhlen befinden sich an der Seite dieser Felsen und bilden Söle, in denen man die Nacht zubringen kann.

Sonst mußte man sich von einer starken Bedeckung begleiten lassen, um den Raubansällen der Beduinen nicht ausgesetzt zu seyn, wenn man nach den Pyramiden reiste, während man unter der Regierung Mehemed Ali's dieses Vergnügen in völliger Sicherheit genießen kann.

„Diese Wunder,“ sagt Champollion, „müssen in der Nähe studirt werden, wenn man sie recht würdigen will; sie scheinen an Höhe abzunehmen, je näher man ihnen kommt, und erst wenn man die Steinblöcke berührt, aus denen sie bestehen, kann man sich eine richtige Vorstellung von ihrer Masse und Größe machen.“

Mad. Minutoli theilt diese Ansicht: „als wir diese Bauwerke von weitem erblickten, kamen sie uns nicht eben colossal groß vor, und erst als wir ihnen ganz nahe gekommen waren, konnten wir die ungeheure Größe ihrer Dimensionen durch Vergleich mit andern Gegenständen erkennen. Ein sprachloses Erstaunen, das an Entsetzen grenzt, ergreift die Seele bei dem Anblicke dieses riesenhaften Steinhaufens, der durch Bauerei mitten in die Wüste gebracht worden zu seyn scheint. Wenn man bedenkt, wie viele Tausend Arme bei der Errichtung dieser Gebäude thätig seyn, und wie viele Kenntnisse die Alten in der Anwendung mechanischer Mittel besaßen mußten, nicht bloß um diese ungeheuern Steinblöcke zu transportiren, sondern auch sie in diese Höhe zu heben, so staunt man und macht peinliche Reflexionen über den Nutzen der meisten Arbeiten der Menschen.“

„Ich trat in die größte der Pyramiden, die des Cheops, hinein. Der gewölbte und geschlangelte Weg, der in das Innere dieses Denkmals führt, ist sehr beschwerlich; an mehreren Stellen muß man durch eine sehr enge Oeffnung hindurch kriechen, an andern sind die Stufen wieder so hoch, daß ich sie ohne Hilfe der besten Kraber, die mich hielten und trugen, nicht würde haben ersteigen können. Trotz meiner Bekleidung hatten diese guten Leute ohne Zweifel mein Geschlecht errathen, denn sie begeigten mir viel Aufmerksamkeit, beruhigten mich und zeigten mir immer die gefährlichen Stellen an; andere Kraber gingen mit Falkeln voraus; das Dunkel in diesem Gewölbe, die merkwürdigen Lichteffekte auf dem braunen und ausdrucksvollen Gesichte meiner Führer, das Geschrei der Nachtvögel und Fledermäuse, die sich an diesem dunkeln und öden Orte aufhalten, und die erstickende Luft, die wir athmeten, drachten mich eine Zeit lang zu der Meinung, ich sey ein Spielball eines Traumes, in welchem ich die Scenen aus Nabbins Raubertampe vor mir sähe. Wir gelangten indeß in das große Gemach im Innern der Pyramide, wo ich nur eine Art Sarcophag fand, der das Grab eines der Pharaonen seyn soll. Ich gestehe, daß ich, als ich wieder herauskam, ein lebhaftes Gefühl von Freude empfand, als ich das blaue Himmelsgewölbe aber mir und das Licht des Tages wieder sah. Da ich zu ermüdet war, konnte ich den Gipfel der Pyramide nicht ersteigen.“

Die Herren Cadalvene und Brervery, die Abends am Fuße dieses Riesenbaues ankamen, verbrachten die Nacht in den Grotten in der Nähe. „am andern Tage vor Tagesanbruch standen wir am Fuße der großen Pyramide und stiegen ohne große Mühe die 203 ungleichen Stufen hinauf, die man bis zur Spitze hinauf zählt, die sonst noch um einige Fuß

höher war. Da wir vor der Morgenröthe auf der durch die Wegnahme der obern Absätze gebildeten Plattform ankamen, so konnten wir mit Gemächlichkeit an dem großartigen Schaupiele uns erfreuen, das beim Sonnenaufgange das ungeheure Panorama gewährt, welches das Auge nach allen Seiten hin überschaut. Zu unsern Füßen um die ungeheuren Massen der Pyramiden umher lagen untereinander die Trümmer der Tempel und Gräbmäler des alten Aegyptens, begrenzt in S. durch die ungeheuern Katakomben und durch die fernen Pyramiden von Sakkara.

„Von der Spitze des riesenhafteften der Gebäude, die von Menschenhand errichtet worden sind, überblickten wir die weiten Einöden der Wüste und das fruchtbare Thal Aegyptens, das mit Recht der Sammelplatz jedes Ruhmes der Welt genannt wird.“

„Wir überschauten die Metropole der Araber und die Trümmer jener der Pharaonen, die durch Cäsar und Bonaparte berühmt gemachten Schlachtfelder und den Fluß, in welchem nach einander die Krieger des Cesostris, Alexanders, Cambyses und Saladins ihren Durst löschten.“

„Die große Pyramide, die ihre Bekleidung fast ganz verloren hat, ist von allen Seiten zugänglich, und die Stufen, welche die Absätze bilden, gewähren eine Art Treppe, die, wenn auch nicht bequem ist, doch das gefahrlose Hinaufsteigen bewirkt. Das Herabgehen ist zwar nicht sehr gefährlich, erfordert jedoch Vorsichtsmaßregeln, deren Nothwendigkeit durch einige neuere Unfälle nachgewiesen worden ist. Im J. 1832 wurde ein englischer Reisender zerquetscht, indem er von der Pyramide herabstürzte.“

„Hügel von Schutt und Sand, die sich seit Jahrhunderten aufgehäuft haben, stehen am Fuße jeder Seite der Pyramide.“

„Unter den zahlreichen Pyramiden auf dem Plateau, das die Ebene von Gizeh beherrscht, verdienen nur die drei hauptsächlichsten, welche durch einen Raum von 600 Schritten getrennt sind, die Aufmerksamkeit wegen ihrer colossalen Dimensionen. Die zweite, Chephren genannt, und fast eben so groß als die erste, zeigt äußerlich keine Verschiedenheit von derselben, und obwohl die innere Einrichtung nicht ganz dieselbe ist, so erkennt man doch, daß man denselben Zweck verfolgte, nämlich die Säle des Denkmals den Nachforschungen auf immer zu entziehen. Wie in der großen Pyramide führen enge Gänge, steile Treppen und horizontale Galerien, die meist aus großen Blöcken von geschliffenem Granit bestehen, in einen großen Saal, Königskammer genannt, wo sich ein Sarkophag von Granit ohne Verzierung befindet, dessen Deckel zerbrochen ist.“

„Der Eingang in die zweite Pyramide war unbekannt geblieben, als es 1818 Belzoni gelang, denselben nach scharfsinnigen Nachgrabungen aufzufinden. Als man aber zum erstenmale in das Innere hineinkam, fand man eine Inschrift, welche sagte, daß dieses Axiom des Todes schon einmal zur Zeit der Kalifen verletzt worden sey, was auch die Zerstörungen in diesen düsternen Räumen und der Zustand des Sarkophags bewies, in welchem man nur Stierknochen fand. Die Bekleidung des Gebäudes ist auch noch jetzt am obern Theile fast unberührt und bildet ein unzugängliches Glacis; ein Soldat hatte jedoch den Muth, vor den Augen des Generals Bonaparte mit Hilfe seines Bajonets hinaufzusteigen und kam auch glücklich wieder herunter.“

„Die dritte Pyramide, Mycerinus genannt, ist der Form nach den vorigen gleich, steht ihnen in Hinsicht der Größe bedeutend nach, ist aber mit rosenrothem Granit belegt. Ein Mamelukenbey, der hineinzudringen versuchte, ließ einen breiten Weg in der nördlichen Seite hinein führen, seine Bemühungen blieben aber vergeblich.“

Nicht weit von da erhebt sich mitten im Sande eine Riesensphinx, die aus dem Gestein des Felsens selbst gehauen ist. Trotz dem Zustande der Verwüstung und den colossalen Verhältnissen zeigt sie noch einen anmuthigen sanften Ausdruck. Bedeutende Ausgrabungen, die man vor einigen Jahren an der Basis dieser Sphinx vornahm, brachten den vordern Theil des Colosses und die vordern Thaken an den Tag. Daneben befinden sich ein kleiner Tempel des Osiris und mehrere Altäre. Die Totalhöhe, von der Basis bis zur Spitze des Kopfes, beträgt 65 Fuß.

Um die großen Pyramiden umher steht man etwa hundert andern von geringerer Größe, die allmählig verfallen. Der Bau derselben scheint in verschiedenen Zeiten erfolgt zu seyn. Zwei oder drei enthalten Säle, die mit schönen Hieroglyphen geschmückt sind.

Die Trümmer eines großen Tempels in D. und am Fuße der zweiten Pyramide, mehrere Straßen und endlich eine Anzahl Grotten und Brunnen, die in den Felsen gegraben sind und aus denen man zu verschiedenen Zeiten kostbare Ueberreste des Alterthums hervorgezogen hat, vervollständigen die Gruppe der Bauwerke von Gizeh.

Am 22. Juli 1798, zwanzig Tage nach der Landung in Aegypten, gewann die französische Armee in der Ebene zwischen den Pyramiden und dem Nile einen bedeutenden Sieg über das Heer der Mameluken.

Im S. von Gizeh beginnt der Raum, auf welchem Memphis stand, die Hauptstadt Aegyptens zur Zeit, als die Perser in dasselbe einfielen. Herodot konnte noch mehrere Gebäude dieser Stadt bewundern und beschrieb dieselben. Gegenwärtig sieht man davon nur noch einzelne Ruinen zwischen den Dörfern Bedreschein, Mit-Kabineh und Memf. Ein großer Dattelpalast bedeckt den Platz. „Ist man über das Dorf Bedreschein hinaus,“ sagt Champollion, „so bemerkt man, daß man auf dem Boden einer sonstigen großen Stadt wandelt an den Granitblöcken, die auf der Ebene umher liegen und aus dem Sande noch hervorragen, der sie bald ganz verdecken wird. Zwischen diesem Dorfe und Mit-Kabineh stehen zwei lange parallele Hügel, welche ich für Trümmerhaufen halte.“

Champollion sah zwischen diesem Haufen einen neuerdings ausgegrabenen Koloss, der, obwohl ein Theil der Beine verschwunden war, doch noch immer 43½ Fuß maß; an der Physiognomie erkannte man denselben als eine Statue des Cesostris.

In Sakkarah besuchte Champollion die Ruinenebene, die Metropole von Memphis, die mit erbrochenen Pyramiden und Gräbern bedeckt ist, welche wieder gefüllt wurden, nachdem man sie beraubt hatte. „Diese Einöde ist grauenhaft,“ sagt der gelehrte Reisende hinzu: „sie wird von einer Reihe kleiner Sandhügel gebildet, dem Erzeugnisse von Nachgrabungen und Einstürzen, und ist mit Menschenknochen bestreut, den Ueberresten alter Geschlechter. Nur zwei Gräber zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich und entschädigten mich für das traurige Aussehen dieses öden Feldes. Ich fand in dem einen eine Reihe von Vögeln sculptirt an den Wänden und begleitet von ihren Namen in Hieroglyphen; fünf Arten Vagellen mit ihren Namen, und endlich einige häusliche Scenen, wie z. B. das Melken, zwei Köche bei ihrem Geschäfte.“

Die Pyramiden von Sakkarah sind von gebrannten Steinen oder von Steinen und die höchsten nach denen von Gizeh; man hat ungeheure Galerien unter der größten und Gemächer mit Hieroglyphen en relief oder bloß in schwarzer Farbe gesungen. Man sieht auch Pyramiden bei dem Dorfe Dahhur und bei Abusir, und in der Nähe des letztern große Katakomben, die ganz voll von Vögelmmumien sind.

Man hat bemerkt, daß alle Gebäude von Memphis von Steinen aus den Brüchen von schönem weißen Kalkstein in dem Gebirge von Thora am rechten Ufer des Nils, dieser alten Hauptstadt gegenüber aufgeführt worden. Champollion besuchte alle diese Höhlen nach einander, von denen dieses Gebirge durchbrochen ist, und bestätigte durch die Entzifferung mehrerer Inschriften in hieroglyphischen Charakteren, daß diese Brüche zu allen Zeiten benutzt worden seyen. Es endigt hier Bahrie oder Unter-Aegypten.

Jetzt fahren wir weiter auf dem Nil hinauf und jedes Ufer wird uns bemerkenswerthe Dörter zeigen. Athay (Aphroditopolis) am rechten ist eine kleine Stadt, der gegenüber am entgegengesetzten Ufer man Pyramiden sieht. Etwas weiter unten findet man die Mündung des Canals, der zur Zeit der Ueberschwemmung dem Flusse die Gewässer des Birt el Kerun, des sonstigen Sees Möris, zuführt, welcher durch einen der Pharaonen ausgegraben worden seyn soll, damit er das Wasser bei zu starker Ueberschwemmung aufnehme. Dieser See befindet sich an dem südlichen Theile von Fayum, einem fruchtbaren Plateau, dessen Hauptort

Rebinet el Fayum (Crocodilopolis oder Arsinoë) ist Pyramiden, Grabgrotten, ein Obelisk, ein Tempel schmücken noch jetzt diesen Bezirk, wo sich das Labyrinth, jenes prachtvolle Gebäude befand, von dem keine Spur übrig geblieben ist.

Beny Sueff, an demselben Ufer, treibt Handel, ist industriös und sehr bevölkert. Behnesch (Oxyrinchus) ist nur noch ein elendes Dorf; sonst war diese Stadt durch die Verehrung des gleichnamigen Fisches und später durch die außerordentliche Frömmigkeit ihrer Bewohner berühmt; die Zahl der Mönche und Nonnen überstieg die der Laien, und alle alten Tempel daselbst waren in Kirchen und Klöster umgewandelt worden. Minyeh hat Baumwollenmanufacturen, wo europäische Maschinen in Gebrauch sind, und man verfertigt hier bardacs oder Basen, in denen sich das Wasser sehr frisch erhält.

Das Dorf Beni Hassan am rechten Ufer liegt in der Nähe der Grotten, welche verschiedene Reisende, besonders Champollion, besucht haben; der letztere fand darin eine erstaunliche Reihe von Malereien, die sich alle auf das bürgerliche Leben, die Künste, die Gewerbe und die Kriegerkaste des alten Ägyptens bezogen. Einige sind sehr fein und schön gezeichnet und man kann sie mit guten Bouasche-Malereien vergleichen. Der Eingang in diese Grotten enthält Säulen gleich denen der ältesten griechischen Tempel.

Zur Zeit des Feldzugs der Franzosen sah man in Scheit Abade noch die schönen Ruinen von Antinoë; durch Einsturz des Ufers des Nils ist ein Theil derselben verschwunden, die übrigen sind zerstört worden.

In Athmunia gegenüber in W. zog sonst der herrliche Porticus von Hermopolis magna die Bewunderung durch die Doppelreihe von Säulen in colossalen Verhältnissen auf sich; er ist abgebrochen worden, um einer Salpeterbereitungsanstalt Platz zu machen.

Champollion entdeckte in einem öden Gebirge Beni Hassan el Kamar gegenüber einen kleinen in den Felsen gegrabenen Tempel mit schönen bunten Basreliefs; er entspricht der Stelle, welche die Griechen Speos Artemidos (Dianengrotte) nannten, und ist von verschiedenen Hypogeen heiliger Kagen umgeben; vor dem Tempel, unter dem Sande, befindet sich ein großes Lager von Kagenmumien.

Manfalut in W. verliert jedes Jahr von seiner Wichtigkeit, weil der Nil, indem er sein Bett änderte, den hohen und bröcklichen Boden unterminirte, auf welchem die Erdhäuser standen, von denen die Ueberschwemmung von 1829 mehr als ein Drittel wegnahm. Manfalut ist die südlichste Stadt von Westanien (Septanomies oder Mittelägypten). Weiter hin gelangt man in das Saïd (Thebais oder Oberägypten). Etwas weiter oben und an der andern Seite des Flusses wurde die Saman-Grotte, die den Umwohnern selbst wenig bekannt ist, von Pariset und von den Herren Galbavene und Breuvery besucht. Sie ist ungeheuer groß und alles läßt vermuthen, daß sie der Herd eines großen Brandes war. Man geht auf Haufen von verkohlten Knochen; die Wände sind mit einer dicken Schicht Glanzruß bedeckt und es riecht nach Rauch nebst dem Geruche, den die Myriaden Fledermäuse verbreiten. In Folge dieses Brandes kann man jetzt in diese großen Katakomben hineingehen und es gehörte ein neuer dazu, um noch weiter zu gelangen; denn nach einem Gange von einer Viertelstunde folgen auf die verbrannten Knochen Ueberreste von halb erhaltenen Mumien, die immer vollständiger werden, je weiter man geht. Die Mumien von Menschen und Crocodilen sind fast die einzigen, welche man in Samun findet.

Syut (Lycopolis) in W. ist die Hauptstadt von Saïd und die wichtigste Stadt in Ägypten nach Cairo und Alexandrien. Sie gewährt von weitem einen angenehmen Anblick; es befinden sich in der Umgegend viele Gärten und der Boden ist äußerst fruchtbar. „Breitere und reinlichere Straßen als in den Städten Ägyptens, öffentliche Plätze, Bazars, eine Baumwollenfabrik, der Palast des Gouverneurs und besonders zwei herrliche Moscheen zieren das Innere Syuts; ein öffentliches Bad von besonderer Schönheit steht mitten in der Stadt. Der Handel hat viel verloren, seit das von dem Ptolemäer ausgeübte Monopol die Vortheile

aufgehoben, welche die Cardanen von Darfur darin fanden, nach Ägypten zu kommen, die mehrmals des Jahres kamen und sich jetzt meist nach den Barbarenstaaten wenden; indeß hat die Stadt noch immer einige Verbindungen mit den Ländern in S. behalten, besonders mit Kordosan und Sennaar, Provinzen, die dem Ptolemäer unterworfen sind; auch der Sklavenmarkt ist noch von Bedeutung. Die christlichen und muslimännischen Bewohner von Syut beschäftigen sich fast alle mit Gewerben; die Einwohnerzahl läßt sich auf 20,000 Seelen angeben. Die alte Metropole, setzen die Herren Galbavene und Breuvery hinzu, nimmt einen großen Raum ein, und unter den Hypogeen war das, welches sich durch die Regelmäßigkeit der Arbeit und die wunderbare Menge von Hieroglyphen auszeichnet, bei unserer Anwesenheit voll Arbeiter, die ohne Achtung für die herrlichen Malereien an den Wänden die letztern als Steinbrüche benutzten.

„Von gutem Nordwinde begünstigt, kamen wir schnell vor Abutig (Abotis), Kaut el Kabir (Antaeopolis) und Scheit el Aribi (Passalon) vorüber. Alte Grundmauern, verfallene Hypogeen, einige Säulen oder Granitstücke auf dem Sande, das ist alles, was heute von jenen alten Städten noch zeugt, denn auch hier hat die Zerstörung schnelle Fortschritte gemacht und man schifft jetzt über die Stelle des Tempels von Antaeopolis, die vor wenigen Jahren in Folge einer Veränderung des Flussbettes verschlungen wurde.“

El Athmia (Panopolis) rechts und Menschey (Ptolemais) links zeigen jetzt nur noch Trümmerhaufen. Die Berge in der Nähe sind wie an andern Orten von Grabgrotten ausgehöhlt und diese mit Malereien geschmückt.

Ein wenig oberhalb Ptolemais bemerkte Champollion die ersten Crocodile; sie lagen auf einem Sandinseln und viele Vögel flogen um sie her. Man sieht bald Dschirgeh. Obgleich sehr verfallen, besitzt diese Stadt doch noch einen großen Bazar, einige ziemlich zierliche Häuser und acht schöne Moscheen. Sie liegt, von Gärten umgeben, am linken Ufer des Nils ziemlich hoch; der Fluß aber, der da unaufhörlich nach W. drängt, hat schon wie in Manfalut den Boden weggespült, auf welchem die letzten Häuser standen, und jede Ueberschwemmung droht einen neuen Theil der Stadt mit fortzunehmen.

Vier Stunden weiter im S., aber nur 2 St. vom Nil an einem Canale erhebt sich Madfunieh oder die begrabene Stadt (Abydos) am Fuße der libyschen Kette; sie war schon zur Zeit Strabos zerstört. Ein prächtvoller Palast und ein Tempel sind im Sande versunken; die Größe der bei dem Baus des Palastes verwendeten Steinblöcke ist wahrhaft außerordentlich. Die Nachsuchungen in den Katakomben haben eine Menge Gegenstände jeder Art aus dem öffentlichen, bürgerlichen, religiösen und Privatleben Ägyptens zum Vorschein gebracht und die Sammlungen Europas bereichert. Was die Gebäude und ihre Ueberreste betrifft, so speisen sie, da sie von Kalkstein erbaut sind, den in der Nähe angelegten Kalkofen.

Die Herren Galbavene und Breuvery hielten in Samhub an, um das Schlachtfeld zu besichtigen, wo Desaix den wichtigen Sieg gewann, der ihn zum Herrn von Oberägypten machte. Weiter in S. kamen sie vor Farschut vorbei, das durch seine Melonen, die besten in Ägypten, berühmt ist. Ein vom Nil abgeleiteter Seitencanal beginnt hier, folgt immer dem Fuße der libyschen Kette und steht hier und da durch Quercandle mit dem Flusse in Verbindung, mit dem er sich erst über Terraneh, bei dem Ausgange jenes von Fayum, wiedervereinigt. Dieser noch gegenwärtig nützliche Canal würde für den Ackerbau Ägyptens von der größten Wichtigkeit seyn, wenn er nicht an manchen Stellen so verfallen wäre, daß man ihn kaum noch erkennt.

Kastr Essayad (Chenoboscion) hat einige Ueberreste eines alten Kais. Große mit Trümmern und Resten von Löpfergeschir bedeckte Räume zeigen, daß Sy sonst eine gewisse Wichtigkeit hatte. In geringer Entfernung bezeichnen andere Trümmerhaufen die Stelle von Diopolis parva. Vor einigen Jahren entdeckte man da einen kleinen im Sande ganz ver-

grabenem Tempel, bei dem sich ein Eingang zu großen Katakomben öffnete.

Je mehr man sich von Dschirgeh entfernt, in um so größerer Zahl trifft man die Dum-Palmen, deren gabelförmiger Stamm angenehm mit den schlanken Dattelpalmen contrastirt; einige Akazien mit gelben wohlriechenden Blüten mischen sich unter diese Gruppen und verändern ein wenig das Aussehen der Landschaft.

„Die weißen Mauern einer Baumwollenfabrik,“ setzen die Herren Gadalvene und Breuvery hinzu, „und die Spizen der Minarets, die sich über den großen Bäumen zeigen, verkünden von weitem Keneh (Coe-nopolis oder Neapolis). Diese Stadt, die wichtigste im Land, nach Syut, ist mit einiger Pierlichkeit gebaut und besitzt große Bazare. In der Zeit des niedern Wasserstandes liegt sie in ziemlicher Entfernung von dem Flusse, an dem sie eigentlich gebaut wurde. Aber der Nil drängt alle Jahre weiter nach W. von Keneh.“

Keneh, das wegen seiner Lage am Eingange eines der Thäler, die von dem Nile aus sich nach dem Rothem Meere erstrecken, der Stapelplatz des Handels zwischen Cairo und Dschidda wurde, ist auch der Vereinigungspunkt der Pilger und Kaufleute aus der Berberlei, die über Gossfe nach Mekka gehen. Keneh ist in ganz Aegypten durch seine Fabrik von bardaca berühmt, die aus schönen porösem Thone gemacht und nur in der Sonne gedbrt werden. Sie haben, wenn man sie einem Luftzuge aussetzt, die Eigenschaft, schnell das Wasser abzufühlen, das sie enthalten und von dem sie einen Theil durchsickern lassen. Auch Krüge macht man hier, die ebenfalls in großen Quantitäten nach Cairo geschickt werden. Man bindet sie, die Oeffnung nach unten, in großer Anzahl auf einigen Stäben zusammen und macht so große Föhren daraus.

„Etwas oberhalb Kenehs, am entgegengesetzten Ufer des Nils und inmitten einer sehr großen, jetzt aber fast ganz ungebauten Ebene erheben sich Trümmerhaufen, welche die Stelle anzeigen, wo Denberah (Tentyria) stand, dessen Ruinen den Reisenden noch einen der bemerkenswerthesten und am besten erhaltenen Tempel in Aegypten zeigen.“ (Taf. 2. Abbild.) Champollion sagt, er sey ein Meisterwerk der Baukunst und mit Sculpturen in schlechtem Style bedeckt. Von der Decke eines der obern Eäle hat man das Plansphärium genommen, das 1821 nach Paris kam und lange Streitigkeiten unter den Gelehrten erregte. Der kleine Flecken Denberah ist berühmt durch seine Fabrikation von Rosenkränzen aus den roth gemalten Dumkörnern, mit denen man einen ansehnlichen Handel mit Kordofan und dem Innern Afrikas treibt. Gegenwärtig sucht man vergebens in der Umgegend die Ueberreste der zahlreichen Kister, die der heilige Pacom da anlegte.

Kest (Coptos), 6 Stunden in S. von Keneh, ist wie diese Stadt am Eingange eines Thaies erbaut, das sich in N. in die Wüste hinein-streckt. Unter der Regierung der Ptolemäer war sie der Stapelplatz des Handels, den man mit Indien über den Hafen von Berenice trieb, der jetzt ganz verfallen und öde ist und wo man noch halb im Sande vergrabene Trümmer sieht. Gegenwärtig gehen die Caravanen von Keneh und Kest nach Gossfe, einem viel nördlicher gelegenen Hafen.

Die Ruinen von Kus (Apollinopolis parva) gewährten Champollion mehr Interesse als die von Kest, obgleich von den alten Gebäuden nichts mehr übrig ist, als ein halb verschüttetes Propylon. Verläßt man Kus, so kommt man zwischen den beiden Streifen von Grün hin, welche die Ufer des Flusses bedecken, und sobald bemerkt man über den Palmen die ungeheuern Massen der Bauwerke von Theben.

Die Griechen nannten diese Stadt Diospolis magna; sie erstreckte sich an den beiden Ufern des Nils hin. Die ärmlichen Dorfer Luxor, Karnak, Med Amub am rechten, Medinet Abu, Kurnah und andere am linken Ufer sind auf dem Boden der riesenhaften Ruinen jener alten Metropole erbaut, die schon zur Zeit Homers durch ihre hundert Paläste berühmt war.

Man würde einen dicken Band füllen müssen, wollte man beschreiben, was in unsern Tagen noch von den Bauwerken jener Stadt übrig

ist, deren Anblick trotz den Verwüstungen, die sie seit Cambyses erlitten haben, einen so gewaltigen Eindruck auf diejenigen machen, die sie zum erstenmale sehen. Wir wollen Denon sprechen lassen, der das französische Heer begleitete. „Dieses verlassene, durch die Barbarei geschiedene und der Wüste, der es abgerungen war, wiedergegebene Festigthum; diese auf ewig von dem Schleier des Geheimnisses umhüllte Stadt, die darin nur um so größer erscheint, war für unsere Phantasie noch immer ein so riesenhaftes Phantom, daß die Armee bei dem Anblicke dieser verstruhten Ruinen von selbst anhielt und in die Hände klatschte, als wenn die Befestigung der Ueberreste dieser Hauptstadt das Ziel ihrer ruhmreichen Arbeiten gewesen und die Eroberung Aegyptens dadurch vervollständigt worden wäre. Ich zeichnete diesen ersten Anblick, als hätte ich fürchten können, Theben entgehe mir, und ich fand in der Begeisterung der Soldaten Krieger, die mir als Tisch dienten, und Körper zum Schattengeben, denn die Sonne beleuchtete mit zu glühenden Strahlen ein Schauspiel, das ich meinen Lesern schildern möchte, damit ich ihnen das Gefühl mittheilen könnte, das ich vor so großartigen Gegenständen und der elektrischen Erschütterung einer Armee empfand, die aus Soldaten bestand, deren Empfindlichkeit mich glücklich machte.“

„Die Lage dieser Stadt ist so schön als man sich nur denken kann; die Ausdehnung ihrer Ruinen läßt nicht daran zweifeln, daß sie so groß war, als das Gerücht sie gemacht hat.“

Nun hören wir Champollion: „Am Morgen des 20. Novbr. erlaubte mir einblick der Wind, bei Theben an's Land zu gehen. Dieser Rome war in meinen Gedanken schon sehr groß; er wurde colossal seit ich die Ruinen der alten Hauptstadt, der ältesten aller Städte der Welt, durchwandert habe; vier ganze Tage lang ging ich von Bunder zu Bunder. Am ersten Tage besuchte ich den Palast von Kurnah, die Colosse des Memnonium (Taf. 2. Abbild.) und das angebliche Grab des Nymonias, das keine andern Regenben trägt, als die Phamies des Großen (Sestostris) und seiner zwei Nachkommen; der Name dieses Palastes steht auf allen Mauern.“

„Den zweiten Tag verbrachte ich ganz in Medinet abu, wo man staunenerregende Gebäude beisammen findet. Den dritten Tag besuchte ich die alten Könige von Theben in ihren Gräbern oder vielmehr in ihren Palästen, die mit dem Meisel in dem Gebirge von Biban el Molak ausgegraben sind; von früh bis an den Abend ging ich da bei Facellische durch Reihen von Zimmer, die mit Sculpturen und Malereien, meist auf fallend frischem, bedeckt sind. Ich spreche hier nicht von einer Menge kleiner Tempel und einzelner Gebäude umher. Den vierten Tag verließ ich das linke Ufer des Nils, um den östlichen Theil von Theben zu besichtigen. Ich sah zuerst Luxor, den ungeheuern Palast, vor dem zwei Obelisk von fast 80 Fuß Höhe stehen, die aus einem einzigen Block von roth Granit gehauen sind, nebst vier andern Colossen von ähulichem Stoffe und etwa 30 Fuß Höhe, denn sie sind bis an die Brust in Sand vergraben. (Taf. 2. Abbild.)“

„Endlich ging ich in den Palast oder vielmehr die Stadt der Ptolemäer, nach Karnak. Hier zeigte sich mir die ganze Macht der Pharaonen, das größte, was die Menschen je gedacht und ausgeführt haben. Alles, was ich in Theben gesehen, alles, was ich mit Enthusiasmus an dem linken Ufer bewundert hatte, kam mir ärmlich vor in Vergleich mit den riesenhaften Bauten, von denen ich mich umgeben sah. Ich werde mich wohl hüten, etwas beschreiben zu wollen, denn meine Ausdrücke würden entweder nur den tausendsten Theil von dem werth seyn, was man von solchen Sachen sagen muß, oder man würde mich, wenn ich auch eine schwache, farblose Skizze davon entwürfe, für einen Enthusiasten, vielleicht gar für einen Narren halten. Es wird genügen, wenn ich hinzusetze, daß kein Volk in der alten oder neuen Zeit die Baukunst auf so großartige Weise verstanden hat, wie die alten Aegypter; sie entwarfen ihre Pläne wie Menschen von 100 Fuß Höhe, und die Phantasie, die in Europa sich hoch über unsere Portiken hinwegschwingt, sinkt ohnmächtig am Fuße der 140 Säulen des Saales von Karnak nieder.“

„In diesem wunderbaren Palaste betrachtete ich die Portraits der meisten jener alten durch ihre großen Thaten bekannten Pharaonen, und es sind wirkliche Portraits; obgleich hundertmal in den Basreliefs der innern und äußern Wänden wiederholt, behält doch jedes eine eigenthümliche Physiognomie, die mit jener der Vorfahren oder Nachfolger nichts gemein hat. Hier sieht man in colossalen Darstellungen in wahrhaft großer und ganz heroischer Sculptur, die überdies vollkommener ist als man in Europa glauben kann, Nabuel die Ägypten feindlichen Völker bekämpfen und als Sieger in sein Vaterland zurückkehren; weiter hin die Feldzüge des Rhamfes Sesostris; dann Sesonchis, der vor die thebaische Dreieinigkeits (Ammun, Mut und Kus) die Fürsten von mehr als dreißig besiegten Nationen schleppt, unter denen ich, wie dies nicht anders seyn konnte, in allen Buchstaben das Königreich der Juden oder Juda erkannte.“

Hören wir noch einen dritten Zeugen, die Frau Baronin von Minutoli: „Wir kamen in Theben am 17. Jan. an, in dem Theben, dessen Alter bis in die fabelhafte Zeit der Geschichte hinaufreicht und dessen imposante, riesenhafte Ruinen noch heute von der sonstigen Größe zeugen. Der Porticus des Tempels von Euxor fällt zuerst den Blicken des Reisenden auf, aber andere vor mir haben diese herrlichen Ueberreste beschrieben und ich werde mich deshalb begnügen, hier den Eindruck zu schildern, den der Anblick der Ruinen von Karnac auf mich machte. Um die Zeit des Sonnenunterganges näherten wir uns diesem Tempel, der von Euxor eine halbe Stunde entfernt ist. Die dahin führenden, jetzt halb verschütteten und verstümmelten Sphinxengänge scheinen das Gemüth zur Sammlung einzuladen und die Seele auf alle Mythen des alten und heiligen Cultus vorbereiten zu wollen, der in diesem Raume gefeiert wurde. Erblickt man diesen Wald von Säulen, diese imposanten Portiken, diese noch stehenden Obeliskten, welche weder die Zeit noch die fanatische Wuth der Groberer Ägyptens zu zerstören vermochten, so bleibt man in stummen Erstaunen stehen und die Phantasie umgibt sich mit allen Illusionen der Vergangenheit. Steigt man dann einige beschädigte Stufen hinauf, so gelangt man auf eine Art Plattform, von der aus ich den ganzen Raum überblicken konnte, den der Tempel mit den angebauten Gebäuden einnimmt. Aber wie soll ich das wahrhaft imposante und ohne Zweifel einzige Schauspiel beschreiben, das sich vor meinen Augen entfaltete, die überdies durch die magischen Xinten des Sonnenunterganges entzückt wurden, dessen letzte Strahlen den Obeliskten von schönstem rosenrothen Granit die Purpurfarben lieh, die von dem Blau des Himmels, dem Finsterrande des Gemäldes, abstachen. Lange Schatten fielen durch eine unzählige Menge von Säulen, die, so weit das Auge reicht, sich ausdehnten; hier verrieth eine Reihe von Zimmern die prachtvolle Wohnung jener mächtigen Könige, auf deren Gebot alle diese Wunder entstanden waren; hier ruhten meine Augen auf einem Haufen von Schutt, verstümmelten und zerbrochenen Säulen, nach denen man sich keine Idee mehr von dem Ganzen dieses schönen Gebäudes machen kann, die aber, selbst in diesem Zustande, noch Spuren von einer imposanten Großartigkeit an sich haben, die allen ägyptischen Bauwerken eigen ist und deren außerordentliche Dimensionen mehr durch den allmächtigen Willen eines höhern Geistes als durch den Willen eines Menschen hervorgebracht worden zu seyn scheinen.“

Die Ruinen eines alten Damms bezeugen, daß Euxor sonst, wie es noch jetzt ist, der Hafen von Theben war. Um die Ruinen des Palastes her sind Erdhäuser mit ziemlich hohen Laubenschlägen gebaut worden, welche, 200 etwa an der Zahl, das Dorf Euxor bilden; einmal in der Woche kommen die Bewohner der benachbarten Dörfer da zusammen, um ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Vor dem Palaste standen neben zwei halb verschütteten Colossen zwei prachtvolle Obeliskten, von denen bekanntlich 1835 einer nach Paris gebracht worden ist.

Erment (Hermontis), links am Nil, hat einen Tempel, dessen Bau sich aus der Regierungszeit des Cleopatra herschreibt; ein Theil der Säulen ist unvollendet geblieben. Sene (Snes oder Latopolis) besitzt Weise in Xrita.

einen Tempel, der wegen seiner neuen Bestimmung als Baumwollensmagazin noch eine Zeit lang der Zerstörung entgehen wird. „Die Architectur ist ziemlich schön,“ sagt Champollion, „aber die Figuren sind abscheulich. Alles, was in Sene sichtbar ist, stammt aus neuern Zeiten; es ist eines der am spätesten vollendeten Bauwerke.“

Dieser Reisende war zuerst am rechten Ufer ausgestiegen, um den Tempel von Contra-lato zu sehen. „Aber,“ sagt er, „ich kam zu spät, man hatte ihn vor einigen Tagen abgetragen, um den Kai von Sene zu befestigen, den der Nil wegzureißen droht und wegreißen wird.“

Am 29. Abends waren wir in El Kab (Elethya) in D. Ich durchwanderte den Raum und die Ruine mit der Laterne in der Hand, fand aber nichts mehr; die Ueberreste der beiden Tempel waren verschwunden, man hatte sie ebenfalls vor kurzem zerstört, um den Kai von Sene oder irgend einen andern neuern Bau auszubessern.“

Sene ist der Sammelplatz der Caravanen von Darfur und Senaar; es wird da ein großer Kameelmarkt gehalten und man verfertigt Shawls, milaysch genannt, und Köpfergeschirre.

Ebsu (Apollinopolis magna) in W. hat einen großen noch unbeschädigten Tempel mit sehr schlechter Sculptur; dieses Gebäude und ein anderes sind halb von Sand verschüttet. (Taf. 2. Abbild.) Der große Tempel überschaut die ganze Gegend und deshalb nennt man ihn Kala (die Citadelle). Der Peryptil ist einer der größten in Ägypten, aber die Seitensfacaden und die Eingänge sind vermauert und die Dächer von den Fächern der Felskaps bedeckt. (Taf. 3. Abbild.) Das Heiligtum ist noch von einer sehr hohen Mauer umgeben, ohne Zweifel um es den Blicken der Profanen zu entziehen. Das Äußere wie das Innere ist mit Hieroglyphen bedeckt. Schöne Terrassen führen auf Plattformen. Man verfertigt in Ebsu bardacs von sehr schönen Formen. Die Umgegend ist von Ababbes bewohnt.

Bei El Kab öffnet sich in D. ein Thal, das vom Nil nach dem Rothen Meere geht und nach Berenice führt. Cailliaud bereiste es 1816; er fand da die Smaragdgruben, von denen die Alten gesprochen haben; auch traf er auf Straßen, die sich mit der Kreuzen, welcher er folgte und von bewundernswürdiger Arbeit zeugten. Er sah Tempel, die denen im Niltale ähnlich und ebenfalls mit Bildhauerarbeiten und Malereien geziert waren. Später sah Belzoni dasselbe und noch manches Neue. Ohne Zweifel werden die spätern Reisenden auch Entdeckungen machen. Die Ruinen der Häuser von Berenice und eines Tempels bezeichnen wahrscheinlich die Lage jenes Handelsplatzes.

„In geringer Entfernung südlich von Ebsu verengt sich das Niltal und beim Dschebel Gelsele (Berg der Kette, Silsilis) begrenzen ziemlich hohe Sandsteinfelsen an jeder Seite den Fluß. Alle diese Felsen sind von großen Brüchen unterwühlt, deren größte sich an dem rechten Ufer befinden. Man erkennt noch die alten Straßen, welche hindurchführten und auf denen man noch Räder Spuren sieht. Einige dieser Ausbühlungen sind bis 600 Fuß breit und 80 F. hoch. „Von hier,“ sagen die Herren Cadalvene und Brewery, hat man ohne Zweifel die Materialien zu den Bauten in Ebsu, Sene und vielleicht auch in Theben bezogen. Die meisten dieser Steinbrüche wurden später mit hieroglyphischen Inschriften versehen. Die Sculpturen darin sind nur halb vollendet, alles aber ist so frisch, daß man glauben könnte, der Künstler habe seine Arbeit erst gestern eingestellt und werde sie morgen fortsetzen, und doch ist dieses Western 2000 Jahre her und jenes Morgen wird nie erscheinen.“

Viele Basreliefs waren sonst mit Malereien bedeckt; eine Sphinx ist nicht vollendet; manche Blöcke sind noch nicht ganz abgehauen. Kum Omhu (Ombos), ein armlisches Dorf in D., hat einen sehr schönen effectvollen Tempel, dessen Ruinen einen imposanten Anblick gewähren und den sich aus den Zeiten der Ptolemäer herschreibt. Champollion fand, daß man einen kleinen Tempel aus Materialien von einem andern Gebäude aufgeführt hatte.

„Wenn man sich Assuan (Syene) nähert, in D., so erhält das Land ein ganz anderes Aussehen; dem Ralfgebirge Ägyptens folgen Gra-

nitmassen, deren düstere Farbe der Landschaft eine ganz neue Physiognomie giebt. Unter welcher Form sich aber auch diese Granitblöcke zeigen mögen, man findet darauf stets den Stempel der ägyptischen Macht, indem entweder Steine daraus gebrochen oder die Felsen selbst in Denkmäler verwandelt wurden und mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt sind.

„Assuan,“ setzen Gabelvone und Breuery hinzu, „ist ein Flecken von Erbhütten, der jetzt den Namen einer Stadt kaum verdient und in welchem eine Bevölkerung von etwa 4000 Menschen, ein Gemisch von Fellahs, Ababbes, Barabras, Albanesen und allen Racen, elendiglich vegetirt, welche der Krieg nacheinander daher gebracht hat.“

„Das jetzige Assuan liegt auf dem etwas steilen Hange eines mit Dattelpalmen bepflanzten Hügels. Die mit grünen Baumgruppen untermischten Häuser haben von weitem ein wohlthätiges Aussehen, wenn man auf dem Flusse ankommt; nähert man sich aber mehr, so schwindet dieser trügerische Schein und man erkennt jämmerliche Bauten, die unter den ungeheuern Schutthaufen einzustürzen drohen. Das Assuan der Saragamen bedeckt die Seiten eines Hügels mit den Trümmern seiner verfallenen Häuser, unter denen man noch einige Spuren von römischen Mauern und Thürmen bemerkt.“

„Die Katastrophen, deren Schauplatz Syene zu verschiedenen Zeiten war, haben von den Gebäuden, welche die Stadt zierten, fast nichts übrig gelassen. Die Ueberreste eines mehrmals restaurirten Hafendammes und die eines kleinen verschütteten Tempels, der den Göttern der Katarakte geweiht war, sind mit den hieroglyphischen Aufschriften auf den Felsen die einzigen Spuren des Alterthums, die man jetzt noch findet.“

„Ein kleiner schmaler Canal, den man durchwaten kann, wenn das Wasser niedrig ist, trennt Assuan von der Insel Elephantine. Die Bauwerke, die man noch zur Zeit der französischen Expedition bewunderte, sind verschwunden, zu Kalk verwandelt worden und haben sich zum Beistehen der Casernen und Magazine verwenden lassen müssen, die man aus ihren Trümmern baute. Man sieht in S. Trümmer von sehr alten Mauern; eine Treppe führt von diesem Kai zu dem von dem P. Girard entdeckten und jetzt unter andern Trümmern begrabenen Kilmesser.“ Die verschiedenen Namen, welche die Araber Elephantine geben, bedeuten Blumeninsel, eine Benennung, welche sie wegen ihrer Gruppen von Palmen und andern Bäumen, wegen ihrer Gärten und Felder verdient; sie gewährt den Reisenden, die aus Rubien kommen, den Anblick eines Gartens.“

Oberrhalb Elephantine flüht der zwischen Granitfelsenwände gezwängte Nil tosend über eine durch Klippen und Inseln gebildete Barre; es sind dies die berühmten, von den Alten viel zu sehr gepriesenen und im Lande schellal genannten Katarakten. Die Breite des Flusses beträgt hier fast eine Viertelstunde und sein Fall 7 bis 8 Fuß auf einer Länge von 1800 F., die in drei Fälle, von 30 F. jeder, und in mehre durch Felsen geschiedene Arme getheilt ist. Die Wirbel, die sich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes da bilden, machen die Fahrt sehr beschwerlich, wenn nicht unmöglich; bei hohem Wasser dagegen verschwinden die Fälle gänzlich und der Nil erlangt eine solche Ausbreitung, daß die nubischen Bote, wenn auch nicht ohne Gefahr, darüber hinweggleiten.

Die außerordentliche Verengung des Thales macht den Anbau an beiden Seiten unmöglich; selbst die Inseln sind nur von armen Fischern bewohnt. Eine große Anzahl Inschriften und Hieroglyphen in den Granitblöcken oder erinnern hier an die Zeiten des höchsten Alterthums, wo diese Genden ohne Zweifel von frommen Pilgern besucht wurden, wie noch heute die Quellen des Ganges besucht werden.

Eine geradlinige Straße führt zu Lande durch die Felsenkette, von der wir eben sprachen und wo sich sonst von Aegypten benutzte Granitbrüche befinden; die neuern Reisenden haben hier überall Spuren von alten Arbeiten gefunden.

Eine zweite längere Straße folgt in einiger Entfernung dem Laufe des Nils. Nach anderthalbstündigem Marsche gelangt man in das Dorf

El Schellal; bald bemerkt man die Insel Philä, die kleinste von denen, welche man hier sieht. Sie erhebt sich frisch, grün, mit Palmen und Tempeln bedeckt, aus dem Wasser. „Nichts,“ sagen die Herrn Gabelvone und Breuery, „kann den Effect dieser majestätischen Pyramiden, dieser blendend weißen Säulenreihen wiedergeben, die sich unter den Baumgruppen zeigen, sowie der so anmuthigen Landschaft, welcher der Gegensatz der öden Natur umher einen neuen Reiz verleiht.“ (Zaf. 3. Abbild.)

Südlich von Philä gewährt die Insel Oscheirah el Hefsch eine ziemlich große Fläche, aber sie ist wenig bekannt. Hier ist die Grenze Aegyptens. Die Länge dieses Landes von N. nach S. beträgt 210 Stunden, seine Breite 120 und sein Flächenraum 24,000 Q. St.; aber der größte Theil davon wird von Wästen eingenommen, in denen sich einige Dafen finden, und der bebaubare Boden reducirt sich auf etwa 1700 Q. St. Ohne die Ueberschwemmung durch den Nil würde man fast den gesamten Boden nicht bebauen können. Wah hat mit Recht gesagt, dieser Fluß sey für Aegypten das Maas des Ueberflusses, des Glückes und des Lebens. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 4 Millionen.

Aegypten wird zu dem ottomanischen Reiche gerechnet, der Pascha hat sich aber der That nach unabhängig gemacht, Syrien überbietet sich zugeeignet und den Großherrscher bekriegt. Er verwaltert die Länder, deren Herr er ist, auf eine Art, welche die Einwohner sehr elend gemacht hat. Alle Reisende, die Aegypten in der neuesten Zeit besucht haben, stimmen darin überein. Alle Erzeugnisse des Bodens und der Industrie sind einem Monopole unterworfen; dessen Ertrag er sich vorbehalten hat und das die gewöhnlichen Folgen hat. Uebrigens hat er in dem Lande einige nützliche Einrichtungen eingeführt und Ruhe erzwungen. Die Reisenden können jetzt Aegypten in völliger Sicherheit durchwandern, sowie mehr Frauen diese Reise unternommen haben, die sonst nicht ohne Gefahr war.

„Man könnte,“ sagte Babia, „eine ganze Bibliothek von Reisen in Aegypten und Beschreibungen dieses Landes bilden.“ Das Werk Babias erschien schon 1814, und seit dieser Zeit ist die Zahl jener Reisewerke noch bedeutend gewachsen. Das große französische Werk der ägyptischen Commission enthält die größte Masse nützlicher Nachweisungen über alle Punkte.

Kapitel II.

Rubien.

Die Barabras oder Kenus, welche man zuerst auf Elephantine trifft, bewohnen den größten Theil des Landes, das sich an den beiden Ufern des Nils, zwischen der ersten und zweiten Katarakte, hinzieht, sowie Der el Kustur (Turteltaubenland), ein ziemlich großes Stück der westlichen Wüste. Sie zeichnen sich durch ihre Gitten, ihre Büge und ihre Sprache vor den Arabern der Wüste und den Fellahs aus, mit denen sie in Assuan in Berührung kommen und vor den Rubas, mit denen sie sich von Jorim bis Wady Halsa vermischen. Ob sie gleich fast schwarz sind, so sehen sie doch wegen ihrer dünnen Lippen, ihrer Nase, ihres langen und leicht gelockten, aber nicht wulstigen Haars, mit einem Worte wegen ihrer Körperbildung den arabischen Racen näher als den Negern. Die Kinder beider Geschlechter bleiben bis zum Alter der Pubertät völlig nackt; meist läßt man das Haar der jungen Mädchen wachsen; das der Knaben wird dagegen bis auf einen zwei Finger breiten Streifen auf der Stirn und einen Büschel oben auf dem Wirbel abgeschoren. Die Erwachsenen tragen wie die Fellahs ein blaues Hemd; die Frauen hüllen sich überdies in ein weites Zeugstück (malayah), das gewöhnlich blau ist, verdecken gegen die muslimanische Sitte, das Gesicht nicht und lassen ihr Haar sehen.

Die Herren Cabalvene und Breuery, denen wir diese Einzelheiten entnehmen, schätzen die Gesamtzahl der Barabras auf höchstens 40,000 Seelen. Sehr viele von ihnen verlassen jung ihr Vaterland, um nach Egypten in den Dienst der Ägypten und besonders der Franken zu gehen, die sie den Arabern wegen ihres alten Rufs von Treue vorziehen und meist als Reitsknechte u. gebrauchen. Sobald sie sich eine kleine Summe erspart haben, eilen sie zu ihrer Familie zurück, um dort die Frucht ihrer Arbeit zu genießen; dann gehen sie von neuem fort, um etwas Geld zu verdienen, und so erneuern sie ihre Wanderungen, bis sie durch Alter und Krankheit in der Heimath zurückgehalten werden.

Die Erfrischungsmittel derer, welche ihre Heimath nicht verlassen, sind ziemlich beschränkt und bestehen zum großen Theile in der Bebauung des fruchtbaren Bodens längs dem Flusse; sie beziehen überdies aus dem Lande Kukur Salz, Butter, Henna und eine bedeutende Quantität Kaffeebohnen, die sie nach Gairo schicken und gegen Getreide vertauschen. Der Rand der Wüste liefert ihnen auch zwei Varietäten in dieser Gegend sehr häufiger Senesblätter, aber die Ausfuhr der letztern hat seit einigen Jahren bedeutend abgenommen.

„Die Barabras sind weder so wild noch so hartnäckig, als einige Reisende behauptet haben, und ihre Fehler scheinen weniger die Wirkung ihres Charakters als des Zustandes von Krieg und Anarchie zu seyn, in dem sich ihr Land so lange befand. . . Die Furcht ist das einzige Gefühl, dem man es verdankt, daß man jetzt sicher das Land durchkreisen kann.“

Die Erzählungen Kordens, Burckhards und anderer Reisender, die es durchwanderten, sprechen von den Placateren aller Art, die sie erfuhren, seit 1816 konnten es Gailaud, Rüppel, Popkins, Drovetti, Einant, Beljoni, Waddington und Panbury, Champollion, Cabalvene und Breuery, Ford Prudhoe und andere gemächlich bereisen.

In geringer Entfernung von dem Dorfe Debub (Tebot) am linken Ufer zeigt ein alter Tempel Baue, aus verschiedenen Zeiten. Der Zustand des Verfalls einiger Theile des Innern macht es möglich, gegenwärtig den Anfang der geheimen Gänge zu bemerken, die in den dicken Mauern hinführen und die ohne Zweifel bestimmt waren, den Augen der Profanen die frommen Betrügereien der Priester zu verbergen, welche die Drakel zu geben hatten. Der allgemeine Eindruck des Gebäudes ist ziemlich freundlich, aber die Verzierungen des neuern Theils sind nie ganz vollendet worden.

In einer Entfernung von ungefähr 5 Stunden in S. von Debub erhebt sich ein kleiner, freilich zum Theil verfallener Tempel von der schönsten Bauart in Gartaß auf einem Sandsteinhügel in geringer Entfernung vom Nil. Von diesem Punkte aus tragen alle Sandsteine der Hügel am Flusse hin die Spuren großer Brüche. Etwas weiter hin mitten unter Arbeiten aller Art und von Menschenhand behauenen Felsen bemerkt man an einer entlegenen Stelle ein Thor mit Bildhauerarbeit an der Seite des Felsens; es führt in eine mit schönem gelbem Stein bedeckte Nische. Der ganze Felsen daran ist mit griechischen und lateinischen Inschriften in einer Einfassung bedeckt. In geringer Entfernung trifft man auf einen großen von dicken Mauern aus Steinblöcken umgebenen Raum.

Dann gelangt man nach Taphys (Taphys), einem Dorfe in W., umgeben von Ruinen, unter denen höchst malerisch Palmen wachsen. Vor Taphys findet man einen großen Schutthaufen, welcher die Stelle von Contra-Taphys bedeckt.

Etwas oberhalb dieser Ruinen wird der Sandstein von neuem durch den Granit ersetzt und die Berge rücken von beiden Seiten so nahe an den Fluß, daß sie keinen Raum an den Ufern freilassen; Felsenstücke in dem Bette selbst in einer Strecke von einer Stunde machen die Schiffsahrt schwierig und bilden die Schnecken von El Kalabsh. Das Gebirge erhält den Namen Dschebel Bahiti. Ein Erdfort an demselben Ufer und die Ruinen eines andern mit einigen Wohnungen auf einer klei-

nen Insel bezeugen, daß das Land sonst nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit war, wenigstens in militärischer Hinsicht.

Die Ebene öffnet sich jenseits des Dorfes El Kalabsh (Talmis) am linken Ufer, das aus etwa sechzig Erbhütten um einen sehr großen Tempel her besteht. Die Einwohner, deren Zahl sich auf etwa 400 beläuft, gelten für die schlechtesten in Unter-Rubien. Ein anderer Bau, in den Felsen gegraben, ist nicht minder wichtig wegen seiner Größe als wegen der Reinheit seines Styles und besonders wegen der Schönheit der Basreliefs, welche die Seiten des glattbehauenen Felsens zieren. Das Gebirge, welches über den großen Tempel hinwegragt, ist mit den Ruinen einer großen Feste und einer Menge von Gräbern aus neuerer Zeit bedeckt. Uebrigens scheint man nach alten Gräbern die Erde durchwühlt zu haben. Ueberall bemerkt man eine ungeheure Menge von Köpfergeschirren, das sichere Zeichen des Bestehens einer großen Stadt; die meisten dieser Geschirre sind von griechischer Arbeit.

Nach El Kalabsh wird der Streifen des bebaubaren Bodens an den Ufern des Nils immer mehr verringt bis zu der Katarakte Abu Hor, die nicht ansehnlicher ist als die erste. Der ungemein zusammengebrängte und mit Klippen besetzte Fluß läßt in der Zeit des niedrigen Wasserstandes nur ein schmales Fahrwasser, wo die Bote an dem rechten Ufer ohne Gefahr fahren können. Diese Stelle wurde sonst durch ein Fort von arabischem Bau beherrscht, welches jetzt verfallen ist.

Das Land gewährt den traurigsten und ödesten Anblick. Ungeheure Felsenblöcke unterbrechen häufig den schmalen bebaubaren Landstreifen, und hier und da bemerkt man die Ueberreste aller Dämme von großen Steinen, welche die kleinen Flüsse der Bewohner gegen die Ueberschwemmung schützen sollten.

Jenseits Abu Hor erweitert sich das Thal, und die Bauern, die fliegender sind als ihre Nachbarn, wissen eine ziemlich Strecke des Bodens durch Wasserhebewerke (sakias) fruchtbar zu machen. Die einzelnen stehenden Erbhütten unter Dattelpalmen sind sorgfältiger gebaut als die, welche man vorher in Rubien fand.

Zwei Stunden südlich von den Ruinen von Abu Hor zeigt sich der Tempel von Dandur in W. auf einer geneigten Fläche, 200 Schritte vom Flusse; er lehnt sich an die Felsen des Berges und ist in einem sehr schönen Style erbaut. Das Dorf Dandur liegt am entgegengesetzten Ufer.

Der Tempel von Kirsch, 3 Stunden weiter in S., steht, obgleich nicht weit vom Nil, mehrere Klaster über dem Niveau des höchsten Wasserstandes. „Die Zerstörungen durch die Perser, welche Kirsch ruinirten wie die meisten Bauwerke, welche damals zwischen der ersten und zweiten Katarakte standen, und der Raub, der jenen Tempel beschmutzt hat, machen einen Theil der Hieroglyphen unentzifferbar, welche die Wände bedecken; doch, setzen Cabalvene und Breuery hinzu, verdient dieser Tempel noch immer einen vorzüglichen Rang unter den so majestätischen Erzeugnissen der ägyptischen Kunst, und vielleicht könnte man sagen, er überrasse alle andern.“

„Nicht weit von dem Tempel befinden sich einige Gräber von Heiligen mit Kuppeln darüber. Mehrere Orte, wo die sterblichen Ueberreste verehrter Heiligen ruhen, stehen in Rubien in großem Rufe, und die Caravanen ziehen selten vorüber, ohne irgend eine Opfergabe da niederzulegen, welche ein Faki, der für die Unterhaltung der Kapellen zu sorgen hat, in Empfang nimmt.“

„Auf dem Sattel des Gebirges, das den Tempel von Kirsch beherrscht, befinden sich die Ruinen einer Feste von Erde und gegenüber an dem arabischen Ufer an einem Orte, der Ermagora heißt, die eines andern großen feineren Forts. Um diese Ruinen her sieht man die nicht eben bemerkenswerthen Ueberreste von Contra Talmis, wenn man, wie einige vermuthen, in Kirsch das alte Talmis sehen darf, welches andere in Dandur suchen.“

„Diese Eintheilung der alten Städte in zwei durch den Fluß geschiedene Theile findet sich in Unter-Rubien allgemein, wo der geringe

Betrag der Bodenerzeugnisse ohne Zweifel die Bewohner nöthigte, sich zu theilen, um leben zu können, und selten kommt es vor, daß man einem alten Baumerk. gegenüber nicht andere Ruinen am entgegengesetzten Ufer fände."

Reißt man weiter, so bemerkt man die Ueberreste einer nubischen Stadt aus dem Mittelalter, dann einige fruchtbare Ebenen und an einem bürren Strande den Tempel von Doffeh (Paeleia), der sich durch seinen Zustand der vollkommensten Erhaltung auszeichnet. Gegenüber grenzt das Dorf Kobbän an die Ruinen von Contra-Paeleia, die noch von einer Mauer von Backsteinen umgeben sind. Eine Stunde weiter hin liegt das Dorf Alakt, so genannt wegen seiner Lage am Ende der Bergkette gleichen Namens, die nach D. durch die Wüste bis zum arabischen Meerbusen sich zieht.

"In dieser Kette," sagen die beiden schon erwähnten Reisenden, „wurden die Hauptgoldminen bearbeitet, welche bis in das 12. Jahrh. der Wüste zwischen dem Nil und dem Rothem Meer, von Assuan bis zur großen Niltümmung zu Abu Hammed, unter dem 19° der Br., eine so große Wichtigkeit gaben. In der alten Zeit bestimmte das Bedürfnis, diese Minen zu bearbeiten, häufig die Pharaonen, mit den Bedeschabs (Blemmyes), Bewohnern dieser Wüste, zu unterhandeln."

Diese Bergwerke wurden nach derselben Weise unter den verschiedenen Regierungen bearbeitet, die in Aegypten auf einander folgten. Streitigkeiten unter den Völkerschaften störten die Arbeiten oft; gegen das 10. Jahrh. wurden sie ganz aufgegeben. Mehemed Ali, der Herr von Koubien geworden ist, machte 1831 einige Versuche, um sie wieder zu entdecken. Entmuthigt durch den geringen Erfolg, gab er Befehl, die Nachforschungen einzustellen.

Mehre Inseln theilen den Lauf des Nils oberhalb Alakt; Dejar ist die wegen der Größe und des trefflichen Kabaues bemerkenswerthe. Gegenüber, am östlichen Ufer, trifft man bei dem Dorfe Kundun die Ruinen eines kleinen sehr verfallenen Tempels und weiter hin in Baby Rharrakah die eines ähnlichen Gebäudes, das sehr bedeutend gewesen seyn muß. Rharrakah war sonst Hiera Sycaminos, die letzte Stadt in dieser Gegend, welche in römischen Reiseberichten erwähnt wird. Weiter hin findet man am westlichen Ufer die Ruinen eines arabischen Fleckens und weiter hinaus auf Felsen Ueberreste eines sorgfältigen Baues, unter denen man die mehrer christlichen Kirchen erkennt.

Das Thal verengt sich dann, der Nil bespült zu beiden Seiten den Fuß der Berge; bürre Sand und Felsen von röhlichem Sandstein sind fast die einzigen Gegenstände, welche das Auge des Reisenden erblickt; nirgends eine Spur von Grün oder von einem lebendigen Felsen; nur hier und da erheben sich unermessliche Schaaeren von Kranichen und Störchen bei der Annäherung des Menschen von den Sandinseln und schweben lange in der Luft.

Das Baby Gebua (Ebwenhof) wird ohne Zweifel so genannt wegen der Sphinxfiguren, die man vor einem alten Tempel erblickt und welche die Einwohner für Löwen gehalten haben werden. Das sich an dem Berg lehrende Gebäude ist von ziemlich großen Steinen aufgeführt, die jedoch grob behauen sind. Die Hieroglyphen auf der ansehnlichen Mauerfläche sind von mittelmäßiger Arbeit; hier und da findet man einige Ueberreste von grobem Stucco, aber nirgends eine Spur von Malerei. (Zaf. 2. Abbild.).

Die Menge der Bruchstücke von Backsteinen und Topfgeschirr, die man besonders an den Klüften findet, bezeugt, daß eine Stadt von einiger Bedeutung sonst hier stand. Man zählt gegenwärtig wenig neue Wohnungen unter diesen Trümmern, aber am entgegengesetzten Ufer ist das Dorf Gebua noch ansehnlich, der gewöhnliche Sammelplatz der Caravanen, die von Berber kommen oder dahin gehen und zwar über die Wüste der Schakile. Die Bewohner des Bezirks von Gebua und die von Baby el Arab in der Nähe sind El Legat-Krader und stammen aus dem Ostschak. Diese beiden Stämme bilden in G. die Grenze des Landes Barabrah; jenseits wohnt ein Gemisch von Barabrah und Rubas.

Korosso ist ein Flecken, wo die Caravanen anhalten, die hier aus dem Sennar kommen; sie brauchen, um die Wüste zwischen diesem Flecken und Abu Hammed zu durchziehen, neun Lagerzeiten, die wegen der Beschaffenheit des Bodens und des Mangels an Wasser sehr beschwerlich sind.

Von Korosso an macht der Nil eine bedeutende Krümmung; er wendet sich erst nach NW., dann nach W. in einem Räume von 10 bis 15 Meilen, dann fließt er wieder nach SW. bis Wadi Galsa. Diese Krümmung ist ein Unglück für die Bewohner dieses Theiles seiner Ufer; da die Barken die N. und NW-Winde nicht benutzen können, welche hier fast ausschließlich wehen, so müssen die Einwohner bei der Annäherung ihre Arbeiten verlassen und sie unentgeltlich ziehen. So ziehen sie bis Derr, wo man wieder die Segel benutzen kann.

In der Umgegend des Fleckens Amada werden die Baumgruppen und Dörfer zahlreicher; der lybische Sand bedeckt ein fruchtbares angesehmes Land, dessen Oberfläche gegenwärtig über dem Niveau des höchsten Wasserstandes liegt. In einiger Entfernung von Amada und 300 Schritte ungefähr vom Nil ist ein alter Tempel zur Götze von dem Sande des westlichen Ufers verschüttet; die Hieroglyphen der Wände und der Decke sind sehr schön; einige Bilder des christlichen Cultus haben einen Theil dieser Sculpturen ersetzt. Der Tempel ist sehr gut erhalten.

In der Zeit des niedern Wasserstandes ist Derr einige Minuten von dem Ufer des Nils entfernt. Dieser Flecken, aus vielen Hütten bestehend, ist die Hauptstadt von Kieber-Rubien; seine Moschee die erste, welche man von Assuan trifft. Der alte Tempel, der wichtigste am rechten Ufer des Nils in dieser Gegend, ist eine der schlechten Arbeiten aus der Zeit des Sesostris. Hat der Flecken Phoenicon ersetzt, eine der Hauptniederlassungen der Blemmyes? Die Gelehrten haben dies noch nicht entscheiden können.

„Die gegenwärtigen Bewohner von Derr kommen zum großen Theile von den Bosniaken, die nach der Eroberung Aegyptens durch den Sultan Selim nach Rubien geschickt wurden und Herren des Landes blieben. Der Durra," sagen Gabelbene und Breuvern hinzu, „der Dohn (Art Hirse), die Gerste, das Peneh, der Tabak, die Baumwolle, die Cerealiäer, das Kleins und mehrere Arten Erbsen und Bohnen sind nebst den Datteln die Haupterzeugnisse des Bezirks Derr wie des ganzen Landes zwischen den beiden ersten Katarakten. Die Eingeborenen haben einige Kamele und viel Rinder, Schafe, Ziegen und Geflügel. Der Durra, der Dohn, die saure Milch und die Bohnen bilden ihre Nahrung. Sie essen im Allgemeinen wenig Fleisch, außer etwa einmal Kameelfleisch; die gebatenen Fenchelröden sagen ihnen ebenfalls zu, wenn sie sich der gleichen verschaffen können. Die Sitte des Tabakrauchens ist nicht allgemein bei ihnen; sie kauen ihn lieber, schlagen ihn dabei in Brimwand und legen meist ein Stück Natron zu. Der Hauptausfuhrartikel Derr's sind Datteln, die wie jene von Ibrim in Aegypten in einigen Ansichten stehen."

Südlich von Derr sieht man bald die Ebenen von Wadi Ibrim sich ausbreiten, einen vollreichen Bezirk, wo man eine große Menge Baumwolle baut. Bei dem Dorfe Shetteh haben die Mauern einiger Häuser in den Felsen gehauenen Hypogeen eine bewundernswürdige Frische behalten. Bald bemerkt man auch in weiter Ferne das Castell Ibrim, das auf einem hohen Sandsteinfelsen 200 Fuß über dem Nille liegt. Es ist gegenwärtig verlassen und Ibrim, das Premas ersetzt, zeigt jetzt nur noch Krümmernhaufen, deren düstere Stille nur durch das Geheul der Schakale unterbrochen wird. Im N. und S. von der Stadt bemerkt man noch Spuren von zwei alten Gebäuden.

Geht man weiter nach S., so erhebt sich die Insel Fogo s mitten in dem Flusse und auf ihr die Ruine eines alten Thurmes. Der Mangel an Vegetation am westlichen Ufer und die Nähe der Berge, deren Fuß häufig von dem Wasser bespült wird, scheinen die Hoffnung zu vernichten, an diesem Ufer eine Spur von Menschenwohnung zu finden, bis man

plötzlich mitten unter den Felsen, die sich über den Nil erheben, die beiden Tempel von Isambul erblickt. Sie sind ganz in den Felsen gehauen und mit Bildhauerarbeiten bedeckt.

Nach Champollion ist „der große Tempel allein die Reise nach Rubien werth; er ist ein Wunder, das selbst in Leben große Beachtung verdienen würde. Die Arbeit, welche diese Ausgrabung gekostet haben mag, setzt die Phantasie in Erstaunen. Aber es ist eine schwere Aufgabe, das Innere zu besuchen. Bei unserer Ankunft hatten der Sand und die Rubier, die jenen hineinschlachten, den Eingang verstopft. Wir ließen ihn wegschaffen, so viel als möglich den kleinen Gang säubern und brauchten alle Vorsicht gegen diesen Sand, der in Aegypten wie in Rubien alles zu begraben droht.“ Man mußte sich völlig auskleiden und die Reisenden krochen auf dem Bauche durch die kleine Oeffnung einer Thüre, die, wenn sie völlig freigemacht würde, wenigstens 25 Fuß hoch wäre. Sie glaubten sich an der Oeffnung eines Backofens zu befinden und mußten eine Hitze von 51° ertragen. Dann durchzogen sie diese staunenswerthe Ausböhlung mit einem ihrer Kraber und mit Fackeln. Der erste Saal ist von acht Pfeilern getragen und an jedem derselben lehnt ein 30 Fuß hoher Coloss, welcher Rhamset den Großen vorstellt. (Taf. 4. Abbild.) In den Wänden dieses großen Saales zieht sich eine Reihe großer historischer Basreliefs hin, die sich auf die Grabung des Pharaos in Afrika beziehen. Die andern Säle, und man zählt deren sechzehn, sind reich an religiösen Basreliefs mit höchst merkwürdigen Eigenthümlichkeiten. Das Ganze endigt in einem Allerheiligsten, in dessen Hintergrunde vier schöne sitzende Figuren von mehr als natürlicher Größe und vortrefflicher Arbeit sich befinden.

Burchardt ist der erste neuere Reisende, der das Daseyn dieses Bauwerkes bezeugte, ohne daß er in dasselbe hineingelangen konnte. Glücklicher war Belzoni, der sich durch das Mißlingen eines ersten Versuches nicht abschrecken ließ und am 1. August 1817 hineinkam.

Im S. von Isambul steht man das Castell von Dschebel Abbes, das noch mehr verfallen ist als jenes von Ibrim; in dem Felsen befinden sich einige schön erhaltene Mumienlager. Die Wände eines andern kleinen unterirdischen Tempels sind mit Wörtern von Christen überzogen, welche diese neue Wandfläche mit Heiligenbildern, namentlich dem heiligen George zu Pferde schmückten. Champollion fand aber, als er diesen Wörtern abmachen ließ, daß sich darunter die alten ägyptischen Malereien unverletzt erhalten hatten.

Ein anderes kleines ägyptisches Heiligtum, ebenfalls in den Felsen gehauen, sieht man zu Raschakit. In Paras bemerkt man einige Granitssäulen, welche eine verfallene Moschee tragen, und mehrere in den Felsen gehauene Gräber der gleichnamigen Insel gegenüber. Die Ebene erweitert sich mehr und mehr namentlich am rechten Ufer. Mitten unter Datteln, Dums und Klagien steht ein Dorf, dessen Hütten von Durra- und Baumwollenselbsten umgeben sind. (Taf. 3. Abbild.) Die Saties, die in geringen Entfernungen auf einander folgen, zeigen an, daß man in ein fruchtbares Gebiet gelangt ist. Weiter hin fangen einige Felsen, die Urdäuser jener der zweiten Katarakte, an, sich hier und da in dem Flußbette zu zeigen.

Wadi Halfah (das Schilfthal) verdankt seinen Namen der großen Menge dieser Gewächse, die in den benachbarten Ebenen wachsen. Vor dem ägyptischen Einfall verfertigten die Einwohner daraus sehr geschätzte Decken, was diesem Bezirke eine gewisse Lebendigkeit gab. Mehemet Ali hat aber auch aus dieser ärmlichen Industrie, wie in Assuan und anderswo, ein Monopol gemacht.

Die Felsen der zweiten Nilkatarakte bilden eine bedeutende Menge meist sehr hoher Inselchen; die Oberfläche einiger derselben ist schön begrünt und zum Theil mit Gesträuchen bewachsen, was die Schönheit der Landschaft in Folge des Contrastes der schwarzen Farbe der Felsen mit der weißen des tosenden Wassers und der roten des Sandes erhöht. Die Fülle des Nils nehmen eine Länge von ungefähr 10 Meilen ein; die höchsten messen nur 8 bis 10 Klaftern. Sonst war es unmöglich, mit

Fahrzeugen darüber hinwegzukommen, die Arbeiten aber, die auf Befehl Mehemet Alis gemacht wurden, haben bewirkt, daß, wenn auch mit größter Gefahr, die Bothen in einigen Monaten des Jahres darüber hin gezogen werden können.

Die Fülle von Wadi Halfah sind die bedeutendsten von denen, welche man gemeinschaftlich die zweite Katarakte nennt; die andern erstrecken sich nach S. ungefähr 30 Stunden weit bis zu dem Dorfe Dal. Sie sind von einander durch einen mehr oder minder bedeutenden Zwischenraum getrennt, wo der Nil seinen gewöhnlichen Lauf hat.

Wadi Halfah gegenüber sieht man die Ruinen von Beheni; drei fast ganz zerstörte Tempel sind die alleinigen Gebäude, von denen man noch bestimmte Spuren findet; sie rühren aus dem fernsten Alterthume her. Champollion fand in diesen Trümmern kostbare Andeutungen für die Geschichte dieser Länder von 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung.

Südlich von Wadi Halfah verengt sich die Katarakte nach Mirkis zu, wo sie von den Felsen noch mehr gleichsam verstopft wird. Auf einer der am höchsten vorspringenden finden sich Spuren von dicken Erdmauern. Weiter hin erscheint der Nil schiffbar; dann wird er von neuem durch Inseln mit Ruinen und bisweilen mit Wohnungen versperrt. „Man erstaunt,“ sagt Caillaud, „so viele Gebäude zu finden, welche den Christen gehört haben; sie sind über die meisten Inseln dieser Katarakte verbreitet, immer auf hohen Felsen gelegen und fast unzugänglich.“

Mit dem Namen Dar oder Dar el Fadschar (Steinland) bezeichnet man das Land zwischen Wadi Halfah und Dal oder an der ganzen Länge der zweiten Katarakte. Wie schon der Name andeutet, ist der Boden voll von Steinen, Felsen und Sandhaufen; kaum trifft man hier und da einige Felder oder einzelne Dattelpalmen. Burchardt, der diese Gegend 1813 besuchte, schätzte die Zahl der Bewohner auf nur 200; vergrößert hat sie sich gewiß nicht. „Diese Rubier, die arm, furchtsam und unaufhörlich allen Arten Verationen ausgesetzt sind, leben in einzelnen Familien theils an dem Ufer, theils auf den steilen Inseln in dem Bette des Flusses. Sie bauen auf dem Schlamm, den der Nil auf den Felsen absetzt, etwas Durra und Bohnen, die nebst dem Ertrage ihrer Fischelei und der Milch einiger Ziegen allein ihre Subsistenzmittel sind. Diese Insulaner verlassen ihre Zufluchtsörter kaum zwei- oder dreimal im Leben; alle sind fast wild und wissen durchaus nichts von der übrigen Welt. Der Mangel aller Gleichartigkeit in ihren Zügen verräth eine Vermischung verschiedener Racen; der vorherrschende Typus ist der der arabischen Fellahs.“

Im S. von den Dar el Fadschar liegt das Dar Sakkot (Land Sakkot), das durch das Gebirge Desche von dem Dar Mahaf getrennt ist, welches sich bis zur dritten Katarakte erstreckt. Diese beiden Länder können in gewisser Hinsicht mit Unter-Rubien verglichen werden, und zeigen wie dieses an den Ufern des Nils einen schmalen Streifen Land, der sich allmählig erweitert. Die Reisenden durchwandern diese Gegend zu Lande.

Bis zu Wadi Halfah ist das Schauspiel, das sich ihren Blicken zeigt, so ziemlich dasselbe wie in Aegypten; weiter hin verändert es sich ganz und gar; sie sehen den ganz ungebildeten Menschen. Unter die Dattelpalmen, den zierlichen aber einsörmigen Schmuck der Nilufer in Aegypten, mischen sich neue Bäume; der Gummibaum (acacia gummifera), der Aschar (asclepias procera), die Amarinde, die Weibe und eine Menge bis dahin seltener oder unbekannter Gewächse geben der Landschaft ein anderes Aussehen. So lange man den Ufern des Flusses folgt, sieht man immer ein grünes von Palmen beschattetes, mit reichen Ernten bedecktes Land; entfernt man sich aber nur einige Stunden von seinen Ufern, so ändert sich alles. Nirgends eine Spur von Anbau oder einer Wohnung; kein gebahnter Weg; einige verkrüppelte Gesträuche, einige Brunnen, die in langen Zwischenräumen folgen, sind die einzigen Erkennungszeichen auf der Wanderung. Man bemerkt auf allen Seiten nichts als das Bild einer ewigen Unfruchtbarkeit, oder nicht die unermeßlichen Sandebenen, die für unser europäische Phantasie das einzige Bild der Wüste

sind. Bald findet man ungeheure Steinhäufen, bald steile Berge, hier und da einzelne Felsblöcke, die den Sandbänken als Stützpunkt dienen, welche der Wind hinter ihnen aufhäuft. In dieser trostlosen Natur schlägt man nach einem Marsche von acht bis zehn Stunden, wenn die Sonne ihre Strahlen gerade herunter zu schiessen beginnt, das Zeit auf und wartet schlafend, daß die Abendkühle die Fortsetzung der Reise erlaube.

In Semneh (Tasitia) steht man die Ruinen eines Tempels auf der Spitze eines sehr hohen Felsens und gegenüber zeigt das östliche Ufer einen andern, den Gailiaud beschrieben hat. Man findet in der Umgegend von Semneh überhaupt viele Ueberreste von Gebäuden von Erde, die sonst von Christen bewohnt wurden; man steht eine lange Zeit Ruinen bald auf dem Festlande, bald auf den zahlreichen Inseln des Flusses, besonders auf der Insel Ergo. Endlich erhalten die bebauten Felder eine weitere Ausdehnung und kündigen die Nähe der Ebenen von Dongola an. Die Flußperde fangen an sich in dieser Gegend zu zeigen und thun auf den Feldern großen Schaden.

Markab oder Urby, die neue Hauptstadt von Dongolah, liegt etwa 600 Schritt von dem Flusse; sie vergrößert sich alle Tage und ist von Festungswerken umgeben, die hinreichen, sie vor den Angriffen der Eingeborenen zu schützen. Einige Schritte südlich von der Feste liegt eine andere Häusergruppe, die nicht von Mauern eingeschlossen ist, und hier finden sich nebst dem Bazar die meisten Wohnungen der Dongolahi, deren Zahl man auf 1600 schätzen kann. Eine wenigstens gleiche Zahl ist in den auf den Feldern herumstehenden Strohhütten in geringer Entfernung von der Stadt vertheilt.

Die eigentlichen Dongolahi stammen von den alten Aethiopiern; ob sie sich gleich im Verlaufe der Jahrhunderte mit den Barabras und andern Stämmen vermischt haben, so zeigt doch eine aufmerksame Untersuchung an ihnen Züge, die man an den Figuren auf den Gebäuden des alten Aegyptens findet. Das ovale Gesicht, die gut geformte unten etwas abgerundete Nase, die etwas biden Lippen, ein wenig dichter Bart, lebhaft Augen, krauses, aber nicht wolliges Haar, mittlere Größe und eine bronzefarbige Haut sind ihre charakteristischen Kennzeichen.

Unter ihnen wohnen Araber, welche die Physiognomie ihrer Vorfahren behalten haben; sie leben getrennt von den Dongolahi wie von den Barabras, die sie verachten und deren Sprache sie nicht sprechen wollen, während diese Arabisch reden.

Ein kurzes Reughemd mit weiten Ärmeln und kurze Hosen oder auch nur ein Stück Baumwollzeug, um die Lenden geschlungen, bilden die Kleidung der Dongolahi; meist tragen sie am rechten Arme, über dem Einbogen an Schnuren von geflochtenem Leder Amulette in kleinen Lederzylindern, Bängen zum Paarausziehen und wohl auch ein kleines Horn mit Krokodilmoschus oder andern starkriechenden Dingen. Am linken Arme hängt auf dieselbe Weise ein zweischneidiger Dolch von der Länge unserer Messer, deren Stelle er auch vertritt; bisweilen tragen sie einen zweiten Dolch auf dieselbe Weise über dem Knie. Sonst gingen sie nicht aus ohne einen Schild von Flußperde- oder Krokodilhaut und ohne Lanzen, deren Spitze bis drei Fuß lang war; Mehemed Ali hat aber in Dongola wie in Aegypten Waffen zu tragen verboten und der Befehl wird ziemlich allgemein befolgt.

„Die Schönheit der Frauen ist bemerkenswerth,“ sagen die schon mehrmals erwähnten Reisenden; überall trifft man große schlanke junge Mädchen mit schwarzen Augen, anmuthiger und einfacher Haltung und geschnittenem Paar wie an dem Hofe der Pharaonen. In dieser so natürlichen, so lächelnden Physiognomie, in diesem so gefügigen und zierlichen Körper, in diesem Busen von so reiner Form, daß selbst das Alter ihn erst spät zu ändern vermag, kann man das Muster nicht verkennen, welches die Künstler des alten Aegyptens nachzuahmen suchten und dem sie oft sehr nahe kamen.

„Das dicke Haar der Frauen von Dongola wird mit viel Kunst geflochten und mit Bernsteinstäben, Korallen und Karneol geschmückt; einige

hängen einen silbernen Ring daran, der ihnen auf die Stirn fällt; die beiden Geschlechter tragen im Paar eine lange Nadel von Holz oder Metall, mit welcher sie die Flechten halten, die sie jedes Jahr höchstens einmal neu machen (Kaf. 5. Abbild.), denn die Anordnung eines solchen Kopfpuges verlangt eine Arbeit von mehreren Tagen, indem er aus einer großen Menge kleiner künstlicher Flechten von ungleicher Länge besteht.“

Alle bestreichen das Haar und den Körper mit Fett, besonders die Frauen, wie Gailiaud bezeugt. „Sie haben als Kleidung nur ein Reughemd, von dem ein Ende als Schurz am Gürtel getragen wird, während sie das Uebrige um die Schultern und den Leib schlagen; bisweilen, besonders bei den Arbeiten im Hause, legen sie den letztern Theil weg. Die wohlhabendern haben Armbänder von Silber, oder Eisenbein, oder auch von Leder mit einigen Stiften von Silber oder Bismuth; auch tragen sie dergleichen Bänder bisweilen über dem Knöchel. Ihr Hals und ihr Busen sind ebenfalls mit Gegenständen von Glas und kleinen Silberplättchen geziert. Die armen Frauen begnügen sich mit Armbändern von Holz oder Glas. Unter den ersten gehört es zum guten Töne, lange rothgefärbte Nadeln zu haben. Sandalen von Leder sind die Fußbekleidung beider Geschlechter. Die jungen Mädchen tragen um die Hüften einen Schurz (rahad) von Gazellenfell, der immer mit kleinen weißen Muscheln geziert ist; sobald sie heirathen, legen sie ihn ab.“

Die Nahrung gleicht jener der andern Bewohner dieser Gegenden; man macht hier wie in den untern Provinzen neuito oder Dattelwein, und obgleich dieser Trank süßlich ist, wird er doch stark durch die Gährung und ist nicht unangenehm. Sie machen ferner aus gegohrenem Durra bilbit und meryse, welche diesem Bierre gleichen und die sie sehr lieben.

Der Dialect unterscheidet sich von dem in Unter-Nubien, aber nicht so, daß die Eingeborenen der beiden Länder einander nicht verstanden.

In Dongola regnet es nur selten und nur vom September zum November. Mai, Juni und Juli sind die heißesten Monate. Von Mittag bis drei Uhr steigt der Thermometer im März meist auf 28°, im Mai und Juni bis 38°. Das Anschwellen des Nils, das um diese Zeit beginnt, bringt aus Abyssinien eine heilsame Frische mit und das Land ist vollkommen gesund.

Im Allgemeinen hält man in Dongola jährlich zwei Ernten. Zuerst sät man im September, wenn der Nil wieder gefallen ist, und die Ernte wird im Januar gehalten; unmittelbar darauf sät man wieder und die Ernte ist bereits im Mai wieder reif. Seit der Eroberung der Aegypter haben die Baumwolle, der Safran, das Opium und der Indigo die Zahl der Bodenerzeugnisse vermehrt, aber die drückenden Auflagen wie in Aegypten einen allgemeinen Nothstand herbeigeführt. Trotzdem haben die Dongolahi große Feiertage bewahrt, und sie vergessen leicht ihr Uebel, wenn sie nur Dattelwein und Babil haben. Man schildert sie als leichtsinnig, treulos und faul, dabei sind sie aber auch nicht sanftmüthig, nicht rachsüchtig und nicht zum Diebstahle geneigt.

Jenseits der Insel Gertot macht der Nil eine Krümmung nach D. und die Dörfer werden eine große Strecke weit ziemlich selten. In dieser Gegend ist die Hitze am Tage drückend, während man sich Abends kaum vor der Kühle schützen kann. Von Mittag bis drei Uhr zeigt das Thermometer 36° bis 38° im Schatten; um acht Uhr Abends sinkt es auf 16° und in der Nacht noch tiefer herab.

Die Umgegend von Basleyn, wo man über die Fälle geht, ist ziemlich bebaut; gegenüber liegt eine gleichnamige Insel. Die Berge von Abd Wah, die man dann bemerkt, verschwinden wieder, um der Wüste El Keleh Platz zu machen. Bei dem ziemlich ansehnlichen Flecken Kaddol und Diol trifft man wieder Anbau.

Endlich erreicht man Dongola el Aguz (Das Alte), das auf einem etwa 500 Schritt langen Felsen liegt, der sich steil am Flusse erhebt. Diese halb von Wästen umschlossene Stadt war die Hauptstadt eines im Mittelalter mächtigen christlichen Reichs; jetzt ist sie fast nichts als ein Trümmerhaufen. Im 16. Jahrh. wurde das Land in mehrere Fächer

ghmer zerfällt, deren Oberhäupter oder melaks unter den Fingern von Sennar standen. Im 18. Jahrh. wurden die Schaykhe's-Kraber die Herren des Landes und brandschatzten dasselbe.

Die aus Aegypten vertriebenen Rameluten besetzten Dongola von der Tyrannei der Schaykhe's und regierten es mit Milde; 1820 aber mußten sie nach Darfur auswandern bei der Annäherung der ägyptischen Armee, und Dongola gehört gegenwärtig zu den Besetzungen Mehemet Ali's. Die Hauptstadt sah ihre Einwohner fortzählen, kaum sind 200 geblieben. Doch ist der Anbau am entgegengesetzten Ufer und auf den Hülschen sehr sorgfältig.

Debbeh, ein großer Flecken mit 2000 Einw., verdankt seine Wichtigkeit seiner Lage an der Ecke einer großen Krümmung, welche der Nil nach D. macht, wodurch der Ort zum Sammelplatze der Karavanen aus Kordofan geworden ist. Ist man über Debbeh hinaus, so macht die Richtung des Flusses, der nach N.D. geht, der Schifffahrt die Nordwinde entgegen, die fast ausschließlich das Jahr hindurch wehen. Das Ziehen der Bote ist deshalb auch sehr regelmäßig in diesem Theile des Landes organisiert.

Allmählig verengt sich die angebaute Strecke am Flusse; Sandsteinhögel zeigen sich an beiden Ufern; man bemerkt indes in der Wüste einige schöne Baumgruppen und längs dem Nile Ruinen von Castellen, die sich vor den Spuren des Christenthums auszeichnen. Ambuka ist ein besetzter Posten mit einigen Wohnungen umher. Die Herren Sababene und Breuery gingen in der Umgegend auf die Straßen- und Straußenzagd.

Dalga liegt ziemlich an der Grenze, welche Dar Dongola von Dar Schaykhe trennt; in diesem giebt es kein Erbd. Land, das nicht von der Thätigkeit und dem Fleiße der Einwohner zeugte. Der Name des Dorfes Meradi fällt natürlich dem Reisenden auf, der ihn zum erstenmale hört; aber nicht hier findet man die Ruinen eines im Alterthume berühmten Ortes. Bartal, ein elendes Dorf am linken Ufer, liegt in der Trümmer von Napata. Ueberreste von Tempeln u. sind in N.B. von dem Tempel Bartal aufgehäuft. Weiter hin, nach W., erstrecken sich Pyramiden, jenseits welcher man noch vor wenigen Jahren Grabhöhlen fand, die in den Felsen gehauen waren, jetzt aber fast ganz von dem Sande angefüllt sind.

Koari, am rechten Ufer, liegt in der Nähe der Pyramiden von El Bellal, die sich in einer unbedauten Ebene erheben, wo man aber Ueberreste eines Canals findet, der fast um diese Denkmäler herumging, und am den Nil führte. Die Zahl dieser Pyramiden muß sich sonst auf mehr als 40 belaufen haben, jetzt zählt man kaum 15, die noch so weit erhalten sind, daß man ihre Gestalt beurtheilen kann; sie sind an Größe verschieden und unterscheiden sich von denen Aegyptens nur dadurch, daß sie schmaler sind.

Etwas oberhalb Koari hindert eine vierte Katarakte den Lauf des Nils, der im Abu Hammed seinen Lauf nach S. wieder beginnt. Man findet eine fünfte Katarakte in El Solimanteh. Gegenüber El Rossalab, am linken Ufer, empfängt der Fluß zum erstenmale von der Mündung an einen Beifluß, den Atbarah (Astaboras), der etwas weiter oben von den Nögren verdrängt worden ist. An der Verbindungsstelle des Nils und des Atbarah befindet sich die nördliche Grenze des tropischen Regens.

Der Atbarah bezeichnet in S. die Grenze von Dar Berber. Der größte Theil dieses Landes besteht in Ebenen, von denen zwei Drittel mit Durra bebaut sind; man erntet dieses Getreide nur einmal im Jahre. Auch Baumwolle baut man, ein wenig Weizen, Gerste, Erbsen oder ammos verschiedener Arten, von denen eine ausgezeichnet ist. Man macht hier kein Del, die Butter ersezt dasselbe überall und man brennt sie auch in den Lampen. Dem Dar Berber fehlt es an Holz; der gemeinste Baum ist die ägyptische Akazie, deren Zweige sich oft unter der Last der Kugelnester biegen. In N. wachsen einige Dums und wenige Datteln, die nur einen geringen Ertrag geben. Diese Palme zeigt sich nicht mehr,

sobald man über den Bergel Abu Gafi hinaus ist und die Spornen sind selten, sobald man Barabrah verlassen hat. Die periodischen Regen sind hier nicht anhaltend, glücklicherweise, denn sie würden die nur aus Erde gebauten Häuser in Roth verwandeln. Die Einwohner gleichen ihre Kleidung und ihrer Lebensweise nach den Rubiern, die man weiter in N. gesehen hat.

So ziemlich der Insel Kurgos gegenüber liegt das Dorf Assu, in geringer Entfernung von dem rechten Nilufer, in N.B. von den Pyramiden, welche die sonstige Lage von Meros andeuten, der alten Hauptstadt von Aethiopien. Der berühmte Geograph d'Anville hatte mit seinem gewöhnlichen Scharfblick die Lage dieser Stadt erkannt, die durch ihren Handel, durch ihre Bauwerke und durch ihr Orakel berühmt war. Rüppell und Hoptins haben ebenfalls die Ruinen von Meros besucht und wie auch Cailliaud ihr Aussehen abgezeichnet. (Zaf. 4. Abbild.)

Auch in Naya sieht man Ueberreste von sieben Tempeln und in El Mezadrat die von acht andern Priestenthümern, welche Cailliaud zu einer Schule rechnet, in welcher die jungen Leute in der Religion unterrichtet wurden. Rüppell fand auf der Insel Kurgos drei Gruppen alter Mänsolen.

Vor dem Einfälle der französischen Armee war Schendy, nahe am rechten Nilufer, die Hauptstadt eines kleinen v. Sennar abhängigen Königreichs und der größte Markt in Rubien. Im Jahr 1821 verlor Kimir, der Melak desselben, nachdem er von Ismael Pascha, dem Sohne Mehemet Ali's, besiegt worden, seine Herrschaft. Im folgenden Jahre begab er sich mit einem andern Fürsten zu Ismael, um ihm seine Fuldigung darzubringen, und dieser verlangte von ihm einen ansehnlichen Beitrag an Geld, Vieh und Sklaven. Kimir betheuerte in sehr höflichen Ausdrücken die Unmöglichkeit, das Verlangte zu liefern, und der Pascha schlug ihn im Born darüber mit seiner Pfiste. Kimir wollte seinen Sabel ziehen, um sich zu rächen, sein Begleiter aber hielt ihn davon zurück. Abends ließen die beiden Fürsten eine große Menge Holz um das Haus Ismaels herumlegen und steckten dies in Brand. Ismael kam mit allen seinen Leuten in die Feuer um. Dies geschah in einem Dorfe in der Nähe von Schendy. Es brach ein allgemeiner Aufstand gegen die Aegyptier aus, aber im Jahre 1824 eroberte ein neues Heer das Land wiederum. Rüppell, der es in demselben Jahre besuchte, hat die Missethaten und blutigen Bestrafungen berichtet, welche die Rückkehr der Aegyptier bezeichneten. Schendy wurde zerstört. Als Hoptins diese Stadt 1833 sah, zählte sie höchstens 300 auf einem weiten Raume zerstreute Hütten. Viele ihrer Bewohner haben sich nach Metamach begeben, das am entgegengesetzten Ufer liegt und jetzt die Hauptstadt des Landes ist, aber eben so traurig aussieht als Schendy.

In geringer Entfernung in S. sahen Cailliaud und Hoptins in Badi Batib ober Mezadrat, mitten in der Wüste, bedeutende Ruinen eines alten Baues von Tempeln, Höfen und Corridoren. Die Lage kam ihnen seltsam vor, denn die Ruinen befanden sich in gerader Linie sechs Stunden von dem Nile. Etwas weiter hin trifft man andere Ruinen in Abu Raga. Hoptins reiste nicht weiter, weil die Eingeborenen sich vor den Edmen zu sehr fürchteten, als daß sie sich hätten entschließen können, ihm als Führer zu dienen. Im Jahre 1821 kam dagegen Cailliaud weiter, der mit der Armee des Ismael Pascha reiste. Bei Gerri, einem Dorfe mit einer Reihe einzeln stehender Hütten, die von Fassanyeh-Kravern bewohnt werden, welche Steinsalz sammeln, machen Granitfelsen, welche über den Lauf des Nils hinwegragen, und kleine grüne Inseln diesen Theil des Nils bemerkenswerth und bilden daselbst eine Katarakte, welche man die sechste nennen kann; sie ist die kleinste.

Galfay, eine Viertelstunde vom Nil gelegen, in einer weiten nur am Flusse bebauten Ebene, steht auf einem Plage, der anderthalbe Stunden im Umfange hat, weil die zerstreuten Häusergruppen von großen Gärten u. umgeben sind.

Fünf Stunden im Süden nimmt der Nil an der rechten Seite den Bah el Agref (blauen Fluß) auf, der aus Abyssinien kommt. Sein rech-

tes Ufer bildet die westliche Grenze von Dar Senaar. Die Sandspitze die am Oende dieser Halbinsel liegt, heist Ras el Gartum oder El Kartum. Es hat sich da eine Stadt gebildet. Lord Prudhoe fand 1829 etwa dreißig Erbhäuser; es ist die Residenz des Sandschar oder Statthalters.

Galliaud und Lord Prudhoe sahen in Sobah in N. und in geringer Entfernung von dem rechten Ufer des Bahr el Kirel die Trümmer einer alten Stadt, welche einen Raum von beinahe einer Stunde im Umfange einnahmen und in deren Mitte sie eine am Boden liegende Sphära sahen.

Bester hin schließen sich der Rahab, dann der Dender auf der rechten Seite dem Bahr el Kirel an; Galliaud sah in einem Walde bei Dar Kereh viele Affen, die frischen Spuren von Elephanten, Perihühner und verschiedene Vögel mit schönem Gefieder, die aber nur gelinde Löwe von sich gaben. „Seit den Pharaonen,“ setzt er hinzu, „hatte vielleicht keine Barke ihre Segel auf dem Flusse ausgespannt, auf dem ich schiffte. Nur die rohe und wilde Natur zeigt sich in dieser unaufhörlich neu entstehenden Vegetation. . . Am 17. Juni hatten wir ein sehr starkes Gewitter; der Donner rollte auf eine wahrhaft entsetzliche Weise. Ich sehnte mich nach dem schönen Himmel Aegyptens.“ In Nun, einem großen Dorfe am linken Ufer, bemerkte Galliaud die Spuren eines alten Canals, der dazu bestimmt gewesen zu seyn scheint, das Wasser in das Innere zu leiten.

Senaar, die Hauptstadt des Landes, liegt am linken Ufer des Bahr el Kirel; sonst war sie groß und gut gebaut. Im Jahr 1829, als Lord Prudhoe dahin kam, waren nur noch die aus schönen gebrannten Steinen erbauten Moscheen übrig, deren häßliche Bronzefenster von indischer Arbeit sind. Als Ismael Pascha das Land 1821 eroberte, entflohen fast sämtliche Einwohner nach dem Nils, einem zehn Tagereisen entfernten Bezirke in S. an der Grenze Abyssiniens. Die wenigen, welche geblieben sind, wohnen in Strohhütten; ausgenommen einige Sklavenhändler, deren Häuser von Erde sind. Der Markt ist ärmlich und schlecht versorgt. Der entsetzte Melel wohnte in Daffina, in der Nähe; er wurde mit einer gewissen Schonung behandelt; der Sieger hatte ihm eine Pension versprochen, die er ihm aber nicht bezahlte; trotzdem verlangte man von ihm seine Grundsteuer.

Die Haupthandelsplätze waren 1829 Wisselemieh in einer großen Ebene vier Stunden von dem Flusse, und Welled Medina. Beide liegen nördlich von Senaar.

Die Vermischung des Blutes der Neger, der aus Sudan gekommenen Fremden, der herumziehenden Araber und der Aethiopier mit dem eigentlichen Eingeborenen hat mit der Zeit sechs Classen hervorgebracht, die so verschieden von einander sind, daß Jeder weiß, zu welcher er gehört.

Wie in den Nordprovinzen schlafen die Bewohner von Senaar in engarebs, auf denen ein schmieriges Schaffell oder eine Matte liegt, und decken sich mit ihren Kleidungsstücken zu; ein halbkreisförmiges Holzstück dient ihnen als Kopfkissen. Zum Essen haben sie kleine Teller, deren jedes Haus einige besitzt. Alle diese Geräthe haben die Form behalten, welche sie im Alterthume hatten.

Die Frauen pflegen mehr zu rauchen als die Männer; die Pfeife ist irden und hat ein etwa drei Fuß langes Rohr; Männer und Frauen haben seit kurzem das Onga angenommen, nämlich stark mit Tabak gesättigtes Wasser, das sie lange im Munde behalten.

Trotz der großen Anzahl Negerclaven, die Senaar bewohnen, spricht man hier nur das Arabische und zwar reiner als in Aegypten.

Galliaud machte Ausflüge nach dem Dschebel Konpl, einem gut bewaldeten Granitgebirge in SW. von Senaar, dann begleitete dieser Reisende die ägyptische Armee auf ihrem Zuge nach S. Man mußte oft durch Wälder mit dornigen Bäumen dringen, wo nur wilde Thiere einen Pfad gebahnt hatten; übrigens war die durch das Wasser erweichte

Erde voll von Löchern von den Krallen der Elephanten, in denen die Kameele stolperten.

Am 16. Decbr. hatte man sich von dem Flusse entfernt, um sich nach SW. zu wenden. Das Dorf El Kerehyn auf einem Berge unter 12° 6' Br. gehört noch zu Senaar. Bald gelangte man nach Fajoul. Es gesiel Ibrahim Pascha, dem General der ägyptischen Armee, seine Mamluken auf die Elephantenjagd zu schicken. Geführt von den Eingeborenen, trafen sie bald auf zwei dieser friedlichen Thiere; ehe sie schossen, näherten sie sich denselben sehr, damit die Kugel durch die Haut durchgehe, und feuerten dann alle auf einmal. Die leicht verwundeten Elephanten wurden wüthend und verwundeten fünf Mamluken, zwei darunter tödtlich; die andern ergriffen sie mit dem Rüssel und schlugerten sie über die Bäume. Aus Wuth zerdrücken sie sodann die Bäume in ihrer Nähe.

Die Bewohner von Fajoul sind Neger mit krausem Haar, biden Lippen und vorkiehenden Backenknochen; wenige von ihnen haben eine stumpfe Nase, mehrere dagegen eine schöne Physiognomie.

Die auf dem Gipfel oder dem Hange der Berge erbauten Dörfer bestehen aus runden Hütten von Lehm und sind mit Stroh gedeckt; eine Gruppe von vier bis fünf, die mit einander durch kleine Mauern verbunden waren, umgab ein nicht eben geräumiger Hof; einige Hütten, kleiner als die andern, dienen als Hühnerstall oder zur Aufbewahrung des Durra. Es scheint ein gewisser Geist der Ordnung in diesen Wohnungen zu herrschen. Diese Bergbewohner sammeln das Regenwasser in Eisternen und andern minder bedeutenden Behältnissen. Sie kommen in die Ebene nur herab, um ihre Durrafelder zu bestellen.

Am 20. Decbr. schlug die Armee den Weg nach N. durch ein gebirgiges Land ein. Die Bergbäche waren ausgetrocknet; ein Soldat, welcher die glückliche Idee gehabt hatte, ein Loch in den Sand zu graben, hatte das unbeschreibliche Vergnügen, ein wenig Wasser hineinsichern zu sehen; alsbald folgte man seinem Beispiele und man konnte den Durst löschen. Alle diese Bergbäche kommen aus SW.

Am Ufer des Bahr el Kirel, dem Dschebel Gargabab am Fluß gegenüber, wendete sich die Armee nach S. Sie mußte sich einen Weg durch Wald bahnen und über Bergbäche setzen.

Am 1. Januar 1822 gelangte sie an die Mündung des Kumat, den der Bahr el Kirel am linken Ufer aufnimmt. Die Ufer sind von großen Dums, Klagien, Kebbas, Papierbäumen und andern beschattet. Der Kumat kommt aus SW. und seine Quelle befindet sich, wie Galliaud erfuhr, 20 Tagereisen in S. von dem Dorfe Fajoul am Fuße eines Berges. Unser Reisender erhielt von dem Melel und von Gelehrten Notizen über das Land, aber Niemand kannte auch nur dem Namen nach Tombuctu und den Bahr el Abiad (weißen Fluß); Niemand unter ihnen Landsleuten hatte jemals daran gedacht, dahin zu gehen.

Der Baba, den die Armee weiterhin traf, ist ein großer Bergbock, den der Kumat an der rechten Seite aufnimmt. Er soll wie mehr andere aus Dar el Rokaba (Abyssinien) kommen.

Das Dar el Rey (Pferdeland) umgibt das Gebirge Alara, dessen höchste Spitzen sich 8 bis 900 Fuß über die Ebene erheben. Die Einwohner sind theils Skoldienner, theils Muselmänner.

Nachdem die Armee mehrmals über den Kumat gegangen war, lag sie an dem rechten Ufer zwischen sehr nachstehenden und durch schöne Vegetation ausgezeichneten Bergen hin. Hier betrug seine Breite nur 60 Schritte und er floß sehr schnell. Bald gelangte man in das Land Nuamamyl. Man wendete sich nach S. „In einer gewissen Höhe,“ sagt Galliaud, „entdeckten wir in N. die lange Kette der Berge von Dsch. Von halber zu halber Stunde wurde das Land von Bergbächen durchschnitten, die sich alle dem Kumat zuwendeten.“

Das Kamamyl, das zwei Tagereisen groß ist, gilt für den goldreichsten Bezirk im Lande. Galliaud bemerkte in dem Wette und an den Ufern des Abtugi, eines aus SW. kommenden Flusses, der nach dem Kumat fließt, nicht eben tiefe Gruben. Er stieg in eine derselben hinan

indem er die Fäße auf die Goldgrube stieg, die rechts und links eingeschlagen waren; man konnte jedoch nur mit Mühe hinein, so eng war die Öffnung. In der Tiefe von 20 Fuß begann ein kleiner Seitengang; hier hob er etwas eisenhaltigen Sand auf und wusch ihn. Er fand darin wirklich ein wenig Gold. Dies trug er zum Pascha, der aber ganz gleichgültig blieb.

Am folgenden Tage nahm man neue Untersuchungen vor und erhielt ebenfalls ein wenig Gold, obgleich die Ärkten sehr ungeschickt verfahren. Ein alter Scheit, dem man gefangen genommen hatte, zeigte die Orte an, welche die günstigsten wären, und die Art und Weise, wie man bei dem Waschen zu Werke gehen müsse. Dennoch blieb das Resultat ein ungenügendes.

Alle Klasse dieser Gegenden führen mehr oder weniger Goldtheilchen mit sich, und nach den heftigen Regen suchen die Eingeborenen um die Bette und mit unerhörter Geduld und Aufmerksamkeit in allen Bächen, welche an den Hügeln herabkommen. Wenn man ihnen glauben darf, so finden sie bisweilen ziemlich große Stücke; besonders die Frauen suchen nach diesen. Sie bringen diese Goldkörner in Seiersfedern, die, so gefüllt, in dem Handel zwischen den Negern als Münze dienen; da sie das Metall nicht zu schmelzen wissen, so übergeben sie es den muslimanischen Arabern von Eingeh für Kinder, Schafe und Zeug. Diese Araber bringen es nach Fadaßy, einem Dorfe in S., wo das Land der Gallas an Abyssinien grenzt; hier schmelzen und ziehen sie es und machen kleine Ringe daraus; in dieser Form circulirt es dann im Handel.

Das Kamamyl gehört zu dem Dar Bertat, einem großen von göggenbienenartigen Negern bewohnten Lande. „Sie sind,“ sagt Caillaud, „meist gut gewachsen, stark und kräftig; ob sie gleich krauses wolliges Haar, eine platte Nase und dicke Lippen haben, so stehen ihnen doch die Backenknochen nicht so weit vor wie bei den Negern des westlichen Afrikas. Diese Göggenbienen sind ungeschicklich und kriegerisch, doch darf man daraus nicht schließen, daß sie von Natur grausam und wild sind, wie man nach einigen Handlungen der Rache glauben sollte, die sie gegen die Ärkten übten. Auch konnte man sich wegen des eben so grausamen als ungerechten Krieges, den diese mit ihnen führten, keine bestimmte Vorstellung von den gewöhnlichen Sitten dieser zur Verzweiflung getriebenen Menschen machen. Ich halte sie vielmehr für gaffert und friedfertig, und zwar wegen der Einigkeit, in der sie mit den muslimanischen Arabern und selbst, wie man sagt, mit einigen Abyssinern leben, die in Folge früherer Einfälle in dem Lande geblieben sind. Ich habe in ihren Häuten caras oder Gesäße von Glasfensterbrett gefunden, auf denen christliche Kreuze eingeschnitten waren. Die Neger am Bar el Abiad dagegen gelten für grausam und treulos.“

Am 6. Febr. war Caillaud in dem Dorfe Eingeh unter dem 10° 29' n. Br. unter 29° 20' östl. L., das aus 5 bis 600 auf den Hügeln zerstreut umherliegenden Wohnungen besteht. Die Araber von Eingeh werden viele Häute, die sie bis nach Sennaar ausführen. Mehrere kleine Klasse verschaffen ihnen das nöthige Wasser. Ihr Gebiet gehört zu dem Dar Foc (Oberlande) und ist wirklich der südlichste Bezirk von Bertat; es zieht sich im S. zwei Tagereisen bis Fadaßy, an den Ufern des Dabusch, eines ziemlich starken Flusses, der, wie man sagt, aus dem Dar el Galla kommt und sich mit dem Bahr el Azrek zwei Tagereisen oberhalb Fagoql vereinigt; er hat das ganze Jahr lang viel Wasser und man kommt über ihn nur schwimmend oder auf Pfosten; die Krokodile und Krokodile sind hier häufig.

Fadaßy ist ein Markt, wo die Abyssinier Pferde, Kinder, Langenspitzen, eiserne Keulen, Beile, Getreide, Kaffee, Honig, Gewürze, gedruckte indische Zeug und gegerbte Häute gegen Goldstaub, Salz und venetianische Glaswaaren eintauschen.

Am 11. Febr. verließ Smael Pascha aus Ueberbruf, zu kämpfen ohne große Vortheile gegen kriegerische Stämme zu erhalten, diese Gegenden und ließ die Armee nach N. umkehren. Caillaud hatte keineswegs Strapazen von der Reise oder Unannehmlichkeiten von der Verschle-

Reise in Afrika.

denheit des Klimas erlitten; aber Le Torget, Marineofficier, sein Reisegefährte, war dem Fieber unterlegen. Diese beiden Franzosen waren die einzigen ihrer europäischen Zeitgenossen, welche so weit nach S. ihre Nachforschungen in diesem Theile Afrikas, zu Lande von Aegypten aus, ausgebeht hatten.

Am 14. erreichte die Armee Abassy an dem Ufer des Bahr el Azrek; am 18. schifften sich die beiden Franzosen auf diesem Flusse ein; ihre Barken war Gefahren ausgesetzt und erlitt Beschädigungen an der Kata-rakte zu El Kerr; am 26. hielt sie vor der Stadt Sennaar an.

Herr Caillaud fand hier die türkischen Truppen, die einen Ausflug nach W. bis nach Dinka gemacht hatten, einem Dorfe, das etwa unter dem 11° n. Br. und dem 29° 5' östl. L. liegt. Folgende Notizen lieferte ihm Asfar, ein koptischer Arzt, welcher die Expedition begleitet hatte: Dinka giebt seinen Namen einem Lande, das bei Sennaar anfängt und sich nach SW. längs dem Bahr el Abiad hinzieht. Die Producte und die Einwohner dieses Landes scheinen dieselben zu seyn wie in Bertat. Die Männer gehen fast nackt; die Frauen legen ein Fell als kurzen Rock um; die Mädchen tragen nur ein kleines Fell, das ihnen die Hüften bedeckt und vorn zusammengebunden wird. Die ersten und letzten schmücken sich mit Halsbändern und Gürteln von venetianischen Glasperlen, mit Eisenbeinrindspfen, Eisenbeinarmbändern oder Armbändern von Eisen, oder auch mit eisernen Ringen. Wenn die Kinder das Alter der Pubertät erreichen, reißt man ihnen die vier untern Schneidezähne aus, welche diese Völker für nutzlos und für eine Verunstaltung des Gesichts halten. Ein Mann kann so viele Frauen nehmen, als er Stiere oder Kinder geben kann. Die Frauen sind wunderbar fruchtbar; gewöhnlich gebären sie Zwillinge.

Im Winter und in der Regenzeit, wenn die Nächte sehr kalt sind, schlafen die Dinkas auf warmer Asche. Sie rauchen den Tabak, den sie selbst bauen. Ihre Waffen sind sehr schwere eiserne Lanzen, Stöcke mit geraden und spitzigen Hörnern und bisweilen eiserne Wurfspeise, so wie endlich dicke kurze Keulen, die sie mit großer Gewandtheit schleudern; sie bedienen sich zur Vertheidigung der Schilde von Elephantenhaut.

Die Dinkas machen sich durch ihren Muth und ihre Zahl ihren Nachbarn in Bertat in D., und in Worum in W. gefährlich. Diese Feindseligkeiten ziehen ihnen bisweilen üble Repressalien von Seiten der ersten zu, die sich zur Rache vereinigen. Das Resultat dieser Kriege ist die Erwerbung von Sklaven, die man verkauft, und der Raub des Viehes und der Ernten. Im W. von dem Bahr el Abiad wohnen die Schilks, die ebenfalls Neger sind.

Die beiden Franzosen brachen am 1. März von Sennaar auf; am 14. waren sie in Schendy, wo sie Einant trafen, der seit kurzem Sennaar verlassen und die Ruinen im S. von Schendy besucht hatte.

Im Jahre 1813 brach Burckhardt, der Aegypten durchwandert hatte, am 24. Februar von Assuan auf, wo er sein Gepäck ließ, und folgte mit einem treuen Führer dem rechten Ufer des Nils. Der Zustand Rubiens zur damaligen Zeit war für einen Reisenden sehr gefährlich wegen der Anwesenheit der Mameluken. Doch gelangte Burckhardt ohne Unfall nach Wadi Halfah, dann nach Tinarah in dem Dar Mahaf. Hier besaß er sich mitten unter den wildesten Menschen, die er bis dahin getroffen. Der Häuptling sagte ihm gerade zu: „die bist ein Agent Mehemets Ali, aber wir in Mahaf suchen auf den Bart Mehemets Ali und schlagen jedem den Kopf ab, der ein Feind der Mameluken ist.“ Diese Drohungen hatten keine nachtheilige Folge für die Person Burckhardts, da er aber die Schwierigkeiten sah, die er wahrscheinlich nicht überwinden würde, so setzte er seinen Weg nach Dongola nicht fort, von dessen Grenze er nur dritthalbe Tagereise entfernt war. Er kehrte nach N. um bis Kolbe, wo er über den Nil schwamm, indem er sich mit der Hand an den Schweif seines Pferdes hielt, das er mit der andern vor sich her trieb. Dann ging er am linken Ufer des Flusses hinunter die Isambul, dessen alten Tempel er bewunderte, darauf nach Derr; wo

er sich von seinem Führer trennte; am 31. März kam er wieder nach Assuan.

Im folgenden Jahre schloß er sich einer Caravane von 50 Dschellabs oder Clavenhändlern an, die nach Rubien gingen. Man brach am 2. März von Darab, einer Stadt in Aegypten, in N. von Assuan, auf und reiste unter der Bedeckung von dreißig Ababeh-Arabern. Bekleidet wie ein armer Kaufmann und nur mit einem Gel, der ihn wie seine Lebensmittel trug, hatte er viel von seinen Reisegefährten zu leiden, die ihn indeß wirklich für einen Muselman hielten. Man durchzog dieselbe Wüste, in welcher Bruce, als er von Abyssinien kam, durch Wassermangel 1772 so viel litt. Nachdem man alle erdenklichen Leiden auf der Wanderung durch diese unwirthliche Gegend erduldet hatte, kam man am 23. in eine Ebene, die sich nach dem Nil zu senkte, und Abends erreichte man Ankefeh, ein Dorf, den Hauptort des Bezirkes Berber. Es war nur von Banditen bewohnt, deren Hauptvergnügen darin zu bestehen schien, die Reisenden zu betrügen und auszuplündern.

Die um ein Drittel verminderte Caravane brach am 7. April wieder auf. Sie ging durch Damer, wo die Regierungsgewalt in den Händen der Fakis oder muselmännischen Religiösen liegt. Burckhardt hatte sich über sie nicht zu beklagen. Am 17. April kam er nach Schenbi. Er hätte leicht bis Sennaar und von da nach Abyssinien gelangen können, würde dann aber dem schon von Poncet und Bruce betretenen Wege haben folgen müssen; lieber besuchte er unbekannte Länder. Eine Caravane wollte nach dem arabischen Meerbusen aufbrechen; er verkaufte seine Waaren und nahm für den Ertrag einen Negersclaven und ein Kameel. „Nachdem alle meine Rechnungen berichtigt waren,“ sagt er, „sah ich, daß mir noch vier schwere Pfaster blieben; indeß ich machte mir deshalb keine Sorge, da ich wußte, daß ich an der Küste mein Kameel für einen Preis loswerden könnte, der mir die Mittel geben würde, die Kosten meiner Fahrt nach Dschibba zu bezahlen, und übrigen hatte ich auf diese Stadt einen Creditbrief auf eine beträchtliche Summe.“

Die Caravane wendete sich nach den Atbarah, dessen Ufer durch eine herrliche Vegetation geschmückt sind; dann zog sie durch das Land Tala, das sehr fruchtbar, aber von Arabern bewohnt ist, die keineswegs gastfrei sind und bei denen Burckhardt, der die Rolle eines armen Derwisch spielte, nicht hätte bleiben können; er gab also die Idee auf, über die Gebirge nach Massadab zu gehen, und folgte der Caravane bis Sadakim, wo sie am 26. Juni ankam.

Diese Stadt, die am Hintergrunde einer engen Bai liegt, ist zum Theil auf einem Inselchen, zum Theil auf dem Festlande erbaut; sie treibt einen bedeutenden Handel, namentlich mit Sklaven. Burckhardt schätzte die Einwohnerzahl auf 8000; es sind meist El Faterah Araber, ein Stamm der Bicharier; diese nehmen den größten Theil der Wüste Rubiens ein, die zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen liegt; sie haben einen Hafen in Olba, einem kleinen Dorfe an der Küste. Die Habanda bewohnen den Beled el Tola und die Thäler der Berge von Langay, die die nördliche Verlängerung jener von Abyssinien sind; einige bebauen das Land. Ihr Hauptort ist Göt Medschah an dem Atbarah. Die Sammodah leben an diesem Flusse, der seinen Namen ihrem größten Flecken giebt. Die Gallenkah sind Erzgräber, die alle ihre Nachbarn plündern. Im Westen von Sadakim erhebt sich die Kette des Dschebel Dayab (Goldberg), wo man sonst Gold fand und wo sich die Quellen des Nogens befinden.

Rubien, zwischen dem 9° und 24° n. Br. und zwischen 26° und 37° östl. L. gelegen, ist 330 Stunden lang von N. nach S. und 220 Stunden breit von D. nach W. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 60,000 Q. Stunden und man schätzt die Einwohnerzahl auf 2 Millionen Seelen.

Kapitel III.

Abyssinien.

Fast alle Europäer, welche in Abyssinien reisten, landeten in dem Hafen Massadab an der Küste dieses Landes. Die Stadt liegt auf einer Insel, die eine Viertelstunde lang ist. Der Hafen, welcher etwa fünfzig Schiffe fassen kann, ist sicher, tief und leicht zugänglich, obgleich die Einfahrt eng ist. Massadab hat Mangel an Trinkwasser; man sammelt das Regenwasser in großen Cisternen, da man aber dies fast ganz für die Schiffe des Gouverneurs aufspart, so versorgen sich die Einwohner mit Wasser in Artiko, einem kleinen Flecken, der 3 Stunden in S. auf dem Festlande liegt und der seinen Namen einer großen Bai giebt.

Massadab trieb sonst einen sehr ausgebreiteten Handel, der aber sehr gesunken ist, seit der Ort in die Hände der Muselmänner kam; nichts desto weniger wird der Hafen immer wegen des Handels mit Abyssinien besucht werden.

Im D. von der Bai Artiko streckt sich die Insel Dahalat aus, die sehr groß, aber dürr und sehr dünn bevölkert ist. Bruce kam 1769 dahin und sah da die hohen Berge Abyssiniens; „sie bilden,“ sagt er, „eine glatte Kette wie eine Mauer und ziehen sich parallel mit der Küste bis nach Sadakim.“ Dann nähern sie sich mehr dem Meere; sie sind nicht leicht zu übersteigen. Berührt man Artiko, so reist man erst zwischen Gärten. Der Weg, der sich nach S.W. wendet, ist anstrengend, uneben und beschwerlich; Bruce, Salt, Gobat, Rüppell und andere Europäer haben ihn betreten. Man reist auf Maulthierren; Kameele tragen das Gepäck. Je weiter man kommt, um so besser wird der Weg, ob er sich gleich zwischen Bergen hinschlängelt; er ist durch Wüddäcker zerissen, die im Sommer austrocknen. Das Land ist von Klagen bedeckt, die 40 Fuß hoch und von Kletterpflanzen umschlungen sind. Schaaren von Fazortas oder Hirten lagern in den Ebenen mit ihren Schaf- und Ziegenherden; sie kommen daher in der warmen Jahreszeit, um die von Bächen und Flüssen bewässerten Dörfer aufzusuchen. Ihre fast kreisförmiger Lagerplatz ist von Dornen und Gebüsch umgeben.

Man steigt fortwährend aufwärts, das Thal verengt sich und bald ist es nur noch eine 300 Fuß breite, an jeder Seite von hohen steilen Felsen eingefasste Schlucht; etwas weiter hin scheinen sie sich ganz zu vereinigen. Salt nennt sie Samhamuberge nach einem kleinen Hügel, wo er in der Nacht bei einem Bache anhielt; sie sind sehr hoch und laufen von N. nach S.; sie werden von Fazortas und von Wallas bewohnt.

Der Boden, der sich von Artiko aus merklich gehoben hat, hebt sich nach dem fünften Marschstage noch mehr und noch rascher. „Man sah von allen Seiten,“ sagt Salt, „Elephantenköth; die meisten Feigenbäume waren bis zu dem Gipfel abgedürrt, um dem Vieh das Abfressen der Blätter und Knospen zu erleichtern, da alles Gras durch die übergroße Hitze verborrt war. Man sah Hütten und Menschen auf den Flanken der Berge.“

Dann muß man den Taranta emporsteigen, um zu dem gleichnamigen Paß zu gelangen. Der Weg ist anfangs eben und leicht, dann aber wird er steiler und wegen der Steine und Felsenstücke beschwerlicher. Jeder Berg ist mit kolquallen bedeckt, einer Art baumartiger und spitzer Cypripodie, die 40 Fuß hoch wird; mit arzen (Oxycedrus virginica), einem Baume, dessen Holz sehr hart ist; mit kantuffas (Pterolobium lacerosus), einem Baume mit zusammengesetzten und mit stacheligen Dornen versehenen Blättern, und endlich mit daras. Die kalte Region des Arges-Wälders beginnt mit dem wara, dessen Blatt dem der Weide gleicht. Ist der Reisende oben am Paße angekommen, so überblickt er nach S. zu die ungeheuern steilen Bergketten des Agre und die Gipfel jener von Abuch; sie sind von grünen Leptoderm bekleidet und von zahlreichen Thieren durchschnitten. Hiunter geht es nur eine Stunde lang, aber sehr abschüssig. Die Veränderung des Klimas wird sehr merklich. Im Monat

März fand Salt die Sonnenglut verzehrend, im Vergleiche mit der Wärme auf der andern Seite des Taranta, in den hohen Thälern; die Pflanzen waren verbrannt, die Bäche ausgetrocknet und man hatte alles Vieh auf die Berge zur Weide geschickt. Dieser Reisende bemerkt, die plötzliche Temperaturveränderung sey auch in der Erzählung des Konosus erwähnt, des Gesandten Justinians bei dem Könige der Krimiten.

Ist man unten an dem schlechtesten Theile des Berges angekommen, so folgt man durch ein rauhes und von Felsen karrendes Land einem geschlängelten Wege, der nach Diran führt. Diese Stadt ist um einen Hügel herum gebaut, von dem aus man die Berge von Tigre und der benachbarten Gegenden überblickt, die alle mit Dörfern bedeckt sind. Die Häuser haben keine Fenster. Statt der Schornsteine setzt man auf eine Oeffnung im Dache, das platt ist, zwei irdene Köpfe über einander; aber dieser Ausgang ist so eng, daß nur ein kleiner Theil des Rauches hindurch kann. Das einzige öffentliche Gebäude von Diran ist die Kapelle oder Kirche. Sie hat kein besonderes Aussehen; die Mauern sind von Erde und das Strohdach hat eine conische Gestalt. Die Hyänen schweifen die ganze Nacht in der Umgegend umher und kommen selbst in die Stadt hinein; übrigens ist es in ganz Abessinien so.

Salt sah dies Land 1804 und zum zweitenmale 1810; er reiste nur in dem Tigre, wohin wir ihm folgen wollen. Am 5. März 1810 brach er von Diran auf und wendete sich nach W., dann nach O. über die Ebene von Zaral, die alles Grün verloren hatte; man sah etwas davon nur in dem Bette der Wildbäche und der Flüsse, wo es noch einige Wasserpfützen gab. Man folgte den Ebenen und kam durch die Thäler an der westlichen Seite der Taranta-Berge. Der Derra-Damo, einer der höchsten Berge dieser Kette, ist merkwürdig, weil er einmal als Verhöhnungsort der Prinzen der jüngern Zweige des regierenden Hauses diente.

Der Berg Derra-Damo scheint von allen Seiten steil zu seyn, und wie man sagt, kann man nur auf einem einzigen Wege auf den Gipfel gelangen. Dieser Gipfel ist platt. Nach einigen Meilen gelangt man an ein Dörflein, genannt Kella, weil die benachbarten Felsen Festungswerten gleichen. Kella bedeutet im Abessinischen wie im Arabischen ein Kastell.

Salt meinte, er sey auf die höchste Höhe dieser Berge gekommen, weil er, obwohl er nach O. zu reiste, jeden Tag das Klima gemäßigter und die Vegetation mehr zurück fand. Sein Barometer war leider durch einen Unfall unbrauchbar geworden.

In einem sehr wohl bebauten und von einem Bache bewässerten Thale war die Feuerarte noch nicht gehalten, obgleich die zweite Getreideart bereits fast reif war und sehr reichlich auszufallen schien. Diese Fruchtbarkeit des Bodens hängt sehr von der Beyständigkeit und Geschicklichkeit ab, mit welcher die Eingeborenen die Bewässerung leiten; sie graben mehrere kleine Canäle von dem höchsten Punkte des Flusses an und leiten es so in die Ebene.

Auf ein rauhes Gebirgsland folgte eine weite offene Fläche. Magga, wo der Reisende und seine Gefährten mit Mühe ein ärmliches Unterkommen unter Schuppen fanden, ist von Leuten bewohnt, die in sehr schlechtem Rufe stehen. Deshalb vermeiden es auch die Caravanen, den Ort zu berühren. Dieser Bezirk ist einer der schönsten in Abessinien. Im D. von dem Tacage steht man in einem Thale in der Nähe des Fiedens viele Baumgruppen, was in diesem Lande nicht häufig ist. Gibba, am Fuße einer rauhen und wilden Schlucht, liegt in einem kleinen Thale, das mit bewaldeten Hügeln geschmückt und fast ganz von einem an Fischen und Wasservögeln reichen Flusse umgeben ist. Hier bemerkte Salt zum erstenmale den sanga oder Galla-Stier, der sich durch seine ungeheuer großen Hörner auszeichnet, eine Eigenthümlichkeit, die Deuce mit Unrecht einer Krankheit zuschreibt.

Jenseits Gibba ist das Land sehr gebirgig. Man folgt lange dem Rande eines Abgrundes, von wo man in die reiche und fruchtbare Ebene

von Gambela hinabsteigt; dann erreicht man den Gipfel eines Berges, welcher das Thal Aschelicot beherrscht.

Der Raz oder Fürst von Tigre residierte damals dort. Salt übergab ihm die Geschenke des Königs von England. Eine Idee von der Bewunderung zu geben, welche dieser Fürst und seine ersten Beamten darüber äußerten, ist unmöglich. Es befand sich darunter unter andern eine bunte Glascheibe, ein Bild der Jungfrau Maria vorstellend, und ein Wärmestich. Alle diese Gegenstände wurden in die Kirche gesandt. Der erste Geistliche verrichtete ein Gebet, in welchem der englische Name sehr häufig vorkam, und der Raz befahl, daß alle Wochen ein Gebet für das Wohl des Königs von Großbritannien gehalten werden solle.

In dem letzten Theile des Monats März war die Temperatur sehr mild; mehrere Tage fiel sehr starker Regen, was für die Jahreszeit außerordentlich, aber für die Gewächse der Erde sehr günstig war. Der Thermometer hielt sich fast immer auf 17° 32'.

Da die Gastzeit den Aufenthalt der Engländer in Aschelicot wenig angenehm machte, so ersuchte Salt den Raz um die Erlaubniß, die von dem Tacage bewässerten Gegenden besuchen zu dürfen. Er erhielt sie und reiste am 5. April mit Pearce und Goffin, seinen Landleuten und zwei abessinischen Hauptlingen ab.

Nachdem man das Thal von Aschelicot, eines der lieblichsten in Abessinien, durchzogen hatte, wendete man sich nach W. und ging über zwei Flüsse, den Mac Asgaol und den Mac Galoa, die nach D. fließen, dann ging es unmerklich empor bis Antalo, der Hauptstadt von Enderta, die an der Seite eines Berges gebaut ist. Das Auge überschaut von da eine weite Fläche. Daraus kam man durch ein sehr unebenes Land, dessen Aussehen den Reisenden an die innern Bezirke der Colonie vom Vorgebirge der Guten Hoffnung erinnerte. Man erlegte viele Perlhühner und Rebhühner, die in zahlreichen Schaaeren zu sehen waren und bisweilen auf den Bäumen saßen.

Ein besser bebautes Land folgt auf diese Einöden, wo es Wild in Menge giebt. Es wird von den Agaus bewohnt. Agora ist ein Flecken, wo eine Abgabe von dem Salze erhoben wird, das man in das Innere bringt. Bald bemerkte man in W. die Kette der riesenhaften Berge des Samen. Der Krata, über den man am 8. April ging, hat, wie man sagt, seine Quelle in dem Dorfe Asa, das 10 Meilen in SW. von Antalo liegt; es war der breiteste und bedeutendste Fluß, den man von der Meeresküste an getroffen hatte. Er fließt nach NW. nach dem Tacage zu und nimmt wahrscheinlich alle jene auf, welche die fruchtbare Provinz Enderta bewässern. Da das Wetter sehr schön am Morgen war, so konnte Salt zum erstenmale Schnee auf den Gipfeln des Bepeda und des Amba Hal, der höchsten der Samen-Berge, erkennen. Die Abessinier nennen ihn berrit. Bezektarwe, eine kleine Stadt auf einem Berge, ist ganz von Agaus bewohnt, die sich von den Abessiniern nur dadurch unterscheiden, daß sie weißer kräftiger und minder lebhaft sind als diese; aber sie reden eine Sprache, die jener von Tigre ganz unähnlich ist. Die Temperatur war wärmer als in Aschelicot; am ganzen Tage sank der Thermometer nicht unter 21° 31 und Mittags stand er auf 24° im Schatten.

„Auf die üppigen Weiden, wo zahlreiche Viehheerden weideten und die man seit drei Tagen durchzog, folgte eine dürre und sandige Strecke, in welcher man nur einige Dorngebüsch und Akazien bemerkte. Mittags zeigte der Thermometer 25° im Schatten. In diesem Augenblicke schoß die Sonne ihre Strahlen fast gerade auf uns herab, die Hüge war erstickend und doch blieben die Berge vor uns mit Schnee bedeckt.“

Man reiste soeben im Gebirge, das von Gebüsch, besonders Büschen mit sehr langen Dornen, so bewachsen war, daß man viele Mühe hatte, ohne zu großen Schaden hindurchzukommen; dann stieg man in eine tiefe und sandige Schlucht hinunter, welche in der Regenzeit das Bett eines Wildbaches seyn muß. Diese Schlucht glich jener, welche von Hamhammo nach Taranta führt, und wo man ebenfalls Kaper- und Bachholzergrüßche, Amariniden und Entata, eine Art Baobab, sieht. Die

eben reifen Tamarinden geben den Reisenden eine sehr angenehme Erfrischung. Nach einem andern, sehr sanften Hinabsteigen erblickte man eine weite Fläche Landes, und man kam nun bald an das Ufer des Tacagge. Dieser Fluß ist der, welcher nach seinem Austritte aus Abyssinien den Namen Abbara annimmt und den Bahr el Abiad verstärkt.

Der Ruf gomari! gomari! (wie das Flußpferd im Abyssinischen heißt) ließ sich hören, weil eines dieser Thiere sich an der Oberfläche des Wassers gezeigt hatte; aber es verschwand bald wieder. Man zog längs der Felsen hin, welche das Bett des Flusses einengen; er wird oft von Fällen unterbrochen, die ihn fast in allen Jahreszeiten durchwatbar machen; zwischen diesen Furten aber finden sich Edder von fast unermesslicher Tiefe. „Von der Höhe aus, in der wir uns befanden,“ sagt Salt, „glichen diese Edder kleinen Seen, und hier halten sich die Flußpferde vorzugsweise auf. Wir kamen bald an eine solche Stelle. Es hatten sich mehrere dieser Thiere zusammengefunden. Wir legten einen Theil unserer Kleidungsstücke ab und gingen in den Fluß mit den Flinten hinein, um uns da passend aufzustellen. Der Tacagge hatte hier 160 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe und floß sehr langsam. Auf einem jähen und vorspringenden Felsen bemerkten wir bald in einer Entfernung von 80 F. ein Flußpferd, das ohne Argwohn seinen ungeheuern Kopf über dem Wasser zeigte und heftig schnarchte. Drei von uns schossen (Taf. 4. Abbild.); man glaubte, das Thier an die Stien getroffen zu haben; es sah sich zornig brüllend um und tauchte sogleich unter. Man erwartete seinen Körper auf der Oberfläche des Wassers schwimmen zu sehen, aber bald erschien es an derselben Stelle doch mit mehr Vorsicht wieder. Wir feuerten von neuem ohne bessern Erfolg. Unsere Bleifugeln waren zu weich, als daß sie in den harten Schädel dieses Ungeheuers eindringen konnten; sie prallten immer ab.

„Meiner Beobachtung nach kann das Flußpferd nicht länger als fünf bis sechs Minuten hinter einander unter dem Wasser bleiben; dann muß es an die Oberfläche kommen, um zu athmen; es taucht mit überraschender Leichtigkeit, denn in dem hellen Wasser konnte man es in einer Tiefe von 20 Fuß erkennen. Die, welche wir sahen, mochten nicht über 16 Fuß lang seyn; die Farbe ihrer Haut war ein schmutziges Braun wie die des Elephanten. In einiger Entfernung von uns zeigten sich Krokodile an der Oberfläche des Wassers; sie schienen sehr groß und grünlich von Farbe zu seyn. Die Abyssinier nennen sie egus und fürchten sie ungemein. Der Thermometer zeigte am Ufer im Schatten 28°.“

Am andern Tage setzte man den Weg nach Aschelicot durch ein felsiges und sandiges Land fort, dessen wichtigstes Erzeugniß die Baumwolle ist, welche man an dem Tacagge baut. Am 16. April kam man nach Aschelicot zurück.

Am 20. April kam eine lange erwartete Caravane an, die aus mehreren hundert Raathieren und beladenen Eseln bestand. Sie wurden mit großem Freudegeschrei begrüßt, weil die Gegend von einer grausamen Horde von Gallas unsicher gemacht wird. Eine Bedeckung von 280 M. unter der Anführung eines Verwandten des Raz hatte die Arbeiter begleitet. Die Soldaten hatten ihren Muth im Kampfe mit den Gallas gezeigt; sie besaßen vor dem Raz tanzend unter großem Geschrei; ihre Lansen hatten sie mit kleinen Stücken rothen Luches geschmückt.

Eines Tages wurde Salt aufgefordert, Patherstelle bei einem Beduinen zu vertreten, der in dem Dienste Pearce's war. Die Ceremonie geschah auf einer Tenne in der Nähe einer Kirche, weil in diese niemand eintreten darf, der nicht Christ ist. Alles geschah beinahe so wie in den andern christlichen Gemeinden. Der junge Beduine war vorher in einem großen Wasserbassin von den Priestern sorgfältig gewaschen worden. Er kam ganz naß heraus und wurde nackt vor den Priester geführt. Als der Lausling allen von der Kirche vorgeschriebenen Vorschriften genügt hatte, nahm ihn der Geistliche an der Hand, tauchte die andere in das Wasser und machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stien, indem er die von den Christen angenommene Formel sprach. Dann beteten alle Anwesenden kniend das Vater-Unser.

Salt sagt, er habe sich etwas weitläufiger über die Ceremonie dieses Taufe ausgelassen, um zu beweisen, daß die Jesuiten mit Unrecht behaupteten, ein Fehler in der Form der Anwendung dieses Sacramentes mache es ungültig. Sie verlangten, daß die Abyssinier, die in den Schoof der römischen Kirche aufgenommen seyn wollten, sich noch einmal taufen ließen, was große Unruhen veranlaßte, die Ursache der Vertreibung aller dieser Christlichen war und einen heftigen Zorn gegen alle Katholiken erzeugte.

Als die Reisenden von Aschelicot aufbrachen, wurden sie einige Meilen weit von verschiedenen Personen begleitet, auch dem ersten Maler des Raz. In Rücksicht auf die wenigen Mittel zur Vervollkommenung, welche das Land bietet, verwunderte sich Salt, ein geschickter Zeichner, über die Fortschritte, die jener Mann in seiner Kunst gemacht hatte; er verglich sich mit einem Menschen, dem man die Augen verbunden hat. „Ich arbeite ohne zu sehen, ich kann also nichts machen, das recht gut wäre.“ Alle Abyssinier,“ fuhr Salt fort, „lieben die Gemälde leidenschaftlich; die Wände ihrer Kirchen sind davon bedeckt und jeder Pächter hat gewiß wenigstens eines an der Wand seines Hauptsaales.“

Salt stieg den steilen Fels Abbara hinunter, den er vorher hinaufgegangen war. Ungefähr in der Mitte des Boges springt eine Mineralquelle heraus, die allmählig in mehrere Bassins fällt, die sie durch den Sturz von einem Felsen auf den andern ausgehöhlt hat. Diese Quelle wird sehr häufig besucht und vornehme Personen kommen aus den entlegenen Provinzen dahin. Man ging aber mehrer Flüsse und am 8. April sah Salt von einem hohen Orte aus den Schnee, der die hohen Gipfel der Samen-Berge bedeckt.

Abuch, wohin man gelangte, nachdem man ein gebirgiges Land durchwandert hatte, liegt zum Theil am Fuße eines Berges; die Häuser bilden regelmäßige Straßen und sind mit Bäumen und kleinen Gärten untermischt, deren einige recht sorgfältig unterhalten waren. Die Stadt wird durch drei Bäche bewässert. Ihre Einwohnerzahl kann sich auf 8000 Seelen belaufen. Abuch ist der Haupthandelsplatz der Provinzen östlich von dem Tacagge; fast alle Kaufleute sind aber Muselmänner. Man verfertigt da gewöhnliche und feine Baumwollenzuge; die ersten gelten für die besten in Abyssinien. Die Baumwolle, welche man in den vom Tacagge bewässerten Ebenen erntet, wird jener vorgezogen, die man von Massadah bringt; indes wird diese mit Gewinn verkauft. Die andern Waaren, welche von auswärts kommen, sind: etwas Mehl, Zinn, Kupfer, Goldblätter, kleine persische Teppiche von lebhafter Farbe, rote Seide aus China, Sammet, Tuch aus Frankreich, gefärbte Leder aus Aegypten, Glasperlen u. aus Venedig und verschiedene kleine Gegenstände, die über Dschibba kommen. Die Ausfuhr dagegen besteht in Gold, in Eisenblei, in Sklaven, jener Waare, welche ganz Afrika in Mars liefert.

Die Provinzen südlich von Abuch tauschen ihr Vieh, ihr Getreide und ihr Salz von der Grenze gegen die Gegenstände aus, die sie brauchen. Man verfertigt in Samen kleine Teppiche, welche der Geschicklichkeit der Arbeiter alle Ehre machen. Die Bewohner von Arum und der Umgegend sind wegen ihrer Zubereitung des Pergaments berühmt. Das Kupfer und Eisen wird in ganz Abyssinien verarbeitet; die feinsten eisernen Ketten kommen aus Säben und sollen von dem Gallas gearbeitet worden.

Alle Eisenarbeiter heißen bada. Nach einem seltsamen Aberglauben schreibt man ihnen die Macht zu, sich in der Nacht in Hyänen zu verwandeln und dann Menschen zu fressen; man glaubt, wenn sie während dieser Verwandlung verwundet würden, fände sich die Wunde, nachdem sie ihre gewöhnliche Menschengestalt wieder angenommen, an dem entsprechenden Theile ihres Körpers.

Arum liegt nur 12 Meil. westlich von Abuch; um dahin zu gelangen, geht man über schöne Thäler, die durch hohe Felsketten von einander getrennt sind; dann gelangt man in eine große sehr gut bebauete Ebene, die mit Agath und Krokodillen bestreut ist. Robert

Ich blickte durch die benachbarten Hügel geschätzten Stadt, so fällt zuerst ein kleiner Obelisk auf; gegenüber befindet sich ein großer vierediger Stein mit einer griechischen Inschrift. Ist man da vorüber, so zeigt sich allmählig die Stadt und die Kirche, und wendet man sich ein wenig nach W., so bemerkt man links von einem ungeheuern Daro einen 60 Fuß hohen Obelisk, der oben in einer runden Schale endigt. (Taf. 5. Abbild.)

Die Fläche dieses herrlichen Denkmals aus einem einzigen Granitstücke zeigt Verzierungen in Relief von sehr feiner Ausführung, was mit einer Art Kriane in der Mitte herunter ihm eine Leichtigkeit und Zierlichkeit giebt, welche vielleicht nie wieder erreicht worden ist. Mehrere andere Obeliske, ein sehr großer namentlich, liegen in der Nähe am Boden. Salt meint, sie alle wären das Werk von Künstlern, die zur Zeit der Ptolemäer aus Aegypten gekommen.

Das Aeußere der Kirche von Arum gleicht dem der Herrenhäuser in England im Mittelalter. Die Höhe beträgt 40 Fuß und man gelangt auf einer Treppe dahin, die durch eine Plattform in zwei Theile getheilt ist. (Taf. 5. Abbild.) Am Eingange befindet sich ein Pterostyl, getragen von vier vierseitigen Pfeilern.

Salt schenkte der Kirche ein Stück rothen Atlas. Man zeigte ihm alle reichen Verzierungen und die Bücher, welche dieser Tempel besitzt; man berührte ihn und führte ihn auf das platte Dach hinauf. Der Oberpriester, der von der Kenntniß der heiligen Schrift bei dem Reisen entzückt war, küßte ihm die Hand.

Die Tracht der Geistlichen unterscheidet sich ein wenig von jener der Laien. Außer dem sehr weiten Mantel und den engen kurzen Hosen, welche die gewöhnliche Kleidung ausmachen, tragen sie auf der Haut eine Art Tunica von weißem Zeug, die bis auf die Knie reicht. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem dünnen Baumwollenshawl, welcher den Wirbel frei läßt. Sie haben wirklich ein ehrwürdiges Aussehen, und Salt sagt hinzu, ihre Sitten wären nach dem, was er habe erfahren können, sehr rein. Er gab das Portrait von Doster Effter, eines sehr unterrichteten und allgemein geachteten Mannes, der einen lebhaften Wunsch äußerte, Nachrichten über England zu erhalten und dafür mit großem Vergnügen auf alle Fragen zu antworten schien. (Taf. 4. Abbild.)

Nach der Rückkehr nach Abueh erhielt Salt eine Botschaft von einer Doro oder Prinzessin, die ihn ersuchte, zu ihr zu kommen. „Ich wurde in ihr Gemach geführt,“ sagt er, „mit zwei andern Engländern und einem Dolmetscher; sie saß am obern Ende des Zimmers auf einem schönen Lager in einem Alceon, vor welchem der Vorhang zum Theil zurückgezogen war. Der Untertheil ihres Gesichts war bedeckt und ihre Gesichtsfarbe sehr dunkel; mehrer sehr gepuzte Frauenzimmer befanden sich in ihrer Nähe; Wohlgerüche brannten auf einem hohen Dreifuß. Die Unterhaltung war sehr lebhaft; die Doro richtete mehrere Fragen mit ungemainer Artigkeit an mich; sie zeichnete sich durch ihr Benehmen vor den andern Abessinern aus, die ich gesehen hatte. Man schenkte uns maize ein, inländisches Bier, und der Abend endigte mit einem Souper. Als ich Abschied von der Doro nahm, schenkte sie mir ein Stück von dem schönsten Zeug, das im Lande verfertigt wird.“ (Taf. 6. Abbild.)

Salt war in Antalu, wo sich der Raz befand, Zeuge einer Musterung. „Die Cavalerie passirte zuerst, ritt im Galopp um den Circus herum und jeder Mann schwang seine Lanze mit vieler Gewandtheit. Fast alle trugen schärpenartig auf der Achsel, und mit einer goldenen Kragst auf der Brust festgehalten, einen Mantel von Atlas, oder von mit goldenen Blumen gestickten Damast oder von schwarzem Sammet mit Silberverzierungen, und am Kopfe einen Streifen von gelbem, grünem oder rothem Atlas, der hinten zusammengebunden war und dessen sehr lange Enden frei im Winde flatterten. Einige hatten diesen Schmuck durch einen Fellstreifen ersetzt, dessen starre Haare ihnen ein seltsam wildes Aussehen gaben. Einige wenige trugen ein goldenes Horn, das sich perpendicular über der Stirn erhob oder nach vorn vorstand; mehrer hatten eine silberne Scheibe an dem obern Theile des linken Armes,

andere am rechten Arme silberne Armbänder und zwar so viele, als sie Feinde erlegt hatten. Die Pferde waren reich gezäumt. Die Soldaten von niederem Range waren mit Fellen, besonders mit Schaffellen bekleidet, und einige derselben blau und roth besetzt. Es fanden Schlingengefichte zwischen den Reitern und Infanteristen statt und unter diesen zwischen den Lanzenreitern und den Schützen. (Taf. 6. Abbild.) Die Abessinier schienen so gute Reiter zu seyn als es ohne Disciplin möglich ist, von der sie nicht die geringste Idee hatten.

„Nach diesem Schauspiele trat man in einen großen Saal, wo alles zu einer prachtvollen Mahlzeit vorbereitet war. Die Tafel war sehr lang. Der Raz nahm Platz auf einer Erhöhung an einem Ende und wies uns unsere Plätze auf einer andern etwas niedrigeren neben ihm an. Es gab keine Bänke da und die Hauptlinge kauerten sich auf dem Fußboden nieder. Kuchen von Teff, die dreithalb Fuß im Durchmesser hatten, lagen in Schichten von einem Fuß Höhe an den beiden Enden der Tafel, auf welcher sich eine Reihe Schüsseln mit carris von warmem Geflügel, von Schaf, von ghi (zerlassener Butter) und geronnener Milch befanden. Mehrere schöne runde Weizenbrode waren für den Raz bereit. Er zerbrach sie, gab uns die ersten Stücke davon und vertheilte die übrigen unter die Hauptlinge um ihn her. Auf dieses Zeichen wuschen sich an verschiedenen Theilen der Tafel aufgestellte Sclavinnen vor den Augen des Raz die Hände, tauchten sodann die Teffbrode in die Carris und andern Schüsseln und boten sie den Gästen.

„Während dieser Zeit schlachtete man vor der Thüre des Speisesaales die für das Festmahl bestimmten Ochsen; zuerst wusch man das Thier über den Haufen, dann trennt man ihm mit einem dschambi (Messer) den Kopf fast ganz vom Rumpfe, während man die Worte spricht: Bis m'illah guebra menfos kedos, einen Anruf, der den Rufsmännern entlehnt zu seyn scheint; darauf zieht man mit aller möglichen Sorgfalt die Haut von einer Seite des Thieres ab. Man nimmt die Lungen, die Leber und die Eingeweide heraus, welche von der Dienerschaft verzehrt werden, bisweilen ohne daß man sich erst die Hände wäscht, sie zu reinigen. Das Fleisch des Thieres, dessen Herz und Kreuz für die wohlchmeckendsten Theile gelten, wird in große Stücke zerschnitten, an denen die Fasern noch zu sehen sind, wenn man sie den Gästen zu Ende der Mahlzeit bringt. Das brinde, wie man dieses rohe Fleisch nennt, war in ungleichen Stücken, hing aber meist an einem Knochen, an welchem die Diener es darreichten. Die Hauptlinge schnitten sich nach der Reize mit ihren gebogenen Messern ein großes Stück ab und dieses dann in Streifen von etwa einem Zolle Stärke, die sie darauf in den Mund führten. Giebel ein Stück dem nicht, der es abgeschnitten hatte, so übergab er es einem seiner Untergebenen, und es wanderte bisweilen bis zur siebenten Hand, ehe einer es mochte.

„Während man das rohe Fleisch verzehrte, von dem eine unglaubliche Menge verbraucht wurde, füllte man Becher mit Malke, da die Hörner nur zu dem buza, einer Art Bier, gebraucht werden. Nachdem die ersten Gäste gesättigt waren, rückten andere von niederem Range an ihre Stelle ein und verzehrten die Ueberreste des rohen Fleisches; ein dritter, ein vierter und endlich ein fünfter Rang folgten; die letzten mußten sich mit einem groben Teff-Brode und einem Porrie Buza begnügen; sie wurden selbst von dem Ceremonienmeister entlassen, ehe sie sich hatten satt essen können.“

Die Etikette verlangt, daß man sich am Hofe und überall vor dem Könige oder Raz nur mit bis an den Gürtel entblößtem Körper zeige (Taf. 6. Abbild.); doch begnügen sich einige Abessinier damit, nur ihre Brust zu entblößen, worauf sie ihre Kleidung wieder anlegen.

Auf dem Rückwege nach der Küste wohnte Salt unter einem Schoppen, in dem sich auch Hazortas befanden, die hierher gekommen waren, um bei der Ernte beihilflich zu seyn. Ihr Abendessen bestand in grobem Kuchen aus dem Getreide, das an demselben Tage geerntet worden war. „Eine alte Frau begann damit, daß sie einen Theil der Hülsen abmachte und dann mit Hilfe eines jungen Mädchens zerquetschte; aus dem so

erhaltenen Mehle machte sie sogleich einen dicken Leich, den sie mit der Hand auf einen halb zerbrochenen Teller über rasches Feuer brachte. Die beiden Frauen verwendeten kein Auge davon. Ein alter Mann, welcher das Haupt der Familie zu seyn schien, saß sehr ruhig da und rauchte seine Puka; ein junger Mensch von etwa 16 Jahren lehnte in einem Winkel auf einer Art Erhöhung; zwei Kinder, eine Kuh und einige Ziegen bildeten den Rest des Gemäldes; es kam mir so charakteristisch vor, daß ich es abzeichnete. Die Familie hatte kaum Geduld genug, um zu warten, bis der erste Kuchen gebacken war; kaum war er von dem Feuer weggenommen, so wurde er gierig verzehrt, und damit ja nichts davon verloren gehe, suchte die alte Frau in der Asche noch Brotkrumen, die vielleicht hineingefallen seyn könnten. Alle schienen mit ihrem frugalen Mahle sehr zufrieden zu seyn, das sie mit starken Zügen frischen Wassers beschloffen. (Taf. 6. Abbild.)

Salt kam auf seinen zwei Reisen über Massadah zurück. Im Jahre 1806 war der Kaiser ein muselmanntlicher Abyssinier, den er sehr rühmt. (Taf. 5. Abbild.)

Nathaniel Pearce, ein englischer Matrose, der Salt in Abyssinien begleitet hatte, bat ihn um die Erlaubniß, in diesem Lande bleiben zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt. Er zeichnete recht hübsch, besaß einige Kenntnisse in der Medizin und zeichnete sich besonders durch eine große Leichtgläubigkeit in der Erlernung der Sprachen aus. Der Kaiser versprach, für ihn zu sorgen. Als Salt seine zweite Reise machte, kam ihm Pearce bis Massadah entgegen. Er erzählte ihm, daß er sich zweimal mit dem Kaiser veruneinigt, ob er demselben gleich in dem Kriege ausgezeichnete Dienste geleistet; endlich schieden sie sich jedoch wieder aus. Er hatte einen großen Theil des Landes durchwandert, dessen Sprache er gelaufig redete, und gab Salt viele wichtige Nachweisungen. Er blieb in Abyssinien, als Salt dasselbe zum zweitenmale verließ, und 1814 schickte er ihm ein Tagebuch über das, was seit der Abreise Salts geschehen war.

Goffin, ein anderer Engländer, Supercargo eines Handelschiffes, war von Salt nach Abyssinien gesandt worden, als dieser die Küste untersuchte, ehe er in das Land selbst zurückkehrte. Er landete am 10. April 1810 in dem Hafen von Amphillah und reiste in Begleitung eines jungen abyssinischen Häuptlings nach B. Diesen Tag machten sie fast 12 Stunden über rauhe und unfruchtbare Berge, zwischen welchen man bisweilen ein Dorf oder kleines Lager traf. Am 18. gelangten die Reisenden, 150 Meilen von der Küste, in eine weite Ebene, wo der Boden beginnt, welcher das Salz liefert. Den nächsten Tag zogen sie über Berge, die von den Partus bewohnt wurden, einem Stamme der Danakil, die von den Abyssinieren unterworfen worden sind, und kamen später in die Ebenen hinab, um dann den Canale zu erreichen, der für höher gilt als der Saranta. Das Land jenseits ist fruchtbar; am 18. gelangten sie nach Ischelicot. Goffin blieb wie Pearce in Abyssinien. Sein Gefährte sah später das Vaterland wieder, wo er seine Beobachtungen herausgegeben hat.

Der Ausflug Goffins von Amphillah in das Innere Abyssiniens ist um so merkwürdiger, als seit den Portugiesen kein Europäer dahin gekommen war. Der erste dieser Nation, der dahin gelangte, war Pedro von Covillham, im Jahre 1490, der da sehr gut aufgenommen wurde; nach einem damals geltenden Geseze aber konnte er die Erlaubniß zur Rückkehr nicht erlangen; indeß wußte er über Aegypten Nachricht von sich nach seinem Vaterlande zu bringen. Auf der andern Seite hörte er nicht auf, die Macht seines Souverains gegen den König von Abyssinien zu rühmen. Dieser schickte, beunruhigt von den Fortschritten der Türken an den Küsten des arabischen Meeresbusens, einen Gesandten an den König von Portugal, um denselben um Hülfe zu bitten, und es erschien am 6. April 1520 eine portugiesische Flotte vor Massadah. Die Portugiesen wurden von dem Volke sehr abel empfangen, das einen tiefen Haß gegen die römischen Katholiken hegte. Dieser erste Versuch scheiterte, doch bestimmten die Fortschritte der Muselmänner den abyssinischen Monarchen, die Unterstützung des Königs von Portugal neuerdings zu erbitten. Eine

Schaar Soldaten desselben besiegte 1511 die Muselmänner und rettete das Land.

Die Intriguen der Missionaire hatten schon große Verlegenheiten veranlaßt; sie steigerten sich mit ihren Prätentionen, und es gelang den Jesuiten 1620 den König zu verführen, die Gewalt des Papstes öffentlich anzuerkennen. Daraus folgten indeß nun sehr blutige Bürgerkriege, die erst 1632 endigten, als ein Edict alle römisch-katholischen aus dem Lande verwies und die geistliche Oberherrschaft dem abama zurückgab, einem Abgeordneten des coptischen Patriarchen in Alexandrien.

Die Portugiesen besuchten während ihres langen Aufenthaltes in Abyssinien alle Provinzen dieses Landes, und die Werke, welche sie herausgaben, enthalten Beschreibungen davon, die man noch jetzt mit Nutzen zu Rathe zieht.

Im Jahre 1613 durchreiste der Vater Antonio Fernandez die südlichen Provinzen, dann die Königreiche Karea, Bendero oder Gingo, Gambate und Alaba, um an das Indische Meer zu gelangen, sah sich aber nach einer Reise von 18 Monaten genöthigt umzukehren. Sein Bericht ist wegen der Details über das Land interessant, wohn seit Fernandez kein Europäer gekommen ist.

Der Vater Paetz entdeckte 1618 die Quellen des Bahr el Azei und beschrieb den Bezirk, in dem sie sich befinden. Der Vater Eobo besuchte ihn 1625; da aber um diese Zeit der König gestorben war, welcher den Katholicismus begünstigte, so konnte Eobo Abyssinien nur auf Umwegen verlassen.

Seit der Vertreibung der Portugiesen war Abyssinien Europa wieder fremd geworden, als 1698 der König, den eine allen Heilmitteln widerstehende Hautkrankheit überfallen hatte, nach Cairo schickte, um dort einen Arzt holen zu lassen. Maillet, der französische Consul, beehrte ihn 1695; da aber um diese Zeit der König gestorben war, welcher den Katholicismus begünstigte, so konnte Eobo Abyssinien nur auf Umwegen verlassen. Seit der Vertreibung der Portugiesen war Abyssinien Europa wieder fremd geworden, als 1698 der König, den eine allen Heilmitteln widerstehende Hautkrankheit überfallen hatte, nach Cairo schickte, um dort einen Arzt holen zu lassen. Maillet, der französische Consul, beehrte ihn 1695; da aber um diese Zeit der König gestorben war, welcher den Katholicismus begünstigte, so konnte Eobo Abyssinien nur auf Umwegen verlassen. Dieser brach am 10. Juni mit dem Vater Brevedent auf, der für seinen Diener galt, und mit dem Voten des Königs. In Mansalut wendeten sich die Reisenden mit einer Caravane nach der großen Oase, kamen bei Roschot wieder an das Ufer des Nils und folgten dem linken bis zur Vorstadt von Dongolah. Poncet wurde in dieser Hauptstadt wegen seiner glücklichen Guren sehr fetter. Ueberall, wohin er sich begab, empfing er ungewöhnliche Beweise der Achtung und des Wohlwollens, weil man wußte, daß er sich zu dem Könige von Abyssinien begeben. Am 12. Mai 1699 reiste er von Sennaar ab nach D. und betrat bei Serf Abyssinien. Der Vater Brevedent starb zu Barro und Poncet wurde 12 Tage von einer Krankheit in einer kleinen Stadt zurückgehalten, die nur eine halbe Tagesreise von Gondar entfernt ist, das er am 21. Juli erreichte. Es gelang ihm, den König und dessen Sohn in sehr kurzer Zeit herzustellen. „So,“ sagt Bruce, „erfüllte er diesen Theil seiner Sendung so vollkommen als es der geschickteste Arzt nur immer thun konnte. Was den zweiten Gegenstand betraf, mit dem er beauftragt war, den Monarchen nämlich zu verführen, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu senden, so würde ein anderer sich desselben schwerlich anders haben erheben können als er that. Der Plan einer abyssinischen Gesandtschaft, welche die Jesuiten verlangten und für die Maillet sich so dringend verwendete, war eine unausführbare Chimäre, die natürlich keine Folgen hatte.“ Poncet nahm wenigstens einen Armenier mit sich, Namens Murat, den Resten eines gleichnamigen Christen, der seit langer Zeit das Vertrauen des Königs von Abyssinien besaß. Dieser Fürst erkannte öffentlich Murat für seinen Abgeordneten bei dem Könige von Frankreich an und ließ ihm Geschenke für Ludwig XIV. übergeben. Poncet verließ Gondar am 2. Mai 1700, ging über Adueh, besuchte die Ruinen von Arum, reiste über die Berge des Saranta und kam nach Massadah herunter, wo er sich einschiffte.

Als er in Cairo mit Murat ankam, entzweite sich Maillet mit diesem, und seine äbel Laune erstreckte sich bis auf den Arzt, den er entließ und schmähete. Poncet wurde zwar in Paris dem Könige vorgestellt, aber weiter nicht beachtet, und verließ aus Verdruss Frankreich, um sich von neuem in die Levante zu begeben. Er starb 1708 in Persien.

Die Sammlung der Lettres édifiantes enthält den Bericht über seine Reise und die Uebersetzung der „Schilderung Abysiniens“ von Lobo bietet einen Brief an Maillet, in welchem er ihn von feindseligen Absichten der Abysinier gegen die Fremden unterrichtet. Diese Reibung, welche den Planen des letztern so entgegen war, zeigte ohne Zweifel seinen Zorn gegen Poncet; der Unwille wurde von mehreren Gelehrten in Frankreich getheilt und der arme Arzt sah sich als Betrüger behandelt. Bruce, der gewiß nicht nachsichtig gegen die Fehler seines Nächsten ist, vertheidigt Poncet; er bezeugt, daß alles wahr ist, was er von Abysinien gesagt; er erkennt zwar an, daß ihm Ungenauigkeiten entschuldigt sind und daß man in seiner Erzählung Unwahrscheinlichkeiten findet, aber er schreibt sie den Schriftstellern zu, welche den Bericht herausgaben und ihn ausschmücken wollten. „Man hat ihn so hart und ungerecht beurtheilt,“ sagt er hinzu, „daß man ihn wirklich in Vergessenheit gebracht hat. Ich werde versuchen, ihn aus derselben wieder hervorzuheben. Ich will die Thatfachen, die Vertuschungen, die Entfernungen untersuchen, von denen er spricht, die Irrthümer berichtigen, wenn ich dergleichen bemerke, und ihm den Platz wieder anweisen, den er in der Geschichte der Entdeckungen und der Geographie verdient. Man findet in diesem Berichte die erste Wanderung durch diese Wästen, und gewiß vergeht eine lange Zeit, ehe wir eine andere erhalten.“ Auch Galt läßt Poncet Gerechtigkeit widerfahren.

Der Plan, katholische Missionaire nach Abysinien zu schicken, war in Frankreich noch nicht aufgegeben; man hoffte es durch eine Gesandtschaft zu erlangen. Sie wurde Maillet angetragen, der sich aber als klinger Mann entschuldigte und dazu Enoir du Roule empfahl, den Viceconsul Frankreichs in Damiette, der sich durch seinen Eifer für die Interessen seiner Nation und durch die glänzenden Eigenschaften seines Geistes auszeichnete. Er brach 1704 von Cairo auf. Es waren die bestimmtesten Befehle zur Sicherung seiner Reise gegeben, und der König von Abysinien, der von seiner Ankunft unterrichtet worden, hatte ihn den Fürsten von Rubien, seinen Verbündeten, empfohlen. Dennoch wurde Du Roule in Sennaar mit seinem ganzen Gefolge vor dem Hause des Melek ermordet. Das Verbrechen, welches durch Mord angefaßt worden seyn soll, die in Eifersucht fürchteten, es könne den Jesuiten gelingen, die Abysinier in den Schoos der christlichen Kirche zurückzuführen, — blieb ungestraft. Die Denkwürdigkeiten Du Roule's sind verloren gegangen; die, welche d'Anville erwähnt, sind in Cairo vor der Reise nach Rubien geschrieben.

Bei der Abreise Poncet's war Abysinien ruhig, bald aber brachen Unruhen daselbst aus und der Bürgerkrieg verwüstete das Land, als Bruce 1769 bei Massadab landete. Er sah dieselben Orte, die Galt seitdem beschrieben hat, und am 10. Januar 1770 machte er von Abuch aus einen Ausflug nach dem Kloster Fremona, der Hauptniederlassung der Jesuiten. Dieses verfallene Gebäude nahm einen Platz von einer (engl.) Meile im Umfange auf einem Berge ein, der in D. und N. schreckliche Abgründe zeigt, nach S. zu aber sich sanft neigt. Es ist von gepackten und mit Thürmen versehenen Mauern umgeben und gleicht mehr einer Citadelle als einem Kloster. Bis dahin hatte Bruce in dem Lande keinen Ort gesehen, der leichter zu vertheidigen gewesen wäre.

Am 22. war er in Gireh, einer Stadt bei einem engen und tiefen Thale, in welchem ein Bach fließt, an dessen Ufern Dattelpalmen stehen, die aber keine Früchte geben. Nachdem er über große Ebenen gegangen war, die durch Hügel getrennt sind, gelangte er an das Ufer des Lacaze, der Tigres in D. von Ambara in N. trennt. Wie alle Flüsse des Landes überschwemmt er in der Regenzeit seine Ufer und richtet dann große Verwüstungen an. Bruce entwirft eine reizende Schilderung von den Ufern des Lacaze; sie sind von majestätischen Bäumen beschattet und mit Gebüsch und Gewächsen bedeckt, deren duftige Blüten mit jenen der schönsten Gärten wetteifern können; sein Wasser ist klar und von treff-

lichem Geschmacke, und endlich fängt man verschiedene Arten Fische darin, wie es an seinen Ufern von Wild wimmelt.

Bruce konnte ihn an einer Stelle durchwaten, wo die Breite wenigstens 200 Schritte betrug; er strömte sehr schnell; es war die trockenste Zeit im Jahre. Dann gelangte der Reisende in die Gebirge von Samalmon, die in N. einer der höchsten Zweige jener von Samen sind; die Wälder wurden von Hyänen durchstreift. Er folgte dem Wege, den alle Caravanen nehmen müssen, die nach Gondar gehen. „Die Galaschos,“ sagt er, „sind die Ureinwohner dieser Gebirge; sie haben die Religion, die Sprache und die Sitten ihrer Vorfahren beibehalten und vermischen sich nicht mit andern Völkern. Ihre Zahl hat sich bedeutend verringert; ihr Muth und ihre Macht haben in gleichem Verhältnisse abgenommen. Sie sind Landbauer, Holzschläger, Wasserträger, Adpser und Maurer. Da sie sich im Ackerbau auszeichnen und älter werden als die übrigen Abysinier, so schreiben diese ihre Ueberlegenheit der Zaubererei zu. Die Dörfer der Galaschos liegen fast alle fern von den Wegen, die von Armeen auf dem Marsche eingeschlagen werden, sonst würden sie fortwährend Verwüstungen ausgeübt seyn, theils in Folge der Abneigung, die man allgemein gegen dieses Volk hegt, theils in der Hoffnung, ihm Geld abzupressen.“

Boggora ist ein Land von hohen Ebenen; im Februar waren die Nächte daselbst sehr kalt, obgleich kein Thau fiel und die Erde von der Sonnenglut am Tage verbrannt wurde. Am 14. Febr. bemerkte Bruce Gondar, dessen Häuser durch die Menge der dichten Bäume versteckt waren, welche in dieser Stadt wachsen. Am 14. März wurde er von Aetla Mariam, dem Secretair des Monarchen, diesem vorgestellt. „Ich bringe Euch,“ sagte Aetla Mariam zu dem Könige, „einen Cuerr Diener, der aus einem so fernem Lande kommt, daß, wenn Ihr ihn jemals wieder dahin zurückkehren laßt, wir ihm weder folgen können, noch wissen werden, wo wir ihn suchen sollen.“ — „Der König antwortete nichts darauf, soviel ich wenigstens beurtheilen kann, denn sein Mund war bedeckt; er veränderte sein Gesicht nicht. Fünf junge Männer standen neben dem Throne, zwei rechts und drei links. Einer dieser jungen Männer, welcher der Sohn Aetla Mariams war, trat von der linken Seite vor, wo er stand, nahm mich bei der Hand und stellte mich über sich. Als er dann bemerkte, daß ich keinen Dolch im Gürtel hatte, zog er den seinigen hervor und gab ihn mir. Darauf küßte ich die Erde von neuem.“

Es wurden Bruce Fragen vorgelegt, und als weniger Leute in dem Audienzsaale waren, nahm der König die Hülle von seinem Gesichte und sprach mit ihm über seine Reise nach Jerusalem, über Feuergewehre, über Pferde, über Indien und die Art, wie man sich des Feuertrohes bediene.

„Gondar ist auf einem sehr hohen Berge erbaut, dessen Gipfel ziemlich eben ist; der in N. von der Stadt gelegene Palast des Königs ist ein großes vierseitiges vierstöckiges Gebäude mit vier vierseitigen Thürmen. Da er mehrmals in den Bürgerkriegen abbrannte, so zeigt er fast nichts mehr als einen Trümmerhaufen, und man bewohnt nur noch das Erdgeschos und das erste Stockwerk. Das Gebäude wurde zur Zeit der Portugiesen von Arbeitern aufgeführt, die man aus Indien kommen ließ, und von Abysiniern, welche von den Jesuiten Anweisung erhalten hatten.

„Der Berg, auf welchem Gondar steht, ist von einem tiefen Thale umgeben, in welchem der Rahha fließt, welcher in S. der Stadt vorübergeht, und der Angrab, der aus Boggora kommt und sie in N. berührt. Beide vereinigen sich sobald eine Viertelmeile weiter in S.

„Auf der andern Seite des Rahha steht eine Stadt, die von thätigen und arbeitsamen Muselmännern bewohnt ist, welche meist die Equipagen des Königs und der Großen besorgen. Sie bilden in dem Heere ein von Officieren befehligtes Corps; aber nie kämpfen sie für irgend eine Partei.“

Der Hauptgegenstand der Reise Bruce's in Abysinien war der gewesen, die Quellen des Nil zu entdecken, mit welchem Namen er den Bahr el Azel bezeichnet und den wir anwenden werden. Am 4. April

1770 reiste Bruce deshhalb nach S. Nach drei Stunden ging er über den Mogetsch auf einer sehr festen steinernen Brücke, was in Abyssinien etwas sehr seltenes, hier aber auch sehr nothwendiges ist, denn der Mogetsch, der von den Bergen Boggoras herunterkommt, trocknet nie aus und schwillt bisweilen so sehr an, daß es den Reuten unmöglich seyn würde, Lebensmittel nach Gondar hinüber zu bringen. Der Mogetsch fließt nach dem See Azana oder Dembea zu; sein Wasser ist nicht gut, ohne Zweifel wegen der Mineraltheile, die es mit sich führt. Bruce sah bald den See zur Rechten; er reiste in einer von Bergen und Klüffen coupirten Gegend. Das große Dorf Tanguri ist von muselmännischen Handelsleuten bevölkert, die in Caravanen nach B. über den Nil und sehr weit nach S. ziehen, um mit den Gallas zu handeln. Emfras, eine Stadt auf einem hohen Berge, ist von Gärten umgeben; von da aus überblickt man den See und selbst das Land, das darüber hinaus liegt. Er ist die größte Wassermasse im Lande. Seine größte Breite von D. nach B. beträgt 35 Meilen, an den beiden Enden aber verengert er sich sehr. Seine größte Länge ist 49 Meilen von N. nach S. In seinem südlichen Theile wird er von dem Nil durchströmt, der von B. nach D. fließt. In der trockenen Jahreszeit, d. h. vom October bis März, fällt er bedeutend; in der Regenzeit aber tritt er über und überschwemmt einen Theil der Ebene.

Wenn man den Abyssinern glaubt, die große Läger sind, enthält der See 45 bewohnte Inseln; ich glaube, diese Zahl kann auf 11 herabgesetzt werden. Die vorzüglichste ist Dek, die im mittlern Theile nach dem westlichen Ufer zu liegt. Sonst wurden die Großen, welche in Unangabe fielen, auf diese Inseln verwiesen oder sie wählten dieselben als Zufluchtsort, wenn sie mit dem Hofe unzufrieden waren oder wenn sie bei Unruhen ihre Kostbarkeiten in Sicherheit bringen wollten. Man sieht viele Fußpfers, Crocodile aber giebt es in dem See Azana nicht.

Dara, ein von Muselmännern bewohntes Dorf, grenzt an eine gebirgige Gegend, welche der Nil nach seinem Austritte aus dem See bespült und wo er sich zu Alata von einer Höhe von 40 Fuß in einer eise heißen Weise breiten Cascade herabstürzt; sie ist genau von Eobo beschrieben worden. In geringer Entfernung von D. von Alata springen in Eder warme Quellen hervor.

Bruce kam nach Dara zurück und reiste am 22. Mai wieder ab nach dem Nile zu, der sehr hoch war; er schwamm hindurch; Mittags war er, seine Reute und sein Gepäc an dem entgegengesetzten Ufer; drei Stunden darauf erreichte er Tsumua, ein 12 Meil. entferntes Dorf in S. von dem See. Die weite und fruchtbare Ebene von Maltscha verlängert sich nach SW., rechts und links von dem Gacagna. Verschiedene Umstände nöthigten Bruce, nach Gondar zurückzukehren.

Am 18. Octbr. reiste er von neuem ab und zwar nach WSW. und mußte fortwährend über Klüffe setzen, die nach dem See zu flossen; am 30. kam er an dessen Ufern an und folgte ihm bis Bamba, einem Dorfe in einem Thale, das zum Theil mit Gebüsch bewachsen und zum Theil bebaut war. Dingleber, ein anderes weiter nach S. gelegenes Dorf, befindet sich am Eingange des Gebirgslandes, das nach Sakala führt, wo die Gallas wohnen. Man kam über mehre Beiflüsse des Nils und am 2. Novbr. war Bruce an dem Ufer desselben. Der Uebergang war schwierig wegen der Ungleichheit des Grundes. Die Tiefe dieses Flusses betrug in der Mitte des Bettes 4 Fuß und an den Ufern bloß 2. Das linke Ufer war von großen weidenartigen Bäumen beschattet, welche von den Abyssinern Ha genannt werden und als Kohlen dienen bei der Bereitung des Schießpulvers. Das rechte Ufer starrt von spigen Felsen, zwischen welchen Bäume mit dunkeln Blättern wachsen, die endlich einen Wald bilden.

Die Bewohner dieses Hochlandes sind Agos. „Sie kamen in Menge zu uns,“ sagt Bruce, „sobald wir über den Fluß gehen wollten, und waren uns behilflich, widersetzten sich aber, als ein Mann aus meiner Schaar auf einem Pferde in das Wasser hineinreiten wollte; sie bestanden darauf, daß Jeder seine Schube ausziehe, und drohten Leben zu rauben, der Miene mache, seine Kleidungsstücke in dem Nile zu wa-

schen; es folgte ein lebhafter Wortwechsel, der mit außerordentlichen Vergnügen machte, weil ich da die Spuren des Cultus wiederfand, den man im höchsten Alterthume diesem berühmten Flusse geweiht hatte; endlich erlaubte man uns, sowie unsern Thieren, von dem Wasser zu trinken.“

Das Dorf Gutto ist ein wenig von einer Cataracte entfernt, welche die erste heißt; die Ufer sind hier weder so gut bewaldet, noch so grün wie die der zweiten, die sich weiter in N. befindet. Die Höhe beträgt nur 16 Fuß und die Breite, da sie an mehreren Stellen von Felsen unterbrochen wird, nur 180 Fuß. Der Nil bildet noch andere Fälle in dieser Gegend; einige sind sehr bedeutend.

Bruce, der in einem sehr gebirgigen Lande weiter reiste, das von zahlreichen Schluchten und Klüffen coupirt und mit fetten Weiden bedeckt war, hatte am 6. Novbr. die Freude, die Quelle des Nils in der Nähe des Dorfes Siki zu sehen; sie besteht in zwei kleinen Wasserquellen, die aus einem Grashügel mitten in einem fruchten Boden hervorkommen. Bruce drückt in emphatischer Sprache die Gefühle aus, die er empfand, beginnt dann eine lange Discussion, um zu beweisen, daß er der erste Europäer sey, der diese heiligen Quellen gesehen, theilt eine Abschrift der Beschreibung mit, die Paetz davon gegeben hat, und bemächtigt sich die Jochämlichkeit derselben nachzuweisen. Es ist wegen seines Namens Schaba, daß die ganze Nähe, die er sich giebt, eine ganz andere Wirkung hat als die, welche er eigentlich hervorbringen wollte; denn die Beschreibung des Jesuiten und die seinige unterscheiden sich nur durch Kleinigkeiten; seine Landleute selbst haben ihn deshalb streng getadelt. Er glaubte in den Mondgebirgen zu seyn, wohin man seit langer Zeit die Quellen des Nils verlegt. Er war aber weit davon entfernt, und diese Bergkette, deren Lage man nur zufällig angiebt, erwartet noch den Besuch irgend eines unerschrockenen glücklichen Reisenden.

Ertrunken vor Freude, die Wiege des Nils gesehen zu haben und an einer Stelle, wo dieser Fluß so schmal ist, daß man von einem Ufer zum andern springen kann, machte sich Bruce dieses Vergnügen wirklich vielleicht sechszigmal, trank in dem frischen Wasser die Gesundheit des Königs Georgs III. und seiner zahlreichen Nachkommenschaft, die der Kaiserin Katharina II., und endlich auf seine glückliche Rückkehr, und ließ an diesem Gelage einen ihn begleitenden Griechen Theil nehmen.

Am 10. Novbr. verließ er das gebirgige Land, und als er in einer minder unebenen Gegend war, nahm er eine mehr östliche Richtung im Vergleich zu der, welcher er auf dem Herwege gefolgt war. Als er nach Gondar zurückkam, erhielt er von dem Könige die Erlaubniß, Abyssinien verlassen zu dürfen. Doch konnte er dieselbe nicht so schnell benutzen, als er es wohl gewünscht hatte, wegen des Bürgerkrieges; am 21. November 1771 endlich verließ er Gondar und reiste nach N. Am 2. Januar 1772 war er in Ascherkin, wo ein großer Markt gehalten wird. Bald trat er seine Weiterreise durch die Wälder an; die Dörfer in dieser Gegend werden häufig von den Schangallas verwüstet, einem Kegervolke, das einen Theil des Raumes zwischen dem rechten Ufer des Lacage und dem Bahr el Abiad bewohnt. Ihr Land ist meist bergig, gut bewässert und mit Wäldern bedeckt. Sie sind Wilde und immer in Feindseligkeiten mit den Abyssinern begriffen.

Bruce reiste dann nach B. nach dem Ras el Hil zu, und er hält diese Gegend für eine der besten auf der Erde, doch machte die Hitze des Klimas keinen nachtheiligen Eindruck auf seine Person. Nicht ohne Mühe entging er den Nachstellungen eines Häuptlings von Arbara. Am 23. Mai ging er über den Rahab; am 24. über den Dender. Etwas weiter hin hörten die Wälder auf; er reiste nun in ganz freien und gut bebauten Gegenden. Die Rubas, bei denen er war, haben weißes Haar, eine eingebrachte Nase und sprechen eine sanfte wohlklingende Sprache, die völlig von denen verschieden ist, welche Bruce bis dahin gehört hatte. Sie sind Heiden. Die unermeßliche Ebene, die sie bewohnen, hat kein anderes Wasser als das der Brunnen; Bruce maß einen derselben und fand, daß er eine Tiefe von 80 Klaftern hatte. Er ging über

den Bahr el Azei bei Badbol, das am rechten Ufer dieses Flusses liegt. Am 29. Mai gelangte er nach Sennaar, wo er sehr freundschaftlich von dem Könige aufgenommen wurde. Vier Monate nachher war er in dem Dorfe Bed Hobschla, in R. von Scheit Amman. „Hier,“ sagt er, „vereinigt sich der Abiad, der größer ist als der Nil, mit diesem Flusse; doch behält der Nil auch nach seiner Vereinigung den Namen Bahr el Azei. Der Abiad ist sehr tief; er hat fast gar keinen Fall und fließt langsam; doch nimmt sein Wasser niemals ab, weil er in einer Gegend entspringt, wo es das ganze Jahr regnet, während der Nil sechs Monate Trockenheit aushalten muß, in denen er abnimmt.“ Man sieht, daß Bruce in seiner Einbildung, die Quelle des wahren Nils entdeckt zu haben, die Augen vor den Thatfachen schließt, die ihm zeigen mußten, daß nur der Bahr el Abiad diese Benennung verdiente.

Man hat den Grund gelesen, welcher Bruce nach Abessinien führte; Salt wurde dahin durch den Wunsch gebracht, Handelsverbindungen zwischen diesem Lande und seinem Vaterlande anzuknüpfen. Im Jahre 1830 gelangten zwei protestantische Missionaire dahin, um das Christenthum seiner Bewohner zu säubern, das mit vielen abergläubischen Ceremonien vermischt ist. Abraham, ein gelehrter Abessinier, der Bruce begleitet hatte, war 1808 nach Cairo gekommen, und der französische Consul sagte die Ueber, von ihm das neue Testament in die amharische Sprache übersetzen zu lassen. Nachdem Abraham diese Aufgabe vollkommen gelöst hatte, machte er eine Reise nach Jerusalem, wo ihn die Pest hinraffte. Sein Manuscript kam in die Hände der Bibelgesellschaft Großbritanniens, die es drucken ließ und die Missionsgesellschaft der anglikanischen Kirche ersuchte, einige Missionaire nach Abessinien zu schicken; die Wahl fiel auf Samuel Gobat aus Bern und auf Christian Kugler aus Würtemberg. Sie kamen 1836 nach Cairo und konnten in einer Zeit von zehn Monaten kein Mittel finden, in das Land zu gelangen, wohn ihr Eifer sie rief. Sie durchwanderten Syrien und Palästina und setzten das Studium der amharischen und tigrischen Sprache fort. Nachdem sie im August 1837 nach Aegypten zurückgekehrt waren, mußten sie bis zum October 1839 daselbst bleiben, während sie mit Ungeduld darauf warteten, daß der Krieg, der damals Abessinien verheerte, zu Ende gehe und ihnen die Hoffnung gebe, dahin zu gelangen. Am 12. Octbr. konnten sie endlich Aegypten verlassen, und sie wurden von G. Nüchinger, einem Zimmermann, begleitet, der ihnen beihilflich seyn sollte. Am 18. November landeten sie in Massadah; am 15. Januar 1830 verließen sie die Küste, dann gingen sie über den Taranta und nach einer Reise von vier Wochen gelangten sie nach Abigrat in Tigreh. Sabagabis, der Fürst dieses Theiles des Landes, nahm sie freundschaftlich auf. Bald gedachten die beiden Missionaire sich zu trennen; Kugler und Nüchinger blieben in Tigreh, dessen Sprache ihnen ziemlich geläufig war; Gobat, der die amharische besser verstand, reiste am 25. Febr. nach Gondar ab.

Als er in diese alte Hauptstadt des Reiches kam, befand sich das ganze Land umher in Anarchie. Die kleine Caravane, mit welcher der Missionair reiste, hatte sich nur mit großer Mühe die nöthigen Lebensmittel verschaffen können. Sie durchzog weite Strecken, ohne ein einziges Dorf zu treffen, und doch ist die ganze Gegend von Natur fruchtbar.

Auf einem benachbarten Berge lagerte Ubieh, ein junger Häuptling, der Samen beherrschte. Ob er gleich unter dem Gouverneur von Amhara stand, hatten ihm doch seine militairischen Talente einen Einfluß verschafft, der ihn dem König gleichstellte. Gobat, der erfahren hatte, daß er bald mit seinem Heere aufbrechen werde, eilte zu ihm. In demselben Augenblicke zogen Priester in Procession zu ihm. Gobat blieb ein wenig zurück, um zu warten, bis dieselben empfangen seyn würden, sobald aber Ubieh unsern Missionair bemerkte, stieg er von seinem Mantithiere ab und ging auf ihn zu. Die Priester wünschten ihm Glück, und als er sie etwa drei Minuten angehört hatte, ließ er sie warten und Gobat neben ihm Platz nehmen. Der Missionair schenkte ihm ein schönes Pistol, das dem jungen Krieger sehr gefiel. Während er es besichtigte, bot ihm Gobat in Gegenwart aller Officiere ein Exemplar der vier Evan-

reise im Anfa.

geliem an. Kaum hatte Ubieh dieses Buch gesehen, so blätterte er darin und sagte zu Gobat, er nehme es mit dem größten Vergnügen an. „Aber,“ setzte er hinzu, „warum bist du in dieses schlechte Land gekommen, in welchem der Krieg mit allen Unruhen wüthet?“ — „Ich kannte den jetzigen Zustand von Gondar,“ antwortete Gobat, „ich fürchte Gott und weiß, daß mitten in der Unordnung und im Kriege der Ewige diejenigen zu schützen weiß, welche ihn anrufen.“ Darauf wendete sich Ubieh plötzlich an seine Officiere und rief: „das ist ein echter Weiser, ja, die Worte der Weisen; dergleichen haben wir noch nicht gesehen.“ Er rief sodann die Priester herbei, empfahl ihnen den Fremden und machte sie wegen seiner Sicherheit verantwortlich.

Der Cischegueh (der Vorsteher aller abessinischen Mönche), zu welchem Gobat geführt wurde, war so ziemlich die einzige Person, dessen Ansehen in Gondar geachtet wurde; der Theil, den er bewohnt, ist immer sicher, selbst bei den heftigsten Unruhen, da kein Krieger mit Gewalt dahin zu dringen wagt.

Der Monarch, der damals regierte, sollte 86 Jahre alt seyn. Dieser Schatten von Fürst wohnte in einem kleinen runden Hause, das auf dem zertrümmerten Palaste erbaut und das beste Gebäude war, das der Missionair bis dahin in Abessinien gesehen hatte. Drei Säle und einige kleine Zimmer waren noch in gutem Zustande; aber die Unordnung in dem Meublement zeigte an, daß sie seit lange nicht bewohnt wurden. Der König bewohnte nur ein Zimmer, das durch einen weißen Vorhang getheilt war. Trotz dem ärmlichen Aussehen aller Dinge um ihn her fehlte es dem Könige von Gondar doch keineswegs an einer ziemlichen Dosis von Stolz und Prahlerei. „Hast du jemals,“ fragte er eines Tages Gobat, „einen so prachtvollen Palast gesehen als den meinigen?“ Die bejahende Antwort des Missionairs versetzte ihn in außerordentliches Erstaunen und er fuhr fort: „wie! es giebt noch Menschen, die dergleichen bauen können?“

Ob Gobat sich einschiffte, um nach Europa zurückzukehren, war der König vom Throne gestoßen worden und hatte zwei Nachfolger erhalten. Im Anfange des Jahres 1831 kam der Missionair nach Tigreh zurück, wo er zwei Jahre blieb; er war Zeuge blutiger Kämpfe, welche die verschiedenen Häuptlinge unter einander führten, um die Macht an sich zu reißen. Bei diesen Revolutionen, die ungemein schnell auf einander folgten, war Gobat allerdings keiner großen persönlichen Gefahr ausgesetzt, aber er mußte drei ziemlich unangenehme Monate in einem Dorfe des Landes der Gohas zubringen, die fast wild sind. Sobald sie den Tod des abessinischen Häuptlings erfahren hatten, der sie unterjocht und dem sie einen Tribut zahlten, weigerten sie sich, denselben weiter zu entrichten. In allen Dörfern brachen Streitigkeiten aus. An den Markttagen kam es stets dazu; Schaaren von drei- bis vierhundert Menschen wurden handgemcin; aber so wild auch diese Gohas sind, so gehen sie doch sehr vorsichtig zu Werke, damit in diesen Handgemengen Niemand das Leben einbüße, weil, wenn ein Mord begangen wird, die Verwandten des Getödteten den Mörder oder einen Verwandten desselben mehrere Generationen hindurch verfolgen.

Vor diesem Abenteuer hatte Gobat das Unglück gehabt, Kugler, seinen Gefährten, zu verlieren, mit dem er in der Stadt Anech wieder zusammengetroffen war. In diesem Augenblicke war der Zimmermann Nüchinger krank. Das Geschrei und Geheul, das die Abessinier, Männer und Frauen, mit denen das Haus angefüllt war, nach ihrer Gewohnheit erhoben, als sie erfuhren, Kugler sey gestorben, peinigte Nüchinger; Gobat sprach ihm Geduld zu, damit man ihren Ideen nicht entgegenetrete. Nach einer Viertelstunde endlich stellte er ihnen vor, diese lärmenden Bedklagen belästigten den Kranken, ohne daß sie dem Todten etwas nützten, und die, welche den Verstorbenen wirklich liebten, möchten sich in den Willen Gottes ergeben. Die meisten der Anwesenden gestanden, daß er Recht habe, und die Nacht verging in tiefer Stille. Nüchinger genas wieder.

Obgleich Gobat jederzeit ernstlich mit den Abessiniern sprach, wenn

es sich um Religion handelte, was sehr häufig geschah, so blieb er doch fortwährend willkommen, was wohl die Annahme rechtfertigt, er habe sanft und ohne alle Schärfe gesprochen, und auf der andern Seite, die Theologen des Landes seyen sehr tolerant, weil man ihn durchaus zum Abuna ernennen wollte. Als die Zeit seiner Abreise herankam, trennte sich ein eingeborener Doctor, mit dem er oft discutirt hatte, mit Thränen von ihm. So hatte also die Offenheit Sobats nicht mißfallen, ob er gleich die Priester und alle diejenigen hart tadelte, deren irrige Ansichten er bekämpfte.

Die Verdorbenheit der Sitten in Abyssinien schreibt er dem herumstreifenden Leben der Einwohner zu, doch meint er, sie besäßen trotz ihrer Zügellosigkeit vor den Leuten mehr Scham, als er nach den von Bruce gegebenen Details glauben sollte. Er gesteht, viele ärgerliche Thaten gehört, aber weniger unzüchtige Handlungen gesehen zu haben in der Hauptstadt Abyssiniens als in jenen von England, Frankreich und Aegypten.

Sobat verteidigt auch die Abyssinier gegen manche Beschuldigungen, die ihnen von andern europäischen Reisenden gemacht worden sind, und rühmt vorzüglich ihre Gastlichkeit.

Sobat hält das Land der Gallas für ein weites Feld, das den Boten des Evangeliums weniger Schwierigkeiten bieten würde als jenes der Völker, deren Geist durch Aberglauben irre geleitet ist, welcher dem wahren Christenthume gerade entgegensteht. Ein junger Galla, der mehrmals zu dem Missionaire kam, die glücklichsten Anlagen besaß, ohne Hilfe und fast ohne Lehrer die äthiopische Sprache erlernt hatte, die er auch so ziemlich schrieb, erzählte, er sey Christ und habe seine Eltern besucht, um sie aufzufordern, nach Amhara zu kommen, um da die christliche Religion anzunehmen; gegen den letzten Punkt hätten sie nichts einge- wendet, wohl aber sich geweigert, ihre Heimath zu verlassen.

Im Jahre 1832 verließ Sobat Abyssinien mit Niginger, sein Eifer führte ihn aber von neuem in dieses Land zurück; zu Ende 1834 war er mit seinem Begleiter Hsenberg in Massadab.

Rüppell war in Abyssinien, als Sobat dasselbe verließ. Beide hatten einander gesehen. Rüppell kam 1835 nach Europa zurück, und der Bericht über seine Reise ist noch nicht erschienen. Zwei junge Franzosen Combes und Kamifier, besuchten neuerdings Abyssinien, nachdem sie vorher Arabien durchwandert hatten und an dem Nile bis Kartum hinausgegangen waren. Im Januar 1835 vereinigten sie sich in Dschibba wieder und dehnten ihre Wanderungen bis Beit-el-Katib aus. Dann kehrten sie nach Mokat zurück und schifften sich nach der Insel Dahalak ein, wo sie am 1. April 1835 landeten. Vier Tage nachher waren sie in Massadab und bald darauf betraten sie Abyssinien. Ein Handelsmann verschaffte ihnen als Dolmetscher einen jungen Muselman mit Namen Beschir, der die Sprache von Amhara und Tigreh, sowie verschiedene Dialecte der Küste sprach. Sie hatten sich mit Waaren versehen, um damit ihre Bedürfnisse zu decken und den Großen Geschenke zu machen. Sie gingen über den Taranta, flogen nach Tigreh hinab und hatten das Vergnügen, Herrn und Madame Sobat in dem Dorfe Gnni Parmas zu treffen. Hsenberg war mit seiner Frau in Abueh.

„Obgleich es noch andere Weiße in dem Lande gab, wurden wir doch, sobald wir in Gnni Parmas ankamen, der Gegenstand allgemeiner Neugierde; seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß, sobald wir unsere tarbusch (Mützen) abnahmen, die Abyssinier eine Verwunderung äußerten, deren Ursache wir nicht hatten errathen können. Diese Verwunderung war unter den Neugierigen von Gnni Parmas, als wir unsere Köpfe entblößten, so groß, daß wir unsern Dolmetscher nach der Ursache fragten; er sagte uns, unser schwarzes Paar erregte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, denn sie hätten sich eingebildet, da sie nur Deutsche und Engländer gesehen, alle Weiße müßten blond seyn, und sie würden nicht müde, unsere Köpfe zu bewundern.“

Am 2. Mai gelangten Combes und Kamifier nach Abueh. Es war Markttag. Lange Reihen von Menschen bedeckten die Wege, die nach

dieser Stadt führen, wo mehr Weiße aus Armenien, Georgien und Griechenland wohnen. In der Umgegend lagerte ein Heer; die Befehlshaber dieser undisciplinirten Schaar nahmen die beiden Franzosen sehr gut auf, die mit ihr bald aufbrachen. „Die Schüchternheit der Frauen auf dem Lande, die noch nicht gewagt hatten, uns nahe zu kommen, verschwand allmählig, und auf dem Marsche umringten sie uns in großer Anzahl und richteten an unsern Dolmetscher die seltsamsten Fragen. Sie fragten ob wir eben so beschaffen wären als andere Männer. Beschir überlegte uns sogleich diese Fragen, die unser Eachen erregten, und die Frauen wurden durch unsere Freierkeit immer freier. Die Eitellosigkeit, die in den Städten außerordentlich ist, kennt auf dem Lande gar keine Grenzen. Diese Abyssinierinnen zerstreuten uns fortwährend durch ihren so originellen Charakter; ohne Umstände folgten sie den Soldaten singend, und trotz den Strapazen und den harten Arbeiten, die sie verrichten mußten, führten sie ein freudvolles Leben, ohne sich im mindesten um die möglichen Folgen des Krieges zu kümmern.“

Nach großen Strapazen lagerte man in R. von dem Devra Dama, einem hohen schon von Salt beschriebenen Gebirge; aber dieser Reisende war nicht gut unterrichtet, denn man muß sich durch ein Seil hinaufziehen lassen, um auf das Plateau hinaufzugelangen. Hier befand sich noch der Engländer Gossin, der sich hierher geflüchtet hatte nach dem Tode des abyssinischen Hauptlings, dem er gebietet hatte.

Als sie Ubi, dem Herrn von Tigreh, vorgestellt wurden, theilten sie ihm den Plan mit, in das Königreich Schoa einzubringen; sie befanden sich damals an der Grenze des Landes Kassa. Sie baten Ubi um einen Führer, der Fürst rebete ihnen aber ab, indem er sie auf die unvermeidlichen Gefahren aufmerksam machte, denen sie ausgesetzt seyn würden. Die beiden Franzosen gaben demnach ihren Plan auf und folgten der Armee. Nach vielen Tagen gelangten sie nach Arum.

Am 30. Juni verließen sie diese Stadt und wendeten sich nach E. Aber ein gebirgiges Land. Schon hatte der häufige Regen die Flüsse angeschwellt; das Bett des Lacage war 90 Fuß breit; er strömte heftig und viele Soldaten begannen den Uebergang zu versuchen. Das Wasser ging ihnen bis an den Hals und sie hielten sich mittelst einer langen Stange oder ihrer Lanze aufrecht; ihre Habseligkeiten trugen sie in der linken Hand. Die Frauen und Kinder gelangten mit vieler Beschwerde auf Maulthieren hinüber, welche die Männer am Zügel hielten. „Wir bemerkten mit Vergnügen,“ sagen die Reisenden, „die Hilfe, welche die Starken den Schwachen mit jenem Edelmuthe angedeihen ließen, den man besonders auf dem Lande findet; vier Neger von athletischen Formen schienen ganz unermüdet zu seyn. Wir saßen am Ufer des Flusses, und die Abyssinier, welche glaubten, wir fürchteten uns vor dem Durchgange durch den Fluß, boten uns ihren Beistand an; als sie aber bei uns waren, stürzten wir uns in das Wasser und verschwanden vor ihren Augen. Die ganze Armee war an dem Ufer versammelt; der Schrecken der Frauen und Soldaten hatte den höchsten Grad erreicht, und als wir wieder erschienen, äußerte sich ihr Erstaunen durch allgemeines Freudengeschrei. Man hatte geglaubt, wir wären ertrunken oder von Krokodilen oder bösen Geistern ergriffen worden, die sich ihrer Meinung nach in diesem Flusse aufhalten; dann behaupteten sie, wir wären Teufel und tranten das Wasser. Als wir das andere Ufer erreicht hatten, umringten uns uns alle und wünschten uns Glück. Dieser an sich so einfache Umstand steigerte unser Ansehen in den Augen der Armee, die uns für außerordentliche Wesen hielt, weil wir schwimmen konnten. Die Neger, welche wir ermahnt haben, setzten unsere beiden jungen Diener auf die Maulthiere und brachten sie zu uns.“

Bald gelangten Combes und Kamifier nach Samen. Devra Labu war die Residenz des Raz Ali, der für sie eine lebhaftere Freundschaft faßte und sie durchaus bei sich behalten wollte, deshalb ihnen auch die lockendsten Anerbietungen machte. Nur indem sie sich weigerten, ihren Plan zur Abreise aufgegeben zu haben, konnten sie ihm entgehen und sie mußten Beschir, ihren treuen Dolmetscher, zurücklassen.

Der Baschko, über den sie gingen, bildet in R. die Grenze des Gebietes, welches die Gallas inne haben, die man ihnen stets unter so schrecklichen Farben geschildert hatte; so glücklich sie sich also auch prisen, den Nachstellungen Alis entgangen zu seyn, so wurden sie doch aus Besorgniß wegen des Charakters der Völkerschaften nicht recht froh, die sie besuchen wollten. Ihre Besorgniß ging bald in Erfüllung und sie waren den größten Gefahren ausgesetzt bei Hassan Dullo, einem der kleinen Könige der Gallas, unter welche das Land getheilt ist. Da man bei ihnen als Weißen ungeheure Reichthümer voraussetzte, so nahm man ihnen alles ab, was sie besaßen, selbst ihre Manuscripte, ihren kostbarsten Schatz. Als man sie bei diesen muselmännischen Völkern der Gogendienerei beschuldigte, sagten sie ihr Glaubensbekenntniß her; dann schloß man sie in einer Hütte ein, um sie zu dem Geständnisse zu bringen, wo sie ihre Schätze versteckt hätten; sie wurden selbst zum Tode verurtheilt und die Fenster kamen zu ihnen. Aber die Königin nahm Antheil an ihrem Schicksale; sie ließ ihnen durch einen Boten sagen, der ihnen Brod und Pfeffer brachte, Gott sey groß und sie sollten nicht alle Hoffnung aufgeben. Nach einigen Tagen gab man ihnen die Freiheit wieder und die Königin verschaffte ihnen selbst die Manuscripte und andere Gegenstände wieder.

Ueber dem Bahet fanden sie ein von Christen bewohntes Land. Alle Bewohner freuten sich, Männer von Jerusalem zu sehen, denn so nannte man die Fremden. Die erste Gastfreundschaft Sammu Rugus, des Statthalters von Dher, tröstete sie über die erlittenen Verfolgungen. Er erwartete die beiden Reisenden mit Ungeduld und sie wurden gleich nach ihrer Ankunft zu ihm geführt, ob sie gleich nur mit ärmlichen Lumpen bedeckt waren. Sahle Sellassi, der König von Schoa, residierte damals in einem Palaste zu Angolala. Dieser Monarch ist leidenschaftlich für die Industrie eingenommen; alle Handarbeiten müssen unter seinen Augen gemacht werden und sein Palast ist angefüllt von Webern, Fischlern und andern Arbeitern, welche Pulver verfertigen, Gewehre ausbessern, oder das Gold, Silber und Eisenblein bearbeiten. Aus diesen Werkstätten gehen vortrefliche Zeuge, Armbänder, Säbel und Schilde hervor. Die Hauptpersonen seines Hofes sind Arbeiter.

Da er, wie die meisten Orientalen, den Glauben hegte, die Europäer besäßen allgemeine Kenntnisse, konnte er nicht glauben, daß die beiden Reisenden nicht auch Arbeiter wären. Er hatte Lust, sie bei sich zu behalten, und fragte sie über die Künste und Gewerbe, aber sie hüteten sich wohl, sich der geringsten Kenntniß zu rühmen. Der König führte sie in seine Werkstätten, denn er war so schlau wie Ulysses und meinte, bei dem Anblicke der Werkzeuge würden sie nicht an sich halten können, aber sie waren klüger als Achilles und begnügten sich, die Sachen anzusehen ohne ein Wort zu sagen oder etwas anzurühren. Ein anderes Mal fiel es dem Könige ein, die beiden Fremden wollten wohl Aerzte seyn, und sie wunderten sich nicht wenig, als man ihnen eine Menge europäischer Medicamente vorlegte, die man aus Indien erhalten hatte. Dieser Versuch gelang jedoch nicht besser als der erste; trotzdem zeigte aber Sahle Sellassi fortwährend ein wahrhaft väterliches Wohlwollen gegen sie. Endlich als er alle Mittel der Verführung aufgeboten hatte, ließ er sie, wenn auch mit Widerstreben, weiter ziehen.

Am Fober, die Hauptstadt des Landes Sahle Sellassi, liegt am Abhänge eines Hügel, den der Palast des Königs beherrscht, welcher sich durch seine Größe auszeichnet; mehrer Kirchen in köstlichem Schatzen zeigen sich auf den Höhen. Die Dallen des Schassa und des Denn kommen aus dem Hügel, von dem aus man eine herrliche Aussicht hat.

Als der König erfuhr, daß die beiden Franzosen sich entfernen wollten, ließ er ihnen sein Bedauern darüber ausdrücken. „Sahle Sellassi,“ sagte sein Intendant, „hat mir aufgetragen, Euch sein Lebenswohl zu überbringen; er ist so verdrüsslich über Eure Abreise, daß er Euch nicht noch einmal sehen kann; verlangt alles, was Ihr wollt, zu Eurer Reise und seyd überzeugt, daß es mein Gebieter Euch bewilligen wird.“ Wir wollten, sagen die Reisenden hinzu, keinen Mißbrauch von seinem Edelmuthe

machen und baten bloß um 20 talaris und zwei Maulthiere, die man uns auch sofort gab. Unser Diener erhielt den Befehl, uns bis an die Grenze zu begleiten und uns von den Häuptlingen der Dörfer unterwegs bewirthen zu lassen. Wir brachen mit freudigem Herzen auf und ein zahlreiches Gefolge begleitete uns aus der Stadt hinaus.“

Die vorzüglichsten Häuptlinge von Schoa sind edelsinnig und freigebig. Wenn die Einwohner des Landes sich gegen die Herren Combes und Tamisier nicht gastlich zeigten, so wurden sie dafür von den Statthaltern mit dem größten Wohlwollen aufgenommen. Die Gewalt Sahle Sellassi erstreckt sich über einen Theil des von den Galla-Borena, die Gogendienere sind, bewohnten Landes. Sie verrathen den lebhaften Wunsch, sich zu belehren; nach ihrem Gespräche mit einem Schum sind die beiden Reisenden überzeugt, geschickte Missionaire, die sich unter diese wilden, aber gastlichen und gutmüthigen Völker wagten, würden sie leicht unter einem Geleite vereinigen, und alle diese Gallas, welche jetzt ohne Glauben und ohne gemeinschaftliches Band leben, würden dann eine große und interessante Nation bilden.

Die beiden Franzosen reisten nach B. und wendeten sich dann nach R. Am 3. Jan. 1836 kamen sie an dem Ufer des Malaka an, eines in tiefem Bette strömenden Flusses, der sich etwas weiter unten mit dem Nile verbindet. Am andern Tage schwammen sie über den letztern Fluß. Die Männer und die Frauen, welche mit ihnen zogen, legten ihre Kleider ab, steckten sie in Schläuche, die sie sich um den Leib banden, und gelangten so an das entgegengesetzte Ufer mit Hilfe einiger Gallas, die, was außerordentlich war, schwimmen konnten. Ehe man sich in den Nil hineinwagte, pflanzte man Steine hineinzuwerfen und laut zu schreien, um die Krokodile und Flußpferde zu erschrecken, die man bisweilen an die Oberfläche kommen sah.

Die Bewohner von Sojam zeigten sich sehr gastfreundlich gegen die beiden Reisenden; in Bishana setzten sich diese, nachdem sie über den Marktplatz gegangen waren, am Ende des Ortes unter einem großen Baume nieder. „Man eilte uns in Schaaren nach; die Handelsleute bachten nicht mehr an ihre Geschäfte; die Geistlichen, die vornehmsten Personen des Ortes, und die Frauen fanden sich ebenfalls ein; der Markt wurde gänzlich verlassen. Man umringte uns so dicht, daß wir hätten ersticken mögen; alle wollten uns zugleich sehen und von allen Seiten rief man: „der König ist gekommen (Negus matta).“ Anfangs verstanden wir den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht, endlich fiel uns aber eine abysinische Sage ein, nach welcher einst ein Weiser das Land beherrschen soll. Dieser Glaube ist mehr verbreitet in Sojam als unter den Höglingen Sahle Sellassi; in Schoa dagegen findet diese Sage nur Glauben bei den Großen, die sich darüber ängstigen; jenseits des Nils ist sie mit dem Volke verwachsen. . .

„An diesem Tage schienen die hübschesten Frauen von Sojam nach Bishana gekommen zu seyn, denn wir hatten in Abysinien nie so schöne Frauen gesehen und wir konnten uns so selbst überzeugen, daß Sojam den hohen Ruf verdient, in welchem es von Schoa bis an die äußersten Grenzen von Tigreh steht.“

Während des Aufenthalts der beiden Franzosen in Sojam hörte man nicht auf, ihnen die lebhafteste Theilnahme zu schenken; am 16. Jan. erreichten sie das Ende des Plateaus von Sojam und sahen vor sich das tiefe Niltal. Sie gingen an dem Felle des Alata vorüber, dem Bruce besucht und beschrieben hat. Nachdem sie über den Fluß gegangen, befanden sie sich in Begember, wo Raz Ali regierte, den sie nicht rühmen konnten. „Man war bis Sojam von den Auftritten unterrichtet, die in Debra Labur während unserer Anwesenheit in dieser Hauptstadt stattgefunden hatten; man wußte, daß der Fürst seine Gewalt gemißbraucht und uns gegen unsern Willen hatte zurückhalten wollen, und da das Gerücht alles vergrößert, so erzählten Einige, wir hätten Bunder gethan, um uns seinem tyrannischen Wohlwollen zu entziehen. In Muta besonders erzählten mehre Soldaten, die uns kannten, unsere Fei-benthaten; sie sagten, zwei Weiße, die man habe zurückhalten wollen,

hätten Devra Labur in Aufrubr gebracht, der Macht des Raz und seinen Truppen Troß geboten und sich im Triumph aus dieser Hauptstadt entfernt. Der Fürst habe sie lange verfolgt lassen, weil er die Absicht gehabt, sie auf einen hohen Felsen zu verweisen, um sie dafür zu strafen, daß sie seinem Willen ungehorsam gewesen, aber er habe seinem ungerechten Plane entsagt, weil man ihm vorhergesagt, „wenn er sich die geringste Gewaltthat gegen die Fremden erlaube, werde er die göttliche Rache über sich und sein Land ziehen.“ Bei ihrer Ankunft in Madhera Mariam, einer heiligen Stadt Begemders, fragten Combes und Tamißier nach Beschir, ihrem Dolmetscher. Sie erfuhren mit Leidwesen, daß der brave Mann einem abbyssinischen Häuptlinge in seine Besitzungen gefolgt sey, weil er geglaubt habe, den beiden Fremden dadurch wieder adrer zu kommen. „Wir mußten,“ setzen sie hinzu, „es aufgeben, ihn jemals wiederzusehen, was uns ernstlich Leid that.“

Obgleich Raz Ali von der Ankunft der beiden Franzosen benachrichtigt war, so ignorirte er dieselbe doch. Als er jedoch durch einen seiner Pagen erfuhr, sie hätten das Königreich Schoa besucht, schickte er mehre Boten an sie, um zu erfahren, ob der Ruf Sahle Selassie, dessen Macht man so sehr rühmte, gegründet sey; weit entfernt, die Bedeutung dieses Monarchen herabzusetzen, wie Raz Ali vielleicht erwartet hatte, rühmten Combes und Tamißier vielmehr seine Freigebigkeit und den Glanz seines Hofes außerordentlich. Sie setzten hinzu, er sey der Schrecken der Galla-Wölker, die ihm schweren Tribut zahlen mußten.

Abbeuto (so hieß der Page), ein junger vollendeter Bdschicht, bot alles auf, um den Reisenden ihr Geld zu stehlen, und nach seinem Eifer, sie zu verfolgen, schlossen sie, der Raz, der nicht wage, sie offen anzugreifen, und doch die geheime Absicht habe, ihnen zu schaden, habe seinen Pagen beauftragt, sie zu plündern oder plündern zu lassen. Gleich am ersten Tage stahl man ihnen etwas; am andern Tage nahm ihnen ein Knabe, der ihnen diente, einen Gürtel, welcher neun Talaris enthielt, fast die Hälfte ihres Vermögens; der Dieb, welcher über die ungeheure Größe der Summe erschraf, brachte sie aber zurück. Als Abbeuto die Dummheit des Knaben erfuhr, war er in hohem Grade aufgebracht. Die Reisenden verdoppelten von diesem Augenblicke an ihre Vorsichtsmaßregeln und vereitelten dadurch die Versuche mehrerer von Abbeuto abgesetzter Diener. Um diesem Gegner zu entgehen, entschlossen sie sich, unversehens die Stadt zu verlassen. Ein neuer Diener schlug ihnen vor, ihnen nach Tigreh zu folgen, aber vor ihrer Abreise hatte er mit Abbeuto eine geheime Unterredung, die nicht dazu beitragen konnte, ihre gerechten Besorgnisse zu beruhigen. Sie hatten einen Talaris auf dem Markte zu Devra Labur gewechselt und es blieben ihnen noch einige sels in einem kleinen Beutel übrig, den sie dem Bedienten gegeben hatten. Sie ließen diesen vor ihnen hergehen, um ihn beobachten zu können. Er drehte sich jeden Augenblick um und sah aufmerksam nach allen Seiten hin, als erwarte er Mitschuldige, um einen Handstreich zu versuchen. „Wir reisten seit etwa einer Stunde, als nicht weit von den Ufern eines kühlen Baches, der zu unserer Linken strömte und sich an einem Dickichte hinwand, der Diener uns um die Erlaubniß ersuchte, dort einmal zu trinken. Wir hielten an, um ihn zu erwarten, statt aber seinen Durst zu löschen, sprang er in das Dickicht hinein und verschwand. Wir waren barfuß, unsere Maulthiere weigerten sich, in das Gebüsch hineinzugehen, und wir konnten deshalb den Dieb nicht verfolgen.“

„Ob wir gleich noch einmal betrogen worden waren, freuten wir uns doch, auf solche Weise losgekommen zu seyn, und wir setzten unsere Reise mit mehrer Sicherheit fort.“

Nachdem sie über das Plateau von Devra Labur gegangen, stiegen die Herren Combes und Tamißier von neuem in die schöne Ebene hinunter, die sie schon einmal einige Monate vorher durchzogen hatten. Sie wendeten sich nach Gondar, und am 25. Januar gelangten sie in diese Hauptstadt, die ihnen, wie den andern neuen Reisenden, nur die Ueberreste ihrer alten Größe zeigte. Sic Jatsko, einer der Richter, und nach Kappell der einzige ehrlche Mann in Abbyssinien, empfing sie mit

großer Freude. Er gab ihnen mit Kidana Mariam, einem ebenfalls sehr gelehrten Manne und dem reichsten Handelsmanne in der Stadt, das Verzeichniß der Bücher, aus denen sonst die Bibliothek der Könige von Abbyssinien bestanden habe, welche jetzt aber in den verschiedenen Klöstern des Landes und bei den reichen Privatmännern zerstreut wären.

„Wir hatten in Gondar bedeutende Ausgaben gemacht und waren nun ohne Geld zur Fortsetzung unserer Reise. Kidana Mariam ließ uns 10 Talaris nach dem gewöhnlichen Zinsfuße im Lande, der 10 Procent beträgt. Sein Diener begleitete uns bis Abuch, wo wir unsere Schuld nach der Uebereinkunft tilgten. Ehe wir nach Schoa abreißen, hatten wir eine Summe in Tigreh zurückgelassen.“

Nachdem die Reisenden sich von ihren Strapazen erholt hatten, brachen sie am 9. Febr. von Gondar auf, gingen von neuem über Rag-gara, sahen Dadaril wieder, stiegen die Berge von Lamalmon hinab und gingen über den Tacazze. Eine große Anzahl Männer und Frauen lagerte mit ihnen am Ufer dieses Flusses. Bei Sonnenuntergange zündete man Feuer an, welche das ganze Thal erleuchteten. Ein Abbyssinier hatte einen kranken Ochsen, und da er fürchtete, das Thier werde nicht die Kraft haben, über das Gebirge zu steigen, an dessen Fuße man ausruhte, ließ er es schlachten; die Glieder des zerstückelten Ochsen wurden an den Baumstämmen aufgehangen. Alle schliefen seit länger als einer Stunde; man hörte weder das Geheul der Hyänen mehr, noch die Stimme des Flußpferdes; mit einemmale aber erschreckte ein wildes Gebrüll die ganze Schaar; die Männer sprangen auf und griffen zu ihren Waffen. Ein Edwe, der ohne Zweifel durch den Geruch des Blutes herbeigelockt worden war, stürzte sich wüthend auf die unglücklichen Frauen, welche ihr Kinder an den Busen drückten. Ehe man Zeit gehabt hatte auszuweichen und an die Vertheidigung zu denken, hatte der Edwe ein schreckliches Blutbad angerichtet; die beiden Franzosen und die muthigsten der Abbyssinier, die ein Carré bildeten, zeigten die Spitze ihrer Waffen dem Edwen, der sich vergebens bemühte, sie zu überrumpeln. Dieser Widerstand ermüdete ihn wahrscheinlich und er stürzte sich von neuem auf die Opfer, die er schon getödtet hatte, zerriss sie mit seinen Zähnen, faßte ein Kind mit seinen Fäbnen, das noch jammernte, und entfernte sich brummend. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um, als bebaure er, das Schlachtfeld verlassen zu müssen; endlich verschwand er im Dunkel.

„Als man von einer so schrecklichen Gefahr befreit war, eilte man zu den Leichnamen, die im Blute am Boden lagen. Eine Frau athmete noch; man besichtigte ihre Wunde und fand, daß sie kaum getraut und ihr Leben nicht gefährdet war; aber ihr Kind hatte der Edwe geraubt. In ihrem Schmerze darüber sank sie erschöpft und wie vernichtet nieder. Als sie wieder zu sich kam, war sie ruhiger; sie weinte viel, erwartete aber den Tag mit einiger Fassung.“

„Am andern Morgen grub man ein großes Grab, in das man die fünf entstellten Leichname legte. Als wir diese traurige Pflicht erfüllt hatten, zeigte sich die Morgenröthe und wir entfernten uns traurig.“

Es war am 18. Febr. Nach einem langwierigen und beschwerlichen Aufwärtssteigen erreichte man die weiten Hochebenen von Gireh. Die Stadt dieses Namens existirt nicht mehr. Am 21. sahen die beiden Reisenden Krum wieder, und in der Nähe von Abuch kamen ihnen Isenbeg und Johannes entgegen. Alle begaben sich sodann in das Haus Gobati, der krank war; seine Frau hatte ihm vor kurzem einen Sohn geboren.

Combes und Tamißier erfuhren, daß der Engländer Goffin den unzugänglichen Gipfel der Devra Damo verlassen hätte und zum Schutze eines Dorfes ernannt worden wäre. Man versicherte, er sey entschlossen, sein übriges Leben in Abbyssinien zuzubringen. Die Franzosen, welche diese Absicht nicht hatten, verließen Abuch mit einer nach Massauah gehenden Caravane. Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt hielt sie der Zollschreiber für Sklavenhändler, und sie begaben sich alsbald zu dem Gouverneur, dem sie den Firman von Mehemmed Ali vorlegten. Als man ihre Identität erkannt hatte, machte man ihnen viele Dienstankerbietungen, und sie begaben sich nach ihrer ehemaligen Wohnung, wo einer der Söhne

des Beſizers ihnen alle ihre Habſeligkeiten übergab, die unberührt geblieben waren. Am 17. April ſchifften ſie ſich, ob ſie gleich krank waren, nach Oſchibba ein.

In ihrem Reiſeberichte haben ſie verſchiedene Behauptungen von Reiſenden berichtet, die vor ihnen das Land beſucht hatten; ſo rühmt z. B. Salt die Sitteneindeut der äfſſiſchen Prieſter, während dieſe nach Combes und Lamifier dieſes Lob keineswegs verdienen. Die Phraſe, welche die Äfſſinier bei dem Schlachten eines Thieres ausſprechen, muß geſchrieben werden: „B'iam abb'ua guebra ua menſis Godeus“, d. h. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Nach den Beobachtungen aller Reiſenden, die bei den Äfſſiniern gelebt haben, iſt dieſes Volk lang und ſchlank, von ſchönen Formen, mit großen Augen; die Farbe wechſelt von dunkelbraun und hellbraun, oltensbraun und ſelbſt der Farbe blaffer Dinte; einige Frauen ſind ſelbſt ziemlich weiß. Ihre Zähne und ihre Haare ſind die der weißen Race; die letztern oft kraus, aber niemals wollig. Die äfſſiſchen Eſclaplanen ſind in Aegypten und Arabien geſucht. Salt hat eine abgebildet, deren Ausſehen die Lobeserhebungen rechtfertigt, welche Combes und Lamifier über die Äfſſinierinnen ausgeſprochen haben. (Taſ. 4. Abbild.)

Die Wallas haben das Haar der Reger, aber die Zähne ihres Geſichtes nähern ſich denen der Äfſſinier. (Taſ. 6. Abbild.) Mehrere von ihren Stämmen ſind jetzt weit weniger roh als in den erſten Zeiten als die europäiſchen Reiſenden von ihnen zu ſprechen anſahen, und man hat geſehen, nach den Beobachtungen der beiden Franzoſen und denen der Miſſionaire, daß die Civiliſation unter ihnen Fortſchritte machen konnte.

Äfſſinien iſt ein ſehr gebirgiges Land und verdankt dieſem Umſtande die milde Temperatur, die es beſitzt, ob es gleich ſehr nahe am Aequator liegt. Die Hauptketten ſind die von Samen und Laſſa; ihre Höhe kommt indeß jener der Alpen nicht gleich, nicht einmal der der Pyrenäen, was auch manche Miſſionaire ſagen mögen. Man kann Äfſſinien in die obere und niedere Region theilen. Dieſe, zwiſchen den Gebirgen von Tigreh und dem arabiſchen Meerbuſen gelegen, heißt Dankali und die Stämme, welche ſie bewohnen, werden Danakil genannt; der nördliche Theil davon führt den Namen Sambar, die Bewohner heißen Goho oder wahrſcheinlich Gohas. Periodiſche Regen bewäſſern die niedrige Region vom September bis zum März; ſie beginnen genau zu der Zeit, wann die in der obern Region gänzlich aufhören. Die Bewohner ſind allgemein Hirten; ſie bebauen zwar einige Felder, aber der Ertrag deſſelben reicht zu ihrem Verbrauche nicht hin; ſie nähren ſich von Milch, von dem Fleiſche ihrer Heerden und von Fiſchen. Alle dieſe Komadenſtämme befinden ſich, nicht zuſammen, ihre Ränder gegen die Fremden auszuüben, in fortwährender Feindſeligkeit unter einander. Ihren Häuptlingen gehorchen ſie nur, wenn es ihr eigenes Intereſſe verlangt.

Lord Valentia, Salt und einige Seefahrer haben die Küſte von Dankali beſchrieben. Im S. und W. von der Bai von Khab, welche ſich nach der erſtern Richtung hin endigt, dehnt ſich ein wenig fruchtbares Land aus, das der Handel blühend gemacht hatte und vor welchem Äfſſinien oft zitterte. Das Königreich Adal hatte zur Hauptſtadt Hauſſa, die in der Wäſte liegt an der Stelle, wo der Fahuſch ſich im Sande verliert. Im D. wohnten die Samaulis; im S. und W. ſah man andere Stämme, die mehr oder minder mächtigen Häuptlingen gehorchten. Seit langer Zeit ſind einige den Wallas unterworfen. Die Samaulis, die ſich an der Küſte hinziehen von der Halbinſel Zeylah an bis über Berbera hinaus, welche durch ihren Markt berühmt iſt, haben ihre Unabhängigkeit bewahrt. Zeylah, ihr Haupthafen, liegt in S. von der Straße von Bab-el-Mandeb; die Küſte läuft von Zeylah nach D., wo ſie ſich in dem Cap Gardafui endigt. Die Samaulis ſind Muſelmänner. Die Zähne ihrer Phyſiognomie verrathen ihre arabiſche Abſtammung. (Taſ. 5. Abbild.) Durch ihre Caravannen betreiben ſie einen wichtigen Handel mit dem Innern von Afrika. Ihr Land und die daran grenzenden ſind noch von keinem Reiſenden beſucht worden.

Deſtlich von dem Cap Gardafui findet man die Inſel Socctora, die bedeutend, aber dürr, reinigt und zum großen Theile ohne Waſſer und Vegetation iſt. Man ſammelt da die beſte Aloe, die man kennt, und viele Datteln. Sie gehört dem Iman von Maſſate. Im Alterthume war ſie ein ſehr beſuchter Stapelplatz, ſeit dem 16. Jahrh. unſerer Zeitrechnung haben aber die Europäer ſie gänzlich vernachläſſigt.

Kapitel IV.

Die Küſten von Äſſon und Zanguebar.

Die Küſte von Afrika, ſüdlich von dem Cap Gardafui, zeigt dem Auge des Seefahrers eine ſaß ununterbrochene Reihe von Fieſen und Sand. Sie wird von Arabern bewohnt und enthält keine bemerkenswerthe Stadt in R. von Magadocho, der Hauptſtadt des nördlichſten Landes von Zanguebar. Magadocho, das man von weitem an drei großen Moſchern erkennt, liegt in geringer Entfernung vom Meere. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Portugieſen ausübten, die Eſclaven da raubten, ſind Urſache, daß man die Europäer nur mit vielem Mißtrauen empfängt.

Fünfundzwanzig Stunden in S. von Magadocho gewährt die Stadt Brava, vom Meere aus geſehen, einen ſehr ſchönen Anblick; ſie treibt einen anſehnlichen Handel mit Indien. Im 16. Jahrh. wurde ſie von den Portugieſen erobert, die ſie ſeitdem wieder verloren haben. Die nach S. laufende Küſte bleibt niedrig, oft ſumpfig, doch kann man ohne Gefahr an ſie hinankommen, weil ſie frei von Klippen iſt. Dichte Wälder erſtrecken ſich nach dem Innern hin. Der Aequator durchſchneidet das Land 26. Stunden ſüdlich von Brava.

Melinda, in einer ſchönen Ebene an einer Bai mit einem Hafen, iſt eine große und gut gebauete Stadt an der Mündung des Quillimanci. Fieſen und Sandbänke machen den Zugang zu dem Hafen beſchwerlich. Dieſe Klippen und Inſeln von verſchiedener Größe faſſen die Küſte in einer ſehr bedeutenden Ausdehnung ein. Melinda iſt die Hauptſtadt eines kleinen Reiches, das von einem Häuptlinge von arabiſcher Abſtammung regiert wird, aber der größte Theil der Einwohner beſteht aus eingeborenen Regern.

Momhaza, auf einer gleichnamigen Inſel, enthält noch einige Ruinen von einer Citadelle, die von den Portugieſen gebaut wurde.

Die Inſel Pemba iſt niedrig und hat 14 Stunden in der Länge. Salt nennt ſie ſehr fruchtbar und ſehr bewalbet. Die Inſel Zanzibar hat ungeſähr 15 Stunden in der Länge bei einer Breite von 5 Stunden; ein an ihrer Weſtküſte gelegener Hafen iſt trefflich und vollkommen geſchützt. Die Bewohner, Muſelmänner und von arabiſcher Abkunft, werden von einem Scheik regiert, den man Iman von Maſſat nennt, dem Souveraine der Inſel. Sie treibt einen bedeutenden Handel mit dem arabiſchen Meerbuſen, Madagaſcar und den benachbarten Inſeln. Die Ausdehnung des Kaufes des Koffis, eines großen Fluſſes, deſſen Mündung man weiter unten trifft, kennt man nicht.

Die Inſel Monſia iſt reich an wilden Stieren, die von den Bewohnern von Quilloa gejagt werden. Dieſe Stadt, auf einer Inſel gelegen, die ihr den Namen giebt, befindet ſich einer Halbinſel gegenüber, die durch die Mündung zweier Flüſſe gebildet wird, den Roavo und den Mongallo. Der König iſt Regent und Baſaſ jenes von Zanzibar. Ein Fort und Spuren von alten Mauern zeugen von der frühern Größe der Stadt. Der häufige Verkehr der Bewohner von Quilloa mit der Inſel Mauritius hat ihnen die franzöſiſche Sprache ſehr geläufig gemacht. Zur Zeit Vasco de Gamas war Quilloa die Hauptſtadt eines durch ſeinen Reichthum und Handel mächtigen Reiches. Die Portugieſen ſetzten ſich daſelbſt nach wiederholten Angriffen 1529 feſt; da ſie aber Mozambique zum Mittelpunkt ihrer Niederlaſſungen machten, ſo verlor Quilloa bald an Wichtigkeit, und endlich mußten ſie es ganz aufgeben.

Das Vorgebirge Delgado macht die südliche Grenze der Küste von Sanguibar. Das Innere des Landes ist uns nur durch die Berichte der arabischen Geographen bekannt und das wichtigste davon das nachstehende: ein großer an Crocodilen reicher Fluß, Sandwästen, ein glühend heißes Klima, sehr große Leoparden, zahllose Schaaire von Elephanten, Straffen und Zebras; Eisenwerke, aus denen die Einwohner ihren Lieblingsgeschmuck beziehen; statt aller nährenden Gewächse der Durra und die Banane; statt aller Lastthiere Stiere, deren man sich selbst im Kriege bedient.

Herumziehende Horden von Rassen, Negeren, Arabern von sehr olivenbrauner Farbe leben in dieser unermeßlichen Region, wohin die Geographen die Königreiche Monoemugi, Bororos, Botua, Monomotapa, der Matuas, der Monachus u. verlegt haben. Sie sprechen auch von einem See Maravi, dessen Ausdehnung von N. nach S. unermeßlich ist und übertrieben zu seyn scheint. Was die Eupata-Berge betrifft, so darf man glauben, daß die Ausdrücke des Juan dos Santos, der davon spricht, äbel gewählt sind, denn er sagt, es gebe da einen Wald, der bemerkenswerth sey sowohl wegen seiner Breite, die mehr als 6 Stunden betrage, als wegen der Felsen, die ihn umgeben, Felsen von so entsetzlicher Höhe, daß sie nebst den darauf wachsenden Bäumen in die Wolken zu ragen schienen. Die Anwesenheit von Bäumen auf diesen Bergen beweist aber, daß ihre Höhe nicht so bedeutend seyn kann. Uebrigens hat sich der Zambeze einen Weg durch diese Felsen gebahnt.

Die Portugiesen besuchten und beschrieben diese Küsten im 16. Jahrhundert, aber es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe andere Europäer detaillirtere Berichte davon gaben. Alexander Hamilton, ein englischer Seefahrer, der sie in den ersten Jahren des 18. Jahrh. durchwanderte, und in unsern Tagen Lord Valentia, Salt und einige andere Reisende haben davon gesprochen. Endlich hat der Capitain Owen neuerdings diese Küsten mit Berücksichtigung bei seiner Aufnahme des Küstenreiches von Afrika.

Kapitel V.

Mozambique.

Das Cap Delgado ist von einer Inselgruppe umgeben, die Quercimba heißt und sonst sehr bevölkert war, durch die fortwährenden Einfälle der Piraten von Madagaskar aber verödet worden ist. Auch längs der Küste bis Mozambique findet man Spuren ihrer Verheerungen. Die Stadt Mozambique liegt auf einer Insel der Oeffnung einer tiefen Bai gegenüber. Nach dem Berichte Salts zeigen ihre Bewohner ein seltsames Gemisch von indischen, arabischen und europäischen Trachten, die unter einander grell abstechen. Die Ungesundheit des Klimas hat die Einwohner veranlaßt, am Hintergrunde der Bai den Flecken Mezuril zu bauen, wo man mehrere häßliche Landhäuser sieht. Das des Gouverneurs, das auf einem Hügel in geringer Entfernung vom Ufer steht, hat ein sehr malerisches Aussehen. (Zaf. 7. Abbild.) Das benachbarte Gebiet versorgt die täglichen Bedürfnisse Mozambiques. Ein großer Theil des Bodens ist nicht bebaut; zahlreiche Herden von Vieh und Schweinen finden da reichliche Nahrung.

Bei den Ausflügen, welche die Engländer machten, sahen sie nur sehr wenig Frauen. „Im Allgemeinen sind sie hager, blaß, durch die Hitze geschwächt und besitzen die Trägheit, welche meist die Folge eines langen Aufenthaltes unter den Tropen ist. Uebrigens,“ setzt Salt hinzu, vernachlässigen sie ihre Toilette sehr, ausgenommen an den Schmutztagen. Wie viele weiße Frauen in den europäischen Colonien gehen sie ohne Strümpfe. Sehr gern rauchen sie. Sie sind lebhaft und ihre Unterhaltung ist sehr lebendig.“

Salt sah in Mezuril Monchu-Kaufleute; sie waren mit einer Sklavencaravane gekommen, die meist aus Frauenzimmern bestand; auch

brachten sie Gold und Elephanten Zähne mit. Diese Monchus erzählten, sie wären beinahe drei Monate unterwegs gewesen und hätten im Bezirke gestanden mit andern Handelsleuten, die Gold und Maravi hielten und weit in das Innere hineingebracht wären, um große Gewässer, weiße Menschen (in Vergleich ohne Zweifel) und Pferde zu sehen. Die Monchus sind die häßlichsten Neger, welche Salt je gesehen; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile und sehr kurze Lanzen mit einer eisernen Spitze; ihre Pfeile sind lang, vergiftet und haben einen Widerhaken. Ein Theil der Besatzung von Mezuril besteht aus Matuas. Dieses Regiment hat ein großes Band in R. von Mozambique inne; die Leute sind von athletischen Formen und sie machten sich den Portugiesen durch häufige Einfälle fürchtbar.

Als die Portugiesen die östliche Küste von Afrika entdeckten, war sie ganz im Besitze der Araber. Der Ruf der Goldminen dieses Landes und die Bequemlichkeit der Häfen für die Schiffe, welche der Handel mit Indien betrieben, veranlaßten sie bald, die Araber zu vertreiben. Im Jahre 1508 gründeten sie die Stadt Mozambique; später suchten sie in das Innere weiter vorzudringen, um sich der Gold- und Silberminen zu bemächtigen; aber alle ihre Versuche scheiterten und wie die Araber beschränkten sie sich darauf, den Handel auf die friedlichste Weise zu betreiben, ihren Einfluß zu behaupten, indem sie die Häuptlinge der eingeborenen Stämme einander entgegenstellten, und sich mit dem Besitze der Küste zu begnügen von dem Cap Delgado in N. bis zur Bai Lorenzo Marques in S. Mozambique ist der Mittelpunkt des Handels der Portugiesen in diesen Gegenden. Die Ausfuhr nach Goa, Daman und Diu besteht in Goldstaub, in gemünztem Silber und Barren, Eisenstein, Rhinoceroshörnern, Ambra und Pauz. Sonst war der Sklavenhandel sehr wichtig und sie wurden meist nach Brasilien geschickt. (Zaf. 7. Abbild.)

Ein Schiff kann in drei bis vier Tagen von Mozambique nach dem Hafen von Dullimone fahren, einer kleinern Stadt an der Hauptmündung des Zambeze. Dieser Fluß ist nur für kleine Fahrzeuge schiffbar; sie fahren hinauf bis Sena, einem großen Flecken am rechten Ufer, der durch ein Fort vertheidigt wird. Der Hauptmarkt für das Gold ist Manita, ungefähr 20 Tagereisen in SW. von Sena gelegen, wo jährlich ein großer Markt gehalten wird. Der erste Theil der Reise geht durch ein dem Einflusse der Portugiesen unterworfenen Land; dann gelangt man in Bezirke, die von Eingeborenen bewohnt sind, deren Handelsleute sie sich durch große Geschenke gewinnen müssen. Auch muß ein Tribut an einen Häuptling bezahlt werden, den man Quintero nennt und der in Jimboa wohnt. Geht man weiter den Fluß hinauf, so kommt man durch das sehr enge Delfe, durch welches er in den Eupata-Fluß fließt, und gelangt nach Lete, wo es ein kleines portugiesisches Fort giebt. Hier hören die etwas bestimmten Nachrichten auf, die man über diese Gegenden hat, welche von Thomann, einen deutschen Missionair, beschrieben worden sind. Man sagt, der Hauptmarkt im Innern sey Zambo, wo die Portugiesen ein kleines Comptoir haben dürfen und wohin man nach einer Reise von etwa einem Monate, theils zu Lande, theils zu Wasser, gelangt. Die Handelsleute schicken nach verschiedenen Seiten ihre Agenten mit Waaren, und diese bringen ihnen nach Zambo Gold, Eisen und andere kostbare Gegenstände zurück.

Weiterhin, in S., haben die Portugiesen an der Küste das Dorf Esola an der Bai und Mündung eines Flusses von gleichem Namen. Der Hafen kann nur kleine Fahrzeuge aufnehmen. Salt, der diese Bai besuchte, deren Küste einem fast unbewohnten Lande angegehört scheint, sagt, die Waldfische wären in diesen Gewässern sehr häufig; das Innere des Bezirks von Esola ist reich an Eisen- und Kupferminen. Er grenzt in S. an jenen von Inhambane, der einen guten Hafen und ein Gebiet hat, das sich weit in das Innere hinein erstreckt. Das Eisenstein, das man daher bezieht, ist das beste an dieser Küste.

Das Cap Corrientes oder der Strömungen befindet sich südlich von der Mündung des Inhambane. Man giebt ihm den Namen wegen der

Strömung, die hier sehr stark ist. Im Jahre 1888 bemächtigten sich die Franzosen eines kleinen Forts auf einer Landspitze, aber die Angriffe der Eingeborenen unter den Portugiesen zwangen sie, dasselbe wieder aufzugeben.

Die Bai von Lorenzo Marques oder Lagoa, die 15 Stunden von N. nach S. lang und 10 Stunden von O. nach W. breit ist, nimmt mehrere Flüsse auf, nämlich den Rufumo oder Zambi, den Lorenzo Marques, den Manica oder Capiritu Santo und den Maputa. Die Menge der Walfische, die sich darin zeigen, zieht alle Jahre viele Schiffe dahin. Die Vorthelle, welche eine Niederlassung an diesem Orte bieten muß, bewog mehrere schiffahrende Nationen Europas, sich da festzusetzen, aber die Portugiesen sind die Herren des nördlichen Theiles geblieben. Auf der Westküste befindet sich ein englischer Posten. Als der Capitain Owen an der Ostküste Afrikas hinfuhr, ankernte er auch mit seinen beiden Schiffen in der Bai Lagoa. Einer seiner Officiere, der in den Zambi eingeboren war, sah plötzlich einen heftigen Anstoß seines Bootes, das fast ganz aus dem Wasser herausgehoben wurde, so daß ein Midshipman, der das Steuer führte, in den Fluß fiel; doch gelang es, denselben wieder herauszuheben. Diese Erschütterung war durch ein ungeheures Flussspferd bewirkt worden, das sich während auf das Fahrzeug gestürzt hatte und mit den Zähnen einige Pflanzen davon abriß; dann verschwand es auf einige Secunden, kam aber von neuem empor, und wurde erst durch einen Hinterschuß veranlaßt, seinen Plan aufzugeben. Man ließ das Boot an das Land ziehen, um es auszubessern. Man schlug Zelte auf, und während die Arbeiter sich mit der Ausbesserung beschäftigten, durchstreifte ein anderer Theil der Mannschaft die Umgegend, die keine Spur von Bewohnern zeigte.

Der Botaniker und ein anderer Engländer hatten sich in einem Wald hineingewagt und trafen plötzlich auf ein ungeheures Flussspferd, das da im Schlamm lag. Da sie keine Gewehre bei sich hatten, konnten sie die günstige Gelegenheit nicht benutzen und riefen Leute herbei. Der Lagerplatz war nicht weit entfernt; es brach sogleich eine Schaar Jäger auf, aber es war schon zu spät, denn das Thier hatte sich bereits entfernt. Das einzige Resultat, das sie erlangten, war, daß sie die zahlreichen Familien großer Affen in Schrecken setzten, die auf den Bäumen spielten und von Ast zu Ast sprangen. Am andern Tage fuhr man weiter auf dem Flusse hinauf und sah sich, als man einer Sandbank nahe kam, unerwartet mitten unter einer Schaar von Flussspferden, die sich so dicht an einander gedrängt hatten, daß, wären sie nicht endlich untergetaucht, die Engländer sich einen Weg durch sie mit Gewalt hätten bahnen müssen; doch blieben drei zurück und eines, das einen drei Fuß weiten Rücken aufriß, sah drohend um sich; die beiden andern entfernten sich, das erste aber blieb lange in derselben Stellung, um einen Kugelhagel in Empfang zu nehmen, von dem aber nur eine das Thier verwundete; da stieß es einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte sich in die Tiefe. Die Schnelligkeit der Bewegungen dieses riesenhaften Thieres ist wahrhaft außerordentlich.

Die Engländer trafen an dem Ufer des Zambi eine Schaar Hollontonten, die ein Stamm der Kaffern sind. Ihre Hautfarbe ist sehr schwarz; sie sind groß gewachsen, stark und kriegerisch, sehen einnehmend aus, ohne kriechend zu seyn, und man überzeugte sich bald, daß sie den Weißen nicht trauten. Man hatte an einem Orte das Lager aufgeschlagen, wo es viele Rehe gab; eines erlegte man und ließ es zum Abendessen zureichten; am Abend vorher hatten die Hollontonten versprochen, bald wiederzukommen und einen Büffel für Waaren mitzubringen.

Da in der Nacht das Benehmen dieser Wilden verdächtig erschien, so nöthigte man die, welche sich zu sehr genähert hatten, sich zu entfernen, und hielt sorgfältig Wache. Kurz vor Mitternacht wurde die Aufmerksamkeit eines Worpösten durch einen weißen Gegenstand erregt, der vorsichtig durch das Gebüsch näher kam; er machte deshalb sogleich Lärm, erhielt aber in demselben Augenblicke zwei Jagalen in den Schenkel, und als er sich umdrehte, einen dritten in den Rücken; der letztere hatte einen

Widerhaken und blieb deshalb in der Runde. Ein Officier, der bis dahin noch geblieben war, um die Sterne zu beobachten, eilte schnell nach dem Lager und rief zu den Wachen. In einem Augenblicke waren alle Engländer auf und empfingen die Hollontonten mit Flintenschüssen und dem Bojonett. Die Wilden zogen sich schnell zurück, nahmen aber ihre Verwundeten mit, unter denen sich, wie man vermutete, ihr Anführer befand. Es wäre unklug gewesen sie zu verfolgen, weil man ihre Anzahl nicht kannte, man unterhielt aber die ganze Nacht hindurch große Feuer. Diese Vorsicht war nicht unnütz, denn man entdeckte, daß die Hollontonten sich nicht eben weit entfernt hatten und in dem nahen Gebüsch lauerten; man hörte sie selbst leise sprechen. Man schoss darauf zwei Raketen nach ihnen hin, welche sie zu Schreckensgeschrei brachten, und bald herrschte die tiefste Stille überall. Am andern Tage, als man die Umgegend durchsuchte, fand man einige Schilde, ziemlich viel Lanzen, aber sehr wenig Jagalen. Blutspuren bemerkte man nicht, doch ersah man später von andern Bewohnern der Ufer des Zambi, daß mehrere Hollontonten gefallen wären.

Die Angriffe der Wilden konnten für die Leute des Capitains Owen nicht so mörderisch seyn, als es die Fieber waren, welche an den Küsten dieser Länder so häufig sind; viele mußten ihren untätigen. Das traurigste Beispiel ihrer Verheerungen war das, welches eine Expedition zeigte, die auf dem Zambze bis nach Sena hinaufging. Am 28. Juli brach sie von Quilimane auf; sie bestand aus fünf Mann, nämlich zwei Officieren, einem Chirurgen und zwei Kögern; am 3. August befand sich ein Officier so unwohl, daß er seinen Gefährten nicht auf die Jagd folgen konnte. Man wohnte bei einem portugiesischen Mulatten, der Arzt oberster war; zu gleicher Zeit trieb er aber auch Handel, hauptsächlich mit Eisenblech und Goldstaub. Am Abend des 4. August bekam der Kranke, der sich zu erholen schien, einen schweren Rückfall, und man ließ ihm zur Abt. Der Portugiese tabelte diese Behandlung und beschrieb die, welche in solchen Fällen im Lande üblich sey. Der Chirurg stellte ihm vor, die Constitution eines Europäers verlange eine andere Behandlung als die eines Menschen, der an das Klima gewöhnt sey. Die Reise wurde fortgesetzt; am 16. starb der Kranke; am 4. Septbr. unterlag auch der zweite Officier; am 28. Octbr. mußte der Chirurg, der bis Xete gegangen war und nach der Mündung des Flusses zurückkehrte, bei einer Portugiesin bleiben, die ihn, wie ihr Landsmann, zu überreden suchte, die im Lande gebräuchliche Behandlung anzuwenden; statt sich aber in diesen klugen Rath zu fügen und ob er gleich vorher sehr mäßig gewesen war, suchte er Trost und Linderung in Aufschwemmungen, die seinem Leben ein Ende machten. Die beiden Kögern pflegten ihn bis zu dem letzten Augenblicke und kehrten nach seinem Tode nach Quilimane zurück.

Kapitel VI.

Die Inseln Comoro und Seychellen.

Hundertundzehn Stunden in N.O. von Mozambique findet man Anzazaye oder die große Comoro, eine Insel, welche ihren Namen einer Gruppe von drei andern giebt. Diese sind von W. nach O. Mohila, Anshuan und Mapota. Anshuan wird am meisten von europäischen Schiffen besucht, die durch den Canal von Mozambique fahren, an dessen nördlichem Eingange diese Gruppe liegt, weil sie mehrere bequeme Anker und leicht zugängliche Plätze zum Wassereinnehmen besitzt.

Trotz der großen Anzahl von Reisenden, welche von den Comoren gesprochen haben, hat doch kein einziger eine Beschreibung davon gegeben, welche für vollständig gelten könnte. Gaymartin und Epibartiste Solin, beide Bewohner von Ile de France, sind die, welchen wir die vollständigsten Details verdanken; sie veröffentlichten dieselben 1811:

„Das Aussehen von Anshuan,“ sagen sie, „ist sehr malerisch; die Berge von imposanter Form, beschattet von grünem Walde und von

großen Thälern durchschnitten, erheben sich majestätisch über einander bis zu einer Höhe von beinahe 600 Toisen und endigen in einem ewiger Vegetation bedeckten Pic. Die ganze Insel scheint der Wirkung eines bedeutenden Vulkans unterlegen zu haben; überall sind die Steine vulkanisch und überall trifft man Spuren von heftigem Feuer.“

Die Bai erleichtert das Wassereinsteigen sehr; mehrere Bäche laufen durch die Cocuspalmenwälder in den Thälern hin, welche die Berge trennen; einer bewässert die Nordküste; zwei andere haben ihre Mündung an dem Strande, wo man ankert, der westlichste gewährt einen bequemen Wasserplatz und das Wasser daselbst ist sehr gut.

Die Bai von Maschabon, wo gewöhnlich die europäischen Schiffe anlegen, befindet sich an der Nordküste der Insel. Ungefähr in der Mitte der Bai läßt man den Anker fallen vor einem mit Cocuspalmen besetzten Strande neben hohen tief gezackten Bergen, die in der Nähe noch viel höher erscheinen. Ehe man noch auf den Ankerplatz gelangt, kommen sehr viele Piroguen mit Insulanern und Früchten heran, und man bedient sich bisweilen dieser Fahrzeuge, um das Schiff weiter hinziehen zu lassen. Sobald ein Schiff da ankert, schickt der König seinen Kanzler und einige Personen seines Haushaltes, um sich nach dem Zwecke der Ankunft zu erkundigen; es ist dann gebräuchlich, diesem Minister ein Geschenk zu machen, um ihn günstig zu stimmen. Geht man von dem Wasserplatze nach der Stadt, so kommt man an dem Fuße eines völlig konischen Berges vorüber, und man kann nach seiner Form und dem Einfügen der vulkanischen Theile, die ihn bedecken, wohl schließen, er habe sonst einen Krater getragen. Die Küste ist mit solchen Steinen bedeckt wie die aller vulkanischen Inseln und der Sand, den man an einigen Stellen findet, enthält viele Eisentheile. Die Stadt liegt eine halbe Stunde von dem Ankerplatze; sie ist von 15 Fuß hohen Mauern umgeben und von viereckigen Thürmen vertheidigt; kommt man hinein, so glaubt man in lange Corridors zu treten; die geringe Breite der Straßen, die schlecht hergestellten Mauern, die Häuser oder vielmehr die Hütten, welche die Stadt bilden, tragen dazu bei, ihr ein ärmliches Aussehen zu geben. Das Innere der Häuser ist in allen gleich und so ärmlich als das Äußere. Das erste Gemach ist offen; an der einen Seite befinden sich Bänke oder Erhöhungen und an der andern in einer dunkeln Vertiefung ein Bett, das 7 bis 8 Fuß über den Fußboden sich erhebt. Zwischen eines kleinen Innenhofes befindet sich die Frauenwohnung.

„Decken, Mischen in der Mauer, welche einige Gefäße enthalten, sowie Stücke von Spiegeln, schmutzige Züge, die als Vorhänge dienen, sind die einzigen Vergzierungen, welche wir bemerkt haben, selbst bei den Bewohnern, die am wohlhabendsten zu seyn schienen. Der einzige Schein von Luxus, den wir bemerkten, ist der unmäßige Gebrauch von Moschus; die Häuser sind von diesem Geruche so geschwängert, daß wir nicht lange darin bleiben konnten, ohne davon belästigt zu werden; doch ziehen die Anshuaner trotz dieser Vorliebe für diesen Stoff ihm das Lavendelwasser vor, für das sie eine Art Leidenschaft hegen, und der Wunsch, dergleichen zu besitzen, ist um so größer, als sie selten Gelegenheit haben, ihn zu befriedigen. Ein anderer Gebrauch, auf den sie viel halten und den sie wahrscheinlich von den Arabern angenommen haben, ist der, ihre Nägel orange zu färben mit dem Saft des Pennah (Lawsonia inermis).

„Ein kleines und ärmliches Gebäude mit einem Minaret wird als Moschee benutzt; es ist mit einem Fort, welches die Stadt beherrscht, das einzige öffentliche Gebäude in Maschabon. Man steigt zu diesem Fort auf einer Treppe von fast 400 Stufen zwischen zwei Mauern hinauf. Die Wohnung des Sultans, die ein Reisender einen Palast zu nennen beliebt, ist höchstens eine bequeme; sie unterscheidet sich von den gewöhnlichen Häusern nur durch eine größere Vorhalle und einen langen Corridor, der als Audienzsaal dient. Am Ende befindet sich ein kleiner durch eine Pflanze geschlossener Raum mit drei großen Fenstern, die mit Läden mit vielen Echern verschlossen und durch eine Balustrade von dem übrigen Saale abgetrennt worden; die Frauen setzen von da, was ge-

schieht, ohne gesehen zu werden. Innerhalb der Balustrade befindet sich ein Sessel, auf welchem der Sultan Platz nimmt. An beiden Seiten des Corridors sind Bänke angebracht, auf welchen sich die Adeligen setzen. Dieser Saal dient auch als Arsenal, denn eine große Menge Flinten hängen an der Wand und an der Decke Hörner mit Pulver.

„Sonst fand, 7 Stunden in O. von Maschabon, an einer sehr schönen Bai, eine Stadt Johanna. Die Bemerkungen, welche einige Reisende hinterlassen haben, schildern uns die Umgebungen als ganz besonders malerisch und durch Palme von Orangen- und Citronendäume, Cocuspalmen und Bananen verschönert. Johanna wurde 1790 durch die Madagassern zerstört.“

In der Gegend von Maschabon ist das Land etwas dürr, bald aber wird es lachender und gewährt den Anblick, welcher auffällt, sobald man sich der Insel nähert. Der Fuß der hohen Berge ist von Baumgruppen der erwähnten Arten und durch Mangobäume beschattet. Man sieht Pataten- und Yamswurzeln; der Sopavebaum, der Tamarindenstrauch und andere ähnliche wachsen an den Seiten der Hügel. Der wilde Indigo ist sehr gemein; das Zuckerrohr gedeiht vortreflich, aber man weiß es nicht zu benutzen. Die Hausthiere sind die Ziege und der Zebu oder Buckelochse; der braune Ratt scheint der einzige Bewohner der Wälder zu seyn; auf den Feldern wimmelt es von kleinen Mäusen, welche den Ernten großen Schaden thun müssen. Die Turkeltauben und Wachtele sind sehr häufig, minder die Perihühner. Die Küsten der Comoren sind nicht fischreich, was man wohl der Menge der Fische zuschreiben muß, die sich dort aufhalten. Die lästigen Insecten, welche in den benachbarten Ländern eine so große Plage sind, kennt man auf diesem kleinen Archipel nicht. Das Klima ist zwar sehr heiß, gilt aber für gesund.

Wahrscheinlich wurden die Comoren ursprünglich von Negern bewohnt und die Araber setzten sich erst um das 12. Jahrh. da fest. Ihre Vermischung mit den Ureinwohnern hat eine gemischte Race hervorgerufen, aber der Sultan und die vornehmsten Adeligen haben die Physiognomie ihrer Vorfahren erhalten. Die Religion der Comoren ist der Islam. Das Volk ist sehr freundlich, gastlich, muthlos, faul, finlich, geistreich und höflich. Durch den häufigen Verkehr mit den Engländern und Franzosen haben die Leute dort einige Worte von den beiden Sprachen behalten; doch sprechen sie das Französische gekünstelter als das Englische. Diese Insulaner sind gute Seelente; mit ihren großen Barken fahren sie bis Bombay und Surate; wir haben gesehen, daß sie zu den Inseln Mauritius und Bourbon gekommen sind. Sie haben immer die Europäer gut aufgenommen, die durch Schiffbruch an ihre Küsten getrieben wurden. Im Jahre 1774 scheiterte da ein Schiff der ostindischen Compagnie, und die Gesellschaft, welche danach für die gute Behandlung der Mannschaft jenes Schiffes seyn wollte, schickte dem Sultan von Anshuan ein silbernes Becken von acht Mark, auf welches sie eine prächtige Inschrift hatte stehen lassen.

Der Sultan von Anshuan herrscht auch über die drei andern Inseln, er scheint jedoch in gewissen Fällen den Rath der Adeligen anhören zu müssen. Die meisten derselben sind die, welche die europäischen Schiffe verproviantiren; sobald ein solches ankommt, begeben sie sich an Bord und legen ein kleines Verzeichniß vor, in welches jeder Capitain den Namen seines Schiffes und seinen eigenen einzuschreiben pflegt. Vor der Abfahrt bitten sie um eine Bescheinigung, welche ihnen das Vertrauen zukünftiger Reisenden erwerben könne, und man muß ihnen die Seriosität widerfahren lassen, daß sie bei den Geschäften sich so ehrlich und rechtlich zeigen, wie man es nicht immer bei den Wildern findet, die sich auf ihre Civilisation sind.

Ngazaye hat keine Rhede, und die ungemeine Beschwerlichkeit, dort anzulegen, macht sie für die Europäer nicht interessant. Von weitem gleicht sie einem großen Gebirge, dessen Höhe sich auf 1300 Toisen zu belaufen scheint. Auf dem Meere sieht man sie 35 Stunden weit; sie hat mehrere Dörfer, und das vorzüglichste liegt in SW.

Mayote hat keine geschützte Rhede, man kann aber mit einiger Vorsicht an einigen Theilen der Nordküste ankern, wo sich ein ziemlich ansehnliches Dorf befindet. Die Bewohner fürchten sich so sehr vor den Madagassen, daß sie stets mit Hinte und Zagale bewaffnet ausgehen.

Mohila ist von einer Riffkette umgeben, in welcher man jedoch einige Einsfahrten findet; sie hat zwei Flecken, einen in N., den andern in D. Der Häuptling dieser Insel hatte sich sonst der Herrschaft des Sultans von Anshuan entzogen, was einen Krieg veranlaßte, der mit der fast gänzlichen Entvölkerung von Mohila endigte, und die Madagassen haben nicht wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung noch mehr zu verringern. Die Gesamtzahl der Einwohner auf diesem kleinen Archipel wird nur zu 25,000 Seelen angegeben.

Der 5. Grad südl. Br. durchschneidet beinahe die Mitte des Archipels der Seychellen; dieser besteht aus zwei Gruppen; jener der Amiranten in SW. begreift zwölf Inseln oder Inselchen; der von Mahe oder den Seychellen in NO. enthält dagegen dreißig. Sie sind auf zwei unermesslichen Karallen- und Sandbänken verstreut, meist hoch und felsig. Mahe, die bedeutendste, die volkreichste und am besten bebaut, hat zwei vollkommen sichere Häfen; auch die Insel Pralin hat einen vortheilhaften. Die Atmosphäre ist fortwährend feucht. Quellen giebt es in großer Anzahl; die Temperatur ist fast immer erstickend heiß. Die Erzeugnisse dieses kleinen Archipels sind die der zwischentropischen Länder; das merkwürdigste ist die Cocusnuß, dem er den Namen giebt. Die Seltenheit dieser Frucht, ihre seltsame Form, ihre unbekannte Entstehung, alles trug dazu bei, ihre mächtige Eigenschaften beizulegen und Fabeln über ihre Existenz zu verbreiten. Der Naturforscher Sonnerat, dem wir diese Details entlehnen, sagt hinzu: „der Baum, der die Cocusnuß trägt, wächst an vielen Stellen auf der Insel Pralin am Meeresrande; die meisten Früchte desselben fallen also in das Meer, an dessen Oberfläche sie schwimmen; der Wind treibt sie weiter und die Strömungen, die hier nach NO. gehen, reißen sie mit bis an die Ufer der Malediven, das einzige Land, wo man diese Frucht vor der Entdeckung der Insel Pralin 1744 gefunden hatte. Die Europäer hatten ihr deshalb den Namen maledivische Cocusnuß gegeben und die Maledivier nannten sie Tracaverna (Schale); später wurde sie Satomonsnuß genannt, um ihr einen Namen zu geben, der dem angeblichen Wunder ihrer Entstehung entspreche. Da man den Baum nicht kannte, der sie trug, und ihn auch nicht entdecken konnte, so hatte man sich eingebildet, sie sey die Frucht einer Pflanze, die auf dem Boden des Meeres wachse, sie trenne sich los, wenn sie reif sey, und schwimme ihrer Leichtigkeit wegen auf der Flut. Es fehlte nur noch, um die Fabel zu vervollständigen, daß man dieser außerordentlichen Frucht die größten und seltensten Eigenschaften zuschrieb, und dies geschah allerdings bald genug. Man erzählte und glaubte es nicht bloß in Indien, sondern in ganz Asien, der Kern der Meerescocusnuß habe alle die Eigenschaften, welche wir dem Theriac zuschreiben und die wir vielleicht übertreiben, und die Schale sey ein sicheres Gegenmittel gegen alle Arten von Giften. Die großen Herren von Hindostan kauften lange diese Frucht zu hohen Preisen. Sie ließen aus der Schale Tassen machen und dieselben mit Gold und Diamanten besetzen; sie tranken und tranken wohl noch nur aus diesen Tassen, weil sie überzeugt sind, daß das Gift, welches sie so sehr fürchten, weil sie sich selbst desselben nur zu oft bedienen, ihnen nicht schaden könne, wie mächtig es auch seyn möge, wenn sie ihre Getränke aus diesen heilsamen Behältern zu sich nahmen. Die Fürsten der maledivischen Inseln benutzten den allgemeinen Irrthum und maßen sich das ausschließliche Eigenthum einer Frucht an, die, von den Bogen hergeführt, eigentlich dem angehören sollte, der sie fände.

Erst im Jahre 1768 bemerkte der französische Botaniker Commerçon, der auf die Insel Pralin kam, diese Palme und nannte sie *lodoicea sechellaram*. Der Baum hat ein an der Oberfläche sehr hartes Holz, während das Innere mit weichen Fasern angefüllt ist; aus dem Stamme, wenn er gespalten und von dem faserigen Theile befreit ist, macht man

Wassergefäße und Palissaden für Wohnungen und Gärten. Die Blätter braucht man zum Bedecken und Umgeben der Hütten; mit hundert Blättern kann man ein bequemes Haus machen, dasselbe bedecken, umgeben, die Thüren, Fenster und Scheidewände machen. Der Flaum an diesen Blättern dient als Wolle zur Ausstopfung von Matragen und Kissen. Man macht Besen und Körbe aus den Blattrippen und aus den jungen getrockneten, in Streifen geschnittenen und geflochtenen macht man Hüte für Männer und Frauen.

Dieser von den Portugiesen entdeckte Archipel erhielt von ihnen den allgemeinen Namen „Amiranten-Inseln“; die Seychellen wurden Sette Irmaos genannt. Eine große Anzahl von Inseln, die sich weiter nach S. erstrecken, bestehen meist nur aus Felsen, die von Sand und Klippen umgeben und für die Seefahrer sehr gefährlich sind; sie sind von einigen Bäumen bedeckt und von Schlibkröten besucht. Die bemerkenswertheste für die Geschichte der Schifffahrt ist Juan de Nova, die 1501 von einem Galizier im Dienste Portugals entdeckt wurde.

Die Seychellen gehören seit 1814 Großbritannien.

Kapitel VII.

Madagaskar.

Die arabischen Geographen sprechen von mehreren Inseln im indischen Meere, und es ist gewiß, daß Madagaskar seit dem 12. Jahrhunderte von Schiffern aus dem arabischen Meerbusen und von der östlichen Küste Afrikas besucht wurde. Schon zu dieser Zeit entstanden arabische Colonien an den Küsten dieser großen Insel. Im Jahre 1500, als Pedro Alvarez Cabral nach Quiloa kam, zählte der Sultan, der in dieser Stadt herrschte, unter seine Besitzungen die Comoro-Inseln und mehrere Häfen von Madagaskar. Nach dem damals verbreiteten Gerüchte, daß Madagaskar oder, wie man damals sagte, die St. Lorenz-Insel, seine Gewürze erzeuge, begab sich Kristan da Cunha dahin, um sie sorgfältiger zu erforschen, als man es bis dahin gethan hatte; er fand aber nur Ingher, wilde Regier und einige Araber längs den Küsten, wo sie Comptoire hatten, deren Wichtigkeit und Sicherheit zu ihren Colonien in Afrika abhing. Die Portugiesen versuchten es zu verschiedenen Malen sich da festzusetzen, aber immer ohne Erfolg. Die andern europäischen Nationen sind nicht glücklicher gewesen. Die Franzosen machten die häufigsten Versuche deshalb und bewirkten dadurch wenigstens, daß Werke über Madagaskar entstanden, die nicht ohne Verdienst sind; das von François Cauche, der von 1638 bis 1641 an der Ostküste bei dem Fort Dauphin sich aufhielt, gehört zu den merkwürdigsten. Die Einfachheit seiner Erzählung stößt Vertrauen ein und trotz seiner geringen Bildung erzählt er Dinge, die an das Wunderbare grenzen. Flacourt, der von 1648 bis 1655 einer französischen Niederlassung vorstand, veröffentlichte 1658 seine *Histoire de la grande Ile de Madagascar*. Er ist der erste Reisende, der davon eine allgemeine Beschreibung gegeben hat.

Ein anderer Franzose, der nur unter dem Namen Herr von B... bekannt ist, Provinzialcommissair der Artillerie in Frankreich, hat ebenfalls Madagaskar beschrieben. Er war 1664 nach dem Fort Dauphin gekommen, machte mehrere Ausflüge in das Innere der Insel mit eingeborenen Häuptlingen gegen andere Häuptlinge, ihre Feinde, besuchte die Insel St. Marie und die Bat von Antongil in Gesellschaft Champmartins, der Gouverneur der Colonie war, nahm Theil an den Kriegen der madagassischen Häuptlinge unter einander, und konnte also die Sitten der Insulaner recht wohl kennen lernen. Souche de Rennefort, der 1664 von der indischen Compagnie abgeschickt wurde, veröffentlichte 1668 nach seiner Rückkehr nach Frankreich den Bericht seiner Reise nach Madagaskar, und 1688 gab er über diese Insel ein noch wichtigeres Werk heraus. Dubois, der 1689 in dem Fort Dauphin ankam, fand da Mondebergue als Gouverneur; Champmartin war nur sein Stellvertreter. Im Jahre

1671 verließ Dubois, an allen Gliedern gelähmt, die Insel, wo er in dem Bezirke Anosse, 150 Stunden in N. von dem französischen Hauptposten, commandirt hatte. Sein Bericht erschien 1674. Während seines Aufenthaltes erlegte La Hays, der Chef des Geschwaders, Monbevergue, und aus Eifersucht über das Ansehen Champmartins und La Cases, eines andern französischen Militärs, unter den Madagassen befehl er ihnen, einen kleinen König des Landes anzugreifen, der ihm seine Huldigungen nicht dargebracht hatte. Diese ungerechte Unternehmung hatte keinen Erfolg. D la Hays aber war so unwillig darüber, daß er das Fort Dauphin verließ und seine Leute nach Surate brachte. Auf seine Abreise folgte der Tod La Cases und Champmartins überlebte denselben auch nicht lange. Bald war es den Franzosen ganz unmöglich, sich länger in dem Fort Dauphin zu halten; die, welche der Megelei entgingen, flüchteten sich nach Bourbon und Ile de France.

Robert Drury, ein Engländer, litt auf einem Schiffe, das von Indien kam, 1702 an der südlichen Küste von Madagaskar Schiffbruch und konnte sich mit seinen Unglücksgefährten retten. Sie wurden vor den König des Landes gebracht, der ihnen erklärte, sie müßten ihm bei der Bekämpfung seiner Feinde beistehen; statt aller Antwort bemächtigten sie sich seiner und seines Sohnes, um sie als Geiseln zu behalten während sie nach dem Fort Dauphin marschirten; nach einigen Tagen aber, als sie unkluger Weise diese Pfänder ihrer Sicherheit freigelassen hatten, wurden sie fast alle von den Madagassen ermordet. Einige hatten sich gerettet; Drury und drei junge Leute wurden gesont und als Sklaven in das Innere gebracht. Drury blieb da 15 Jahre, bald mit Bearbeitung des Landes, bald mit dem Hüten des Viehes beschäftigt. Bisweilen verwendete man ihn auch mit bei Kriegsunternehmungen und bei einer solchen Gelegenheit ergreift er ein junges Mädchen, da er heirathete. Trotz der Liebe zu dieser seiner Frau fühlte er Widerwillen gegen das Sklavenleben und suchte eine Gelegenheit zum Entfliehen. Da seine Frau und ein Madagasse, denen er seinen Plan mitgetheilt hatte, sich aus abergläubischer Furcht weigerten, sein Schicksal zu theilen, so brach er allein auf und gelangte nach einer beschwerlichen Wanderung an das Ufer des Meeres. Nach vielen Abenteuern traf er einen von seinen Landsleuten, der zufällig auf der Insel zurückgelassen worden war und, da er kein Sklav war, leicht die Erlaubniß erhielt sich einzuschiffen. Drury verbrachte den Rest seines Aufenthaltes auf Madagaskar in minder harter Sklaverei und wurde endlich durch einen englischen Schiffscapitain losgekauft, der ihm einen Brief von seinem Vater überbrachte, dem er gemeldet hatte, daß er noch lebe. Als er zu seinen Landsleuten zurückkam, hatte er die englische Sprache fast vergessen und war überdies durch die Sonnengluth so geschwächt, daß man in ihm kaum einen Europäer erkannte. Bei seiner Rückkehr nach England 1717 erfuhr er den Tod seines Vaters, der ihm ein kleines Vermögen hinterlassen hatte. Sein Reisebericht wurde 1729 in London gedruckt.

Le Gentil und Kochon, französische Astronomen, kamen, der erstere 1761, der letztere 1770, nach Madagaskar und veröffentlichten die Beschreibung ihrer Reise. Du Petit-Thouars, ein berühmter Botaniker, der 1831 starb, hatte Madagaskar in den letzten Jahren des 18. Jahrh. besucht; er beschränkte sich auf die Beschreibung der Pflanzen dieser großen Insel; Commerçon und Michaux, die minder glücklich waren als er, unterlagen dem Klima.

Chapelier, ein Reisender der französischen Regierung, hatte sich auf Madagaskar aufgehalten; ein Theil seiner Beobachtungen wurde von Epibariste Colin herausgegeben, der ihn auf Madagaskar gesehen hatte und seine Bemerkungen mit denen des ersten verband. In unsern Tagen sind Goudon, der Reisende des botanischen Gartens in Paris, und Adernmann, Chirurg, an verschiedenen Punkten der großen Insel gelandet und ihre Bemerkungen sagen das folgende:

Madagaskar, unter 12 bis 25° 45' s. Br. und 40° 20' und 48° 45' östl. L. gelegen, ist 350 Stunden lang, 110 Stunden in der bedeutendsten Ausdehnung breit und hat einen Flächeninhalt von 25,000 Q. St.,

was jener von Frankreich ziemlich nahe kommt. Die wenig gezackte östliche Küste hat in N. die Bai von Antongil; die ungleichere Westküste besitzt keine so große. Die Insel St. Marie, unterhalb der Bai Antongil, ist die einzige von einiger Bedeutung, da die andern nur Felsen oder Klippen sind. Eine Bergkette, die im N. Ambohisseniene oder Aquiripi, in der Mitte Befur heißt, befindet sich in S. Ambasimenes oder Botimenes durchzieht Madagaskar der ganzen Länge nach; einige Gipfel davon haben eine Höhe von 1800 bis 1900 Toisen. Von seinen entgegengesetzten Seiten kommen schöne Flüsse herab, die theils in das indische Meer, theils in den Canal von Mozambique sich ergießen; fast alle haben herrliche Wasserfälle und fast alle bilden in dem gebirgigen Theile Seen. Unter andern bemerkt man den Manangareh und in der Nähe des Meeres den Koffe Bey, welcher schöne Inselchen enthält. Die Küsten sind meist von dichtem Wald bedeckt, der sich in die Ebenen wie auf die Höhen zieht. Ein Theil der Küsten ist sumpfig, was sie sehr ungesund macht, namentlich für die Europäer.

Das Innere ist wenig bekannt, doch weiß man, daß die Berge mehre Metalle enthalten, und man hat dort außerordentlich große Stücke von Bergkrysalall gefunden, sowie Edelsteine von mäßiger Qualität. Sehr schöne Bäume zieren die Wälder; das Holz mehrer Arten ist zum Bau und für seine Tischlerarbeiten gut; alle Gewächse der Aequinoctialengegenden gedeihen in Fülle.

Unter den Thieren gleicht der Antomba dem Panther und der Karossa dem Schakal. Die Zebu, die Schafe mit dicken Schwänzen, die Ziegen, die Eber, die wilden Esel, alle Arten Geflügel und Wasservogel finden sich in Menge; die See- und Süßwasserfische sind sehr häufig. In den Flüssen giebt es viele Krokodile; von Insekten wimmelt es.

Die Einwohnerzahl von Madagaskar ist auf 4 Millionen geschätzt worden; sie bestehen in einer Urrace, die den Kaffern sehr ähnlich ist und mit denen sich Araber von der afrikanischen Küste vermisch haben. Ein Theil von ihnen ist sehr schwarz und hat das krause Haar der Kaffern, ein anderer besitzt eine Bronzefarbe und sehr langes schlichtes Haar. Die Menschen sind vorthellhaft gewachsen, oft heiter, aber apathisch und den sinnlichen Vergnügungen ergeben; die an der Ostküste gelten für gastlicher und minder grausam als die von der Westküste. Sie sind ziemlich allgemein tapfer, bedienen sich der Lanzen und bisweilen der Schießgewehr, und es mangelt ihnen nicht an Industrie; sie wissen baumwollene und seidene Zeuge, eiserne Geräthe, silberne Schmuckfachen und Schurze von der innern Rinde eines Baumes zu verfertigen. Sie fangen die Wallfische, die an ihren Küsten ziemlich häufig sind, und fahren auf Piroguen, die sie Abends jedesmal an das Land ziehen.

Auf Madagaskar wird eine einzige Sprache mit einigen Dialecten verschiedenheiten gesprochen, und man findet in derselben eine ziemlich große Anzahl arabischer und malaiischer Worte. Ihre Religion besteht in abergläubischen Gebräuchen und sie haben die Beschneidung.

Die Madagassen zerfallen in mehre Nationen, die theils unter erblichen kleinen Königen stehen, welche fortwährend im Kriege mit einander begriffen sind, um einander ihr Vieh und ihre Sklaven zu rauben, theils von Hauptlingen auf Zeit regiert werden und in einer Art unruhiger Freiheit leben.

Seit einigen Jahren haben die Dvas die Nationen umher unterjocht. Ihr Land begreift das Innere der Insel zwischen dem 16° und 19°. Ihr König Rabama wollte dann seine Staaten civilisiren. Unterstützt von den Engländern disciplinirte er seine Truppen, baute feste Plätze und gründete Schulen zum Unterrichte der Jugend; er schickte selbst nach der Insel Mauritius und nach Europa einige seiner Unterthanen, damit sich dieselben in unsern Künsten und Wissenschaften unterrichteten. Man legte ihm den Plan bei, die ganze Insel zu unterjochen, als er 1828 starb. Seine Wittwe Ranawala Manjoka setzte seine Reformpläne fort und zeigte selbst Einsicht für die Handelsinteressen ihres Volkes.

Xananarive oder Emirne, die Hauptstadt der Dvas, liegt in der

Mitte eines großen Plateaus, wo sie einen bedeutenden Raum einnimmt, da die Hütten, aus denen sie besteht, unter den Bäumen verstreut sind und mehrere kleine Flecken bilden. Ein Tempel, Paläste, das Mausoleum Radamas sind von Stein nach den Regeln der europäischen Architektur gebaut; ein französischer Baumeister von Mauritius errichtete dieselben. Englische Missionaire haben eine Buchdruckerei da angelegt, aus welcher bereits eine Uebersetzung der Bibel in madagassischer Sprache hervorgegangen ist.

Der nördliche Theil des Landes der Antawaren, das sich längs der Ostküste hin erstreckt, gehört zu dem Königreiche der Ovas; diese Antawaren machten sonst häufige Auszüge nach den Comoro-Inseln. Man findet hier die Bai Bohemar, wo die Franzosen und andere Nationen Reis- und Rinderhandel treiben. Der südliche Theil enthält die Bai Antongil mit dem Hafen Choiseul, wo die Franzosen eine Niederlassung hatten. Tinting ist die Residenz eines kleinen madagassischen Königs, der in Frankreich erzogen wurde; gegenüber liegt die Insel St. Marie, die oft von den Franzosen besetzt wurde. Weiter nach S. ist Foulpointe der für den Handel wichtigste Ort der Betimaras. Das Gebiet der Betanimenen ist das bevölkerteste und fruchtbarste an der ganzen Küste. Tamatave, die Hauptstadt, die sonst nur ein kleines Fischerdorf war, ist der Hauptmarkt an der Ostküste geworden. Die Luft ist da gesünder als zu Foulpointe; es giebt weniger Wald und Sumpf. Der Hafen wird auch von den Handelsleuten von Mauritius und Bourbon mehr besucht. Es findet sich da eine geräumige Hebe und ein sicherer Ankerplatz. Man sieht in Tamatave kein bemerkenswerthes Gebäude, außer etwa der königlichen Wohnung, deren Holzbau sich von dem in den Colonien nicht unterscheidet; die andern sind Hütten mit Blättern. Einige Handels-etablissemens, die von Weißen errichtet wurden, sind bloß große auf gleiche Art gebaute und mit Palissaden umgebene Magazine. Die Cocospalmen sind die einzigen Bäume, welche man auf diesem bärren vom Fluglande bedeckten Plateau findet. Ivondru, das mehr als Tamatave in S. liegende Gebiet, gehört demselben Häuptlinge. Mananzari und Malatane sind zwei Häfen, die besonders Reichhandel treiben, in dem Lande der Antacimen.

Das Land Anossi, das südlichste von Madagaskar, ist unter mehrere kleine unabhängige Häuptlinge getheilt, die meist für Frankreich günstig gestimmt sind. In diesem Lande finden sich die Insel St. Lucas und die Ruinen des Forts Dauphin.

An der Westküste ist die Bai von St. Augustin von mehreren fast wilden Völkerstämmen umgeben. Weiter nach N. hat das Land der Esclaven den Hafen Bombetoc, der von den Völkern der Küsten von Mozambique und Zanguebar besucht wird. Diese besuchen auch Mungahaye, die Stadt, welche den stärksten Handel an dieser ganzen Küste treibt; die Araber bilden einen ansehnlichen Theil der Einwohner.

Herr Reguevel de Lacombe, franz. Reisender, dem wir einige Bemerkungen entlehnt haben, drückt sich so aus: „das sonstige Glück unserer beiden Niederlassungen an den Küsten von Madagaskar kann nicht in Zweifel gezogen werden, ob es gleich nur kurze Zeit anhält. Ein unternehmender, muthiger und fähiger Mann, Flacourt, der die Direction hatte, vernachlässigte nichts, um die Herrschaft Frankreichs über Völker zu begründen, die die Natur begünstigt hat, indem sie ihnen mit einem fruchtbaren Boden das Fieber gab, das sie von den habgierigen Fremden befreit, welche sich bei ihnen festsetzen möchten.

„Flacourt schickte fortwährend Entdeckungsexpeditionen in den Theil der Insel an dem Ort, das er befehligte, und bewahrte in seinem Tagebuche sorgfältig die Berichte derjenigen auf, welche so glücklich waren, von solchen Unternehmungen zurückzukehren. Er selbst verwendete den größten Theil seiner Zeit darauf, die Sitten und Gebräuche der ihn umgebenden zu studiren. Und welches war das Resultat seiner Arbeiten? Fast nichts, denn wenn man die Antaschiminen, die Antambulen, die Amalalen und die Bewohner von Mandrerei ausnimmt, unter denen er lebte

und deren Geschichte er uns hinterlassen hat, so ist das Uebrige unbedeutend oder fabelhaft.

„Welche Länder haben seine Abgesandten während eines Aufenthaltes von mehreren Jahren durchwandert? Höchstens eine Strecke von 40 bis 50 Stunden an der Küste eines Landes, das 800 im Umfange hat. Er selbst sagt, seine Agenten wären nicht weiter gekommen als Matatano, dem Lande der Anta-Imuren, deren Aberglauben und seltsame Gebräuche er nicht einmal beschrieben hat. Man findet in seinem Buche kein Wort, nach dem man glauben dürfte, daß er die Existenz der Ova-Nationen und jene der Esclaven, die noch merkwürdiger ist, gekannt habe. Er spricht von Tigern, von Leoparden und andern Thieren und beschreibt sie, obgleich sicherlich Madagaskar niemals dergleichen hervorgebracht hat; denn wären sie auch ausgerottet worden, so würden sie doch gewiß in den Eagen erwähnt seyn, die von den Eingeborenen so sorgfältig aufbewahrt werden.

„Einige der Nachfolger Flacourts waren minder geschickt oder unglücklich als er; andere, die nach Madagaskar nur gingen, um da ihr Glück zu machen, bereicherten sich in kurzer Zeit auf Kosten der Compagnie, die sie vertraten, und beeilten sich sodann nach Europa zurückzukehren, um das Erworbene zu genießen. Die meisten dieser ungetreuen Agenten verwendeten einen Theil ihrer Zeit darauf, die Madagassen zu bekehren, welche mit Abscheu das Christenthum von sich wiesen, das ihren Sitten ganz entgegen war und sie von den Gegenständen trennen mußte, die sie am meisten liebten; sie wichen nur der Gewalt, die fast immer von ihren Unterdrückern angewendet werden mußte. Die Zeit, welche ihnen dieser Bekehrungsseifer ließ, benutzten sie zum Intriguiren, um die einträglichen Stellen zu erhalten, welche durch das Absterben der Inhaber häufig frei wurden.

„Die durch Erpressungen erschöpften und über die Unbulbsamkeit unwillig gewordenen Madagassen faßten eines Tages einen verzweifelten Entschluß, und ermordeten alle die, welche von den Krankheiten verschont worden waren. Man sieht an der Südküste noch die Trümmer des Forts Dauphin und die Ruinen mehrerer kirchlicher Gebäude.

„Seit dieser verderblichen Zeit sind die Küsten von Madagaskar, man müßte denn die unglücklichen Expeditionen von 1820 und 1829 für etwas rechnen wollen, nur von Schiffscapitalinen von Mauritius und Bourbon besucht worden, welche nur so lange dort bleiben, als sie zur Einnahme ihrer Ladung brauchen, und weder Lust noch Zeit haben, das Land zu bereisen und sich über die Flüssquellen desselben zu unterrichten. Zwar findet man einige handelnde Creolen und ehemalige europäische Matrosen in Tamatave und Foulpointe, aber die meisten derselben besitzen weder die Fähigkeit noch die Bildung zu einer solchen Reise. Sie ziehen überdies das sorglose Leben, das sie in ihren Hütten führen, den beschwerlichen Wanderungen durch die Wälder und Sümpfe vor; auch kennen sie kaum den Bach Maanarese, ob er gleich nur eine Viertelstunde von Tamatave entfernt ist.“

Derselbe Reisende giebt merkwürdige Einzelheiten über eine Classe der Bewohner von Madagaskar: „die Ampangren, die eine eigenthümliche Gasse bilden, sind ärmer als die andern Madagassen, die sie verachten, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen, geräumige und dauerhafte Hütten zu erbauen, Heerden zu ziehen und Reis zu bauen. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von ihrer Faulheit zu machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Sie lassen sich in der Nähe des Meeres nieder, wo sie sich kleine Hütten von Blättern bauen, die so gebrechlich sind, daß sie zur Erbauung kaum die Arbeit eines Tages erfordern; sie haben immer am Feuer einige villangues oder irdene Töpfe mit Seewasser, und sie tauschen das Salz, das sie so erhalten, gegen die durchaus nothwendigen Lebensmittel aus; von dieser Industrie leben sie. Tritt man in ihre verträucherte Wohnung hinein, so sieht man Menschen, die sich von den übrigen Madagassen sehr unterscheiden, welche meist sehr reinlich sind. Sie sind von Schmutz und Ruß bedeckt, und Männer und Frauen tragen ein ceidic von Baumrinde. Dieser ceidic ist ein Zeugstück, das die Ma-

dagassen über dem Leibe zusammenschlagen. Jener der Sklaven ist so kurz, daß er kaum ihre Blöße bedeckt. Der coëdic der Frauen bildet eine Art Rock, ist viel weiter als jener der Männer und reicht bis unter das Knie.“

Die Madagassen, welche das Wunderbare lieben und gern übertreiben, behaupten, die hohen Berge ihrer Insel würden von den Kimus bewohnt, Zwergen, die sich in Höhlen aufhielten und ein Hirtenleben führten. Einige Reisende haben diese Fabeln wiederholt, und Leguevel de Lacombe fragte deshalb die verständigsten Madagassen darüber; sie hielten alle die Kimus für fabelhafte Geschöpfe.

Kapitel VIII.

Die Insel Bourbon.

Mehre Franzosen saßen wegen der Ungesundheit Madagaskars den Entschluß, diese große Insel zu verlassen und Bourbon zu bewohnen, da sie wußten, daß die Luft dort sehr gesund sey. Sie brauchten die Vorrichtung, einen jungen Stier und Schafe mitzunehmen. Diese 1545 von Mascarenhas, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckte Insel, war damals unbewohnt, ob sie gleich 1649 von Flacourt im Namen des Königs von Frankreich in Besitz genommen worden war; sie erhielt damals den Namen Bourbon. Schon 1646 hatten sich von Madagaskar verbannte Franzosen dahin geflüchtet. Ludwig XIV. trat die Insel 1664 der indischen Compagnie ab, welche im folgenden Jahre einen Commandanten und 30 Arbeiter dahin schickte. Allmählig machte der Zuckerrohr- und Getreidebau Fortschritte. Im Jahre 1718 brachte man von Mokka Kaffeepflanzen dahin, die nach Wunsch gediehen.

Im Verlaufe des 18. Jahrh. wurde Poirer, der Intendant der franz. Inseln im indischen Meere, der Wohlthäter Bourbons durch seine weise Verwaltung und die Einführung mehrerer neuer Landesproducte. Er wurde in seinen Bemühungen von mehreren Ansiedlern, namentlich Joseph Huber, unterstützt, dem es gelang, den Muskatbaum zu pflanzen.

Bourbon, das 100 Stunden östlich von Madagaskar liegt, hat eine runde Gestalt; nach der Bemerkung des Herrn Bory de Saint Vincent scheint die Insel aus zwei vulkanischen Bergen zu bestehen, dem Gros Morne in N., der seit langer Zeit erloschen ist, und dem Piton de la Fournaise in S., der noch arbeitet. Der Piton de la Reige, der 1800 Toisen über den Meeresspiegel sich hebt, ist der höchste Gipfel der Insel; der Vulkan und die beiden Gipfel des Brulé de Saint Paul, der große und der kleine Bernard genannt, haben eine fast gleiche Höhe. Wenn der Himmel vollkommen rein ist, sieht man den Piton de la Reige von der Insel Mauritius aus.

Man schätzt die Länge der Insel Bourbon von N. nach S. auf 17 Stunden, ihre größte Breite von N. nach S. auf 12 Stunden und den Flächeninhalt auf 200 Q. Stunden. Von dem Meeresufer an hebt sich der Boden nach der Mitte zu. Im S. ist ein eine halbe St. breiter Streifen, der mit der Küste parallel läuft und durch das pays brûlé unterbrochen wird, alles, was man an den Berghänge urbar gemacht hat. Im Norden ist der Anbau ausgedehnter. Becken oder kleine Thäler, reißende Flüsse, die von perpendicularen Wänden eingeschlossen sind, kleine Berge in diesen Thälern und Flüssen, deren Lauf sie hemmen, Basaltprismen, die oft in regelmäßigen Säulenreihen stehen, Lager der verschiedensten Lava, tiefe Risse, Spuren einer allgemeinen Umstürzung, alles deutet, wie Bory de Saint-Vincent bemerkt, auf frühere und schreckliche physische Erschütterungen.

Die Flüsse verwandeln sich in der Regenzeit in Wildbäche; einige gewähren ein bemerkenswerthes Aussehen, namentlich der Felsenfluß (rivière des Roches), der eine sehr schöne Cascade bildet. (Taf. 7. Abb.) Ein Weg, der um die Insel herumführt, ist nur an manchen Stellen gehbar.

Die Bewohner von Bourbon theilen ihre Insel in den Wind- oder Osttheil, der der lachendste ist, und in den Theil unter dem Winde, der für den reichsten gilt, ob er gleich am wenigsten bewässert ist. Der erste, wo die Temperatur durch fortwährende Winde abgekühlt wird, erinnert oft an die südlichen Provinzen Frankreichs; er ist besser bebaut und das Klima ist milder als in dem zweiten.

Längs der Küste ist die Hitze von dem Ende des Novembers bis zum Anfange des Aprils außerordentlich groß; zum Glück findet man eine Zuflucht gegen diese glühende Temperatur, wenn man nach den Wohnungen hinaufgeht. Selten zeigt der Thermometer am Fuße der Berge weniger als 14 und mehr als 30°. Die häufigsten Winde sind die Südostwinde. Die Orkane richten oft große Verberungen an, und da die Insel an ihrem ganzen Umfange weder eine Rhyde noch einen sichern Hafen enthält, so müssen die Schiffe sich eilig entfernen, sobald sie Zeichen eines Sturmes bemerken. Uebrigens ist das Klima außerordentlich gesund. Der vulkanische Boden ist höchst fruchtbar und trägt die Erzeugnisse der gemäßigten Regionen und der Aequator-Länder.

Kapitel IX.

Die Insel Mauritius.

Mascarenhas, der die Insel Bourbon entdeckt hatte, sah zuerst auch Mauritius, die er Serne nannte; sie war unbewohnt; die Portugiesen bildeten dort auch keine Niederlassung. Die Holländer nahmen sie später in Besitz und nannten sie, nach dem Gründer ihrer Unabhängigkeit, Moris-Insel. Sie gaben sie 1712 wieder auf. Darauf kamen 1721 die Franzosen, die sie behielten bis 1814, zu welcher Zeit sie dieselbe an Großbritannien abtraten. Sie liegt 35 Stunden in D.R. von Bourbon, bildet ein unregelmäßiges Oval, ist von N. nach S. 14 Stunden lang und von O. nach W. 7 St. breit; der Flächeninhalt beträgt 100 Q. St. und man giebt ihr 45 St. im Umfang. Ihre Küsten sind durch viele Buchten und Vorgebirge ausgezackt und bilden zwei gute Häfen, den in N. oder Port Louis, und den großen Hafen oder Port Bourbon, in S. der Insel.

Nach Bernardin de Saint Pierre ist der N. Theil der Insel mehr oder weniger eben, der S. Theil dagegen ganz von Bergketten von 300 bis 350 Toisen Höhe bedeckt; die höchste von allen, an der Mündung des Schwarzen Flusses, misst 424 Toisen. Die Insel wird von mehr als 60 Bächen bewässert, deren einige in der trockenen Jahreszeit kein Wasser haben, besonders seit man viel Wald niedergeschlagen hat. Das Innere der Insel ist voll von Reichen, und es regnet fast das ganze Jahr hindurch, weil die Wolken an den Berggipfeln und Wäldern auf denselben hängen bleiben. Bory de Saint Vincent sagt: „die mehr oder minder von dem Ufer entfernten Klippen machen die Annäherung für alle Fahrzeuge, die etwas in Wasser gehen, außerordentlich gefährlich. Der Boden hebt sich von der Küste an nach der Mitte zu, wo sich ein bewaldetes Plateau von 200 bis 250 Toisen Höhe findet. In der Mitte dieses Plateaus steht man einen conischen und sehr spitzigen Berg genau von der Form eines Zuckerhuts, der seiner Lage wegen die Spitze der Mitte genannt worden ist; seine Höhe beträgt 302 Toisen. Die andern Berge der Insel, die von einander getrennt sind, scheinen kleine isolirte Systeme zu bilden, die alle sanft nach dem Meere zu abfallen und mehr oder minder steil nach dem Spitzberge in der Mitte aufsteigen. Der Peter Boot in S. von diesem Spitzberge ist der höchste Gipfel der Pouce-Kette. Nach Saussure beträgt die Höhe 420 Toisen; auf dem Gipfel befindet sich ein ungeheurer und unzugänglicher Felsen, den man in großer Entfernung vom Meere aus sieht und der einem Kopfe gleicht. (Taf. 7. Abbild.) Von diesem Punkte zumlich in der Mitte gehen verschiedene Ausläufer aus, die durch mehr oder minder breite Risse unterbrochen sind. Von dem Gipfel des Pouce überblickt das Auge die ganze Insel.“

Ihr Aussehen zeigt an, daß sie durch vulkanisches Feuer umgewandelt wurde. Der Boden ist in dem nördlichen Theile kalkig; übrigens verräth alles die Wirkung der Vulkane, aber es ist sehr schwer, heute den Punkt zu finden, wo der Hauptkrater lag; „Erschütterungen,“ sagt Bory, „Einsenkungen, die Zeit, der Regen, die Vegetation, die Winde, der Anbau, alles trug dazu bei, die Oberfläche der Insel umzugestalten; man konnte bloß annehmen, nach der Disposition der Küstensysteme der Berge, daß der Mittelpunkt sonst die Höhlung eines ungeheuern Vulkanes war, dessen Wölbung eingestürzt ist, und daß nach diesem großen Ereignisse der Spitzberg in der Mitte der letzte Ausweg einer erschreckenden Kraft war, die sich über den Krämmern des alten Gebirges erhob.

„Piter Boet und Le Ponce, die beiden bedeutendsten Gipfel, die sich in großer Entfernung befinden, sind von Boiken umgeben, die entweder dahin gezogen werden, oder sich da bilden; besonders früh bemerkt man Nebel da, und wenn die Kühle der Nacht, die fast plötzlich aufhört, durch die Wärme des andbrechenden Tages ersetzt wird, sieht man diese Dünste, dem Drucke des neuen Fluidums nachgebend, das sich in der Atmosphäre verbreitet, mit mehr oder minder großer Schnelligkeit nach dem Meere zu fliehen.

„Die Fruchtigkeit, welche diese Boiken verbreiten, erhöht die Stärke der Vegetation, welche die fast nackten Felsen dieser Dörter schmückt; die Gewächse dieser Berge sind so kräftig auf ihren Gipfeln, wie meist an den verbrannten Seiten mager und schwach. Besonders zeichnen sich die Farnkräuter durch ihre Zierlichkeit aus.“

Die Creolen haben einen sehr großen Teich in dem höchsten Theile der Ebene dieser Insel das große Bassin genannt. Sie sehen es für ein Wunder an, weil es immer voll Wasser ist; aber nach der sehr richtigen Bemerkung Müberts erklärt sich diese Eigenthümlichkeit leicht, weil man ziemlich weit hinabsteigen muß, um an die Ufer zu gelangen, weil es zwischen gut bewaldeten Bergen eingestreut liegt, weil fast unmerkliche Wasserzuflüsse durch die poröse Lava derselben hervordringen, die unterirdischen Zuflüsse zu verschweigen, welche das Auge nicht zu entdecken vermag. Er ist von großen Bäumen begrenzt, deren dichtbelaubte Zweige sich über seine Oberfläche breiten und viel dazu beitragen, die Fruchtigkeit aus den Boiken anzuziehen. Mit Unrecht hat man behauptet, sein Wasser stehe immer gleich hoch, selbst in der Regenzeit; Mübert hat erkannt, daß das Niveau ansichtlich wechselt.

Die vier heißesten Monate des Jahres sind October, November, December und Januar; in dem letztern und dem Februar brechen die Gewitter und Stürme los; der December ist die Zeit der Orkane, die die weissen so großen Schaden an den Schiffen auf den Rheden oder an den Küsten und selbst an den Häusern anrichten; Donner hört man selten; noch seltener ist der Hagel. In einigen Ebenen beträgt die größte Hitze 22° und die geringste 14°; selten steigt der Thermometer im Schatten auf 25°. Die Nächte sind meist frisch, so daß man Reis an den Pflanzgen und Sträucher sieht. Längs der Küsten beträgt die Hitze bisweilen 30 Grad. Die SO. und SSO. Winde bringen eine heissame Frische, während die Winde aus Nord und West, besonders die aus NW. Regen und Gewitter herbeiführen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in den Theilen bemerkenswerth, wo man die natürlichen Bewässerungen zu benutzen verstand. Ungefähr ein Fünftel der Insel ist angebaut. Nahe de La Bourdonnais führte das Zuckerrohr, die Baumwolle und den Indigo ein; Poivre ließ den Muskatnuß, den Kalkbaum und andere edele Gewürzpflanzen kommen; der bemerkenswertheste Baum, der auf der Insel einheimisch ist, ist der Ebenholzbaum. Die Mais- und Weizenarten genügen zum Verbrauche nicht.

Unter den Thieren sind die Affen in hohem Grade lästig wegen ihrer Verheerungen auf den Gelbern; die Ameisen sind der Schrecken der Ansiebter, die viele Mühe haben, die Früchte und andere essbare Gegenstände vor den Angriffen derselben zu schützen. Die Termiten und der Kakerlak sind nicht minder gefährlich für die Wälder, die Meublen und das Papier.

Port Louis, die Hauptstadt von Mauritius, ist gut gebaut; unter den einzelnen Bezirken der Insel enthält Pamplémousses den schönen von Poivre angelegten Staatsgärten, dessen Leitung Gère lang über sich hatte. Im N. von diesem Bezirke wird das Anse des Prêtres genannte Thal von dem Catanenflusse bewässert, und in dieses einsame Thal hat Bernardin de Saint Pierre die Wohnung Pauls und Virginiens verlegt. Der Reisende sucht vergebens die Bambusallee, welche nach der Kirche von Pamplémousses führt. Ob sie gleich nur in der Phantasie des Dichters existirt hat, wurde sie doch von Isabey so schön abgebildet, daß man gern an ihre Wirklichkeit glaubt und die Reisenden mit Bedauern sie nicht finden. Das Unglückliche Cap in S. der Insel und die Grabesbai (baie du Tombeau) an der Ostküste erinnern an die Catastrophe, welche so während von Bernardin de Saint Pierre erzählt worden ist. Man schätzt die Einwohnerzahl der Insel auf 90,000; 11,000 davon sind Weiße, 14,000 freie Neger und Farbige und 65,000 Sklaven. Unter den Farbigen giebt es Madagassen und Malabaren.

Die Insel Rodrigue oder Diego Ruys gehört zu Mauritius, von welcher sie 125 Stunden in N.D. liegt. Sie hat nur eine Länge von 7 Stunden und eine Breite von 1½ Stunde. Es ist ein Felsen, auf dem ein kleiner Theil bebaubaren Bodens nur einen im Verhältniß zu dem dünnen und unfruchtbaren Sande sehr geringen Raum zeigt; einige Bäche liefern den nicht zahlreichen Bewohnern das Trinkwasser. Die Schildkröten und Krabben sind da sehr zahlreich und das Meer enthält sehr viele Fische.

Auf dieser Insel hielt sich François Reguat nebst einigen andern Franzosen, die in Folge des Widerstandes des Obedies von Rantes ihr Vaterland verlassen mußten, von 1691 bis 1693 auf. Sie waren die ersten Europäer, welche dieses Eiland bewohnten. Reguat hat eine Beschreibung davon gegeben.

Andere Inseln ziehen sich nach N. bis zu den Seychellen und man sieht eine Reihe derselben, die in verschiedenen Entfernungen fast bis zu den Malediven reichen.

Kapitel X.

Das Kaffernland.

Kehren wir zu dem afrikanischen Festlande zurück, das wir bei der Bai Lorenzo Marques verlassen haben, so finden wir das Land, welches Kaffernland genannt wird. Man bestimmt die Grenzen desselben in S. bei dem Groote Wis Rivier (großen Fischflusse). Es liegt zwischen 23° 30' und 33° 20' süd. Br. und 24° 20' und 31° 30' östl. L., seine Länge von N. nach S. beträgt beinahe 270 und seine Breite 100 St.

Der Name des Landes kommt her von Kaffer oder Kasir, was im Arabischen ein Ungläubiger bedeutet. Er bezeichnet eine große Anzahl von einander verschiedener Nationen; die arabischen Geographen hatten ihn auf das ganze Innere von Afrika angewendet, wohin ihre Religion nicht gebrungen war; allmählig aber verringerte sich die Ausdehnung auf den Karten und man beschränkte ihn auf die Gegend, deren Größe wir bereits angegeben haben. Sie ist noch ziemlich unvollkommen bekannt. Die Kaffer-Völkerschaften haben nach dem Zeugnisse der Reisenden mit den Negern nichts gemein als etwa die Farbe der Haut und des Haars; ihr Kopf ist nicht länglich und die Linie von der Stirn bis zum Kinn läuft convex; ihr Haar ist schwarz, wollig, rauch anzufühlen und der Bart dünn. Alberti, ein niederländischer Reisender, dem man eine gute Beschreibung des Landes dieser Völker verdankt, nennt sie groß und gut gewachsen. Die Frauen unterscheiden sich sehr von den Männern durch die Größe; aber ihre Umriffe sind schön abgerundet und sehr anmuthig; beide Geschlechter haben eine glatte und weiche Haut. Die Kaffern bestreichen sich den Körper mit gepulvertem und mit Wasser angerührtem rothen Ocker, dem man bisweilen den Saft einer wohlriechenden Pflanze

hingesezt. Damit dieser Anstrich halte, bedeckt man ihn mit einem Fettanstriche. Sie erfreuen sich im Allgemeinen einer guten Gesundheit und verdanken dieselbe der Einfachheit ihrer Nahrungsmittel, die in dem Fleische des Wildes oder vielmehr ihrer Herden, das meist gebraten wird, in Milch, Sorgo und Obst besteht. Das Wasser ist ihr einziges Getränk. Diejenigen, welche in der Nähe der europäischen Ansiedler leben, sind begierig nach Wein und geistigen Getränken; sie lieben den Tabak sehr; Männer und Frauen rauchen den, welchen sie geerntet und mit dem Blatte einer andern Pflanze, danka genannt, vermischt haben.

Die Hauptkleidung der Kaffern besteht in einem Hemmantel, an dem die rauhe Seite nach innen gekehrt ist. Der des Mannes ist gerade nur so weit, daß er vorn zugemacht werden kann; er reicht bis an die Waden und wird auf der Brust mit einem Riemen zusammengehalten, wenn es kalt oder feucht ist; ist es dagegen mild, so läßt man ihn offen stehen, so daß der Unterleib und die Schenkel nackt bleiben. Der obere Theil des Mantels bildet um den Hals eine Art umgeschlagenen Kragen. (Taf. 9. Abbild.) Ist es sehr warm, so legt der Kaffer seinen Mantel ganz ab; auf der Wanderung trägt er ihn auf einem Stocke auf der Achsel.

Von der Zeit der Pubertät an befestigen die Männer an dem Gürtel eine Art Schurz von verschiedener Form, die sie mit Glasperlen oder kupfernen Ringen an einem Riemen verzieren.

Die Mäntel der Frauen umhüllen den Körper so, daß das eine Ende unter das andere geschlagen werden kann und auf diese Weise der Busen bedeckt ist. Darunter tragen sie einen Gürtel von bannem Riemen, der mittelst eines Riemens festgebunden wird, welcher über die Hüften geht. Die Frauen gehen nicht wie die Männer barhäuptig, sondern tragen eine Mütze von Antilopenhaut, deren Haare nach außen gekehrt sind; sie schmücken sie mit mehreren Reihen kupferner oder eiskerner Ringe, und da dieser Kopfschmuck nach vorn gebogen ist, so reichen die Ringe fast auf die Augenlider herab. Die Mütze wird ebenfalls durch Riemen um den Kopf festgehalten. Die reichen Frauen verzieren die Mütze mit Glasperlen. (Taf. 8. Abbild.) Die Frauen arbeiten die Kleidungsstücke für beide Geschlechter; statt des Zwirnes bedienen sie sich der Sehnen von Thieren, die man dörrt und dann theilt, indem man sie mit einem Kiesel schlägt und sodann zwischen den Händen reibt.

Die Waffen der Kaffern sind die Zagale, die Keule und der Schild; die Keule besteht in einem meist dritthalben Fuß langen und zehn Eilen dicken Stocke, der in einem faulsticken Knoten endigt. Sie bedienen sich dieser Waffe beim Zweikampfe mit unglaublicher Geschicklichkeit, versehen mit der einen Hand Schläge und pariren mit der andern die des Gegners mit dem Schilde. (Taf. 8. Abbild.)

Den Feind unversehens anzugreifen und ohne ihn vorher durch eine Kriegserklärung gewarnt zu haben, wird von den Kaffern für eine tabelnwerthe Handlung gehalten. Deshalb zeigt ein Stamm, welcher den andern bekriegen will, dies durch Herolde an, die als Zeichen ihrer Eigenschaft oder der Art ihrer Botschaft einen Löwen- oder Leoparden-schweif tragen; alsbald werden alle waffenfähigen Männer aufgefordert, sich zu ihrem Häuptlinge zu begeben. Sind sie versammelt, so wird eine große Anzahl Vieh zu einem Wahle geschlachtet; man tanzt und übertreibt sich der Freude bis zum Augenblicke des Aufbruchs. Kein Krieger kann sich, bei Strafe der Confiscation seiner ganzen Habe, der Aufforderung zum Kriege entziehen. Wenn ein höchster Häuptling den Krieg unternimmt, so werden nur die Führer von dem Zwecke der Expedition unterrichtet; die gemeinen Krieger müssen blind gehorchen.

Ehe man den Feldzug beginnt, vertheilt der oberste Häuptling an die Führer und selbst an gemeine Krieger, die sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten, Straußenfedern, mit denen sie ihren Kopf schmücken; dann bricht das Heer auf und nimmt alles Vieh mit sich, dessen sie bedürftig zu seyn glaubt. Kommt man in der Nähe des feindlichen Lagers an, so wird Halt gemacht; dann melden die Herolde die Ankunft und wiederholen die Gründe zur Kriegserklärung. Hat der Feind noch nicht alle

seine Streitkräfte beisammen, so meldet er dies dem Gegner, der sodann den Angriff verschieben muß, bis der Andere bereit ist ihn zu empfangen.

Zum Schlachtfelde wählt man eine flache Ebene ohne Gebüsch, wo nichts den Blick hemmt und Ueberrumpelungen begünstigt. Die beiden Parteien rücken gegen einander bis auf etwa hundert Schritte und stoßen dabei ein gewaltiges Geschrei aus. Man beginnt damit, die Zagalen gegen einander zu werfen, die man auf beiden Seiten ausfließt, um sich derselben von neuem zu bedienen. Der Häuptling befindet sich fortwährend im Mittelpunkte seiner Linie, wo auch die Führer ihren Platz haben; andere halten sich im Rücken auf, um die Flucht zu hindern. In dieser Ordnung kämpft man weiter; die beiden Parteien bemühen sich fortwährend einander näher zu kommen; ist der Widerstand hartnäckig, so folgt ein Kampf Mann gegen Mann, und in diesem Gedränge bedient man sich der Keulen, bis eine der beiden Parteien nachgeben und das Schlachtfeld verlassen muß. Am häufigsten ergreift der schwächere Theil die Flucht, ehe es zu diesem Handgemenge kommt. Sobald die Flucht beginnt, bemühen sich die Sieger die Besiegten zu verfolgen, besonders um sich des Viehes, der Frauen und Kinder zu bemächtigen. Ist die Besorgung vorüber, so läßt der siegreiche Häuptling sogleich einen Theil des Viehes zu einem Festmahle für die Seinigen schlachten.

Wenn die Nacht die Kämpfenden trennt, ehe das Schicksal der Schlacht entschieden ist, so ruft man von einem Heere dem andern zu, es werde gut seyn, die Waffen bis zum andern Tage niederzulegen. Als bald entfernen sich die beiden Parteien einige tausend Schritte voneinander und stellen Wachposten auf, um jeden Ueberfall zu vermeiden. Bisweilen benutzt man von beiden Seiten dieses Einstellen von Feindseligkeiten, um Vorschläge zur Versöhnung zu machen. Wenn einer der Häuptlinge auf die Vorkstellungen seiner Befehlshaber hört, die ihm die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs auseinandersetzen, so läßt er seinem Gegner durch Herolde Friedensbedingungen vorlegen. Scheitern die Unterhandlungen, so kann die zum Kriege geneigte Partei die Feindseligkeiten am andern Tage nicht fortsetzen, ohne dies in aller Form angedeutet zu haben.

Wird ein definitiver Friede geschlossen, so ist die erste Bedingung immer die, daß der besiegte Häuptling seinen Sieger als seinen Oberen anerkenne und ihm Huldigung leiste. Unmittelbar nachher werden die Frauen und Kinder freigelassen; nur einen Theil des geraubten Viehes behält man; die übrige Beute wird unter die Krieger vertheilt, welche sie machten. Sind die Parteien in ihre Wohnungen zurückgekehrt, so schickt der Besiegte zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit dem Sieger einige Kinder, und dieser regalist seine Beute wie vor dem Aufbruche zum Kampfe.

In den Schlachten erleiden die beiden Heere keine so großen Verluste, als man nach der Art glauben sollte, wie sie kämpfen; die Zahl der Todten auf jeder Seite ist nicht sehr bedeutend, was wahrscheinlich von der Stellung herrührt, die der Häuptling immer in der Mitte einnimmt. Er kann von den Seinigen nicht mehr Kühnheit verlangen, als er selbst zeigt, und da die Krieger selbst für ihren Theil keinen großen Gewinn von dem Siege erwarten dürfen, so kann er nicht hoffen, daß sie sich mit Unerschrockenheit auf die feindlichen Reihen stürzen, wenn er nicht das Beispiel dazu giebt, so daß die Tapferkeit einer Kaffernarmee gänzlich von der ihres Führers abhängt.

Ein entwaffneter Feind, der mit der Hand ergriffen und gefangen genommen wird, darf nicht getödtet werden; nach dem Friedensschlusse erhält er ohne Lösegeld seine Freiheit. Die Person der Herolde wird immer geachtet, und wenn bei gegenseitiger Erbitterung eine Verletzung dieses geheiligten Gebrauches zu erwarten steht, so werden die Frauen als Unterhändler geschickt, besonders während des Waffenstillstandes. Hält sich ein Häuptling nicht für mächtig genug, seine Forderungen aufrecht zu erhalten oder seine Rechte selbst zu verteidigen zu können, so sucht er sich einen Bundesgenossen. Begünstigt der Sieg die Verhandlungen, so erhält der Bundesgenosse die Hälfte der gemachten Beute.

Was wir eben erzählt haben, bezieht sich besonders auf den Stamm der Kaffas, der am nächsten der Küste wohnt. Alle ohne Ausnahme haben sich gastlich und mild gezeigt. Waren sie bisweilen unmenschlich und grausam, so haben die Reisenden dies den Angriffen der Europäer beigemessen. Lange nahmen sie an den Küsten die Schiffbrüchigen mit mitleidiger Huld auf und begleiteten sie oft mehrer hundert Meilen weit nach E., nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, oder nach R., nach Sofala. Die im Innern nahmen ebenfalls die ersten Europäer gut auf. Die portugiesischen Geschichtschreiber erzählen, Vasco de Gama habe die Kafferkämme mit Eisenlanzen bewaffnet und mit kupfernen Ringen geschmückt gefunden; sie waren so zuvorkommend, so gastfrei und vertrauensvoll, daß er die Küste das Friedensland nannte.

Ludwig Alberti war 1806 Commandant des Forts Frederic in der Bai von Algoa; sein Aufenthalt dort und sein häufiger Verkehr mit den Kaffas gaben ihm Gelegenheit sie gut zu beobachten. Später sind Reisende von dem Cap aus zu mehreren andern Nationen gegangen, die man unter dem allgemeinen Namen der Kaffern begreift. Wir werden auf ihre Berichte zurückkommen, wenn wir die berühmte Colonie beschreiben haben, die lange im Besiz der Holländer war und jetzt Großbritannien gehört.

Kapitel XI.

Die Ansiedelung am Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Im Jahre 1486 fuhr Bartholomäus Diaz, ein portugiesischer Seefahrer, zuerst um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, ohne indeß dasselbe zu bemerken. Heftige Winde trieben ihn nach O. nach einer Bai, die er Dos Vaqueros (Ruhbait) wegen der großen Anzahl Pferde mit denen Hirtinnen nannte, welche er an der Küste sah; er war damals 40 Stunden in O. von dem Vorgebirge. Von Zeit zu Zeit hatte er Regen ausgefegt, die er von Portugal mitgebracht und reich gekleidet hatte, damit sie sich die Achtung der Eingeborenen erwürben. Er gab ihnen auch Waaren, damit sie Kaufshandel treiben könnten und Nachrichten über das Land einzögen; die Bewohner der Küste waren aber zu schüchtern, als daß man irgend eine Nachricht von ihnen erhalten konnte. Als das auf zwei Schiffe herabgekommene Geschwader des Diaz in der Bai von Algoa erschien, murrte die Mannschaft und verlangte zurückzukehren, weil die Lebensmittel erschöpft waren. Es gelang indeß Diaz, sie durch seine Ermahnungen zu vermindern, noch 25 Stunden weiter zu fahren. Die Portugiesen erreichten so die Mündung eines Flusses, den sie Rio do Infante nannten und der jetzt der Groote Vis Rivier heißt. Man kann sich denken, wie groß die Freude und Ueberraschung des Diaz und seiner Gefährten waren, als sie auf ihrer Rückkehr nach W. mitten in einem schrecklichen Sturme das Vorgebirge erblickten, das sie so lange gesucht hatten. Sie errichteten da ein Kreuz und widmeten dieses Land dem heiligen Philipp. Nachdem Diaz die Lage des Vorgebirges bestimmt und die Baien und Flüsse in der Nähe gemustert hatte, setzte er seine Fahrt nach Portugal fort. In dem Berichte, den er dem Könige Juan II. von seiner Reise erstattete, ließ er sich weitläufig über die Schwierigkeiten aus, mit denen er zu kämpfen gehabt, um das von ihm entdeckte Vorgebirge zu umfahren, das er deshalb Cabo Tormentoso (Sturmcap) genannt hatte; der König aber, der einsah, daß der Weg um dieses Vorgebirge die Straße nach Indien öffnen müsse, nannte es Cap der Guten Hoffnung, welcher Name geblieben ist.

Bei ihren häufigen Reisen nach Indien hielten die Portugiesen bei dem Vorgebirge der Guten Hoffnung an, aber sie gründeten keine dauernde Niederlassung daselbst. Im Jahre 1600 gründeten dagegen die Holländer im Anfange ihres Verkehrs mit Indien eine Station am Cap, um ihre vorbeifahrenden Schiffe mit Lebensmitteln versehen zu können; aber erst 1652 unter der Leitung Jan Riebeds bauten sie dort eine Stadt und

singen an, ihre Eroberungen im Innern auszubehnen. Die Hottentotten setzten ihnen keinen Widerstand entgegen. Die anfangs von Holländern besiedelte Colonie wurde durch eine große Anzahl Franzosen vermehrt, die ihr Vaterland nach dem Widerruf des Tractates von Nantes verlassen hatten; auch Deutsche ließen sich da nieder. Im Jahre 1795 bemächtigten sich die britischen Truppen des Caps; der Friede von Amiens (1802) gab es aber an Holland zurück. Im Jahre 1806 fiel es von neuem in die Gewalt Großbritanniens, dem es nach dem Vertrage von 1814 verblieben ist und das es bedeutend vergrößert hat.

Dieses Land liegt zwischen 29° 50' und 34° 50' f. Br. und 15° 15' und 26° 10' östl. L. Die Länge beträgt ungefähr 200 Stunden, die mittlere Breite 75 und der Flächeninhalt 14,500 Q. Stunden. Es ist in E. von dem indischen Meere, in W. von dem atlantischen Oceane, sonst aber von den Ländern begrenzt, wo Kaffern- und Hottentottenkämme leben.

Diese letztern sind die Eingeborenen, welche die Portugiesen da fanden; sie bildeten Völkerschaften, die entweder unterjocht, oder nach R. zurückgebrängt wurden. Sie haben eine dunkelgelbe Farbe, die der eines vergelbten Blattes gleicht; ihre Zähne sind häßlich, die Nase sehr eingedrückt, die Augen bedeckt, nur in der Länge geöffnet, sehr weit von einander abstehend, bräunlich und nach den Schläfen hinausaufend; die sehr markirten, obgleich dünnen und nicht vorspringenden Augenbrauen, leicht gekräuselt; das oben sehr breite Gesicht enigt sich spiz; die Backenknochen stehen sehr weit vor; der Mund ist groß, aber mit sehr weißen Zähnen geschmückt; die schwarzen oder nur braunen Haare sind ungemein kurz, wollig und stehen in einzelnen kleinen Büscheln; die Stirn ist vorstehend, besonders an dem obern Theile, dann platt und oft selbst eingedrückt. Von vorn gesehen erinnert das Gesicht der Hottentotten sehr genau an das der gelben Völker der Alten Welt und an das einiger Stämme des südlichen Amerikas; im Profil aber ist es gänzlich verschieden und wahrhaft häßlich; die bläulichen Lippen ragen wie ein wahrer Büffel vor und an denselben öffnen sich fast der Länge nach und auf die seltsamste Weise die Kieferhöhlen. Auf den Oberlippen und unter dem Kinn bemerkt man sehr wenig Bart, nie sieht man dergleichen vor den Ohren, dessen Buschel mehr von vorn nach hinten, als von hinten nach vorn geneigt ist. Der Fuß nimmt bereits eine von dem unserigen und dem der Reger so verschiedene Form an, daß man die Fußstapfe eines Hottentotten auf den ersten Blick erkennt. Sie sind meist von mittlerer Größe, aber gut gewachsen und haben kleine Glieder. Die Frauen, deren Zähne sich wenig von denen der Männer unterscheiden, verlieren, sobald sie Mütter worden sind, die anmuthigen Formen ihres Körpers, und wenn sie älter werden, erlangen ihre Brüste eine außerordentliche Dicke, ihr Unterleib steht vor und ihre Hinterbacken erhalten einen ungeheuern Umfang.

Alle Reisende schildern die Hottentotten als ein sanftes friedliches, ehrliches, treues, menschliches und anhängliches, aber apathisches, faules und schüchternes Volk von geringem Verstande und empörender Unreinlichkeit. Die Hauptkleidung des Hottentotten besteht in einem Mantel von Schaaf-, Gazellen- oder einem andern Thierfelle; ein Fellgürtel ist in Riemen geschnitten, dessen Enden auf die Mitte des Schenkels fallen; die Frauen fügen zu diesem Gürtel eine kleine acht Zoll lange Schärze und hinten ein Schaffell, das bis auf die Waden hinunterreicht. Sonst schlangen die Hottentotten um den Hals, die Arme und Beine Eingeweide von Thieren, die sie geschlachtet hatten und die sie nicht einmal wuschen, sondern dörren ließen und endlich verzehrten. Diese Sitte ist noch nicht ganz abgekommen, aber die Frauen haben statt dieser schmutzigen Pugeschnuren von Glasperlen oder andere kleine Schmuckfachen von Metall angenommen; mit den schönsten derselben zieren sie ihr Schärzchen. Wie viele andere afrikanische Völkerschaften reiben sich die Hottentotten dem Körper und die Haare mit Fett ein, unter welches sie eine schwarze oder rothe Farbe mischen.

Seit ihr Land zum Theil den Europäern unterworfen ist, haben ihre Sitten Veränderungen erlitten und ihre Anzahl hat ansehnlich ab-

genommen. Diese Entodifikation ist verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden; die vorzüglichsten sind ihre Sitte, sich unter Familien von gleichem Stamme zu verheirathen, ihre Trägheit, nach der sie sich oft selbst lieber die Nahrung entziehen, als daß sie sich Mühe darum gäben, endlich und besonders die grausame Behandlung, die sie von Seiten der Ansiedler erfahren haben. Diese haben sie zu einem Zustande der Abhängigkeit herabgebracht, welcher an Sklaverei grenzt. Die Pottentotten sind geschickt in der Jagd und sie bedienen sich dabei auch der Flinte; ihre Industrie beschränkt sich auf die Verfertigung von Bogen, plumpen irdenen Töpfen und Pfeilen, und auf das Zusammennähen von Schaffellen zu ihren Kleidungsstücken.

Die Sprache aller dieser Pottentottenstämme zeigt trotz sehr auffallenden Dialectverschiedenheiten einen allgemeinen Aehnlichkeitscharacter. Nach der Bemerkung mehrerer Reisender zeichnet sie sich durch eine Menge schneller, rauher, klangender Töne aus, welche aus der Tiefe der Brust mit starker Aspiration ausgestoßen und in dem Munde durch ein seltsames Klatschen der Zunge gebildet werden.

Die Pottentotten haben weder Geseze noch Religion, aber man findet bei ihnen Zauberer, die sie an lächerliche Gebräuche gewöhnten, in denen die Reisenden die Existenz eines Cultus zu erkennen glaubten. Europäische Missionaire hatten seit 1737 ihnen das Christenthum zu predigen gesucht. Der erste, welcher dieses verdienstliche Werk unternahm, war Georg Schmidt, ein Deutscher, der zu der Secte der Herrnhuter gehörte. Seine Arbeiten waren nicht ohne Erfolg in den sieben Jahren, die er in Afrika verbrachte. Das Predigen des Evangeliums, dann bis 1792 unterbrochen, wurde später von denselben Herrnhutern mit einem wahrhaft exemplarischen Eifer trotz den Hindernissen aller Art wieder aufgenommen, die sie zu bekämpfen hatten und die besonders ihre Armuth, das Uebelwollen der holländischen Bauern und der Krieg waren, der sich von Europa aus bis in diese fernen Gegenden verbreitete. Alle diese Widerwärtigkeiten wurden überwunden; später kamen Missionaire von verschiedenen protestantischen Kirchen an und gegenwärtig sind Anstalten zum Unterrichte im Christenthume an mehreren Orten gegründet worden.

Die Wohnungen der Pottentotten bestehen in Hütten aus Baumzweigen, die Bienenkörben gleichen; man kriecht in dieselben hinein; der Feuer befindet sich in der Mitte. In der Nacht schläft die Familie unter einander um das Feuer herum; am Tage streckt sie sich vor der Hütte auf der Erde aus, um sich in der Sonne zu wärmen. Eine Vereinigung dieser Hütten bildet einen Kraal (Dorf).

Ten Rhyn, ein holländischer Arzt, gab zuerst eine detaillierte Beschreibung von dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er im J. 1673 angekommen war. Sein Bericht, der 1686 erschien, ist um so werthvoller, da er in einer Zeit geschrieben wurde, als die Europäer die Pottentotten noch nicht durch ihre Raubereien genöthigt hatten, sich von dem Cap zu entfernen und sich in die benachbarten Gebirge zu flüchten. Im Anfange des 18. Jahrh. wurden mehrere Expeditionen von verschiedenen Seiten unternommen, und eine drang bis in das Kaffernland vor; es gelang ihnen, Handel mit den Pottentotten zu treiben, welche Glasperlen, Goldbänder von kupfernen Kugeln, und Tabak für ihre Vieh erhielten. Bisweilen traf man auf einem langen und beschwerlichen Marsche nur zwei armselige Kraals ohne Kinder und Schaafe. Die den Holländern bewilligte Handelsfreiheit hatte nicht überall die guten Wirkungen hervorgebracht, welche die Regierung davon hoffte. Wagabonden dieser Nation hatten die Kräfte geplündert und die unglücklichen Pottentotten sich genöthigt gesehen, ihrerseits ihre Nachbarn zu beschlehen. Diese beklagenswerthen Repressalien hatten das ganze Land ruiniert und aus einem friedlichen Volke, das unter seinen Häuptlingen von dem Ertrage seiner Heerden lebte, eine Räuberschaar gemacht, die sich in dem Gebirge und in den Wäldern aufhalten mußte.

Um diese Zeit wurde Peter Kolbe aus Bayreuth nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung geschickt, um da astronomische Beobachtungen anzustellen; er blieb dort von 1704 bis 1713, nachdem er sich einige Zeit

in dem Innern des Landes aufgehalten hatte. Sein Bericht, der 1719 in drei Folioabänden erschien, war einer der merkwürdigsten, instructivsten und vollständigsten, die man bis dahin über irgend ein Land der Erde erhalten hatte. Er bemühte sich besonders, die Sitten der Pottentotten kennen zu lernen und genau zu beschreiben; er sammelte alle Schriften, Bemerkungen und Nachrichten, welche ihm die Europäer liefern wollten, unter denen er in Afrika lebte und die den Vortheil gehabt hatten, die Eingeborenen zu einer Zeit beobachten zu können, als sie den Holländern sehr nahe standen. Er beschrieb auch das Gebiet der Colonie und entwarf vollständigere Karten, als man bis dahin besessen hatte, und endlich gab er das umfassendste Verzeichniß der Naturerzeugnisse. Sein Buch wurde indeß mit außerordentlicher Haste getabelt, und es enthält allerdings auch sehr seltsame Dinge.

Nachdem er von der Ruß und dem Tanze der Pottentotten gesprochen hat, setzt Kolbe hinzu, daß man dem, welcher im Kampfe ein großes Thier erlegte, eine Belohnung zuerkenne, durch die er sich sehr geehrt hatte. Zuerst begiebt er sich in seine Hütte und bald darauf schiltken die Bewohner des Kraals einen Alten zu ihm, der ihn unter seine Handeute führt, welche ihn mit Freudenruf empfangen. Dann kniet er sich in einer eigends für ihn vorgerichteten Hütte nieder und die Andern knien sich um ihn herum. Sein Führer tritt nun zu ihm und beipißt ihn vom Kopfe bis zu den Füßen während er einige Worte spricht; je reichlicher die Dosis ist, die er so empfängt, um so höher glaubt er sich geehrt. Vorher schon hat er mit seinen Fingern kleine Rinnen in die Fettschicht gezogen, die ihn bedeckt, um nichts von der Begießung zu verlieren, und er reibt sich damit sorgsam das Gesicht und den Körper; dann zündet der Führer seine Pfeife an und läßt sie in der Versammlung herumgehen, bis der Tabak verbrannt ist, dann nimmt er die Ache davon und bestreut damit den neuen Ritter, der zu gleicher Zeit die Glückwünsche seiner Handeute über seine Heidenthat und die Ehre empfängt, die er dadurch dem Kraal erwiesen hat. Auf diesen großen Tag folgen drei Tage der Ruhe, in denen es seiner Frau verboten ist, ihm zu nahen. Am Abende des dritten Tages schlachtet er ein Schaf, empfängt seine Frau und läßt es sich mit seinen Freunden und Nachbarn wohl seyn. Die Blase des Thieres, das er überwunden hat, ist das Monument seines Ruhmes; er trägt sie als eine Art Ordens am Paare.

Die Begießung mit Urin wird auch, nach demselben Verfasser, bei dem Jünglinge vorgenommen, wenn man ihn in seinem achtzehnten Jahre unter die Männer aufnimmt; bis dahin war es ihm nicht erlaubt, mit denselben zu sprechen, selbst nicht mit seinem Vater. Der Candidat hat sich vorher bedeutend mit Fett und Ruß eingerieben.

Der Abbé de La Caille, ein berühmter französischer Astronom, begab sich blos aus Liebe zur Wissenschaft 1751 nach dem Cap, um die Gestirne der südlichen Hemisphäre zu studiren und genau die Lage dieses für die Geographie so sehr wichtigen Punktes zu bestimmen; sein Aufenthalt in Afrika war eine Reihe ununterbrochener Arbeiten. Im J. 1753 schiffte er sich nach Ile de France ein.

Er hat Kolbe vorgeworfen, die Zahl der Pottentottenstämme auf einem so unfruchtbaren Boden wie der in der Umgegend des Caps übertrieben zu haben; aber er beachtete dabei nicht, daß Kolbe, weit entfernt, alle Nationen, die er nennt, auf das unmittelbare Gebiet des Caps zu setzen, sie sehr weit nach N. und O. bis an die Küste des Kaffernlandes vertheilt.

Im Jahre 1760 übergab Goetsee, ein Bürger vom Cap, der sich weit über die Grenzen der Colonie hinausgewagt hatte, bei seiner Rückkehr dem Gouverneur Nyl Tulbagh den Bericht über seine Reise, in welchem er reiche Kupferminen beschrieb, die er gefunden hatte und von denen er Proben mitbrachte. Er hatte auch von einer Nation gehört, die Eisenwand trage, von brauner Farbe sey und im N. wohne. Tulbagh, der fürchtete, es möchten dies Portugiesen seyn, die sich in einiger Entfernung von der holländischen Colonie angesiedelt hätten, aber auch wo möglich die von Goetsee zc. gefundenen Minen zu benutzen gedachte, ordnete ein

Expedition nach dieser Seite hin an; er erlaubte dreizehn Bürgern, dieselbe zu begleiten, und ernannte Heinrich Hop zum Führer der Caravane, zu welcher auch ein Feldmesser, ein Gärtner und ein Chirurg gehörten.

Nachdem die Holländer unter 18° 18' östl. L. und 31° 40' s. Br. über den Elefantensfluß gegangen waren, setzten sie ihren Marsch nach dem Lande der Groß-Ramaquas in N. der Colonie fort und gingen viel weiter als Goetsee gekommen war. Die Luft ist in diesem Lande rein und gemäßig; die Groß-Ramaquas sind gesunde und kräftige Menschen. Ihr Reichthum besteht in zahlreichen Viehherden und am meisten bemühen sie sich um Eisenketten und Glasperlen. Am 17. Decbr. 1761 kehrte die Caravane nach dem Cap zurück; das Gestein, das das Kupfererz enthielt, wurde untersucht; obgleich nun aber dasselbe ein Drittel reines Metall enthielt, so meinte man doch, die Härte des Gesteins werde die Bearbeitung sehr schwierig machen. Ueberdies mangelte es in der Nähe an Holz, und die Bänke und Klippen in dem Bette eines benachbarten Flusses, der sich in den Atlantischen Ocean ergoß, hinderten, denselben schiffbar zu machen.

Am 27. April 1762 kam man an das Cap zurück. Kein Reisender war vorher so weit nach N. gekommen als Hop. Diese Expedition verschaffte auch genaue Beschreibungen und gut gezeichnete Abbildungen von zwölf der größten Säugethiere Südafrikas; mehrere davon waren neu oder nur ungenau bekannt. Alle Leute der Caravane kamen wohl und gesund zurück, aber in Folge der Anstrengung und des Wassermangels war viel Vieh gestürzt. Man erlangte die Kenntniß von mehreren Volksstämmen, von denen einige die Getränke noch hatten, die von den Pottentotten am Cap ausgegeben worden waren.

Andreas Sparrmann, ein schwedischer Naturforscher, kam 1772 nach Südafrika als Lehrer der Kinder eines reichen Bewohners der Colonie, und er widmete alle Augenblicke, die er von seinem Geschäfte erübrigte, der Auffsuchung der Pflanzen. Ein seltsamer Zufall entriß ihn diesen Beschäftigungen. Cook hatte an dem Cap angelegt und Sparrmann ließ sich von den beiden Förstern, den Naturforschern der Expedition, überreden, die Reise mit ihnen zu machen. Cook billigte dies und Sparrmann begleitete so diesen berühmten Seefahrer auf dessen zweiter Reise um die Welt. Als er im Juli 1775 nach Afrika zurückkam, trat er als practischer Arzt auf, was ihm die Mittel verschaffte, einen langen Ausflug in das Innere des Landes zu unternehmen. Er erzählt, er habe vor dem Antritte dieser Reise von allen Seiten Nachrichten über die Länder gesammelt, die er zu durchwandern gedachte; aber das Resultat seiner Bemühungen lehrte ihn, daß sie den Bewohnern der Hauptstadt nur sehr wenig bekannt waren; man hielt ihm selbst das Extravagante und Gefährliche seines Unternehmens vor. Er blieb jedoch dabei und nahm als Reisegefährten Daniel Immelman, einen jungen in Afrika geborenen Holländer, der schon einen Theil des Innern besucht hatte und die Unkenntniß seiner Landleute von dem um sie her für eine Schande hielt.

Nachdem sich Sparrmann mit allem versehen hatte, was bei einer Reise durch ein Land nöthig war, wo man keine Erleichterung findet als die Gastlichkeit der Einwohner, brach er am 25. Juli auf und wendete sich nach D. Er hielt sich in einer gewissen Entfernung vom Meere an dem untern Theile der Bergterrasse am nächsten der Küste, besuchte die Bai Koffel, drang wieder in das Innere und näherte sich nur selten dem Ocean. So kam er bis an die Ufer des Groote Vis Rivier und ging dann nach N. nach dem Agter Drupntjes Poogte, einem hochgelegenen Bezirke bei der Kette der Sneeuw Bergen (Schneeberge). Er befand sich da unter 28° 30' s. Br. und 360. Stunden vom Cap. Am 6. Febr. kehrte er nach dieser Stadt zurück, entfernte sich an einigen Stellen von dem früheren Wege und kam am 15. April mit Heulen von Thieren von jeder Größe und einer großen Menge Pflanzen zurück.

Thunberg, ein Landsmann von Sparrmann, und G. Paterfon, ein englischer Militär, reiste ebenfalls in der Capcolonie, der erstere 1772, Letztere in Afrika.

der zweite von 1777 bis 1779. Beide hatten den Zweck, naturhistorische Gegenstände zu sammeln. Paterfon drang nach N. etwas über den Dranienfluß und in D. weit über den Groote Vis Rivier hinaus bis in das Land der Kaffern.

Kurze Zeit nachher wurden dieselben Länder von François Le Baillant besucht, der in dem holländischen Guiana von französischen Eltern geboren worden war. Er kam 1780 am Cap an, und seine Fertigkeit im Schießen, seine Kraft, seine Gewandtheit und sein Muth waren für ihn bedeutende Empfehlungen in einem Lande, wo das Bedürfnis die wilden Thiere zu entfernen und zu vernichten, sowie sich Wild zu verschaffen, alle Männer zu geschickten und unermüdblichen Jägern macht. Seine Kenntnisse in der Ornithologie und in der Kunst die Thierfelle zuzubereiten waren ebenfalls bei den Bewohnern des Caps Titel, welche Sammlungen machten oder die Vögel entweder für sich selbst oder in der Absicht aufsuchten, damit Handel zu treiben und sie nach Europa zu schicken. Le Baillant bekam alsobald Freunde und Gönner. Der Fiscal der Colonie nahm ihn unter seinen Schutz und lieferte ihm Alles, was er zur Ausführung seiner Pläne und zum nöthigen Reisen brauchte: Wagen, Stiere, Pferde, Lebensmittel, Vieh, Tauschgegenstände für die Wilden, pottentottische Diener zur Begleitung, Führer und Empfehlungsschreiben für die Magistrate und Anseher.

Er brach am 18. Decbr. 1781 vom Cap auf und begleitete zu Pferde sein Convoi, das aus zwei großen Wagen bestand; sein Gefolge waren 60 Stiere, 3 Pferde, 9 Hunde und 5 Pottentotten. Er wendete sich nach D. und wählte soviel als möglich die am wenigsten besuchten Orte, um mehr wenig bekannte Vögel zu finden. Er sah Herden von Gazellen und andern Antilopen, die sehr zutraulich waren, endlich Schaaren von Zebras und Straußen, die sich jedoch sehr schüchtern zeigten. Im Allgemeinen entfernte er sich von der Küste.

In Zwelldam, dem Hauptorte eines Bezirks, kaufte er einen Karren, auf den er seine Räder brachte, ferner mehrere Stiere und einen Hahn, der ihn früh wecken sollte. Dieser Vogel gewöhnte sich wirklich daran, auf dem Felde unseres Reisenden und auf dessen Wagen zu schlafen; er verkündigte regelmäßig der ganzen Caravane den Ausgang der Morgenröthe und wurde so zahm, daß er sich nie aus der Nähe des Lagers entfernte. Kam er bei dem Auffuchen seiner Nahrung etwas weit weg, so kehrte er doch immer Abends dahin zurück. Bisweilen wurde er von kleinen Thieren von der Art der Marber verfolgt und er eilte dann halb laufend, halb fliegend unter lautem Geschrei nach dem Lager zurück. Es kam ihm dann immer ein Mensch oder ein Hund schnell zu Hilfe.

Ein anderes Thier, das dem Reisenden noch wesentlichere Dienste leistete, war ein Pavian, welche Affenart am Cap sehr häufig ist; er hatte ihn abgerichtet, auf das geringste Zeichen zu gehorchen, nannte ihn Kees und machte ihn zu seinem Vorkoster und zur Wache der Gesellschaft. Wenn Le Baillant Früchte oder Wurzeln fand, die seinen Pottentotten nicht bekannt waren, so durften sie dieselben nicht eher anrühren, bis Kees sie gekostet hatte; warf der Affe sie weg, so hielt man sie für unangenehm oder gefährlich und benutzte sie nicht. Kees war überdies unvergleichlich wachsam; in der Nacht und am Tage erweckte ihn das geringste Geräusch. Durch sein Geschrei und seine Geberden wurde man immer von der Nähe eines Feindes benachrichtigt, ehe noch die Hunde etwas merkten; sobald er aber Lärm gemacht hatte, sprangen sie und stürzten sich dann alle nach der Seite hin, wohin er sah. War er auf dem Marsche müde, so setzte er sich auf einen der Hunde, der die Geduld hatte, ihn Stunden lang zu tragen.

Die Häuptlinge der Wohnungen in der Nähe des Weges, in welche Le Baillant trotz allen Bitten nicht eintrat, schickten ihm Lebensmittel, besonders Milch. Er theilte seine Lebensmittel mit seinen Leuten und Kees, der darnach sehr begierig war und dem Ueberbringer stets weit entgegen ging.

Indessen trat der Regen ein und fiel so heftig, daß die Bäche anschwellen und alles verwässerten und mit sich fortrissen. Le Baillant und

seine Schaar waren nahe daran umzukommen; sie suchten sich in hohle Bäume und konnten nicht mehr auf die Jagd gehen; sie freuten sich ungemein, einen Büffel zu finden, der ertrunken war und dessen Fleisch sie von dem Hungertode rettete. Gegen das Ende des März nahm der Regen ab, die Bäche verschwanden und Le Baillant besetzte sich, sein Lager drei Stunden weiter auf den Hügel Pampoen Kraal zu verlegen, den er als einen entzückenden Ort beschrieben hat. Die Strapazen, die er überstanden hatte, zogen ihm ein hitziges Fieber zu. Er ließ sogleich seine Caravane anhalten, schlug sein Lager in der Nähe eines Baches auf und ließ sich zur Wer. Zwölftägige Ruhe und Diät stellten ihn wieder her und er begann seine gewöhnlichen Beschäftigungen von neuem.

Bald darauf war er auf der Elephantenjagd den größten Gefahren ausgesetzt, und er wurde nur durch die Aufopferung, den Muth und die Geistesgegenwart eines seiner Hottentotten, Namens Klaas, gerettet, der von diesem Augenblicke an sein treuer Gefährte und sein erster Lieutenant in dem Commando seiner Schaar wurde. Bei dieser Gelegenheit erlegte man vier Elephanten; man labte sich an den gekochten Füßen, die der Reisende als ein vortreffliches Essen rühmt, und nahm die langen Dauer mit.

Weiter hin traf Le Baillant Hottentotten, die vor Kaffern flohen, welche ihren Kraal verwüstet hatten, der hinter dem Ägter Bruyntjes Hoogte lag. Die Räubereien der Ansiedler hatten diese Repressalien der Kaffern veranlaßt, und die Buschmänner benutzten diese Feindseligkeiten, um zu gleicher Zeit die Kaffern, die Hottentotten und die Ansiedler zu plündern.

Jenseits des Ägter Bruyntjes Hoogte gelangte Le Baillant zu Wohnungen von Ansiedlern, die anfangs über seinen langen Bart erschrocken; er hatte sich seit elf Monaten nicht rasirt; sie beruhigten sich aber, als sie die Briefe sahen, welche er überbrachte. Sie hatten bei sich eine Anzahl Messigen-Hottentotten, die muthiger und verständiger sind als die reinen Eingeborenen. Da sie das Land und die Sprache der Kaffern kannten, nahm Le Baillant drei mit sich, schickte sie voraus und machte Halt an einem kleinen Flusse, der damals die Grenze der Colonie an dieser Seite bildete. Am andern Tage trachten sie ihm einen andern Messigen, Namens Hans, der immer unter den Kaffern gelebt hatte und unserm Reisenden die Gefahr nicht verheimlichte, der er sich aussetze, wenn er sich zu einem Volke wage, das gegen die Ansiedler so aufgebracht sey. „Nichts desto weniger,“ setzte er hinzu, „ist Ihr Ruf Ihnen vorausgegangen; Sie werden in aller Sicherheit bis zu dem Könige dieses Gebietes gelangen, auf dem Sie sich bereits befinden.“ Dieser Rath konnte eine Schlinge verbergen, Le Baillant aber, der jeden Argwohn zurückwies, glaubte ihm folgen zu müssen; nur schlug er dem Hans vor, dem Hauptlinge seinen Besuch zu melden und ihm Geschenke zu überbringen. Hans nahm diesen Auftrag an und brach mit den beiden treuesten Hottentotten des Reisenden auf; dieser wollte jenseits des Groote Vis Rivier warten. Zehn Tage nachher sah er mit Verwunderung bei seinem Erwachen sich mitten in seinem Lager von etwa zwanzig Gonaquas umringt; der Hauptling näherte sich ihm, um ihn zu begrüßen, und die Frauen alle boten ihm ein kleines Geschenk. Le Baillant zeigte sich dankbar und zeichnete besonders ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren aus, von dem er eine reizende Schilderung entworfen hat, welche er auf folgende Weise schließt: „Sie war die jüngste der Grazien unter der Gestalt einer Hottentottin. Ich fand ihren Namen schwer aussprechbar und dem Gehöre unangenehm, und nannte sie daher Karina, was im Hottentottischen die Blume bedeutet.“ Diese Episode aus der Reise Le Baillants ist eine von denen, die am meisten gefallen haben.

Als die Gonaquas nach ihrem Dorfe zurückgegangen waren, machte Le Baillant ihnen einen Besuch, was ein Festtag war. Am andern Tage kam er wieder in sein Lager, und nach einigen Tagen erzählte man ihm, man habe an der andern Seite des Flusses eine große Volksmenge bemerkt, die sich anschickte herüber zu kommen. Man stellte sich alsbald in Schlachtordnung auf und schickte sich zur Vertheidigung an; die Kaffern

aber hielten an als sie im Bereiche der Jagaten waren, und man sah mit großer Freude Hans vortreten und allein auf Le Baillant zukommen. Er sagte ihm, er könne frei bei den Kaffern reisen und sie würden ihn wie einen Freund und selbst als einen Beschützer empfangen. Sie meinten wirklich, er habe die Macht, sie an einem Ansiedler von Bruyntjes Hoogte zu rächen, dessen bloßer Name, seiner Grausamkeiten wegen, Schrecken verursacht.

Le Baillant gab den Kaffern durch Zeichen zu verstehen, näher zu kommen, und er wurde bald umringt; er vertheilte Tabak und andern Geschenke unter sie. Trotzdem gelang es ihm nicht, das Mißtrauen seiner Leute zu zerstreuen, die sich weigerten, das Land der Kaffern zu betreten. Er brach deshalb mit Hans, vier Gonaquas und drei andern Hottentotten und dem Affen Rees nach D. auf, und traf auf verlassenem Kraale, wo einige Hütten verbrannt worden zu seyn schienen. Die ersten Kaffern, die er sah, mußten erst beruhigt werden, so sehr fürchteten sie die Nähe der Ansiedler; auf der andern Seite sahen sie sich von dem Lambuis, einer Nation an der Küste, mit Nord bedroht und mußten nach N. zurückweichen. Als Le Baillant 20 Stunden weiter nach D. gekommen war als Sparrmann, kehrte er um, ging den Groote Vis Rivier hinauf und zu seinem Lager zurück.

Von da wendete er sich nach N. nach den Sneeuw Bergen, sah im Vorübergehen das Lager der Gonaquas und Karina, die er mit Geschenken überhäufte, ging am 16. Decbr. über den Klein Vis Rivier (kleinen Fischfluß) und war an den Ufern desselben zum ersten Male Zeuge einer Feuerschreckenwanderung; „sie zogen,“ sagt er, „in so großer Anzahl, daß die Luft wahrhaft von ihnen verbunkelt wurde; sie erhoben sich nicht viel über unsere Köpfe, bildeten aber eine Colonne, die zwei bis drei Meilen breit seyn konnte, und es verging über eine Stunde, ehe sie vorüber war. Sie zogen so dicht, daß die erdrückten z. hagedicht herunterfielen; man Rees verzehrte sie mit großem Appetite und sammelte auch Vorrath.“

Le Baillant ließ die Bruyntjes Hoogte hinter sich und bemerkte in NW. die Sneeuwberge, auf denen, trotz der großen Hitze, in den Thälern in der Nähe der Gipfel noch immer Schnee lag. Er durchwanderte, so weit es die Vorsichtsmaßregeln erlaubten, die er zu seiner Sicherheit ergreifen mußte, die Ausläufer dieser Berge, wohin sich die Hottentottenhorden geflüchtet hatten, um den Plünderungen der holländischen Ansiedler zu entgehen; dann wendete er sich nach SW. und am 3. Febr. 1783 betrat er die dünnen Karro-Benen. Er litt sehr durch Wassermangel und die Wärme, und am 2. April war er nach einer Abwesenheit von sechs-jehn Monaten in der Capstadt zurück.

Dieser erste Ausflug hatte ihm nicht ganz genügt; er machte mehr andere in die Umgegend der Stadt und vermehrte seine Sammlungen ansehnlich. Endlich nahm er seinen frühern Plan wieder auf, ganz Afrika von S. nach N. zu durchwandern, und machte sich am 15. Juni 1784 auf den Weg; er hatte bei sich 19 Personen, Klaas und dessen Frau mitgerechnet, überdies 36 Stiere zum Ziehen seiner drei Wagen, 14 zum Relais und 2 zum Tragen der Bagage seiner Hottentotten; 3 Kühe wegen der Milch, einen Bock und zehn Ziegen, zwei Pferde und 13 Hunde. Der Fahn, welcher ihm auf der ersten Reise einiges Vergnügen gemacht hatte, brachte ihn auf den Gedanken, auch auf dieser einen mitzunehmen; Rees endlich vervollständigte den Zug.

Als man an den Elephantenfluß kam, war er ausgetreten. Le Baillant konnte nicht schwimmen; er setzte sich deshalb auf einen Baumstamm, den zwei starke Schwimmer an Seilen nach sich zogen; nicht ohne Mühe erreichte er so das andere Ufer. Man ging nach N. weiter; die Stiere waren sehr geschwächt durch schlechtes Futter, und zwei waren ertrunken. Das Land war eine dürre verbrannte Fläche; man fand statt des Wassers nur feuchten Roth; die Zahl der Thiere nahm schnell ab. Man erhielt Unterstützung von zwei Messigenansiedlern, bei denen man anhielt, und einer derselben zog mit.

In der Nähe der Kamis-Berge wurde Le Baillant von Ben der Westhupfen, einem Ansiedler, aufgenommen; andere Ansiedler

verkauften ihm Rinder. In der Nacht fühlte unser Reisender, daß die Temperatur sich bedeutend abkühlte, und er war sehr überrascht, als er beim Erwachen den Boden von Schnee bedeckt sah; an manchen Stellen war das Eis zwei Zoll dick. Das Bild war längs der Ufer des Grünen Flusses sehr zahlreich, der ein lachendes Thal bewässert.

Am 11. Septbr. kam man zu einem Ramaquas-Kraal. Diese Ramaquas sind ein Stamm von Hottentotten, stärker als die am Cap; man sah darauf mehrere andere und gelangte in eine Sandwüste voll niedriger Hügel. Man bemerkte Hütten, die von Buschmännern bewohnt waren, welche bei Annäherung der Caravane entflohen. Man lagerte da, und nach seiner Abreise ließ Le Bailant in der auffallendsten Hütte Tabak und verschiedene kurze Waaren zurück.

Der folgende Tag war noch beschwerlicher, weil der Sand, über den man ging, feiner und zugleich beweglicher wurde. Zum Glück brachten einige Stunden den Reisenden die Hoffnung wieder zurück; der Boden und der Sand waren mit einer eigenthümlichen Grasart bedeckt, die Hügel waren minder kahl und man sah unter den großen Moen verküppelte Büsche; endlich hörte man in N.B. das Brausen der Bogen. Als bald begann die ganze Caravane Geschwindschritt und so gelangte sie an das Ufer des großen Drantienflusses.

Le Bailant erkannte bald, daß er Unrecht daran gethan, seine Reise in der trockenen Jahreszeit zu unternehmen; da zumal gegen die gewöhnliche Ordnung der Regen in der feuchten Jahreszeit ausgeblieben war, so herrschte eine außerordentliche und entsetzliche Dürre, so daß die Thiere kein Futter fanden und die jungen Lelche einer Nothart verzehren mußten. Den Menschen dagegen gebrach es an nichts, die Jagd und der Fischfang befriedigten alle ihre Bedürfnisse.

Es wurde beschlossen, weiter hinauf zu gehen, und man lagerte da; Le Bailant erlegte eine große Anzahl Vögel und selbst große Thiere, besonders Elephanten und Kuskpferde; die Löwen hielt man ab, indem man die Bäume in mehr als 50 Schritten in der Runde anzündete. Der Zustand des Viehes erlaubte jedoch nicht, sich mit ihm weiter zu wagen. Le Bailant entschied sich also wie bei seiner ersten Reise, sein Lager unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes zurückzulassen, und er brach am 28. Octbr. mit 18 seiner Kutschknechte, einem Westigen-Ansiedler, acht Ramaquas, seinem Affen, zwei Pferden und sechs Ochsen auf.

Ueber den Fluß ging er auf einem Floß, dann zog man an ihm aufwärts hin. Nach zahlreichen Wanderungen gelang es Le Bailant endlich am 10. Novbr. eine Giraffe zu erlegen; er gesteht, daß dieser Tag einer der glücklichsten seines Lebens gewesen, und erzählt diese Sache in einem Tone aufrichtiger Begeisterung. Er beschreibt ausführlich die Sorgfalt, die er aufwendete, damit die Haut des schönen Thieres gut erhalten werde. Er brachte dieselbe auch bekanntlich glücklich nach Europa, und sie steht jetzt ausgestopft in dem naturhistorischen Museum in Paris.

Le Bailant befand sich da in dem Lande der Großen Ramaquas, und erhielt einen Besuch von einer Schaar Caminuquas, die sich später erbieten, ihn zu begleiten, auch ihm Vieh zur Fortsetzung seiner Reise nach N. lieferten. Er ließ also nochmals einen Theil seiner Leute in einem Lager zurück, marschirte aber mit einer zahlreichen Caravane als früher, denn sie bestand aus 60 Personen und 40 Stück Vieh, sowie aus mehreren Hundten.

Man hatte gerade die längsten und wärmsten Tage im Jahre, und an jedem brach irgend ein Gewitter los, leider aber ohne Regen. Auf dem Wege wurde die Caravane von Frauen vergrößert, die einwilligten, den Männern zu folgen, deren Anträge sie annahmen. Sie zeigten sich arbeitssamer und wachsammer als die Männer, und waren so nützlich, daß Le Bailant seine Einwilligung, sie zur Caravane zuzulassen, nicht bereute.

Man kam zu den Koriquas; die Anarchie und die Unordnung herrschten unter ihnen wegen des Todes der Häuptlinge; sie versprachen Le Bailant, dem der Bewerber zu gehorchen, dem er wählen würde. Nach-

dem er sich in Geheim nach dem erkundigt hatte, welcher die meisten Stimmen für sich zu haben schien bezeichnete er einen gewissen Paripa, der etwa 40 Jahre alt, groß, gut gebaut, sehr stark und „deshalb von der Natur berufen war, die Schaar der Schwachen zu beherrschen.“ Paripa wurde zur Zufriedenheit Aller gewählt, und Le Bailant erhielt von dieser Horde alle Unterstützung, die er wünschen konnte, und Führer.

Weiter in N.D. bewohnten die Kobobiquas ein sehr dürres Land; die Noth hatte sie gezwungen, Brunnen für sich und ihr Vieh zu graben, aber auch dieses Hilfsmittel reichte oft nicht aus und sie mußten dann den Aufenthaltsort wechseln. Der Bis Rivier oder Konup war austrocknet. Aber bald schwellten nun heftige Gewitter alle Flüsse an; man ging weiter zu den Kobobiquas, die sich vor den Andern dadurch auszeichneten, daß alle Sandalen trugen. Als Le Bailant seine Absicht ankündigte, zu den Fuzuanas zu gehen, verbreitete sich ein gewaltiger Schrecken in seiner Caravane, so sehr war jener Stamm gefürchtet, und man drohte, unsern Reisenden zu verlassen. Nach lebhaften Vorstellungen schickte man sich jedoch an ihm zu folgen, einige aus Furcht vor den Buschmännern, andere aus Eigenliebe.

Am dritten Tage erkannte man die von Felsen und kleinen Bergen umgebene Ebene, sowie die Berge, welche von den sandalenträgenden Kobobiquas für die Wohnung der Fuzuanas ausgegeben wurden; man bemerkte ihre Feuer, aber die allgemeine Furcht, die sie einschlößten, gebot Le Bailant große Vorsicht. Als man im Angesichte des Lagers ankam, waren nur Frauen außen, welche einen Lärmchrei anstießen; auf dieses Signal kamen die Männer mit Bogen und Pfeilen heraus; die ganze Schaar begab sich in eine Schlucht und auf ein Terrain, von wo sie die Caravane in aller Sicherheit beobachten konnte. Le Bailant ging auf die Hütten zu; sie waren leer; er ließ Tabak und Glasperlen darin zurück und entfernte sich sodann wieder. Die Fuzuanas nahmen diese Geschenke und entschlossen sich sodann, mit ihm in Verbindung zu treten. Er schlug sein Lager an dem Ufer ihres Baches auf. Er erfuhr von ihnen, daß sie sich nicht an dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes befänden und daß sie eben nach W. zögen. Er schloß sich ihnen an und sie führten ihn bis Karup, wo er sich von ihnen trennte. Er schätzte sie als ein mäßiges, thätiges und treues Volk; sie sind kleiner und minder schwarz als die Hottentotten und man bezeichnet sie mit dem Namen der chinesischen Hottentotten.

Endlich kam er an sein Lager an dem Drantienflusse zurück, dann ging er zu den Gossiquas und kam nach verschiedenen Abenteuern nach dem Cap zurück nach einer Abwesenheit von sechzehn Monaten. Er war bis zum 26. der Breite gekommen.

Am 16. Septbr. 1796 bemächtigte sich Großbritannien der Capcolonie; im Jahre 1797 hatte Lord Macartney, der zum Gouverneur ernannt worden war, als Privatsecretair den Herrn J. Barrow, einen geistreichen, sehr unterrichteten Mann und gewandten Schriftsteller. Da diesem alle Papiere der Colonie zur Verfügung standen, so konnte er von derselben eine gute Beschreibung geben; er durchwanderte sie auch, brach am 1. Juli mit mehreren Landseuten und einer Schaar Ansiedler auf und ging über die Karro oder dürre Wüste, die in D. ein großes 200 Stunden langes Plateau bildet, dessen Temperatur kälter ist, als man nach der Lage zwischen dem 30° und 33° südl. Br. glauben sollte. Man gelangte dahin durch ein kloof (Defile), das in ein tiefes, ebenes, 15 Meilen langes und 2 Meilen breites Thal führt, wo einige Familien wohnen; die Berge in N. waren mit Schnee bedeckt und doch zeigten die Drangen am Fuße derselben reife Früchte. Am Ende dieses Thales nahmen die Reisenden Abschied von jeder menschlichen Wohnung auf wenigstens 16 Tage, denn so viel Zeit braucht man, die große Karro zu durchziehen.

Am 12. Juli erreichte die Caravane nach einem vierstündigen Marsche nach N.D. den Gipfel der niedrigsten Berge des Thales. Man war von Staffel zu Staffel gestiegen bis zu einer Höhe von ungefähr 1500 Fuß. Oben überblickte das Auge eine holperige von einigen Hügeln durchzogene

Fläche; kein lebendiges Geschöpf belebt diese Stübe, nur einige ärmliche kriechende Pflanzen vegetiren auf einem braunen Lehme. Der Weg war ziemlich gut. Die Karro wird von einigen Kühen durchzogen, die sich von allen andern dadurch unterscheiden, daß sie um so kleiner werden, je weiter sie fließen, obgleich sich kleine Bäche mit ihnen verbinden. Endlich kam man durch bewaldete und bewohnte Thäler, und am 28. schlug man die Zelte zu Poort auf. Dieser Ort kann für den Eingang zu dem Sambbebo, einem bergigen und grünen Bezirk, angesehen werden.

Nachdem Barrow sich in Graaf Rynnet, dem Hauptort eines Bezirkes, erholt hatte, wendete er sich nach der Bai Algoa, wo er am 18. August ankam; dann erreichte er die Wälder von Bruyntjes Poogte und zog durch ein wildes und unbewohntes Land nach dem Kaffernlande, dessen Bewohner er auch bald traf. Er ging über den Grootte Wis Rivier und den Reis Kamma und traf Galka, den König des Bezirkes, der, obwohl noch jung, in seinen Reden viel gesunden Sinn und Verstand verrieth. Er gab bestimmte Antworten auf alle Fragen Barrows und erschien von seinen Unterthanen geliebt und geachtet zu werden. Barrow überhäufte ihn mit Geschenken, sowie die Mutter und die Frau desselben, und kam dann nach K. in das Land der Buschmänner. Hier besuchte er eine Höhle, an deren Wänden die Wilden verschiedene Thiere abgezeichnet hatten; mehr waren freilich nur Caricaturen, die andern aber so gut ausgeführt, daß sie Aufmerksamkeit verdienten. Weiter hin sah er eine Masse Heuschrecken am Boden; sie bedeckten einen Raum von etwa einer Viertelmeile.

Barrow besuchte die Sneeuw-Berge. Diese Berggegend zeichnet sich durch den totalen Mangel an Gesträuchen aus; mehr Einwohner haben nie einen Baum gesehen und können sich keinen Wald vorstellen. Als Brennmaterial haben sie den getrockneten Mist, übrigens ist das Land reich an Getreide, leider müssen die Ernten aber immer den Hagel und die Verwüstungen der Heuschrecken fürchten; das große Vieh und die Schafe gedeihen da recht wohl und die Butter soll die beste in der ganzen Colonie seyn.

Eine der Hauptbeweggründe der Reise der Engländer ging dahin, sich durch die Erfahrung von der Art zu überzeugen, wie die Bauern ihre Unternehmungen gegen die Buschmänner ausführen. Man hatte mehrere ihrer Kraals getroffen, aber alle waren verlassen und man sah, daß sie neuerdings geräumt worden waren; die zahlreiche Gesellschaft von Europäern, die sie für Feinde hielten, hatte sie ohne Zweifel zur Flucht veranlaßt. Es wurde ausgemacht, einen ihrer Kraals zu belagern, dann aber sich auf die Defensiv zu beschränken. Barrow verlangte, es sollte kein Gewehr abgeschossen werden als nur im höchsten Nothfalle, weil er wo möglich eine Zusammenkunft mit einem Häuptlinge dieser Wilden haben wollte. Man lagerte sich; Tirailleurs wurden nach verschiedenen Seiten ausgeschildt. Am nächsten Morgen meldete ein solches Streifcorps, es habe etwa 20 Meilen in D. mehrere Feuer auf dem Grunde einer Schlucht bemerkt. Man brach also Abends auf und mit Tagesanbruche erblickte man den Kraal. Man eilte sofort in Galopp dahin und bald befand man sich mitten unter einigen ärmlichen Strohhütten. In diesem Augenblicke hörten die Engländer ein entsetzliches Getöse, ähnlich dem Kriegsgeschrei der Wilden, und von allen Seiten zu gleicher Zeit das durchdringende Geschrei der Weiber und Kinder. Barrow setzte sein Pferd in Galopp und traf den Commandanten und einen andern Pächter, wie beide Feuer auf den Kraal gaben. Barrow ließ diesen unnützen und unflugen Angriff einstellen. Die Buschmänner ihrer Seite bemerkten bald, daß man, statt sie auf die Höhen zu verfolgen, was leicht geschehen konnte, die Waffen niedergelegt und die Pferde auf die Weide geschickt hatte. Das beruhigte sie und sie schickten bald mehrere Kinder in die Ebene. Diesen gab man Zwieback und einige Kleinigkeiten und ließ sie zu ihren Eltern zurückkehren. Etwa vierzig Frauen und Mädchen kamen sodann den Europäern entgegen, ohne gerade ganz unbesorgt zu seyn; man benahm sich gegen dieselben wie gegen die Kinder und ließ

ihren Männern sagen, sie möchten nur herunterkommen, um sich ein Geschenk an Tabak zu holen; sie waren indeß mißtrauisch, drehten sich lange auf dem Gipfel des Berges herum, unentschlossen was sie thun sollten, und ihre Frauen liefen wohl zwanzig-male hin und her, ohne daß einer der Männer zu einem Entschlusse kam. Endlich kam einer, der Zeichen des Schmerzes und der Freude zu gleicher Zeit gab; er lachte und weinte zusammen und zitterte; er glich einem erschrockenen Kinde. Man gab ihm ein großes Stück Tabak und trug ihm auf, seinen Landleuten zu sagen, sie würden ebenfalls Geschenke erhalten. Drei andere wagten sich ebenfalls herunter, mehr aber konnte man nicht bestimmen, und die Art, wie ihr Kraal angegriffen worden war, rechtfertigte allerdings ihre Besorgnisse.

Die Art, wie dieser Vorfall sich endigte, mußte ihnen ganz anders vorkommen wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten, wobei man sie zu verfolgen und ohne Barmherzigkeit alles zu erschöpfen pflegte, was der ersten Neugier entging; die Frauen und die Kinder wurden ergriffen und in die Gefangenschaft fortgeführt.

Diesmal behandelte man sie gut und überließ es ihnen, bei den Fremden zu bleiben oder zurückzukehren. Als man den Wunsch äußerte, mit ihrem Häuptlinge zu sprechen, antworteten sie, sie erkannten keinen an, jeder regiere seine Familie, wie er es für gut finde, und verlasse die Horde, wenn es ihm gutdünke.

Die drei Buschmänner begleiteten die Engländer bis zu den Wagen. Ehe man sie zurückschickte, gab man jedem ein ansehnliches Geschenk an Tabak, Glasperlen, Messern, Flintensteinen u. dgl. Man empfahl ihnen, allen ihren Landleuten, die sie treffen würden, zu sagen, wenn sie ihren gewöhnlichen Räubereien entsagen wollten, würden die Ansiedler sie wie Freunde behandeln; wenn sie ohne Waffen auf ein Gut kämen und sagten, was sie brauchten, würde man ihnen so viele und mehr Schafe geben, als sie durch List oder Gewalt fortzuführen hoffen könnten. Man setzte hinzu, daß die englische Regierung bei der jetzigen Reise keinen andern Zweck habe, als den Krieg zu beendigen, den man schon so lange gegen dieselben führte, indem man den Grund der Feindseligkeiten hinwegräume, die ihr früheres Benehmen erzeugt habe, und daß es nur von ihnen abhängt, denselben für immer ein Ende zu machen. Sie blieben von freien Stücken einige Tage bei der Caravane, dann kehrten sie in ihren Kraal zurück, sehr zufrieden mit der Behandlung, die sie erfahren, und den Geschenken, die sie erhalten hatten.

Dieser Kraal bestand in 25 Hütten von der Gestalt jener der Pottentotten; sie waren aus einer Strohmatten gemacht, deren Enden mit zwei Holzpfählen an der Erde befestigt wurden; sie waren drei Fuß hoch und vier Fuß breit. In der Mitte war die Erde ausgehöhlt und etwas Gras in diesem Loch bildete ihr Bett, in das sie sich zusammengekauert hineinlegten, wie manche Thiere. Sie haben kein anderes Hausthier als den Hund. Ihre einzigen Lebensmittel, die man in den Hütten fand, waren kleine Knollenwurzeln, Ameisenlarven und getrocknete Heuschreckenlarven.

Die Männer waren ganz nackt, wie auch die meisten Frauen; einige hatten ein Bandelier von dem Felle einer gewissen Antilope, dessen Vordertheil in lange, so dünne Franzen geschnitten war, daß sie nichts verbergen konnten; diese Franzen fielen vorn und hinten auf die Hüfte oder auf den Schenkel, bisweilen auch noch weiter herunter. Der Kopf einiger dieser Frauen war mit einer Krone von Zebrahaut geschmückt, ähnlich einem Helme, und an dem Halse trugen sie Kupferstäbchen, Muscheln und Glasperlen. Die Männer dagegen hatten alle ein Stück Holz oder die Stachel eines Stachelschweines durch den Nasenknorpel gesteckt.

Die Buschmänner sind sehr klein; der größte unter ihnen, den man sah, maß nur 4 Fuß 9 Zoll und die größte der Frauen nur 4 Fuß 4 Zoll. Ihr ganzes Aeußere zeigt an, daß sie von eben demselben Stamme sind wie die Pottentotten, welche sie aber an Größe noch übertreffen, insofern auch in der Gewandtheit im Laufen, in der Feinheit, in der fortwährenden Thätigkeit und in der Kühnheit.

Barrow ging darauf nach N. bis zu den von dem obern Theile des Dranienflusses bewässerten Bezirken, dann kehrte er nach O. zurück, ging aber die Berge an der Grenze der Colonie, zwischen denen sich nach einander vier Salzseen befinden, um welche der Boden dürr und mit leichten Salzanschlüssen bedeckt ist; das Wäld war hier ungemein häufig. Etwas weiter hin, an den Ufern des Bis Rivier, flossen zwei warme Quellen, die von den Bauern besucht und benutzt wurden. Man machte einen besondern Ausflug nach dem Kaffernlande und kehrte sodann nach Graaf Ruyt zurück; die Karro war noch dürrer, als man sie vorher gefunden hatte. Dagegen ist das Land weiter nach O., das von dem Kapsna bewässert und von Seen durchschnitten ist, herrlicher, grüner und majestätischer als Südafrika; die Wälder sind da auch schöner, besser unterhalten und besser gebaut als die, welche man in so großer Entfernung von der Stadt trifft.

Nachdem er die Bai von Plettenberg besucht hatte, wendete sich Barrow nach B. Er sah die Koffel-Bai, ging über den Gaurig, einen Fluß, der bedeutend über seine Ufer tritt, und gelangte in den Bezirk Zwekendam und sodann in jenen von Stellenbosch. In Davian's Kloof gab es eine kleine Herrnhuter-Colonie; diese Missionaire hatten eine Gemeinde von beinahe 600 Pottentotten zusammengebracht und die Zahl derselben nahm noch immer zu. „Sie leben,“ sagt Barrow, „in kleinen Hütten, die in dem Thale zerstreut sind, und jede hat ihren kleinen Garten; alles ist sehr reinlich. Einige dieser Pottentotten arbeiten wöchentlich, monatlich oder jährlich bei den benachbarten Ansiedlern; andere machen und verkaufen Decken und Besen; jene ziehen Geflügel und andere Kinder, Schafe oder Pferde.“ Am 18. Jan. 1798 war unser Reisender nach einer Abwesenheit von sieben Monaten nach dem Cap zurück.

Als die Regierung sich vorgenommen hatte, den westlichen Theil der Colonie nach N. zu untersuchen zu lassen, brach Barrow am 10. April auf; er zog an der Bai Eastbogne hin, die groß und vollkommen sicher ist, aber kein Trinkwasser hat. Weiter nach N. befindet sich die Bai St. Helena. Der Elephanthenfluß gehört zu den wenigen von jenen der Colonie, die nie austrocknen. Weiter hin war das Volkswild mit einem grünen Teppiche bedeckt in Folge der neuerdings eingetretenen Regen; es pöbt an die Wälder, welche wie jene in O. Karro heißt.

Barrow empfing hier den Besuch einer Gesellschaft Buschmänner mit deren Führer, die sich seit 15 Jahren in diesem Bezirke niedergelassen und friedlich von dem Ertrage ihrer Industrie gelebt hatten. „Er versicherte uns,“ sagt unser Reisender hinzu, „er zweifelte nicht, daß mehrere Horden seiner Landsleute mit Vergnügen Friedensanträge annehmen würden und daß ihre Noth so groß sey, daß sie gewiß gern das Anerbieten annähmen, ruhig im Dienste der Ansiedler zu leben.“

Die Reise über die Wälder war sehr beschwerlich; man kam in das Land der Namaquas, wo alles von Unfruchtbarkeit zeugte, und ging über die Kamis-Berge. Barrow sah in einem Kraal einen Damara, der ihm einige Auskunft über sein Vaterland gab. Man kehrte darauf zu dem Volkswild zurück und gelangte über einen steinigten Bezirk an den Fuß der Pantam-Berge, die von Landgütern umgeben sind; dann wendete sich Barrow nach SO. nach dem Roggewild, dessen Boden er erstieg; sie sind mehrere Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Dieser Theil des Bezirkes von Stellenbosch soll die besten Pferde der Colonie liefern. Barrow, der in die Ebenen der Karro wieder herabgestiegen war, schlug den Weg nach dem Cap ein, wo er am 12. Juni wieder ankam.

Im Jahre 1799 machte Barrow eine zweite Reise in das Land der Kaffern; der Zweck hatte aber mit der Geographie nichts zu schaffen.

Da eine Viehscheide ungeheure Verwüstungen unter dem Viehe der Colonie angerichtet hatte, so dachte man an die Mittel, die Verluste wieder zu ersetzen, und man entschied sich dafür, daß Truter, Mitglieder des Gerichtshofes, und Comerwille den Auftrag erhalten sollten, Vieh bei den benachbarten Völkerschaften zu kaufen. Sie begannen ihre Reise am 1. October 1801 mit einer zahlreichen Caravane und wendeten sich nach der Karro. Indem sie weiter nach N. zogen, kamen sie über grü-

nende Ebenen, wo sie hier und da sehr schäferne und vor Hunger fast umkommende Eingeborne sahen; man gab ihnen Lebensmittel und Tabak. Endlich erreichte man das linke Ufer des Garich oder Dranienflusses, an dessen entgegengesetztem Ufer sich ein Kraal befand, der von Koras, einem Pottentottenstamme, bewohnt wurde. Man befand sich damals unter 20° f. Br. Diese Menschen besaßen zahlreiche Pferde. Dann fand man jenseits einer Wüste zwei Buschmännerkraals unter der Aufsicht von Missionairen. Unter ihnen lebten auch zwei Betschuanas und ein holländischer Bauer, der die Colonie hatte verlassen müssen; sie wollten ein, als Führer und Dolmetscher zu dienen.

Als man an den Ufern des nach N. fließenden Kuruman war, befand man sich bei dem Lande der Briquas, eines Stammes der Betschuanas. Einer der Führer wurde vorausgeschickt, damit er die Ankunft der Caravane melde. Der Boten kam am Nachmittage mit vier seiner Landsleute zurück. Am andern Tage früh sah er vier andere, darunter den Bruder des Königs. Man blieb einige Zeit an den herrlichen Ufern des Kuruman, um das erschöppte Vieh sich erholen zu lassen. Als man wieder aufbrach, zog man durch große Gebüsch einer Art Mimosa, welche die Straße abmagt. Eine von dem Könige abgeschickte Deputation erklärte, die Caravane würde mit Uebeld erwartet. Man traf schöne Quellen. Je weiter man kam, um so lachender war das Land und um so reicher an Rothwild.

Als man mußte, daß man sich in der Nähe der Wohnung des Häuptlings befände, machte die Caravane Halt und die Commissare setzten den Weg zu Pferde fort, nahmen aber die für den Häuptling bestimmten Geschenke mit sich. Sie waren schon über debaute Heiden gekommen, als sie gegen Mittag in eine Art geräumiger Stadt von Hütten gelangten, die nicht in Straßen standen und alle von einer Palissade umgeben waren. Der Anblick einer so großen Anzahl menschlicher Wohnungen nach einer so langen Reise mitten in Wäldern war eben so angenehm als unerwartet. Bald gelangten die Reisenden an einen Ort, wo der Häuptling, umgeben von den Alten des Volkes, sie erwartete. Er empfing sie auf das freundlichste und nahm die Geschenke an, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Jeder Gegenstand wurde sorgfältig untersucht und man mußte den Gebrauch desselben erklären. Man bot dafür den Commissaren geronnene Milch. Der Häuptling lud darauf die Europäer ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, wo er sie seinen beiden Frauen und seinen beiden Kindern vorstellte. Eine zahlreiche Volksmenge folgte ihnen. Die Frauen waren am neugierigsten; sie konnten sich nicht abbringen, daß die Haare der Weißen natürliche wären, und hielten sie für den Schwanz irgend eines Thieres, den man angeliebt habe.

Als die Wagen gegen Sonnenuntergang ankamen, schlugen die Reisenden ihre Zelte 600 Schritte in O. von der Stadt an einem Flusse auf. Fast die ganze Bevölkerung machte ihnen Besuche, ohne indeß zudringlich zu werden; alle schienen sehr sanft zu seyn. Die Frauen brachten in hölzernen Gefäßen, in irdenen Töpfen und Schälchen so viel Milch, als die ganze Caravane brauchte. Je näher die Nacht herankam, um so mehr entfernte sich die Menge von dem Lager, und die Reisenden schloßen sich an, die Nacht so ruhig und so unbesorgt zu verbringen, als wären sie noch mitten in der Wüste.

Die Stadt Katalu liegt unter 27° 6' f. Br. und unter 23° 40' östl. L. von Paris. Ein Fluß, der nach der Breite seines Bettes breiten bedeutend seyn muß, fließt hindurch. Man glaubte, ihre Einwohnerzahl belaufe sich auf etwa 12,000 Seelen. Jedes Haus hat eine runde Form, 13 bis 15 Fuß im Durchmesser, ist vorn offen und meist nach O. gerichtet. Die drei Hörtertheile des Kreises sind durch eine fünf Fuß hohe Mauer von Lehm und Ried geschlossen; ein Drittel der ganzen Fläche nimmt eine Mauer von gebrannter Gestein ein, wo man die Vollkleidungen, die Schmuckstücken von Elfenbein, die Jagalen, die Messer und andere nützliche oder werthvolle Gegenstände aufbewahrt; auch schlafen da die Ältesten der Familie, während die Jüngern in einem halb geschlossenen Raume ruhen. Die Wohnung ruht auf einer Felsfläche von gut ge-

Schlagenem Thone, die 4 Zoll über den Boden des andern Raumes erhöht ist; das Dach von konischer Form ist von Rohr und Strohstroh, sehr sorgfältig gearbeitet und mit Riemen verbunden. Es wird von Pfeilern in der Mauer getragen. Eine Einzäunung von denselben Materialien oder von Baumzweigen umgibt in gewisser Entfernung jede Wohnung (Taf. 9. Abbild.) und läßt so einen Zwischenraum, wo man ein ungeheures Gefäß von Thon sieht, das einem Krüge gleicht und in welchem man den Ertrag der Ernten aufbewahrt, und das auf drei bis 9 Fuß hohen Pfeilern ruht. Diese Wohnungen übertreffen alles, was man bis dahin in Afrika gesehen hatte, selbst die Hütten einiger europäischen Bauern. Die Oberfläche der äußern Einzäunung ist so eingerichtet, daß das Wasser sogleich nach außen abläuft, und da man hier zu kochen pflegt, so wird das Innere des Hauses nicht durch den Rauch verdorben.

Man kann sich leicht denken, daß ein so neuer Anblick die Europäer mit Bewunderung erfüllte. Da sie aber den Zweck, der sie dahin geführt hatte, nicht so wohl erfüllen konnten, als sie wünschten, brachen sie am 12. Decbr. wieder von Eataku auf, begleitet von einer zahlreichen Menge. Am 12. April gingen sie wieder über die Grenze der Colonie. Das Gerücht von ihrer Entdeckung veranlaßte später andere Reisende, denselben Weg einzuschlagen.

Als die Capcolonie im Frieden von Amiens (März 1802) den Holländern zurückgegeben, wurde Janssens zum Gouverneur ernannt. Heinrich Lichtenstein, welcher der Lehrer der Kinder desselben war und der seit seiner frühesten Jugend den lebhaftesten Wunsch gehegt hatte, Süd-afrika zu besuchen, begleitete Janssens und landete 1803 am Cap.

Der Herr von Miß, Generalcommissair der Colonie, glaubte eine Reise in die nordwestlichen Bezirke machen zu müssen, um den Zustand dieses Landes zu untersuchen, wo sich noch nie obere Beamte gezeigt hatten. Lichtenstein wurde dieser Expedition als Naturforscher beigegeben. Die Caravane brach am 7. Octbr. auf. Wenige Tage nachher fand man in einem Häuschen an dem Abhange des Kipberges den Johann Glaber, der mit seinem vor 17 Jahren gestorbenen Vater Le Baillant auf dessen Jagden begleitet hatte und von diesem Reisenden sehr gerühmt wurde. Die Familie hatte Le Baillant nicht vergessen und schien sehr überrascht und selbst unzufrieden zu seyn, daß er das Publikum mit ihren innern Angelegenheiten unterhalten hatte; sie meinte auch, er habe die Gefahren seiner Ausflüge übertrieben.

Jenseits des Elephantenflusses empfand man die ganze Festigkeit der nördlichen Kälte jener Gegenden, und doch war es November, der dem Mai in unserer Hemisphäre entspricht. Man erreichte den Fuß der Fantamberge, deren Plateau, ähnlich dem des Tafelgebirges, sich 1500 Fuß über das Thal erhebt, in welchem der Grooto Rivier fließt; die Pferde finden da treffliche Weide und sind vor den Epidemien geschützt, die alle Jahre große Verheerungen in der Colonie anrichten. Drei Monate lang ist dieses Plateau von Schnee bedeckt; das Wasser ist selten da und manche Dörfer können der Dürre wegen im Sommer nicht bewohnt werden. Im Winter beginnen die Quellen wieder zu fließen, ohne daß es geregnet hat, und das salzige Wasser des Roggefeld wird süß. In den Fantambergen baut man wenig Getreide.

Die Caravane zog sodann nach S.D. nach dem untern Roggefeld über eine Ebene, auf welcher sich einzelne Berge erheben, die alle von gleicher Höhe sind. Den Winter über begeben sich die Bewohner mit ihrem Viehe in die Karro hinunter, wo jeder ein Landstück mit Hütten besitzt, um darin mit seinen Leuten wohnen zu können. Die Bewohner von Roggefeld, einem andern sehr hoch gelegenen Bezirke, begeben sich ebenfalls daher; dann erneuert man die Bekanntschaft und hält gute Nachbarschaft während dieser Zeit der Ruhe und geselligen Vergnügungen. Die Fläche der Karro, die im Sommer nichts als eine mit Lehm und Thon gemischte, mehr oder weniger mit Eisentheilen geschwängerte, feinharte Ebene mit einigen Ficoiden und andern fetten Gewächsen, sowie Eilacern und Pflanzen zeigt, die durch eine Hülle von hölzernen Fasern geschützt sind, verändert ihr Aussehen, sobald die Kälte frischer wird;

die Wurzelfasern, die Feuchtigkeit einsaugen, schwellen an und heben den Boden, so daß, wenn der Regen zu fallen anfängt, die unermessliche Ebene einem herrlichen grünen Teppich gleicht; bald brechen auch die Blumen hervor und jener Teppich wird mit den lebhaftesten Farben wie durchwirkt; die ganze Atmosphäre duftet.

Leider dauert dieser Luxus der Natur nur einen Monat, er müßte denn von reichlichem Regen verlängert werden. Die fortwährend steigende Stärke der Sonnenstrahlen und die Zunahme der Tage bringen die Pflanzen schnell zum Welken; die Blumen fallen ab; die Stengel verdorren, die Erdrinde springt auf und ersticht die neuen Keime. Die Herden finden keine andere Weide mehr als dicke Gewächse; die Flüsse nehmen ab und die Quellen geben kaum einen dünnen Wasserstrahl; endlich vertrocknen sie ganz, und dies ist eine Andeutung für den Ansiedler, sich nach den Bergen zurückzuziehen. Allmählig verläßt man die Karro; gegen das Ende des Septembers ist sie nur noch eine Wüste.

In diesem Zustande fanden sie die Reisenden. Sie sahen zu Bavian's Kloof die von Schmidt gegründete Mission und gingen bis zu der Algoabai. Das Dorf Bethelsbors, 1707 von dem Missionair Van der Kemp gegründet, gewährte keinen blühenden Anblick. Der Capitain Alberti befehligte das benachbarte Fort und er begleitete den Generalgouverneur in das Land der Kaffern; der Generalcommissair und Lichtenstein folgten ihm dahin. Am 23. März 1804 waren sie am Cap zurück, nachdem sie 800 Stunden durchkreuzt hatten.

Im Jahre 1805 wurde Lichtenstein dem Herrn Cornelius Van der Graaf, dem Landdrost oder Administrator des Bezirks Aulbagh, beigegeben und beauftragt, den nordöstlichen Theil der Colonie zu inspizieren und bis zu den Betschuanas zu gehen. Die Caravane brach am 24. April auf; am 29. Mai befand man sich bei einem Desfilé in der Nähe des Landes der Buschmänner, wo Richerer, ein deutscher Missionair, eine Niederlassung gegründet hatte. Die Buschmänner hatten sie vor kurzem geplündert, aber man setzte den Dieben nach und erlangte einiges Vieh wieder.

Da die Reisenden da ankamen, so wurden mehrere dieser Wilden, welche Diebereien auf dem Gebiete der Colonie begangen hatten, vor den Landdrost gebracht, namentlich einer, der oft ergriffen worden, aber immer wieder entronnen war; sie wurden alle nach Aulbagh geschickt. Man schrieb an den Generalgouverneur, um ihm die beklagenswerthe Lage der Ansiedler vorzustellen; sie verlangten weiter nichts, als eine Expedition gegen die Räuber zu unternehmen; die beiden Commissare waren aber der Ansicht, daß, wenn sie unternommen würde, das Leben der Buschmänner gesichert werden und man sich begnügen müsse, sie gefangen zu nehmen und in der Nähe eines Hauptortes zusammenzubringen, um sie da allmählig an die Arbeit zu gewöhnen.

Jenseits der Grenze der Colonie machte Lichtenstein einen Ausflug in die östlichen Thäler der Karri-Berge. Sie sind völlig kahl und dürr, verbinden und verschlingen sich so mit einander, daß sie ein großes Labyrinth bilden. Begrenzt werden sie von einzelnen Bergen, die theils konisch, theils oben abgeplattet sind. Sie verlängern sich nach N.O.D., und man sagt, man müsse sechs Tage reisen, ehe man das Ende sehe. Als Lichtenstein um einen dieser Berge herumkam, bemerkte er eine Schaar Strauße, die sogleich die Flucht ergriffen; ihnen folgte eine Herde Quaggas. Diese beiden Thierarten halten sich aus Instinct immer in der Nähe von einander; die Strauße benachrichtigen die Quaggas von der Annäherung der Gefahr und diese ziehen durch ihren Roth große Räder herbei, die von den Straußen aufgesucht werden.

Als man die Karriberge verlassen hatte, gelangte man in eine sandige Gegend und sodann in salzgeschwängerte Ebenen; endlich lagerte man an dem Ufer des Garich, den man durchwaden konnte. Es wurde ein Gewehr abgefeuert, um den in der Umgegend herumziehenden Eingeborenen die Anwesenheit der Caravane zu melden. Einige Stunden später erschienen wirklich Buschmänner und sodann Kaffern.

Eine Colonie von Nestigen-Hottentotten befand sich unter der Lei-

zung zweier Missionaire mitten in dieser Masse, und sie war von Personen aus verschiedenen Hottentottenhorden, unter andern durch Gorannas vergrößert worden. Man vertauschte hier die ermüdeten Stiere gegen frische, und am 17. Juni brach man von neuem auf. Inskits eines Desfilés wurde die Luft durch einen Zug Heuschrecken verdunkelt, die in Masse auch die Erde bedeckten. Ob sie sich gleich erst seit einer Stunde gezeigt hatten, waren doch bereits alle Gebüschke kahl abgefressen.

Die Colonie zieht sich durch Hölzer hin, wo wenige Tage vorher eine Colonie von Restigihottentotten heimtückisch von Buschmännern angegriffen worden war, die sich ihnen angeschlossen und gute Behandlung gefunden hatten. Zwei Weiber, Frauen und Kinder waren ermordet worden; es gelang Eichtenstein, die durch vergiftete Pfeile verwundeten Kinder zu heilen. Es kamen Kamaquas herbei, um den Unglücklichen beizustehen; unsere Reisenden sorgten für ihre Bedürfnisse und setzten sodann ihre Wanderung fort. In der Nacht hielt man gute Wache, weil das Bellen der Hunde die stille Annäherung der Wilden verrieth, deren Nähe durch die Ankunft eines fremden Hundes angezeigt wurde. Das Brüllen eines Löwen, das man im Dunkeln hörte, war fast das Signal zur Freude für die Schaar, weil es die Feinde zum Weichen nöthigte.

Die ersten Betschuanas, die man bemerkte, waren drei Hirten, die unter einer dicken Mimosa mitten unter ihren Rinderheerden lagen. Sie grüßten die Reisenden mit dem Worte morra (guten Tag), und als sie in der Caravane den Missionair Kol erblickten, den sie kannten, bezeugten sie ihre Freude durch Händeklatschen und lautes Lachen. In dem ersten Dorfe, in welches man gelangte, gab ebenfalls die ganze Einwohnerschaft ihre Freude zu erkennen. Man gelangte bald an das Ufer des Kuruman, dann in das Dorf, in welchem der König Muliawang wohnte. Die Betschuanas drängten sich um Kol und zeigten auf den König, der herankam; er schien aber 60 Jahre alt zu seyn, und ihm folgten vier Männer von demselben Alter, sowie weiter hin eine ansehnliche Menge. Er reichte den Reisenden die rechte Hand und grüßte herzlich den Missionair, der ihm den Zweck seiner unerwarteten Rückkehr auseinanderlegte und ihm das Unglück erzählte, das die beiden Hottentottenfamilien betroffen hatte. Unsere Reisenden zogen sich dann an das Ufer des Flusses zurück, wo die Hütte Kots stand.

Man hatte sich da kaum eingerichtet, als der König mit seinem ganzen Gefolge zu einem Besuche erschien. Kol drückte ihm den Wunsch der holländischen Regierung aus, in gutem Vernehmen mit ihm zu leben. Er setzte hinzu, die beiden Abgeordneten hätten den Auftrag, ihm diese Versicherung zu überbringen und Geschenke zu übergeben. Die Antwort Muliawangs war nicht ohne Würde, indem er erklärte, wenn auch die Geschenke ihm gleichgültig wären, so würde er doch mit Vergnügen alle Fremden empfangen, die in seinem Lande reisten, besonders wenn sie von seinem Freunde Kol eingeführt würden, den er mit großer Freude wiedersehe. Der König hatte bei sich zwei seiner Räte und zwei seiner Söhne, von denen der ältere, Metibi, eine angenehme Gesichtsbildung besaß.

So lange der König sprach, hielt sich das Volk ruhig, sobald er aber geendigt hatte, verlangten einige der entferntesten von unsern Leuten Tabak. Dies erinnerte daran, dem Monarchen und dessen Söhnen eine gestopfte Pfeife zu überreichen. Sie zündeten dieselbe an und jeder kauerte sich zufrieden nieder. Muliawang übergab die Pfeife bald einem seiner Räte, die Prinzen thaten dasselbe und sie circulirten unter den Leuten ihres Gefolges. Gegen Abend sagte der König, ehe er sich entfernte, zu dem Abgeordneten, es thue ihm leid, daß sie ihr Lager so weit von seiner Wohnung aufgeschlagen hätten, weil er sie nicht so oft sehen könnte, als er es wünsche, indem ihm das Gehen beschwerlich würde. Sie entschuldigten sich mit den Worten, daß die Nähe des Flusses ihnen die bequemste Stelle gewähre, namentlich zur Weide ihres Viehes, und versprachen, ihm die Anstrengung des Gehens durch häufige Besuche zu ersparen. Kol folgte ihm eine Strecke weit und sagte nach seiner Rückkehr: der König hat mich bei Seile genommen; er wünscht, man möge ihm in der öffentlichen Audienz nur die Gegenstände überreichen, die ihm

als Fürsten bestimmt wären, und für eine Privatunterredung alle Kleinigkeiten aufsparen, die man ihm vielleicht zu geben gedenke; denn wenn es sein Volk erfahre, werde er von Bitten bestürmt werden, und er könne sich nicht weigern, mit dem geringsten seiner Unterthanen alles zu theilen, was er erhalten habe. . .

Sobald der König sich entfernt hatte, verlangte das Volk dringend Tabak, Braantwein und andere Gegenstände. Man fürchtete, eine Beigerung möge Unzufriedenheit und Mißverständnisse veranlassen, und Eichtenstein, der alles sammelte, was er von der Sprache der Betschuanas verstand, kündigte ihnen deshalb an, die Verteilung der Geschenke würde erst am andern Tage stattfinden. Statt darüber zu murren, hielten sie nicht auf, sich vertrauensvoll zu zeigen, äußerten laut und wiederholt ihr Erstaunen darüber, daß ein Fremder ihre Sprache rede, und fuhr dann fort, mit einer Lebhaftigkeit und einer Geläufigkeit zu sprechen, daß er kein Wort von dem verstand, was sie sagten, und ihnen nicht antworten konnte. Zur großen Verwunderung der Europäer befand sich keine einzige Frau unter der Menge; man erfährt, daß sie zu Hause mit der Wirtschaft beschäftigt wären.

Am andern Tage früh erschienen die Betschuanas von neuem, geschmückt wie an einem Festtage; sie hatten meist schöne Mantel von Schaf- und Genettefell, hatten sich den Körper und besonders die Haare mit Glimmerpulver und Fett eingerieben, was sie ganz glänzend machte, und da fast alle sehr schnell gekommen waren und schwigten, so sahen die Schweifstropfen, welche ihnen über das Gesicht rannen, aus, als wären sie von Quecksilber. Bald erschien ein junger Mann von außerordentlichem Aussehen, der kostbarer geschmückt war als die andern und am linken Arme mehrere Eisenbeinringe trug; er kam vom Könige, um die Fremden zu führen; sie folgten ihm. Unterwegs verließen die Frauen, welche Holz sählten, ihre Arbeit, um Tabak zu betteln; der junge Mann hinderte aber Eichtenstein und dessen Begleiter, denselben etwas zu geben, und schickte die Zubringlichen zu ihrer Arbeit mit der Androhung von Peitschenhieben zurück. Sie achteten jedoch nicht darauf und erhielten, was sie wünschten, was den Fremden gerechten Zabel zuzog.

Sie fanden den König mit seinen Räten unter einer großen Sipfenspalatte am Boden sitzen; er stand aber sogleich auf, richtete Jedem die rechte Hand und zeigte mit der linken auf den Baum, um sie einzuladen, in dem Schatten desselben Platz zu nehmen. Dann wiederholte ihm Kol die Freundschaftsversicherungen der holländischen Regierung, als deren Abgeordnete er die beiden Reisenden vorstellte; darauf übergab man ihm die Geschenke: einen großen fünf Fuß langen Stock mit Metallknopf, auf welchem die Anfangsbuchstaben der Worte „Dattische Republik“, die Zahlzahl und der Name Muliawang eingeschnitten waren; eine Rolle Tabak von zehn Pfunden, einige Pfunde Glasperlen von verschiedener Farbe, einige Dugend Stahlknöpfe, Messer, Messingdraht und andere Gegenstände. Nach seinem Wunsche überbrachte ihm Kol ins Geheim Abends die Lederreien und die Schmuckfäden.

In dieser öffentlichen Audienz zeigte er einen bewundernswürdigen Gedächtnisfalt; er antwortete auf die Reden Kots, er nehme gern die Weisen in seinem Lande auf, vorausgesetzt, daß sie Lebensmittel mitbrächten; er würde mit Vergnügen die Missionaire wiedersehen, die schon zu ihm gekommen wären, und besonders Kol, weil derselbe den Kottbau verstehe und ihn mehrere nützliche Dinge gelehrt habe.

Die Reisenden besuchten mehrere Häuser, in die man sie eintreten und in denen man sie die Waffen und Geräthe untersuchen ließ, ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen; bisweilen blieben sogar die Eigenthümer draußen. „Kol führte uns dann,“ sagt Eichtenstein, „zu dem Oberpriester und empfahl uns, so aufmerksam und artig als möglich gegen diesen Mann zu seyn, der einen großen Einfluß auf den König ausübt, von dem Wolfe sehr geachtet wird und den Fremden nicht eben zugeweiht ist. Er war ein bejahrter Mann mit strengem Gesicht; er sah uns kaum an und fuhr fort an einem Schafsfellmantel zu nähen, und antwortete nur einflüßig auf die Rede Kots und unsere Bitte, ihm ein Geschenk an

Tabak, Glasperlen und Kupfen machen zu dürfen; indessen er nahm sie an und legte sie neben sich, ohne ein Wort zu sagen, so daß wir ihn verließen. Seine Function besteht darin, alle zwei Jahre die zum Alter der Pubertät gelangten jungen Leute zu beschneiden, das Vieh vor den kriegerischen Unternehmungen zu segnen und nach dem Siege sehr einfache Ceremonien zu verrichten. Er besitzt Kenntnisse in der Medizin, versteht den Lauf der Sterne zu beobachten und schneidet Würfel zum Spiele, die nach der festen Uebergewinnung des Volkes Glück bringen, mit einem Worte, alles was den Glauben oder Aberglauben betrifft, gehört in sein Fach.

„Wir verwendeten die übrige Zeit darauf, einen Spaziergang in W. der Stadt nach einem Berge zu machen, von wo wir sie ganz übersehen. Kol, der im vorigen Jahre weiter nach N. gereist war und die Stämme der Wurulung und Matsarqua gesehen hatte, sagte uns, die Hauptstädte derselben wären bedeutender als die der Betschuanas. Als Kruter und Somerville dieselbe besucht hatten, war sie bevölkerter als jetzt, weil sich damals die Wurulungs mit den Betschuanas unter dem Oberbefehle Makrakis vereinigt hatten; im folgenden Jahre hatten sich aber dieser Häuptling und Nulihawang im Frieden getrennt und mehr als zwei Drittel der Einwohnerzahl war dem ersten gefolgt. Im Jahre 1801 besah sich die Hauptstadt drei Tagereisen weiter in N.D. an der Quelle des Nakuna, weshalb Kruter und Somerville diesen Ort Nakata nannten; aber eine solche Niederlassung führt zu einem eigenen Namen, sondern immer den des Häuptlings und der nächsten Dörflerschaft. So bezeichnete der Name des Flusses Kuruman zu gleicher Zeit den Hauptort der Matschapins oder Betschuanas.

„Da wir ackernd symmetrische Figuren an dem Sandsteine bemerkten, welcher die Basis des Gebirges bildet, so fragten wir nach der Bedeutung derselben; Kol und die Betschuanas versicherten uns, sie hätten gar keine und sie wären von den Hirten zum Zeitvertreibe da hergezeichnet worden. Man sieht ähnliche auf dem hölzernen Gerüste, die eingeklinkt sind.

„Als wir in unser Lager zurückkamen, fragte ich einen Kuhhirten, der uns durch den Wald führte, wie er heiße; er antwortete Manong (Wetter), und als ich meine Verwunderung darüber äußerte, entgegnete er, das sey so Sitte, und sein Bruder heiße Tschoni (Pavian) und sein Oheim Phukuleh (Schakal). Kol sagte mir, nur das Volk führe Thiernamen, die der Fürsten und Großen dagegen hätten gar keine Bedeutung; ich glaube, sie sind aus dem Arabischen abgeleitet. Jede Person besitzt deren mehrere; ein Fremder selbst erhält bald einen Epitheton; man nannte man bereits Thamma kana (Kochhais) wegen der Farbe des Kragens an meiner Uniform, und Kruter war Angokorra (finsternes Gesicht) genannt worden wegen seines etwas düstern Blickes und seiner tiefen Augenbrauen.“

Der König speiste im Lager der Reisenden und die Speisen waren nach seinem Geschmacke. Drei Gläser Wein machten ihn sehr lebhaft. Er sprach so viel, daß Kol seine Worte kaum verdolmetschen konnte. Er sagte zu uns: „Ihr seht heute kaum den sechsten Theil meiner Unterthanen; eine große Anzahl der Weisheitsfähigen befindet sich auf der Jagd; andere sind unter der Führung Tellekass, meines zweiten Sohnes, nach dem Garieth gegangen, um Verbündete zu werden, und eine andere Schaar befindet sich bei den Corannas. Es thut mir leid, nicht so viel Leute zu haben, um mit Euch gegen die Buschmänner zu ziehen und den Mord der beiden Pottentotten zu rächen. Makraki, mein ehemaliger Bundesgenosse, ist ein Kreuzloser; er raubt meine Heerden und die meiner Unterthanen, ich hoffe aber, einmal' Rache nehmen zu können.“ Wir ersuchten Kol, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, weil wir an diesen Streitigkeiten keinen Theil zu nehmen wünschten. Wir sprachen also von seinen Frauen, die wir noch nicht gesehen hatten, und er erzählte mit großer Verwunderung, daß mehrere der holländischen Reisenden nicht verheirathet wären und daß in Europa jeder Mann nur eine Frau habe. Diese Sitte kam ihm sehr albern vor; er fügte hinzu, er habe fünf Frauen und sein Schwager, der König eines

der Stämme der Wurulung, habe vor acht Jahren deren zehn gehabt und in diesem Augenblicke wahrscheinlich noch mehr.

Gegen das Ende ihres Aufenthalts erfuhren die Abgeordneten von Kol, Nulihawang wünschte lebhaft, ein Bündniß mit den Holländern zu schließen, um von denselben Unterstützung von Pferden und Waffen zu erhalten und so gegen Makraki marschiren zu können; ihre Instruktionen schrieben ihnen jedoch in dieser Art nichts vor. Lichtenstein hätte gern seine Reise nach N. fortgesetzt, die kriegerischen Stämme in W. gelassen und den Rückweg über das Gebiet der Corannas genommen; aber sein College stellte ihm vor, die Pferde und das Vieh wären sehr erschöpft, man habe wenig Hoffnung, bessere Weide nach N. zu finden, die Vorräthe aller Art gingen zu Ende und die Wagen wären in schlechtem Zustande. Es wurde also beschloffen, nach der Colonie zurückzukehren. Die Betschuanas, unter welchen sich geschickte Schmiede befanden, halfen die Wagen guthesern, ob sie gleich statt der Ambosse nur Steine, und statt der Zangen dicke Baumäste hatten.

Man begab sich zu dem Könige, dem man das lebhafteste Bedauern äußerte, ihm bei seiner Unternehmung gegen seine Feinde nicht beistehen zu können, da man nach dem Gap zurückkehren müsse. Die eilige Abreise der Abgeordneten schien ihm noch mehr leid zu thun, als die abschlägliche Antwort. Zwei seiner Söhne begleiteten sie eine Strecke weit und erhielten von Kol das Versprechen, wieder zu kommen. Dieser hielt auch Wort; im Jahre 1806 aber wurde er in einem Streite mit einem Betschuana erschlagen. Der König verpflichtete sich feierlich gegen die Wittve, welche in die Colonie zurückkehrte, den Mörder zu bestrafen.

Nach verschiedenen Ausflügen kam Lichtenstein Ende Septembers 1806 nach dem Gap zurück. Im Januar 1806 setzte ein englisches Geschwader Truppen an das Land; am 8. capitulirte die Stadt und am 23. mußte der Generalgouverneur einem Heere weichen, das stärker war als das seinige. Er schiffte sich in den letzten Tagen des März nach Europa ein. Lichtenstein folgte ihm.

G. J. Burckell, englischer Naturforscher, landete in den letzten Tagen des Novembers 1810 am Gap. Sein Hauptzweck war, die Naturerzeugnisse zu sammeln und zu studiren. Im Jahre 1811 wendete er sich nach N.D. und ging über den Garieth. Die Niederlassungen der Missionaire hatten Fortschritte gemacht. Nachdem er im März 1812 in die Hauptstadt zurückgekommen, reiste er am 18. April von neuem ab, schlug denselben Weg wie bei dem ersten Ausfluge ein und kam am 10. Juli nach Nakata. Diese Stadt besah sich nicht mehr an derselben Stelle wie zur Zeit Kruters und Somervilles 1802. Diese Hauptörter wechselten die Lage, führten aber immer denselben Namen. Vor 1802 waren sie an dem Moschua, damals an dem Kuruman, und 1806 hatte man sie dahin verlegt, wo sie Burckell fand.

Netibi war seinem Vater Nulihawang gefolgt. Burckell hatte als Dolmetscher einen Eingeborenen; man sagte ihm, er werde schon seit einiger Zeit erwartet, und er antwortete sehr artig: „ich fühle den lebhaftesten Wunsch, deine Nation kennen zu lernen, und wollte in mein Vaterland nicht zurückkehren, ohne deine Stadt besucht zu haben.“ Man entgegnete ihm darauf: „deine Rede ist sehr weise, und wir freuen uns dich also sprechen zu hören.“ Da alle an den Wagen stehen gebunden waren, äußerte Netibi den Wunsch, man möge sich setzen, und er nahm Platz Burckell gegenüber, der sich auf afrikanische Weise mit übereinandergeschlagenen Beinen setzte; die Verwandten des Königs und die vornehmsten Personen bildeten einen zwei- und dreifachen Kreis um sie. Das Volk hielt sich in einiger Entfernung. Netibi sprach nicht viel; das Gespräch wurde hauptsächlich von seinem Oheim und einem seiner Brüder geführt. Die Fragen, die man Burckell vorlegte, betrafen den Zweck, der ihn bei seiner ersten Reise bewogen hatte, nach dem Gap zurückzukehren, ohne bis Nakata gekommen zu seyn, die Menge des Tabaks und der Glasperlen, die er mitbringe, und den Zweck seiner Ankunft. Burckell wendete sich direct an Netibi und sagte: „ich wollte dich und dein Volk kennen lernen, da ich so viel Gutes von Euch gehört hatte. Man hatte

mit Satatu so sehr gerührt, daß ich lebhaft wünschte, diese Stadt zu sehen; auch hatte ich die Absicht, wilde Thiere zu jagen. Ich gedachte in meinem Lande so lange zu bleiben, bis ich seine Sprache erlernt habe, damit ich meinem Volke selbst viele Dinge sagen könne, die es meinem Wünsche nach wissen sollte. Ich hoffe, daß wir aufrichtige Freunde werden und ich nach meiner Rückkehr in meine Heimath sagen kann, die Betschuanas sind ein gutes Volk, damit andere weiße Männer, wenn sie dies hören, hierher kommen und Glasperlen und Tabak in Menge mitbringen. Willigst du alles das, was ich gesagt habe?" Metibi antwortete: „So ist es.“ Die Menge, welche den Kreis umstand, verlor kein Wort von dem, was gesprochen wurde; alle Augen waren auf den Fremden gerichtet.

Nach zehn Minuten erhob sich Metibi und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein; dann kam er wieder und brachte für Burckell einen kleinen Flaschenkürbis voll Milch; der Engländer trank davon und gab das Uebrige einem Pottentotten, der bei ihm geblieben war. Dann richtete er Metibi und dem Oheim dieses Königs Schnupftabak; Metibi nahm darauf ein kleines Messer, das an seinem Fasse hing, und vertheilte Pfisen im Kreise herum, so daß nur eine für ihn selbst übrig blieb.

In Bezug auf die ansehnlicheren Geschenke, welche dem Könige gegeben werden sollten, äußerte dieser wie sein Vater bei einer ähnlichen Gelegenheit den Wunsch, man möge sie ihm im Geheimen überbringen. Alles ging gut, indess trübte doch ein Böllchen diesen glücklichen Anfang. Metibi, der den Angriffen mehrerer Räuberhorden ausgesetzt war, die um ihn her sich aufhielten und Feuergewehre besaßen, wünschte lebhaft, auch dergleichen zu haben; er war sehr unzufrieden mit den Bewohnern einer nicht weit entlegenen Mission, weil diese sich geweigert hatten, ihm Gewehre zu verkaufen. Er bat Burckell, welcher eine gewisse Anzahl besaß, ihm einige davon abzutreten. Diese Forderung brachte unsern Reisenden natürlich in Verlegenheit; alle diese Waffen waren für seine Gesellschaft notwendig und einige gehörten den Pottentotten, die sich derselben bedienten. Burckell sagte dies offen und setzte hinzu, da er auf seiner Reise kein anderes Mittel habe, sich den Unterhalt zu verschaffen, als die Jagd, so hänge seine Griffigkeit und die seiner Leute von den Jägern ab, und überdies würden sie sich zu vertheiligen haben, wenn sie durch das Gebiet der Baratras (Buschmänner) reisten. Die Batschapins bestanden auf ihrem Verlangen und Burckell, den diese Zudringlichkeit verdroß, gab eine sehr bestimmte Antwort; doch gelang es ihnen durch List, sich eine Rente zu verschaffen; sie hatten Kinder dafür versprochen, brachten aber nicht die versprochene Anzahl. Da erklärte Burckell im Unwillen über diese Unreellichkeit, er werde abreisen, was große Unruhe veranlaßte. Endlich wurde doch eine Wiederannäherung bewirkt; die Betschuanas behielten die Rente; Burckell gab ihnen noch überdies Schießbedarf und die versprochenen Ochsen wurden abgeliefert.

Unser Reisender hätte gern Metibi abgezeichnet, dieser aber weigerte sich fortwährend, wahrscheinlich in Folge eines abergläubischen Gedankens. Maleini, einer seiner Brüder, ließ sich nach einigem Widerstreben bereden, den Wunsch Burckells zu erfüllen, der ihn auch wirklich traf. Als Metibi dieses Portrait sah, rief er aus: Singke! Singke! (sehr gut!) Das Volk drängte sich hinzu, um, wie es sich ausdrückte, Maleini in einem Buße zu sehen; nach einigen Minuten stummer Verwunderung brach alles in lautes Lachen aus. Kinder glücklich war Burckell mit dem Portrait eines andern Bruders Metibis; auch sagten die Betschuanas: maschoe! maschoe! (häßlich!) Er malte auch, aber mit Glück, Rassisfan, die Tochter Metibis. Als dies Portrait beendet war, hing er dem Mädchen ein häßliches Halsband von kleinen schwarzen und goldenen Kügelchen um, was dieselbe ganz entzückte. Der Vater, der über das Portrait nicht minder erfreut war, verlangte, daß Burckell darunter schreibe: Moassarri o Morropi, Massiam (Rassisfan, Frau des Morropi). Obgleich das Mädchen erst zwölf oder dreizehn Jahre zählte, war sie doch schon Braut.

Seit einiger Zeit hatten die Batschapins angefangen, das Eisen zu

steife in Afrika.

bearbeiten; einer von ihnen hatte diese Kunst von den in NO. lebenden Stämmen erlernt. Burckell triefte am 8. August wieder von Satatu ab. Eine große Volksmenge folgte ihm. Der Name Betschuanas, der von den frühern Reisenden dem Stamme gegeben worden, dessen Oberhaupt Metibi war, gehört zu einer ansehnlichen Nation, die über einen großen Landstrich verstreut ist und aus mehreren Völkern besteht; die Batschapins, die von andern Europäern Matschapins genannt werden, bilden eine davon. Burckell rechnet die Betschuanas zu der großen Familie der Kaffern.

Wir haben früher gesehen, daß der Missionar Van der Kemp unter den Pottentotten bei der Algoa-Bai eine christliche Gemeinde gegründet hatte; andere wurden nachher nach demselben Plane in verschiedenen Bezirken der Colonie und selbst jenseits der Grenzen derselben angelegt. Van der Kemp führte die Aufsicht über alle. Als ihn der Tod dahintrastete, wählte die Missionsgesellschaft unter ihren Mitgliedern Johann Campbell, damit er die Kirchen besuche und zu gleicher Zeit in Verbindung mit andern Missionairen die Einrichtungen treffe, welche wohl am geeignetsten seyn dürften, die Heiden zu bekehren und zu civilisiren.

Am 23. Novbr. 1812 landete Campbell am Cap. Er bemerkte, daß der Mahomedanismus in dieser Stadt große Fortschritte gemacht hatte; man zählt daselbst fünf Moscheen. Etwa zwanzig freie Muselmänner vereinigen sich, mieteten ein großes Haus und stellten arme, unwissende Sklaven dahin, die ihre Religion annehmen; die Vorurtheile dieser neuen Anhänger des Koran gegen die Weißen oder die Christen werden immer härter. Die Herren sagen, diese Häuser wären Debes- und Ophersblen. „Dieser Umstand,“ sagt unser Missionar hinzu, „wird vielleicht die Herzen nöthigen, sich mehr mit dem Unterrichte ihrer Sklaven zu beschäftigen, und dies eine Wohlthat und eine Sicherheit für die Colonie werden. Diese Unglücklichen werden im Allgemeinen in der Capstadt gut behandelt. In dem Hause, in welchem ich wohnte, waren sie gleichsam Mitglieder der Familie; die meisten hätten es nicht verlassen mögen.“

Nach einem ersten Auszuge nach Galebou, einem Dorfe 20 Stunden in ODO. von dem Cap und in der Nähe von warmen Quellen, brach Campbell am 13. Febr. 1813 von neuem auf und erreichte am 21. März Bethelsdorp, eine Mission nahe an der Algoa Bai. Sie befand sich in einem traurigen Zustande, der von Ursachen abhing, welche nicht in der Macht der Missionare stand. Die Unfruchtbarkeit des Bodens und andere Ursachen hatten sie zu der Vermuthung gebracht, daß sie nicht immer da würden bleiben können, und die Wohnungen waren deshalb nur von Rohr gebaut. Eine große Anzahl von Pottentotten wurde fortwährend bei den Gutsbesitzern beschäftigt; man requirirte die thätigsten, um sie gegen die Kaffern zu schicken und als Führer der Militärposten zu brauchen; für diese Frohndienste erhielten sie keine Bezahlung und es folgte daraus, daß ihre zurückbleibenden Familien fast verhungerten. Diejenigen von ihnen, welche angefangen hatten, sich Häuser von Erde zu bauen, mußten sie halbfertig stehen lassen, und bei ihrer Rückkunft fanden sie dieselben in sehr schlechtem Zustande; alles dies entmuthigte die, welche Lust hatten, dauerhaft zu bauen.

Campbell sah jedoch unter den Pottentotten in Bethelsdorp Schmiede, Zimmerleute, Korbflechter und andere, welche, welche sehr geschäftig Deden von Thierfellen zusammennähten, die von den Engländern gekauft wurden; auch Verfertiger von Pfeifen, Deden, Strümpfen und Seife gab es, Ziegler, Schneider, Dachdecker, Fassbinder, Fuhrleute und endlich einen Müller. „Alle diese Arbeiter arbeiten pumper,“ sagt er hinzu, „es ist aber doch ein lobenswerther Anfang bei einem Volke, das nichts zu thun pflegte. Bei einem Gange durch das Dorf sah ich Frauen und Kinder mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt.“

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen in Bethelsdorp triefte Campbell d. 19. April ab, besuchte das Drooby Albany, welches den sonst Zuurveld genannten Bezirk umfaßte, sowie das Land der Gonaquas, eines Stammes, der in Folge seiner Verheirathungen mit den Pottentotten und Kaffern, besonders aber der Kriege mit den letztern, erloschen

war, die sich des Gebietes bemächtigt hatten. Man hatte sie daraus vertreiben und es war deshalb zu Freundschaften zwischen ihnen und der Kolonie gekommen, die noch fortbauerten. Der neue Bezirk zählte nur erst wenige Einwohner, ausgenommen in den Militärposten, die man angelegt hatte, um die Einfälle der Kaffern zu verhindern, die trotz der Wachsamkeit der Garnisonen oft Mäurereien beglitten.

Nachdem Campbell in D. verschiedene zu Missionen geeignete Oerter besucht hatte, wendete er sich nach N.R.B. Er hatte das Vergnügen, zu Graaf Reynet J. Burchell zu treffen, der diese Gegenden in naturhistorischer Hinsicht bereiste. Bei dem Bande der Buschmänner erlegte man eine Edwini; das leicht verwundete Mädchen ergriff die Flucht. Das Terrain war gebirgig und die Temperatur in der Nacht sehr kalt. Die Buschmänner nahmen die Caravane gut auf; Campbell sagte ihnen: „wir kommen aus einem sehr fernen Lande; wir haben die Pottentotten sehr viele nützliche Dinge gelehrt und wollen auch euch Lehrer schicken.“

Die Wilden äußerten ihre Zufriedenheit mit dieser Rede und eines erbot sich, Campbell bis an einen fernen Fluß zu begleiten. Er war der Caravane sehr nützlich, indem er die Orte anzeigte, wo man Gras finden würde, Wasser, und Holz für die Nacht.

Am 24. Juni gelangte man in das Land der Betschuanas; am 24. war man in Tatalu. Als Campbell dem Könige, Metibi, Geschenke angeboten hatte, sagte er: „du wärdest vollkommen in Sicherheit gewesen seyn, selbst wenn Kol und seine Freunde nicht mit dir gewesen oder wenn du mir nichts gegeben.“ Dann wendete er sich an Kol und forderte ihn auf, in Tatalu bei ihm zu thun als sey er zu Hause. Am 7. Juli reiste Campbell ab und wendete sich nach S. Er besuchte die Missionen, die an verschiedenen Punkten angelegt worden waren, die Kraals der Gorannas (S. 8. Abbild.), ging dann über den Wariep und wendete sich nach B., indem er sich ein wenig von diesem Flusse entfernte. Das Volk der Caravane wurde von den Buschmännern gestohlen, man erlangte aber alles wieder. Ein christlicher Pottentott, der durch einen vergifteten Pfeil verwundet worden war, starb auf eine sehr erbauliche Weise.

Am 12. Septbr. war die Caravane in Yella, einem bei den Ramakwas in einer ungemein dünnen Gegend angelegten Hause. Dann wendete man sich nach S. und gelangte zu der Frau Van der Westhans, einer bejahrten Frau, welche die Missionaire sehr freundlich aufnahm. Sie erinnerte sich noch deutlich Le Bailants, der, wie sie sagte, in den Kamla-Bergen zum Heilwerthe Vogel, Steine und Blumen suchte, was sie für eine sehr nützliche Beschäftigung ansah. „Indem ich von Le Bailant spreche“, bemerkte Campbell, „muß ich erwähnen, daß sein Buch, ob es gleich romanhaft Dinge enthält, meiner Meinung nach doch dasjenige ist, welches die genauesten Nachrichten über die Sitten und Gewohnheiten der Pottentotten giebt.“

Am 31. Octbr. war Campbell in der Capstadt zurück, und am 13. Febr. 1814 schiffte er sich wieder nach England ein.

G. J. Patrobo, ein holländischer Missionair, wurde 1816 nach dem Cap geschickt, um die beiden Niederlassungen zu Groene Kloof und Gna-venthal zu besuchen und die Mittel zu suchen, eine dritte zu gründen. Er kam nicht aus der Kolonie und verließ sie 1816; zu Ende seines Aufenthalts machte er einen Ausflug nach dem berühmten Weinberge Constantia, der 6 Stunden in S.D. von der Stadt liegt. Hier die Beschreibung, welche der Holländer Cornelius de Jong davon gegeben hat. „Dieser Ort wurde von dem Gouverneur Van der Stell gegründet, der große Freude gehabt haben würde, hätte er können voraussehen, daß der Name Constantia, seiner Frau, den er ihm gab, einmal an allen Ufern Europas genannt werden würde. Constantia war sonst ein so großes Weichthum, daß es in drei Theile getheilt werden konnte und jeder davon noch immer ein wichtiges Gut ist; das erste, Groß-Constantia, ist das bedeutendste und liefert den geschätztesten Wein; Klein-Constantia hat denselben Boden, aber da der Anbau da minder sorgfältig ist, so hat der dahiß erzeugte Wein nicht denselben Werth. Indessen ist

der Unterschied zwischen den beiden Sorten der weißen Weine sehr gering.“

Groß-Constantia gehört der Familie Cloete. Der Weg, der von dem Cap nach Constantia führt, hat zu beiden Seiten häßliche Häuser und Gärten. Kostets von Protea, von Eichen, Wäldern und Gebüsch umgeben von allen Seiten die Wohnungen im Dorfe und die Befestigung, und entziehen den Anblick bis man um einen Berg herumkommt. Die Reben von Constantia sind von Burgund und von dem Rheine dahin gebracht worden.

Die Directoren der Londoner Missionsgesellschaft schickten Campbell nochmals nach Afrika. Er schiffte sich am 18. Novbr. 1818 in Liverpool mit seinem Collegen John Philipp ein; am 20. Febr. 1819 stiegen sie am Cap an's Land. Im Mai begannen sie mit zwei andern Missionairen die Besichtigung der in D. gelegenen Posten. Ein Krieg, der im Lande der Kaffern ausgebrochen war, hinderte sie, auf dieser Seite weiter zu reisen. Campbell kam im November in die Stadt zurück. Später wurde beschossen, die Missionen im N., jenseits der Grenze der Kolonie, zu besuchen. Da Campbell und Philipp nicht zu gleicher Zeit abwesend seyn konnten, so brach der erstere allein mit dem Missionair Moffat und dessen Frau, sowie einer Gesellschaft Pottentotten auf. Als die Caravane sich am Wariep befand, erhielt Campbell einen Besuch von zwanzig Gorannas aus einem benachbarten Kraal; er ging dann selbst dahin, aber bei seinem Abzuge ergriff ein Theil der Einwohner die Flucht; er vermuthete, daß sein Sonnenschirm sie erschreckte.

Als man mit Hilfe der Griquas, die in der Absicht gekommen waren, den Reisenden beizustehen, aber den Fluß gegangen war, erhielt man zahlreiche Besuche von Pottentotten, von diesem Stamme und den Gorannas; fast alle nahmen Theil an den Gebeten; einige waren im Stande, die heilige Schrift zu lesen. Die Missionaire von Griqua Town befanden sich wohl. Die Einwohner bezeugten laut ihre Freude, Campbell wiederzusehen. Dieser bemerkte große Verbesserungen in dieser Mission; die Schule war besuchter als sonst; es gab mehr steinerne Häuser mit Thüren und Fenstern. Die Griquas Frauen, auf europäische Art gekleidet, nähten verschiedene Gegenstände von Baumwollenzuge. Campbell schenkte ihnen Raban, Zwirn und Fingerhüte. Eine Mahlmühle wurde durch einen kleinen Bach getrieben.

Weiter hin zeigte ihnen das Krähen eines Fahnens, das die Reisenden früh am Morgen hörten, an, daß ihr Lager nicht weit von einem Kraal entfernt sey; besaute Felder umgaben ihn. Griquas und Buschmänner begrüßten die Missionaire, und ihnen folgten Ratshapins von Tatalu; diese zogen nach Beaufort, einem kürzlich erst in N. der Kolonie angelegten Dorfe, um die Ochsenhäute, Jagaien, Messer, Schilde und andere Gegenstände gegen Glasperlen umzutauschen. Sie schienen keine andern Lebensmittel zu haben, als drei Edde mit Quark, der ungeheuer hart war; er schmeckte wie Meiseßig.

Die neue Stadt Tatalu war 60 Meilen in S.W. von jener angelegt worden, wo Campbell im J. 1812 von Metibi empfangen worden war. Dieser, den man wie einen alten Freund aufnahm, konnte bemerken, daß der König und sein Volk in einigen Etappen den Aufenthalt der Missionaire unter ihnen benutzten. Campbell hatte im Anfang seiner Reise die Absicht gehabt, so weit als möglich in das Innere von Afrika zu bringen. Die Umstände begünstigten ihn. Die Nationen im N. von den Ratshapins lebten in Frieden. Metibi zeigte sich dem Unternehmen günstig; Monamissi, der Ohelm des Königs, willigte ein, die Caravane zu begleiten; Arab, ein mit den Sitten und Gebräuchen der Betschuanas vertrauter Europäer, und mehrere Ratshapins schlossen sich an. Sie brach am 11. April auf; am zweiten Tage darauf war sie in Alt-Tatalu, 6 Meilen in B. von dem, das Campbell bei seiner ersten Reise gesehen hatte. Die Strecke war mit großen Mimosenbüschen bewachsen, die bald einen undurchdringlichen Wald bilden mußten.

Ein Theil der Einwohner der Stadt war den Missionairen bei deren Ankunft entgegen gegangen. Sie folgten ihnen auch bei der Abreise bis

zu einem über eine Viertelstunde weit entlegenen Hügel. „Von dieser Anhöhe,“ sagt Campbell, „gewährte die Gegend, die wir vor uns hatten, einen neuen Anblick. Von dem Cap bis Katsalu war die Oberfläche der Erde kahl, ausgenommen an den Ufern der Flüsse; hier war sie überall mit Wald bedeckt; die Bäume, die meist einzeln stehen, waren bisweilen in Gruppen vereinigt; man konnte sich in einen schönen Park versetzt halten; zwischen den Bäumen wuchs sehr langes Gras. Obgleich der Winter sehr nahe war, so erinnerte die Wärme der Luft doch an den Sommer in England. Dieses Land unterscheidet sich von dem Gebiete Albany an der Grenze des Kaffernlandes darin, daß die Wälder in dem letztern fast undurchdringlich sind, ausgenommen für die Kaffern. Hier glaubt der Reisende von einem Walde umgeben zu seyn, in den er nie gelangt, da die Bäume sich immer mehr von einander zu trennen scheinen, je weiter man geht. Die Spuren der Wagen waren nicht sichtbar; man bemerkte nur Fußwege in einer Länge von 18 Zoll, von den Reitern der Matschapis, die von den Viehtrains Milch nach der Stadt bringen. Die Wurzeln der Pflanzen, die in einzelnen Büscheln wachsen, waren so hart, daß die Wagen davon Stöße erhielten, als ging es über Steine.“

Nachdem es über Thal und Hügel gegangen war, kam man am 20. in Neribohway, der Hauptstadt der Lammahas, an. Scharen von Frauen und Kindern verließen die Sorgfelder und liefen herbei, um das seltsame Schauspiel von Wagen zu sehen, welche sie bewegliche Häuser nannten. Alle blieben in ehrerbietiger Ferne; einige Kinder, die lechter waren, wagten sich bis auf etwa dreißig Schritte heran; die Bewegung der Räder zog besonders die Aufmerksamkeit an. Als man sich der Stadt näherte, sah man eine große Anzahl Männer mit Jagalien, Strelchärten und langen Stäbchen herauskommen, die Fellmägen, Ledermäntel und Sandalen trugen, überdies aber roth bemalt waren. Sie gewährten einen furchtbaren Anblick, ob sie gleich als Freunde kamen. Nach gegenseitiger Begrüßung traten alle zu gleicher Zeit in die Stadt ein und die Wagen wurden in einen eingeebten Raum in der Nähe des Hauptthores gebracht.

Es gelang Campbell, sich die Zuneigung des Häuptlings der Lammahas zu gewinnen, der einwilligte, Missionaire bei sich aufzunehmen; eben so war es bei den Masches. Man ging über zwei nach W. fließende Flüsse und gelangte in das Land der Marugis. Sehr hohe Berge trennen die Gewässer, welche nach dem indischen Meere fließen, von denen, welche sich in den atlantischen Ocean ergießen. Das Wetter war regnerisch geworden, was mehreren der Eingeborenen sehr lästig war. Die Wagen verursachten wie an andern Orten ein großes Erstaunen unter den Bewohnern von Kurrtischane, einer großen Stadt an einem steilen und felsigen Hügel. „Unsere beiden Pferde,“ bemerkt Campbell, „erregten eben so große Neugierde, als zwei Elephanten erregen würden, die durch die Straßen Londons schritten.“

Der König schien ungefähr sechzehn Jahre alt zu seyn. Während seiner Minderjährigkeit übte Eiqueling, einer seiner Oheime, die Regentschaft aus. Er sagte zu Campbell: „die Marugis lieben den Frieden; ich habe mit Vergnügen erfahren, daß die Weißen (die Missionaire) lehren, die Menschen müßten friedlich leben; das ist alles, was ich wünsche. Als ich meinen Nachbar Maffabba, den König der Bantegis, von diesen Ansichten benachrichtigte, antwortete er mir, sie gestelen ihm nicht, weil sie ihn hinderten, Beute zu machen. Mein Volk und ich wir führen nur Krieg, um das Vieh wieder zu erhalten, das uns gestohlen worden ist.“

Als Campbell ihn fragte, warum die Stadt auf einer Anhöhe erbaut worden sey und nicht in dem benachbarten Thale, antwortete er, „weil und diese Lage erlaubt, unsere Feinde zu erblicken; aus demselben Grunde liegen mehrere andere Städte auf Anhöhen; aber dies ist sehr unbequem, weil man sehr entfernt ist von dem Wasser und Holz.“

Ein pikar, d. h. eine allgemeine Versammlung, wurde gehalten; sie dauerte vier Stunden; man sprach, sang und tanzte dabei. Der Regent hielt eine Rede zu Gunsten der Zulassung der Missionaire. Dann wurde ein Abgeordneter Maffabba Campbell vorgestellt; man übergab ihm Ge-

schenke für seinen Herrn. Wenige Tage darauf kam ein anderer und zwar vornehmerer an, der die Missionaire einlud, Maffabba einen Besuch abzustatten. Sie antworteten, sie könnten ihren ersten Plan nicht ändern, der dahin gehe, nicht über das Land der Marugis hinaus zu reisen, es würden aber bald weiße Männer sich bei den letztern niederlassen und dann auch die Bantegis besuchen.

Die Tracht Eiquelings (Taf. 9. Abbild.) kann eine Vorstellung von der der ausgezeichneten Personen unter den Marugis geben. Bei festlichen Gelegenheiten ist der Kopfschmuck eine Art Turban aus Gerhaut, deren Borsten eine blendende Weiße haben. Der Mantel wird von einem andern, längern, bedeckt, der aus flatternden Riemen besteht. Die Frauen tragen ähnliche (Taf. 9. Abbild.); Campbell bemerkt, daß sie trotz ihrer Bewunderung für die europäischen Moden durchaus nicht geneigt wären, dieselben anzunehmen.

Korrtischane war die ansehnlichste Stadt, welche man bis dahin in dem südlichen Afrika gefunden hatte; Campbell schätzte die Einwohnerzahl auf 16,000. Er rühmt die Reinlichkeit und vollkommene Ebenheit der Hüfe, welche die Häuser umgeben. Der Boden wird zuerst mit gut geschlagenem Thon belegt und dann zieht man recht harte Thonwalzen darüber. (Taf. 9. Abbild.) Das Innere der Häuser war ebenfalls freundlich. Campbell hat eines abgebildet, dessen Inneres geweißt war; die gelbbemalte Wand zeigte Zeichnungen von Schilden, Giraphanten, Elefanten; endlich hatte es auch einen rothangestrichenen Simms. (Taf. 9. Abbild.)

Am 12. Juni brach die Caravane von Korrtischane auf; als sie in dem Lande der Lammahas war, reiste sie direct nach Säben, dann wendete sie sich nach W. und besuchte Katsalu, Giqua Town und das Land der Buschmänner; diese setzten ihre Raubereien noch immer fort. Am 10. Novbr. kam sie nach einer neunmonatlichen Abwesenheit glücklich wieder in der Capstadt an.

George Thompson kam 1816 in die Capstadt, um Handel zu treiben. Der Bunsig, Nachrichten über die Hissquellen einzuziehen, welche das Gebiet der Colonie einem Kaufmanne gewähre, veranlaßte ihn, verschiedene Reisen in das Innere zu machen.

Im Januar 1821 erreichte er in Begleitung eines seiner Freunde zu Wasser die Algoa-Bai; dann nahm er Pferde nach Port Elisabeth, das damals nur ein kleiner Weiler war, und sie begaben sich über Uitenhagen, Graham's Town und Port Willshire nach der Wohnung Galt's, des Häuptlings der Kaffern; über das Land kehrten sie zurück. „Dieser Ausflug, der sechs Wochen dauerte,“ setzt der Reisende hinzu, „gab mir Gelegenheit, die längs der südlichen Küste der Colonie gelegenen Bezirke bis an die Ufer des Kalkamma zu sehen. Ich war jedoch weit entfernt, mich für hinreichend unterrichtet zu halten über die Punkte, welche mich interessirten, und meine Neugierde war mehr gereizt als befriedigt. Im Jahre 1822, in Folge eines Schiffbruchs bei dem Rabelkap, dem südlichsten Afrikas, sollte ich diesen entlegenen Punkt und einige benachbarte Bezirke besuchen. Gegen das Ende Augusts 1822 machte ich eine Wanderung in den Bezirken Zwellendam und Georg.“

Am 20. April 1823 reiste Thompson von dem Cap ab. Er sah Port Elisabeth wieder, das damals schon 300 Einwohner zählte, meist Engländer; Bethelsdorp war blühend geworden; Uitenhagen versprach die volkreichste und wichtigste Stadt im N. der Colonie zu werden. Thompson durchkreuzte das Land bis an die Quellen des Stoba, des Groote Ris Rivier der Europäer; sie befanden sich in den Eneerw Bergen. „Die Bewohner dieser Gegenden waren,“ sagt Thompson, „sehr gastfreundlich und fraglustig, was nicht Wunder nehmen kann, da sie in ihrer entlegenen Gegend selten einen Reisenden, namentlich einen Europäer, sahen. Ihre Neugierde und ihre Bewunderung haben mich oft unterhalten, wenn, nachdem ich die Karte und den Compaß vor mich gelegt hatte und in meinem Tagebuche schrieb, die ganze Familie mit aufgerissenen Augen und großem Munde um mich her stand, als sey ich ein Zauberer oder Astrolog.“

Die Mission in Giqua Town, im N. von dem Captep, gebiet nicht

wegen der ungemeinen Dürre des Bodens. Thompson meint wie Campbell und Philip, diese Ursache und die Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten würde immer den Fortschritten des Ackerbaues und der Civilisation große Hindernisse entgegenlegen; überdies fehlt das Holz, das zu gewöhnlichen Zwecken leicht zu formen ist, in der Nähe ganz und man muß das Bauholz immer aus weiter Ferne herbeschaffen.

Einige Tage vor der Ankunft Thompsons hatte sich ein seltsames Gerücht verbreitet; man sagte, eine ungeheuer aus N. kommende Horde rücke gegen Bataku, verwalde das Land und morde alle, die sich ihr entgegenstellten. Moffat, einer der Missionaire bei den Matschapins, bat bald um Unterstützung bei den Griquas. Die Flüchtlinge, welche der Rath der Feinde entgangen, schilderten dieselbe als eine unermessliche Armee von Räubern unter mehreren Anführern und zusammengesetzt aus Bülkern von verschiedener Farbe, meist schwarzen aber fast ganz nackten; sie hätten ihre Frauen und Kinder bei sich. Man bezeichnete nicht genau den Punkt, von wo sie ursprünglich gekommen waren, aber sie waren zuerst über die Tseposas, eine Betschuana-Nation, in S.D. hergefallen, dann nach N. gedrungen zu den Bantegis, vor denen sie aber hatten weichen müssen; dann hatten sie sich gegen die Matschapins gewendet, nachdem sie alle andern Völker, 28 an der Zahl, die sie getroffen, geplündert und geschlagen. Nach den letzten Nachrichten rückten sie gegen Alt-Bataku und begaben die Absicht, von da gegen die Griquas und endlich gegen die Colonie zu marschiren. Man nannte sie Mantatis.

Metibi schickte sich an, mit seinem ganzen Stamme zu fliehen, wenn ihm die Griquas nicht zu Hilfe kämen. Metibill, englischer Agent bei den letztern, war nicht wenig verlegen, denn es herrschte unter ihnen Uneinigkeit. Indeß berief er alle ihre Häuptlinge, selbst die der Ungesessenen, zusammen, die sich damals in dem Kraal befanden. Thompson und Moffat wohnten dem Kriegsrathe bei. Nach einer langen und ernsten Berathschlagung entschlossen sich die Griquas, ihre Streitmacht mit aller möglichen Schnelligkeit zusammenzuziehen und den Betschuanas beizustehen; es wurden sogleich Boten zu den entfernten Posten geschickt, um Menschen und Waffen zu verlangen. Die Häuptlinge der Griquas meinten, in wenigen Tagen 200 mit Flinten bewaffnete Reiter zusammenbringen zu können; wenn sie die nöthige Zeit hätten, würden sie die doppelte Zahl stellen können. Sie versprachen, in acht Tagen in Kuruman zu seyn.

Am 11. Juni reiste Thompson mit Moffat nach Kuruman ab. Unterwegs begegneten sie einer Caravane Betschuanas von dem Stamme der Kalliharris, die nach Griqua Town zogen, um Felle von wilden Thieren und Schakalen gegen Glasperlen, Metallknöpfe und andere Kleinigkeiten zu vertauschen. Man meint, ihr Land liege 300 Stunden in N. Die Griquas, bei denen die Reisenden einkehrten, waren kaum von der Aushebung benachrichtigt, die bei ihren Landsleuten stattfand, als sie sich anschickten, sich bereit zu halten, um mit ihnen zu marschiren. Abends um acht Uhr kam Thompson nach Bataku an dem Kuruman.

Die erste Sorge der Reisenden ging dahin, den Missionaire Hamilton über den Marsch der Feinde zu fragen; die Verschiedenheit der Gerüchte aber machte es unmöglich, an eines derselben zu glauben. Am andern Tage war Metibi hoch erfreut, seinen Freund Moffat wiederzusehen und von ihm den Entschluß der Griquas zu erfahren; nicht minder zufrieden war er über die Ankunft Thompsons. Ein Pitso oder eine große Rathversammlung wurde für den andern Tag angekündigt und man schickte Boten nach allen Seiten aus.

Campbell und Thompson haben diese Versammlung beschrieben; der Umstand und die Gerüchte, welche über den Marsch des Feindes verbreitet waren, gaben der am 14. Juni gehaltenen ein besonderes Interesse. „Frühzeitig ließen sich die Kriegsgefangen der Männer und die klagenden Stimmen der Weiber und Kinder hören. Die Krieger, die sich in Gruppen in den Umgebungen der Stadt zerstreuten, sahen aus, als berätheten sie sich mit einander über die Gegenstände, welche in der Versammlung vorkommen sollten. Gegen 10 Uhr rückte die Menge nach der Mitte der

Stadt unter Kriegsgefang, Tanz und Schlingestechen, in denen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit und Gewandtheit zeigten. Die Krieger waren mit einem Paccets Jagalen, einem Schilde von Büffelhaut, einem Bogen und Köcher voll vergifteter Pfeile, sowie mit einer Stirrath versehen.

„In der Mitte der Stadt befand sich ein kreisförmiger Raum, eingeschlossen von einem Pissebau; er ist einzig und allein zu den öffentlichen Versammlungen bestimmt; der Durchmesser desselben beträgt ungefähr 450 Fuß. Die eine Seite war den Kriegern vorbehalten, die sich in dichtgedrängten Reihen niederlegten und ihren Schilde vor sich hielten; ihre Jagalen, deren 7 bis 8 hinter jedem Schilde in die Erde gestochen waren, bildeten eine lange starrende Masse. Die Alten, die Frauen und die Kinder nahmen an der entgegengesetzten Seite Platz; in der leeren gebliebenen Mitte zeigten sich bisweilen bevorzugte Krieger, oder die, welche einen Feind getödtet hatten; sie tanzten da und sangen ihre Heldenthaten ab, was eine halbe Stunde vor der Eröffnung der Debatte währte. Sie begleiteten sich dabei mit den seltsamsten Geberden und Verzerrungen, und die Zuschauer jubelten Beifall.

„Ich erhielt nebst den beiden Missionairen und einem Dolmetscher einen Platz neben dem Könige und den vornehmsten Häuptlingen. Ich konnte deshalb den Hauptinhalt der gehaltenen Reden aufzeichnen und die bemerkenswerthe Scene abbilden. (Taf. 8. Abbild.)

„Metibi stand endlich auf, trat in die Mitte und gebot Schweigen; die Krieger antworteten ihm durch ein tiefes Achzen als Zeichen der Aufmerksamkeit. Er zog eine Jagale hinter seinem Schilde hervor, deutete damit nach N.D., versuchte die Mantatis und erklärte ihnen den Krieg. Ein pfeifendes Geräusch der Krieger gab deren Bestimmung zu erkennen. Dann wendete er seine Jagale nach S. und S.D., um die Kinderweiber (die Buschmänner) zu versuchen. Er erhielt dasselbe Beifallszeichen. Nachdem er den Wurfspeer wieder an seinen Ort gebracht, hielt er eine Rede, in welcher er von den Verheerungen der Mantatis sprach, es nicht verheimlichte, daß die Gefahr für die Matschapins dringend sey, die von den Griquas versprochene Hilfe veränderte, die Unterstützung der Weissen meldete, welche man in der Versammlung sehe, und sodann Jedem aufforderte, seine Meinung auszusprechen. Dann machte er mit seiner Jagale dieselben Geberden, wie vor der Rede, und wendete die Spitze am Himmel. Alle riefen pula (Regen oder Segen), und er setzte sich unter wiederholtem Rufen und andern Zeichen der Zustimmung und Beifalls nieder.

„Dann führten die Krieger ihren Kriegstanz auf, der von allgemeinem Jubel begleitet wurde. Sie wurden nach der Rede jedes Sprüchwort wiederholt, ausgenommen die eines einzigen. Metibi ergriff dann das Wort wieder, resumirte die verschiedenen Reden, indem er sie billigte oder tadelte, zürnte auf die Frauen und ermahnte einen Jeden, tapfer zu kämpfen. Die Luft erzitterte von Jubelgeschrei; die Krieger begannen ihren Tanz von neuem, an welchem die Menge bisweilen Theil nahm, und länger als zwei Stunden lang wurden die seltsamsten und grotesksten Geberden gemacht. Gegen das Ende der Versammlung übergab ein Bote des Königs jeden Führer einen Mimosa-Weig, was bedeutete, es solle am nächsten Tage eine Versammlung im Gebirge gehalten werden, um über die Gegenstände zu berathschlagen, die nicht in Gegenwart der Frauen, der Kinder und Leute aus der untern Classe besprochen werden könnten, worauf Alle nach Hause zurückkehrten.“

Abends meldeten Matschapins, welche aus Alt-Bataku entflohen waren, die Annäherung der Mantatis. Am nächsten Tage wurde da geheime Rath gehalten; man erfuhr aber nichts von dem, was beschloffen worden war.

Thompson, der etwas Bestimmtes über die Mantatis zu erfahren wünschte, brach am 16. mit Moffat zu Pferde nach Bataku auf. Unterwegs begegneten sie einer Caravane, die von Arend geführt wurde, einer entflohenen Sklaven, der sich mit einer Finte bewaffnet hatte und ihn vorstellte, es würde unklug seyn, noch weiter zu gehen, wegen der Det-

phements der Hände, die abwärts umherschweiften; sie entschlossen sich also, anzukommen. In Kuruman machte ihre schnelle Rückkehr großes Aufsehen. Man stellte sich, als bereite man sich sehr thätig zum Kriege vor, als aber die Nachrichten an den folgenden Tagen sehr beunruhigend wurden, schien sich der Ehrfurcht allgemein zu verdrängen. Metibi war mit mehreren Häuptlingen in die nahen Dörfer gegangen, um eine größere Anzahl Männer auszuheben. „Wir waren nicht ohne Besorgniß,“ bemerkt Thompson, „daß das Heer der Mantatis, das nur noch 80 (engl.) Meilen entfernt war, oder eine Abtheilung desselben, unversehens vor der Ankunft der Griquas über uns herfalle.“ Moffat gestand, daß man, trotz seinem Widerstreben, an die Flucht denken müsse. Die Sache wurde ernsthaft und die Unruhe bemächtigte sich aller Gemüther. „In dieser Conjectur,“ sagt Thompson hinzu, „ist das beste Mittel, die allgemeine Kängstlichkeit zu beruhigen, das, die feindliche Armee zu recognosciren. Diese Absicht wurde auch sogleich in Ausführung gebracht. Nachdem ich einige Lebensmittel zu mir genommen, brach ich zu Pferde mit meinem Betschuana-Führer auf. Ich begegnete Arend an demselben Orte, wo ich ihn verlassen hatte. Sobald ich ihm meine Absicht mitgetheilt hatte, dachte er einem Augenblick nach und versprach sodann, mich zu begleiten. Am nächsten Tage machten wir uns auf den Weg; meinen Führer ließ ich bei der Caravane des Reisenden zurück. Als wir das Katatu-Truters und Somervilles erreicht hatten, näherten wir uns nur mit großer Vorsicht, weil wir fürchteten, diese Stadt könne schon in der Gewalt des Feindes seyn. Sie war still und öde. Die Einwohner waren grüßlich in aller Eile entflohen, denn es standen noch volle Köpfe mit halb ge- rochenen Speisen an den Feuern. Wir schlossen aus diesem Umstande, die unerwartete Ankunft des Feindes habe die Einwohner zur Flucht veranlaßt. Der Knall eines Flintenschusses, den ich abfeuerte, zog Niemanden herbei und es folgte daraus, daß sich Niemand versteckt hatte.

„Arend war der Meinung, wir sollten umkehren, weil unsere ermüdeten Pferde uns nicht weiter tragen konnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, den Mantatis in die Hände zu fallen. Er hatte Recht, aber ich stellte ihm vor, wir müßten so weit gehen, bis wir sie gesehen, damit wir sichere Nachrichten nach Kuruman brächten. Wir ritten also vorsichtig nach N.D. weiter und einige Stunden in Rimosagebüsch hin, wo es keinen gebahnten Weg gab. Unentschlossen über unsern weitem Weg und vom Durst geplagt, hatten wir an einem Orte angehalten, von wo wir das Thal überblickten, in welchem der Fluß fließt, und wir wollten in dasselbe hinabgehen, um unsern Durst zu löschen, als Arend in außerordentlicher Aufregung ausrief: „die Mantatis! die Mantatis!“ Ich sah nach der Stelle hin, nach welcher er deutete, und ich sah, daß sie eine unermessliche Colonie in dem Thale unter uns bildeten und nach dem Flusse heranrückten. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart sagte Arend sogleich: „rühren Sie sich nicht, sonst entdecken sie uns.“ Wir blieben also unbeweglich und konnten durch die Bäume hindurch die Bewegungen dieser Barbaren beobachten. Sie ahneten unsere Gegenwart nicht. Ich hatte große Lust, sie in größerer Nähe zu mustern. Wir gingen aber den Fluß, setzten dann die Sporen unsern Pferden ein, die schneller liefen, als wir erwartet hatten, und erreichten einen Punkt, von wo aus wir Alt-Katatu übersehen, wo nur noch ein halbes Duzend Hütten stand. Die Mantatis stürzten sich dahin und bemerkten uns auch in diesem Augenblicke. Eine ansehnliche Abtheilung kam auf uns zu. Einen Augenblick wollte ich sie erwarten; Arend stellte mir aber das Gefährliche vor und wir erreichten in Galopp eine andere Anhöhe, wo wir uns umdrehten. Sie versuchten nicht uns weiter zu verfolgen, und wir beobachteten sie, bis wir sie aus dem Gesichte verloren.“

Die Sonne war dem Horizonte nahe, als die beiden Reisenden in dem Kraal Arends ankamen. Ihre Pferde hatten an diesem Tage 80 (engl.) Meilen zurückgelegt, ohne etwas anders zu fressen als das Gras, das sie an den Quellen der Flüsse abweiden konnten. Thompson ließ sogleich zwei andere Pferde satteln und brach mit seinem Betschuana-Führer nach Kuruman auf, wo er etwas nach Mitternacht ankam. Er erz-

ählte, was er gesehen. Die Missionaire kamen am 21. an, ihre werthe vollsten Effecten zu vergraben; die Flucht schien unermesslich zu seyn, denn die Griquas kamen nicht an. Die Eingeborenen schickten sich an, die Stadt zu räumen, wo Traurigkeit und Niederbesehlagtheit herrschte. Gegen neun Uhr hörte man einen Flintenschuß, dem bald ein zweites folgte, und alsbald meldete das Freudengeschrei der Betschuanas die Ankunft zweier Griqua-Reiter, die von ihren Sandleuten vorausgeschickt worden waren. Die Missionaire bereiteten die Betschuanas zu bleiben und Leute auszusuchen, welche die Bewegungen des Feindes beobachteten und zurückkamen, um Nachricht abzugeben.

Metibi kam gegen Mittag zurück und war sehr verlegen, als er die Lage der Umstände erfuhr; alle seine Leute schienen nicht eben ruhig und vielmehr zur Flucht als zum geringsten Widerstande geneigt, im Falle der Feind sich zeige, ehe die Griquas ankamen. Endlich kamen diese, 80 an der Zahl, am 22. an und gaben den Betschuanas das Vertrauen zurück; der König brachte ihnen seinen Dank durch eine kleine Kerbe aus, das es weder an Grazie noch an Bereitwilligkeit fehlte. Sechs Ochsen wurden geschlachtet. Die Flüchtigen kamen in Menge zurück. Die Missionaire setzten die beschädigten Flinten in Stand und die Matschapins reinigten ihre Gewehre.

Es wurde eine Rathversammlung berufen; die Griquas begaben sich in guter Ordnung, das Gewehr im Arm, dahin, was die Verwundung der Menge erregte. Es wurde ihnen ein Ehrenplatz angewiesen. Alles geschah wie gewöhnlich. Dann fand ein allgemeines Festmahl statt; die Missionaire öffneten ihre Kapelle und das Volk vereinigte sich mit ihnen, um den göttlichen Schutz anzurufen. Wenige Augenblicke darauf kamen einige der Ausgesandten zurück und meldeten, die Mantatis wären noch in Katatu und verzehrten die Vorräthe, die sie dort gefunden. Diese Nachricht wurde auch von flüchtigen Bushmännern bestätigt, welche von diesen Barbaren verwundet und geplündert worden waren.

Die Angelegenheiten Thompsons riefen ihn nach der Capstadt zurück. Er brach also am 23. Juni auf. Nach etwa 10 Meilen begegnete er Melvill mit einer andern Schaar Griquas, welche zu ihrem Sandleuten stoßen wollten, und 30 Meilen weiter hin einer dritten Abtheilung von 20 Reitern und 50 Fußknechten mit Wagen und Stieren. Am 8. Juli sah er die Capstadt wieder.

Im Juli 1824 ging er nach N. bis zu den Kamibergen und besuchte die Niederlassungen der Missionaire an dem untern Laufe des Oranien. „Ich muß,“ sagt er, „um der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aufrichtig ihre Arbeiten im blühenden Afrika rühmen. Es ist unbestreitbar, daß sie nicht nur unsere heilige Religion den heidnischen Stämmen gepredigt, sondern auch mit unermüdetem Eifer zu dem Fortschreiten der Civilisation und der Geographie mit gewirkt haben.“ Thompson war am 1. Septbr. in der Capstadt zurück.

Er erzählt in seinem Berichte, was in Kuruman seit seiner Abreise geschehen war. Sobald Melvill angekommen, beschloß man in einer Versammlung der Missionaire und der Griquahäuptlinge, daß Waterboer, einer derselben, die Expedition gegen die Mantatis befehligen sollte und daß Melvill und Moffat ihn begleiteten, um wo möglich freundschaftliche Verbindungen mit diesen Wilden zu eröffnen und Blutsvergiftungen zu verhindern. Metibi wurde eingeladen sich mit seinen Kriegern der Schaar Waterboers anzuschließen, aber im Falle es zu einer Schlacht komme, nicht, wie es ihre Gewohnheit sey, die Frauen und Kinder zu tödten. Jeder Feind, der die Waffen niederlege, sollte bloß gefangen genommen werden. Metibi versprach es.

Die Griquas brachen am 24. Juni auf. Metibi stieß an dem Ufer des Maquaria zu ihnen. Am nächsten Tage erblickte eine Abtheilung von zehn Mann, die vorausgeschickt worden waren, die Mantatis bei Katatu. Moffat war zu Pferde und nicht bewaffnet; er wollte einige derselben veranlassen, eine Unterredung zu beginnen. Statt aller Antwort schämten sich die Mantatis mit solchem Ungefühle gegen Moffat und dessen Begleiter, daß sie kaum Zeit hatten, die Pferde herumzureißen und im Galopp

zurückzuführen. Einer ihrer Leute wurde von einem Senkenstich fast getroffen. Der geringe Erfolg dieses friedlichen Versuches bestimmte die Giquas, den nächsten Tag die Mantatis mit den Wirkungen der Feuergevohe bekannt zu machen, wodurch sie vielleicht aufgehalten wurden. Gegen acht Uhr früh ritten sie im Galopp aus; die Mantatis lagerten in einer Ebene, ließen sich aber nicht in Unordnung bringen. Man schätzte diese Division auf 15,000 Mann. Man befand sich 300 Schritt von ihrer Fronte. Mit einemmale und ehe die Hälfte der Giquas angekommen war, riefen die Mantatis ihr gößliches Kriegesgeschrei aus und entfalteten ihre beiden Flügel, als wollten sie ihre Gegner umgehen. Hunderte von Kriegeren stürzten heran und schlugen Jagden und Keulen; man mußte sich so schnell als möglich entfernen. Als man außer dem Reichthum ihrer Waffen war, machte man Rechtsumkehr und schoß auf die am weitesten vorn Befindlichen, die stürzten. Etwas bestürzt über diese Schlappe zogen sich die beiden Flügel auf das Hauptcorps zurück und verbargen sich hinter ihren Schilden, wenn ein Schuß fiel.

Unterdess kamen die Matschapins an, um sich mit den Giquas zu verbinden; aber ihre Hilfe nützte nicht viel, denn nur wenige hatten den Muth, sich so weit heranzuwagen, daß sie den Feind mit ihren Pfeilen erreichen konnten; alle flohen schnell, sobald einige Mantatis gegen sie rückten. Als die Giquas von neuem vorgerückt waren und Feuer gegeben, dann aber sich zurückgezogen hatten, um den Mantatis Gelegenheit zu geben zu unterhandeln, wenn sie dazu geneigt wären, auch mehrmals dieses Manöver wiederholt hatten, dauerte der Kampf fast dreißig Stunden. Die Mantatis zeigten zuerst einen bemerkenswerthen Muth, viel Kühnheit und Entschlossenheit, stürzten sich fortwährend gegen die Reiter und schritten wäghig und unerschrocken über die Leichen ihrer Kameraden. Endlich als sie die Unmöglichkeit ihrer Bemühungen erkannten, die Giquas zu erreichen und zu umzingeln, und als ihre muthigsten Krieger von unsichtbaren Waffen getroffen waren, gegen die ihre Schilde keinen Schutz gewährten, nahmen ihre Kühnheit ab, wenn sie auch noch nichts die Absicht zeigten, sich zurückzuziehen. Als die Kühnsten sich dem Reize der Frauen und Kinder gähert hatten, welche das Vieh umgaben, besetzten die Giquas eine Erhöhung, von welcher sie sicherer auf die Krieger zielen konnten. Bald zeigte sich ein außerordentlicher Schrecken und Verwirrung unter den Mantatis; das Vieh entfloß aus der Menge, die es umringte, und die Giquas bemächtigten sich desselben. Die Mantatis zogen sich zurück und vereinigten sich mit ihren in Catakl geliebten Tandeleuten. Sie fuhrten fort tapfer zu kämpfen, da sie aber die Unmöglichkeit sahen, mit dem Feinde handgemein zu werden, der ihnen die bravsten Führer tödtete, so verließen sie langsam die Stadt, nachdem sie dieselbe angezündet hatten. Man verfolgte sie 8 Meilen weiter nach N. Ihre beiden vereinigten Divisionen bildeten eine compacte 1500 F. lange und 300 F. tiefe Masse; man schätzte ihre Anzahl auf 50,000.

Die Matschapinas waren so grausam gegen die zurückgelassenen Frauen und Kinder als sie in dem Kampfe selbst gewesen waren. Sie mordeten Kaltblütig. Die Missionaire und Metbill hatten viel Mühe, diese Hegelei zu beendigen, und es gelang ihnen nicht eher, als bis sie ihnen mit dem Gewehre drohten.

Viele Mantatis, namentlich die Frauen und Kranken, schienen an Hunger zu leiden. Hundshunden bedeckten das Schlachtfeld; nur ein Giqua war verwundet; ein Matschapina war erschlagen worden und es verblieb es.

Diese Mantatis gehören zu der großen Familie der Kaffern, welche auch die Matschapinas begreift. Alle sprechen Dialecte einer und derselben Sprache und sie gleichen einander überdies in Körperlicher Hinsicht, in den Sitten und Gebräuchen. Alle diese Stämme leben hauptsächlich von dem Fleische und der Milch ihrer Heerden, und während ihrer Kriege ist ihr außerdem beschärfster Ackerbau ganz und gar vernachlässigt. Wenn die Kaffern ihr Vieh verlieren, sind sie demnach der Verwerfung preisgegeben, und sie müssen rauben, wenn sie nicht verhungern wollen. Dies geschah den Mantatis. Da sie ihren Nachbarn, den Zulos, nicht wider-

stehen konnten, die weit zahlreicher waren, so wurden sie geplündert und aus ihrer Heimath vertrieben; sie verbanden sich mit andern Stämmen, welche dasselbe Schicksal gehabt hatten, wurden furchtbar und stürzten sich wie ein ungezügelter Bergbach auf die Völker im Innern, die schwach und nicht kriegerisch waren.

Andere Reisende haben seit Thompson Berichte von ihren Wanderungen in der Capcolonie und dem Lande der Kaffern herausgegeben, ohne indeß das Reichthum der Geographie zu erweitern. Nicht so war es mit den französischen Missionairen, die sich in Südafrika bei dem Gariap niederließen. Im Monat Januar 1836 wurde in einer zu Bethulien gehaltenen Versammlung beschlossen, eine Expedition nach dem Norden des Landes der Bassutos zu unternehmen, um das Land zu mustern, das sich von diesen bis an die Ufer des Kal erstreckt, eines Flusses, der die Verlängerung des Kamagari ist.

Dem zu Folge brachen Debousset und Doumas von Morija, einem Posten in dem Gebirge des Landes der Mantatis, auf; sie kamen über drei Niederlassungen Westeuropäischer Missionaire; die zu Merabing, die nördlichste, war der Punkt, von wo aus sie ihre Erforschung in den untern Zerrassen der Malutis-Berge leisteten. Nach einer so verwendeten Woche trennten sie sich; der größte Theil ihrer kleinen Schaar kehrte nach Merabing zurück, und einer von ihnen, nur von einem Führer begleitet, drang bis zur Höhe der Malutis; indem er an dem Galedon hinaufging. Er traf zwei Völkerschaften, Cannibalen. Den Gipfelpunkt an dem N. Ende der Malutis nannte er Duellenberg. Dieser Gebirgsstock verdient wirklich diesen Namen, denn aus seinen Seiten kommen in S. der Sinku (Oranienfluß) heraus, der das afrikanische Festland bis zu dem Atlantischen Meere durchströmt; im D. der Ectule und Anomu, welche nach dem indischen Meere fließen; im N. der Kamagari, der fast 200 Stunden fließt, ehe er sich mit dem Sinku verbindet, und endlich der Galedon, der parallel mit dem letztern läuft, dessen Beifluß er ist.

Nachdem sie sich in Merabing wieder vereinigt hatten, schlugen die Missionaire mit vier Wagen die Richtung nach N. ein. Sie sahen nach einander die Gebiete der Mantatis und der Eighos. Nach einigen Tagen, nachdem sie die imposante Kette der Malutis aus den Augen verloren hatten, rollten ihre Wagen acht Tage lang auf ebenem Boden hin; eine tiefe Stille herrschte in diesen Gegenden, welche den traurigen Anblick der Verheerungen des Krieges zeigten. Als sie an die Verbindungsstelle des Kamagari und Ectua gekommen, von wo sie leicht in N. die Franzosenberge bemerkten, die in den Staaten Unvollkommener Regen, änderten sie ihren Weg und wendeten sich nach SW. durch das Land der Eighos, denen sie das Wort Gottes verkündigten. Diese Völker nahmen sie sehr freundlich auf trotz der Furcht, die ihnen anfänglich der Anblick von Menschen einflößte, die von ihnen so ganz verschieden waren. Endlich leiteten die Missionaire unter ihr friedliches Dach von Morija zurück. Ihre Reise hatte dreißig Monate gedauert; sie waren bis zu dem 26° f. Br. und zum 30° östl. L. von Paris gekommen. Die Malutisberge, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Meeren bilden, nähern sich der Ostküste sehr, denn ihr Gipfel ist von derselben nur etwa 10 Stunden entfernt.

Im Jahre 1834 machte Andreas Smith, ein Arzt in der Capstadt, eine Reise mit einer zahlreichen Caravane. Der Sammelplatz war Graaf Reynet, 156 Stunden in N.O. von dem Cap. Man brach von da am 12. Aug. auf. Am 28. war man in den von den Missionairen bei verschiedenen eingeborenen Völkerschaften gegründeten Niederlassungen. Man blieb zu Bethuel, einer Station unter Pelissier, der ein Franzose ist. Das Resultat der Erkundigungen, die der Reisende einzog, bewies ihm, daß das Gebiet der Afrikaner, welche in den Missionen leben, unendlich größer ist, als das der andern.

Am 8. Novbr. war Smith bei den Quellen des Galedon. Als er dieselben untersucht hatte, reiste er nach W. und machte Aufspähe nach N., um die Möglichkeit zu constatiren, in die Kamagari, eine Masse an dieser

Seite, einzubringen. Am 17. erreichte er die Wohnung Lemur's, eines andern französischen Missionairs. Sein Hauptzweck war, sich die Freundschaft Omfiligas zu erwerben. Moskat, der sich ihm in Kuruman angeschlossen hatte im Jan. 1835, war ihm von großem Nutzen bei seinem Besuche bei Omfiligas.

Die Gegend, welche die Reisenden sodann nach N. zu sehen, ist von Natur fruchtbar, wird aber nicht bebaut, weil die Unterthanen Omfiligas fürchten, den Angriffen Dingans ausgesetzt zu seyn, eines andern Häuptlings, der weiter nach D. hin wohnt. Man ging über den Ur, gelangte in ein unfruchtbares Land und befand sich bei dem höchsten der Kaschanberge und den Quellen von Umpeban. Einzelne Hügel und Bergketten von mäßiger Erhebung, die durch weite Ebenen von einander getrennt sind, verlängern sich nach N.O. und D. Man sah nur wenig Waldung; die Bäume wuchsen am Fuße der Berge. Zu Ende Juli's erreichte man die Ufer des Nakua und folgte ihm bis zur Verbindung mit dem Uri; er nimmt sodann den Namen Limpopo an.

Als Smith bis 24° 30' f. Br. gekommen war, erkannte er, daß er sich auf der nördlichen Grenze des Gebietes der Natabilis befände. Jenseits kam ihm das Land nur schwach bevölkert vor. Viele Einwohner litten Hunger. Man erhielt von ihnen beachtenswerthe Nachrichten. Sie sagten, in großer Entfernung in N. befände sich ein großer See und jenseits desselben lebten Hottentotten und Korannasstämme unter eigenen Häuptlingen. Sie sprachen auch von den Bala-Bergen, die nach derselben Seite hin liegen; aber nur in der Regenzeit kann man in dem daran grenzenden Lande reisen. Smith wünschte lebhaft, in dieser Richtung weiter vorzugehen; zu seinem Verdrusse aber mußte er sich überzeugen, daß seine Stiere erschöpft waren und jeder Versuch, weiter zu gehen, höchst unthunlich sey; er mußte also auf Mittel denken, in die Capstadt zurückzukommen. Ehe er umkehrte, machte er doch noch einen kleinen Ausflug, der ihn etwas über den Wendekreis des Steinbocks hinausbrachte. Von dem Gipfel eines sehr hohen Baumes konnte er den Gipfel der Bala-Berge gerade nach N. zu erkennen; eine ziemlich flache Ebene, die mit dichtem Gebüsch bewachsen war, dehnte sich zu allen Seiten unbeschränkt aus. Nach dem Berichte der Eingeborenen sieht das Land jenseits der Berge häufig eben so aus, besonders in D. und N.O.

Indem er nach E. zurückkehrte, kam Smith über die Stelle, wo Campbell die Stadt der Maras bei dem Gipfel des Korritschane gesehen hatte. Zuerst hatte er die Absicht, vierzehn Tage in Mosiga, bei Omfiligas, zu verbringen; aber die Stiere befanden sich so unwohl, nachdem sie junges Gras gefressen, daß er fast unmittelbar wieder aufbrechen mußte. Dieser Häuptling schien es lebhaft zu wünschen, daß man ihn auf längere Zeit besuche. Indes er sah ein, daß eine Verzögerung der Caravane nachtheilig seyn würde; er schickte zum Geschenke vierzehn Stiere und drei Schafe. Smith kam glücklich mit einer sehr schönen Thier-, Mineralien- und Pflanzensammlung nach dem Cap zurück.

Im Jahre 1836 brach J. E. Alexander, Infanteriecapitain, am 10. Septbr. mit einer Caravane von dem Cap auf und wendete sich nach N. Am 10. Octbr. ging er über die Kamisberge; die Wesleyanischen Missionaire haben da eine Mission angelegt und die Klein-Ramaquas zusammengebracht. Er besuchte die Mündung des Gariep und entdeckte nach einer viertägigen Reise eine außerordentlich reichhaltige Kupfermasse; auch Eisen fand er in geringer Entfernung, aber jenseits der Grenzen der Colonie. Das Land zu beiden Seiten des Gariep ist außerordentlich dürr und mehrere Meilen weit unfruchtbar. Rache schwarze Hügel sind von gelben Sandebenen umlagert, in denen nur eine ärmliche Vegetation gedeiht.

Am 25. wartete man in N. von den Kamisbergen durch den Fluß und am 27. war Alexander in Nabis, dem nördlichsten Missionsposten auf dieser Seite. Er liegt 450 Meilen nördlich vom Cap und besteht größtentheils aus Groß-Ramaquas. Man sieht da eine Quelle, die eine Wärmegrade von 31° 54' hat. Unser Reisender badete sich mit seinen Leuten darin und die Ramaquas folgten seinem Beispiele.

Nachdem er zwei Aufstiege nach D. gemacht, kam Alexander nach Nabis zurück, wo in den ersten Tagen des Jahres 1837 die Hitze unerträglich war. „Von Zeit zu Zeit," sagt er, „bemerkten wir in gewisser Entfernung regenschwangere Wolken, aber sie kamen nicht bis zu uns. Die warme Quelle nahm ab; das Gras verborste und verbrannte. Ich wollte nicht länger auf Regen warten und entschloß mich, weiter zu gehen, und am 18. wendete ich mich mit einigen Kaffieren und einer Schafherde nach N. Weiter hin ließ ich meinen Wagen an dem Ufer des Poorn mit der Hälfte meiner Leute, um nach den Karas-Bergen zu reisen, die sich 3000 Fuß über die Ebene erheben. Als ich darauf in mein Lager zurückgekommen, setzte ich meinen Weg über Grasebenen fort."

Alexander ging über das Bett verschiedener Flüsse, von denen einige ausgetrocknet waren, und er hatte viel von Durst zu leiden. Man traf Bushmänner. Am 20. März ging er durch die Engpässe des Koppam-naas, welche eine Bergkette mit abgeplatteten Gipfeln durchschneiden, die 2000 Fuß hoch sind; jenseits dehnte sich eine Ebene aus, wo eine nach SW. sich schlingende Baumlinie den Lauf des Aschantop bezeichnet, eines Flusses, der häufig von großem Waße besucht wird. In einem Tage sah man 10 Rhinogerosse. Dann gelangte man in die Wüste Lams, die eigentlich dürr und in N.O. von hohen schwarzen Bergen begrenzt ist; in N. zeigten sich Dünen. Die Caravane kam von Durst fast um. Der Thermometer zeigte 30 Grad. Am 8. April erreichte man mit vieler Mühe die Ufer des Kuifip; Pferde, Rinder, Schafe und Hunde waren verwestet.

Man folgte dem Laufe des Kuifip, der an verschiedenen Stellen ausgetrocknet war; einmal ging man 30 Meilen weit an ihm hin, ohne einen Tropfen Wasser darin zu finden. „Wir gelangten am 19. April an die Balvibai (Ballfishbai) und waren die ersten Europäer, die zu Lande vom Cap aus dahin gekommen."

Zwei amerikanische Schiffe lagen da vor Anker, um Fischfang zu treiben; einer der Capitaine erbot sich, Alexander mit dessen Leuten, sieben an der Zahl, für einen anständigen Preis nach St. Helena zu bringen; aber unser Reisender wollte seine Erforschungen noch weiter ausdehnen. Er brach also am 3. Mai nach D. auf, nachdem er über den Kuifip gegangen war und keinen Führer unter den Eingeborenen finden konnte, deren Häuptling abwesend war. Man ging am 15. nochmals über den Kuifip und gelangte in das Land der Damaras, eines Negervolkes. Das erste ihrer Dörfer, das man bemerkte, lag auf einem Hügel auf einem Plateau etwa 2 Meil. von einem kleinen See. Es bestand aus acht konischen Hütten, die von Stangen gebaut waren, welche man in die Erde gestößt, oben zusammengezogen und mit Zweigen bedeckt hatte. Einige dieser Hütten hatten eine Art plumpen Porticus von denselben Materialien; alle diese Wohnungen standen im Kreise umher. Man untersah am Hange benachbarter Hügel mehr Meilen lange Linien von stapeligem Gebüsch, welche die Schritte der Rhinogerosse und Zebras nach Gruben leiten sollten, die man in gewissen Entfernungen gegraben hatte. Bewohner sah man nicht, weil in der letzten Zeit der Dürre das Wasser ungemein selten gewesen war und die Damaras, wie man von den Bushmännern erfuhr, sich weiter nach D. begeben hatten. Man wendete sich auch dahin.

Erst jenseits des Lams, eines Gebirges, dessen Höhe über der Ebene, 4000 Fuß beträgt, gelangte man unter 24° 56' f. Br. in das erste Damara-Dorf in der Nähe der Ufer des Kei Karop am Fuße malerischer Berge; es hieß Ri-a-is (schwarze Stadt). „Eine Schaar auf Dörsen reitender Männer," sagt unser Reisender, „kam uns in Galopp entgegen und führte uns sehr höflich nach der Hütte Namaraps, ihres Häuptlings. Unsere Bedürfnisse wurden vollkommen befriedigt; ich verhandelte Messer und baumwollene Tücher gegen Schafe, Schawle, und Beile gegen Dörsen; Kadeln gegen Milch. Man erquidete sich an Fönigwasser. Die Damaras führten Lämme auf."

Alexander erhielt werthvolle Nachrichten über die Geographie dieser entlegenen Länder. Er war über 200 Meilen östlich von der Küste, und

wäre gern noch weiter nach N. oder D. vorgebrungen, aber Niemand wollte ihm als Führer dienen, nicht einmal eine Bottschaft an die Robbis überbringen, ein rothes Volk im N. von den Damaras. Man sagte unserm Reisenden, eine unübersehbare Wüste erstrecke sich in D. von Ki-ais und es habe noch Niemand sich über dieselbe gewagt. Er mußte sich also entschließen, nach E. zurückzukehren, und er folgte einem mehr östlichen Wege. Am 6. Juni war er über das Land der Damaras hinaus. Er ging über die Onoma-Berge, die er von weitem gesehen hatte, und am 13. Juli gelangte er nach Bethany, einem Missionsposten, wo er schon vorher gewesen war. Am 21. Septbr. war er in der Capstadt zurück.

Diese Stadt ist von einer sehr großen Zahl von Reisenden beschrieben worden. Sie liegt sehr angenehm zwischen der Tafelbai und den Bergen, die sie beherrschen. Wenn man sich auf der Caplanade, in E., befindet, überblickt man die Abhänge und die umliegenden Berge. (Laf. 9. Abblid.). „Die Engländer,“ sagt Nab. Graham, „leben hier wie überall und folgen, so weit es die Umstände erlauben, den Gewohnheiten ihres Vaterlandes. Die holländischen Ansiedler behalten im Allgemeinen ihre alte Einfachheit und Gastlichkeit bei. Ich war hoch erfreut über den schönen Teint und das offene Wesen der jungen Holländerinnen, besonders wenig ich sie mit den bleichen Gesichtern und der Affectation der in Indien geborenen Engländerinnen verglich. Die Holländerinnen sprechen im Allgemeinen gut englisch und mehrere schreiben es correct.“

Wir haben gesagt, daß die Engländer das Gebiet der Colonie vergrößert hätten; sonst war nach den Rassen zu die Grenze das rechte Ufer des Tloba (Groote Vis Rivier), jetzt ist sie über den Kneiba oder Kei erweitert worden, so daß ein Theil des Gebietes der Kusa, dessen Mitte von dem Keiskamma durchschnitten wird, im Besitze der Engländer ist.

Kapitel XII.

C o n g o .

Die Länder an der Westküste Afrikas sind sehr wenig bekannt; im N. von den Damaras, von denen wir eben sprachen, erwähnt man die Gimbebas, einen Nomadenstamm, und die Ratoss, welche 1697 von Kojardiere, einem franz. Reisenden, besucht wurden, der zufällig zu ihnen kam. Nach dem, was er über die Sitten dieses Volkes und der Nachbarn derselben sagt, kann man sie als zu der Familie der Rassen gehörig ansehen.

Die Küste ist schwer zugänglich und wenig bewohnt; die Portugiesen welche sie zuerst sahen, gaben den Vorgebirgen und Buchten Namen. Angra do Ilheo scheint identisch mit der Wallfischbai zu seyn. Die Engländer, welche später diese Gewässer erforschten, sagen, das Trinkwasser sey da sehr selten, das Wasser der Flüsse an der Mündung salzig und man sehe nur hier und da Spuren von Grün. Endlich gelangt man nach dem Cap Negro unter 15° 52' südl. Br. am Ende einer gebogenen Halbinsel, die in N. eine große Bai hat.

Hier beginnt die Küste von Congo, welche sich in dem Cap Lopez Gonzalvo unter 30° südlich vom Aequator endigt; man nennt dieses große Land auch Unter-Guinea. Die Länge beträgt demnach 400 St.; die Grenzen nach D. kennt man nicht. Die von dem atlantischen Oceane bespülten Küsten sind ziemlich gerad, bald hoch, bald flach, oft sumpfig und bewaldet, folglich sehr ungesund, namentlich für die Europäer; die Hitze ist da unerträglich.

Die trockene Jahreszeit oder der Winter dauert vom April bis mit September. Der erste Regen fällt schwach ein- oder zweimal in 24 St. vom Ende Septembers bis in die Mitte des Octobers; da wird die Erde von den Frauen zur Saat bestellt. Die zweiten Regen, die sehr stark sind, beginnen im September und endigen im Januar; ihnen folgt große

Hitze mit nur wenigen Orkanen; man säet dann Corgo, Mais und andere Vegetabilien, die in drei Monaten reifen; die dritte Regenperiode dauert vom Februar bis März und sie ist die stärkste; heftige Orkane, Donner, Blitze und feuerige Meteore begleiten sie. Zu Ende der trockenen Jahreszeit ist das Grün überall verweltet und das Land seines Schmuckes beraubt.

Congo wurde 1484 von den Portugiesen unter dem Commando des Diego Cam entdeckt; sie unterwarfen mehrere Gebietstheile und breiteten ihre Herrschaft oder ihren Einfluß über andere aus. Die Missionaire versuchten die christliche Religion da einzuführen, aber mit nur theilweisem Erfolge; mehrere aber, z. B. Carl von Piacenza und Angelo von Battine 1666, Cavazzi (1654—1670), Merolla (1682—1687), Antonio Zucchelli (1698—1704), sämmtlich Kapuziner; französische Priester (1766—1776) haben interessante Berichte herausgegeben, in welchen man nicht selten fabelhafte Umstände findet. Auch andere Reisende gaben das Resultat ihrer Beobachtungen über Congo heraus, namentlich Eduard Lopez, ein Portugiese (1578—1586); Andrew Battel, ein Engländer (1589—1603); Samuel Braun (1611—1621); Jacob Barbot, Engländer (1700); verschiedene Portugiesen, z. B. Gregor Mendes (1770—1807); Geo Cardoso (1816—1819); Jacob Luckey, Engländer (1816); Grandpré (1786—1787); der Marquis Etourville (1797—1812) und J. B. Douville (1828 bis 1830). Die beiden letztern drangen sehr weit in das Innere hinein; der Bericht Douvilles ist indeß heftig angegriffen worden und man hat selbst behauptet, er sey gar nicht in Afrika gewesen. Hat er alles das, von dem er spricht, nicht selbst gesehen, so scheint er doch sehr beachtenswerthe Materialien und von geschickter Hand entworfene Karten in seinem Besitze gehabt zu haben. Sein großer Fehler bestand darin, daß er diese Sachen nicht gehörig zu benutzen wußte und sich mit einer Lamentation ausdrückt, die um so weniger an ihrem Orte ist, weil er nur zu oft eine starke Unwissenheit verräth. Von den Wanderungen Etourvilles weiß man weiter nichts, als was Bory de Saint-Vincent in dem 10. Bde der Annales des Voyages mittheilt.

Nach den von Geo Cardoso gegebenen Nachrichten kann man Congo in zwei Theile scheiden, nämlich im E. in die den Portugiesen unterworfenen Länder, und im N. und D. in die unabhängigen Gebiete.

Die ersten umfassen die beiden Königreiche Angola und Benguela mit dem, was dazu gehört, nämlich kleinen Forts und einigen Niederlassungen auf andern Gebieten. Diese beiden Königreiche bilden die Generalcapitanerie von Angola und Congo. Weite völlig wüste Striche und unabhängige Völkerschaften trennen die innern Bezirke von einander. Angola wird von dem Kanda, dem Bengo, dem Soanza, dem Mororo und dem Longa bewässert; Benguela dagegen von dem Cudo, dem Samborero, dem Rombeiro und dem Bambarugueh.

Sanct Paul de Loanda, auf einer Anhöhe und in einer Ebene, nahe an der Mündung des Benza oder Bengo, ist eine schöne Stadt, verteidigt durch ein Fort und Batterien. Der Generalgouverneur und der Bischof residiren da; man sieht mehrere Kirchen und Klöster. Sie hat einen guten Hafen; ihr Handel ist beträchtlich; die Einwohner, 6000 an der Zahl, bestehen hauptsächlich aus Negern und Mulatten. San Felipe de Benguela, in E., an einer Bai an der Mündung des Maribombo, ist, wie die vorige, ein Verbannungsort für portugiesische Verbrecher.

Im N. von Angola wird das Königreich Congo von dem Kainbo, Ambrig, Foze und Daube bewässert. Es begreift mehrere Provinzen, die von Häuptlingen regiert werden, denen die Portugiesen den Titel Herzog u. gegeben haben; jede hat einen banza (einen Hauptort). Banza-Congo oder San Salvador, Residenz des Königs, ist eine Stadt auf einem Berge, 16 Stunden in E. von dem Jaire. Die Portugiesen haben da eine Kirche erhalten, aber der Monarch ist unabhängig. Zinspflichtig sind ihm Bamba, Eundl, Pango, Batta, Pemba und ein Theil von Sogno, sowie endlich die Mossossos, deren Hauptort Dialala ist.

Geht man nach SW., so gelangt man in das Reich Soango, dem

Sette, Mapombe, Sacongo oder Malembe, Engolo und ein Theil von Sogno hinlänglich. Bange-Loango oder Boalis, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, mit einem nicht sehr tiefen Hafen, an einer Bai des Atlantischen Oceans, ist die Hauptstadt des Reichs; Kingale ist die von Sacongo; Malembe, Gabenda, in Engolo, ausgezeichnet durch die Schönheit der Lage, die Fruchtbarkeit der Umgegend und die Bequemlichkeit des Hafens, waren wegen des Sklavenhandels sehr besuchte Märkte, als der Sklavenhandel noch blühte.

Andere Königreiche liegen im Innern; Geo Cardoso erwähnt mehrere in seinem Buche. Einige dieser Länder wurden von Gregorio Mendes 1783 bereist; auch Douville will mehrere gesehen haben. Die Provinz Solongo Alto ist eine der östlichsten in dem Königreiche Angola und merkwürdig wegen ihrer malerischen und mannichfaltigen Landschaften, sowie durch ihre Wälder, die so dicht sind, daß sie wie eine einzige grüne und blühende Masse aussehen. Die Hügel, die man trifft, wenn man vom Meere her kommt, sind die ersten Terrassen eines hohen Gebirges, das allmählig sich nach O. zu verlängert emporzustreben scheint. In der Nähe der südlichen Grenze dieser Provinz liegt der Berg Muria, der fast 2500 Toisen hoch ist. Es gestirnt auf seinem Gipfel nicht, aber im Winter fällt da Schnee, den die Eingeborenen für Wolken halten. Diese Provinz, die schönste von Angola, wird von den Dembas bewohnt, die unter den Regern dieser Länder am weitesten in der Civilisation vorgeführt sind. Sie lernen lesen und schreiben, um dem Generalgouverneur die willkürlichen Handlungen der Regenten anzeigen zu können.

Die Staaten der Dembas, wo die Portugiesen keine Militärmacht unterhalten, sind in N. und S. von den Mahungos umgeben, die täglich mehr um sich greifen. Sie haben sich des ganzen Gebietes bemächtigt, das diese Provinz von der Küste trennte, und können so direct mit den Schiffen handeln, die nach Ambroz oder an die Mündung des Loze, Ogo oder Onzo kommen.

Alle diese Flüsse entspringen in einer Bergkette, welche sich von N. nach S. zieht und deren Zweige nach der Küste laufen. Diese Kette wird von einigen Flüssen durchschnitten, z. B. dem Catumbela, dem Goanza, dem Jaire. In einer gewissen Entfernung von dem Meere hebt sich das Land allmählig. Man gelangt so nach Terrassen, deren Höhe verschieden ist. Die des Jaro hat 194 Toisen Höhe; die des Lamba 677; die des Bailundo 781 und die des Bihe in S. 1040.

Alle diese Länder sind meist bergig. In Bamba sieht man weniger Ebenen als in Bihe. Das Aussehen dieser verschiedenen Länder ist wild mit wenigen bebauten Strecken, ohne Straßen und mit viel Wald. In Jaro bemerkt man schon, daß die Schwächtheit des Regers, des Vasallen der Portugiesen, verschwunden ist. Man befindet sich unter unabhängigen Menschen, die freilich in Folge des heißen Klimas entnervt und übermäßig faul sind. Nie arbeitet Jemand, ohne gebetet und den Göttern Opfer gebracht zu haben. Der Mensch in Lamba ist kräftiger, energischer als seine Nachbarn, hat aber deren gute Eigenschaften nicht. Unter einander sind die Regier von Lamba sehr einig; sie theilen getreulich Alles, was sie haben, was sie nehmen, oder was man ihnen gibt. Selbst der Fürst vertheilt unter sein Volk die Zeuge, die er durch den Verkauf von Sklaven erlangt.

Bihe ist der südlichste Punkt, den Douville in diesem Theile von Afrika erreichte. Sonst umfaßte Bihe die nördlichen Provinzen Fumbe's. Der Sklavenmarkt von Bihe ist einer der ansehnlichsten im südlichen Afrika. Die Bewohner von Bihe und Fumbe sind tapfer und kriegerisch; die letztern sind wild und selbst Menschenfresser. Douville kam nicht zu ihnen.

Man hatte nur unbestimmte Andeutungen über den Mulundu Zambi, einen Vulkan in dieser Gegend; Douville besuchte ihn. Alle Eingeborenen haben von Zeit zu Zeit Flammen aus demselben hervorkommen sehen. Neuerdings scheint kein Ausbruch erfolgt zu seyn; Alles zeigt aber an, daß sie zahlreich und stark waren. Der Berg ist 1780 Toisen hoch und ein Gegenstand des Schreckens für die Völker umher. Schwefelige Aus-

dünstungen zeigen sich an verschiedenen Stellen dieser Gegenden, aber das bemerkenswertheste Phänomen ist das des Sees Kussua, der unter dem 25. Meridian östl. von Paris und etwa unter dem 5. f. Br. liegt. Er mißt in der Länge etwa 20 Stunden; seine größte Breite beträgt 10 und die Höhe 800 Toisen. Die Vegetation nimmt ab, je näher man seinen Ufern kommt, und in einer Entfernung von 2 Stunden hört sie ganz auf. Schwefelige Ausdünstungen hindern das Atmen, besonders während der Nacht; er nimmt keinen Fluß auf und wird wahrscheinlich von unterirdischen Quellen genährt; sein Wasser ist mit einer dicken Schicht Erdspeck bedeckt, durch welches die Sonnenstrahlen nicht hindurch zu bringen vermögen; es ist minder warm als die atmosphärische Luft; der Geschmack ist unangenehm und es lebt kein organisches Wesen darin.

Der Kussua ist von einem Gürtel zerklüfteter Berge umgeben, aus denen erstickende Dünste hervorkommen; er hat in seinem Umkreise nur drei Oeffnungen; zwei in N. bilden sechs Wasserströme; ein großer Fluß fließt in der östlichen ab.

Che Douville den Kussua besuchte, war er durch Cassange gegangen, ein mächtiges Reich, dessen Hauptstadt Cassanci ist, an einem gleichnamigen Flusse, dem Beiflusse des Goanza. Der König oder Jaga ist ein gefürchteter Krieger und der reichste Sklavenhändler in ganz Afrika. Cassanci zählt 1500 Häuser, die ohne irgend eine Ordnung gebaut, aber in mehrere Viertel getheilt sind, von denen eines, das ausschließlich von dem Könige und seinen Ebeln bewohnt wird, von einer starken Palissade umgeben ist. Es giebt hier nur drei öffentliche Plätze, jenen, wo der Jaga Audienz giebt, einen zweiten in dem Quartiere der Ebeln und einen dritten, welcher zu den Menschenopfern bestimmt ist, denn dieser entsetzliche Gebrauch findet sich neben einigen Jagen eines minder rohen socialen Zustandes, als man bei diesen Regern erwarten sollte; er steht wie bei gewissen Völkern des Alterthumes mit dem religiösen Cultus in Verbindung.

Der Guango entspringt in dem Lande der Regas zwischen dem 9 und 10° südl. Br.; diese Völker stehen in Verbindung mit der östlichen Küste Afrikas; man sieht bei ihnen Krute, die aus dem S. kamen; diese heißen Biri und haben eine Kupferfarbe; vielleicht sind es Kaffern. Der Guango strömt nach N. und nimmt den Namen Jaire an.

Der Goanza dagegen kommt aus dem Berge Hele, in dem Lande der Rumbros, zwischen dem 12 und 13° südl. Br. und dem 15 und 16° östl. L. Dieser Berg Hele ist mit Schnee bedeckt.

Im N. von dem Kussua findet man das Land der Muluas, das zwei Hauptstädte hat, nämlich Yanvo, die Residenz des Königs, und 50 Stunden in S. Landi Buas, wo die Königin wohnt. Diese auf einer Insel zwischen zwei Armen des Agattu gebaute Stadt gewährt einen angenehmen Anblick in Folge der geraden Linie ihrer Häuser und der Vermischung dieser Häuser von gebrannten Steinen mit großen buschigen Bäumen; zahlreiche Bäche durchströmen sie in allen Richtungen und tragen zur Reinlichkeit in derselben bei.

Yanvo ist größer und volkreicher als Landi Buas; die Zahl ihrer Einwohner, die Sklaven mit gerechnet, beträgt ungefähr 40,000; nach Bihe und Cassanci ist es der besuchteste Markt im Innern. Der Palast des Ruata oder Königs nimmt allein eine der drei Inseln ein, welche der Rigi mit seinen Armen umgiebt. Die Muluas sind die industriösesten der Völker von Gongo; sie verfertigen gebrannte Steine, machen einen sehr guten Mörtel, brauchen den Glimmerschiefer als Fensterglas, weben schöne Zeuge aus den Fasern mehrerer Pflanzen, verarbeiten das Kupfer, schmücken ihre Geräthe mit Schnitzereien, verzieren ihre Waffen mit Zaspis und kennen den Gebrauch der Drehbank, um die Edelsteine zu schneiden und zu durchbohren, mit denen die Frauen sich schmücken. Das ganze Volk ist sehr reinlich; ohne den groben und grausamen Aberglauben, der den Verstand ersticht, würden seine Fähigkeiten ihm den Pfad zu einer vollständigen Civilisation öffnen. Sehr reiche und nicht weit von Yanvo entfernte Kupferminen werden sehr thätig, aber mit geringem Geschick bearbeitet.

Eine lange Bergkette läuft in N. der Rufus hin; ihr Gipfelpunkt ist der Zambi, dessen Höhe ungefähr 2466 Toisen betragen kann. Von dem kahlen Gipfel erkennt man die Bergzweigungen, die sich nach den verschiedenen Punkten des Horizontes hinziehen. In geringer Entfernung findet sich die Kasse Zambi auf der Wasserscheide von zwei Flüssen, deren Quellen weniger als zwei Stunden aus einander liegen; der Agattu fließt nach D., der Fogis nach B. Die Umgegend von Yanvo enthält Goldberg.

Karavannen kommen von Lukimane und aus dem Lande der Sazemba nach Yanvo; ihre Reise dauert 80 Tage. Sie treffen auf ihrem Wege viele Flüsse, von denen aber nur ein einziger ansehnlich ist, der Zamzi, der aus N. kommt; er ist breit und reißend; in der Regenzeit tritt er aus und bildet Sumpfe. Diese Neger, welche den Kuffua nur von Hörensagen kennen, wissen bloß, daß der Fluß, den er nach D. abschickt, sich nach N.D. wendet; sie gehen über denselben auf einer Brücke in dem Lande der Sagnies. Der Kdombegi, der aus dem Kuffua kommt und nach B. fließt, giebt sein Wasser zuletzt an dem Guango ab.

Bomba, Reich im Norden von den Ruinas, scheint mit Mani Emugi identisch zu seyn. Seine Herrschaft erstreckt sich nach N. und N.D. über das Land der Ruenschal und über das der Samuenschal.

Sala, in B. gelegen, dessen König unter dem Namen Micoco Sala bekannt, ist wahrscheinlich identisch mit dem Königsreiche Anzico der alten Reisenden, welche den König den Makoto nennen. Er wohnt in Miffel oder Monfol und empfängt Tribut von mehreren Hauptstücken.

Wendet man sich nach S., so findet man Sancobella, dessen Einwohner sehr wild sind; das Land wird von dem Bancora, einem Beiflusse des Guango, durchströmt. Dann gelangt man zu Poloho, unter welchem die Mahungos und die Mufchicanjos stehen. Auf dem Gebiete der letztern liegt Ambriz, das sonst einer der Hauptplätze des Regenthandels an dieser Küste war. Die Europäer, die sie besuchen, erheben ihre Häuser einige Fuß über die Erde, um sich der Unannehmlichkeit zu entziehen, im Stenbe zu wohnen. Diese Häuser, die man quibanga nennt, sind von vielen Stangen gebaut, die man in die Erde stößt und die über diese dennoch 7 Fuß hinwegragen; sie tragen Balken, auf denen man einen Fußboden anlegt, und auf diesem Gerüste wird endlich eine große Strohmatte mit Thüren und Fenstern aufgeführt, welche man gehörig verblüdt. Die Neger ahmen diese Quibangas auch nach, denn sie finden dieselben bequemer. (Taf. 10. Abbild.)

Alle Neger in Congo reisen zu Fuß, wenn sie nicht soviel besitzen, daß sie sich in einer Hängematte an einem 24 bis 25 Fuß langen Bambusstock tragen lassen können. (Taf. 10. Abbild.)

Die Neger in Congo gehen fast ganz nackt, gewisse Theile ihres Körpers aber sind bedeckt. Ihre dicke Gravatte ist von Eisenbein und es gehört eine lange Gewohnheit dazu, bis der Hals nicht mehr darunter schmerzt. Ihr Schurz war sonst von Stroh, jetzt ist er von Zeug, von Seide, Tuch, selbst Sammet. Die Reichen tragen eine lange silberne Kette, die ihnen acht- bis zehnmal um die Lenden geht; leidenschaftlich lieben sie die rothe Koralle. Das wichtigste Stück ihrer Toilette ist ein Kagenfell mit Glöckchen, das sie auf ihrem Schurze vorn anbringen. Dieses canda, wie sie es nennen, ist das Ehrenzeichen. Es heißt einen Mann erniedrigen, wenn man es ihm entreißt; die Sklaven dürfen es nicht tragen.

Der Schurz der Frauen ist minder lang als jener der Männer; den Busen bedecken sie sich mit einem Zeugstücke, und wenn sie die Mittel dazu haben, vervollständigen Halsbänder und Armbänder von Korallen und Glas in verschiedenen Farben ihren Schmuck. (Taf. 10. Abbild.)

Die in Congo am meisten verbreitete Sprache ist das Bunda; es zerfällt in mehrer Dialecte. Cannerattim, ein portugiesischer Missionar, hat eine Grammatik dieser Sprache und ein portugiesisch-lateinisch-bundabuch geschrieben.

Als die Reisen in Ober Guinea zu Ende des 18. Jahrhunderts die Existenz eines großen Flusses dargethan hatten, der von D. nach B.

fließt, bauten die Geographen um die Rette Systeme auf den Punkt der afrikanischen Küste, wo sich die Mündung desselben befinden müßte. Das mindest seltsame war das nicht, welches sie für identisch mit jener des Zaïre hielt. Es wurde in England angenommen und veranlaßte die Expedition, deren Commando man dem Capitain Lucey anvertraute. Man vernachlässigte nichts, was zum Erfolge beitragen konnte, weil man von da in die Länder des innern Afrika einzubringen hoffte, wo eine zahlreiche Bevölkerung den Fabrikanten Großbritanniens einen sichern Abzug gewähren könnte. Lucey war von mehreren unterrichteten Officieren begleitet, von Christian Smith, einem norwegischen Botaniker und andern Mehrten. Unter seinem Befehle standen die beiden Transportschiffe „Songo“ und „Dorothea“.

Lucey segelte am 19. März 1816 aus der Mündung der Themse ab und ankerte am 30. Juni bei Malimbe. Der mafuc (Zollbeamte) des Regentthums war sehr empört, als er erfuhr, man sey gar nicht gekommen, um Sklaven zu kaufen, und schimpfte gewaltig gegen die Könige von Europa, die sein Vaterland ruinirten. Am 6. Juli war Lucey an der Mündung des Zaïre, die 15 Meilen breit ist; da sein Schiff den Fluß nicht hinauffahren konnte, so ging er mit den Naturforschern auf den „Songo“. Am 23. sah man den Fetischfelsen am rechten Ufer des Flusses; er ist von Granit, steil und schwer zugänglich; die Bäume, die unten wachsen, seine zahlreichen Spigen, die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Vegetation, welche seine Seiten schmückt, endlich die Länge der Perspective des Flusses, die er beherrscht, bilden eine herrliche Landschaft. (Taf. 11. Abbild.)

Am 5. August begab sich Lucey mit einem Theile seiner Leute in Böte und Schaluppen, weil die Höhe der Ufer des Zaïre nicht erlaubte, weiter zu segeln. Am 10. wurde die Strömung so reißend und die Menge der Felsen in dem Flusse so groß, daß man es für besser hielt, die Reise bald zu Lande, bald zu Wasser fortzusetzen. Am 20. mußte man definitiv den ersten Weg einschlagen, weil ein großer Fall den Lauf des Flusses unterbrach. Die Schwierigkeiten wuchsen mit jedem Augenblicke; die Neger weigerten sich, die Lasten zu tragen. Lucey hatte einen Theil seiner Leute krank zurückgelassen. Endlich 200 Meil. vom Meere war man genöthigt, umzukehren, und am 16. Septbr. bestieg man den „Songo“ wieder. Aber die Regenzeit hatte begonnen; jeden Tag nahm die Zahl der Kranken zu und die Weissen unterlagen. Lucey selbst wurde, aus Gram über so viele Verluste, in einem Zustande völliger Erschöpfung an Bord der „Dorothea“ gebracht, wo er am 4. Octbr. starb. Der Botaniker Smith hatte schon am 22. Septbr. seinen Geist aufgegeben.

Kapitel XIII.

Die Insel St. Helena. — Die Insel Ascension.

Juan de Nova, ein galizischer Seefahrer im Dienste Portugals, kam mit einem Geschwader aus Indien zurück, als er am 21. Mai 1502 die Insel St. Helena entdeckte. Sie war völlig unbewohnt. Einer der portugiesischen Schiffe verunglückte an der Küste dieser kleinen Insel, die 450 Stunden westl. von dem Cap Negro, in Congo, liegt, welches das nächste Land ist. Die Länge von St. Helena, von D. nach B., beträgt 3½ Stunden, die Breite von N. nach S. 2½ St., der Umfang 10 und der Flächeninhalt ungefähr 9 Q.St. Die Höhe des Dianenpits, des höchsten Punktes der Insel, beträgt 2186 Fuß, und die der andern Berge 1400 F.; sie sind vulkanischen Ursprungs und bilden Gruppen, welche nach einer steilen Küste anlaufen. Die 150 bis 200 Toisen hohen, kahlen und schwarzen Felsenwände sehen wie ein fast ununterbrochener Gar tel aus. An den Küsten liegen einige Inselchen.

„Von dem Dianenpit laufen Thäler herab, in deren Grunde sich kleine Bäche hinstrecken; die Gipfel sind fast immer von Wolken ver-

hält. Der Theil vor dem Winde ist kalt, kahl, dürr, von Regen gepeitscht und unerträglich feucht; der Theil unter dem Winde dagegen trocken und warm; es regnet hier selten. Nimmt man einige bevorzugte Punkte aus, so ist die Vegetation fast Null; es ist am Tage zu heiß und in der Nacht zu kalt; die Früchte reifen nicht. Nur mit unendlicher Pflege kann man einige Krauben, Feigen und Pfirsichen von geringer Qualität zur Reife bringen."

J. R. Forster, der mit Cook die zweite Reise um die Welt machte, sagt, der Anblick St. Helenas, besonders an der Stelle, wo die Schiffe ankern, sey das Schrecklichste und Traurigste, das man sich denken könne; je weiter man aber kommt, desto minder öde wird das Land, und die Theile im Innern sind immer mit Pflanzen, Blumen und Grün bedeckt; indes man bemerkt überall die deutlichsten Spuren einer großen gänzlichen Umwandlung durch einen Vulkan oder ein Erdbeben, wobei vielleicht auch der größte Theil der Insel in das Meer versenkt wurde.

Alexander Beatson, der mehre Jahre lang Gouverneur von St. Helena war, meint, zur Zeit der Entdeckung wäre diese Insel wie einige der über das Meer hängenden Felsen von Gummibäumen (*conyza gummi-fera*) bedeckt gewesen; sie wurden aber durch die Biegen zerstört, die man 1513 auf die Insel brachte und die sich so sehr vermehrten, daß nach dem Tode des Thomas Cavendish, der 1592 da anlangte, sie zahllose Berreden bildeten. Sie sind noch sehr zahlreich dastehend. Man sieht Rinder und Geflügel. Man sieht Eber. Die Masten sind sehr lüthig und verwüsten die besetzten Felsen. Das Meer ist fischreich.

St. Helena gehört seit 1673 England; Karl II. trat es damals der ostindischen Gesellschaft ab. Diese hat das Monopol des Handels der Insel, die sie mit Lebensmitteln und Waaren versorgt. Die Bevölkerung wird auf 4500 Personen geschätzt, worunter sich 3000 Negersclaven befinden.

James Town, an der Nordküste der Insel, unter 50° 50' s. Br. und 8° 9' östl. L., an einer Bai, liegt am Ende eines kleinen Thales, das einen der wenigen Punkte gewährt, wo man landen kann. Hier sind mit Batterien besetzt, besonders vor diesem Flecken, der die Hauptstadt ist. (Taf. 10. Abthl.) Die Bewohner verbringen fast das ganze Jahr in ihren Landhäusern. James Town liegt unter dem Winde, hat einen guten Ankerplatz und vortreffliches Wasser. Die Stürme sind auf St. Helena unbekannt und die Gewitter sehr selten. Im Jahre 1819 spürte man daselbst ein ziemlich starkes Erdbeben, das sich in der Richtung nach Ascension verbreitete.

St. Helena hat in unsern Tagen einen unvergänglichen Ruhm erlangt; die Insel war sechs halbes Jahr das Gefängniß Napoleon Bonapartes. Er wurde zu Ende des Jahres 1815 dahin gebracht und starb da am 5. Mai 1821. Er zeigte wahrhafte Größe im Unglück.

„Er bewohnte Longwood, ein Haus im östlichen Theile der Insel auf einem Plateau von ungefähr einer halben Stunde im Umfange und 1650 Fuß Höhe mit der Aussicht auf die Seite des Meeres, wo die Schiffe ankommen. Es ist dies der ungesundeste Theil, wo die Temperatur oft in einer Stunde um 20 Grad schwankt, und unerträglich feucht.

„Der General Bertrand wählte als Begräbnisplatz für Napoleon die Nähe einer Quelle, wo er oft ausgeruht hatte. An der Seite eines unbebauten Thales von mehr als 1000 Fuß Tiefe stehen einige sehr kleine Trauerweiden, welche einen ganz kleinen Bach beschatten. Mitten unter denselben grub man das Grab für den Verstorbenen; man legte ihn da hinein, eingehüllt in seinen Mantel von Wangen. Ein Stein schließt es und keine Aufschrift sagt, wer darunter schläft."

Wir entnehmen diese Angaben dem Herrn G. de Las Cases, der mit seinem Vater ein Jahr lang die Gefangenschaft Napoleons theilte und ihm als Secretär diente.

Als Juan de Nova von Portugal nach Indien fuhr, traf er unter 7° 55' s. Br. und 16° 43' östl. L. eine neue Insel, die er Conception nannte. Zwei Jahre darauf nannte sie Albuquerque, der auf seiner Fahrt nach Indien da anlegte, Ascension. Sie liegt 263 Stunden in N.N.W.

von St. Helena und 716 Stunden in S.W. von dem Palmencap in Guinea. Sie ist etwa 3 Stunden lang und 2 breit und hat 21 Stunden im Umfange.

Ihre Oberfläche ist mit vulkanischen Schladen bedeckt und in der Mitte erhebt sich ein Berg von Basaltstein, den die Engländer Green Mountain nennen und der 2400 Fuß hoch ist. Obgleich diese Spitze oft von Wolken umhüllt ist, so verbirthen sie sich doch selten so, daß sie Regen gäben.

G. Dampier, berühmter englischer Seefahrer, scheiterte auf der Rückfahrt von Neu Holland an dieser Küste am 22. Febr. 1701; er selbst kam mit seiner Mannschaft auf einem Floß glücklich an das Land. „Am andern Tage nach unserer Ankunft," sagt er, „hatten wir große Freude, als wir eine Quelle 3 Meilen von dem Orte fanden, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen, jenseits eines sehr hohen Berges. Ganz in der Nähe gab es eine Menge Biegen und Landstrabben; aber die Luft ist sehr ungesund wegen der Nebel, die sich da erheben und die Kälte bewirken." Am 8. April nahm ein englisches Schiff Dampier und dessen Gefährten auf. Wie Recht hat man der Quelle Dampiers Namen gegeben. Sie ist höchst kostbar für die Insel, weil es keine andere giebt; liefert aber so wenig Wasser, daß jede Person täglich nur 3 Pinten erhält.

Peter Döder, ein schwedischer Naturforscher, der 1752 an Ascension anlegte und drei Tage da blieb, fand daselbst nur fünf phanerogamische und drei cryptogamische Gewächse. Seitdem haben sie sich bedeutend vermehrt.

Sonst legte man bei Ascension nur an, um Schildkröten zu fangen und zu sehen, ob ein Schiff in eine dazu bestimmte Höhle Briefe niedergelegt habe. Im Jahre 1815 glaubte Großbritannien, es würde gut seyn, wenn man einen Posten auf diesem Felsen anlege, der größern Sicherheit St. Helenas wegen. Gegenwärtig besteht die kleine Colonie von Ascension aus 240 Personen. Eine gute Straße führt nach dem Grünen Berge, wo Ställe gebaut worden sind; ein schönes feineres Behältniß nimmt das Wasser aus Dampier's Quelle auf; gegossene Röhren leiten es nach dem Meer. Mit Kuchengewächsen, Zuckerrohr, Obst und Waldbäumen sind 1200 Morgen bepflanzt. Die Föhner und Perlföhner, die man sich selbst überließ, haben sich ungemein vermehrt. An der Küste ist ein Behälter gegraben worden, um Schildkröten darin aufzubewahren. Das Meer ist reich an vortrefflichen Fischen. „So beginnt," wie mit Recht einer der Officiere d'Urville's sagt, „die Insel Ascension, die sonst ganz öde war, dem Beobachter einen interessanten Anblick zu gewähren, und sie ist ein Beweis von dem, was ein beharrlich durchgeführtes Verwaltungssystem an Orten vermag, die zur Bewohnung gar nicht geeignet zu seyn scheinen."

Kapitel XIV.

Guinea.

Die Europäer haben den Namen Guinea dem Landstriche im westlichen Afrika gegeben, der zwischen der Mündung des Asagi (1° s.), bei dem Cap Lopez Gonsalvo, und dem Rio Ruzé (10° n.) liegt. Die Länge beträgt sonach 750 Stunden. Die von dem atlantischen Ozeane bespülten Küsten laufen von S. nach N., dann von N. nach W. und endlich von W. nach N.W., und heißen die Küsten von Gabon, von Biafra, von Calabar, von Benin, die Sklaven-, Gold-, Zahn- und Körnerküste und die Küste von Sierra Leone.

Der Einschnitt zwischen dem Cap Lopez und dem Palmencap (1° 15' n.) begreift die Küsten von Biafra und Benin, die durch das Cap Formoso getrennt sind. Die bemerkenswertheften Flüsse hier sind der Asagi, der Gabon, der Fluß St. Juan, der Rio de los Camerones, der Rio del Rey, zwischen denen sich die hohen Länder Ambozes erheben, der Gathary, der Rio Formoso, der Rio Benin, welche die Hauptarme eines

großen Flüsse sind, der ein weites Delta umfaßt; der Rio Sagos, der Rio Volta, der Incobra; dann nach N. hinauf findet man den Rio Sestos, den Rio Mesurabo, den Scherbro und die Kottelle ober den Fluß von Sierra Leone. Auf dem letztern ist man bis zu seiner Quelle hingekommen. Man vermuthet, daß alle andern, bis zum Benue, aus der Kong-Bergkette kommen, die parallel mit der Küste nach N. läuft. Wo ihr Ende an dieser Seite ist, weiß man nicht; man vermuthet, daß sie an manchen Punkten mit Schnee bedeckt ist, wenigstens im Winter. Was die Flüsse in E. von dem Rio del Rey betrifft, so kennt man sie nur einige Stunden vom Meere aus.

Unter den Inseln des Meerbusens von Guinea sind die wichtigsten Fernando Po, die Prinzeninsel, St. Thomas und Annabon. Wie die Küsten des Festlandes sind sie meist sehr niedrig und der höchsten Glut der heißen Zone ausgesetzt. Der Monat August ist der ungesundeste; die Nebel, die sich dann erheben, verursachen Fieber; dieselbe Wirkung wird im März zu Anfange der Regenzeit hervorgebracht. Zu Ende des Decembers macht sich der Harmattan, ein sehr starker Nordostwind, bemerkbar und dauert einige Monate; er ist lästig für die Bewohner, welche ihn kalt finden; er trocknet das Land aus und reinigt die Luft. Der September und October sind die wärmsten Monate; der November gilt, ob er gleich regnerisch ist, für einen gesunden Monat. Die Nächte sind meist sehr schön und der Mond strahlt da im reinsten Glanze.

Der Harmattan ist immer von einer Art Nebel begleitet, welcher der Sonne ein röthliches Aussehen giebt. Da er die Bäume und das Gras verdorrt, so benutzen die Neger diesen Umstand, um dasselbe anzubrennen, und sie vernichten auf diese Weise viele Reptile und schädliche Insecten. Der Anfang der periodischen Regen im April wird durch gewaltige Windstöße aus N.O. angekündigt, welche Tornadoes heißen, (verdorben aus dem portugiesischen Worte *travados*). Sie sind von heftigen Donnerschlägen begleitet, denen ein sehr starker Regen folgt, der zwei bis drei Stunden dauert. Diese Regen, welche die Erde anfeuchten, die durch sechs- bis acht-monatliche Dürre verhärtet worden ist, werden Dünste, welche der Gesundheit der Europäer außerordentlich nachtheilig sind.

Die Natur der Berge ist noch nicht im Einzelnen untersucht worden; man weiß, daß es Urgebirge da giebt; man hat Quers und Granit gesehen; das Gold ist an manchen Punkten häufig; man findet auch Eisen, aber die Neger wissen es nicht überall zu finden, wo es existirt.

Wie in allen Ländern unter der heißen Zone ist auch in Guinea die Vegetation außerordentlich reich und üppig. Die Ufer der Flüsse in der Nähe des Meeres sind mit Mangobäumen bewachsen, deren niedrigste Zweige sich mit Aestern bedecken. Die Palmen sind sehr häufig und die Wälder so dicht von Bäumen, Sträuchern und Gras, daß sie undurchdringlich zu seyn scheinen. Rankende Gewächse, die sich unter einander verschlingen und mit parasitischen Pflanzen bedecken, fallen von den Ästen oben herunter, schlagen unten auf der Erde wieder Wurzel, klettern von neuem aufwärts an andern Bäumen und scheinen den ganzen Wald in eine einzige Masse zu vereinigen; auf allen Seiten hängen Festsens von Blumen in den reichsten und verschiedenartigsten Farben. Unter den bemerkenswerthesten Bäumen kann man den Echi oder Onouga erwähnen, der sehr groß ist und zu der Familie der Sapotilliers gehört; seiner rothen Blume folgt eine fleischige Frucht, die eine Hülse umschließt, worin vier bis sechs Bohnen liegen. Man kocht diese und drückt dann das Del aus oder man schöpft es ab, wenn es auf dem Wasser schwimmt. Die Reisenden sagen, diese Substanz schmecke wie frische Butter; man braucht sie an Speisen und es ist die sogenannte Salam-Butter.

Andere Bäume haben so dicke Stämme, daß man sie zu Piroguen aushöhlen kann; andere erinnern ihrem Aussehen nach an den Banianenbaum in Indien; man sieht in diesem Lande den ungeheuern Baobab (*Adansonia digitata*), die Hura crepitans, den Goyavebaum, den Zamatinden-, Citronen-, Drangen-, Baumwollenbaum, den Tabak, die Ananas, das Zuckerrohr, den Mais, den Gorgo, verschiedene Arten Melonen,

Bohnen, Erbsen, den Indigo, die Yam, den Manioc, die Patate und eine Menge andere Pflanzen, die wie nicht alle aufzählen können.

Unter die Unannehmlichkeiten des Landes kann man die Menge der lästigen und schädlichen Insecten zählen. Die Armiten und andern Ameisen richten ungeheure Verwüstungen in den Wohnungen und den Feldern an. Die erstern bauen von Erde tonische feste Häuten, in denen sie geschützt vor ihren Feinden wohnen; sie zerstören alle thierischen und vegetabilischen Substanzen, die sie erreichen. Die Ameisen wagen sich selbst an lebendige Thiere, und diese können sich nur dadurch befreien, daß sie sich in das Wasser stürzen. Im September und October wird man am meisten gequält. Um sich vor ihnen zu schützen, reichen nicht einmal immer das Feuer, das Wasser und das Schießpulver aus. Eine Art baut an den Baumzweigen Wohnungen gleich Bienenstöcken.

In vielen Orten findet man eine ungeheure Menge Bienen gleich denen in Europa; sie legen ihre Bauten in unterirdischen Höhlen oder in hohen Bäumen an. Die Neger wissen sehr geschickt den Honig und das Wachs herauszubringen.

Die Menge der Mücken und Fliegen ist unglaublich. Man ist genöthigt, junge Sklaven zu verwenden, um sie während des Schlafes und der Mahlzeiten zu verschrecken. Die Reisenden erwähnen ungeheure Scorpione, Tausendfüße, mehrere Arten Heuschrecken und andere Insecten, welche in diesen Gegenden lästig fallen. Dagegen sieht man auch sehr schöne Schmetterlinge und Käfer, die außerordentlich glänzen.

Das Meer ist reich an wohlschmeckenden Fischen; einige Arten sind diesen Gegenden eigenthümlich, andere finden sich auch anderswo. Die Beschreibungen, welche wenig unterrichtete Reisende von manchen dieser Fische gegeben haben, sind höchst seltsam. Die Neger sind sehr geschickt im Fischfange, den sie auf verschiedene Art treiben.

Sie wagen sich auch an die Krokodile, welche sich in allen Gewässern im Innern finden, wo sie den Menschen, dem Viehe und den wilden Thieren vielfach Schaden thun. Die Schlangen sind sehr häufig, manche giftig, andere, wie die Boas, ungeheuer groß. Sie lauern an feuchten Orten, stürzen sich von da auf ihre Beute, erwürgen sie und zerdrücken ihr die Knochen; auf diese Weise überwältigen sie die größten Thiere. Dann bedecken sie ihr Opfer mit ihrem Speichel, der sehr schleimig ist, und beginnen dasselbe zu verschlingen, zuerst den Kopf. Bei dieser Verschlingung dehnen sich die beiden Kinnladen der Boa sehr bedeutend aus. Die Verdauung beginnt schon in der Speiseröhre; die Schlange erstarrt sodann und kann sehr leicht getödtet werden, denn sie setzt keinen Widerstand entgegen und kann nicht entfliehen; auch suchen die Neger solche Schlangen auf, um sich das Fleisch derselben zu verschaffen, das sie sehr lieben. Viele Arten von Fröschen, von Kröten, von Schildkröten vervollständigen die Classe der Reptile, die in den zwischentropischen Ländern so reich ist.

Menrad, ein dänischer Reisender, sagt, unter der Menge von Vögeln, die in Guinea vor den Augen des Beobachters so schöne und so glänzende Farben zeigten, sey keiner, welcher durch die Töne seiner Stimme erfreut. Abends läßt sich ein allgemeines Gesumme überall vernehmen, das aus einer Vermischung verworrenen Töne besteht, aber kein harmonischer Ton bringt zu dem Ohre. Wildes Geschrei und Geheul erinnert den Menschen daran, daß er sich in dem traurigsten und unwirthlichsten Theile der Welt befindet. Am Tage, von zehn bis drei Uhr, herrscht eine solche Stille, als wäre die ganze Natur erstorben; die Nacht ist hier die Zeit der Bewegung des Lebens.

Unter den zahmen Vögeln sieht man Fühner, Gaten, Gänse, Tauben; die Perlhühner und eine Art Rebhuhn sind sehr gemein. Die Ufer der Sümpfe, der Teiche und Flüsse werden von Pelikanen, Löffelgänsen, Schnepfen, Reiher, Flamingos, Kranichen und andern Stelzenfüßlern besucht. Die Raubvögel sind nicht minder zahlreich. Endlich fliegen die Papageien, in sehr verschiedenen Arten in großer Menge umher und richten große Verheerungen auf den Feldern an.

Viele Arten von Affen leben in Guinea; der Schimpanze, der größte von allen, ist mit dem Orang-Utang verwechselt worden, den er an Verstand vielleicht noch übertrifft; der Mandrill ist häßlich seiner Funtelschnauze wegen; der grüne Affe ist der sanfteste unter der ganzen Familie. Die Reher ziehen Kinder, Hühner, Schafe und Ziegen; die Schafe haben Haare statt der Wolle; die Pferde sind klein und häßlich; der Esel dagegen ist schön und kräftig. Die Kamele sind nicht häufig; die Gazellen und die andern Antilopen ziehen in wenig bewohnten Landstrichen umher. In den sumpfigen Gegenden trifft man den häßlichen äthiopischen Eber; der gewöhnliche Eber ist minder groß als in Europa und das Schwein ebenfalls klein. Das Flusspferd findet sich in den großen Flüssen und Seen, und der Elefant bewohnt die Wälder und Ebenen. Der Löwe, der Panther, die Hyäne, der Schakal und andere fleischfressende Thiere leben auf Kosten dieser friedlichen Säugethiere. Der Hund ist wie bei uns der Begleiter des Menschen und, was überraschen muß, man kennt kein Beispiel, daß einer toll geworden wäre hier, wo die Lust so heiß ist.

Der Bewohner dieser Gegend Afrikas ist der Neger, den man an der schwarzen Hautfarbe, an dem krausen wulstigen Haare, an dem eingedrückten Schädel, an der platten Nase, an dem vorspringenden, rüsselartigen Runde, an den dicken Lippen, dem vorspringenden Kinn und den untern kurzen Extremitäten erkennt; er giebt einen eigenthümlichen Geruch von sich, den man sehr weit merkt. Seine allgemeinen Tugenden werden bisweilen durch örtliche Umstände modificirt, und die Europäer, die lange in Guinea oder in andern Negerlandern gelebt haben, erkennen auf den ersten Blick, welcher Nation das Individuum dieser Race angehört, das sie eben sehen.

Diese Reher sind es, welche vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage der Haupthandelsartikel waren, der über das Meer ausgeführt wurde. Sie waren eine unerschöpfliche Einnahmequelle für ihre Könige; sie verkauften nicht bloß die Kriegsgefangenen, und man unternahm häufig nur Krieg, um Gefangene zu erhalten, sondern auch ihre eigenen Unterthanen, die sie ihren Familien entrißen; diese bedachten sich dagegen keinen Augenblick, eine oder mehrere Personen aus ihrem Kreise für Waaren hinzugeben. So wurde der Handel unterhalten. Gegenwärtig findet er nur noch ins Geheim statt, aber das Schicksal des Volkes hat sich darum nicht verbessert.

Nach einer Sage, die von mehreren Schriftstellern wiederholt worden ist, schickten Kaufleute von Dieppe schon in der Mitte des 14. Jahrh. Schiffe an die Küste von Guinea und gründeten da eine Colonie. Der Handel blühte sehr bis 1413; die Bürgerkriege aber, die Frankreich um diese Zeit beunruhigten, brachten ihn in solchen Verfall, daß die Normannen alle ihre Niederlassungen aufgeben mußten. Als Beweis dieser Angaben führt man die Namen mehrer Orte an, welche die französischen Städte sind. Da aber die großen Geschichtschreiber dieses Landes nie von solchen Unternehmungen gesprochen haben, so kann man die erwähnte Sage wohl für grundlos halten.

Gewiß ist es dagegen, daß die Portugiesen die Küste von Guinea 1482 entdeckten; sie litten viel da vom Klima; ihr Schiff wurde nach der Insel St. Thomas getrieben. Andere Expeditionen folgten; eine unter dem Commando des Juan de Santarem und Pietro Escovar 1471 beschäftigte sich mit der Anlage von Forts. Mit der Zeit besuchten alle seefahrende Nationen Europas die Küste von Guinea, und mehrer gründeten da Niederlassungen, welche sie behalten haben. Seefahrer und Handelsleute, welche dieses Land besuchten, haben dieselbe beschrieben. Man hat auch dergleichen Beschreibungen von einigen Missionairen, welche ihr Eisen dahin führten. Die ältesten sind in Reisebeschreibungen enthalten, und die bemerkenswertheften von denen, welche einzeln erschienen, sind die von Willaut (1666); von Gibée (1669); Barbot (1680); Boyer, einem franz. Dominicaner, (1701); Bosman (1704); Desmorchaus (1724); Smith (1726); Enelgrave (1727); Pruneau de Pommegorge (1743—1769); Bömers (1760); Norris (1772); Jfert (1783); Matthews (1785);

Beaver (1792); Watt (1794); Merobith (1813); Sutton (1816—1820); Bombich (1817); Dupuis (1820); Laing (1821).

Begiebt man sich an der Küste hin von W. nach N., dann von N. nach W., so trifft man auf die Gebiete der verschiedenen Völker, die da wohnen; die Europäer haben sie Königreiche genannt. Einige sind sehr klein, andere dagegen haben einen großen Umfang; einige sind zinsbar, andere unabhängig; einige haben sich auf Kosten ihrer Nachbarn vergrößert, und fast alle erlitten die allem Irdischen anliegenden gewöhnlichen Wechsel.

Die Küste von Gabon zeigt nur kleine, unbedeutende Staaten; die im Innern sind wohl ansehnlicher, aber nur durch unbestimmte Erzählungen bekannt; die Europäer, welche hineindringen wollten, wurden ein Opfer des Klimas. Benin ist mächtig; es soll sich zwanzig Tagereisen vom Meere aus erstrecken; Lagos, Badagri, Ardrah sind nicht so groß als Dahomey; Iuidah war sonst wichtig; Aschanti, seit mehr als einem Jahrhunderte gegründet, zählt mehrer zinspflichtige Staaten; Savally ist eine Art oligarchischer Republik; Sangouin liegt nahe am Palmencap; Gullimana, Kuranko, Limanni sind die nördlichsten Staaten.

Die Regierungsform ist im Allgemeinen der unbeschränkteste Despotismus; doch erholt sich der König bisweilen auch Rathes bei seinen Cabocirs oder Anführern. Die Städte sind bisweilen sehr groß und von tiefen Gräben umgeben; die Häuser von Erde, rund, niedrig, mit Stroh oder Palmenblättern bedeckt; die Paläste unterscheiden sich davon nur durch ihre größern Dimensionen.

Die Religion besteht nur in dem rohesten Fetischismus; jeder Gegenstand kann Fetisch und folglich heilig seyn; es ist ein Verbrechen, ihn zu berühren. Betrüger mißbrauchen die Leichtgläubigkeit des Volks; man zieht sie zu Rathe, ehe man irgend eine wichtige Angelegenheit unternimmt, und ihre Antwort, die sie im Namen des Fetisch geben, wird immer gut bezahlt.

Kast überall besteht die Kleidung in einem Schurze, dessen Breite verschieden ist und dessen Länge 3 bis 4 Ellen beträgt; man legt ihn als Schärpe oder als Gürtel um, ordnet ihn auch als Mantel. Der der Armen ist so schmal, daß er kaum ihre Blöße bedeckt. Die Frauen beschäftigen sich viel mit ihrem Schmucke und machen ein Studium daraus, ihr Haar mit einer gewissen Bierlichkeit zu ordnen und dasselbe mit einer rothen Erde zu bestreuen, nachdem sie es mit Palmöl bestrichen haben, es mit Korallen, Glasperlen u. zu schmücken; sie pugen sich mit Halsbändern, Ohrgehängen, Armbändern, Ringen und Ketten von Metall.

Die gewöhnliche Nahrung ist der Hirse oder Songo, zerrieben und in Wasser gekocht, oder Yam, Pataten, Manioc oder gekochte Kräuter, auf die man etwas Palmöl gießt. Ein Stück Fisch ist ein Luxusmahl; der höchste Luxus aber ein Stück Schöpf-, Rindfleisch oder Geflügel. Bosman bemerkt, wenn die Reher mäßig wären, so geschähe es aus Weiz; dafür tranken sie gern viel. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser oder Palmenwein, der zuerst sehr süß ist, in 24 Stunden aber sauer wird; die Reher behalten ihn so noch zwei andere Tage, um das Vergnügen zu haben, darin eine gewisse Schärpe zu finden, die im Halse kratzt und ihnen mehr zusagt als der süßliche Geschmack; endlich lieben sie leibenschaftlich den Wein, den Branntwein und die starken Getränke, die sie von den Europäern erhalten.

Man begreift, daß die Industrie dieser Völker sehr beschränkt ist; sie machen Zeller und Schüsseln von Holz, Flaschenkrübbe, Decken von Binsen und Baumwollenzeuge von 5 bis 6 Zoll Breite, von denen sie 10 bis 12 Stück zusammennähen, um einen Schurz zu erhalten. Einige sind blau gefärbt; endlich machen sie auch Thongeschirre und Tabakspfeifen und gerben Leder. Einige verstehen die Edelsteine und das Fischbein zu schneiden.

Die Beschäftigung, in welcher sie die größte Geschicklichkeit zeigen, ist die des Schmiedes; mit einer kleinen Anzahl von groben Werkzeugen machen sie Säbel, Beile, Messer, Hacken, die ziemlich hart sind und eine gute Schneide haben. Die Schmiede machen auch Kistchen zu wohlriechen-

den Dingen, Kumbänder, Ringe von Gold und Silber und die Schmuck-
sachen für die Frauen.

Längs der Küste treiben die Neger Fischfang; im Lande bebauen sie
den Boden; die Frauen nehmen an diesen Arbeiten Theil, warten über-
dies die Kinder und treiben den Vieh. Sehr oft ermaßen sie sich, wäh-
rend der Mann ruhig vor der Hütte sitzt und raucht.

Sobald die Sonne untergegangen ist, beginnt die Zeit der Vergnü-
gungen; die rauhen Töne einer Trompete und einer Art Handtrommel
lassen sich hören, und alsbald beginnt die ganze Einwohnerschaft zu tan-
zen, was die ganze Nacht dauert. Die Gesänge und Töne eines Dorfes
antworten denen eines andern. Die Neger sind leidenschaftlich für das
Spiel eingenommen. Dasjenige, welches sie *ari* nennen, läßt sich kun-
reich combiniren.

Die Begräbnisse der Neger sind, wie bei allen rohen Völkern, von
Schreien, Schreul und entsetzlichem Geschrei begleitet; der Leichnam
wird mit den schönsten Kleidungsstücken, einigen Schmuckgeräthen, Schmuck-
sachen und Waffen in einen Sarg gelegt und an einem abgelegenen Orte
beerdigt. Nach Beendigung dieser Ceremonie kommen alle dabei An-
wesenden in das Trauerhaus zurück und man vergnügt sich mehrere Tage
lang mit Essen und Trinken.

Das Begräbniß eines Königs oder eines wichtigen Mannes wird
durch schnelle Regereien gefeiert. Man schlächtet auf dem Grabe die
Frauen, mehrer Beamte und die Sklaven des Verstorbenen, bisweilen bis
zur Zahl von mehreren Tausenden. Diese Regereien finden auch bei gro-
ßen Festen statt. Auch opfert man Thiere.

Seit die Europäer die Küste von Guinea besuchen, kennen die Neger
den Gebrauch der Schießgewehre; sie tragen das Pulver in einem Rinder-
horne. Die Reiter sind mit einer Lanze, einem Bogen und Pfeilen be-
waffnet. Die Vornehmen haben vollständig gezäumte Pferde und sind mit
einem großen Mantel bekleidet, während sie ihre Schenkel und Beine in
Baumwollenzüge hüllen und den Kopf mit einer Art Turban bedecken,
über den Fächer hinstrecken und hinter welchem ein Büschel Pferde-
haare hängt. (Taf. 11. Abbild.)

Als Bowdich mit einigen seiner Landknechte nach Sumassie gelangte,
kamen ihnen mehr als 6000 Menschen, meist Krieger, mit einer bedauern-
den kriegerischen Musik entgegen. Durch fortwährendes Abfeuern der Ge-
wehre waren sie in einen dicken Rauch gehüllt, so daß sie die entferntern
Gegenstände nicht sehen konnten. Man ließ sie halten, während die Füh-
rer einen Tanz in einem von den Kriegern gebildeten Kreise ausführten.
Man sah da eine Menge englischer, holländischer und dänischer Fahnen,
die nach allen Seiten hin mit einer Begeisterung geschwenkt wurden,
welche sich nur mit jener der Führer beim Tanze vergleichen ließ, welche
bei diesem Tanze, bei Weiden und seltsamen Verzerrungen in solcher
Rähe schossen, daß man die Fahnen nur in einem Hauch- und Rauch-
wirbel sah. Ihr Gefolge, das sich hinter der Gesandtschaft befand, schloß
ebenfalls ununterbrochen. Die Kleidung der Führer war die Kriegsmüge
mit vergoldeten Widderschädeln auf der Stirn und einer großen Menge
von Adlerfedern an der Seite; unter dem Kinn ward sie durch eine
Kette von Kauris festgehalten; ferner in rothem Leder, das man unter
der Menge von Fettsäcken und Origris von Gold und Silber und in allen
Farben gestickten Verzerrungen kaum sah, welche sie bedeckten und beim
Tanze an ihren Körper schlugen. Andere Schmucksachen waren mit klei-
nen kupfernen Glöckchen, mit Hörnern und Schweifen verschiedener Thiere,
mit Muscheln und Messern vermischt. Ihre Arme waren nackt und tra-
gen Leopardenfelle. Sie trugen sehr weite baumwollene Pantalons
und große Stiefeln von rothem Leder, die bis zur Hälfte der Schenkel
hinaufgingen und am Gürtel durch Ketten festgehalten wurden. Dieser
Gürtel war ebenfalls mit Glöckchen, mit Pferdegeschweifen, Lederstücken und
einer unendlichen Zahl von Amuletten verziert. Ein kleiner Köcher mit
vergifteten Pfeilen hing an ihrer rechten Hand und zwischen den Zähnen
hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein mit maurischen
Charakteren beschriebenes Papier hing. In der linken Hand trugen sie

einen Keinen mit rothem Stoffe und Goldschmuck bedeckten Burrspeiß.
Die schwarze Haut ihres Gesichts und ihre Arme erhöhte den Effect
dieser seltsamen Kleidung und gab ihnen ein kaum menschliches Aussehen.
(Taf. 11. Abbild.)

Sumassie liegt ungefähr 45 Stunden von der Küste an der Seite
eines ungeheuren eisenhaltigen Hesses. Im N. ist es von einem Sumpf
begrenzt, der mehrere Quellen von trinkbarem Wasser enthält; die Aus-
dünstungen desselben erkalten die Luft früh und des Abends mit einem
dicken Nebel und verursachen Dysenterie. Sumassie hat ungefähr 4 Meil.
im Umfange; vier der Hauptstraßen sind eine halbe Meile lang, 15 bis
20 Fuß breit und gerade gezogen. Alle haben Namen und jede steht
unter der Aufsicht eines Cabocir. Der Palast ist vorn und an den Seiten
von einer großen Mauer umgeben; der Morast dagegen bildet an der
Hinterseite eine natürliche Bertheidigungslinie. Er begreift die Wohnun-
gen der Brüder des Königs und die einiger Großen, sowie zwei oder drei
kleine Straßen, wo der König herumwandelt, wenn er dem Aberglauben
zu Folge den Palast nicht verlassen darf.

Bowdich hat das Äußere des Schlafzimmers dieses Monarchen be-
schrieben; es bildet die Seite eines Hofes von 20 Fuß. Die Säulen, die
man in einer Ecke sieht, sind Fettsäcke, sowie die Lappen, die an langen
Stangen hängen, und die kupfernen Becher auf Goldschalen. Ueber den
elliptischen Thüren, die man an ihrer Oberfläche erkennt, die ein Kiesel-
schachbrett zeigt, hängen Säcke mit von Muselmännern geschriebenen
Amuletten. (Taf. 11. Abbild.)

Die Lehre Mahomed's breitet sich in Guinea zu verbreiten. Dapula
sah in Sumassie eine Gesellschaft von 200 Muselmännern, deren eckige
Haltung stark von dem geräuschvollen Wesen der Afsontis abwich; ihr
Tracht war verschieden; einige hatten eine Lunka ohne Kermel, die bis
auf die Knie reichte, und darunter eine längere; ihr Dolch befand sich in
einer Scheide an einer ziemlich kurzen Schnur; sie führten eine Lanze
und trugen einen baumwollenen Turban mit verschiedenen Verzerrungen
und Amuletten. (Taf. 11. Abbild.)

Die Niederländer besitzen an der Küste von Guinea mehrere Forts und
andere Niederlassungen; das hauptsächlichste ist das von Cima. Die
Dänen haben da Christiansburg und andere besetzte Posten, auch be-
streben sie sich eifrig, die Wohlthaten der Civilisation unter den Negern
zu verbreiten. Die Portugiesen haben in dem Golfe von Guinea die
Inseln San Thome und Do Principe, die beide fruchtbar und bewol-
det sind.

Im Jahre 1778 traten sie die Insel Annobon an die Spanier ab,
die sie aber nicht in Besitz nahmen. Dafür haben sich die Engländer da
festgesetzt und das Fort Clarence auf einem Gebiete angelegt, das sie den
Eingeborenen abkauften. Die Colonie blüht. Sie haben auch an der
Gold- und an der Elaventküste mehrere Forts, namentlich Knamaba und
das corrische Vorgebirge, wo sich ein Generalgouverneur befindet. Schon
1787 versuchten sie in S. von der Mündung des Sierra-Leone-Flusses
eine Colonie von freien Negern zu gründen, welche das Christenthum
und die Civilisation unter den Afrikanern verbreiten sollten. Die Aus-
führung dieses lobenswerthen Planes kostete aber fast allen Betheili-
gten das Leben. Die Stadt Freetown und mehrere Dörfer
sind trotz dem geblieben; auch Schulen und eine Buchdruckerei hat man
angelegt.

Ein ähnlicher Versuch wurde von einer Gesellschaft Nordamerikaner
gemacht, die in D. von Sierra Leone, an den Ufern des Mesurado,
in D. von dem Cap Monte, die Colonie Liberia gründeten. Sie wird
von freigelassenen Negern bewohnt und ihr Hauptort ist Noraria, eine
kleine besetzte Stadt mit einem Hafen. Nach den neuesten Berichten
befindet sie sich in einem gutheißenden Zustande; sie widerstand den
Angriffen der vereinigten Volksstämme, die sie zerstören wollten, und
ihr wohlthätiger Einfluß äußerte sich auf die benachbarten Völker.

Obgleich die Europäer seit dem 15. Jahrh. die Küste von Sierra
Leone besucht haben, deren Namen „Löwenberge“ bedeutet, so hatten

ke doch nicht verfehlt, den Fluß hinauszugehen, der südlich von dem Vorgebirge mündet, von dem sich der Name herleitet. Im J. 1888 erhielt Gordon Being, Infanterie-Major in der Garnison zu Free Town, von Sir Charles McCarthy den Auftrag, eine Verbindung zwischen zwei Regimentslagern herbeizuführen, die einander bekriegten, und Erkundigungen über die Industrie und den Handel mehrerer Länder im Innern einzufahren.

Being reiste am 2. Febr. ab und kam am 2. zurück; nach den Nachrichten, die er mitbrachte, wurde beschlossen, daß er in das Land der Sullmas reise, wo Gold und Eisenblei häufig seyn sollten. Er brach am 16. April auf und folgte dem linken Ufer der Kofette, wie der Fluß Sierra Leone heißt, ehe er an die Mündung gelangt. Being war damals in Simani. Man kann in diesem Regnerreichtum nicht reisen, ehe man mit den Häuptlingen derselben nicht unterhandelt hat; es werden ihnen dabei Geschenke gegeben und alles dies veranlaßt sehr langweilige Verzögerungen.

„In Ma-Bung bemerke,“ sagt unser Reisender, „in dem Augenblicke als wir aufbrechen wollten, einer meiner Leute, daß eine Plinde in meinem Packete fehle; ich klagte bei dem Häuptlinge des Dorfes und bei meinem Führer, der, wie es in dem Lande üblich ist, für die Sicherheit meiner Habseeligkeiten Sorge tragen mußte. Dieser bestand darauf, den Thäter bei dem Strigel oder Zauberer zu sehen. Dieses Verlangen wurde ihm erst nach heftigem Widerstreben bewilligt; dann erschien ein auf das Ekelhafteste gekleideter Mann: sein Kopf trug einen ungeheuern Bau von Schädeln, Knochen und Federn; Haar und Bart hatte er schlangenartig geordnet; seine Umkleidung wurde durch ein Geftingel von Eisenstäbchen angehängt, die an seinen Gelenken befestigt waren und bei jeder Bewegung klärrten; er ging mehrmals um die Versammlung herum, dann stellte er sich in die Mitte und fragte nach der Ursache, warum man ihn herbeschieden. Als man ihm dieselbe genannt, bewegte er mehrmals sein Stäbchen in der Luft und ging sodann in ein nahees Holz, wo er eine Viertelstunde blieb. Nach seiner Rückkehr sprach er lange, und endlich nannte er den Dieb, setzte aber zugleich hinzu, es thue ihm leid, daß man die Blasse nicht sogleich wieder erhalten könnte, weil der Dieb in diesem Augenblicke weit entfernt sey. Ich gab dem Zauberer Tabak für seine Mühe und glaubte, er habe mich zum Besen; aber ich irrte mich, denn später, als ich nach Sierra Leone zurückkam, fand ich meine Plinde, die man dem Diebe abgenommen hatte.“

Als Being ein anderes Dorf verließ, hatte er sich über einen Mann zu beklagen, welcher der Strigel von Ma-Simera zu seyn vorgab und in Begleitung von zwölf Andern sich eines Theils der Nahrungsstücke der Gesellschaft zu bemächtigen suchte; zum Glück war man auf der Hut und der Plan der Diebe wurde vereitelt.

Nach Being sind die Frauen von Ma-Bung außerordentlich häßlich, sehr unangenehm und liebendwüthig; sie zeigen einen so lebhaften Eufsch, zuvorkommend und aufmerksam gegen Fremde zu seyn, daß ihre Lockungen oft ernste und sehr unangenehme Unfälle verursachen. Wie alle von Simani haben sie außer einem Schurz durchaus keine Bekleidung. Sie schmücken besonders gern den Kopf, den Hals, die Arme und Handgelenke mit Glasperlen. (Taf. 12. Abbild.)

In Kuremba nahm der König Being sehr freundlich auf und besuchte ihn sogar, ihm sein Bedauern auszudrücken, daß eine lange Beratung seine Absicht verhindert habe; „er setzte hinzu,“ sagt der Reisende, „er habe mehreren Mäxlern Befehl gegeben, zu meiner Unternehmung zu tanzen. Einige Minuten nachher sah ich in meinen Hof einen Mann treten, der eine Art Koline trug.

„Sobald er angefangen hatte, darauf zu spielen, zeigten die Tänzer ihre Gewandtheit mit mehr Geistesigkeit als Grazie. Die Frauen umzingelten sie und ermunterten sie durch Pöndelstößen, Pfeifflaas und Schreien.“ (Taf. 12. Abbild.)

Being wurde in Kamato mehr Tage durch ein heftiges Fieber zurückgehalten; am 4. Juni Abends, am 5. Tage seiner Krankheit, sah er eine

Angst Soldaten mit zwei Pferden ankommen, die der König der Sullmas ihm sandte. Den andern Tag brach er auf und ging über die Kofette auf einer Art sehr plumper Hängebrücke, die man ein nyankata nennt. In allen Städten, wo man ankam, wurde er von Musikanten empfangen und man wünschte ihm wegen seiner Ankunft Glück. Von Seiten des Königs war er reichlich mit Lebensmitteln versehen, und diese Ehrenbezeugungen mehrten sich, je näher man der Hauptstadt kam.

Am 11. Juni kam er nach Salaba. Der König nahm ihn an der Hand und ließ ihn neben sich niedersehen. Militärische Evolutionen unter Flintenschüssen vervollständigten das Fest, bei dem auch Länze und Gesänge vorkamen, die zum Gegenstande die Ankunft des weißen Mannes hatten.

Der Guiriot, welcher den Chor leitete, war gütlich in weißes Zeug gekleidet; am Handgelenke und an den Ellbogen hatte er Schellen und er schlug auf einen Balabo, der einen sehr sanften Ton gab. Ein anderer Musiker hielt unter dem linken Arme eine Trommel und in der rechten Hand ein hohles Eisenstäbchen.

Die mit schönen weißen Schürzen geschmückten und mit einer Schärpe spielenden Tänzerinnen hatten sich den Kopf mit einer Art Diadem von Gauris und Zeug geschmückt. (Taf. 12. Abbild.)

Being, der noch immer unwohl war, fand durchaus keinen Gefallen an dem Lärme umher. „Nein, niemals,“ sagt er, „habe ich so hohe weibliche Stimmen gehört; ich erschrak wirklich darüber und fürchtete, sie müßten jeden Augenblick Blut spucken, besonders wenn der Act lang war und sie sich bemühten, den Ton ohne Athem zu holen bis zuletzt auszuhaften.“ Als das Fest zu Ende war, erhielt er, nicht ohne Mühe die Erlaubniß, sich zurückzuziehen. Indem er nach dem Hause ging, das ihm angewiesen worden, und eine gute halbe Meile entfernt war, mußte er durch eine zahllose Menge von Frauen und Kindern, die von Bewunderung voll waren. Alle begrüßten ihn laut; jeden Augenblick mußte er eine höfliche Antwort geben; er glaubt, man habe ihn häufig nur deshalb angerebet, um ihn sprechen zu hören, denn wenn er geantwortet hatte, rief man: „er spricht, der weiße Mann spricht!“ Diese Zudringlichkeit, die ihn zu anderer Zeit amüßirt haben würde, ermüdete ihn so, daß er sich in seiner Wohnung sogleich auf eine Decke legte und einen Fieberanfall bekam. Wenige Augenblicke darauf kam der Herrscher der Sullmas in dem Hof mit einer Schaar Musiker; als er aber sah, daß Being krank war, entfernte er sich wieder. Trotz neuen Unterbrechungen, welche alle den Zweck hatten, ihn zu ehren, war er ihm Stande, am 14. einem großen Feste beizuwohnen. Der Gebrauch will, daß die Bewohner von Salaba alle Jahre dem Könige drei Tage ihrer Arbeit geben; einer um zu säen, der andere um zu jäten, der dritte um zu ernten. Being war Zeuge der Ackerbestellung und des Erntes. Der König wohnte der Arbeit bei, die bei Musik verrichtet wurde; die Arbeiter waren in zwei Reihen getheilt, eine von 500, die andere von mehr als 2000 Personen. Die ersten säten das Getreide und die andern deckten die Erde um; die Arbeit schien wie durch Zauberel vom Statte zu gehen.

Am 11. Juli war Being im Stande, bis Sangula zu reiten, eine sehr bedeutende Stadt 10 Meilen in NNE. von der Hauptstadt. Sie liegt in einer sehr weiten Ebene, die amphitheatralisch von Bergen umgeben ist. Sie ist gut gebaut, sehr reinlich und von einer dicken und hohen Mauer umgeben. Als Being nach Salaba zurückgekommen war, von wo er seine Reise nach D. fortzusetzen wünschte, um wo möglich an die Quellen des Dialiba zu kommen, sondirte er den König über diesen Versuch. Der Monarch rief alsbald aus: „Alah Akbar!“ Dann setzte er kopfschüttelnd hinzu: „weiser Mann, das ist unmöglich; ich befinde mich im Kriege mit den Wäxlern von Kissi, einem Lande, aus welchem der Fluß kommt; wenn sie erfahren, daß du von mir kommst, werden sie dich augenblicklich ermorden.“ Being versuchte es noch einmal; und am nächsten Tage versprach der König zwei Boten an einen Häuptling, seinen Verbündeten, zu schicken, dessen Stadt nahe an dem Dialiba liege; auch versprach er, wenn dieser Häuptling einwillige, ihm seinen Wohn als

Geßel zu schicken, würde er Laing abweisen lassen; „denn,“ sagte er zu diesem, „du bist mein Fremder und ich muß für deine Sicherheit besorgt seyn.“

Am 19. August reiste Laing endlich ab, um nach D. weiter zu ziehen. Schon hatte er ein Dorf an der Grenze erreicht, wo er den übrigen Tag verbrachte. Aber schon am nächsten Tage kam ein Bote von dem Könige, der den Auftrag hatte, ihn nach Fulahe zurückzubringen. Widerstand würde vergeblich gewesen seyn; die neuen Einwürfe, welche der Regentkönig unserm Reisenden machte, und die Besorgniß, die derselbe wegen der Gefährlichkeit der Unternehmung äußerte, bestimmten ihn, nach Sierra Leone zurückzukehren. Der König war darüber hoch erfreut.

Laing erhielt mit vieler Mühe einen Führer zur Erforschung des Laufes der Kofelle. Dieser Fluß ist der einzige, der, nach der Beobachtung Laings, in diesen Gegenden seinen Namen von der Quelle bis zur Mündung behält.

Er brach am 2. Septbr. auf und wendete sich nach D.; am 3. war er bei Berria und am nächsten Tage kam er zu den Quellen der Kofelle, die sich unter einem ungeheuern Felsen im Schatten einer Dattelpalmengruppe befinden. Am folgenden Tage erklimmte er einen Berg, von dem aus er den Berg Roma etwa 25 Meilen in S.D. sehen konnte, den höchsten der ganzen Kette, zu welcher er gehört. Die Neger zeigten Laing den Punkt, wo der Dialiba hervorkommt; er schien ihm in gleicher Höhe mit dem zu seyn, auf welchem er sich befand, d. h. fast 1600 Fuß hoch. Der Berg Roma liegt in Sangara, einem an Vieh, Pferden, Weiden, Hirse und Reis reichen Lande, das unter eine große Anzahl kleiner Stämme getheilt ist. Die Bewohner sind kriegerisch; der Bogen und die Lanze sind ihre hauptsächlichsten Waffen. Der König der Sulimas hat eine große Anzahl derselben in seinen Diensten. (Taf. 12. Abbild.) Bei seinem Ursprunge führt der Fluß den Namen Zembieh, was in der Sprache von Kissi „Wasser“ bedeutet.

Nach seiner Rückkehr nach Fulahe wurde Laing von neuem mit Freundschaftsbezeugungen von dem Könige überhäuft; er erhielt auch Briefe von Sierra Leone. Unter andern Gegenständen, die man ihm sandte, befand sich eine Lancette und etwas Impfstoff. Er erhielt die Erlaubniß, eine große Anzahl Kinder zu impfen und mit denen des Königs anzufangen. Am 17. verließ er Fulahe, begleitet von dem Könige, der bei der Trennung seine Nahrung nicht bergen konnte, ihm reiche Geschenke gab und ihn bat, zu ihm zurückzukommen.

In Kamato sah Laing Ballansama, den König des nördlichen Kuranto, daselbst ankommen; er war von 300 Mann und einer fast gleichen Anzahl Frauen begleitet, die ihm meist selbst angehörten. Am 26. Octbr. war er in Sierra Leone zurück.

Kapitel XV.

Senegambien.

Mit dem Namen Senegambien haben die Europäer das Land des westlichen Afrikas ungefähr zwischen dem 10° und 18° n. Br. und zwischen dem 6° und 20° d. L. bezeichnet. Es ist in S. von Guinea, in D. von Sudan, in N. von der Sahara und in W. von dem atlantischen Ocean begrenzt. Man schätzt die Länge auf 800, die mittlere Breite auf 200 Stunden und den Flächengehalt auf 54,000 Q. Stunden. Die Küste ist meist sehr niedrig und mit angeschwemmtem Lande bedeckt; allmählig hebt es sich nach dem Innern zu. Die beiden Hauptflüsse sind der Senegal und Gambia, die in den Bergen unter 10° d. Br. entspringen, zuerst nach N. laufen und sich dann nach W. wenden. Der Rio Grande folgt derselben Richtung. An der Küste bemerkt man das Grüne Vorgebirge, das wegen der großen Baobabs so genannt wird, welche seine Basis umgeben und von dem dürren Sande grell abstechen. Alles, was wir von dem Klima, der Temperatur und den Naturerzeugnissen Guineas

gesagt haben, läßt sich auch auf Senegambien anwenden. Die Neger, welche dasselbe bewohnen, sind in mehr Nationen getheilt, unter denen man die Mandingos in S. und die Solossen in N. auszeichnet. Die Fulahe oder Fellatas unterscheiden sich von diesen beiden Familien durch eine minder dunkle Farbe und weniger krauses Haar. Die Solossen und die Mandingos haben ein ovales Gesicht, eine minder eingedrückte Nase und minder dicke Lippen als die Neger von Unter Guinea; sie sind von mittlerer Größe und gut gewachsen, heiter, lebhaft, tapfer und streitsüchtig. Ein Theil dieser Völker hat den Islam angenommen, und man findet bei denen, welche Sklavengeboten getrieben sind, nicht die schrecklichen Gebräuche von Guinea.

Die Fulahe oder Fellatas binden ihr Haar auf dem Wirbel zusammen und machen eine Art Busch von 5 bis 6 Zoll Länge daraus. Den Bart lassen sie wachsen und schneiden ihn spitzig. Sie sind mit Amuletten oder Grigris bedeckt. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Jagdädeln.

Die Mandingos und die Solossen umhüllen den untern Theil des Körpers mit einem Schurze, der bis zu den Knien reicht; ein andrer von gestricktem Baumwollengewebe bedeckt ganz oder zum Theil den Oberkörper. Auf dem Kopfe tragen sie eine kleine Mütze, am Halse u. zahlreich Grigris. Bei der Arbeit sind sie fast nackt. Die Kleidung der Frauen besteht aus zwei Schürzen, von denen der eine anderthalb Elle lang ist, über dem Gürtel zusammengebunden wird und den Rock vertritt; der andere ist länger und das eine Ende desselben wird wie ein Mantel über die linke Achsel geworfen. Die Wohlhabenden tragen über diesem Schurze ein kurzes Hemd, das kaum über den Busen reicht und kein Ärmel hat.

Um sich den Palmenwein zu verschaffen, muß man auf den Baum hinaufklettern, von dem man ihn erhält und der oft 80 Fuß hoch ist. Zu diesem Zwecke machen sich die Neger einen Reifen von Palmenzweigen. Diese Reifen öffnen sich mittelst einer Schleife, so daß, wenn sie geschlossen sind, sie den Mann und den Baum fassen können. Der Neger stützt die Hüften gegen den Reifen und die Füße gegen den Baum und hebt den ersten allmählig. Auf diese Weise gelangt er bis zu dem Gipfel. In einem Reifen sitzend nimmt er dann ein an der Spitze schneidendes Instrument, macht einen Einschnitt in den Baum an der Stelle, wo die Frucht wächst, und steckt einige Blätter zum Leiten des Saftes hinein, so daß er tropfenweise in einen Flaschenfäß fällt, den er an den nächsten Zweigen aufhängt. Hat er diese Arbeit beendigt, so nimmt er die andern Gefäße hinweg, die er am vorigen Tage aufstellte und die mit Saft gefüllt sind. (Taf. 13. Abbild.) Ein guter Palmenbaum giebt gewöhnlich 10 bis 12 Pinten Wein. Bringt man ihn von dem Baume herunter, so ist er eine süße, weiße, leicht säuerliche, perlende Flüssigkeit, ziemlich dem Champagner ähnlich; die Europäer finden ihn so ganz vorzüglich; er berauscht nicht, man mag ihn denn eine sehr große Menge trinken, und ist sehr erquickend. Nach 24 Stunden wird aber die Gährung so stark, daß er sauer wird und die Stöpsel mit Gewalt abwirft. Dann erst trinken ihn die Neger; er ist sehr berauschend und macht heftiges Kopfweh, wenn man viel trinkt. Nach drei oder vier Tagen ist er nur noch ein schlechter Essig.

Die Portugiesen kamen 1444 an der Küste von Senegambien an. Denis Fernandez entdeckte 1446 die Mündung des Senegal und bald nachher das Grüne Vorgebirge; andere Seefahrer derselben Nation kamen bis Sierra Leone und noch weiter. Sie bildeten einige andere Niederlassungen, von denen sie aber nur einige behalten haben. Andere Nationen folgten ihnen. Cadamosto, ein Italiener, beschrieb diese Küste (1484).

Die Franzosen ließen sich bereits 1626 in dem nördlichen Theile Senegambiens nieder. Mehrere von denen, welche dieses Land besuchten, gaben Beschreibungen davon heraus, z. B. Alexis de Saint Lo, Kapuiner (1635), Jannequin (1637), Lemaire (1682), Gaby, Franziskaner (1682), Brue, dessen kostbare Beobachtungen von dem Vater Sabat her-

ausgegeben wurden (1697 — 1710); Proureau de Pommegorge 1740), Adanson, der berühmte Naturforscher (1749), Demaret (1763), Lamirol (1779), Durand de las Roches (1784), Solberry (1785), Geoffroy de Billenau (1785), Pelletan (1787).

Die Insel St. Louis, der Hauptort der französischen Niederlassungen an der Westküste von Afrika, ist eine von dem Senegal gebildete Sandbank, deren Entfernung vom Meere wechselt, ungefähr aber 3 Stunden beträgt. „Diese Insel, welche die Neger Ndar nennen,“ sagt Geoffroy, „mißt 1200 Toisen von N. nach S. und 100 Toisen von O. nach W. in der mittlern Breite. Vom Meere gesehen, gewährt sie einen angenehmen Anblick. Das Fort ist der Hauptgegenstand des Gemäldes. Rechts und links breiten sich die beiden Theile der Stadt aus, deren Straßen ziemlich gerade sind und meist aus Strohthütten, doch auch aus einigen gemauerten Häusern bestehen. (Taf. 13. Abbild.) Die Waldungen, welche man darüber hinaus erblickt, gehören zu der Insel Gor. Zwischen dem Meere und der Insel St. Louis zieht sich eine sandige, schmale, entsehrlich dünne Landzunge hin, welche man die Spitze der Berberei nennt. Dem Fort gegenüber liegt Gethendar, ein Negerdorf, auf einem Hügel auf dieser Halbinsel. Die Insel Gorée, im S. von dem Grünen Vorgebirge, und ein Theil der benachbarten Küste gehören ebenfalls Frankreich.

Die Bevölkerung der Insel St. Louis besteht aus freien Negern und Sklaven, aus Mulatten und einigen Weißen. St. Louis ist der Haupt-handelsplatz der französischen Colonie, die besonders Summi, Wachs, Eisenblein und Rindshäute ausführt. Frankreich hat auch Posten in Bakiel und Pobor. In diesem letztern fahren die Schiffe hinauf, welche Summihandel mit den Mauren treiben, die an dem rechten Ufer des Flusses wohnen. In der Zeit, wann er austritt, von Ende Juli bis Ende September, fährt man bis zu den Fällen, die seinen Lauf in dem Lande Salam, 360 Stunden vom Meere, unterbrechen. Sonst war der Sklavenhandel der Hauptgegenstand dieser Fahrt; sie ist sehr gefährlich für die Weißen. Die Weißen von denen, welche sie unternehmen, werden ein Opfer des ungesunden Klimas, und die Wenigen, welche dem Tode entgehen, kommen mit zerrütteter Gesundheit zurück.

Der Lauf des Senegal bildet in dieser Gegend die Grenzlinie zwischen den Mauren und Negern. Weiter oben haben wir gesehen, daß drei Nationen der letztern sich in die Herrschaft über Senegambien theilen; unter denselben verschwinden die Serreren, die Dschalonken und eine Menge anderer minder bedeutender Völkerschaften. Bei den Fulahs findet man Priester- und Wahlmonarchen, bei den Mandingos erbliche und gemischte, und bei den Joloffen gemischte.

Die Joloffenländer sind Balo, in der Nähe der Mündung des Senegals; Sapor, längs der Küste bis zum Grünen Vorgebirge; Baol und Syn, weiter nach S. Alle sind Abtrennungen von dem großen Reiche der Joloffen, von dem noch das Königreich dieses Namens im Innern übrig ist, dessen Fürst von den andern als eine Art Lehnherr anerkannt wird.

Die Fulahstaaten beginnen in N. der vorigen am linken Ufer des Senegal, nämlich Guta Toro, Bondu in SO; Guta Dhiallon, welches das hohe Land begreift, wo der Senegal, dessen Weisfluß, die Kamele, die Gambia und der Rio Grande entspringen, und endlich Fuladu, weiter in N.

Unter dem Namen Mandingos begreift man die Susus und die Bambaras, welche eine und dieselbe Sprache reden; ihre Staaten sind Kaarta, in N. von dem Senegal; Kadschaga oder Salam, welches dieser Fluß und die Faleme durchströmen. Dieses Land ist reich an Gold. Der Posten Bakel liegt in diesem Gebiete. Die Franzosen hatten früher daselbst das Fort St. Joseph. Ferner Bambul, Dentilia, an der obern Faleme; Xenda, Uly, Solum an dem Gambia; Gambu, zwischen dem Rio Geba und dem Gambia.

An der Mündung dieses Flusses liegt die Hauptniederlassung der Engländer, auf der Insel Banjole oder St. Marie. Man wählte sie ihrer Vortheile für den Handel wegen, obgleich das Klima sehr ungesund

Reise in Afrika.

ist. Man sieht da die kleine Stadt Bathurst. Bintam, Dschentakonda, an dem rechten Ufer und 26 Stunden von der Mündung des Gambia, und Pflania, 45 Stunden in O. von Bathurst, sind die andern Posten.

Schon in der ersten Zeit ihrer Niederlassung am Senegal hatten die Franzosen von den reichen Goldminen Salams sprechen hören. Brue, der die größte Wichtigkeit darauf legte, das Land recht genau kennen zu lernen, entschlöß sich, einen seiner Factore zur Untersuchung abzuschicken. Die meisten von denen, welchen er diese Reise antrug, weigerten sich, dieselbe anzutreten, ob er gleich ihnen eine große Belohnung versprach; einige, welche bereits zugesagt hatten, beklagten sich, ihr Wort zurückzunehmen, sobald sie erfuhren, von welchen Gefahren die Weißen bedroht wären, die sich in das Reich Bambul wagten. Endlich wagte Compagnon die gefährliche Reise. Nachdem er sich mit passenden Waaren und Geschenken für die Häuptlinge der Dörfer versehen hatte, die seine Absicht begünstigen konnten, ging er den Senegal bis zu dem Fort Joseph hinauf und durchwanderte dann 15 Monate lang Salam. Er besuchte die berühmten Minen von Lamba adra und Uetteko, in Bambul, beobachtete alles und entwarf eine Karte des Landes. Sein kluges Benehmen und seine Gewandtheit gewannen ihm die Zuneigung der Eingeborenen und beruhigten ihr Mißtrauen gegen die Weißen. Er erhielt Proben von der Erde, aus welcher man das Gold zog, und schickte sie Brue, der sie nach Paris beförderte. Compagnon ist der erste Franzose, der in diese wenig von Europäern besuchten Länder gekommen ist.

Im Jahre 1786 entschlöß sich Durand, Director der Compagnie von Senegal, um sich den Forderungen der Völker an dem Flusse zu entziehen, durch welche man hindurch muß, wenn man nach Salam hinaufgeht, einen seiner Beamten zu Lande dahin zu schicken. Seine Wahl fiel auf Rubault, der am 11. Januar 1786 mit Sidj Garachy, einem Mauren, aufbrach, den seine Eigenschaft als Marabout oder Lehrer des Gesetzes überall achtbar machte. Er war von zwei Negern begleitet, welche drei Kameele führten, die die Bagage und Lebensmittel trugen und auf denen man auch wohl ritt. Er kam bald über gut bebaute Felder, wo er eine freundschaftliche Aufnahme fand, bald durch dichte Wälder voll Löwen, Panther und Schakale. Der König von Joloff, der in Sikarkor residirte, bezeugte Rubault seine Freude, einen Weißen sich mit ihm über verschiedene Handelsarten seines Landes unterhalten zu sehen, und gab ihm zu verstehen, er würde sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn die Franzosen sich in seinen Staaten niederlassen wollten.

Am 31. Januar gelangte Rubault, nachdem er vier Tage in einem sehr dichten Walde gerast war, in das Land der Mandingos. Der Häuptling von Kamele im Königreiche Bambul überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen. Diese Neger sind viel civilisierter als jene der Küste. Die, welche Salenne bewohnen, sind fast alle Fürber.

Als Rubault in dem Königreiche Jull ankam, mußte er über steile und sehr hohe Gebirge gehen; zwei seiner Kameele, die an einer schmalen und beschwerlichen Stelle strauchelten, stürzten in einen Abgrund hinunter, aus dem man sie nicht wieder herausbringen konnte; leider waren es gerade die, welche die Handelswaaren trugen. Dieser Unfall wurde die Ursache aller Unannehmlichkeiten, die er auf seiner übrigen Reise erfuhr, da er den verschriebenen Fürsten nichts mehr geben konnte, durch deren Gebiet er kam. Der Häuptling des ersten Dorfes, durch das er zog, wollte ihn nicht fortlassen, wenn er nicht ein Geschenk erhalte. Rubault erhielt jedoch die Erlaubniß zur Abreise, indem er versprach, Pulver und eine Pistole von Salam aus zu schicken. Durch ähnliche Versprechungen an den verschiedenen Orten gelangte Rubault am 17. Febr. nach Lamba Ducani, einem Dorfe, das zu dem Königreiche Salam gehört. In diesem Dorfe lag das Fort St. Joseph. Den Abend vorher schlief Rubault in Kalnura, einem ansehnlichen Dorfe an dem Ufer der Faleme 20 Stunden aber deren Verbindung mit dem Senegal. Rubault hatte nur 26 Tage gebraucht, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen, und sich dort zehn Tage aufgehalten, so daß auf die Reise eigentlich nur 26 Tage kamen.

Kubault erwarb sich bald die Zuneigung der Bewohner des Landes. Sirman, ihr Fürst, schrieb an Durand, um ihm die glückliche Ankunft des Agenten zu melden, und äußerte den lebhaftesten Wunsch, Durand möge diese Reise doch selbst unternehmen. Der Brief des Regent-Fürsten wurde durch Sibi Garachy überbracht, dem auch Kubault einen Abgesandten „Meine Gesundheit,“ sagte er darin, „hat sich recht gut gehalten und ich befinde mich wohl; meine Reise war beschwerlich wegen der Entbehrungen und Strapazen, aber überall fand ich gute Menschen, die uns lieben und herbeiwünschen und uns so gut als möglich behandelten; fast überall verlangte man etwas von mir und ich gab, was ich geben konnte, oft nichts, immer sehr wenig und nirgends wurde ich insultirt.“ Kubault setzte dann die Lage der Dinge auseinander, und aus seiner Schilderung ergaben sich die glänzendsten Hoffnungen. Zuerst gingen sie nicht in Erfüllung. Im Monat August empörten sich die in dem Fort eingeschlossenen Sklaven. Kubault, der von dem Tumulte benachrichtigt wurde, sprang aus dem Fenster hinaus, wurde aber sogleich festgehalten und ermordet; das Haus und die Magazine wurden der Plünderung Preis gegeben. Die Bewohner von Salam, welche diesem Vorfall gänzlich fremd waren, erhielten erst Nachricht davon, als es nicht mehr Zeit war, den Aufstand zu unterdrücken; er brach so schnell und mit solcher Gewalt aus, daß sie sich kaum selbst schützen konnten. Später schickten sie eine Deputation nach der Insel St. Louis, um den Unwillen der Franzosen zu besänftigen. Da das Uebel sich nicht ändern ließ, so konnte man weiter nichts thun, als dasselbe vergessen.

Im Jahre 1818 unternahm es Mollien, der bei der Verwaltung am Senegal angestellt war, mit Erlaubniß der Regierung, in das Innere von Afrika einzubringen. Am 28. Jan. brach er mit Diar Bulari, einem Regent-Marabut, der das Arabische, Fula und Woloff sprach, auf. Die Reisenden hatten ein Pferd und einen Esel zum Tragen ihres Gepäcks. Sie wendeten sich nach D. und ritten durch das Land der Buri-Woloffen und sodann durch Futa Toro, welche beide Länder durch einen unermesslichen Wald getrennt sind. Der Boden hebt sich von dem Meere an unmerklich bis zu diesem Punkte. Man war einer Caravane begegnet und hatte sich derselben angeschlossen; sie bestand aus etwa 60 Personen jedes Alters und Geschlechts; einige gingen zu Fuß und trieben ihre mit Salz, Hirse und Schuhen beladenen Esel vor sich her; andere führten Pferde. Die Reiter, zu denen Mollien gehörte, hatten den Auftrag, die Nachzügler anzutreiben und zu recognosciren. Jeder hatte seine Vorräthe von Wasser und trockenem Reife. Man brach nie auf, ohne Gott um eine glückliche Reise gebeten zu haben. Während man sich in dem Walde befand, hörte man plötzlich das Brüllen eines Löwen. Der Schwärzen bemächtigte sich der ganzen Caravane; die Frauen flüchteten zwischen die Beine der Pferde, und unser Reisender gesteht, daß er selbst sehr erschrocken sey, denn er glaubte keineswegs, was die Regent sagen, daß der Löwe nie einen Menschen in dem Walde angreife. Die Furcht hatte indeß auch dem Schwächsten Kraft gegeben und die Caravane rückte schneller vor. (Taf. 10. Abbild.) Man zündete sodann große Feuer an, eine unumgängliche Vorsicht in der Nacht in Afrika, wo der Thau sehr reichlich fällt und der Schweiß nur mit großer Gefahr unterdrückt wird.

In Senopale, der Heimath Bularis, wurden unsere Reisenden wie alte Freunde behandelt; weiterhin, als Mollien in Banal war, zeigte ihm sein Führer an, daß der Almamy oder König des Landes ihn dorthin zu sehen wünsche. Man bezog sich von neuem nach Senopale und gelangte nach Danbioli, wo sich damals der Almamy befand. Dieser Fürst ließ Bulari kommen, während Mollien schlief, und suchte ihn durch lästige Fragen zu verstricken. Bulari antwortete sanft und setzte ihm ihr ganzes Benehmen auseinander; der Almamy war so zufrieden damit, daß er sagte: „wenn dein Meister an den Senegal zurückkehren, oder nach Uly gehen will, werde ich ihm einen Führer geben; ich nehme ihn unter meinen Schutz; er hat nichts zu fürchten.“ Am 11. März brach Mollien mit einem Passe des Almamy nach S. auf; dann ging er über den Nerico und gelangte nach Bondu, wo er von den Bewohnern sehr gut

aufgenommen wurde. Eine Wüste trennt dieses Land von Futa Djallon. Man durchzog es mit einer Caravane. Diese Wüstentour ist Erdboden ausgefüllt; wenige Monate vor der Ankunft Molliens war ein ungemein heftiges Erdbeben erfolgt. Die Berge erheben sich nach D. zu immer höher, und ihre Bergwehungen enthalten die Quellen einer Menge von Bächen, die einiges Grün in dieser unfruchtbaren Gegend verbreiten.

Mollien nahm einen Führer, der auf Umwegen ihn über die Babel-Berge auf einen hohen Gipfel brachte, von wo man unten zwei Bäche bemerkt; das eine verbarg die Quelle des Gambia (Dinan in der Fula-Sprache), das andere die des Rio Grande (Gomba). Nicht ohne Widerstreben willigte der Regent ein, unsere Reisenden bis an diese Quellen zu führen; es wurde beschossen, daß sich Bulari allein in das benachbarte Dorf begeben, um weniger Gefahr ausgesetzt zu seyn, entdeckt zu werden. Mollien und sein Führer stiegen schnell von dem eisenhaltigen Berge herunter, untersuchte die beiden Quellen und eilte dann zu Bulari zurück; auch beschloß man, sogleich abzureisen, um nicht den Argwohn der Einwohner zu wecken. Alle Dörfer, durch welche Mollien kam, sind von Orangen- und Bananenbäumen umgeben, und Futa Djallon verdankt den Portugiesen diese Fruchtbaume, die in Afrika nicht einheimisch sind. Mollien besuchte dann die Quelle der Faleme, und am 20. April gelangte er nach Timbu, der Hauptstadt von Futa Djallon, und wohnte bei einem Beher auf Befehl Abduls, eines Marabut, welcher in Abwesenheit des Königs die Stelle eines Gouverneurs vertretet. „Dieser alte Mann,“ sagt Mollien, „weigerte sich zuerst, uns wegen der Hungersnoth aufzunehmen, die in Timbu herrschte; dann aber willigte er ein, uns ein Asyl zu geben, zum großen Glücke für uns, denn es regnete in Strömen; es war der Anfang der Regenzeit.

„Früh am andern Morgen zeigte man uns an, wie Könnten erst nach der Mittagszeit des Almamy abreisen, die erst in 25 Tagen erfolgen werde. Das war soviel als ein Befehl, sechs Monate in Timbu zu bleiben, denn in der Regenzeit ist es fast unmöglich, in einem Lande zu reisen, wo die Bäche dann große Flüsse werden. Seit lange hatte ich mich in Geduld ergeben, und dieser neue Unfall reichte mich also nicht. Doch begab ich mich alsbald mit Bulari zu Abduls. Er hielt mit andern Marabut eben eine literarische Konferenz; einer von ihnen las laut vor; die jungen Leute folgten aufmerksam in ihren Büchern, und Abduls, der blind war, erklärte die schwierigen Stellen. Dann entstand eine Discussion über den Sinn verschiedener Stellen des Buches, welches die Geschichte Mahomeds war; darauf nahm einer der jungen Leute das Buch und las laut; die Andern verbesserten, unter Anleitung eines Marabuts, die Fehler, die sich in den Abschriften des Werkes befanden. Die tiefste Stille herrschte unter dieser Jugend, die sehr lernbegierig zu seyn schien. Bulari hatte Gelegenheit zu zeigen, daß er das Arabische vollkommen verstand, denn man richtete verschiedene Fragen an ihn, auf die er auf eine Art antwortete, welche die Zuhörer in Erstaunen setzte. Die Schule wurde in dem Hause Abduls gehalten, das wirklich das eines Gelehrten war. Ein Bett auf einer Decke, ein anderes mit Büchern, ein Krug mit Wasser, zwei oder drei Gefäße zu den Abwaschungen machten das ganze Gerüste aus. Nach Beendigung des Unterrichtes ließ uns Abduls in den Audienzsaal treten, und er fragte mich über den Gegenstand meiner Reise. „Ich bin gekommen,“ sagte ich, „um den Almamy von Seiten des Gouverneurs von St. Louis zu begrüssen und ihn aufzufordern, seine Unterthanen anzutreiben, häufiger in Verkehr mit unserer Colonie zu treten, wo wir Waaren aller Art in Ueberfluß haben; ich bringe ihm diese Platte zum Geschenk und habe mir vorgenommen, die Papier zu geben.“ Dem schlagendsten Theil meiner Rede versparte ich, wie man steht, bis an das Ende. Abduls billigte den Zweck meiner Reise, versicherte mich, daß noch nie ein so kostbares Geschenk dem Almamy geboten worden sey, und daß die Bewohner von Futa Djallon sich bereiten würden, nach St. Louis zu kommen, was auch wirklich geschah.“

Diese Unterhandlung und einige Geschenke erwirkten Mollien die Erlaubniß, am nächsten Tage abzureisen. Abduls schenkte ihm im Namen

seiner Wittbäume zwei Säcke mit Reis und übergab ihm einen arabisch geschriebenen Brief, der sich mit der Formel endigte: „Gott sey Dank, wenn sich Ihre Reise ohne Unfall endigt!“ Er war an den Gouverneur von St. Louis gerichtet.

Die Stadt Simbu ist nicht besser als die Dörfer dieser Gegenden, nur größer. „Man denke sich,“ sagt Mollien, „Kaufleute unserer Getreideheime, ohne Symmetrie aufgestellt, und man wird eine genaue Vorstellung von der Hauptstadt Futa Djallons haben. Die Bewohner unterhalten einen sehr eifrigen Verkehr mit dem Rio Konez und Sierra Leone.“ Unsere Reisenden brachen am 23. auf, um die Quelle des Senegal zu besuchen. Mollien schritt in die Rinde eines der Bäume in der Nähe des Datums des Jahres, wann er diese Entdeckung gemacht.

Das Aussehen der Orte, die man auf dem Wege nach Simbu durchwandert, hatte sich völlig verändert; das flache Land war überschwemmt und man konnte nur noch so reisen, daß man die Lebensmittel auf dem Rücken trug. In Bandela bezahlte Mollien den schrecklichen Tribut, welchen die Europäer der durchdringenden Heuschrecke entrichten müssen, die in der Regenzeit die Luft erfüllt. Die Dysenterie verband sich mit einem hartnäckigen Fieber, das ihn seit mehreren Tagen quälte; bald glaubte er dem Tode nahe zu seyn und er machte sein Testament. In diesen schrecklichen Augenblicken versuchte der Regent, der ihn mit scheinbarer Herzlichkeit in seiner Hütte aufgenommen hatte, ihn zu vergiften, um sich seiner Habe zu bemächtigen; zum Glück entging Mollien diesen Gefahren; er ließ sich von Bukari und seinem neuen Führer auf seinen Stuhl setzen, und am 22. Mai, nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Gebirge, gelangte er in ein Dorf Lenbas, eines kleinen und armen Landes, das auf der ersten Terrasse liegt, auf welcher man von dem hohen Plateau Futa Djallons in die von dem Rio Grande bewässerten Länder herabsteigt. Nachdem man zweimal über diesen Fluß gegangen war, wurde die kleine Caravane von dem Häuptlinge von Kansoraly empfangen. Dieser brave Mann ließ für Mollien, der sich in einem verzweiflungsvollen Zustande befand, ein Bett aus sehr weichem Rohr bereiten. Dioqui, der Gouverneur von Geba, einer portugiesischen Niederlassung in geringer Entfernung von Kansoraly, hatte nicht sobald durch einen Brief Molliens die traurige Lage desselben erfahren, als er ihm Portwein, drei kleine frische Brode, Zucker und Schnupftabak schickte. Er lud ihn überdies ein, zu ihm zu kommen, wo er jede Pflege finden würde. Nachdem er einige Tage bei diesem braven Manne verbracht, benutzte er die Abfahrt einer Barke, um sich nach Bissao zu begeben, dessen Gouverneur, Herr von Matlos, sich gegen ihn eben so edel benahm wie Dioqui. Nach vielen Widerwärtigkeiten schiffte er sich am 3. Jan. 1819 auf einer Gocette von Gorée ein und 19. kam er auf die Insel St. Louis zurück.

Unter den wichtigen Nachrichten, die er auf seiner Reise sammelte, bei der er über 150 Stunden weit kam, ist zu erwähnen, daß er zuerst von Kurando, von Sutilmana, von Sangara gesprochen hat, das später Laing auch erwähnte, und daß er, wie jener Reisender, die Quellen des Dialiba bezeichnete.

Im Jahre 1815 schickte England von der Mündung des Rio Konez eine Expedition nach dem Innern Afrikas ab; sie bestand aus Pebbie, einem Infanterie-Officiere; Campbell, Capitain; und Cowdrey, Bataillonsarzt. Dieser letztere unterlag bald dem Einflusse des Klimas und wurde durch Doehard ersetzt. Am 1. Jan. 1817 starb Pebbie an der Grenze von Futa Torro. Am 13. Juni vermochte Campbell den Anstrengungen, die er überstanden, nicht länger zu widerstehen und gab ebenfalls seinen Geist auf.

Nach andern Unglücksfällen übernahm Gray, Infanterie-Major, das Commando der Expedition im November 1817; man kehrte nach der Küste zurück. Am 3. März 1818 verließ man die Insel St. Marie in der Mündung des Gambia, und fuhr diesen Fluß hinauf bis Kayaye, dann wendete man sich nach D. durch Uly und Bondu. Bullbany, die Hauptstadt des letztern Reiches, liegt in einer weiten Ebene, welche eine

Strecke in D. durch eine Kette felsiger Berge und in W. durch das Bett eines großen Wildbaches begrenzt wird, der in der Regenzeit sich in der Ebene verliert. Am 17. Juli erlaubte der König von Bondu, nach langen Unterhandlungen, den Engländern, sich in Gamba Contaye niederzulassen, einem kleinen Dorfe 27 Meilen nördlich von Bullbany. Am 23. trennte sich Doehard von der Caravane mit einigen Leuten, um dem Könige Dhaa von Sego ein Geschenk zu überbringen. Der Regen war in dieser Zeit so häufig, daß es in der ganzen Woche kaum einen einzigen trockenen Tag gab. Es war unsern Reisenden nach vieler Arbeit gelungen, sich Hütten zu bauen, die dauerhaftere waren als die der Neger.

In den ersten Tagen des Augusts erfährt Gray, daß die französische Flotte von Saint Louis in Salam angekommen sey; er begab sich also bald nach Conghell, einer Stadt am Senegal, und blieb da zwei Tage bei den französischen Officieren. Nach seiner Rückkehr fand er den Mammy krank. Dieser letztere starb am 8. Jan. 1819. Sein Nachfolger verlangte gebieterisch, Gray solle sein Lager nach Bullbany verlegen, und man mußte gehorchen. Am 22. Mai verließ Gray Bullbany und wendete sich nach dem Senegal. In Bakel empfingen ihn die franz. Officiere mit der größten Herzlichkeit und versprachen, ihm jeden Beistand zu leisten, der in ihrer Macht stehe. Gray fand in diesem Dorfe Isak, denselben Neger, der Mungo Park auf dessen letzter Reise begleitet hatte. Er erbot sich, den englischen Major in das Innere des Landes zu begleiten und drei seiner Leute mitzunehmen, wenn man denselben Waffen geben wolle. Gray war mit den zur Fortsetzung seiner Reise notwendigen Vorbereitungen beschäftigt, als er am 28. Juni Briefe von Doehard erhielt. Er befand sich in Bamakon am Dialiba und wartete da auf die Befehle des Königs von Sego, dem er mehrmals geschrieben hatte.

Am 6. Juli 1820 reiste Gray nach dem Fort St. Joseph ab, wo er am nächsten Tage ankam und wo er zu seiner großen Ueberraschung Doehard fand, der da seit zwei Tagen an so heftiger Dysenterie litt, daß er sich kaum von seiner Decke aufrichten konnte, um seinem Freunde die Hand zu reichen. Er brachte nur eine ausweichende Antwort von dem Könige von Sego. In Folge der Gefälligkeit der franz. Officiere wurde Doehard zu Wasser nach Bakel gebracht und dann auf der Flotte von Salam nach dem Senegal geschickt. Am 17. Novbr. verließ endlich die Expedition, nachdem sie auf sechzehn Personen zusammengeschnitten war, Bakel und wendete sich nach Bondu. Alle Bemühungen Grays, nach D. vorzubringen, waren vergebens; dem zu Folge versuchte er, zu Lande an die Ufer des Gambia zu gelangen, aber auch diese Reise war unmöglich, und zwar wegen der Feindseligkeiten, die zwischen den Franzosen und den Negern ausgebrochen waren. Er begab sich also nach dem Ufer des Senegal und kam am 8. Octbr. in St. Louis an, wo Le Coupé, der Gouverneur der Colonie, ihm alle Unterstützung gewährte, die er bedurfte. Am 8. Novbr. schiffte er sich zu Gorée auf einem Schiffe ein, das ihn nach der Insel St. Marie brachte, von wo er sich nach Sierra Leone begab.

Kapitel XVI.

Die Insel des Grünen Vorgebirges. — Die Azoren. — Madeira. — Die canarischen Inseln.

Im Jahre 1450 entdeckte Antonio Noli, ein genuesischer Seefahrer in portugiesischen Diensten, 120 Stunden in W. von dem Grünen Vorgebirge einen Archipel, dem er den Namen jenes Vorgebirges gab und der zwischen 14° 45' und 17° 20' n. Br. und zwischen 24° 15' und 27° 30' w. L. liegt. Er besteht aus zehn Hauptinseln, nämlich, von Norden nach Süden: Sant Antonio, San Vicente, Santa Lucia, San Nicolo,

die Salzinself, Boavista, Mayo, San Jago, Fogo oder San Felipe, und Brama oder San Juao.

Als die Portugiesen da landeten, waren diese Inseln von Toloffen-Regnern bewohnt, und man nahm an, sie wären durch den Sturm dahin verschlagen worden. Sie sind von vulkanischer Beschaffenheit. Fogo oder die Feuerinsel hat einen thätigen Vulkan; man sieht sie sehr weit und alle Seefahrer haben die erstaunliche Höhe bemerkt, in welche sie sich über den übrigen Archipel erhebt; sie ist übrigens sehr klein; ihre Höhe dagegen beträgt mindestens 7400 Fuß.

San Jago ist ebenfalls sehr hoch; der Pico Antonio, ihr höchster Punkt, mißt 6950 Fuß; die Kette, zu welcher er gehört, geht von N.B. nach S.D. Boavista, San Nicola, San Vicente, Sant Antonio erheben sich dagegen nicht sehr über die Meeresfläche.

Die Capverdischen Inseln (Inseln des Grünen Vorgebirges) sind nur schwach bewaldet, sehr häufig von Nebeln verhüllt und sehr windig; der Boden ist hart und fließendes Wasser sehr selten. Das Klima dagegen ist gesund, ausgenommen auf den Inseln Mayo und San Jago, wo in den Regenmonaten, von Juni bis October, die Europäer von Fiebern befallen werden, wenn sie sich irgend eine Unregelmäßigkeit in der Diät erlauben. Bisweilen bleiben die periodischen Regen aus und dann entsteht Miswachs. Das Getreide, das man hier verbraucht, bezieht man aus Brasilien. Der Weinstock, das Zuckerrohr und der Tabak werden auf mehreren Inseln mit Erfolg angebaut. Der Indigo und die Baumwolle wachsen wild; außerdem findet man alle Früchte der heißen Zone. Der Wein, den man hier macht, steht jenem von Madeira wenig nach. Auf den Felsen sammelt man eine große Menge Orseille von ganz vorzüglicher Qualität; sie ist ein sehr einträgliches Monopol der Regierung.

Man findet auf diesen Inseln alle Hausthiere Europas und alle wilden Thiere der westlichen Küste von Afrika. Von Schildkröten wimmelt es in den Thälern und das Meer an den Küsten ist sehr fischreich. Die Heuschrecken richten oft große Verheerungen an. Auf den Inseln Boavista, Mayo und der Salzinself sammelt man viel Salz. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 80,000 Seelen; sie besteht hauptsächlich aus Mulatten; auch Negerclaven giebt es. San Jago, die Hauptinsel der Gruppe, ist die Residenz des Gouverneurs und eines Bischofs. Die Geistlichkeit ist zahlreich und besteht zum Theil aus Farbigen und selbst aus Negern. Porto Praya, die Hauptstadt der Insel, hat einen trefflichen Hafen, wo oft die Schiffe anhalten, die nach Ostindien oder Brasilien fahren. Am 16. April 1781 griff Saffren auf dieser Rhede ein Geschwader des Commodore Johnson an und bekämpfte dasselbe anderthalb Stunden lang; dann setzte er seine Fahrt nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung fort, das durch jene kühne That gerettet worden war.

Der Archipel der Azoren liegt zwischen 36° 56' und 39° 14' n. Br. und zwischen 27° 14' und 33° 32' westl. L. und bildet drei ganz verschiedene Gruppen; Santa Maria, San Miguel und die Formigas in S.D.; Terceira, Graciosa, San Jorge, Pico und Fayal in der Mitte; Corvo und Flores in N.B. in sehr großer Entfernung. Die Insel San Miguel liegt nur 310 Stunden von dem Cap Roca in Portugal. Die Azoren wurden von 1432 bis 1450 von Gonçalo Velho Cabral, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckt. Die große Anzahl der Habichte (im portugiesischen açor), die man daselbst bemerkte, verschaffte ihnen den Namen dieser Vögel.

Sie werden häufig von den europäischen Schiffen besucht, welche von Südamerika kommen, und man findet mehr oder minder vollständige Beschreibungen derselben in vielen Reiseberichten. Sebbe, Officier der Schwedischen Marine, brüdt sich so aus: „Ihr Aussehen, ihre Form, die Beschaffenheit ihres Bodens, kurz alles kündigt ihre vulkanische Entstehung an. Die Erdbeben sind sehr häufig. Nähern sich die Seefahrer diesen Inseln, so müssen sie sehr vorsichtig seyn, denn ob man sie gleich ihrer Höhe wegen ziemlich weit sieht, so geschieht es doch häufig, weil sie im Winter immer von Nebeln und Wolken umhüllt sind, daß man sie erst

in sehr geringer Entfernung bemerkt. Das Klima der Azoren ist einigermaßen milder als das der europäischen Länder unter derselben Breite und sehr gesund. Die Winterstrenge kennt man hier nicht; es gefriert nur auf Corvo und auf den höchsten Bergen der andern Inseln. Gewitter, Regen und Orkane bezeichnen den Winter. Die Sommerwärme wird durch die Winde gemäßiget, welche wegen der geringen Ausdehnung jeder der Inseln, immer die Frische der Meeresluft behalten. Die Temperatur im Frühlinge, im Herbst und in einem Theile des Sommers ist wonnig. Dieses milde Klima erleichtert den Anbau, der übrigens an mehreren Stellen durch die Unebenheit des Bodens wieder erschwert wird. Im Allgemeinen sind die Inseln gut angebaut und reichliche Ernten belohnen den Fleiß des Landmannes. Alle Früchte, Gemüße und Rüchengewächse des mittlern und südlichen Europas gedeihen da und erlangen einen vorzüglichen Wohlgeschmack. Man erntet aber auch Jams, Pataten und einige andere Vegetabilien der heißen Zone. Es giebt Bananenbäume in den Gärten und sonst hatte man auch Zuckerrohr gepflanzt. Mit Ausnahme der Metalle und des Bauholzes in genügender Menge besitzet dieser Archipel alle Bequemlichkeiten des Lebens. Er sendet dem Mutterlande viel Getreide und Früchte, auch Wein, und nicht bloß nach Portugal, sondern auch in verschiedene andere Länder der Alten und der Neuen Welt. Man findet die Hausthiere und das zahme Geflügel Europas und es soll durchaus kein giftiges Thier da geben. Das Meer enthält eine große Menge von Schiffen und die Schildkröten der kleinen Art sind sehr häufig.“

Die Bevölkerung der Azoren beträgt 220,000 Seelen. Die Männer sind groß, gut gebaut, stark und von angenehmem Aussehen, die Frauen klein und heiter; die meisten gefallen wegen ihrer lebhaften Augen und ihrer sanften Sprache; einige können wirklich für schön gelten; die von einem gewissen Range sind wie überall weißer als die andern, denn die Einwirkung des Klimas giebt im Allgemeinen der Haut sowie dem Haar und den Augen eine dunklere Farbe.

Terceira, eine der größten Inseln der Gruppe, hat als Hauptstadt Angra, wo der Generalgouverneur und der Bischof residiren; sie ist am meisten den Erdbeben ausgesetzt; man sieht daselbst mehrere warme Quellen und 6 Meilen in N.B. von Angra liegt der Brasilien Berg, ein ehemaliger Vulkan, dessen Krater einen sehr großen Umfang hat.

San Jorge, in S.B. von Terceira, ist sehr schmal und sehr steil. Sie versorgt die andern Inseln mit Vieh, Holz und Ziegeln und führt viel Wein, sowie Branntwein aus. Pico, so genannt von dem Gipfel des Hauptgebirges, dessen Höhe auf 7328 Fuß geschätzt wird, hat den unfruchtbaren Boden vom Archipel. Nichts desto weniger hat man durch Ausbauer Weizen erlangt und die Weinpflanzungen sind ansehnlich. Der Vulkan wirkt noch Flammen aus.

Fayal zeichnet sich durch die schönen Waldungen aus und der Name kommt von der Buche her (faya im Portugiesischen). Das Aussehen dieser Insel, die viel kleiner ist als die vorhergenannten, ist außerordentlich freundlich; alle Wege sind von großen Bäumen beschattet; an jeder Seite folgen ununterbrochene Felder und Gärten auf einander. Graciosa, in N.B. von Terceira ist klein und von geringer Bedeutung; dasselbe gilt von Corvo und Flores.

San Miguel, die größte Insel des Archipels, ist sehr fruchtbar und treibt bedeutenden Handel; ihre Mineralwässer, sowohl warme als kalte, werden sehr stark besucht, selbst von Europäern. Diesen Vorzügen gegenüber stehen jedoch häufige Erdbeben. Das höchste Gebirge mißt 2000 Fuß in der Höhe. Mehrmals haben sich kleine Inseln aus der Tiefe des Meeres in der Nähe von San Miguel emporgehoben, sie verschwanden jedoch auch bald wieder. Die erste Erscheinung dieser Art wurde am 11. Juni 1628 beobachtet, eine andere am 31. December 1719 und eine dritte am 31. Januar 1811. Zu Ende des Februars 1812 war die neue Insel, die sich seit dem vorigen October zu senken angefangen hatte, nicht mehr sichtbar, und man bemerkte an der Stelle, wo sie aus dem Meere herausgestiegen war, nur noch bisweilen Dämpfe.

Die Formigas sind nichts als Klippen, welche zwischen San Miguel und Santa Maria liegen. Die letztere, die südlichste des Archipels, ist klein und von geringer Bedeutung. Man versertigt auf ihr alle Arten gemeiner Lösswaaren. —

Madeira, die größte Insel der gleichnamigen Gruppe, liegt 160 Stunden westlich von dem Cap Kantin an der Küste der Berberri. Funchal, ihre Hauptstadt, liegt unter 32° 37' n. Br. und unter 19° 15' westl. L. Madeira wurde, wie man sagt, 1344 durch einen Engländer entdeckt, von neuem wieder 1418 durch Juan Goncalvo Zarco und Kristian Paz Teixeira, die ihr den Namen gaben, weil sie von Holz bedeckt war (madeira im Portugiesischen). Sie wird von den meisten Schiffen besucht, die von Europa nach Indien oder Amerika fahren. Ihre Länge beträgt 13 Stunden, ihre größte Breite 5 und ihr Umfang ungefähr 60. Die Küsten sind sehr hoch und schwer zugänglich. Die alleinigen Erhebungen, in S. und N., sind schlecht, besonders im Winter. An der ersten liegt die Stadt Funchal, deren weiße Häuser, wie J. Barrow sagt, malerisch von den schwarzen Lavafelsen und dem lebhaften Grün der Bäume abstechen; Landhäuser, Kirchen, Kapellen, Klöster und andere Gebäude, alle von verschiedener Form, mitten in der Wäldung, erhöhen die Schönheit der Landschaft. Gelingt man in die Stadt hinein, so sieht man enge, krumme, unreinliche Straßen, die mit kleinen spitzen Kieselsteinen oder Lavafeldern gepflastert sind; über einige fließen Bäche, die aber, weit entfernt, zu der Reinlichkeit beizutragen, derselben vielmehr auf tausendfache Weise nachtheilig sind.

Die Oberfläche der Insel ist bergig. Der höchste Punkt ist der Pic Ruivo, dessen Höhe 914 Toisen beträgt. Der Gipfel von Loringas misst 860 L. Die Felsen verrathen einen vulkanischen Ursprung. Man hat darin Eisenerze entdeckt; eine Quelle ist eisenhaltig; auch soll darin gediegenes Gold vorkommen. Das Klima ist äußerst angenehm; die mittlere Temperatur beträgt 16°, und das Thermometer zeigt wenig Veränderungen, daher denn auch der Aufenthalt auf Madeira Schwindsüchtigen anempfohlen wird. Der Westwind ist sehr warm und verursacht ein gewisses Uebelbefinden. Glücklich der Weise, weht er niemals länger als drei Tage nach einander, und bloß im Sommer. Regen fällt nicht zu häufig, bisweilen werden Erderstöße verspürt. Die Erzeugnisse des Bodens sind die nämlichen wie die auf den Azoren. Aber Getreide muß eingeführt werden. Die Cultur des Zuckerrohrs hat man fast gänzlich aufgegeben; heutzutage sind es die Weinplantagen, welche den Reichtum der Insel bilden. Die ersten Reben wurden im Jahre 1446 von der Insel Cypern hierhergebracht. Man schätzt den Ertrag an Wein jährlich auf 26,000 Pipen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 100,000 Seelen.

Der General-Gouverneur von Madrid hat die Insel Porto Santo, zwölf Stunden nordöstlich von Madeira, und so genannt nach ihrem trefflichen Hafen, welcher auf der Südseite liegt, unter seiner Botmäßigkeit. Sie ist bergig, gut angebaut und zählt 6000 Bewohner. Die Gerichtsbarkeit des Gouverneurs erstreckt sich auch auf die Salvages, kleine Inselchen 60 Stunden südlich von Madeira. Sie bestehen aus zwei Gruppen, die durch einen Zwischenraum von drei bis vier Stunden von einander getrennt sind. Die größten sind von zahlreichen Klippen umgeben; man sammelt daselbst Muscheln. Sie sind bloß von Seevögeln bewohnt.

Steuert man von den Salvages südlich, so wird man bald des Pico von Teneriffa ansichtig; die Insel dieses Namens ist die bevölkerteste und größte unter den Canarien; sie misst 18 Stunden in der Länge und 9 Stunden in der Breite. Ihre Ufer sind im Allgemeinen steil und abschüssig und bieten bloß eine kleine Anzahl Baien dar. Die Bai von Santa Cruz auf der Nordostseite der Insel ist stets von europäischen Schiffen besucht, welche von da aus ihren Weg durch den atlantischen Ocean verfolgen; auch ist die Stadt Santa Cruz sehr oft beschrieben worden. Die Seefahrer halten daselbst an, um ihre Vorräthe zu erneuern. Cook rath den Seeleuten, lieber hier als bei Madeira Halt zu machen.

Santa Cruz ist eine häßliche, durch mehrere Forts geschützte Stadt; die Häuser sind leidlich gebaut, entweder von Lehm oder von Stein; sie werden sorgfältig geweißt oder selbst bunt bemalt, was ihnen ein recht gefälliges Aussehen giebt. Das Innere ist in sehr große Räume getheilt; viele haben platte Dächer. Der Bezirk, in welchem Santa Cruz liegt, zeichnet sich durch Trockenheit aus. Alles ist daselbst verbrannt; man geht über scharfkantige Lava, welche durch die stärksten Sohlen hindurch den Fuß verlegt; trotz dem laufen die Bauern von Kindheit an barfuß darüber hin. Der Boden ändert sich von Laguna an, welches im Westen bloß eine Stunde vom Hafen entfernt liegt, und wohin man auf einem stets steigenden Wege gelangt.

Der Pic von Teide erhebt sich im südlichen Theile der Insel; sein stets rauchender Gipfel ist 1900 Toisen hoch und reicht mithin 40 Toisen über die Schneelinie unter dieser Breite. Man gewahrt ihn bisweilen in einem Abstände von 60 Stunden vom Meere aus. Unter den vielen Reisenden, welche ihre Besteigung dieses Berges beschrieben haben, verdienen besonders Herr von Humboldt und Herr Leopold von Buch Erwähnung.

Der zuletzt erwähnte Reisende hat die Insel Groß-Canaria besucht, welche in ostnordöstlicher Richtung von Teneriffa liegt; sie ist ebenfalls bergig und vulkanisch. Der Boden zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit und eine sehr reiche Vegetation aus, aber es fehlt an Cultur. Die Hauptstadt ist Ciudad de las Palmas auf der Nordwestseite.

Fuertaventura, ostnordöstlich von Canaria, hat eine längliche Gestalt. Sie ist bergig und arm an Holz; Quellwasser findet sich daselbst selten, daher man genöthigt ist, Regenwasser in Cisternen zu sammeln. Bei häufigem Regen fällt der Ertrag an Weizen, Gerste und andern Getreidearten so reichlich aus, daß der Ueberfluß nach Canaria und Teneriffa gesandt wird. Die Baumwollenstaude, die man anfangs als Pflanzgewächs hier angepflanzt, ist sozusagen daselbst heimisch geworden.

Lanzarote, die nördlichste Insel der Gruppe liegt nördlich von Fuertaventura und liefert dieselben Erzeugnisse wie diese. Im Jahre 1780 verheerte ein vulkanischer Ausbruch fast den dritten Theil der Insel. Als sie Herr von Buch 1815 besuchte, „erschien sie,“ so lautet der Bericht dieses Reisenden, „wenn man eben die Inseln Palma, Teneriffa und Canaria verlassen, überall platt, und kein Berg unterschied sich besonders von dem übrigen Boden.“

Zu Porto de Raos auf der SO.-Küste erfuhr v. Buch mit einigen Staunen, daß der Berg noch brenne, und daß er deshalb den Namen Montana de Fuego erhalten habe. Er stattete demselben einen Besuch ab und fand, daß sich aus den Spalten des Kraters sehr heiße Dämpfe entwickelten. Ein anderer Krater, der sich in dem höchsten Ramme des Berges gebildet hat, ist 229 Toisen hoch. Von einer Höhe dieses Berges über sämtliche umgebende Regal hinweg entdeckt man den Horizont des Meeres; nur der gewaltige vulkanische Regal la Corona, auf dem nördlichen Ufer der Insel, erhob sich etwas über diese Linie. Nördlich von Lanzarote bemerkt man drei kleine Inseln, nämlich: Graciosa, vollkommen unfruchtbar; Clara, kleiner als die vorhergehende, aber mit Ziegen bedeckt, welche hier zum Bewundern gedeihen;ilagranza, unangebaut und unfruchtbar. Jean Bethencourt nannte sie die Peitres; sie war die erste unter den Canarien, welche er entdeckte.

Comera, südwestlich von Teneriffa, ist gewissermaßen nichts weiter als ein sehr hoher Berg, dessen Gipfel in der rauhen Jahreszeit mit Schnee bedeckt erscheint. Der mittlere Theil ist ein großer Wald, reich an Buchen und Nadelholz. Trotz dem vernachlässigten Anbau des Bodens, fallen die Ernten jeder Art sehr gut aus, weil die Insel sehr reich an Wasser-ist. St. Sebastian, die Hauptstadt, ist zwar nicht groß, aber freundlich und angenehm, gut gelegen und besitzt einen ziemlich guten Hafen. Christoph Columbus ging hier auf seiner berühmten Entdeckungsfahrt 1492 vor Anker.

Palma, nordwestlich von Teneriffa, ist merkwürdig durch die Caldera, ein ungeheurer, von Bergen umgebener Krater, dessen Kiese

261 Zeilen (2144 Pan. Fuß) beträgt. Die Höflichkeit von den umgebenden Bergspitzen mit 1193 Zeilen.

„Diese Calbera stellt den großen hohlen Bogen von Palma dar; die Ufer der Insel entwickeln sich kreisförmig um diesen Bogen und würden einen vollständigen Kreis bilden, wenn nicht auf der Mittagsseite eine Verlängerung stattfände, wodurch sich die Insel eckig in eine Spitze ändert. So weit als sie die Calbera umgeben, sind die Berge anscheinlich hoch, breckelalt, daß ihr Abhang nach der See Seite noch steiler und abschüssiger erscheint als die Felsen, welche den Pic von Lope umgeben. So wie sie sich von der Calbera entfernen, werden sie niedriger, und ihre Ruppen haben nach der Südspitze der Insel zu nichts Bemerkenswerthes durch ihre Höhe.“

„Man hat,“ fügt v. Buch hinzu, „Nichts von der großen Calbera von Palma, als wie von einem Wunder der Natur gesprochen, und das nicht ohne Grund; denn sie ist es, welche die genannte Insel vor allen andern auszeichnet und zu einer der merkwürdigsten und interessantesten des Oceans macht. Keine zeigt so gut und so deutlich die Gestalt, in welcher die basaltischen Inseln aus dem Schooße der Erde hervorgegangen sind, und keine gestattet dem Forscher, so weit und so tief in ihr Inneres einzubringen.“

„Die Hauptstadt, Santa Cruz, befindet sich auf der Ostseite, im Angesichte von Teneriffa und ziemlich an der Stelle, wo die runde Partie der Insel von ihrer Richtung abzuweichen beginnt, um in eine Spitze auszulassen. Nur mit Mühe hat man in dieser abschüssigen Gegend den notwendigen Raum für die Häuser finden können; die Straßen und Plätze sind kunstvoll vereinfacht, und erheben sich meist terrassenartig über einander.“

Palma ist fruchtbar an Getreide, Obst und Wein; es erzeugt auch Weide, die zu Stoffen verarbeitet wird; entlang der Küste werden viele Fische gefangen, die man einsalzt. Aus den Kadelholz, Bälbern wird eine beträchtliche Menge Harz gewonnen, und außerdem liefern dieselben sogar Bauholz.

Pierro (Pierro), obwohl die kleinste und unfruchtbarste der Canarien, hat beßenswerthet lange Zeit eine Art Berühmtheit genossen, weil sie das westlichste Land der Alten Welt war; man ließ durch sie den ersten Meridian gehen, wovon man jedoch heutzutage fast gänzlich zurückgekommen ist. Die Quellen sind daselbst so selten, daß man sogar geglaubt hat, sie entbehre dergleichen durchaus. Ihr Name ist von hiro abgeleitet, was in der Sprache der Eingeborenen Felsenpalte bedeutete, weil sie in der That sehr reich daran ist. An Bish leidet sie keinen Mangel.

Die canarischen Inseln, den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt, sind zwischen 27° 30' und 29° 26' Br. und zwischen 16° 40' und 20° 30' westl. L. begriffen. Die Gruppe erstreckt sich über einen Raum von 110 Stunden von Osten nach Westen. Sie umfaßt elf Inseln, wovon bloß die sieben vorzüglichsten bewohnt sind. Man schätzt ihren Flächeninhalt auf 152 geogr. Q. Meilen. Die Nachbarschaft der heißen Zone macht ihr Klima sehr heiß, indeß wird die Hitze durch die Nord- und Westwinde, durch die Seelust und die hohen Berge gemäßiget. Die östlichen, insofern sie dem Winde von der feuchten und dünnen Bälbe Afrikas ausgesetzt sind, erleiden dadurch, wenn derselbe mehrere Tage nach einander weht, manchen beträchtlichen Nachtheil; er versengt die Vegetation, trocknet die Bäche aus, bewirkt Krankheiten und fährt Wolken von Duschregen mit sich.

Bis zu den ersten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts waren die Canarien von den Guanachen bewohnt, einem Volke, welches allem Anschein nach mit den Berberern des nördlichen Afrikas verwandt war. Seit 1360 landeten daselbst spanische Seefahrer; aber die Könige Spaniens nahmen nicht Besiß davon und überließen sie 1400 Jean de Bethencourt. Dieser eroberte Lanzarote und Ferro (Pierro). Bei seiner Rückkehr nach Europa trat er das, was er seine Rechte nannte, einem edeln Castilianer ab. Die Eroberung ging ihren Weg, wurde aber erst 1512 beendigt,

in welcher Zeit die Canarien an den König von Spanien verkauft worden waren. Die Insulaner entfalteten einen heroischen Muth gegen die Fremdlinge, welche ihre Ländereien in Beschlag nahmen. Unglücklicher Weise herrschte oft Unreinlichkeit unter ihnen; sie trug ohne Zweifel zur Verkünderung ihrer Nothlage bei; ihre Race ist völlig vernichtet.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Canarien befreit hauptsächlich aus Spaniern; man schätzt sie auf 210,000 Seelen. Die Canarien zeichnen sich durch Thätigkeit, Geist und Geschmac für Unternehmungen aus. Ihre freie Wahl bestimmt sie, sich in fernem, Spanien angehörenden Ländern anzusiedeln.

Man findet auf den Canarien sämtliche Hausthiere und Vegetabilien, welche in Europa zur Landwirthschaft gehören. Das Giestrant (Mesembryanthemum crystallinum), welches durch Verbrennung ein alkalisches Salz (Souda, Barilla) liefert, wird auf einigen Küsten angebaut und bildet einen Handelsartikel; der vorzüglichste aber ist der Wein.

Unter den Schriftstellern, welche sich insbesondere mit den Canarien beschäftigt haben, erwähnen wir Bory de Saint Vincent, welcher 1800 nach Teneriffa kam; Leopold von Buch, (er besuchte 1815 Teneriffa, Canaria, Palma und Lanzarote); und Berthelot, welcher in den Jahren 1819 bis 1830 sämtliche Inseln der Gruppe durchwanderte. Lanzarote liegt nur 25 Stunden von der Küste der Berberrei, wohin man bisweilen Expeditionen unternimmt.

Kapitel XVII.

Sahara.

Oft richten sich die in der Gegend der Canarien angelangten Schiffer nicht genug westlich; die Nebel, welche diese Inselgruppe umhüllen, entziehen sie oft ihren Augen, eine heftige Fluth treibt sie dem afrikanischen Ufer zu und sie scheitern an der Küste der Sahara. Unter den Unglücklichen, welche von einem solchen Unfalle betroffen wurden, haben einige ihre Leiden nachmals geschildert. Hierher gehören Kollie, Franzose (1784); Gauguier, Franzose (1784); Brisson, Franzose (1785); Adams, Engländer (1810); Riley, Nordamerikaner (1815); Cochet, Franzose (1819). Ihren Erzählungen verdanken wir die Kenntniß eines Theils der westlichen Gegend der Sahara und der Sitten ihrer Bewohner.

Die Sahara, die größte Wüste auf der Erde, liegt in der nördlichen Hälfte Afrikas, zwischen 16° und 30° n. Br. und zwischen 27° östl. L. und 19° 22' w. L. Ihre Länge beträgt 1000 Stunden; ihre größte Breite, gegen den 5. östl. Meridian, 400; die kleinste unter dem 11. östl. Meridian 180 Stunden. Ihr Flächeninhalt wird auf 230,000 Q. Stunden geschätzt, sie wäre demnach neunmal so groß wie Frankreich und ziemlich halb so groß wie Europa. Die Sahara bietet keine gleichförmige Oberfläche dar; ihr östlicher Theil, der kleinste, ist bergig; sie beginnt gewissermaßen am linken Nilufer. Die Berge Harubj erheben sich im nördlichen Theile. Unter dem 11. östl. Merid. zieht sich eine Reihe steiler Felsen von Norden nach Süden hin; andere Erhöhungen erstrecken sich von den Bergen Harubj nach Westen. Kleine Hügel erheben sich hier und da in dem westlichen Theile. Diese ungeheueren Wüste ist längs der Küste von Ariebsandhügeln (Dünen) begrenzt. Die Vorgebirge Agadir und Bojador, endlich das Weiße Vorgebirge, berührt durch den Untergang so vieler Schiffe, sind die merkwürdigsten auf der Uferseite. Der Sand, von den Winden in das Meer getrieben, füllt dieses bergestalt an, daß man eine ziemliche Strecke weit im Wasser gehen kann. Auf der entgegengesetzten Seite der Sahara wird der Erdboden mit Sand überfluthet. Eine kleine Anzahl höchst unbedeutlicher Flüsse erreicht den atlantischen Ocean.

Die Atmosphäre, stets durch die Sonnenstrahlen erhitzt, welche der Sand zurückwirft, ist unerträglich warm; oft ist sie auch mit Staub

thelichen gefüllt. Der Glanz des Lichtes ist so blendend, daß er den Augen sehr beschwerlich fällt. Während der größten Hälfte des Jahres behauptet die Luft den Anblick eines röhlichen Dunstes. Man beobachtet häufig das Phänomen der Luftspiegelung, welche inmitten der Dürre und Trockenheit, wovon man umgeben ist, eine Marter mehr bildet. Regenschauer fallen bisweilen in den Wüste, werden aber sogleich vom Sande verschluckt. Nur sehr selten gewahrt man zu Gruppen vereinigte Bäume und Grasbüsche; ihre Gegenwart verräth, daß der Boden dafelbst einige Feuchtigkeit behält. An verglichen Stellen und da, wo eine durch Jahrhunderte fortgepflanzte Erfahrung in einen mehr oder weniger großen Tiefe Wasser vermuthen läßt, machen die Caravanen Halt. Es würde dem Menschen unmöglich seyn, diese unermeßliche Einöde allein zu durchwandern. Die Kaufleute vereinigen sich daher zu Gesellschaften und unternehmen mit ihren Kaskihieren die Reise durch die Sahara.

Das Thier, dessen sich die Caravanen am häufigsten bedienen, ist das Kameel, seit undenklichen Zeiten das Schiff der Wüste genannt. Vor Antritt des Marsches versorgt man sich mit Wasser, welches in Schläuche verschlossen wird. Das größte Unglück, welches man zu fürchten hat, ist ein Uebersall vom Samum, welcher den Sand in Wolken emporreibt, das Wasser in den Schläuchen austrocknet und die hier und da vorkommenden Quellen versiegen macht. Auf diese Weise kam 1805 eine Caravane, bestehend aus 2000 Menschen und 1800 Kameelen, weil sie an den gewöhnlichen Rastorten kein Wasser hatte finden können, bis auf den letzten Mann um. Diejenigen, welche nicht ganz unterliegen, verlieren stets einige unglückliche Sklaven, welche nicht die Kraft haben, dem Orkan zu widerstehen. (Zaf. 13. Abbild.) Am Saume der Wüste sieht man auf Eöwen, Pantfer, Schlangen, bisweilen von beträchtlicher Größe, Gazellen und andere Antilopen, endlich auf Strauße in zahlreichen Haufen. Hier und da ist die Wüste von Däsen unterbrochen, wovon wir später sprechen werden.

Die Sahara ist von Maurern, Berberern und Arabern bewohnt. Die ersten leben auf der Westküste; sie sind in Stämme getheilt, nämlich: die Monselmis, die Nugearts, die Uablims, die Labbessebas. Diese grausamen, wilden, treulosen, habgüchigen Menschen fallen bald über die Caravanen her, bald machen sie Ausfälle an's Meer, um die gescheiterten Schiffe zu plündern und die unglücklichen Mannschaften als Gefangene fortzuführen. Mehr nach Süden haufen die Braknas, die Arasas und die Darmankus; ihr Gebiet erstreckt sich bis zum rechten Ufer des Senegal; sie sind nicht so barbarisch wie ihre Nachbarn. Hier kommen die drei großen Mimosa-Wälder vor, welche all jenes Gummi erzeugen, das den Haupthandelsartikel des Senegal bildet. Diese Wälder sind dem Hirtenleben ergeben.

Die Mitte der Sahara ist von den Berberern bewohnt, welche in zwei Hauptstämme zerfallen. Die Luriks im Westen, und die Libbus im Osten. Sie haben eine bronzene Hautfarbe, lange und schlichte Haare und eine kleine Nase; sie bedecken das Gesicht mit einem Stück baumwollenen Zeug; diese Art Schleier reicht von der Nase bis über die Brust herab; den Kopf ziert ein Turban oder eine Mütze, ihre Kleidung besteht aus einem sehr weiten Hemde, dessen Kermel eben so lang sind wie der Leib, und einem Mantel über letzterem. Alle führen eine Peitsche, die an einem, von der linken nach der rechten Schulter gehenden Gürtel hängt. Ihre Waffen sind ein sehr langer und fast gerader Säbel, ein Dolch, eine Lanze und bisweilen eine Pike, deren sie sich sehr geschickt bedienen. (Zaf. 13. Abbild.) Die einen sind Nomaden, die andern haben feste Wohnungen; sie sind Muselmänner, aber sehr unwissend hinsichtlich ihrer Religion. Die Luriks und die Libbus sind häufig in Krieg unter einander und mit ihren Nachbarn, den Negern und Arabern, begriffen; bald plündern sie die Caravanen, bald dienen sie ihnen als Führer.

Kapitel XVIII

G u b a n.

Die alten Geographen hatten von einem Flusse im Innern des nördlichen Afrikas, südlich von der Wüste, gesprochen, der von Westen nach Osten strömen sollte. Sie nannten ihn den Niger, und da alle andern Flüsse, welche die Kreuzer in dieser Gegend kannten, in das atlantische Meer ausmündeten, so war man hinsichtlich der Verzeichnung dieses Flusses auf der Karte in Verlegenheit: d'Aville bestimmte seinen Lauf zuerst auf eine befriedigende Weise; aber kein Europäer war vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts an seine Ufer gekommen.

1788 bildete sich zu London eine Gesellschaft, deren Zweck es war, die Entdeckungen im Innern von Afrika zu befördern. Sie sendete Reisende von verschiedenen Seiten aus. 1789 bot Houghton, der sich lange Zeit zu Gorké und auf der Küste von Marocco aufgehalten, der Gesellschaft seine Dienste an; sie wurden angenommen. Nach seinen Instruktionen sollte er versuchen, durch den Gambia bis an den Niger vorzubringen. Er brach am 18. October 1790 auf, langte den 10. October an der Mündung des Gambia an, verfolgte diesen Fluß vom Meere aus 900 Meilen (mille) weit hinauf und wanderte dann zu Lande nach Nordosten, um den Fluß zu erreichen, welcher das Ziel seiner Forschungen war: er kam nach einander durch mehrer Regerkraaten und wurde bald gut, bald schlecht aufgenommen. Am 1. September 1791 war er in Simbing, einem Dorfe an der Grenze zwischen Bambuk und Sudamar; er wurde befohlen; seine schwarzen Bedienten weigerten sich, ihm in das Land der Mauren zu folgen. Indeß verlor er den Muth nicht, wie ein Brief beweist, den er von diesem Orte aus schrieb, und der letzte, den man von ihm erhielt. Endlich in Djarra angelangt, machte er Bekanntschaft mit einigen maurischen Kaufleuten, welche zu Tibhit, eine Stadt in der Nachbarschaft der Sahara, Salz kaufen wollten, und reiste mit ihnen. Als er indeß bemerkte, daß sie ihn zu betrügen beabsichtigten, wollte er sie nach Verlauf von wenig Tagen verlassen; sie beraubten ihn und machten sich aus dem Staube. Genöthigt, zu Fuß nach Djarra zurückzukehren, starb er unterwegs an der Ruhr. Es war unmöglich, seine Papiere aufzufinden.

Trotz dem Dunkel, das seine letzten Augenblicke umhüllte, bestätigte sich nur zu bald die Nachricht von seinem Tode. Nichts desto weniger erschlachte die Gesellschaft nicht in ihrem Eifer und nahm die Anerbietungen Mungo-Parks, eines jungen schottischen Wundarztes, an, welcher vor kurzem aus Ostindien zurückgekehrt war und die genügendsten Beweise für seine Kenntnisse in der Astronomie, Geographie und Naturgeschichte ablegte. Am 22. Mai 1795 segelte er von Portsmouth ab, landete den 21. Juni zu Willfey an der Mündung des Gambia und langte den 5. Juli in Pisanla an, 200 Meilen (milles) weiter hinauf; er brachte hier mehrere Monate zu, um Belehrung über die Länder einzusammeln, die er zu durchwandern gedachte, sowie auch, um die Mandingo-Sprache zu lernen. Am 2. December trat er seinen Weg zu Lande an; er nahm seine Richtung zunächst nach Osten, wendete sich aber dann nach Norden; denn der Krieg war zwischen zwei Neger-Fürsten ausgebrochen. Der König von Kaarta, einer von ihnen, hatte unsern Reisenden gut aufgenommen, welcher die einzige Marschrouten einschlug, die er mit Sicherheit verfolgen konnte. Den 13. Februar 1796 brach er von Kimmur auf, kam durch Simbing und erreichte Djarra, eine große Stadt, deren Häuser von Stein gebaut sind. Er blieb dafelbst vierzehn Tage, um die Rückkehr eines Boten abzuwarten, den sein Wirth an Ali, einen maurischen Fürsten, abgeschickt, um dessen Erlaubniß zur Durchwanderung seines Gebiets für Mungo-Park zu erbitten. Ein Sklave Ali's brachte am 26. eine günstige Antwort. Alle seine Leute, mit Ausnahme eines kleinen Regers, Namens Demba, weigerten sich, ihm zu folgen; unter diesen Umständen übergab er einem davon eine Abschrift seiner Papiere mit dem Auftrage, sie den Engländern am Gambia zuzustellen; seine überflüssigen

Kleidungsstücke überließ er seinem Bieth. Während dies geschah, wurde ihm sein Gertant gestohlen, ein Unfall, der ihn hinderte, seine Breitenbeobachtungen fortzusetzen.

Am 27. verließ er Djarra, wanderte durch ein sandiges, den Negern von den Mauren abgenommenes Land und wurde von letzteren, wilden und fanatischen Menschen, erblich beleidigt und sogar bestohlen; eine Abtheilung Soldaten führte ihn nach Wenun, wo Ali residierte. Es war ein Lager am Saume der Wüste. Hier wurde er auf das unwürdigste behandelt. Ali ließ von Djarra sämtliche Gegenstände holen, die Park dort zurückgelassen, und nahm sie für sich in Besitz. Glücklicherweise blieben seine Papiere unangetastet. Man nahm ihm seinen treuen Demba. Sein Leben selbst gerieth in Gefahr; denn mehrmals war die Rede davon, ihn zu tödten; er verdankte seine Erhaltung der Theilnahme, welche er Fatima, Alis Gemahlin, für sich eingebracht hatte. Um sich die Langleike zu verdienen, lernte er Arabisch lesen, indem er die anmaßendsten Mauren bat, Buchstaben in den Sand zu schreiben oder diejenigen zu entziffern, welche er selbst geschrieben hatte; es gelang ihm so, indem er ihrem Stolge, ihrer Eitelkeit und der hohen Meinung, die sie von ihrem Wissen hegte, schmeichelte, ihre bösen Absichten gegen ihn zu vereiteln.

In seinen Unterredungen mit zwei muselmännischen Kaufleuten, die er zu Wenun traf, erhielt Park interessante Nachrichten über die Reise durch die Sabara und über Timbuctu; sie waren keineswegs geeignet, ihn in seiner Absicht, seine Reise bis zu dieser Stadt auszudehnen, zu ermutigen.

Ali verlegte sein Lager von Wenun weiter nördlich. Park folgte ihm. Ali zog hierauf nach Djarra; Park begleitete ihn dahin, und als der Fürst nach Wenun zurückkehrte, ließ er Park in Djarra. Kurz darauf rückte der König von Kaarta mit seiner ganzen Armee gegen diese Stadt vor, und Alles beeilte sich, daraus zu fliehen. Inmitten der Verwirrung machte sich Park am 2. Juli zu Pferde auf und davon und beeilte sich, die Wüste im Osten zu erreichen. Er kam hierauf durch mehrere bewohnte Orte, wurde hier und da gastlich aufgenommen und verbarg sich oft während des Tages, wenn er Jemand auf seinem Wege bemerkte, im Gebüsch. Am 5. erreichte er Baura, eine kleine dem Könige von Bambara angehörige Stadt. In diesem Lande reiste er ruhig und ungestört; endlich am 21. Juli riefen flüchtige Kaartaner, mit welchen er reiste, aus: geo affilli (sieh! das Wasser!). „Ich blickte vor mich hin,“ erzählt Mungo Park, „und sah mit unaussprechlichem Entzücken den großen Gegenstand meines Unternehmens, den lange gesuchten, majestätischen Niger, wie er breit, wie die Themse zu Westminster, im Glanze der Morgen Sonne schimmerte und langsam gegen Osten strömte. Ich eilte bis an den Rand des Ufers, und nachdem ich von seinen Wellen getrunken, brachte ich dem großen Beherrscher des Weltalls meinen heißesten Dank, daß er meine Bemühungen so weit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt.“

Sego, die Hauptstadt von Bambara, unter 14° 10' n. Br. gelegen, besteht aus vier besondern Städten, wovon zwei auf dem linken und die beiden andern, von hohen Erdmauern umgeben, auf dem rechten Ufer des Flusses stehen. — Die Häuser, obgleich nur von Erde gebaut, zeichnen sie sich durch ihr reinliches Ansehen aus, sind viereckig und mit platten Dächern versehen, einige haben ein Stockwerk und viele sind weiß überlächelt. Die Straßen sind eng und die Moscheen sehr zahlreich. Park schätzte die Bevölkerung von Sego auf 30,000 Köpfe. Er langte gerade an einem Markttage an. Er wünschte den Fluß, hier Djaliba (Joliba) genannt, zu passieren, allein der Gedrang von Menschen, die alle hinüber wollten, war so groß, daß er zwei Stunden warten mußte, ehe ihn die Reihe traf. Der König, von der Ankunft eines Beschenken benachrichtigt, ließ ihm verbieten, über den Fluß zu setzen, bevor er die Beweggründe zu seiner Reise angebe, und zu gleicher Zeit befahlen, daß er seine Wohnung in einem Dorfe in einiger Entfernung nehmen sollte. Parks Anblick erschreckte die Bewohner. Kein einziger mochte ihn gastlich aufnehmen. Unterdeß erhob sich der Wind und drohte mit einem Umwetter; Park, verstimmt und niedergeschlagen,

setzte sich am Fuße eines Baumes nieder. In diesem Augenblicke bemerkte ihn eine von ihrer Feldarbeit zurückkehrende Frau; von Mitleid ergriffen, nahm sie Sägel und Sattel seines Pferdes, welches in der Nähe weidete, und gab dem Reisenden zu verstehen, daß er ihr folgen solle; sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, setzte ihm einen gesottene Fisch vor und lud ihn ein, sich auf eine Matze niederzulassen. Hierauf befohl sie ihren Töchtern, die in stummem Erstaunen kein Auge von dem weißen Manne verwendet hatten, wieder an ihre Arbeit zu gehen, die sie einen großen Theil der Nacht hindurch fortsetzten und zu ihrer Aufheiterung mit einem Gesange begleiteten, den sie auf jeden Fall improvisirten, da Mungo Park mit tiefer Rührung bemerkte, daß er selbst der Gegenstand desselben war. Er drückte in ganz einfacher aber empfindlicher Weise ungefähr folgende Gedanken aus: — „Der Sturmwind brauste, der Regen fiel, der arme Weise, müde und matt, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die das Korn für ihn mahlt!“ — Dies wurde von einer der Frauen gesungen; hierauf folgte der Chor: — „laßt uns beklagen den weißen Mann, er hat keine Mutter u. s. w.“

„Bis zu Thränen über diese so unerwartete Güte gerührt, flog der Schlaf von meinen Augen. Am folgenden Morgen gab ich meiner mitleidigen Wirthin zwei von den vier letzten noch übrigen kupfernen Knöpfen an meiner Weste; es war das einzige Geschenk, was ich zum Beweise meiner Dankbarkeit darbieten konnte.“

Während seines Aufenthalts in dem Dorfe kam ein Abgesandter vom Könige von Bambara zu ihm und erkundigte sich, ob er einige Geschenke für seinen Herrn mitgebracht habe. Der Reisende antwortete ihm, daß er von den Mauren all seiner Habe beraubt worden sey. Nachmittags langte ein zweiter Bote an, mit dem Befehle, daß Park sich auf der Stelle aus der Nachbarschaft von Sego entfernen sollte; zugleich handigte er ihm von Seiten des Königs einen Beutel mit 5000 Sauris ein, eine Summe, die sich ungefähr auf 25 Francs belief. Sie war hinreichend, ihm auf einige Zeit das Leben zu kräftigen, indem 100 Sauris für den täglichen Unterhalt eines Menschen nebst seinem Pferde genügen. Dieser zweite Bote hatte zugleich die Befehlung, Mungo Park als Führer zu dienen. Der Reisende verließ demgemäß Sego am 23. Juli und verfolgte den Lauf des Joliba (Dialiba). In Sansanding verließ ihn sein Regent, und bald nachher sah sich Park genöthigt, sein Pferd, welches nicht mehr fort konnte, auf einem Felde zurückzulassen; er schiffte sich jetzt auf dem Flusse ein und verfolgte seinen Weg nach Nordost bis Silla. Ueberzeugt durch eine traurige Erfahrung, daß sich seinem weitem Vordringen unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen würden, entschloß er sich zur Rückkehr. Er war zu dieser Zeit 1000 Meilen (mille) von der Mündung des Gambia entfernt. Der beständige Regen machte die Wege auf dem linken Ufer ungangbar; er schlug daher für seinen Rückweg nach Westen, den er am 30. Juli antrat, die entgegengesetzte Marschroute ein. Er hatte das Glück, sein Pferd wieder zu finden, das sich ein wenig erholt hatte, aber erfuhr auch zugleich, daß der König von Bambara, den Einfüßterungen der verrätherischen Mauren Gehör gebend, seine Festnahme befohlen habe. Er vermied daher Sego, indem er einen Umweg machte, kehrte dann nach dem Djaliba zurück und durchkreuzte eine Menge Dörfer und Städte. Am 28. August verließ er die Ufer des Flusses zu Samakia, wo derselbe aufhört, schiffbar zu seyn. Zwei Tage nach seinem Eintritt in das Land der Wandinger wurde er von umherstreifenden Räubern geplündert und seines Pferdes beraubt. Park war entschlossen, zu sterben; sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gab ihm neue Kraft, er setzte seinen Marsch fort, fand sein Pferd und seine Sachen wieder, ließ das arme Thier als Zeichen seiner Dankbarkeit einem Dorfhauptling und erreichte endlich nach Erduldung unerhörter Strapazen Kamalia, wo ein Regent, ein Elavenhändler, ihn freundlich aufnahm und ihm versprach, daß er ihn an den Gambia zurückführen wolle, sobald es die Jahreszeit erlauben würde. Die Sorgfalt dieses Regenten und seiner Familie retteten Mungo Park, der von einem heftigen Fieber befallen wurde, das Leben.

Am 19. April 1797 brach er mit seinem Wirtse und einer zahlreichen Sclavencaravane auf und am 12. Juni erreichte er das englische Comptoir am Gambia, von wo er seine Reise angetreten hatte, und wo man ihn als einem dem Gebräuche Entzogenen betrachtete. Am 17. schiffte er sich auf einem amerikanischen, nach den Antillen folgenden Fahrzeuge ein und am 22. September langte er in England wieder an.

Parl wurde gewissermaßen von der afrikanischen Gesellschaft sowie vom Publikum im Triumph empfangen, und er verdiente es; denn seine Reise war die wichtigste von allen, welche je ein Europäer in das Innere von Nigritien unternommen hatte. Sechs Jahre später beschloß die englische Regierung, eine ansehnliche Expedition abzuschicken, welche den Djaliba hinabsegeln sollte, und warf, die Führung derselben betreffend, ihre Augen auf Mungo Parl. Am 30. Januar 1805 ging er von Portsmouth in See, in Begleitung eines Wundarztes, eines Zeichners, die Landleute von ihm waren, und einiger Arbeiter. Zu Gorbé nahm er einen Officier und fünfundsiebzig Artilleriesoldaten in seine Dienste. In den ersten Tagen langte er am Gambia an, und als Alle oberhalb Pissania, einer kleinen Stadt am Flusse, vereinigt waren, gestellte er der Expedition einen Mandingo-Priester und Kaufmann, Namens Isaac, als Führer zu. Am 27. April brach die kleine Caravane nach Osten auf. Den 19. August langte sie an den Ufern des Niger zu Bammatu in einem höchst traurigen Zustande an. Es waren nur noch elf Europäer am Leben und die vier Anführer waren krank. Sammtliche Lastthiere waren gestürzt. Trotz diesen mißlichen Umständen verlor Parl den Muth nicht. Am 21. schiffte er sich auf dem Niger (Dialiba) ein und machte zu Marrabu Halt, von wo er Isaac an den König von Bambara absandte, mit der Bitte um Erlaubniß zu Gansanbing ein Fahrzeug bauen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt verschaffte er sich zwei schlechte Piroguen, die er mit Hilfe von zweien der drei Soldaten zu einem Fahrzeuge mit flachem Boden zu vereinigen versuchte. Der Tod des Wundarztes während dieser Arbeiten vermehrte noch Parls Kummer. Kein Verlust, wie er selbst in seinem Tagebuche schreibt, konnte ihm grausamer erscheinen. Am 16. November war die Ausrüstung des Fahrzeuges vollendet; er schloß sein Tagebuch und schrieb mehrere Briefe. Sein Enthusiasmus war keineswegs verringert. „Ich gehe,“ meldete er Lord Gamben, „nach Osten unter Segel, mit dem festen Entschlusse, die Mündung des Niger aufzufinden oder in diesem Unternehmen umzukommen. Sollten auch alle Europäer, die ich mit mir habe, sterben und sollte ich auch selbst bereits halbtodt seyn, so werde ich dennoch ausdauern.“ In dem Briefe an seine Gattin zeigte er viel Vertrauen, wahrscheinlich um ihre Besorgungen zu beschwichtigen. Die Nachricht von seinem Tode wurde dem englischen Comptoir 1806 durch Neger-Kaufleute überbracht. Im Monat Januar 1810 wurde Isaac, welcher unterseits wieder erschienen war, abgeschickt, Erkundigungen über Parl einzuziehen. Er kehrte 1811 zurück und bestätigte die früheren traurigen Nachrichten. Man hat nochmals bestimmt erfahren, daß der kühne Reisende auf seiner Fahrt den Djaliba hinab bis Bussa, eine Stadt im Lande Fouta, gekommen war.

Wenige Zeit nach Parls Antritt seiner ersten Reise, nahm die afrikanische Gesellschaft die Anwartschaft eines jungen Deutschen, Namens Hornemann, an, welcher sich zu einer Reise in das Innere von Afrika amheißig machte. Im Juli 1797 begab er sich von London nach Paris, wo ihm die verbindlichste Aufnahme zu Theil wurde; von da ging er nach Marseille, schiffte sich nach Syden ein und erreichte von da aus Alexandrien. Die Pest und andere Hindernisse zwangen ihn, seinen Aufenthalt in Cairo zu verlängern; er was schon im Begriff, mit einer Caravane nach dem Innern aufzubrechen, als er in Folge der Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten, so wie alle übrigen Europäer in das Castell eingeschlossen wurde, um gegen den ersten Ausbruch der Mollathum geschützt zu seyn. Bei dem bald darauf erfolgenden siegreichen Einzuge der französischen Truppen wurden indeß alle wieder aus ihrer Gefangenschaft erlöst. General Bonaparte, von Hornemanns Tugenden in Kenntniß gesetzt, ließ ihm einen Paß ausfertigen und bot ihm Reise in Afrika.

zu gleicher Zeit alle mögliche Unterstützung an, die zum glücklichen Erfolge seines Unternehmens beitragen konnte. Den 5. Septbr. 1798 brach Hornemann mit der Caravane nach Fezzan auf; den 8. betrat er die Wüste; den 16. erreichte er Siwah, wo der Tempel von Jupiter Ammon gestanden haben soll. Von da kam er nach Kugla (Kudjalah), eine seit Herobots Zeiten bekannte Oase. Endlich nach vierundsechzig beschwerlichen Tagereisen langte die Caravane in Murzul, der Hauptstadt von Fezzan, an. Hornemann blieb daselbst einige Zeit und machte einen Ausflug nach Tripolis. Nach seinem Wiederertritten in Murzul schrieb er am 6. April 1800, daß er im Begriff stehe, mit der großen Caravane von Ghadani nach Bornu aufzubrechen. Selbst erhielt man weiter keine Nachrichten von ihm, allein man brachte zu Erfahrung, daß er unterwegs gestorben sey. Sein Reisebericht enthält viele interessante Nachweisungen über das Land zwischen Gado und Fezzan, aber diese letztere Gegend und andere Theile von Afrika.

Des Wankens, über das Innere dieses Welttheils sichere Kenntniß, die dem Handel neuen Hülfen, zu erlangen, bestimmte die britische Regierung, Ritchie, einen wohlunterrichteten und geschickten Mann, dahin zu senden; ein Schiffscapitain von der königlichen Marine sollte ihn in seinem Unternehmen unterstützen. Da aber Hindernisse letztern von Ueberrahme dieses Auftrags abhielten, so bot sich Eyon, der ebenfalls bei der Marine diente, Ritchie zum Begleiter an; sie gestellten sich auch einen sehr geschickten Zimmermann, John Belford, zu. Diese Einrichtungen wurden in Malta getroffen, wosin sich Ritchie begeben; von da schifften sich die Abenteurer nach Tripolis ein.

Den 25. März 1819 brachen sie mit Mohaweb Mocti, dem Sultan des Landes, und einer zahlreichen Caravane nach Fezzan auf; der Zug nahm seine Richtung nach Südost, über die Berge von Tschuna; zu Benisold gelangt man in die Wüste. Am 6. April war man bei den Bräumen von Bontjem, deren Wasser sehr schlecht ist; in der Entfernung von einer halben Meile sieht man ein altes römisches Castell mit lateinischen Inschriften über den Thüren; die noch Noorden hat sich am besten erhalten. Bontjem liegt auf der nördlichen Grenze von Fezzan.

Die Wüste reicht bis Gafsa, eine in einer unermesslichen Sandebene erbaute Stadt, welche nach Süden die basaltischen Berge Gubah begrenzen. Die Datteln sind hier sehr gut und vorzüglich. Die Wüste beginnt hierauf von Keurn; man marschirte nach Süden. Den 26. kam man durch Feighan, ein mit Mauern versehenes und von einem großen Dattelwalde umgebenes Dorf; es ist wegen des heiligen Lebenswandels seiner Marabouts (mahomedanische Priester) berühmt, eben so wie Gannah, welches etwas weiterhin liegt. Gebba, auf einem Hügelabhange, nimmt sich wie ein Amphitheater aus; die Datteln werden immer häufiger. Man stößt auf einige elende Dörfer. Den 6. Mai zogen unsere Reiter mit dem Sultan in Murzul ein. Sie wurden in einem großen Hause in der Nähe des Schlosses einquartiert. (Zaf. 15. Abbild.)

Die Engländer wurden nur zu halb von der Wüste befallen; den 20. Novbr. starb Ritchie. Eyon, obwohl noch schwach, brach bald darauf nach Zuela, einer nach D.R.D. gelegenen Stadt, auf. Von da ging er nach Ghatene im Süden und verfolgte seinen March bis Kegerri, die südlichste Stadt von Fezzan, wo er am 2. Januar 1820 eintraf. Man sieht daselbst die Ruinen eines großen, von den Arabern erbauten Schlosses. Die Sprache dieses Volkes ist wenig gebräuchlich, man bedient sich der bornussischen. Die Datteln sind sehr häufig, aber hier hört die Culture dieses Baumes auf. In den Gärten zieht man vorzüglich kleine Melonen, Zwiebeln und Pilze. Die Wüste hängt sichtlich von der Stadt an, welche unter 24° 4' n. Br. liegt. Von einem kleinen Ausfuge nach Gaden zurückgekehrt, nahm Eyon seinen Rückweg nach Norden und langte den 17. Januar mit einer Caravane aus Süden, welche viele Sclaven mit sich führte, wieder in Murzul an. Bonhier brach er den 9. Febr. mit Belford auf, der noch sehr schwach war; es zog mit einer hauptsächlich aus Sclaven bestehenden Caravane; sehr menschenscheues Bornu gegen diese unglücklichen gewann ihm ihre Erbarmlichkeit und

ihr Bedauern, als er unweit Tripolis von ihnen schied. Er traf am 25. März 1820 wieder in dieser Stadt ein.

Fegzan steht in beständiger Verbindung mit Sudan, dem Lande der Neger; daher Eyon in seinem Reisebericht versichert, daß man von Muzul aus in letzteres Land eindringen müsse. Die englische Regierung beobachtete diesen Rath, und als man sich 1820 zu einer neuen Expedition in das Innere Afrikas entschlossen, erhielten die dazu Auserwählten die Weisung, sich nach Tripolis zu begeben. Diese Männer waren Dubney, Bundart, Denham, Infanteriehauptmann, und Clapperton, Schiffskapitän bei der königlichen Marine. Ein geschickter Zimmermann, Namens Hillman, begleitete sie. Gegen Ende Novembers 1821 waren sie alle in Tripolis vereint. Am 8. August 1822 zogen sie in Muzul ein. Sie wurden mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, aber der Sultan betrübte sie nicht wenig durch die Ankündigung, daß die ihnen verheißene Eskorte von 200 Bewaffneten, welche zur sichern Durchwanderung des Landes südlich von Muzul unumgänglich nöthig sey, nicht vor dem nächsten Frühjahr ausbrechen könne, denn die Zeit bis dahin sey zu den Vorbereitungen erforderlich, welche eine Reise durch eine Gegend, wo alles auf Kameelschritten fortgeschafft werden müsse, nothwendig mache. Zum Glück für unsere Reisenden interessirte sich Buthalum, ein reicher Kaufmann, der in Fegzan ein großes Ansehen genoß, für sie und versicherte ihnen, daß der Sultan, wenn er nur wolle, die Mittel habe, sie nach Bornu zu schicken, und daß er es, wofern der Pascha von Tripolis seine Erlaubniß dazu erteile, über sich nehme, die Caravane zu führen. Bald darauf reiste er mit vielen Baaren und Sklaven nach letzterer Stadt ab: der Sultan verließ seine Residenz wenige Tage darauf.

„In dieser Lage,“ sagt Denham, „blieb uns nichts weiter übrig, als auf sichere Mittel zu unserm Ausbruch im nächsten Frühjahr zu denken. Der Sultan hatte alles mit fortgenommen, was uns nöthig war; es war unmöglich, sich ein einzelnes Kamel zu verschaffen; alles Getreide im Lande war nach Tripolis gesandt worden; mithin mußten wir von dieser Stadt alles erwarten, was wir bedurften. Es wurde demnach beschlossen, daß ich mich schnell dahin begeben sollte, um dem Pascha zu zeigen, daß wir für unsere Quinaren ganz andere Dinge von ihm erwarteten, als leere Versprechungen.“

Denham reiste am 20. Mai in Begleitung eines Negers, seines Bedienten, und zweier Araber ab. Den 12. Juni traf er in Tripolis ein; am folgenden Tage stellte er dem Pascha in sehr kräftigen Ausdrücken das Unrecht vor, welches ihm und seinen Gefährten durch die Verzögerung ihrer Reise nach Bornu zugefügt worden, und bat ihn zuletzt, eine bestimmte Zeit dafür festzusetzen. Er sagte noch hinzu, daß er, im Fall er keine günstige Antwort erhalten sollte, nach England zurückreisen und die Ursache ihrer gezwungenen Unthätigkeit auseinandersetzen würde. Der Pascha suchte sich zu entschuldigen; er schrieb alle Unannehmlichkeiten und Hindernisse, worüber sich die Engländer beklagten, dem Willen Gottes zu, der sie während einer Krankheit des Sultans von Fegzan habe ankommen lassen. Denham, weit entfernt, sich mit diesen Ausflüchten abspießen zu lassen, schiffte sich nach Marseille ein; er besand sich noch in Quarantaine, als ihm ein Brief vom Pascha meldete, daß Buthalum ernannt sey, die Eskorte, welche die Engländer nach Bornu geleiten sollte, zu beschicken. Denham segelte sogleich wieder ab und erreichte in sieben Tagen die Küste der Barbarei; Buthalum und ein Theil der Eskorte befand sich schon am Ufer der Wüste. Am 20. Octobr. trafen alle in Muzul wieder ein.

Unser Reisender fand daselbst seine Gefährten krank. In der Hoffnung, daß eine Veränderung des Klimas ihre Gesundheit wiederherstellen werde, machten sie sich den 22. Novbr. auf den Weg, begleitet von fast allen Einwohnern, die ein Pferd hatten. Am 9. Decbr. waren sie in Zegherri; hierauf betrat man die Wüste; sie war mit Erd- und Sandhügeln überzogen, auf welchen Ständer und unter andern eine Pflanze, *Achilla* genannt, wosach die Kameele sehr begierig sind, in Menge wuchsen. Weiter hin zeigte die Ebene keine Spur von Vegetation. Im Aus-

treffe der Brunnen, wo der Zug anhält, deckten menschliche Geirippe den Boden; man marschirte fast immer gerade nach Süden. Von Zeit zu Zeit fiel etwas Regen. Die Reise ging oft zwischen steilen Felsen hin, in welchen sich auf jeder Seite Thäler öffneten; hier und da waren Oefen auf ihren Gipfeln erbaut. Die Lage derselben schützt sie zwar gegen wilde Thiere, aber nicht gegen die Angriffe der Araber und ihrer andern Feinde. Die englischen Reisenden waren mehr als einmal Zeugen von den Freveln, welche sich die Eskorte gegen die unglücklichen Libus, welche diese Einöden bewohnen, erlaubte. Bilma ist das ansehnlichste Dorf von denen, welche man zu Gesicht bekam. Die Hitze war groß, und um sich dagegen zu schützen, suchte man Schatten.

Am 4. Februar 1823 war die Caravane zu Bari; ihre Annäherung hatte sämtliche Bewohner zur Flucht bestimmt; von der Höhe der benachbarten Ebenen hatten die Engländer das Bergnügen, ihre Augen über den See Aschad schweifen zu lassen. „Der Anblick dieser für uns so ansehnlichen Wasserfläche,“ sagt Denham, „erzeugte in mir eine Furcht, deren Stärke und Lebhaftigkeit, kein Ausdruck hinreichend zu schildern vermag; das Herz schlug mir, denn ich dachte daran, daß dieser See der Hauptgegenstand unserer Reise war.“

Bari ist von Negern bewohnt; die Mehrzahl der Frauen war mit Espinolen von Baumwolle beschäftigt. Hier verließen etwa dreißig freigegebene Sklaven die Caravane, um nach Kanem, ihrer Heimath, ungeführ drei Tagereisen von der Marschroute nach Osten entfernt, zurückzuführen. Längs dem See folgen viele Dörfer auf einander, was jedoch die Elephanten und andere wilde Thiere nicht hindert, an seinen Ufern zu weiden.

Am 13. passirte man den Yeu, einen großen östlich nach dem Aschad strömenden Fluß; es war der erste, den die Engländer seit ihrer Abreise von Tripolis zu Gesicht bekommen. Die Araber gaben ihm den Namen Ril. Die Engländer langten hierauf in Kuta, der Hauptstadt von Bornu an. Dieses Land stand unter der Herrschaft des Scheiks El Kanemi. Einige Jahre zuvor war es von den Gelatah erobert worden. El Kanemi befreite es; die Bornuesen wollten ihn auf den Thron erheben. Er setzte einen Verwandten der alten Fürsten darauf, behielt sich aber die Ausübung der höchsten Gewalt vor. Der Sultan residirt zu Birnie, einer mit Mauern umgebenen Stadt, die Neu-Bornu heißt. Ingurnu, zwischen dem See Aschad und Birnie, ist die größte Stadt des Reiches. Kuta befindet sich in einer kleinen Entfernung vom See und ist von mäßigen Umfange. Kut-Bornu, am Yeu, die alte Hauptstadt, ist völlig zerstört; ihre Trümmer bedecken eine weite Fläche.

Der Scheik empfing die Engländer sehr freundlich. Seine Diene sprach zu seinen Gunsten. „Sie war,“ sagt Denham, „geistreich, lächelnd und wohlwollend. Wir handigten ihm die Briefe des Paschas von Tripolis ein; nachdem er sie gelesen, fragte er uns, warum wir nach Bornu gekommen wären; wir antworteten ihm, daß dies einzig und allein in der Absicht geschehen sey, das Land zu sehen, um seine Bewohner, seine Beschaffenheit und seine Erzeugnisse beschreiben zu können, weil unser Sultan alle Theile der Welt kennen zu lernen wünsche. Der Scheik erwiderte: „Seyen Sie mir willkommen; Ihnen etwas zu zeigen, wird für mich ein Vergnügen seyn; ich habe für Sie Häuten in der Stadt errichten lassen; Sie können sie in Begleitung eines meiner Bedienten in Augenschein nehmen. Sobald Sie sich von den Strapazen Ihrer Reise erholt haben werden, soll es mir sehr angenehm seyn, Sie zu sehen.“ Nach dieser Unterredung entfernten wir uns.“

Am folgenden Tage überreichten die Engländer dem Scheik die für ihn bestimmten Geschenke; er zeigte sich sehr zufrieden damit. Täglich sendete er ihnen Rundvorrath in Menga. Er hörte nicht auf, sie während ihres Aufenthaltes gut zu behandeln.

Ein Markt wurde vor einem der Hauptthore der Stadt abgehalten. Sklaven, Kamel und besonders viel junge Döfeln waren die vorzüglichsten lebendigen Geschöpfe, welche daselbst verkauft wurden. Es waren bei dieser Gelegenheit wenigstens 1000 Menschen vermischt; und einige kamen

von zwei oder drei Lagersäcken entsempften Dornen. Weizen, Weis Gussob, Zamarinden in Früchten (Zamarinden-Schoten), Erdmanteln, Schminkebohnen, Indigo u. s. w. waren in Ueberflus vorhanden. Rüchenträuter waren weniger gemein. Es gab daselbst auch Butter, Leban (saure Milch) und Honig. Der Scheik schenkte uns Citronen aus seinem Garten, andere Früchte sahen wir nicht.

„Unter den übrigen Waaren nahmen Leder und hölzerne Kapsen den ersten Rang ein; man bot mit auch Häute von großen Schlangen und Stücke von Crocodil-Häuten, deren man sich zur Verzierung von Dolchscheiden bedient, zum Kaufe an.

„Die Lebensmittel und andern Waaren wurden fast alle von Frauen gekauft, deren Trachten unendlich verschieden waren. Die von Kanem und Bornu waren die zahlreichsten. (Zaf. 12. Abbild.) Der Hauptunterschied besteht in dem Kopfpug. (Zaf. 14. Abbild.)“

Im Monat März brach Buthalum nach Wierie auf, um dem Sultan seine Huldigungen darzubringen. Die Engländer begleiteten ihn. Der Fürst gab ihnen auf einem großen, mit seinen Hofleuten angefüllten Platze Audienz. Nachdem sich letztere vor ihm niedergeworfen, setzten sie sich auf den Erdboden nieder, dem Nachthaber den Rücken zutrend. Dieser saß in einer Art von Kasse von Rohr oder Holzstaben an der Thür seines Gartens und betrachtete die vor ihm in Form eines Halbkreises vereinigte Versammlung durch das Gitterwerk. Sie erschien den Engländern sehr seltsam; ein dicker Bauch und Kopf waren die unerlässlichen Attribute für jeden, der zum Hofstaate des Monarchen gehörte.

Die Geschenke Buthalums und der Europäer wurden in einen großen Schawl gepackt und hierauf einem äußerst häßlichen Reger, dem ersten Eunuchen des Sultans, eingehändigt, um sie diesem zu überreichen; denn er ist der einzige, der sich seiner Person nähern darf.

Das Schattenbild von Monarchen bleibt nicht immer in seinem Palaste eingeschlossen; beim Ausbruch eines Krieges mit einem benachbarten Volke, rückt er mit der Armee ins Feld, aber niemals nimmt er am Kampfe Theil. Der Vorgänger des gegenwärtigen Sultans war in einem Treffen gegen die Begharmien getödtet worden. Den Fürsten begleiten seine Eunuchen und sein Harem; die Frauen sitzen zu Pferde wie die Männer; ein kleiner Reger oder ein Eunuche leitet den Gang des Pferdes. (Zaf. 15. Abbild.)

Die Lanzenreiter des Sultans von Begharmi tragen einen großen wattierten und gepackten Reitrock, welcher Hals, Arme und Beine hinreichend schützt. Den Kopf deckt eine Mütze desselben Art, und das Pferd ist ebenfalls durch eine gepackte Satteldecke geschützt. (Zaf. 15. Abbild.)

Der Scheik unterhält in seinen Diensten Fußtruppen von Kanem, welche mit langen Speeren und Schüden bewaffnet und übrigens leicht bekleidet sind. (Zaf. 15. Abbild.)

Es war ein Zug gegen die Fellatah beschlossen, welche ziemlich weit südlich vom See Tschad hausen; er bestand aus Bornuesen, Mandarans und den Krabern Buthalums. Denham überreichte den Wunsch, sie zu begleiten. Der Scheik suchte ihm durch Vorkstellung der Gefahren und Strapazen, denen er sich dabei unterziehen würde, und durch die Bemerkung, daß diese Mannschaften bloß ausdögen, um Sklaven zu machen, davon abzuhalten; Denham dankte ihm für seine Besorgtheit und erwiderte ihm: „Ich darf keine Gelegenheit vernachlässigen, Länder zu sehen, die ich nicht kenne.“

Die Armee trat ihren Marsch am 15. April an, nahm ihre Richtung nach Süden, kam in die Berge und erreichte Wera, die Hauptstadt von Mandara. Je weiter man vordrang, desto unebener und rauher wurde das Land; arme Ungläubige, welche nicht die Mittel hatten, sich zu vertheidigen, oder außer Stande waren, zu entfliehen, wurden unbarbarisch ermordet oder in die Flammen geworfen. Endlich griffen die Bornuesen und ihre Bundesgenossen Mosira an, eine sowohl durch ihre Lage als durch Moräste, Polstümpfen und Gräben sehr geschützte Stadt. Die Kraber stürzten sich mit beispielloser Tapferkeit auf den Feind, wurden aber von den Bornuesen und Mandarans schlecht unterstützt. Mit Hilfe ihrer

Feuerwaffen bemächtigten sie sich der Polstümpfen und trübten die Fellatah auf die Knieen zurück; diese ließen auf die Angreifenden einen Hagel von vergifteten Pfeilen regnen; überall sah man Weiber, welche die Krieger mit neuen Geschossen versorgten und zuletzt große Felsenblöcke auf die Kraber herabrollten. Die Fellatah, die kleine Anzahl ihrer Besorger mitleid, setzten sich mit einem Male gegen sie und griffen sie an; die Kraber wichen zurück, die Fellatah Reiterrei setzte ihnen nach. Wenn ein von Buthalum oder einem andern Oberhaupt geführter Kraberhaufe nicht Stand gehalten und den Feind in seiner Verfolgung gehindert hätte, sie würden wahrscheinlich alle umgekommen sein; viele wurden getödtet. Denhams Pferd wurde am Halse verwundet; ihm selbst wurde das Gesicht von einem Pfeile aufgeritzt. Sowie die Niederlage der Kraber offenbar war, flohen ihre Verbündeten über Hals und Kopf davon.

Denham, gendsticht abzuweichen, verdankte seine Rettung bloß seinem Pflöck; er bestieg ein anderes Pferd, aber kaum war er einige hundert Schritte geritten, als das Thier sich schaute und bäumte, ihn abwarf und davonlief; unser Reisender sah sich jetzt zu Fuß und waffenlos. Ein Fellatah-Haufe umringt ihn, in einem Augenblicke ist er aller seiner Kleider beraubt und von mehreren Lanzenstichen verlegt. Die Fellatah streiten sich um das, was sie ihm abgenommen; er benutzt diesen Augenblick, aufzustehen und wirft sich in ein benachbartes Gebüsch. Von dem Feinde verfolgt, ergreift er die Zweige eines Baumes und läßt sich in einen Bergstrom hinab. Er gewinnt das entgegengesetzte Ufer und ist gerettet. Bald darauf erblickt er zwischen den Bäumen hindurch drei Reiter und erkennt zu seiner nicht geringen Freude Buthalum und zwei andere Kraber; er ruft ihnen mit lauter Stimme zu, aber inmitten der Verwirrung, des Lärmes und des Schrens der Strohenden hören sie ihn nicht. Die Fellatah waren ihnen auf den Fersen und ließen sich nur durch die Feuerwaffen des Anführers in Respect erhalten.

Ein Bornuese, von dem Scheik beauftragt, über Denham zu wachen, erkennt ihn von weitem, reitet zu ihm heran, läßt ihn hinter sich aufsitzen und erreicht in Galopp und inmitten eines beständigen Pfeilregens glücklich die Nachhut ihrer Truppen. Buthalum ließ Denham, der ganz nackt war und sehr von der Hitze litt, mit einer Bornuese bekleiden. Dieser Anführer hatte ihm kaum diesen wichtigen Dienst geleistet, als derselbe in Folge einer Fußwunde von seinem Pferde todt zu Boden fiel. Ein Bach, auf den die Fliehenden stürzten, erlaubte ihnen, ihren brennenden Durst zu löschen. Denham fand sein erstes Pferd und seinen Sattel wieder, das arme Thier war aber zu sehr mitgenommen, als daß er sich desselben hätte bedienen können; man gab ihm daher ein anderes. Seine Pistolen waren verloren. „So,“ schreibt er, „endete diese unglückliche Unternehmung. Aber wer könnte über ihre Mißlingen klagen, da sie keinen andern Beweggrund als Ungerechtigkeit und Unterdrückung hatte?“ In den ersten Tagen des Mai traf er wieder zu Kufa ein. Eine strenge Lebensordnung, die er befolgen mußte, stellte ihn von seinen Wunden und Quetschungen bald wieder her und er konnte andere, minder gefährliche Excursionen unternehmen.

Im Monat August begann die Regenzeit: das Wasser fiel in Strömen herab; trotz der Gewalt der Sonne war die Luft in Folge der ungeheuren Regenmenge einige Stunden hindurch außerordentlich feucht. Alle Engländer wurden krank; auch die Reger empfanden den nachtheiligen Einfluß der Temperatur. Endlich im Monat November traten die trocknen Winde ein und reinigten die Atmosphäre; die Krankheiten verschwanden. Den 14. Decbr. brachen Dubney und Clapperton mit einer Karavane nach Socra auf. Den 23. hatte Denham das Vergnügen, einen seiner Landbesitzer ankommen zu sehen. Es war ein junger Officer, Komeni Koole, welcher binnen vierthalb Monaten den großen Raum zwischen Tripolis und Kufa durchwandert hatte; er überbrachte Denham verschiedene nützliche Dinge, wodurch dessen Lage um vieles angenehmer wurde.

Den 23. Januar 1834 schlossen sich Denham und Koole einer Expedition an, welche ihren Weg längs dem See Tschad östlich nach Socra

gun, einem mit Bornu verbandenen und vom Ghari (Ghari) bewässerten Lande, nahm. In Ghut, an der Mündung des eben genannten Flusses, angelangt, wendete sich der Zug nach Süden durch ein morastiges und holzerreiches Land. Die felsame Bauart der Häuser erregte Denham's Verwunderung. Es sind durchschnittlich fünf bis sechs in einer Reihe hinter einander gelegene Kellen. Noch mehr erstaunte er, als er erfuhr, daß die Eingebornen diese Anordnung deswegen getroffen, um in ihrer Behausung einen Zufluchtsort gegen die unaussprechlichen Angriffe der Schnaken, Mücken, Maringuis (Stechfliegen) und Bienen zu finden. Denham zweifelte noch, ob er dem, was man ihm gesagt, glauben sollte, als einer von den Leuten seines Gefolges, welcher unvorsichtiger Weise ausgegangen, mit dergestalt geschwellenen Augen und Kopf und in einem so kläglichen Zustande zurückkehrte, daß er mehrere Tage krank lag.

Kernof ist die Hauptstadt von Foggun; dieses Land ist ganz von den Shuua umgeben; diese haben in Osten die Begharmiens zu Grenznachbarn. Koole krankte seit einiger Zeit; sein Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß Denham gezwungen war, nach Norden zurückzuführen. In Angala, eine am Gambalarum, da, wo dieser Fluß in den Tschad einmündet, gelegene Stadt, fand Koole; er war erst zweiundzwanzig Jahr alt; trotz seiner starken Konstitution konnte er den Strapazen einer Reise in ein feuchtes und sehr heißes Land nicht widerstehen.

Foggun ist indes gesunder als die andern vom Ghari bewässerten Länder, und dabei sehr fruchtbar. In Kernof wird alle Aende Markt gehalten, welcher Ueberfluß an Fleisch und Fischen bietet; Salz ist sehr selten; es scheint, als würde es nicht sehr gesucht. Man ersezt es durch Natron, welches Denham sehr bitter und Ekel erregend fand. Die Gewerthätigkeit in Foggun ist sehr groß; man verfertigt dastelb viele baumwollene Beuge und färbt sie sehr gut und haltbar blau. „Man hat hier auch eine Münze,“ fügt Denham hinzu, „die erste, welche ich in Suban gesehen habe. Sie besteht in sehr dünnen Eisenblechen, welche ziemlich die Gestalt von Hufeisen haben. Man vereinigt sie zu Packeten von zehn bis zwölf Stück, nach dem Gewichte; zehn solche Packete werden einem schweren Pfister gleich geschätzt; allein der Cours dieser Geldsorte ist Schwankungen unterworfen und wird jeden Freitag zu Anfange des Wochenmarktes durch eine Bekanntmachung bestimmt. Hieraus folgt natürlich, daß die Geldspeculanten den Cours ihrem Vortheil gemäß bald steigen, bald sinken machen.“

Bevor der Sultan seinen Tribut oder Zoll von den Kindern oder dem Indigo erhält, setzt die Obrigkeit den Cours gewöhnlich unter Parafest, wogegen er, wenn er Einkäufe vor einem öffentlichen Feste zu machen hat, den Werth des Metalls stets erhöht. Die Ankündigung des festgesetzten Cours erregt einen erstaunlichen Tumult, wie dies stets geschieht, wenn die Einnahme durch seine Abänderung gewinnen, während die Andern verlieren.

Nach Kuka zurückgekehrt beschäftigte sich Denham mit einer neuen Reise nach Osten. Am 19. Mai traf Eyrywhit, ein Landsmann, bei ihm ein, der als Consul in Kuka seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Er begleitete Denham auf seiner Excursion, welche den 16. Juni ihren Anfang nahm. Man durchkreuzte den untern Theil von Foggun und kam in das Gebiet der Shuua. Denham hätte gern eine Tour um den See gemacht und wäre dann in nördlicher Richtung zurückgekehrt, aber er konnte bloß bis Tangalla, eine am östlichen Ende des Sees gelegene Stadt, gelangen. Die Bornuesen waren gegen die Bewohner von Uabay ins Fehd gerathet; sie wurden geschlagen und kehrten in ihre Heimath zurück. Denham konnte gegen das Ende des Sees Inseln untersuchen; es giebt noch andere in der Mitte; sie sind von den Bidumah bewohnt, einem heidnischen Volke, welches Einfälle in das Gebiet seiner Nachbarn macht.

Bei seiner Rückkehr nach Kuka am 17. Juli fand Denham seinen Freund Clapperton, welcher mit einer kleinen Caravane aus Gaccatu zurückgekommen war. „Er hatte sich so verändert,“ sagt Denham, „daß ich ihn nicht eher erkannte, als bis ich ihn meinen Namen nennen hörte. Unser Wiedersehen war sehr traurig. Dubney, sein Reisegefährte, war

gestorben; ich hatte dem meinigen, der weit jünger und kräftiger war als ich, die Augen zugebracht. Trotz seiner großen Schwäche, sprach Clapperton von seiner Rückkehr nach Osten, sobald die Regenzeit vorüber sein würde.

Wir haben weiter oben gesagt, daß Clapperton am 12. Decbr. 1823 mit einer aus etwa fünfzig Bornuesen und siebenundzwanzig arabischen Kaufleuten bestehenden Caravane aufgebrochen war; die Mehrzahl der letztern ritt auf Pferden, die zum Verkauf bestimmt waren, und einige führten noch ein zweites beim Jägel. Die Bornuesen marschirten zu Fuß. Die Reise ging nach Westen, längs dem Flusse Yeu hin. In der Gegend von Bornu wendete sich die Caravane nach Süden, verfolgte diese Richtung bis an den See Tombu, einen See im Lande der Bidis, ein heidnisches Volk, welches die Engländer freundlich aufnahm. Die Temperatur war sehr niedrig. Dubney, schon seit dem Antritt der Reise krank, wurde täglich schwächer. Ein fernerer Marsch nach Westen führte die Reisenden abermals über den Yeu, und am 2. Januar 1824 erreichten sie Kattagum, eine Stadt in Hausa. Der Stadthalter nahm die Engländer sehr freundlich auf. Sie brachen am 11. wieder auf. Man mußte Dubneys Bett, der zu schwach war, um sich auf dem Pferde zu erhalten, auf ein Kameel besorgen, und am folgenden Tage hielt man in Murrur an, wo der Kranke in einem Alter von zweiunddreißig Jahren verschied. Die außerordentliche Frische der Nächte trug ohne Zweifel nicht wenig zur Beschleunigung seines Todes bei; es ist dies in einem Klima, wo die Hitze am Tage brennend ist, eine sehr häufige Ursache zu gefährlichen Erkrankungen für die Europäer.

Nachdem Clapperton seinem Freunde, seinem Gefährten, ihm, welcher den ersten Gedanken zu einer Reise in das Innere von Afrika gefaßt, und der ihn mit Freuden dahin begleitet hatte, die letzte Ehre erwiesen, setzte er seine Reise von nun an allein und selbst leidend mit beispielloser Ausdauer fort. Fortwährend nach Westen wandernd erreichte er Kano, eine der vornehmsten Städte von Hausa; von da aus reiste er immer noch in westlicher Richtung, aber etwas mehr nördlich. Er rief an mehreren Orten auf ziemlich zahlreiche von Bello, dem König der Fula, ausgesendete Truppen-Abtheilungen, welche ihn mit einem betäubenden Lärm von Trommeln und Trompeten begrüßten. Den 17. März erreichte er Gaccatu, Bello's Residenz; er hatte mit diesem Fürsten mehrere freundschaftliche und vertraute Unterredungen. Bello entwickelte sehr verwirrte Begriffe von Europa und dessen Verfassung; Clapperton berichtete seine Ansichten über diesen Punkt und bemühte sich, ihn in die Politik der englischen Regierung, die Unterdrückung des Sklavenhandels betreffend, eingehen zu machen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Bello zu seinem nicht geringen Befremden, daß es in England keine Sklaven giebt; daß daselbst Niemand das Recht hat, einen Andern zu schlagen, und daß die Soldaten vom Staate ernährt, gekleidet und bezahlt werden. Das Wohlwollen, welches Bello für Clapperton an den Tag legte, ließ letztern glauben, daß es ihm gefällt sey, daß bei allen Barbaren und Fürsten so natürliche Mißtrauen gegen Fremdlinge zu besiegen. Bello versprach ihm, allen Europäern, welche im Interesse der Wissenschaft sein Königreich besuchen würden, seinen Schutz angedeihen lassen zu lassen. Kurz vor seinem Abschiede von Bello erhielt Clapperton von demselben einen an den König von England gerichteten Brief, worin dieser höflichst ersucht wurde, einen Consul und einen Arzt nach Gaccatu zu senden, allein trotz seinem guten Willen ging der Sultan nicht einmal so weit, den besten Wunsch Clappertons zu erfüllen und ihm die nöthigen Mittel und Gelegenheiten zum tiefen Eindringen in das afrikanische Festland an die Hand zu geben. Jedemal, wenn dieser davon sprach, war Bello die von einem solchen Unternehmen unzertrennlichen Schwierigkeiten ein.

Uebrigens aber legte dieser Monarch manchen Beweis von seinen großmüthigen Gesinnungen ab. Gleich am andern Tage nach Clappertons Ankunft, nachdem er ihn über die verschiedenen afrikanischen Gewandarten Europas befragt, ließ er Bücher herbeibringen, welche Denham ge-

hörten, und äußerte sich mit großer Bitterkeit über Buhhalums Benehmen, welcher einen Einfall in sein Gebiet gemacht hatte. Er fügte hinzu: „Ich bin überzeugt, daß der Pascha von Tripolis nie die Absicht gehabt hat, mit der einen Hand zu schlagen, während er mit der andern Geschenke macht; mindestens wäre dies eine selbstsame Versuchungsart zwischen Freunden. Allein was hatte Dein Freund dabei zu thun?“ Clapperton erwiderte, daß Denham bloß eine kleine Excursion in das Land beabsichtigt habe. Bello gab Clapperton auf die verbindlichste Weise die Bücher zurück, und die Sache war abgemacht. Auf der Rückreise nach Bornu kam Clapperton durch Gadenah, eine durch Handelsverkehr sehr belebte, von den Tuareks und den Kaufleuten von Gabamés und Tuat sehr besuchte Stadt. In Kano schlug er die nämliche Marschroute ein, die er hinwärts verfolgt, und langte am 8. Juli wieder in Kufa an.

Der Augenblick zum Aufbruch rückte heran; der Scheik willigte ein, daß Tyrwhit als Consul bei ihm bleiben sollte, und versprach, die englischen Kaufleute, welche in sein Land kommen würden, beschützen zu wollen. „Es müssen das,“ fügte er hinzu, „sehr kleine Kaufleute seyn, denn andernfalls wäre der Gewinn zu unbeträchtlich, um sie für ihre Unkosten zu entschädigen.“ Hierauf äußerte er seinen Wunsch, an den König von Großbritannien zu schreiben. Nachdem er den Engländern seinen Brief übergeben, sendete er ihnen ein Kameel, ein Pferd und Wasserschlänche zu ihrer Reise in die Wüste, endlich noch mehrere Geschenke für sie selbst und für ihren König. Den 16. August ertheilte er ihnen eine Abschiedsaudienz, worauf sie sich mit einer Caravane nach Tripolis auf den Weg machten. Denham verfolgte in nördlicher Richtung die Ufer des Tschad bis Mahal, ein Dorf unter 14° 28' Br. und 12° 40' östl. L.; es ist das nördlichste. Die morastige Beschaffenheit des Sees erlaubte ihm nicht, weiter vorzubringen. Es ist nach seiner Karte noch ein Raum von 136 Meilen (milles) übrig, den er nicht besuchen konnte. Am 14. Septbr. trafen die Reisegefährten in Noudié wieder zusammen. Man kehrte auf demselben Wege nach Tripolis zurück, den man hinwärts nach Bornu verfolgt; Denham glaubt, daß er nach Norden schwieriger und ermüdender sey, als nach Süden. In Murguf regierte ein neuer Sultan; er zeigte sich sehr wohlwollend gegen die Engländer, welche am 20. Januar in Tripolis wieder eintrafen. Beide Reisende wurden um einen Grab befordert.

Der glückliche Ausgang dieser Reise erzeugte natürlicher Weise beim britischen Ministerium den Wunsch, eine neue Expedition in das innere Afrika zu senden, um von den günstigen Gesinnungen, welche die beiden Fürsten gegen die Engländer gezeigt, Vorthell zu ziehen. Es wurde beschlossen, daß Clapperton sobald als möglich dahin reisen sollte. Er nahm seinen Landmann, den Wundarzt Dickson, mit sich, der lange Zeit auf den Antillen zugebracht. Man gestellte ihnen den Schiffscapitain Pearce von der königlichen Marine, einen geschickten Zeichner, und den Wundarzt Morrißon, einen ausgezeichneten Naturforscher, zu. Clapperton hatte Richard Lander zum Bedienten. Sie nahmen ansehnliche Geschenke, bestehend in Kriegsbedarf, für die beiden afrikanischen Fürsten mit. Am 27. August 1823 segelte die Gesellschaft von Portsmouth ab und langte den 25. Novbr. selbigen Jahres im Meerbusen von Benin an. Dickson stieg zu Iuida aus, um Saccatu zu Lande zu bereisen. Man brachte in Erfahrung, daß er bis Ohon, eine Stadt im Innern, gegangen; aber seitdem hörte man nichts weiter von ihm, nach den Aussagen eines englischen Geschäftsmannes, der sich seit längerer Zeit in Benin etablirt, landete man zu Badagey und brach den 27. December von da nach K. auf. Es hielt bisweilen schwer, Träger für das Gepäcke zu finden, Einigemal machten sich diejenigen, welche diesen Dienst übernommen, in dem Augenblicke, wo man den Weg antreten wollte, aus dem Staube; indeß ging auch nicht die geringste Kleinigkeit verloren.

Die Cabocirs oder Dorf-Oberhäupter zeigten im Allgemeinen viel Wohlwollen für die Reisenden. Die meisten verabreichten ihnen reichlich alle diejenigen Nahrungsmittel, welche das Land hervorbrachte; als z. B.

Hammel, Ziegen, Schweine, Hühner, Fams, Milch, Honig, Duro, Mais und verschiedene Sorten Getränke. Man gelangte ziemlich bald in das Königreich Ieo, von den Arabern und Haussanis Jourriba (Yarriba) genannt. Das Land, welches an der Küste niedrig und einsörmig ist, wird bald höher. Die Engländer fanden überall gute Aufnahmen; aber schon am 27. December verschied Pearce und einige Tage darauf starben Morrißon und ein Ratrofe, die ihm gefolgt waren; Clapperton und Lander wurden ebenfalls von der Krankheit befallen, welche ihre Landleute weggerafft; indeß konnten sie ihre Reise fortsetzen.

Nach Durchwanderung eines bergigen Landes erreichten sie am 23. Januar 1826 Katunga, die Hauptstadt von Jourriba. Der König empfing Clapperton auf eine sehr zuvorkommende Weise; verweigerte ihm aber die Erlaubniß, geraden Weges nach Bornu zu reisen. Als Grund dafür gab er an, daß die zu durchwandernden Länder durch Bürgerkriege zerrissen wären, und daß die Fellatah, von der einen Partei zu Hilfe gerufen, überall plünderten und mordeten.

Den 7. März brach Clapperton von Katunga nach Westen auf und wendete sich dann nach Norden, kam der Reihe nach zu mehreren Regers-Hauptlingen, mit denen er sehr zufrieden war, und langte endlich in Bussa am Dialiba (Joliba), im Lande Quorra genannt, an. Als Clapperton sich bei dem Sultan nach den weißen Männern erkundigte, welche vor etwa zwanzig Jahren im Flusse umgekommen wären, antwortete dieser, daß er zu jener Zeit noch sehr jung gewesen und daß er nichts besäße, was den Weissen angehört habe. Alle Bemühungen Clappertons, Parks Bücher aufzufinden, waren fruchtlos. Man zeigte ihm die Stelle, wo das Fahrzeug dieses unglücklichen Reisenden gestrandet war und es nebst seiner Mannschaft den Tod gefunden hatte.

Beiläufig, das Ziel seiner Reise vor dem Eintritte der Regenzeit zu erreichen, durchwanderte Clapperton, nachdem er den Quorra passirt, nach einander die Länder Guari und Jegge, welche durch innern Zwiespalt beunruhigt waren und sich gegen die Fellatahs erhoben hatten. Ob er gleich kein Fehl daraus machte, daß er zu Bello, dem Sultan der letztern, reise, so ließ man ihn doch nach Empfang einiger Geschenke ungestört seines Weges ziehen und gab ihm sogar eine Escorte mit, um ihn bis Faticah, die erste Stadt des Gebietes dieses Sultans, zu geleiten. Er ging über die Berge von Karoa und erreichte den 20. Juli Kano, wo er einen Brief von Bello erhielt, der, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm zu seiner Wiederkehr Glück wünschte und ihn freundlich zu sich einlud. Verschiedene Hindernisse und namentlich das eingetretene Regenwetter ließen Clapperton nicht vor dem 15. October bei dem Sultan eintreffen. Letzterer befand sich in seinem Lager bei Kunia. Als sie zu Saccatu waren, bemerkte Clapperton eine große Veränderung in dem Benehmen des Sultans gegen ihn. Bald darauf erkundete er durch Bello's geheimen Secretair, daß der Scheik von Bornu an diesen Fürsten geschrieben, er möchte Clapperton umbringen lassen, „weil,“ lautete sein Schreiben, „die Engländer, wenn man sie zu sehr ermuthige, einer nach dem andern nach Sudan kommen und sich mit der Zeit des Landes bemächtigen werden: das haben sie bereits in Bengalen gethan.“ Bello hatte den Vorschlag des Scheiks mit Abscheu zurückgewiesen; indeß verweigerte er Clapperton hartnäckig die Erlaubniß, seine Reise nach Bornu fortzusetzen, und erklärte ihm, daß er nur auf einem der drei folgenden Wege zurückkehren könne, nämlich entweder durch Jourriba, oder über Zombuctu, von wo aus er zu den Fellatah in Westen, den Nachbarn der englischen Factoreien, gelangen würde, oder endlich durch Xgabés, Tuat und Murguf. So viele Widerwärtigkeiten übten einen nachtheiligen Einfluß auf Clappertons, schon durch die Strapazen und die Wirkungen des afrikanischen Klimas geschwächte Gesundheit aus. Einen neuen Stoß erhielt sie durch die Nachricht, daß der Sultan das Gepäc, welches er in Kano unter der Aufsicht des kranken Landers zurückgelassen, in Beschlag habe nehmen lassen. Bello hatte nicht ohne Eifersucht und Unruhe sehen können, daß der englische Reisende beauftragt war, dem Scheik von Bornu, der in diesem Augenblicke in offenen Feindseligkeiten gegen ihn begriffen, Geschenke

und unter andern Kriegsbedarf zu überbringen. Unbewußter Weise hatte Bello die Regeln des Codex befolgt, welche die britische Regierung selbst verfaßt hat und die sie nie in Anwendung zu bringen verfehlte. Er hatte sich dessen bemächtigt, was eine neutrale Macht einer andern sendete, mit welcher er Krieg führte. Er ging noch weiter, er verlangte von Clapperton die Mittheilung einer Depesche von Lord Bathurst an den Scherif; aber dies wurde ihm rund abgeschlagen. Diese Vorfälle erschöpften die Kräfte des mutigen Reisenden völlig; die Dysenterie trat zu der Krankheit, die seine Gesundheit schon seit längerer Zeit untergrub. Am 11. März 1827 hörte er auf, sein Tagebuch zu schreiben. Einige Zeit darauf, sein nahes Ende fühlend, dankte er Lander in zärtlichen Ausdrücken für seine liebevollen Dienste, nannte ihn seinen Freund und Sohn und rief ihm, gleich nach seinem Tode, wo möglich die Rüste wieder zu gewinnen und seine Papiere mit sich nach England zu nehmen. Am 11. April verschied er in den Armen seines treuen Dieners im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens.

Einige Tage später ließ Bello Lander zu sich kommen, ertheilte ihm die Erlaubniß zur Rückkehr und gab ihm als Bezahlung für die mancherlei Gegenstände, welche er zurückbehielt, eine Anweisung auf einen Einwohner von Kano. Beim Aufbruche von dieser Stadt schlug Lander eine östlichere Marschroute ein, als die, auf welcher er gekommen; er ging über mehre kleine Flüsse, welche dem Quorra zufließen, und sah eine Bergseite im Osten; er war schon bis Denrorah, eine Stadt 215 Meilen (milles) südlich von Kano, gekommen und hoffte, in kurzem Funda am Quorra zu erreichen, als Boten vom Sultan von Zegzeg ihn nöthigten, seinen Weg nach Zaria zurückzunehmen, weil der eben genannte Fürst ihn zu sehen verlange. Derselbe empfing den Reisenden sehr freundlich und schenkte ihm eine junge Regerin. Lander nahm sie an, weil er dachte, daß sie ihm von großem Nutzen seyn dürfte, und kaufte außerdem einen jungen Menschen. Am 21. Novbr. langte er glücklich in Badagry an, nachdem er dieselben Städte passirt, durch die er früher gekommen. Unterwegs bezahlte er seinen Bedarf oft mit Nadeln, Glasperlen und andern Kleinigkeiten. In Badagry wäre er beinahe das Opfer der Verwildertheit einiger portugiesischen Sklavenhändler geworden; er hatte indeß das Glück, ihrer Wuth zu entgehen und schiffte sich auf einem Kauffarteschiffe nach Cap Corse ein, wo er der Regerin und dem jungen Menschen ihre Freiheit wiedergab. Den 3. Februar 1827 segelte er auf einer königlichen Corvette nach England ab, wo er den 30. April wohlbehalten wieder eintraf.

Die englische Regierung, nachdem sie Clappertons Papiere durch Lander erhalten, urtheilte mit Recht, daß Niemand zur Verfolgung der in Sudan begonnenen Entdeckungen geeigneter sey als dieser junge Mann. Demgemäß ertheilte man ihm, nachdem er sich von seinen Strapazen hinreichend erholt, die nöthigen Instruktionen dazu; er nahm seinen Bruder John mit sich, und beide schifften sich den 9. Januar 1830 zu Portsmouth ein. Den 22. März waren sie in Badagry, im Monat Mai betraten sie Katunga. Der Sultan empfing Richard Lander als einen alten Bekannten und gewährte den jungen Reisenden alles, was ihre Reise durch sein Land erleichtern und befördern konnte; sie richteten sich zuerst nach Norden. Der Häuptling von Kiama in Borgu rief ihnen, eine Stadt zu verlassen, wo einige von den Negern, welche während der vorhergehenden Reise Clappertons Sachen getragen, zurückgeblieben wären, und der Stadthalter, der diese Spionagen in Schutz genommen, sich geweigert, sie auszuliefern. Die Reisenden setzten demzufolge ihren Weg nach Norden fort. Mit Ausnahme einiger Dams-Felder in der Nachbarschaft von Kiama, stießen sie während des ersten Tagemarsches auf keinen Fuß angebautes Land. Kalafungi, die erste Stadt, wo sie Halt machten, gefiel ihnen sehr durch die Höflichkeit der Einwohner und die Reinlichkeit der Häuser. Indesß erkrankte John Lander in dieser gastlichen Stadt; man mußte ihn auf das Pferd heben; am folgenden Tage (16. Juni) verschlimmerte sich sein Uebelbefinden; zu Gubly, wo die Abenteurer einige Tage ausruhten, sprach er mehre Male irre; glück-

licher Weise beschwichtigte sich das Fieber in der Nacht vom 11. zum 12. Bald darauf trafen Abgesandte des Königs von Bussa ein; sie waren beauftragt, die beiden Brüder nach der Hauptstadt zu geleiten, wo sie den 17. anlangten. Es wurde unvorsichtig gewesen seyn, dem König den wahren Beweggrund zu ihrem Besuche seines Landes auseinander zu setzen, da sie wohl wußten, mit welchem eifersüchtigen Auge alle Negervölker dasjenige betrachteten, was ihre Flüsse anlangt. Richard sagte ihm daher, daß er durch Yaouri nach Bornu zu gehen beabsichtige, und bat ihn um seinen Schutz bei Durchwanderung dieser Staaten; er erhielt eine befriedigende Antwort.

Vor ihrem Aufbruche kam der König in Begleitung eines Mannes zu ihnen, der ein Buch unter dem Arme trug. Er sagte den Reisenden, daß dasselbe aus dem Fahrzeuge herrühre, welches mit dem weißen Manne im Flusse untergegangen sey. Die Engländer öffneten das Buch und fanden, daß es ein nautisches Werk aus dem achtzehnten Jahrhundert war. Der Titel fehlte; zwischen den Blättern lagen verschiedene Zettel von geringfügiger Bedeutung. Der König und der Eigenthümer des Buches ärgerten sich nicht wenig, als ihnen die Reisenden, welche sich ebenfalls in ihren Erwartungen getäuscht fanden, erklärten, daß dies nicht sey, was sie suchten, und daß sie daher die versprochene Belohnung nicht geben könnten. Der Eigener wickelte seinen Fund sorgfältig in ein großes baumwollenes Tuch und nahm es wieder mit, denn er schätzte es wie einen einflußreichen Hausgott. Auf diese Weise schwand jede Hoffnung, in Bussa das Tagebuch oder die Papiere Mungo Parks wieder zu finden.

Den 23. Juli brachen die beiden Engländer zu Pferde auf, am nächsten Tage schifften sie sich ein, um den Quorra hinauf zu fahren. Den 27. stiegen sie am linken Ufer aus und erreichten zu Lande Yaouri. Der Stadthalter zeigte sich sehr übel gelaunt; er hatte von vorn herein den Reisenden Lebensmittel gesendet; plötzlich hörte er auf, sie damit zu versorgen, und diese sahen sich in einer sehr bedrängten Lage, weil ihre Quellen fast erschöpft waren. Die Nadeln hatten keinen großen Werth in Yaouri; die letzte Reise der Engländer im Jahre 1826 hatte das Land damit überschwemmt. Uebrigens waren die, welche die beiden Brüder mitbrachten, trotz den pomphaften Ankündigungen auf ihrem Umschlage und den Lobpreisungen seitens der Fabrikanten in den Tageblättern, schlecht und mangelhaft. Man gab den Engländern sehr viele zurück, welche keine Böcker hatten, sie mußten sie geradezu wegwerfen. Die beste und fast einzige Zuflucht der beiden Brüder bestand in vergoldeten und versilberten Knöpfen.

Der Krieg in den östlich und südlich gelegenen Ländern Yaouris hinderte den Statthalter, ihnen die Erlaubniß zu geben, in diesen Richtungen zu reiten. Sie nahmen den 1. August Abschied von ihm und trafen den 5. wieder in Bussa ein. Nach den Hinhaltenungen und Verzögerungen, welche fast jedes Geschäft in Afrika begleiten, schifften sich Richard und John Lander am 30. Septbr. zu Patschie in einer Pirogue ein und fuhren den Quorra hinab. Seine Ufer waren hoch und ziemlich steil, sein Wasser schien tief und frei von Klippen zu seyn; seine Breite wechselte zwischen einer und drei Meilen (milles). Hierauf wurde das Land niedriger; einige Dörfer von elendem Aussehen waren auf den Ufern des Flusses ausgestreut. Dichtlaubige Bäume breiteten ihren Schatten darüber; alles zeigte, daß der Boden von einer zahlreichen Bevölkerung gut angebaut war. Hier und da sah man Handel treibende und stark besetzte Städte; große Piroguen mit Hütten in der Mitte des Decks, worin die Handelsleute mit ihrer Familie wohnten, schaukelten sich auf dem Flusse; er strömte nach Südost. Unterhalb Badschebo, eine große Stadt auf der rechten Seite, theilt er sich in zwei Arme. Der Anblick seiner Ufer ist großartig; aber es fehlt der schönen Landschaft, obgleich nicht arm an Bewohnern, jenes Leben, welches die civilisirten Gegenden Europas verschönert. Die Ruderer, welche man in einer Stadt mitgenommen, kehrten jedesmal, wenn man in einer andern anlangte, nach Hause zurück; es war nicht immer leicht, sogleich neue zu erlangen, weil diese Leute sich nicht gern allzuweit von ihrer Heimath entfernen.

Die Reisenden fanden eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupt der Insel Mabsche. Ein wenig weiter abwärts ist das Flußbett von andern Inseln unterbrochen, deren eine den Berg Kesa bildet, welcher sich 300 Fuß hoch erhebt und sehr steil ist. Sein eigenthümlicher Anblick macht ihn zu einem Gegenstande abergläubischer Ehrfurcht für die Neger. (Zaf. 15. Abbild.)

Die jungen Engländer gingen nicht so oft an das Land, als sie es wohl wünschten, da sie aus Erfahrung wußten, daß ihre Besuche bei Personen von einiger Wichtigkeit sehr kostspielig waren. Die Fahrt war sehr heiter und lebendig; man begegnete fortwährend Piroguen; die Männer ruderten und die Frauen sangen zur Guitarre; der Anblick der Weißen verursachte bei allen diesen Negern eine Ueberraschung, die sie durch ihre Ausdrücke ausdrückten.

Am 19. kamen die Engländer vor der Mündung des Sudenia, eines Beiflusses des Kuarra zur Linken, vorüber; Richard Lander hatte ihn vorher in dem obern Theile seines Laufes überschritten. Das Land schien sich an beiden Seiten bedeutend zu heben, doch konnten sie nach Egga, einer großen Stadt am rechten Ufer, nur durch die Fahrt über einen tiefen und sehr breiten Cumpf gelangen. Es lagen vor dieser Stadt viele große Piroguen mit Waaren und Lebensmitteln. Die beiden Brüder wurden daselbst sehr wohl aufgenommen, aber durch die Neugierde der Bewohner, die sich an ihnen nicht satt sehen konnten, sehr belästigt. Man ließ ihnen keinen Augenblick Ruhe mit Schreiben von Amuletten; wenigstens begleitete man diese Forderungen mit einem Geschenke von Schmuck. Viele Neger von Egga trugen Zeuge aus Benin und den portugiesischen Besitzungen, woraus die Reisenden schlossen, es müsse eine lebhaftere Verbindung zwischen dieser Stadt und dem Meerbusen von Guinea stattfinden.

Wiederum bemerkten die Engländer, daß die Ufer des Flusses sich immer mehr hoben. Am 22. hielten sie bei Macunda an, einer großen Stadt am rechten Ufer, in ähnlicher Lage wie Egga, wo sie ebenfalls sehr gut aufgenommen wurden. Darüber hinaus wendet sich der Fluß nach S. Bald befanden sich die Reisenden zwischen hohen Gebirgen. Abends und während der Nacht verblühten die Lichter, die sie an jedem Ufer erblickten, daß das Land stark bewohnt seyn müsse. Am 25. früh sahen sie links die Mündung des Schary oder Tschabba. Palmen fingen an die Ufer des Kuarra zu schmücken; rechts zeigte sich ein bequemer Landungsplatz; man legte da an und schlug schnell ein Zelt auf, weil das Wetter drohend ausah. Ueberreste von erloschenem Feuer und andere Spuren verriethen, daß der Ort kurz vorher von einer zahlreichen Schaar besucht worden war. Dauben von Pulverfässern zeigten, daß die Eingeborenen mit den Europäern in Verbindung ständen. Drei Personen, die auf Entdeckungen ausgingen, kamen in ein Dorf, wo sich nur Frauen befanden; diese verstanden natürlich die Sprache der Fremden nicht und entflohen erschreckt in die Wälder, wo die Männer arbeiteten. Kaum hatten die Drei ihre Erzählung beendet, so zeigte sich eine zahlreiche Schaar mit Flinten, Bogen, Pfeilen und Jagaien bewaffneter Neger; zum Glück hatten die beiden Weißen Zeit, sie kommen zu sehen und einen entscheidenden Entschluß zu fassen; sie gingen dem Führer der Schaar allein entgegen, warfen ihre Pistolen weg und machten alle erbauliche Geberden, um einen Angriff zu verhindern. Das gelang ihnen denn auch und der Friede war bald, durch die Vermittlung eines Alten, wieder hergestellt, der die Sprache von Haussa verstand und als Dolmetscher diente. Die Neger brachten Lebensmittel zum Geschenke und ihr Häuptling gab den Reisenden 8000 Cauris. Dieses Dorf war Bocqua, ein berühmter Stapelplatz, von welchem die Brüder Lander viel hatten sprechen hören. Der Häuptling versicherte, sie hätten nichts zu fürchten, wenn sie den Fluß hinabführen, sie möchten aber Atta vermeiden, eine große Stadt am linken Ufer, weil es dem Könige einfallen könnte, sie länger als es ihnen lieb seyn werde bei sich zurückzuhalten. Am 26. schifften sie sich wieder ein. Der Kuarra strömte noch immer zwischen hohen Bergen; sie erblickten Atta; dann aber bemerkten sie nur Wälder an beiden Seiten und in einer Ausdeh-

nung von etwa 30 Meilen keine einzige Hütte. Der Fluß wendete sich nach SW.; bald erweiterte sich das Thal; die Berge wichen rechts und links zurück; die Ufer des Kuarra, namentlich auf der letztern Seite, senkten sich und wurden sumpfig; dichte Gebüsch bedeckte sie; ein Arm trennt sich von dem Flusse ab und fließt nach S. Dann bemerkte man Piroguen und Wohnungen; alle Neger sahen erschrocken aus. Man denke sich die Ueberraschung der Engländer, als sie am 27., während sie an einem großen Dorfe vorüberfuhren, einen Mann in englischer Soldatenuniform hörten, der sie in der Sprache des Vaterlandes aufforderte anzuhalten; sie achteten nicht auf diese Worte, aber ein Duzend Piroguen verfolgte und nöthigte sie, an's Land zu gehen, um dem Könige von Damaggu ihre Ehrfurcht zu erweisen. Dieser Häuptling nahm sie wohl auf, tractirte sie und ließ sie erst am 4. Novbr. weiter gehen. Sie begaben sich in eine Pirogue, die er ihnen lieferte; ihre Reute befanden sich in jener, deren sie sich vorher bedient hatten. Die Nacht über blieb man in einem ziemlich volkreichen Dorfe, das einen bedeutenden Handel mit Palmöl treibt. Um durch die gewöhnliche Langsamkeit der Neger nicht aufgehalten zu werden, setzte sich jeder der Brüder in eine besondere Pirogue. Richard entfernte sich zuerst, gegen sieben Uhr früh, von dem Ufer; bald kam er vor Kirri, einem großen Markte am rechten Ufer, vorüber; ein Arm des Flusses strömte von da nach W. Viele große Piroguen, angefüllt mit Menschen und geschmückt mit Fahnen auf langen Bambusstäben, befanden sich längs des Ufers; man achtete indeß nicht darauf und fuhr weiter den Fluß hinunter. Kurze Zeit nachher bemerkte man etwa fünfzig Piroguen, die heraufkamen. Richard Lander gesteht, daß er mit einem gewissen Stolz die englische Flagge darunter erkannte. Seine Freude war indeß nicht von langer Dauer; sobald die erste Pirogue herangekommen war, winkte ihn ein großer Mann von schlechtem Aussehen zu sich; das Aussehen desselben und aller Begleiter, die gut bewaffnet waren, benahm ihm die Lust dazu; alsbald hörte er Trommeln wieheln und Flinten richteten sich nach ihm. Es gab kein Mittel zu entfliehen oder sich zu vertheidigen; jede feindliche Pirogue hatte eine Kanone vorn, sowie jede Art von Angriff- und Entwehrwaffen.

In einem Augenblicke sah Richard Lander sein Boot besiegen und geplündert; er legte auf den Führer an; aber drei feindliche Neger sprangen auf ihn, nahmen ihm seine Flinte und zogen ihm einen Theil seiner Kleidungsstücke aus. Andere Wankiten versuchten, die Frau eines seiner Neger fortzubringen, und nun kannte die Wuth keine Grenzen mehr; er ermunterte seine Reute, sich zu bewaffnen und sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Er befreite auch wirklich die Frau und der Mann derselben erschlug den Räuber mit einer Keule von Eisenholz.

Da die Räuber sich nach Kirri zu wenden schienen, so folgte man ihnen. Unterwegs wurde man in englischer Sprache von dem Führer einer großen Pirogue angerufen, der den jungen Reisenden aufforderte, zu ihm zu kommen. Lander folgte dieser Einladung und wurde sehr gut behandelt. Einen Augenblick nachher, als er sich umsah, bemerkte er seinen Bruder, dessen Pirogue ebenfalls geplündert worden und der beinahe ertrunken war, weil man mit solcher Heftigkeit an seine Pirogue anfuhr, daß sie fast sank; er war zu einer andern geschwommen, auf der sich Reute von Damaggu befanden. Alle Piroguen fuhren nach Kirri; die Neger gingen an das Land und nöthigten die beiden Weißen, an Bord zu steigen. Die Unglücklichen waren fast nackt und so der Sonnengluth ausgesetzt. Ein Mallam von Gundah richtete einige tröstende Worte an sie; auch Einwohner von Damaggu nahmen an ihrem Unglücke Antheil; Frauen brachten ihnen Bananen und Cocosnüsse.

Einige Augenblicke nachher sagte ihnen der Mallam, sie möchten kommen und ihre Habseligkeiten nachsehen, die man in den Piroguen der Räuber wiedergefunden hätte; die Koffer waren voll Wasser, ein großer Sack war aufgeschnitten und fast ganz ausgeleert worden. Mit einemmale hörte man Geschrei und Wassengeräusch; die Männer zogen ihre Säbel und eilten dahin, woher der Lärm kam; die Frauen entflohen nach dem Flusse. Die beiden Weißen, die fürchteten, in diesem Tumulte

niedergebracht zu werden, begaben sich mit den Fliehenden in die Piroguen und entfernten sich vom Lande. Dieser Lärm war durch Reger von Eboe veranlaßt worden, die einen Einfall gemacht hatten, um die aus dem Wasser gezogenen Gegenstände zu rauben. Die Bewohner von Kiri trieben sie aber zurück.

In dem Palaber (der Rathversammlung), der darauf gehalten wurde, sprachen muselmännische Priester mit so vieler Wärme und Kraft für die beiden Europäer, daß diese bei Sonnenuntergange an das Land beschieden wurden und man ihnen in folgenden Ausdrücken das Resultat dieser Berathung mittheilte: „Man wird Euch wiedergeben, was aus dem Wasser gezogen worden ist; die Person, welche den Angriff begann, soll den Kopf verlieren, weil sie ohne Erlaubniß des Hauptlings handelte. Ihr müßt Euch als Gefangene betrachten; Ihr werdet Morgen zu Obieh, dem Könige von Eboe, gebracht werden; er wird ein Verhör mit Euch anstellen und über Euch entscheiden.“ Die jungen Reisenden hörten diese Entscheidung mit vieler Freude und dankten Gott, sie wohl und gesund erhalten zu haben. Sie hatten alles verloren.

Obieh behandelte sie freundlich. Nachdem er sich die Ursache hatte auseinanderlegen lassen, die sie zu ihm brachte, willigte er ein, sie frei zu lassen, vorausgesetzt, daß die englischen Capitaine an der Küste das Ehgegeld für sie zahlten, das er auf den Werth von 20 Sklaven in Waaren festsetzte. Der Sohn eines Königs in der Nähe der Mündung des Rio Nun, des Hauptarmes des Kuarra, versprach für die Summe zu stehen, wenn die Gefangenen ihm eine ziemlich starke zahlten. Richard Lander willigte ein, ihm eine Anweisung auf einen englischen Capitain zu geben. Unter dieser Bedingung wurde er freigelassen und am 12. Nov. schiffen sie sich mit ihren Leuten in einer großen Pirogue wieder ein. Am 14. kam man in einen kleinen Arm des Flusses, der sich links wendete, und bald spürten die Reisenden zu ihrer großen Freude die Bewegung der Ebbe und Fluth. Man begegnete bald dem Könige, der in einer Pirogue seinem Sohne entgegengefahren war. Er brachte die jungen Reisenden in seine Hauptstadt, die sie als den schmutzigsten, elendesten und schrecklichsten Ort beschreiben, den man sehen könne. Der Monarch verlangte von ihnen die Bezahlung der Abgabe, welche alle Weiße entrichteten, welche in den Fluß kämen, und da er durchaus darauf bestand, so gab ihm R. Lander eine Anweisung auf einen Capitain, der am Eingange des Flusses vor Anker lag. Dann reiste der junge Mann mit einem seiner Leute ab; sein Bruder und die Andern sollten bleiben, bis die Waaren an den König abgeliefert seyn würden. Am 18. war er seit einer Viertelstunde in den Rio Nun gelangt, als er eine englische Brigg vor Anker liegen sah. Er ging an Bord; der Capitain hatte sich eben erst von einem heftigen Fieberanfälle erholt; Lander nannte sich und ließ ihm seine Instructionen von einem Manne vom Schiffe vorlesen; dann bat er, ihn loszukaufen und seinen Bruder, und versicherte, alles, was er für sie auslege, werde sicherlich von der britischen Regierung wiedererstattet werden. Zu seiner Ueberraschung und höchster Bestürzung weigerte sich aber der Capitain, auch nur einen Schilling herzugeben, und schwur trotz seiner Krankheit und seiner Schwäche auf die entsetzlichste Weise.

Lander machte noch einen Versuch bei dem Capitain, erhielt aber nichts zur Antwort, als: „Bringen Sie Ihren Bruder und Ihre Leute an Bord, ich werde sie mitnehmen; aber, wie ich Ihnen schon gesagt habe, erhalten können Sie von mir auch nicht einen Pfennig.“ Zum Glück ließ sich der Reger von Lander überreden, den Bruder desselben und die Reisegefährten zu holen; er brach sehr unzufrieden auf, vollzog jedoch treu seinen Auftrag und am 24. früh befanden sich die beiden Brüder beisammen an Bord des englischen Schiffes. Sie versprachen dem Reger, er solle gewiß erhalten, was man ihm schuldig sey, und dies Versprechen ist erfüllt worden.

Am 27. fuhr das Schiff über die Barre des Rio Nun, und am 1. Decbr. landeten die jungen Reisenden zu Clarence Cove auf der Insel Fernando Po. Am 20. Jan. 1831 schiffen sie sich von neuem auf einem

englischen Kriegsschiffe ein, das nach Rio Janeiro fuhr, und am nächsten 9. Juni langten sie in Portsmouth an.

Die britische Regierung und die geographische Gesellschaft von London belohnten die jungen Reisenden reichlich, welche ein lange bestrittenes Problem gelöst, nämlich die Mündung jenes Flusses gefunden hatten, der seit den ältesten Zeiten unter dem Namen des Niger bekannt war, und dem die Reger verschiedene Namen beilegen, wie Dialiba, und Kuarra, ehe er sich in mehrere Arme theilt, um das große Delta zu bilden, durch welches er in den Meerbusen von Guinea gelangt. Mehrere dieser Mündungen sind noch nicht erforscht, und die Ungesundheith des niedrigen und sumpfigen Landes, durch welches die vielfachen Verzweigungen des Flusses strömen, wird noch lange dem Eifer der kühnen Männer, welche in demselben hinauffahren wollen, große Schwierigkeiten entgegensetzen.

Kaufleute aus Liverpool gedachten aus der Entdeckung Landers Nutzen zu ziehen. Eine Gesellschaft rüstete zwei Dampfschiffe aus; der Kuarra von 150 Tonnen war von Holz erbaut; der Alburka von 56 Tonnen dagegen von Eisen und ging nur 3 Fuß in Wasser; eine Brigg von 160 Tonnen sollte diese Schiffe begleiten und an der Mündung des Rio Nun bleiben, um die Waaren aufzunehmen, die man einhandelte. R. Lander leitete diese Expedition; sein junger Bruder wollte sich den Zufällen dieser neuen Reise nicht wieder aussetzen. Die Schiffe brachen von Liverpool Ende Juli 1832 auf und langten vor der Mündung des Rio Nun am 19. Octbr. an. Am 27. begannen die Dampfschiffe den Fluß hinaufzufahren, was indeß nicht ohne Widerstand von Seiten der Hauptlinge geschah; diese zogen ihren Hauptgewinn aus dem Sklavenhandel und bemühten sich natürlich, eine Expedition scheitern zu lassen, die in das Innere eindringen und nur Palmöl, Eisenblei, Leder, Gold, kurz andere Erzeugnisse dieser Gegenden einhandeln, und überdies den Bewohnern europäische Waaren viel billiger liefern wollte, als sie von den Handelsleuten an der Küste verkauft wurden. Man hatte Negerlotsen an Bord genommen, um den Fluß hinauffahren zu können. Einer der Hauptlinge trug einem derselben auf, das Schiff scheitern zu lassen. Man gelangte indeß am 7. Novbr. nach Eboe, ohne daß man eine Person verloren hatte; man mußte jedoch ein Dorf zerstören, das 30 Meilen weiter unten lag; die Einwohner desselben hatten die Fahrzeuge hindern wollen, vorüberzufahren, und es mußte ein Beispiel statuiert werden. Nichts desto weniger nahm der König von Eboe die Engländer gut auf und es wurden von beiden Seiten Geschenke gegeben. Man nahm Lebensmittel ein und am 9. gelangte man zu einer großen Erweiterung des Flusses, die Lander für einen See gehalten hatte; die Breite beträgt ungefähr 1500 Toisen und die Tiefe 42 Fuß.

Zwei Tage nachdem man Eboe verlassen, fingen Krankheiten an sich auf den Schiffen zu zeigen; am 6. Decbr. hatte der Kuarra 14 Mann verloren und der Alburka 3. Dieser Unterschied in der Sterblichkeit auf beiden Schiffen wurde der Kühle zugeschrieben, die auf dem Alburka des Eisens wegen herrschte, aus dem er bestand. Der König von Atta nahm die Engländer sehr schlecht auf, und die Priester boten alle mögliche Zaubereien auf, um sich der Fortsetzung der Fahrt zu widersetzen. Man erbot sich vergebens, europäische Waaren für Eisenblei zu geben.

Dann gelangte man nach Bocqua, einer kleinen Stadt, die Lander vorher am rechten Ufer gesehen hatte, die aber nach einer Plünderung durch einen feindlichen Volksstamm auf das entgegengesetzte Ufer verlegt worden war. Die neue Stadt hatte wie die alte einen Markt auf dem Fluße; ein Umstand, der erwähnt zu werden verdient, und der beweist, daß die höchste Rohheit und Civilisation oft zusammentreffen, ist, daß dieser Markt auf neutralem Gebiete gehalten wird, in einer Art Freihafen, wohin die Stämme, die unter feindlichen Königen stehen, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, Kaufwaaren bringen. Die hauptsächlichsten bestehen in Schurzen, Pferden, Ziegen, Schafen, Reis, Piro, Butter und andern Schwaaren.

Ueber Atta ist die Fahrt auf dem Flusse höchst schwierig, weil sich häufig Felsenstücke in ihm befinden. Der Kuarra (Nuorra) fuhr mehrmals auf und mußte endlich sechs Monate an einer Stelle liegen. Der Aburka, der weniger tief in Wasser ging, war glücklich und gelangte bis zur Verbindung des Tschadua und des Kuarra. Indes verringerte die Sterblichkeit die Mannschaft sehr. Reger-Matrosen, die man in Sierra Leone eingenommen hatte, und welche man Krumen nennt, widerstanden der Geißel, welche die Weißen hinraffte, und zeigten sich auch immer treu. Der Capitain des Kuarra, der Langeweile an Bord empfand, machte im Monat Februar 1833 einen Ausflug bis Funday, einer wichtigen Stadt an dem Tschadua. Er suchte vergebens ein Comptoir in Funday anzulegen; der König verbot ihm, mit seinen Unterthanen in Verbindung zu treten; sonst behandelte er ihn nicht schlecht. Bei der Rückkehr an Bord fand der Capitain sein Schiff wieder flott; aber die Mannschaft hatte sich bis auf zwei kranke englische Matrosen verringert. Lander, der auf einem Boote weiter gefahren, war bis Egga gekommen und dann auf die Mündung des Flusses zurückgekehrt, um neue Baaren von der Brigg zu holen. Dann begab er sich bis Fernando Po. Später fuhr er wieder in einer Pirogue den Fluß hinauf, bis er am 21. Juli 1833 den Capitain des Kuarra traf, der nach der Küste zurückkehrte. Man kam überein, daß der letztere seine Fahrt fortsetze, Lander aber mit dem Aburka, wo möglich, bis Kabba und selbst bis Bussa fahre. Der junge Mann rechnete sich auf das Gelingen seiner Pläne und hoffte, ununterbrochene Verbindungen zwischen seinem Vaterlande und jenen Binnenländern Afrikas einzuleiten.

Zu Ende des Jahres sah er Fernando Po wieder; der Gouverneur dieser Niederlassung ließ ihm eine große Schaluppe und er schiffte sich auf einem Cutter nach Rio Janeiro ein. Hier verließ er das Schiff und ging mit seinen Baaren auf die Schaluppe. Er hatte den Plan, den Aburka wieder zu erreichen, den er einige Wochen vorher abgeschickt hatte. Er war schon über 300 Meilen weit mit Mähe gegen die Strömung gefahren; er und seine Leute befanden sich wohl. Plötzlich wurden sie aber von Hintenschiffen aus einem Gebüsch überfallen; drei Mann blieben sogleich todt und vier wurden verwundet. Unter diesen befand sich auch Lander. Vor dem Angriffe war die Schaluppe auf den Sand gerathen und die Leute waren an das Land gegangen, um sie flott zu machen. Sie waren demnach genöthigt, um sich zu retten, in ein Boot zu springen, das der Schaluppe folgte, und so schnell als möglich zu fliehen. Kriegspiroguen mit vielen Menschen verfolgten sie fünf Stunden lang bis in die Nacht und schossen fortwährend auf sie. Die Engländer erreichten endlich die Mündung des Rio Nun, und am 27. Jan. landeten sie zu Fernando Po. Lander starb daselbst, trotz dem Beistande, den ihm der Commandant angedeihen ließ, am 6. Febr. 1834. Man vermutet, europäische Handelsleute, die beim Eclavenhandel theilhaftig, möchten dem Werde dieses muthigen Reisenden nicht fremd gewesen seyn. Alle seine Papiere gingen verloren.

Unter den verschiedenen Unternehmungen, die wir erwähnt haben, hatten mehr die durch Erzählungen arabischer Reisender so berühmte Stadt Timbuctu zum Ziele. Im Jahre 1826 gelangte Laing, dessen Reise zu den Quellen der Nigelle wir erwähnt haben, nach Timbuctu, aber mißhandelt, verwundet und geplündert von den Nomaden der Küste, welche die Caravane anhielten, mit der er von Tripolis aufgebrochen war. Sein Diener war von diesen Barbaren ermordet worden. Die Mauren der Caravane Laings hoben ihn auf und brachten ihn endlich wieder zum Leben. Sobald er zu Bewußtseyn gekommen, setzten sie ihn auf sein Kamel. Er erholte sich langsam, gemäß aber endlich doch in Folge der Pflege eines Tripolitaners in Timbuctu, dem man ihn übergeben hatte. Während seines Aufenthaltes in der Stadt wurde er nicht belästigt; er konnte frei umhergehen, selbst in die Moscheen. Er machte einen Ausflug bis an das Ufer des Dialiba, der in geringer Entfernung südlich von der Stadt fließt, und richtete seine Weiterreise so ein, daß er diesen Fluß bis Sego hinausging; von da würde er zu den französischen Comptoirs am

Meile in Afrika.

Senegal gekommen seyn, kaum aber hatte er seinen Plan den Fulahs an den Ufern des Dialiba mitgetheilt, als alle erklärten, sie würden es nicht zugeben, daß ein Kazarah ihr Gebiet betrete, und wenn er es versuchen, solle er es bereuen. Laing wählte, als er sah, daß sein ursprünglicher Plan zu gefährlich sey, einen andern Weg in der Hoffnung, sich einer Caravane von maurischen Handelsleuten anzuschließen, die Salz nach Gausanding brachten; nachdem man aber fünf Tage nach N. von Timbuctu gereist war, traf die Caravane auf eine Horde unter der Führung eines fanatischen Alten, der Laing unter dem Vorwande festhielt, er sey ohne seine Erlaubniß in sein Gebiet gekommen; dann wollte er ihn nöthigen, den Islam anzunehmen. Laing, der zuerst auf den Schutz des Paschas von Tripolis vertraute, der ihn allen Scheichs der Wüste empfohlen hatte, weigerte sich und blieb unerschütterlich. Der Scheich ließ ihn deshalb endlich von Regersclaven erdrosseln. Die Instrumente Laings, seine Papiere und die wenigen Baaren, die er noch besaß, wurden geraubt.

René Caillie, ein Franzose aus Rouzé in der Vendée, war glücklicher als Laing. Er trieb Handel am Senegal, aber der Gedanke, das Innere von Afrika zu besuchen, beherrschte alle andern. Zuerst begab er sich in die englischen Niederlassungen am Gambia und nahm Theil an den Versuchen Greys und der Gefährten desselben; als er an den Senegal zurückgekommen, begab er sich zu den Bracknas, die an den Ufern desselben leben. Als er sich überzeugt hatte, daß er von dieser Seite nichts bewirken könne, begab er sich nach Katsombi an dem Rio Kunez, legte die Kleidung eines Muselmannes an und schloß sich am 19. April 1827 einer Caravane Mandingos an, die sich nach dem Dialiba begab. Er erzählte den Mandingos, er sey in Kegypten von arabischen Eltern geboren und in seiner frühesten Kindheit von Soldaten der französischen Expedition mit in das Land derselben genommen, später aber an den Senegal gebracht worden, um da die Handelsgeschäfte seines Herrn zu betreiben, der ihm endlich die Freiheit geschenkt habe. „Da ich nun frei bin und hingehen kann, wohin ich will, wünsche ich natürlich, nach Kegypten zurückzukehren, um meine Familie wiederzufinden und den muslimännischen Glauben wieder anzunehmen.“ Caillie war von einem Führer und einem Fulah-Diallon begleitet, der sein bescheidenes Gepäck trug. Er ging über den Fulah-Diallon und gelangte am 2. August in das Dorf Timé, wo ihn Krankheit fünf Monate aufhielt.

Als er derselben, dem Scorbut, endlich entgangen war, brach er am 9. Jan. 1828 wieder auf und begab sich zu Lande bis Dschenné. Diese Stadt liegt auf einer Insel, kann 2½ Meile im Umfange haben und ist von einer Erdmauer umgeben, die schlecht gebaut, 10 Fuß hoch und 14 Zoll dick ist. Die von Backsteinen erbauten Häuser sind so groß wie jene in den europäischen Odrfern; die meisten haben eine Etage und ein Verfassungdach. Die Gemächer erhalten Licht und Luft nur durch die Fenster, welche auf einen Hof gehen. Die Mauern sind, besonders außen, gut mit Sand betrappt, denn an Kalk fehlt es. Eine Treppe im Innern führt auf die Terrasse hinaus; einen Schornstein giebt es nicht und oft kochen die Sklaven im Freien. Die Straßen sind nicht gerade, doch ziemlich breit für ein Land, in welchem man den Gebrauch der Wagen nicht kennt; acht bis neun Personen können neben einander gehen; sie sind dabei sehr reinlich und werden alle Tage gefeiert. Da Dschenné 7 bis 8 Fuß hoch liegt, so wird es von den periodischen Ueberschwemmungen des Flusses nicht betroffen; auf einer großen Moschee von Erde stehen zwei massive nicht eben hohe Thürme, an denen Millionen Schwaben nisten, was einen unerträglichen Gestank verbreitet. Eine große Anzahl Bettler, Blinder und Kranke sucht eine Zuflucht im Schatten der Bäume umher.

Mandingos, Bambaras, Fulahs bilden die Bevölkerung von Dschenné, die Caillie auf 10,000 Seelen schätzte. Auch viele Mauren leben daselbst. Man spricht da die diesen vier Nationen eigenen Idiome und überdies einen besondern Dialect, welcher kassar heißt und bis Timbuctu gebräuchlich ist. Alle Einwohner sind Muselmänner, und wenn die heidnischen

Dambara's dahin kommen, müssen sie das Gebet verrichten, weil sie sonst von den Fula's mißhandelt werden würden, welche die zahlreichsten und fanatischsten sind. Die Frauen zeigen sich jedoch öffentlich unverhüllt; sie essen aber nie mit ihren Männern, nicht einmal mit ihren männlichen Kindern.

Nur die Schrift der Araber ist in Gebrauch; fast alle können lesen, aber sehr wenige verstehen die Sprache. Es giebt Schulen, in denen man den Koran lesen lehrt. Der Handel ist sehr lebhaft in Dschenne; Gailié verwunderte sich über die Menge, die sich auf dem Markte befand, der mit allen zum Leben notwendigen Gewaren reichlich versehen war. Sie werden dahin gebracht von den Bewohnern der benachbarten Dörfer, welche Salz und andere Gegenstände einkaufen; die europäischen Waaren sind sehr theuer; fast alle hielt der Reisende für englisches Fabrikat, doch sah er auch einige französische Flinten. In den Straßen traf er viele Perumträger, die wie in Europa ihre Waaren ausriefen. Alle Tage kommen Caravanen an und gehen ab.

Am 23. Mai begab sich Gailié auf ein großes Boot, das den Dialiba hinabfuhr. Von Dschenne an enthält dieser Fluß eine große Anzahl Inseln bis zum See Debo oder Dibble, der ziemlich groß ist und ebenfalls einige Inseln enthält. Der Dialiba, der bis zu seinem Ausflusse aus dem See, nach N. geflossen ist, wendet sich dann nach D. durch Sümpfe bis nach Gabra, einem großen Dorfe auf einem Hügel, der es vor den Ueberschwemmungen in der Regenzeit schützt. Ein kleiner Canal führt nach Gabra; er ist aber in gewöhnlicher Zeit nur für kleine Piroguen befahrbar; die andern müssen in dem Hafen an dem Ufer des Dialiba bleiben. Die Waaren werden auf Eseln und Kameelen von Gabra nach Timbuctu gebracht.

Am 20. April mit Sonnenuntergange gelangte Gailié nach Timbuctu, „jener geheimnißvollen Stadt, dem Gegenstande der Forschungen der civilisirten Nationen Europas. Ich empfand ein unaussprechliches Gefühl von Zufriedenheit, wie nie vorher, und meine Freude war außerordentlich groß. Aber ich mußte die Aeußerungen derselben unterdrücken. Uebrigens erkannte ich bald, daß der Anblick, der sich meinen Augen darbot, meinen Erwartungen nicht entsprach; ich hatte mir eine andere Vorstellung von der Größe und dem Reichthume dieser Stadt gemacht; sie zeigt auf den ersten Anblick nur einen Haufen schlecht gebauter Erdbäuser; nach allen Seiten hin sieht man nur unermessliche Ebenen von beweglichem Sande, der weißgelb ist. Der Himmel hat am Horizonte eine blaßrothe Farbe; alles ist traurig in der Natur; die größte Stille herrscht; man hört den Gesang keines einzigen Vogels. Indes hat es auch etwas Unposantes, eine große Stadt mitten im Sande zu sehen, und man bewundert die Anstrengungen, die ihre Gränder aufzuwenden haben müssen. Timbuctu wird vorzugsweise von Negern der Kiffur-Nation bewohnt; viele Mauren haben sich ebenfalls da niedergelassen und treiben Handel; später kehren sie in ihre Heimath zurück, um friedlich und ruhig dort zu leben; sie haben einen großen Einfluß auf die Eingeborenen. Der König oder Gouverneur ist ein von seinen Unterthanen sehr geachteter und in seinem Leben sehr einfacher Regent. Die viele andere Häuptlinge dieser Länder ist er Kaufmann und sehr reich; seine Vorfahren hinterließen ihm ein ansehnliches Vermögen.

„Timbuctu kann 3 Reisen im Umfange haben und gleicht Dschenne sehr. (Zaf. 14. Abthl.) Die Stadt hat sieben Moscheen; ihre Einwohnerzahl beträgt höchstens 12,000 Seelen; die Caravanen, die sich da aufhalten, steigern augenblicklich diese Zahl; sie hat keine andern Hülfquellen als ihren Salzhandel und bezieht von Dschenne alles, was zum Lebensunterhalte nöthig ist. Die Caravanen, die von Tripolis und Marocco kommen, bringen alle Arten europäischer und asiatischer Waaren mit, die dann nach den andern Ländern Sudans verschickt werden.

„Die Einwohner sind in ihrer Kleidung und im Innern ihrer Häuser sehr reinlich; die Frauen tragen eine weite Tunica von Baumwollengeuge und Schuhchen von Maroquin; ihr Haar ist sehr künstlich geflochten. Die Reichen schmücken Hals und Ohren mit Glas- und Korallenperlen.

Wie die in Dschenne haben sie einen Ring in der Nase, silberne Armbänder und Ketten von versilbertem Eisen um die Knöchel.“ (Zaf. 14. Abthl.)

In den vierzehn Tagen, die Gailié in Timbuctu blieb, war das Wetter immer heiß und der Wind wehte fortwährend aus Osten.

Am 4. Mai brach Gailié mit der Caravane von Tasslet auf; sie bestand aus 1400 mit Waaren beladenen Kameelen; die Reisenden, die Sklaven von jedem Alter und Geschlechte eingerechnet, beliefen sich auf 400. Man zog nach N. und kam durch Arauan, eine Stadt, die einen ansehnlichen Salzhandel treibt und von Mauren bewohnt wird. Von Zeit zu Zeit traf man Brunnen mit salzigem Wasser, wo man oft Halt machte. Man litt viel von Durst. Gailié sagt, beim Anblicke der Wüste, welche den Blicken nur eine unermessliche Fläche blendend weißen Landes mit einem Feuerhimmel darüber zeige, hätten die Kameele in langgedehnten Adnen gekrümmt und an die schöne Vegetation ihrer Heimath gewohnten Regersklaven wären härter und traurig geworden. Am 29. Juni erreichte die Caravane El Farib, wo sie sich in mehrer Trupps theilte, und am 23. Juli gelangte sie nach Tasslet. Gailié vermied es, durch die Hauptstadt des Reiches von Marocco zu reisen, und am 17. Septbr. gelangte er mit einem Führer nach Tanger. Desapote, der Viceconsul Frankreichs, nahm den jungen Reisenden mit der einem muthigen Manne schuldigen Achtnahme auf.

Kapitel XIX.

Die Dafen.

Inmitten der unermesslichen Fläche der Sahara liegen bewohnte und bebaute Strecken, die man mit Inseln vergleichen kann. Nach dem Beispiele der Alten bezeichnen wir sie mit dem Namen Dase; die Araber nennen sie Uah. Die bedeutendsten liegen in D. der Wüste. Die südlichste ist Darfur, welche 1793 von dem Engländer W. G. Browne besucht wurde. Er brach von Cairo mit der dahin abgehenden Caravane auf, durchzog die Wüste, dann die Dafen El Kargeh und Selime und erreichte am 23. Juli Badt Mazenul, die erste Süßwasserquelle in Darfur. Die Menge des Regens und die Verwüstungen der weißen Ameisen nöthigten die Caravane, in dem Dorfe Sueini ein Unterkommen zu suchen, wo alle Kaufleute, selbst die Eingeborenen, auf die Erlaubniß des Sultans zur Weiterreise warten mußten. Browne, der mit den Handelsleuten nicht gemein hatte und in der Caravane für den Fremden des Königs galt, erfuhr den melik oder Gouverneur um die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen, und erbot sich, die Abgaben zu bezahlen, die man von ihm für sein Gepäck verlangen könnte; aber er war bei dem Sulttan durch einen Mann aus Cairo verleumdet worden, der ihn begleitete und den man ihn empfohlen hatte. Dieser Treulose ließ dem Fürsten durch einen Einwohner von Sueini andeuten, Browne sey ein Ungläubiger, in das Land mit bösen Absichten gekommen und man werde wohlthun, wenn man ihn genau beobachte. Bald kam der Bote Brownes mit einem Schreiben des Sultans zurück, der befahl, ihn nach Sobbe, der Hauptstadt, abreißen zu lassen, wo er bleiben müsse, bis er den Befehl erhalten haben würde, vor dem Monarchen zu erscheinen. Am 7. Aug. kam Browne in Sobbe an. Alle, die ihn in Egypten und auf der Reise gekannt hatten und die ihm einen Dienst hätten erweisen können, waren nun zerstreut. Die Darfurer, die ihn als Ungläubigen ansahen, dessen Farbe schon ein Zeichen der Krankheit und des göttlichen Zornes sey, verschmähten es, mit ihm in Verbindung zu treten. Die Aufregung zog ihm bald ein heftiges Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Nach einem Monat, als er sich wohler fühlte, erhielt er die Erlaubniß, nach El Tasslet zu gehen, wo sich der König befand. Das Aufhören des Regens gab ihm seine Gesundheit wieder. Er kam nach Sobbe zurück und man gewohnte sich allmählig an seinen Anblick. Endlich im Sommer 1794, als er nach

El Tasher zum zweitenmale ging, sah er den Sultan, bot ihm Geschenke und bat vergebens um die Erlaubniß abzureisen; sie wurde ihm erst 1796 bewilligt. Während dieses langen Aufenthalts hatte man ihn den größten Theil seiner Fabeligkeiten abgenommen und nur den zehnten Theil des Werthes dafür bezahlt. Aus Langeweile, die er durch nichts vertreiben konnte, kaufte er zwei Löwen, um sie zu zähmen. Am 3. März endlich reiste er mit einer Caravane ab, die erst nach vier Monaten in Synt am Nil ankam.

Darfur oder das Land Fur ist eine wahre Dase, aus mehreren Gruppen bestehend, in D. von den Felsen Tega und Wanna begrenzt und von Sandwüsten umgeben. Man sieht da nur Bäche und auch diese füllen sich nur in der Regenzeit; kaum beginnt der Regen zu fallen, so bedeckt sich die vorher dürre Erde mit der schönsten Vegetation und einem reichen Grün. Der Durra, die Bohnen, der Sesam und andere Pflanzen wachsen üppig und dienen den Einwohnern zur Nahrung. Der Tamarindenbaum ist der einzige, der eine große Höhe erreicht; die Dattelpalme erlangt nur eine mäßige Größe. Die Kameele, die Schafe, die Ziegen und Rinder sind gemein.

Browne schätzte die Einwohnerzahl von Darfur auf 200,000 Seelen. Die Darfurer haben wolliges Haar und eine schwarze Haut. Es giebt unter ihnen Araber, die theils Nomaden sind, theils feste Wohnplätze haben, und Berbern. Alle bekennen sich zum Islam. Die Caravanen von Sudan und Aegypten machen in Darfur Halt. Der Abgang jener nach Cairo ist das größte Ereigniß im Jahre; sie hat bisweilen 15,000 beladene Kameele und 72,000 Sklaven gezählt.

Verläßt man Darfur, um nach K., nach Aegypten zu, zu reisen, so zieht man acht Tage lang in der Wüste an den Felsen hin, welche man bei Bir el Mattha schief durchschneidet. Das Wasser der Brunnen ist da so salzig, daß man es nicht trinken kann. Man sammelt in der Nähe sehr weißes und festes Natron; die Pandicente bringen es nach Aegypten, wo es theuer verkauft und zum größten Theile zum Schnupftabak mit verbraucht wird.

Man reist in vier Tagen nach El Egy, wo es ein wenig salziges Wasser giebt, und von da in fünf Tagen nach Selimeh, einer kleinen grünen Dase, deren Anblick doppelt erfreut, denn man findet da das beste Wasser auf dem ganzen Wege; aber es wächst nichts da, das zur Nahrung des Menschen dienen könnte. Die Kaufleute erzählen nach ihrer Gewohnheit viele Märchen von einem kleinen steinernen Hause, das man da sieht und das wahrscheinlich von irgend einer der arabischen Horden erbaut wurde, die bei der Reise durch die Wüste da anhalten. Es giebt Salzgruben nördlich von Selimeh.

Zwei Tage braucht man, um bis nach Schab zu kommen, dessen Name anzeigt, daß der Boden sehr aluinhaltig ist. Die Erdoberfläche, die an vielen Stellen sehr lehmig ist, ist mit rothen Steinen bedeckt. Man muß mehre Fuß tief in den Sand graben, um Wasser zu finden. Dieser Ort wird häufig von dem Abades besucht, die lähne Kauver sind.

Man reist noch fünf Tage weiter, durchschneidet den Wendekreis des Krebses und gelangt nach Mogs, dem südlichsten Dorfe der Dase El Kargeh, oasis magna der Alten. Sie wurde von Poucel und Browne und neuerlich von andern Reisenden, z. B. von Caillaud, Edmonstone, Postins, besucht, die sie sorgfältig beschrieben. Ihre Länge von K. nach S. beträgt 35 Stunden und die mittlere Breite 5. Sandsteinfelsen begrenzen sie in D. und W. Ihre Quellen, ihre kleinen Bäche, ihr Grün contrastiren angenehm mit dem dürren Sande, der sie von allen Seiten umgibt. Der Thermometer steigt da bis 37 Grad. Das Klima ist im Winter sehr veränderlich, bisweilen regnet es stark. Im Sommer ist das Wasser der Quellen stark mit Eisen und Schwefel geschwängert und warm, wenn es aus der Erde herauskommt; es versiegt nie. Der Boden ist leicht, von röthlicher Farbe; man macht ihn fruchtbar durch Bewässerung, die durch kleine Canäle bewirkt wird. Die Haupternten sind Getreide und Reis. Die Datteln geben eine große Menge Früchte; die

Sitronen und Limonen sind ebenfalls in den eingedämmten Gärten sehr gemein.

Die Bevölkerung besteht aus Beduinen, welche der Pascha von Aegypten sich unterworfen hat. Er behandelt sie sehr mild, hebt unter ihnen keine Sklaven aus und begnügt sich mit einem Tribute.

Bisweilen erfahren sie Einfälle von Seiten der Negerbinder oder Mauren aus W. Sie haben eine minder dunkle Farbe als die Fellahs in Aegypten und scheinen bisweilen entweder von der Ungesundheit des Klimas oder durch die schlechte Beschaffenheit des Wassers zu leiden. Sie verfertigen aus Palmblätterstämmen künstlich Körbe und Decken. Die Frauen gehen nicht verschleiert.

Die Dase zeigt an verschiedenen Stellen Ueberreste von Gebäuden, die sehr alt sind und Ähnlichkeit mit denen aus dem Jahrhunderte der Pharaonen haben, theils aus neuerer Zeit herrühren, deren Zierrathen bezeugen, daß sie christliche Kirchen oder Moscheen waren. Der Tempel von Kasr el Jagan liegt auf einem Hügel und ist aus gebrannten Steinen gebaut; er hat ein sehr malerisches Aussehen. (Taf. 16. Abbild.), wenn man ihn in einem Haine von Palmen und Akazien erblickt. Man liest auf Steinblöcken Ueberreste von griechischen Inschriften. Alle Sculpturen sind in ägyptischem Style, einige aber reichen nicht über die Zeit der römischen Kaiser hinaus.

Kasr Baty, eine Stunde in K. von Jagan, hat einen prachtvollen Tempel auf der Spitze eines Hügels. Er ist von einer sehr dicken, plump aus gebrannten Steinen erbauten Mauer umgeben. Der Sand hat sich an derselben aufgehäuft und ist bis in das Innere des Tempels gedrungen. (Taf. 16. Abbild.)

Weiter nach K. zeigt das Dorf El Kargeh, das ansehnlichste der Dase, die größte Anzahl von Denkmälern; der Tempel ist ganz denen in Aegypten ähnlich; man liest daran zwei lange griechische Inschriften aus der Römerzeit. Die Necropole auf einem Hügel von vulkanischem Aussehen 1½ Meile nördlich vom Tempel, hat ihrer hohen Lage wegen dem Andrängen des Wüstenlandes widerstanden. Ungefähr 250 Gräber von gebörrten Backsteinen stehen in unregelmäßigen Straßen und sind nach Form und Größe verschieden; doch sind die meisten viereckig; einige haben ein plattes Dach, andere eine Kuppel. Ihr Aeußeres ist mit Pflastern und Arcaden geschmückt. Der vortreflich erhaltene Zustand ist ein Beweis von der Trockenheit des Klimas. Das Innere ist durchwühlt worden; die Gemäcker sind mit Stücken von Mumienbändern bestreut. An den Wänden bemerkt man kaum lesbare Inschriften in koptischer, griechischer und arabischer Sprache, und griechische Kreuze. (Taf. 16. Abbild.)

Drei Wege führen von der Dase El Kargeh nach K. und D. nach Aegypten; ein vierter wendet sich nach W., zuerst über die Wüste, dann durch eine feiste und steile Schlucht, wo man die Ruinen des Tempels von Ain Amur an einer von Dattelpalmen beschatteten Quelle findet. Man reist sodann auf einer Hochebene und steigt in das Bett eines ausgetrockneten Bildbaches hinab. Teneybeh ist das westlichste Dorf der Dase Dattel oder der innern oder westlichen, 35 Stunden von Kargeh, mit welcher sie viel Aehnliches hat. Die vornehmsten Dörfer derselben sind El Gazar und El Salamun. Die Umgegend von Bellata und Dey el Haya enthält Ruinen von alten Tempeln. Man bereitet da Indigo. Edmonstone und zwei andere Engländer entdeckten diese Dase 1819. Der erstere hat sie beschrieben und ihre Denkmäler abgebildet. Caillaud und Wilkinson besuchten sie später. Alle diese Reisenden rühmten den lebenswürdigen und wohlwollenden Charakter der Einwohner.

Reist man nach NW. über ein hohes und ddes Land, so gelangt man in weniger als vier Tagen nach der Dase Karafreh, die nicht groß ist. Die Bewohner sind nicht so freundlich wie jene von Dattel gegen die Christen. Die Häuser des Dorfes liegen um ein Castell her, in welches die Einwohner sich flüchten, wenn sie von den Arabern angegriffen werden. Man verschließt die Thüre durch einen sehr großen Stein, und von einer hohen Mauer herab schließen einige mit Flinten auf die Angreifer.

senden, während andere einen Steinhagel auf dieselben herabwerfen. Das angebaute Land liegt zerstreut in der Wüste; das beste ist mit Olivenbäumen bepflanzt und grenzt an das Dorf; man baut aber auch Getreide, Kichengewächse, Datteln und anderes Obst.

Drei Tage muß man nach N.D. reisen, um zu der kleinen Oase zu gelangen. Man geht durch El Fayy, das dazu gehört, und püßert dahin zu dem Grabe eines Heiligen. Man sieht in Uffor, $\frac{1}{2}$ Stunden in S.D. Ueberreste von christlichen Gebäuden und andere Trümmer, deren Zahl fortwährend durch den Sand verringert wird.

El Uah el Bahryeh (vasis parva der Alten), drei Tagereisen in N.B. von Farafreh, ist ein etwa 10 Stunden von D. nach B. langes und 2 St. breites von Felsen umgebenes und durch ein Gebirge in zwei Theile geschiedenes Thal; der östliche Theil ist der größere. Browne, Belzoni und Caillaud haben sie beschrieben. El Menbyeh, mit Trümmern von alten Wasserleitungen und eisenhaltigen Quellen; Sabu, in dessen Nähe drückende Reste von koptischen Wohnungen; Beled-el-Aguzeh sind Dörfer in D., und Rasr mit zahlreichen Ruinen von Wasserleitungen, von Kataomben und einem kleinen römischen Triumphbogen, und El Baufyti die in B. Caillaud und Le Thorzel wurden in dieser Oase sehr gut aufgenommen, wo ihre astronomischen und geodätischen Arbeiten endlich Argwohn bei den unwissenden und abergläubischen Bewohnern erweckten; man mißhandelte sie zwar nicht, aber man sah sie gern abtreiben. „Der westliche Theil besonders ist sehr bewaldet; der Boden ist in jeder Jahreszeit mit einer dichten Vegetation bedeckt; seit dem Ende des Januars blühten die Aprikosendäume. Eine große Anzahl kleiner Canäle verbreiteten das Wasser über die Ländereien, wo es sich zwischen grünen Teppichen, unter dichten Palmen- und Aprikosendäumen hinschlängelte. Schöne Pfirsichen, Citronen- und Pomeranzendäume erhöhen den Reichtum und machen das Land zu einem zauberhaften Aufenthalt. Der Boden dieser kleinen Oase, fährt Caillaud fort, ist ein sandiger Lehm; Gipsatz ist in großer Menge da verbreitet; auch rother Ocker findet sich häufig und zeigt sich überall an der Oberfläche. Die Einwohner sagten mir, es fiele fast alle Jahre im Monat Januar ein wenig Regen. Ihre Quellen sind fast das ganze Jahr immer gleich hoch; doch findet eine geringe Abnahme im Sommer statt. Bisweilen, aber selten, fallen Schaaeren von Fenscrecken über die Bäume her und fressen alles ab wie an den Ufern des Nils; man muß sich wundern, daß die unermessliche Wüste, welche die Oase umgiebt, diese Geißel nicht abhält.“

Nach einem neuntägigen Marsche nach W.B. über eine bald steinigte, bald sandige Wüste, wo man einen großen Salzwassersee, Namens El Bahreyr, findet, gelangt man nach der Oase Eyuah oder Ammon, die ungefähr 55 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ St. breit ist. In der neuern Zeit hat Browne sie entdeckt; Fornerman, Caillaud und Le Thorzel, der General Minutoli, Ch. Drovetti, Bottin und andere Reisende haben sie ebenfalls besucht und beschrieben. Im Alterthume war sie durch den Tempel des Jupiter Ammon berühmt. Cambyses, der König von Persien, schickte, um dieses Gebäude zu zerstören, eine Armee ab, die in der Wüste umkam. Später kam Alexander der Große, um das Orakel zu befragen.

Um die Ruinen dieses Tempels zu sehen, kamen so viele Reisende nach dieser Oase; sie heißen Omm-Beydeh und liegen in der Nähe Farafreh, eines von Palmen umgebenen Dorfes, wo es mehrere Quellen, unter andern die Sonnenquelle, giebt. Diese Ruine ist, obgleich nicht groß, durch ihre großen in ägyptischem Style erbauten Massen imposant. Man erkennt sehr deutlich die Ueberreste von zwei Mauern; in der Mitte enthalten sie die Trümmer des Gebäudes, die in einem Theile der Fassade und des Hauptthores, des nördlichen, bestehen. (Zaf. 16. Abbild.) Nach den Spuren der Trümmer kann man annehmen, daß die Länge des Gebäudes ungefähr 40 bis 50 Meter betrug.

Vor dem Denkmale liegen zerstreut umher Capitäler in Lotusgestalt und Säulenschäfte von 3 Meter im Umfange. Ihr Zustand läßt keine Beurtheilung der Verzierung der Capitäler zu; die Säulen selbst scheinen

keine Bildhauerei zu haben. Die äußere Mauer, welche alle Gebäude umschloß, konnte 360 Fuß in der Länge und 300 in der Breite messen. Die innern Thüre der Mauer und die Decken sind mit ägyptischen Sculpturen bedeckt, wie auch der Thorpfeiler zur Linken. Die Ruinen verfallen immer mehr. „Die Natur hat,“ sagt Caillaud, „mehr noch als die Menschenhand die Vernichtung des Tempels von Omm Beydeh gefährdet. Das Plateau, das ihn trägt, ist Kalkstein, oft von Salz durchdrungen; durch die Feuchtigkeit wird er sehr zerreiblich. Der Regen, die Nordwinde, die Berührung des Salzwassers sind ebenfalls mächtige Ursachen, welche die Alterthümer von Eyuah mehr und mehr zerstören; endlich sind sie auch Erdbeben ausgesetzt.“

Die Bewohner dieser Oase sind meist argwöhnisch und misstrauisch gegen die Fremden. Die Bauart von Eyuah, ihrem Hauptdorfe, ist seltsam; es liegt auf einem konischen Felsen und wird von einer 50 Fuß hohen Mauer eingeschlossen, die zwölf Thore hat. Daran lehnen sich Wohnungen; die Häuser haben drei bis fünf Stockwerke; die Straßen sind steil, meist treppendhulich, krumm, bedeckt und dunkel; oft muß man, um sich bei Tage in ihnen zurecht zu finden, eine Lampe in die Hand nehmen; mehrere sind so niedrig, daß man sich bücken muß, um hinein zu gelangen. Man geht von den untern Häusern in die obern auf Wegen, die mit Gerdächern bedeckt sind. Die untern erhalten ihre Licht durch kleine Oeffnungen in dem obern Theile. Es giebt in dem Orte drei Brunnen, einen von süßem und zwei von salzigem Wasser. Eyuah liegt unweit in B. von Omm Beydeh. Wegen der Schwierigkeit, Steine aus dem Berge heraus zu bringen, hat man Ueberreste alter Gebäude und Salzblöcke, die sich häufig finden, als Baumaterialien benutzt.

In Gebel Rontal sieht man Kataomben, aber mit wenigen Hieroglyphen; in Wiedel Kamoseh und an andern Orten Ruinen verschiedener Art; die bemerkenswertheften sind die von Deyr-rum.

Im Osten von dem Hauptdorfe liegen Gorney und Menfchey an der fruchtbarsten Stelle; am Ende breitet sich ein Salzsump in N.D. nach der Wüste zu aus. In Westen von Eyuah beschränkt ein Salzsee, der eine Meile lang ist, das bebaubare Land auf einige vereinzelte Felder. Andere Striche muß man wegen der Menge Salz aufgeben, womit der Boden geschwängert ist. Unter den bebaubaren nennt man hauptsächlich Zeitum, das reich an Oliven ist und wo man ziemlich bedeutende Ueberreste von alten Gebäuden findet.

Die Oase enthält mehrere schwefelhaltige Mineralquellen. Im Westen wehen immer Nordwinde und im Januar und Februar ist der Regen häufig. Die Datteln von Eyuah sind berühmt und ein wichtiger Handelsartikel.

Kommt man von Fuyum nach Eyuah, so geht man über die kleine Oase Barah oder Regel Bagli. Nach B. zu trifft man die Oasen Kufschelach, Marabeh, wo es Alterthümer giebt, Fezzan und endlich die welche einzeln in dem östlichen Theile der Sahara liegen.

Willkinson erfuhr bei seiner Reise in Aegypten, daß man sechs Tagereisen in B. von dem Wege von El Fayy nach Farafreh Wabi Berzoara finde, eine Oase, die neuerlich von einem Araber entdeckt worden sey, der ein verirrtetes Kameel suchte. Man sah dort einige Ruinen. Sechs Tagereisen weiter nach B. findet man die Oase Sebabo, und noch weiter Tagerbo und Rabina. Alle sind von Negern bewohnt, denen die Negerhins Leute rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Kapitel XX.

Barcah und Tripolis.

Die Oase von Eyuah liegt 40 Stunden in S. von dem Mittelägyptischen Meere. Wenn man von Alexandrien aus der Küste folgt nach B. zu, so bemerkt man nur eine kahle Gegend; bebaubares Land zieht sich am Meere hin und erstreckt sich links in einer Entfernung von 10 bis

15 Stunden; darüber hinaus beginnt die Wüste. Hügel, deren Höhe allmählig steigt, je mehr sie sich von dem Meeresufer entfernen, kreuzen in jeder Richtung diesen Rand und lassen Wildbäche herabströmen. Hier und da erheben sich Dattelpalmen und Feigenbäume. Man befindet sich in Marmarica, einem Lande, das von Natur zu Aegypten gehört. Man sieht Ruinen bei dem Thurne der Kraber, bei Abusir (Taposiria), bei Sumah, ein saragenisches Castell bei Samaid, Ruinen zu Schammameh, zu Drefieh, in den Sandstein gehauene Grotten zu Malkaera, Brunnen und Ruinen zu Schammameh. Akabah el Suaghele entspricht dem Catabathmus parvus der Alten und krönt die Hügel, welche an das Cap Kanais stoßen. Ruinen zeigen sich zu Mohabah, zu Beret Norfah oder Boretun (Paretonium), zu Dun Adschubah (Apis). Die Trümmer von Kasr Eadschadiah sind bedeutend und aus der Zeit der Saragemen. Akabah el Kebir ist das Calabathmus magnus. Hierher kann man die Grenze der Gouvernements von Aegypten und Tripolis verlegen. Die Kraber, welche in den benachbarten Thälern wohnen, beschäftigen sich mit Viehzucht und Landbau. Der Berg Akaloah ist ungefähr 900 Fuß hoch; er beginnt unmittelbar am Meeresufer, wo er sich in S. theilt, um sich den Höhen anzuschließen, welche an der Nase Ammon hingleiten. Der Boden oben auf dem Plateau ist sehr fruchtbar; man erblickt von da an der Meeresküste Marsah Solum (Panormus), den geräumigen Hafen.

Man steigt nun in das Thal Dafneh hinab, wo man überall Bewässerungscandle erblickt; Lubruk hat einen Hafen und Ruinen aus der Zeit der Saragemen; Hügel mit Grabgrotten, die sehr schön in dem griechisch-ägyptischen Style verziert sind, und eine schöne schwefelhaltige Quelle, Ain el Sagal genannt, befinden sich in der Nähe des Golfes Bomba, wohin man die westliche Grenze von Cyrenaica verlegt. Die Höhen wenden sich plötzlich nach S. und ziehen sich bis zu den cyrenaischen Bergen. Marmarica ist in O. von den Aulad Ali, in W. von denselben und den Farabi bewohnt.

Die Gelehrten bei der französischen Expedition von Aegypten, Browne, Scholz, der General Minutoli und Pacho, ein in Nizza geborener Reisender, haben verschiedene Theile von Marmarica gesehen. Der letztere durchwanderte es seiner ganzen Ausdehnung nach. „Nachdem wir über eine Lagune gegangen waren,“ sagt er, „welche der Golf von Bomba bildet, gelangten wir zu den Anfängen der alten libyschen Pentapole. Die Schluchten, welche die Seiten derselben durchziehen, nöthigen die Caravanen zu zahlreichen Umwegen. . . Je höher wir kamen, um so mehr änderte die Natur ihr Aussehen. Zuerst bemerkte man nur Olivenbäume und einige Cyrenaica fremder Gesträuche; der noch wenig bewaldete Boden macht den Anbau sehr traurig. Die Kraft der Vegetation folgt dem Fortschritt der Höhen. Endlich nach vierständigem Marsche, sobald wir den Gipfel erreicht hatten, bot sich unsern Blicken ein neues Schauspiel dar; der in den vorhergehenden Bezirken gelbliche oder sandige Boden ist hier mit rothem Ocker gefärbt; Wassertrinnen rieseln von allen Seiten herab und unterhalten eine schöne Vegetation, welche die Hügel bedeckt, sich in reichen Matten ausbreitet oder sich in Büschen von gebrauchten Wachholdersträuchern, grünen Thuyas und bleichen Oliven entwickelt.“

Wegen dieses Aussehen erhielt die Pentapole von den Arabern den Namen Dschebel Akdan (die grüne Wüste). Gegenwärtig führt dieses Land den Namen Barcah und gehört zu Tripolis. Die Länge von D. nach W. beträgt 200 Stunden, die Breite von N. nach S. nicht über 100 St. Der Abhang der Berge im S. bildet den Anfang der Wüste.

Reist man nach N., so gelangt man an das Ende der steinigten Höhen, welche die Aussicht beschränken, und man bemerkt in sehr geringer Entfernung über sich Derne (Darnis) in einer kleinen Ebene. Dieser Gebirgsrücken trennt den steilen Rand des Plateaus von dem Meeresufer; die Stadt ist zum Theil auf dieser Ebene, zum Theil an dem Abhange der Hügel erbaut. Von diesem Punkte aus erscheinen die Häuser des

Einwohner und die Kuppeln ihrer Moscheen gleich weißen Flecken durch die Palmenhaine hindurch oder sie sind über den grünen Teppich inmitten der Gärten der Stadt und der kleinen Felder umher verstreut. Sie besteht eigentlich aus fünf einzelnen Dörfern, deren jedes einen eigenen Namen führt; jenem, das El Megorah heißt, gegenüber, befindet sich der Hafen von Derne, eine schlechte kleine Rhyde, die nur einen wenig sichern Ankerplatz in der schlechten Jahreszeit gewährt. Die benachbarten Berge enthalten zahlreiche Katakomben.

Spuren von alten mehr oder minder bemerkenswerthen Bauten bedecken das ganze Land. Wendet man sich nach NW., so gelangt man nach Gremnah, das den Platz des alten Cyrene einnimmt, auf einen nach N. gerichteten Hügel, der überall mit Ruinen und Trümmern alter Gebäude bedeckt ist. Die Gräber zeugen von der Achtung der Cyrener für ihre Todten; sie sind in den Felsen gehauen und prachtvoll verziert. (Taf. 17. Abbild.) Mitten unter diesen Trümmern erkennt man noch die Wasserleitung, die sonst den Apollobrunnen speiste.

Steigt man von neuem nach dem Meere zu hinab, so gelangt man nach Solometa (Ptolemais), einem Hafen mit einer kleinen Rhyde. Unter den Ueberresten des Alterthums bemerkt man die Trümmer eines Tempels, eine Caserne, an deren Mauern sich eine griechische Inschrift von 66 Zeilen befindet, und Gräber aus ungeheuren Steinblöcken, die auf Hügeln liegen. (Taf. 17. Abbild.)

Weiter hin wendet sich die Küste nach S.; man trifft die Ruinen von Arsinoë, Teuchira, Adriana und Berenice. Bengazi, das der letzten Stadt folgte, ist die Residenz des Bey's, der das Land Barcah regiert; die Seemächte Europas haben da Consulen, und der Handel mit Malta und andern Plätzen des Mittelmeeres ist sehr lebhaft. Ueberall, wo man den Boden der ehemaligen Städte durchsucht, deren Ruinen oft von dem Sande begraben sind, findet man Münzen, Inschriften, Statuen, Stücke von Säulen und andere Trümmer.

Bengazi liegt am Eingange des Dschun el Kabrit, der in der alten Zeit unter den Namen der Großen Syrte bekannt und durch das Unglück der Seefahrer berühmter war. Er ist 125 Stunden von D. nach W. breit und ungefähr 60 tief. In seinem östlichen Theile bringt er am weitesten in das Land ein. Sandbänke, Untiefen und andere Klippen mehrten die Gefahren, welche die Nord- und Westwinde bringen. Das Ufer ist meist kahl, niedrig, sandig, hier und da von Flußmündungen, von Salzwasserlagunen und Sümpfen durchschnitten, von Zeit zu Zeit durch Dünen beweglichen Sandes begrenzt. Geht man an dieser traurigen Küste hin, so trifft man nach einander Simines, Gacora, Lubeh, Minaga, Moktas, Zafraan und andere Flecken, bei denen meist Ruinen liegen, endlich Mesurata und das gleichnamige Cap, welches den westlichsten Punkt des Golfes bildet. Caravanen gehen von Mesurata nach Fezzan und Badey.

Man reist sobald in einer wunderbar fruchtbaren Ebene; man sieht alte Ruinen zu Dzir, man geht über den Wady Kuaam (Cynips), kommt nach Lebida (Leptis), wo es noch Ueberreste herrlicher Gebäude giebt, durchwandert die schönen Ebenen von Tajiura, die von Palmen beschaet sind, und kommt nach Tripolis.

Diese Stadt, die Hauptstadt eines Staates, welchen die neuen Reisenden für den halten, welcher unter jenen an der Küste des Barberei am weitesten in der Civilisation vorgeschritten, ist einer der Hauptplätze des Handels des nördlichen Afrikas mit Europa und der Adämonpunkt, welcher den Ländern im Innern am nächsten liegt, weshalb denn auch die Caravanen von Sudan von da ausgehen und vor allen andern Hafenzentren im N. Afrikas dahin ziehen. Man verfertigt da Teppiche; die Vollenzunge werden hauptsächlich in den Zelten der Kraber gearbeitet. Egon bemerkt, die schönsten Läden gleichen Schuppen, enthalten aber häufig höchst werthvolle Waaren. Ein Bazar ist ausschließlich für den Sklavenverkauf bestimmt, der andern dagegen reichlich mit Lebensmitteln versehen.

Das Innere von Tripolis umschließt Trümmerhaufen, welche die Straßenfläche sehr uneben machen. Die Aufmerksamkeit der europäischen Reisenden wird durch einen Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels besonders in Anspruch genommen. Er ist sehr hoch, und man meint, der von dem Sande verdeckte Theil sey wenigstens eben so groß wie der freistehende, welcher schöne Sculpturen zeigt. Er dient als Magazin. (Taf. 17. Abbild.)

Man schätzt die Bevölkerung von Tripolis auf 25,000 Seelen; sie besteht aus Maurern, Arabern, Türken, Juden und einigen Christen. Die Trachten sind die, welche man an den andern Orten der Levante sieht. Die Araber beschäftigen sich vorzugsweise gern mit Spielen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Gewandtheit in der Handhabung der Waffen zu zeigen, während sie im Galopp dahin jagen. (Taf. 17. Abbild.)

Will ein Tripolitaner einem Gaste eine Ehre erzeigen, so läßt er Sängerinnen kommen; ihr Aufzug, sowie ihre Pas müssen einem Europäer höchst seltsam vorkommen. Die Instrumente, welche diese Unterhaltungen begleiten, sind Becken und Sackpfeifen. (Taf. 17. Abbild.)

Mönche, welche der Eifer für den Loskauf von Christensclaven führte, gaben zuerst Beschreibungen von Tripolis heraus. In unsern Tagen wurde diese Stadt und ihr Gebiet von Della Cella, Lyon, Tully, Denham, Clapperton, F. W. und F. B. Beechey und Blaquieres beschrieben. Nach ihrem Zeugnisse genöthigt Tripolis vom Meere aus einen sehr schönen Anblick. Die Stadt ist von einer hohen Mauer mit Bastionen umgeben, über denen man die Kuppeln der öffentlichen Bäder und die Minarets der Moscheen erkennt. Sie stehen durch ihre Weiße angenehm von dem dunkeln Grün der Dattelpalmen ab, die sich in verschiedenen Gruppen in den Gärten der Stadt erheben. Die meist reine Atmosphäre erhöht die Reize dieser Perspective noch mehr. (Taf. 18. Abbild.)

Der Staat Tripolis steht unter der nominellen Oberherrschaft des Sultans, dem er einen Tribut zahlt und der einen Pascha dahin schickt; der That nach ist das Land aber unabhängig und seit länger als einem Jahrhunderte erblich in der Familie der Garamanli, was nicht wenig zur Sicherung der Personen und des Eigenthumes beigetragen hat. Der Fürst führt den Titel Bey. Der Flächengehalt des Landes und aller dazu gehörigen Staaten beträgt 45,000 Q. Meilen und die Einwohnerzahl 1,500,000. Das Einkommen schätzt man auf 2 Mill. Frös. Das Heer besteht in 4000 Mann.

Kapitel XXI.

T u n i s.

Der Reisende, der von Tripolis kommt, wendet sich nach W. und folgt der Küste, geht vor Flecken und Städten vorüber, wo man alte Ruinen sieht, und gelangt an die Küste des Golfes von Gabes, wo er das Gebiet von Tunis betritt. Die Alten nannten diesen Meerbusen die kleine Syrte. Der neuere Name kommt von Gabes, einer Stadt am Fuße der Hamara-Berge. Am südlichen Eingange des Golfes sieht man Gerbi, die Insel der Botophagen-Pomere, die auch Meninx genannt wurde. Obgleich sandig, ist sie doch gut bebaut und mit Bäumen bedeckt, namentlich mit Oliven und Datteln. Man bemerkt da einen Triumphbogen.

Desfontaines, ein franz. Reisender (1784), bemerkte, daß in dem Meerbusen von Gabes oder Gerbi die Flut zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sich bis 9 Fuß hebt. Das nördliche Ende des Meerbusens wird durch die beiden Inseln Kerkenn bezeichnet, die niedrig und fruchtbar sind und von Fischern bewohnt werden, welche sehr geschickt die Schwämme von dem Meeresgrunde heraufzubringen wissen. Ofar, an der Küste, diesen Inseln gegenüber, ist eine hübsche kleine Stadt mit gepflasterten Straßen. Man treibt da Sodahandel. Das Land ist flach, sandig,

wenig bebaut bis El Schem (Thysdros), einer Stadt im N. einer unermesslichen Ebene, und durch ein schönes Amphitheater bemerkenswerth, das Peyssonel abzeichnete (1724), das aber seitdem sehr gelitten hat. Diese Gebäude des Alterthums dienen den jetzigen Bewohnern als Steinbrüche, von denen sie die Materialien zu ihren Bauten beziehen. In Europa und namentlich in Rom hat man sich auf dieselbe Weise Steine verschafft. Desfontaines erklärt das Amphitheater von El Schem für das schönste antike Bauwerk, das er in der Barberei gesehen und in allen Stücken der römischen Pracht würdig. Man findet in dieser Stadt häufig Münzen und andere merkwürdige Gegenstände. (Taf. 18. Abbild.)

Rehrt man an die Küste zurück, so durchwandert man ein Land, das Desfontaines für das fruchtbarste des Reiches hält; es wird durch die häufigen Bewässerungen befruchtet, die man anstreuen muß, sobald der Same der Erde anvertraut ist. Peyssonel, Desfontaines und andere Reisende haben diese Küste besucht, wo man, von E. nach W., Inschilla, Aeff, Schegba, Afrika, Dimas, Lempta, Monastir, Guse, Hercla, Labiab, Hammamet findet, welches letztere seinen Namen einem Golfe giebt. Eine Halbinsel, die sich in N. in dem Borgebirge Bon endigt, bildet von dieser Seite die südliche Küste des Meerbusens von Tunis.

Kommt man vom Meere her, so erblickt man das Cap Carthago, welcher Name an die von Dido gegründete Stadt erinnert. An der Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, steht kein einziges Gebäude mehr. Desfontaines sagt: „drei große Cisternen, die Trümmer einer Wasserleitung, einige alte Mauern, Haufen von Steinen hier und da im Felde sind alles, was von dieser berühmten Nebenbuhlerin Roms übrig geblieben ist. Der Pflug ist über ihre Mauern hingegangen und man säet Getreide inmitten der Ruinen.“

Seit der Reise des französischen Botanikers haben mehrere Europäer diese so interessanten Gegenden besucht. Chateaubriand war im Anfange des Jahres 1807 dort und er widmet mehrere Seiten seines „Itinéraire“ der Geschichte und den Ruinen Carthagos, der Schilderung der Geschichte der Stadt, welche jener folgte, und der der letzten Expedition Ludwigs des Heiligen, der am 25. August 1270 an diesem afrikanischen Strande starb.

Galbe, dänischer Schiffscapitain und Generalkonsul in Tunis, hat mehrere Jahre auf das Studium, die Aufnahme und Messung des Ruinengebietes von Carthago gewendet. Er veröffentlichte das Resultat seiner Arbeiten und erläuterte dasselbe durch gute Karten. Bureau de la Roque sprach neue Ansichten über denselben Gegenstand in seinem *Recherches sur la topographie de Carthago* aus. Im Jahre 1838 bildete sich endlich in Paris eine Gesellschaft zur Anstellung von Ausgrabungen in dem Boden des alten Carthago, und ihre Bemühungen haben bereits glückliche Erfolge gehabt.

Wenn man um das Borgebirge Carthago herum, so wendet man sich nach E., kommt sodann vor den Forts der Boulette vorbei, die an den Ufern eines Canals erbaut sind, welcher den Golf mit dem See von Tunis in Verbindung bringt, und man gelangt in diesen, dessen Oberfläche stets durch zahlreiche Sandels belebt ist, große Böte mit dreieckigem Segel, welche die Waaren der Schiffe, die auf der Rhebe von Carthago ankern müssen, nach Tunis bringen, das am westlichen Ende dieses Sees am Munde und am Fuße eines Berges liegt. Die schnee-weißen, amphitheatralisch erbauten Häuser gewähren in der Ferne einen angenehmen und höchst malerischen Anblick. Die festgebaute Stadtmauer kann 4 Meilen im Umfange haben. Tunis enthält eine große Anzahl Moscheen, deren Minarets sehr verschiedene Formen haben und sich häufig zu bedeutender Höhe erheben. (Taf. 18. Abbild.)

Die von Bruch- oder gebrannten Steinen erbauten Häuser sind nicht sehr hoch und haben meist nur ein Stockwerk; sie stehen so nahe an einander, daß man leicht von dem einen zu dem andern hinderschreiten und so einen ganzen Stadttheil durchwandern könnte. Wie in allen Städten des Orients sind die Zimmer auch hier um einen vierseitigen Hof herum angebracht, über welchem man bei großer Hitze ein großes Bett zur Ab-

haltung der Sonnenstrahlen ausspannt; sie gleichen übrigens ihrer Gestalt und Einrichtung nach denen von Alexandria. Eine zweite Treppe geht von der Galerie bis oben auf das Haus hinauf, dessen plattes Dach von einer ziemlich niedrigen Erhne umgeben ist. Im Sommer gehen die Bewohner nach Sonnenuntergange auf diese Terrassen hinauf, um die Kühle zu genießen und sich an der schönen Aussicht zu erfreuen. Hier schlagen die Frauen, wenn sie allein sind, ihren Schleier zurück und zeigen sich den Blicken der Europäer.

Unter den meisten Häusern sind große Cisternen gegraben, wo sich das Regenwasser sammelt, das im Winter auf die Terrassen und den Hof fällt. Man trinkt fast kein anderes; das der Brunnen hat einen salzigen Geschmack; es giebt in der Nähe nur wenige Quellen und diese sind überdies schwach. Die nächsten sind zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt. Die Moscheen gewähren dem Auge des Reisenden nichts Imposantes.

Tunis ist eine reiche Handelsstadt; man verfertigt da Zeuge, seidene und wollene Stoffe, Gürtel und Mützen, wie sie von den Muselmännern getragen werden. Das Land trägt in Menge Getreide, Oliven, Gemüse und vortreffliches Obst. Zahlreiche Heerden weiden da; der See und der Wolf sind sehr fischreich und die Stadt mit allem, was zum Leben gehört, reichlich versehen. Es giebt in den verschiedenen Quartieren mehr öffentliche Bäder zur Bequemlichkeit der Einwohner und Fremden. Die große Anzahl der aromatischen Gewächse, die man verbrennt, trägt ohne Zweifel dazu bei, die Luft zu reinigen, welche durch die stinkenden Ausdünstungen der Seeufer und der Cloaken verdorben wird, in welche alle Unreinlichkeiten einer großen Stadt fließen, sowie durch den gräßlichen Gestank, welchen die todtten Thiere verbreiten, die häufig an den Wegen und auf dem benachbarten Felde liegen.

Man hat in Tunis ein sehr schönes Klima. Der Winter gewährt hier das Bild des Frühlings; schon vom Januar an sind die Felder mit Grün bedeckt und mit tausend Blumen geschmückt. Der Thermometer st. hält sich meist auf 10 bis 12° über Null, oft steigt er auf 25 oder 26. Der Regen beginnt im October zu fallen und dauert abwechselnd fort bis gegen das Ende Aprils. Je reichlicher er ist, um so sicherer wird die Hoffnung auf eine glückliche Ernte. Er wird immer durch den Nordwind angekündigt, der oft mit Ungeßüm weht, Stürme an der Küste erregt und die Schifffahrt sehr gefährlich macht. Im Anfange des Mai zerstreuen sich die Wolken und der Himmel ist fast immer rein bis zur Wiederkehr des Winters.

Die Hitze im Sommer ist brennend und würde unerträglich seyn, würde sie nicht durch einen kühlen Wind gemäßiget, der sich gegen neun Uhr des Morgens erhebt. Er kommt vom Meere her und wird um so stärker, je höher die Sonne am Horizonte steigt; dann vermindert er sich wieder in dem Verhältnisse, wie die Sonne sinkt, und gegen Abend hört er ganz auf. Dann herrscht eine edulige Stille in der Natur. Die wüßfertigen Dünste, welche den Tag über aufgestiegen sind und in der Luft sich verbreitet haben, fallen in reichlichem Maße herab und verbreiten eine wonnige Kühle über die dürre Erde. Tausende von Sternen glimmern an dem blauen Himmel viel glänzender als in dem gemäßigten Zonen.

In den Monaten Juni, Juli und August hält sich der Thermometer im Schatten von 24 bis 30°. Sehr viele Einwohner begeben sich dann auf das Land, um dort eine reinere und kühlere Luft in ihren Gärten unter dichtem Gebüsch von Jasmin, Granat- und Orangendäumen zu athmen.

Die Waaren, welche man ausführt, sind: Del, Getreide, Datteln, Ruchererbsen, Fenesblätter, Häute, Wolle, Schwämme, Wachs, Mützen und Gürtel für die Orientalen. Dagegen fährt man ein: spanische Wolle, Tuch, Campeschholz, Cochenille, Kermet, Gewürze, Zucker, Kaffee, Papier, Baumwollenzuge, Seidenwaaren, verschiedene Arten Harze, Salzpfeffer, Beeren, Eisen, Kupfer und Spirituosa, nach denen die Mauren

sehr begierig sind, obgleich der Genuß derselben durch die Religion und die Befehle verboten ist.

Man schätzt die Einwohnerzahl von Tunis auf 130,000 Seelen. Sie besteht wie die des ganzen Königreiches, aus Mauren, Arabern, Kabilen, Türken und Juden. Man spricht drei Sprachen, das Arabische, welches am verbreitetsten ist, das Türkische und die Frankensprache. Die Religion der Mehrzahl ist der Islam. „Das Blut der Mauren,“ bemerkt Desfontaines, „ist sehr vermischt durch die fortwährenden Verbindungen der Türken und christlichen Renegaten mit den eingeborenen Frauen. Die Männer haben meist eine trockene Constitution; aus ihrem Äugen spricht Charakter und Stolz; ihre Größe beträgt meist 6 Fuß 3 bis 4 Zoll; Kranke und Gebrechliche sieht man sehr wenige. Das mäßige und friedliche Leben, das sie führen, schützt sie vor vielen den civilisirten Menschen eigenen Krankheiten. Sie leben so lange wie die Menschen in den gemäßigten Climates, und erreichen das Ziel ohne Furcht, ohne Unruhe und fast ohne es zu bemerken.

„Die Mauren sind meist schön; sie haben einen zarten, lebensvollen Teint und ausdrucksvolle, lebendige Augen; langes schwarzes geflochtenes Haar fällt auf ihre Schultern herab oder ist durch Bänder oben auf dem Kopfe fest gehalten. Die Kinder sind so weiß wie die in Europa. Erreichen sie ein größeres Alter, so verbrennt ihnen die Sonnenhitze die Haut und giebt ihnen eine braune Farbe.“

Das Land Tunis ist kleiner, aber besser bebaut und im Verhältnisse stärker bevölkert als die übrigen Barbarensstaaten. Es wird in N. und O. von dem Mittelmeere, in E. von Tripolis, in S. von der Sahara und in W. von Algier begrenzt. Die Länge von N. nach S. beträgt ungefähr 160 Stunden; die Breite wechselt von 70 bis 25 Stunden; der Flächenraum wird auf 9700 Q. Stunden angegeben und die Einwohnerzahl auf nahe an 2 Mill. Seelen.

Sham, ein englischer Reisender (1732), Pnyssonel und Desfontaines haben den südlichen Theil des Landes im Innern durchwandert. Der letztere brach von Tunis am 22. Decbr. 1732 im Gefolge des Bey auf, der in diesem Jahre an der Spitze seines Heeres marschirte. Der Marsch war sehr langsam; man machte des Tages kaum fünf bis sechs Stunden. Die erste Stadt, welche man traf, und zwar nach achttägigem Marsche, war Gatruan (Vicus Augusti), die größte des Reichs nach Tunis, und selbst besser gebaut und minder schmugig als dieses. Die große Moschee gilt für die schönste und heiligste im ganzen Lande. Das Volk ist da sehr fanatisch. Die benachbarten Gebirge sind sehr groß, aber fast überall nicht bebaut. Das Land ist mit einer so großen Menge von Seesalz geschwängert, daß es an manchen Stellen ganz weiß aussieht; das Wasser ist deshalb auch ganz bitter und salzig und man findet da nichts als Seegewächse. Auch das Natron ist sehr häufig.

Man marschirte sodann weiter nach S. und am dritten Tage gelangte man in eine unermeßliche Ebene zwischen zwei Gebirgen, die so ziemlich genau von N. nach S. ziehen. Keine einzige Wohnung am Wege, viele aber wenig interessante Ruinen, die aber doch beweisen, daß dieser Theil von Afrika, obgleich der unfruchtbare von Tunis, sonst bewohnt war. Die Beduinen-Araber saßen in der Nähe der Wäde, die sehr selten sind, etwas Gerste. Die wilden Dörner sind hier sehr groß.

Cassa (Capan), zwischen nackten Kalksteinen gelegen, ist sehr schön gebaut. Die Fruchtbarkeit der Umgegend ist zwei warmen Quellen zu verdanken, die sehr klar und trinkbar sind. Das Del von Cassa gilt für das beste in der ganzen Berberei. Desfontaines fand mehrere Inschriften in Cassa, die aber leider meist verwischt waren. Man las auf mehreren Steinen des Schlosses die Namen Trajan, Adrian und Antonin. „Wenige Stunden im E. setzt dieser Reisende hinzu, liegen zwei andere Städte, die ich aber nicht besuchen konnte; Cass und Misch. Die Mauren wohnen da in Häusern. Man versichert mich, daß diese Dörter fruchtbar wären und daß man daselbst Datteln, und andere Obstbaumplantagen sehe.“

Einige Stunden nach dem Aufbruche von Cassa gelangte man in die

Wüste; die beiden Bergketten ziehen noch immer zur Rechten und Linken hin bis in die Gegend von El Hammah, einem kleinen Bezirke des Gerid, wo die Mauren große Dattelpflanzungen haben. Diese Gebirge verbinden sich mit zwei andern, von denen das eine in D., das andere in R. zieht. Sie sind die Marken der Wüste und von herumziehenden Arabern bewohnt, mit denen eine Berührung gefährlich ist. Zwei Tage lang fand man nur salziges Wasser. Man lagerte bei El Hammah, wo es sehr schönen rothen Sandstein giebt. Am nächsten Tage brach man nach Tozer auf, einem Haufen von Erbhütten; das sehr reichliche Wasser ist salzig. Tozer ist sehr berühmt durch seine Datteln. Fünf Stunden in S. erzeugt der Bezirk Nefsa die geschättesten Datteln des Landes, gute Orangen, vortreflich: süße Limonen und Granatäpfel in Menge. Bei Nefsa beginnt der Schiba el Eudian (See der Marken — Lybia Palus), der, wie man sagt, über 20 Stunden lang seyn soll und salziges Wasser hat. In einiger Entfernung südlich von Tozer ist Bahr Karaun (Trionis lacus) ein Sandmeer. Der Bey wollte Desfontaines nicht erlauben, dasselbe zu besuchen; es ist gefährlich sich ihm zu nähern, und arabische Reisende verunglückten da während des Aufenthaltes dieses Botanikers im Gerid, wo sich viel Wasser findet. Er sah sehr bedeutende Ruinen bei Eudian, einem Bezirke drei Stunden östlich von Tozer; sie scheinen aus der Römerzeit herzurühren.

Man befand sich hier an der Grenze der Wüste. Gegen das Ende des Februar kam man nach Cassa zurück; am 5. März war man in Schaltla, wo es prächtige Ruinen in einer unermesslichen von hohen Bergen gekrönten Ebene giebt. Ganz in der Nähe fließt ein starker Bach von süßem Wasser, der sich bald im Sande verliert. Nachdem man mehrere Stunden nach R. in einem Walde marschirt war, lagerte man mehrere Tage lang bei den Ruinen von Schiba (Sufes), die minder schön, aber größer sind als die von Schaltla. Gegen Ende März ging man nach Keff, der Grenzstadt des Reiches, die ziemlich gut besetzt ist und in einer gut bebauten und höchst fruchtbaren Gegend liegt.

Der Reisende besuchte darauf den Hammam el Enf, einen Berg 3 Stunden in S. von Tunis und am Ende der Khebe; er ist berühmt durch seine warmen Quellen, welche die Lunifer in allen Jahreszeiten häufig besuchen und deren Wirkungen sehr bedeutend seyn sollen. Der Berg, der nicht sehr hoch ist, ist der Anfang einer Kette, die von R. nach S. das Königreich bis zur Sahara durchzieht. Drei Stunden südlich von dem Hammam el Enf hat die kleine Stadt Soleiman, in einer großen fruchtbaren von Bergen gekrönten Ebene eine Bevölkerung von spanischer Abstammung; die Christen werden da sehr gut aufgenommen. Drei bis vier Stunden in R. baut das Dorf Corbus Zuckerrohr, das man nach Tunis verkauft. Es giebt hier auch sehr warme Bäder.

Verläßt man Tunis auf der Nordseite und folgt der Küste, so kommt man durch eine waldige Gebirgsgegend und steigt sodann in eine schöne Ebene hinab, in deren Mitte der Mescherbaj (Bagraas) fließt, der größte Fluß des Landes, dessen jährlicher Austritt einen befruchtenden Schlamm zurückläßt. Nachdem man darüber hinweg ist, findet man die Ruinen von Africa, die, mit Ausnahme einer Wasserleitung, Cisternen und einiger andern Bauten, alle unter dem Sande begraben liegen. Diese Stadt, die am Meeresufer lag, als sich Gato dort den Tod gab, ist gegenwärtig fast 2 Stunden davon entfernt. Die Schiffe landen gegenwärtig in Gort-el-Melch, was die Europäer Porto Farina nennen, einer kleinen amphitheatralisch gebauten Stadt. Der Hafen, geschützt von einem Berge, welcher das Vorgebirge Sibis bildet (Apollinis promontorium), ist sicher, aber der Eingang versandet von Tage zu Tage mehr durch den Mescherbaj. Sieben Stunden in R., zwischen einem großen Meere liegt Biseria (Hippo Zarytas), das einen ansehnlichen Handel mit Del und Getreide treibt. Der See steht mit dem Meere durch einen sehr schmalen Canal in Verbindung. Peyssonel und Desfontaines haben die Bemerkung gemacht, daß das Wasser des Mittelmeeres fortwährend drei Stunden lang hinein und dann wieder drei Stunden lang hinausströme. Mehrere in der Umgegend sieht man Ruinen.

Wendet man sich nach S., so läßt man rechts das weiße Vorgebirge (Promontorium candidum), das nördlichste Afrika; dann gelangt man nach dem Keger-Gap, wo es eine Korallenfischerei giebt, da die Korallen an dieser Küste sehr häufig sind. Weiterhin bezeichnet das Bett des Bed-el-Berber (Tusca), auch Bed-el-Jaine genannt, hier die westliche Grenze des Reiches Tunis, welches die Römer Africa nannten. Es umfaßte im S. Byzacene, im N. Zeugitanien, und bildete den größten Theil von Carthago.

Kapitel XXII.

Algier oder Algerien.

Sobald man den Bed-el-Jaine überschritten hat, befindet man sich auf dem Gebiete von Algier. Wir durchwandern dieses Land mit den Europäern, die es vor 1830 besuchten. Sie sind nicht sehr zahlreich. Die Schwierigkeiten aller Art, welche die Reisenden bei ihren Ausflügen fanden, hielten die zurück, welche die Neugierde in ein Land hätte führen können, in welchem viele denkwürdige Ereignisse vorkamen und bemerkenswerthe Bauwerke der Zerstörung entgingen. Erst im 18. Jahrhundert kamen einige, wie J. A. Bessonel (1724), Th. Shaw (1777), Hebenstreit (1732), Bruce (1768), Desfontaines (1784), Poiret (1786). Einige Schänderungen verbannt man auch den Unglücklichen, welche in Gefangenschaft geriethen, wie Th. Chaloner (1541), Em. Aranda (1640), Regnard, komischer Dichter (1678), Rocquerville (1683), Pananti (1813); andere Personen, welche als Consuln in Algier gelebt hatten: Laugier de Tassy (1725), Morgan (1728), Schaler (1826), und endlich gaben auch die Geistlichen, welche durch ihren Orden in die Sabarenstaaten geschickt wurden, um die Gefangenen loszukaufen, Werke heraus, in denen von Algier die Rede ist; aber sie hatten nur diese Stadt oder andere an der Küste gesehen und kannten das Innere des Landes nicht. Dasselbe läßt sich von denen sagen, welche als Sklaverei gefallen oder als Consuln dort waren, und deshalb geben die oben genannten Reisenden die interessantesten Nachrichten über Algier.

An der Mündung des Bed-el-Bain, einen Flutenschuß vom festen Lande, sieht man die Insel Talarca, welche die Genuesen früher besetzt hielten und wo es Anstalten zur Korallenfischerei gab. Die Küste besteht nach R. zu aus meist hohen Felsen. Ein nicht sehr hoher Berg mit runder Spitze, um derenwille er Monte Rotondo heißt, liegt im D. von einem kleinen Flusse, der aus einem See kommt. Etwas weiter hin hatte da Galle Anstalten zur Korallenfischerei, die den Franzosen gehörten. Im Jahr 1604, unter der Regierung Heinrich des Großen, schloß eine Gesellschaft von Kaufleuten, unter dem Schutze dieses Fürsten einen Vertrag mit dem Bey von Algier und erhielt die freie Korallenfischerei und den Handel mit Sandeserzeugnissen mittelst einer jährlichen Abgabe. Diese Kaufleute ließen sich zuerst bei der Bastion von Frankreich nieder, einer kleinen Bucht drei Stunden weiter in D.; im Jahre 1681 aber während des Krieges mit Algier, verließ man den Ort und begab sich nach La Galle. „Dies ist,“ sagt Peyssonel, „eine Halbinsel, die mit dem Festlande durch einen Sandstrand in Verbindung steht, bei schlechtem Wetter aber eine wirkliche Insel wird, wenn das Meer von den Nordwestwinden aufgewühlt ist.“ Diese Niederlassung wurde 1827 bei den Kriegserklärungen zwischen Algier und Frankreich niedergebrannt. Die Mauern, die noch stehen, sieht man aus weiter Ferne.

Peyssonel schlug von La Galle an seinen Weg nach R. ein, ging aber einige samige Hügel, durch einen Wald Korkbäume und sodann über den Reich von Ragule und jenen vor Bimalah, der in der Nähe der alten Bastion Frankreich mit dem Meere in Verbindung steht. Man wollte die Nacht in einem ansehnlichen Duar oder Lager der Araber zubringen; ein Löwe raubte aus dem Duar selbst eine Kuh und verzehrte

fe in der Entfernung von einer Stunde an einem Orte, wo die Hirten am andern Tage die Knochen des Thieres fanden.

Nachdem Peyssonel über mehrere mit Gebüsch bewachsene sandige Hügel gegangen war, erblickte er die von dem Badias (Rastrag) durchströmte Ebene und ging über den Fluß bei dessen Einmündung in das Meer. „Dann gelangt man,“ sagt er, „in die Ebene von Bona, die von verschiedenen Kraber-Nationen bewohnt und fruchtbar an Getreide ist; aber die Saat ersäuft leicht im Winter oder leidet im Sommer von der großen Dürre, was die Ernten sehr verschieden und oft sehr mittelmäßig macht.“

Weiter hin ging man über die Seybuse und über die Budschehma. Zwischen den Mündungen dieser beiden Flüsse, die sich vereinigen, ehe sie in das Meer fallen, liegen die Ruinen von Hippone (Hippo regius), das eine der Residenzen der Könige von Numidien war und im 4. Jahrh. durch den heiligen Augustin, seinen Bischof, gelehrten Doctor der lateinischen Kirche, tugendhaften Predigten und tief sinnigen Philosophen, berühmt wurde. Er war in Tagaste geboren, einer kleinen Stadt in S. von Hippone, deren eigentliche Lage aber nicht bestimmt bekannt ist.

Die Umgegend von Bona ist reich an Olivenpflanzungen und enthält Eisengruben. Die an der Westküste des gleichnamigen Golfes erbaute Stadt ist von einer ziemlich dicken Mauer umgeben, welche einen rechtwinkligen Raum umschließt, dessen östliche, von dem Meere bespülte Seite ein hohes Ufer einnimmt, an dessen Fuße sich der Ankerplatz befindet, der gewöhnlich die Hebe von Bona heißt. In S. liegt das Storch-Fort, das in B. eine kleine Bai beherrscht, an welcher man einen Damm von Steinen als Anlegeplatz angelegt hat. Diese Bai würde, wenn sie tiefer wäre, ein trefflicher Zufluchtsort vor den Nordwinden seyn.

Bona wird von den Arabern Bleid el Funeb (Stadt der Brustbeerdume) genannt, wegen der großen Menge dieser Gewächse, deren Früchte, in der Sonne getrocknet, für den Winter aufbewahrt werden. „Was man in der Stadt,“ sagt Hebenstreit, „die Gärten des heiligen Augustin nennt, und die eine Meile von dem alten Hippone liegen, sind gerade Auen von Brustbeers-, Raubbeers-, Mandel-, Citronens-, Drogens-, Feigen- und Olivenbäumen.“

Desfontaines sagt ebenfalls, daß die Umgegend von Bona gut angebaut sey und daß man daselbst sehr schöne Gärten mit Weinstöcken und verschiedenen Obstbäumen sehe. Die Ebene, welche sich in SW. der Stadt erstreckt, ist niedrig, sandig und zum Theil überschwemmt; es giebt da viel Kali und andere Seegewächse.

„Die Stadt,“ sagt Peyssonel, „ist fast rund, hat eine Viertelstunde im Umfange und ist in maurischer Art, fast ganz von gebrannten Steinen gebaut. Man findet keinen Platz und kein Gebäude da, das Aufmerksamkeit verdient, außer die große Moschee, die Burnuronan heißt. (Taf. 19. Abbild.) Nichts scheint sehr alt zu seyn. Man sieht da einige alte Säulen, die man von den Ruinen von Hippone hergebracht hat.“ Desfontaines bemerkt, die Einwohner von Hippone wären ziemlich faul. „Man lebt da in Sicherheit,“ setzt er hinzu. „Der Handel der afrikanischen Colonie hat nicht wenig beigetragen, die Mauren dieser Gegend ein wenig zu civilisiren.“

Peyssonel wendete sich, nachdem er Bona verlassen, nach SW. in der Ebene, ging zu Acur vor den Ruinen von Ascurus vorüber, die ziemlich merkwürdig waren, und folgte einem gepflasterten Wege, wo er die Ueberreste einer Brücke sah und der ihn bis nach Hammam Berba (Aquae Tibilitanae) führte. Auch da gab es Ruinen und ganz in der Nähe eine schöne warme Quelle, die gleich darauf einen ansehnlichen Bach bildet. Man sieht von da die Ruinen von Selma (Sathul, sobann Calama). Fortwährend reiste man zwischen kleinen Bergen, ging an der Seybuse hin und fand die Verlängerung eines gepflasterten Weges wieder; er ging bis zu einer großen Stadt, die in diesem hochgelegenen Lande gestanden. Man erstieg den Berg Anun. Es war der 28. Jan.; der Regen und Hagel, welche an diesem Tage die Reisenden belästigt hatten, veränderten sich in Schnee und so dichten Nebel, daß man sobald als

Reise in Afrika.

möglich ein Unterkommen suchen mußte. Anun enthält eine beträchtliche Menge Ruinen, die die Lage einer großen und schönen Stadt verrathen. Andere dergleichen fand man in Tulle (Tigisis). In einem Raume von 20 Stunden, zwischen dem Berge Anun und dem Berge Sequenie, erblickte man keinen einzigen Baumstamm und fand nur sehr wenig trinkbares Wasser.

Am 2. Februar verließ Peyssonel Sequenie, reiste nach NW. in einer Ebene, ging sodann über hohe mit Schnee bedeckte Berge und sanfte Hügel, kam auf einen gepflasterten Weg, sah nicht viel bedeutende Ruinen und gelangte Abends nach Constantine. Diese Stadt hieß Kirtha als sie die Hauptstadt Numidiens und die Residenz der Könige dieses Landes war. Sie liegt zwischen zwei ziemlich hohen Gebirgen auf einem an allen Seiten steilen Felsen. Der Wab Rabu oder Buzarmul, dessen Wasser an der Quelle warm ist und der aus S. kommt, und der Kummel, der aus SW. kommt, vereinigen sich zwei Meilen von der Stadt, und an der Vereinigungsstelle ist noch ein Theil einer sehr schönen Wasserleitung übrig. Der Felsen, auf welchem Constantine liegt, bildet eine unvollkommene Naute und steht mit dem benachbarten Lande nur durch einen Felsenstreifen in Verbindung, wo sich die beiden Hauptthore der Stadt befinden. So ist sie von schrecklichen Abgründen umgeben und man kann sich ihr nur von S. aus nähern. (Taf. 18. Abbild.)

Shaw und Poiret glaubten, die jetzige Stadt sey nicht so groß, als Kirtha gewesen. Der erstere gründet seine Ansicht darauf, daß der Felsenstreifen und der Theil des äußern Gebietes, an welchem er ansetzt, ganz mit Ruinen und Trümmern bedeckt sind, die bis an den Fluß hinunter reichen.

Eine Brücke über den Kummel ist ein altes Römerwerk; unter den Basreliefs, mit denen sie geschmückt ist, bemerkte Hebenstreit einen römischen Adler und hieroglyphische Figuren. Der Kummel verliert sich unter dieser Brücke und verschwindet unter der Erde; nach hundert Schritten kommt er wieder zum Vorschein; sodann bemerkt man ihn durch eine Oeffnung von 10 Schritt Breite in dem Gebirge, worauf er wieder 20 Schritte weit sich verbirgt. Er kommt endlich ganz wieder zum Vorschein und fließt zwischen steilen und unzugänglichen Felsen hin, die ihn gefangen halten; dann stürzt er sich von einem 20 Fuß hohen perpendicularen Berge herunter und bildet mehrere Cascaden. Dieser Felsen ist der höchste Punkt der Stadt und von da stürzte man die Verbrecher und die ehebrecherischen Frauen hinunter.

Die Wasser des zwischen hohen Ufern fließenden Kummel können nicht viel Feuchtigkeit in die Mäos bringen, die sich nach Orisk, dem arabischen Geographen, in allen Häusern Constantines finden, sowie in die Cisternen, in welche das Wasser durch die oben angeführte Wasserleitung gelangte. Shaw zählte zwanzig solche Cisternen, die in der Mitte der Stadt einen Raum von fünfzig Yards in Quadrat einnahmen.

Desfontaines und Poiret haben Details über das Innere von Constantine gegeben. Wie im ganzen Oriente sind die Straßen meist eng und schmal, die meisten jedoch gepflastert. Alle Häuser sind ziemlich gut gebaut und alle mit Ziegeln gedeckt. Desfontaines sagt hinzu, Constantine sey sehr stark befestigt, und gab der Stadt 30,000 Einw. Das Gebiet derselben ist sehr fruchtbar, namentlich in B.

Nachdem Peyssonel drei Tage in Constantine geblieben war, brach er am 6. Febr. auf und reiste nach NO. über hohe und unfruchtbare Berge. Am andern Tage blieb er in Hammam Meslutin, wo es warme Quellen giebt, deren Schwefelgeruch man weit riecht. Die ganze Umgegend verräth einen vulcanischen Ursprung. Das Wasser quillt auf dem Gipfel kleiner Hühen aus runden Oeffnungen hervor und bildet einen kleinen Bach, der im Thale hindurch und später größer wird. Von Zeit zu Zeit trifft man dicke 6 Fuß hohe Kalkpyramiden, die sich aus dem Niederschlage des Wassers gebildet haben.

Als Peyssonel nach Bona zurückgekommen war, reiste er im folgenden Frühjahr mit einem arabischen Hauptlinge ab, durchwanderte das In-

ner, beobachtete schöne Ruinen in Balnah (Diana) und drang im S. in die Kures-Gebirge (mons Aurasijs) ein, dessen Ausläufer in D., in dem Staate Tunis, beginnen und sich nach W. bis in das Reich Marocco ziehen. Die Berge sind sehr hoch, rau, steil, unfruchtbar, doch reich an guten Quellen. Sie werden von Berbern bewohnt, welche das Land bebauen, wo es besät werden kann. Unser Reisender bewunderte prächtige Ruinen zu Lamba (Lambaza); dann kam er nach Constantine.

Im Juli verließ er diese Stadt von neuem und wendete sich nach W. Er sah die Ruinen von Sitifi, der Hauptstadt von Mauritania Sitifensis, und weiterhin, in dem Gebirge, die kleine Stadt Zammurah, wo man viele sehr feine Burnus, Teppiche und andere Wollenwaaren macht, welche man im Lande verbraucht. Man mußte sodann sehr rauhe Berge ersteigen und man befand sich darauf in Thälern, die mit Fichten, Eichen, Olivenbäumen und andern Bäumen und Gebüsch bewachsen waren, während das Land von den Kures-Bergen und Aun bis dahin fast ganz kahl ist. Man hat über mehrere Flüsse zu gehen, namentlich den Wad Abchebi.

Am Fuße eines sehr hohen Berges fand die Caravane Peyssonels eine Süßwasserquelle, dann Salzwasserquellen, die einen großen Bach bilden und viel Salz geben. Eine Stunde Weges weiter hin erreichte man El Biben oder das eiserne Thor, einen berühmten Engpaß durch den Scherschera, eine Gebirgskette, welche am Meere, bei Bugia, beginnt und sich nach SW. bis zur Sahara verlängert. Als man hindurch war, wendete man sich nach NW. Man traf mehr kleine Kabilendörfer, welche von den Wärsen nicht hatten unterworfen werden können. Man ging über den Abuse, der sich mit dem Abchebi verbindet, und weiter hin über den Wad Isser, der direct in das Meer sich ergießt. Dann zog man an dem Gebirge der Aouagis hin und ging mehrmals über den Wad Zeltun (Olivenfluß), der ein schönes und reiches Thal bewässert, im Winter aber sehr gefährlich ist.

Am 23. Juli erstieg endlich die Caravane den Berg Guco, von dessen Gipfel aus man Algier, das Meer und die große Ebene der Metidjah sieht, die der Krasch durchströmt, welcher sich in die Rhede von Algier ergießt.

Gegen das Ende Aprils 1784 erhielt Desfontaines von dem Bey von Algier die Erlaubniß, sich einem fliegenden Lager anzuschließen, das bald ausbrechen und den westlichen Theil des Landes durchziehen sollte. Am 4. Mai brach man auf; nachdem man auf sehr rauhen, von Schluchten durchschnittenen Bergen hingezogen war, lagerte man in der Ebene von Metidjah. Sie ist sehr schön und sehr fruchtbar, am Fuße des Atlas, einige Stunden südlich von Algier gelegen. Die Bewohner dieser Stadt haben hier sehr viele Landhäuser und Gärten mit Orangen- und Granatbäumen, die sie maceries nennen und wo sie den Sommer mit ihren Familien verbringen. „Wenn dieses glückliche Land,“ bemerkte unser Reisender, „Europäern gehörte, würden sie es zu einem reizenden Aufenthalte machen.“ Delida, eine Stadt in SW. von Algier, liegt in der Nähe hoher Berge, deren Gipfel oft bis in die Mitte des Wais mit Schnee bedeckt sind. Sie tragen Eichen, von deren Eicheln sich sehr viele Bewohner dieser Gegenden nähren. Man sieht dafelbst tiefe Schlünde und sehr fruchtbare kleine Thäler mit Obstbäumen. Die Eichen und weißen Pappeln erreichen eine sehr bedeutende Höhe und geben herrlichen Schatten.

Die Kabilen oder Bergstämme sind alle der Regentschaft von Algier unterworfen, und so ist es möglich, mit einer Begleitung von zwei Mann da zu reisen, ohne etwas zu fürchten; nur die Nacht darf man nicht da verbringen.

Man reiste schief nach SW. nach dem Atlas zu und kam über mehrere kleine Flüsse, die von demselben herabströmen und sehr stark sind, wenn der Winterregen sie anschwellt. Dann gelangte man in das Gebirge; die Araber, welche dasselbe zur rechten und linken Seite bewohnen, sind unbegreifbar und zahlen der Regentschaft keinen Tribut; sie sind sehr arm und große Epikebuben. Man ging über den Wager oder Magaffran und

lagerte mitten im Atlas bei Nebes. Hier erntet man so viel Getreide, daß man die Gegend die Kornkammer Algiers nennt.

Die Ebene von Miliana ist sehr flach und ihrer ganzen Länge nach von dem Schellf bewässert, einem der größten Flüsse Algeriens. Als Desfontaines diese schöne Gegend besuchte, fing das Getreide an zu reifen, das vortreflich war. Hammam Atlas hat eine warme etwas salzige Quelle am Fuße eines barren nicht sehr hohen Berges. Man sagt dem französischen Reisenden, es gebe Blei- und Kupferminen in dem Dschebel Bannasseris, hohen Bergen 10 Stunden weiter nach S. Man sieht Ruinen längs dem Wad Scherba und bei dem Wad el Mina, einem sehr starken Flusse; dann wird die Gegend allmählig bergig und unbebaut; es war mit wilden Olivenbäumen und seltenen Gesträuchen bewachsen. Weiterhin sind die Thäler sehr fruchtbar; die Araber, welche die Felle bewohnen, in denen man die Nacht verbrachte, schienen im Wohlstande zu leben; die Felle waren größer und schöner als alle die, welche man vorher gesehen hatte.

Eine schöne Ebene erstreckt sich bis Elemecen. Diese Stadt ist am Abhange der Berge gebaut, sehr ausgedehnt und in vier Theile getrennt. In der Umgegend giebt es schöne Gärten mit herrlichen Obstbäumen. Der Fuß des Gebirges und die Ränder der Ebene sind mit alten Olivenbäumen bedeckt, die absterben, und das ganze Land wird bald kahl sein, weil die Bewohner sich nicht die Mühe geben, junge Bäume anzupflanzen. Die Thäler in der Nähe der Stadt sind vortreflich bewässert. Reist man eine Stunde nach W., so gelangt man zu einer nur im Sommer ausfließenden Quelle, deren Wasserstrahl mannesstark herausspringt. Sie heißt Ain Fattar und macht viel Geräusch. „Die Araber,“ sagt unser Reisender hinzu, „haben mir tausend lächerliche Dinge davon erzählt; wenn z. B. eine Frau an die Oeffnung tritt, spritzt so gleich das Wasser heraus. Es setzt dreimal des Tages aus; als ich aber die Quelle besuchte, intermitteerte sie nicht.“

„Das Land ist so fruchtbar, daß die Algerer dasselbe nicht gern von den Christen besuchen lassen, weil sie fürchten, es könne zur Eroberung reizen. Elemecen liegt ungefähr vierzehn Stunden vom Meere. Ausser den alten Ruinen sieht man viele andere dafelbst; auch findet man bisweilen Münzen.“

„Ich bat den Kalb um einen Führer, der mich in die weiter in S. liegenden Berge begleite. Er gab mir einen arabischen Scheik, der in einem sehr ausgedehnten Bezirke herrscht. Ich stieg bis auf die höchsten Berge hinauf und blieb da fast acht Tage. Wir hörten mehrmals in der Nacht das Brüllen der Löwen, und während unserer Anwesenheit fraßen diese Thiere einen Esel in einem Dinar nahe bei uns. Ich sah in diesen Bergen einen Mann, der funfzehn Hasen und drei Panther geschossen hatte. Diese Thiere schlafen den Tag über in dem dichtesten Gebüsch und kommen erst gegen Sonnenuntergang hervor.“

„Die Berge hinter Elemecen heißen Masfesch; die weiter aufsteigen, die ich zuletzt besuchte, nennt man Dschebel Terdi. Diese Gebirge umschließen viele reizende Thäler und angenehme, fruchtbare Wiesen, wo die Araber zahlreiche Heerden weiden. Sie würden sich im Wohlstand befinden, würden sie nicht fortwährend von den Algerern ausgeplündert.“

Desfontaines ging darauf nach Arzew, das in N.D. von Elemecen liegt. Man bewegte sich zuerst zehn Stunden in der Ebene, dann in einem Walde von wilden Oliven, der sich bis an den Meeresrand erstreckt. Der Golf von Arzew ist tief und von fast kreisförmiger Gestalt; der in S. liegende Hafen sehr sicher und bequem; alle Schiffscapitaine halten ihn für den besten an der ganzen Küste der Berberrei. „Es giebt keine Wohnung an diesem Orte; die Regierung von Algier hat einen Kalb daher geschickt, der die verschiedenen Getreideverladungen leitet, die von hier aus gemacht werden; man bringt das Getreide auf Kameelen her und es ist der Ort an der westlichen Küste, wo diese Ladung am leichtesten zu bewerkstelligen ist. Man sieht eine ungeheure Menge von Ocken in der Umgegend von Arzew; das Wasser ist etwas salzig da. Eine

Stunde in E., auf einem sehr angenehmen Hügel, bemerkt man die Ruinen der alten Stadt (Magnus portus).

Man ging über den *Wad el Hammam*, verließ die Meerestüste, zog an einem scheinbaren See hin, an dessen Ufern eine große Menge Kali wächst, das viel Soda liefern würde, wenn man es auszuziehen wüßte. Nachdem man über die Berge gegangen war, wo man in schrecklichen Abgründen reiste, gelangte man in die Stadt *Mascara*. Desfontaines, der die Erlaubniß des Bey erhalten hatte, besuchte die Minen im Gebirge in SW. und fand sie sehr reichhaltig. Er beehrte seinen Ausflug nach W. bis jenseits des *Wad Tafna* aus, des stärksten Flusses in dieser Gegend, und als der Bey mit seinen Truppen kam, ging man über den Fluß hinüber. Das Land an dessen Ufern bis an die Grenze von Marocco ist sandig, unfruchtbar und unbebaut. Man hielt am Fuße der *Trare-Berge* an, 5 Stunden von *Ushelash*, einer Stadt in Marocco.

Auf dem Rückwege von *Mascara* hätte Desfontaines gern Dran besucht, um die Lage desselben kennen zu lernen, aber die Bedeckung, die man ihm gegeben hatte, wollte es ihm nicht erlauben. *Mascara* liegt am Abhange eines Berges. In der fruchtbaren Ebene umher baut man besonders Gerste und Weizen. Man findet in *Mascara* kein einziges altes Bauwerk; die Gärten aber sind recht hübsch.

In den ersten Tagen des Juli kam unser Reisender nach Algier zurück, das amphitheatralisch an der östlichen stark geneigten Seite eines Berges liegt, dessen Fuß von dem Meere bespült wird. Die Stadt hat 9 große Moscheen und 50 kleine, 3 öffentliche Schulen und 3 Bazare oder Märkte. Eine der Moscheen sieht recht gut aus. (Taf. 19. Abbild.) Die schönsten Gebäude sind die 5 Kasernen.

Der Palast des Bey hat zwei große Höfe mit geräumigen Galerien, die von Marmorsäulen getragen werden, sowie Gärten mit Springbrunnen und orientalischen Bädern. (Taf. 19. Abbild.)

Algier, im Arabischen *Al Dschazair* (die Inseln), hat diesen Namen von einer Insel, die mit dem Festlande durch einen Hafendamm verbunden ist. Die Mauren bauten die Stadt, und sie liegt ungefähr an der Stelle des *Jomnium Municipium*, das ein Bischofssitz war. Früher hatte sie 70,000 Einw.; im Jahre 1838 zählte man nur 30,000.

Algierien besteht meist aus dem Kumbdien und Mauritania der Alten. Die Länge von D. nach W. beträgt 215 Meilen, die Breite von N. nach S. 180, der Flächenraum 10,540 Q.Meilen und die Einwohnerzahl läßt sich auf 2,200,000 angeben. Das von einheimischen Fürsten regierte Land wurde von den Römern erobert; dann ging es auf die Sarazenen über, und als die Spanier einige Punkte eroberten, riefen die Algerier die Türken zu Hilfe. So entstand die Regierung, welche der Schrecken der gebildeten Völker wurde, bis das Land bekanntlich im Jahre 1830 von den Franzosen erobert wurde. Was seitdem dort vorgegangen ist, gehört nicht hierher.

Folgen wir der Küste von D. nach W. von *Bona* aus, so finden wir *Stora* (*Ruscicada*) mit den Ruinen einer großen Stadt, *Goljo* oder *Gollu*, einen Flecken an den Reerbusen von *Stora*, *Dschischelli* oder *Gigeri* (*Igililis*) und dann *Bugia* (*Saldae*). Die zahlreichen Ruinen daselbst zeigen, daß die Stadt sonst wichtig war. Die neue Stadt erstreckt sich bis an das Meer. Die französischen Truppen besetzten sie am 29. September 1830.

Jenseits der Mündungen des *Magafran* zeigen *Goleah* und besonders *Scherschell* (*Julia Caesarea*) Ruinen alter Städte. Die Umgegend der letztern Stadt ist reizend und fruchtbar. Auch *Tenez* liegt an der Stelle einer ehemaligen Stadt und an der Mündung eines gleichnamigen Flusses. Bald trifft man *Mosaganem* und *Magagran*. Ist man um das Cap *Ferrat* herum, so gelangt man in den Golf von *Dran*. Diese Stadt gehörte von 1509 bis 1791 den Spaniern, die sie damals verließen. Die Türken zerstörten darauf, was die Spanier gebaut hatten. Nach der Besetzung des Ortes durch die Franzosen 1831 baute man schnell vieles wieder auf. Setzt man die Reise fort, so gelangt man an die Mündung

der *Tafna*, dann zu jener der *Malua*, wo die natürlichen Grenzen Algeriens sind.

Kapitel XXIII.

Das Reich Marocco.

Die politischen Grenzen des Reiches Marocco an dem Mittelmeere befinden sich in geringer Entfernung von der Mündung der *Malua*. Der bedeutendste Fluß des Reiches fließt von S. nach N. zwischen zwei Ketten des Atlas, ist aber einen Theil des Jahres hindurch ausgetrocknet.

Zwischen Marocco und Algier liegt die Wüste *Agad*, in der man einige Oasen sieht. Südlich von dem einen Arme des Atlas, wo sich die Quellen der 4 Flüsse befinden, die nach der Sahara zu und durch *Beled ul Gerid* (das Dattelland) strömen, liegen die Städte *Segetmesse*, *Tafilet* und andere, die nur durch die Erzählungen der arabischen Reisenden bekannt sind. Sonst waren sie sehr blühend.

Ein arabischer Häuptling gründete vor einigen Jahren, südlich von dem *Draha*, an der Grenze der Sahara einen kleinen unabhängigen Staat, dessen Hauptstadt *Talent* ist; er besitzt auch *Wad Kun*, weiter im Westen.

Zwischen dem Atlas und dem atlantischen Oceane liegt *Saruban*, in fruchtbarer Gegend; sie ist wohl bevölkert, die Hauptstadt der Provinz *Susa*, und treibt Handel. *Agadir*, ein Hafenort am atlantischen Meere, trieb sonst einen ansehnlichen Handel mit Europa. Weiter nach N. thut dies *Mogador* oder *Sorueira* noch immer.

Eine Entfernung von 45 Stunden trennt *Mogador* von Marocco, der Hauptstadt des Reiches. Diese liegt in einer von D. nach W. laufenden Ebene und hat in N. eine niedrige Kette schieferiger Hügel, in S. dagegen die Höhen des Atlas, die mit Schnee bedeckt sind. An den Bächen wachsen *Eleander*.

In N. vom *Teniff*, einem bei der Hauptstadt fließenden Flusse, bedecken Datteln- und Olivenwälder den Boden. Marocco hat etwa 2 Et. im Umfange, aber dieser weite Raum umschließt mehr Gärten, von denen einige 30 Acker betragen. Der kaiserliche Palast steht in S., dem Atlas gegenüber und außerhalb der Stadt. Die Zimmer haben nichts Prachtiges; viereckige Thürme überragen die Mauern. (Taf. 20. Abbild.) Die große Moschee zeichnet sich durch ihren hohen Thurm aus.

Zahlreiche Wasserleitungen umgeben Marocco; einige haben 10 bis 12 Fuß Tiefe, aber die meisten sind versallen; sie verlängern sich bis an den Fluß des Atlas.

Das Reich Marocco liegt zwischen 28° 30' und 35° 50' n. Br. und zwischen 3° 40' und 12° 40' westl. L. In N. wird es von dem mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar; in W. von dem atlantischen Oceane; in S. von der Sahara und in D. von Algier begrenzt. Die Länge von N. nach S. beträgt 190 Stunden, die mittlere Breite 150 und der Flächengehalt 24,000 Q.Stunden. Wellenförmige Ebenen ziehen sich zwischen dem Atlas und dem atlantischen Meere hin, in welchem der *El Kof*, der *Sebu*, der *Burugreb*, der *Um ez Beg*, der *Teniff*, der *Euse* und andere minder bedeutende Flüsse ihre Mündungen haben. Der meist fruchtbare Boden würde besser bebaut seyn, regnete es häufiger. Viele Ländereien haben herumziehende Stämme inne.

In dem Reiche Marocco erreicht der Atlas seine bedeutendste Höhe. Der *Melisin*, der Exliminationspunkt, der von Marocco aus sichtbar ist, hat eine Höhe von 4000 Metres; man weiß aber nicht, ob andere Punkte nicht noch höher sind. Die Bevölkerung wird auf 8,800,000 Seelen geschätzt und besteht aus Mauren, Arabern, Berbern und Juden. Die letztern ausgenommen, sind alle Muselmänner.

Die Dynastie der *Muley* herrscht in dem Reiche seit 1547. Die Regierung ist despotisch; die Einnahmen werden auf 23 Millionen Francs geschätzt; die Armee beträgt 26,000 Mann. Die Flotte besteht aus einigen

Kriegsschiffen. Sonst waren die Maroccaner durch ihre Seeräuberet berühmte. Der Hafen von Sale schickte die meisten dieser Corsaren aus; seit dem Ende des 18. Jahrh. aber haben die Kaiser von Marocco so viel Macht erlangt, um diese Räuber nöthigen zu können, ihrem schändlichen Handwerk zu entsagen.

Das Reich Marocco umfaßte sonst einen Theil vom cäsarischen und tingitanischen Mauretanien. Diese Länder gingen, wie das übrige nördliche Afrika, von den Römern auf die Vandalen und von diesen an das griechische Reich über. Sie wurden diesem durch die Araber entzogen. Verschiedene Dynastien stritten sich lange um dieses Land bis in das 16. Jahrh., zu welcher Zeit Muley Ali Scherif (Abkömmling Mahomed's) seine Familie auf den Thron setzte.

Der Staat hat fünf Provinzen: Fez und Marocco an dem westlichen Abhange des Atlas; Susa an beiden und Draha und Taflet an dem südöstlichen.

Die Kreuzer hat wenige Europäer in dieses Reich geführt; diejenigen, welche uns Beschreibungen davon gaben, waren Geistliche, welche Gefangene loszukaufen hatten, Consuln oder politische Agenten, oder auch Unglückliche, die sich vom Schiffbruche gerettet hatten und durch das Land zogen, um wieder in ihre Heimath zu gelangen. Poest, dänischer Consul (1779); Græberg v. Hemsö, schwedischer Consul (1820); Chenier, franz. Geschäftssträger (1788) haben die Werke herausgegeben, welche die wichtigsten geschichtlichen und geographischen Documente enthalten. Man findet dergleichen auch in den Schriften Pibou's von Saint Dion, außerordentlichen franz. Gesandten (1694); Lemprière's (1791); Grey Jackson (1809 und 1820); Washington (1833) u.

Die Europäer folgten meist einem und demselben Wege, und mehrere Provinzen sind deshalb noch immer so gut als gar nicht bekannt.

Mazagan, Hafen in N. der Hauptstadt, gehörte lange den Portugiesen. Geht man nach N., so findet man Amazore, eine elende Stadt an der Mündung des Morbeya; Rabat, Salé gegenüber. Eine Viertel Meile von Sale scheint eine große Wasserleitung von römischem Baue zu seyn.

Mamora, an der Mündung des Sebu, ist von schönen Pflanzungen und fetten Weiden umgeben.

Im Innern liegt Mequinez, auf Hügeln, amphitheatralisch von Gärten umgeben. Fez, 10 Stunden in NNO., liegt an der Seite verschiedener Anhöhen und war sonst die Hauptstadt des Reiches; die wichtigste ist sie noch immer. Badia hält sie für die schönste in den Barbarenstaaten; er erwähnt die Bibliothek, welche für dieses Land ansehnlich seyn soll, sowie die Schulen, die in ganz Afrika berühmt sind. Die Einwohnerzahl soll 80,000 betragen und die Zahl der Moscheen 200.

Keht man nach dem atlantischen Oceane zurück, so findet man El Gassar, eine sehr verfallene Stadt. Lgrache (Lixos, Al Aralsch), Hafen an der Mündung des Lucios, gehörte einige Jahre im 17. Jahrhundert den Spaniern. Die Franzosen beschossen es 1765. Die Umgegend ist fruchtbar.

Wellenförmige Ebenen ziehen sich bis an die vom Mittelmeer bespülten Berge. An der Küste sieht man Lebuan, eine alte Stadt mit schönen Gärten. Von den Terrassen überseht man den großen Platz und die Berge. (Taf. 20. Abbild.) Melilla, eine sehr alte Stadt, wahrscheinlich schon von den Karthaginiern angelegt, liegt in fruchtbarer Gegend und ist reich an Eisengruben; sie gehört den Spaniern wie Alhuermas, Penon de Belez und Ceuta. (Taf. 20. Abbild.) Die letztern vier nennt man die spanischen presidios, Deportationsörter für die Verbrecher.

Tanger (Tingis) am Westende der Straße von Gibraltar und in geringer Entfernung von dem Vorgebirge Spartel, ist der Hafenort des Reiches, in welchem sich die meisten europäischen Consuln aufhalten. Sonst war Tanger, als es den Engländern gehörte, stark befestigt; als sie es unter Karl II. aufgaben, zerstörten sie fast alle Werke. Das Thor der Citadelle, ein maurisches Werk, macht sich durch seine Architectur bemerklich. (Taf. 20. Abbild.) Nach Lemprière nimmt die Stadt einen sehr geringen Raum ein und hat nichts Bemerkenswerthes; sie liegt auf einem Hügel sehr nahe am Meere; die Umgegend ist mit Weinpflanzungen bedeckt. Die Bai ist ziemlich groß, aber nicht sicher, wenn der Ostwind stark weht. Jenseits der Straße beginnt Europa.

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „Malerischen Reise in Afrika“ erwähnt worden sind.

Die Namen der Dörfer, Flüsse, Berge, Hüfse u. sind gesperrt; die Namen der Bänder, Seiten, Denkmäler und Gegenstände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reisenden, Geschichtschreiber, wilden Häuptlinge u. mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

Abiad, Fluß in Abyssinien. 15.
 Abu-Egli, nubische Provinz. 15.
 Abu-Hammed, Stadt in Rubien. 12.
 Abu-For, Fall des Nils in Rubien. 11.
 Abufir, St. in Aegypten. 2.
 Abu-Haga, Ruinen von, in Rubien. 15.
 Abufir, St. in Aegypten. 3.
 Abutig, St. in Aegypten. 7.
 Abu-Zabel, St. in Aegypten. 5.
 Abyssinien, Land. 18. 29.
 Abyssinier, ihre Gesichtsbildung. 29.
 Aermann, franz. Reisender in Madagaskar. 34.
 Adams, engl. Reisender in der Sahara. 70.
 Abel, benachbartes Königreich von Abyssinien. 29.
 Adschebi, Fluß in Algier. 90.
 Aegypten, Land. 1. 10.
 Africa, St. im Königreich Tunis. 88.
 Agadir, St. im marokkanischen Reiche. 91.
 Agadir, Berg an der Sahara. 83.
 Agara, Berg in Rubien. 16.
 Agattu, Fluß in Congo. 58.
 Agäus, abyssinisches Volk. 19.
 Agter-Bruyntsches-Hoogte, Berg und Prov. am Vorgeb. der Guten Hoffnung. 41.
 Aisch, Land im Königreich Tunis. 87.
 Akaba-el-Kebir, St. in Aegypten. 85.
 Akaba-el-Suagair, St. in Aegypten. 85.
 Akaloo, Berg in Marmarica. 85.
 Akmun, St. in Aegypten. 4.
 Akmunein, St. in Aegypten. 7.
 Alberti, Louis, niederländischer Reisender. 37.
 Al-Cassar, St. in Marocco. 92.
 Alexander, engl. Officier. 55.
 Alexandrien, St. in Aegypten. 2.
 Algier, Hauptst. von Algier. 91.
 Algier oder Algerien, Land in Africa. 89. 91.
 Algoa, Bai von. 44.

Allali, Dorf und Berg in Rubien. 12.
 Amagore, St. in Marocco. 92.
 Ambattimenes, Berg in Madagaskar. 34.
 Ambositeniene, Berg in Madagaskar. 34.
 Ambucu, Posten in Rubien. 15.
 Ambozen, hoher Landstrich in Guinea. 59.
 Ambriz, Fluß in Congo. 56.
 Amiranten, Gruppe der. 33.
 Ampayren, Volksstamm in Madagaskar. 35.
 Angala, St. in Suden. 76.
 Angazaye, eine der Comoren. 32.
 Angola, Reich in Congo. 56.
 Angra, Hauptst. der Insel Terceira. 68.
 Angrab, Fluß in Abyssinien. 25.
 Angurnu, St. in Suden. 74.
 Ankreich, Dorf in Rubien. 18.
 Ankober, Hauptst. von Schoa. 27.
 Annobon, Insel von Guinea. 60.
 Anossy, Landstrich auf Madagaskar. 35.
 Anshan, eine der Comoren. 31.
 Antalo, St. in Abyssinien. 19.
 Antavaren, Volk auf Madagaskar. 34. 35.
 Anun, St. und Berg in Algier. 89.
 Anville, berühmter Geograph. 15.
 Anziko, Königreich in Congo. 58.
 Arasch, Fluß in Algier. 88.
 Ardrah, St. in Guinea. 61.
 Argo, Insel des Nils in Rubien. 14.
 Arkiko, Flecken in Abyssinien. 18.
 Argew, St. und Meerbusen in Algier. 90.
 Aschanti, Staat in Guinea. 61.
 Ascur, St. in Algier. 89.
 Ascension, Insel. 59.
 Assaf, St. in Tunis. 87.
 Asfa, Dorf in Abyssinien. 19.
 Assuan, St. in Aegypten. 9.
 Assuv, St. in Rubien. 15.
 Atarah, Stadt, Fluß und Land in Rubien. 15. 18.
 Athay, St. in Aegypten. 6.
 Atlas, Gebirge im nördlichen Afrika. 91.
 Athrib, Dorf in Aegypten. 3.

Atta, St. in Suden. 79.
 Aubjellah, St. und Dase. 73.
 Aures, Berg in Algier. 89.
 Azum, St. in Abyssinien. 20.
 Azuaghis, Berg in Algier. 91.
 Azoren, Archipel der. 68.

B.

Baba, Bergbach in Rubien. 16.
 Babagri, Königreich an der Küste von Guinea. 61.
 Babagri, St. in Suden. 77. 78.
 Badia, spanischer Reisender. 10.
 Badschebo, St. in Suden. 76.
 Bahr-el-Kirel, Fluß in Abyssinien. 15.
 Bahr-el-Kbiad, Fluß in Rubien. 16. 17.
 Bakel, franz. Posten in Senegambien. 65.
 Bambara, Königreich in Seneg. 65.
 Bambaras, Keger in Seneg. 65.
 Bambarugueh, Fluß in Congo. 56.
 Bambuck, Fort in Seneg. 65.
 Bammaku, St. in Suden. 72.
 Banai, Dorf in Seneg. 66.
 Bandela, Dorf in Seneg. 66.
 Banchole, Insel in Seneg. 65.
 Banza-Congo, St. in Congo. 56.
 Banza-Congo, Hauptst. von Congo. 57.
 Baol, Königreich in Senegamb. 65.
 Barabrat, Volk in Rubien. 10.
 Barcah, Gegend des Atlas. 85.
 Barbo, Residenz des Bei von Tunis. 88.
 Barfo, St. in Abyssinien. 19.
 Barrow, J., engl. Reisender. 43.
 Basleyn, Dorf in Rubien. 14.
 Ba-Simera, Dorf in Guinea. 63.
 Bathurst, St. in Senegab. 65.
 Bath-el-Hadschar, Provinz von Rubien. 13.
 Batta, St. in Congo. 58.
 Bavians-Kloof, St. der Cap-Colonie. 44.

Beatson, Alexander, engl. Gouverneur von St. Helena. 59.
 Bedreschein, Dorf in Aegypten. 6.
 Benesch, Dorf in Aegypten. 7.
 Belbeis, St. in Aegypten. 3.
 Belled-el-Agureh, Dafen-Dorf. 83.
 Belida, St. in Algier. 90.
 Belida-Beled-Kamisch, Dafen-Stadt. 83.
 Bello, Beherrscher der Zellathas in Sudan. 76.
 Bellata, Dafen-Dorf. 84.
 Belzoni, italienischer Reisender. 6. 13.
 Bengazi, St. in Barcah. 85.
 Bengo, Fluß in Congo. 56.
 Benguela, Reich in Congo. 56.
 Beni-Passan, Dorf in Aegypten. 7.
 Benin, Königreich in Guinea. 61.
 Benin, Fluß in Guinea. 61.
 Bony-Sueyf, St. in Aegypten. 7.
 Berberei, siehe Tunis und Tripolis.
 Berbern, siehe Cabylen.
 Berenice, St. in Aegypten. 83.
 Bernardin de St. Pierre, franz. Reisender. 36.
 Beranimenen, Landstrich in Madagascar. 35.
 Berthelsdorf, St. der Cap-Colonie. 46.
 Bethencourt, Johann von, entdeckt die Insel Allegranja. 69.
 Betschuanas, Volk im Caplande. 45. 46.
 Bhabrit, St. in Aegypten. 3.
 Biafra, Vorgeb. von Guinea. 59.
 Biban-el-Moluk, Berg in Aegypten. 84.
 Bibis, Volk in Sudan. 76.
 Bihe, Land in Congo. 57.
 Bilma, Dorf in Sudan. 74.
 Bir-el-Malha, Brunnen in der Sahara. 71.
 Birket-el-Kerun, See in Aegypten. 6.
 Birnieh, St. in Sudan. 74.
 Bishana, St. in Abyssinien. 27.
 Biserre, St. in Tunis. 88.
 Blaquiere, Reisender in Tripolis. 85.
 Boavista, Insel am Grünen Vorgeb. 68.
 Bocqua, Dorf in Sudan. 79. 80.
 Bokkeveld, Prov. der Cap-Colonie. 46.
 Bomba, Königreich in Congo. 58.
 Bombetoc, Hafen der Insel Madagascar. 33.
 Bona, St. in Algier. 89.
 Bondu, Staat in Senegambien. 66.
 Bojador, Berg an der Sahara. 70.
 Bräu, Land in Sudan. 74.
 Bory de St. Vincent, franz. Reisender. 36.
 Bowdich, engl. Reisender. 62.
 Braknas, Stamm der Mauren. 83.
 Brava, St. in Fanzuehar. 29.
 Breuvery, siehe Gadalvene.
 Brevedent, der Vater, in Abyssinien. 22.
 Briquas, Volk am Cap. 45.
 Browne, engl. Reisender. 82.
 Bruce, engl. Reisender. 18. 23.
 Bruce de St. Paul, Berg auf Bourbon. 36.
 Bubias, Fluß in Algier. 89.
 Buch, Leopold von, deutscher Reisender. 69.
 Budschema, Fluß in Algier. 89.

Buckart, David, Neger-Marabut. 68.
 Bulac, St. in Aegypten. 4.
 Bulibani, St. in Senegambien. 67.
 Bumalah, Leich in Algier. 88.
 Bumuah, St. in Aegypten. 85.
 Bun-Adschubah, St. in Aegypten. 85.
 Burlos, Berg und See in Aegypten. 1. 3.
 Burbon, Insel im indischen Meere. 36.
 Buschmänner, Volk am Cap. 44.
 Buscharun, Berg-b. von Algier. 91.
 Bussa, St. in Sudan. 73.
 Burckell, G. J., engl. Naturforscher. 48.
 Burckhardt, Reisender in Rubien. 17.

C.

Cabaylen, Bergbewohner von Algier. 91.
 Cabenda, St. in Congo. 58.
 Cabel, St. und Meerbusen des Königreichs Tunis. 80.
 Cabra, St. in Sudan. 82.
 Cachena, St. in Sudan. 77.
 Caeongo, Land in Congo. 58.
 Cadalvene und Breuvery, franz. Reisende. 1. 4. 5. 7. 9. 12.
 Cafferland, Gegend im südlichen Afrika. 37.
 Cafferu ihre Sitten. 38.
 Cassa, St. in Tunis. 87.
 Caillaud, franz. Reisender. 87.
 Cairo, Hauptst. von Aegypten. 4.
 Cairuan, St. in Tunis. 87.
 Calbary, Fluß in Guinea. 59.
 Caldenne, St. in Senegambien. 66.
 Caledon, Dorf der Cap-Colonie. 49.
 Caldera, großer Krater auf Palma. 69.
 Caminuquas, Stamm der Namaquas. 43.
 Cambu, St. in Senegambien. 66.
 Campbell, Johann, Missionar. 49.
 Campbell, engl. Infanterie Officier. 51.
 Cancobella, Land in Congo. 58.
 Capmartin und Colin, franz. Reisende. 31.
 Carbon, Vorgebirge von Algier. 91.
 Carthago, Ruinen von. 86.
 Cassansi, St. in Congo. 57.
 Cauche, franz. Reisender. 33.
 Cavalli, Staat in Guinea. 61.
 Cayor, Staat in Senegambien. 63.
 Champollion, franz. Reisender. 5. 6. 8. 9. 13.
 Champellier, franz. Reisender. 34.
 Chateaubriand, franz. Reisender. 89.
 Cheops, Pyramide des, in Aegypten. 5.
 Choiseul, Hafen in Madagascar. 35.
 Chue, St. in Sudan. 75.
 Simbebas, Nomadenvolk in Congo. 56.
 Ciudad de las Palmas, Hauptst. der großen canarischen Insel. 69.
 Clapperton, engl. Reisender. 74.
 Clara, canarische Insel. 69.
 Clarence, Fort in Guinea. 62.
 Cobbe, Hauptst. von Dursur. 82.
 Coetsec, holländ. Reisender. 40.

Coiffin, Begleiter des Cast. 19. 22.
 Colcab, St. in Algier. 91.
 Collo, Flecken in Algier. 91.
 Combes und Camisier, franz. Reisende. 26.
 Commerson, franz. Botaniker. 33.
 Comorn, Archipel der. 31.
 Compagnon, franz. Reisender. 65.
 Conghel, St. in Senegamb. 67.
 Congo, Land des westlichen Afrika. 56.
 Constantia, Weinberg am Cap. 50.
 Constantine, St. in Algier. 89.
 Corbus, Dorf in Tunis. 88.
 Corvilham, Peter, portug. Reisender. 22.
 Cornelius de Jong, holländ. Reisender. 50.
 Corrientes, Vorgeb. der Küste von Mozamb. 30.
 Corvo, eine der Azoren. 58.
 Cowdrey, engl. Reisender. 57.
 Cudly, St. in Sudan. 78.
 Cuco, Berg in Aegypten. 10.
 Cudo, Fluß in Congo. 56.
 Cudonia, Fluß in Sudan. 79.
 Cumassie, St. in Guinea. 62.

D.

Dabalaf, Insel in Abyssinien. 18.
 Dahomei, Staat in Guinea. 61.
 Daiga, St. in Rubien. 15.
 Dathel, eine der Dafen. 82.
 Damaras, Volksstamm der Cap-Colonie. 53.
 Damanhur, St. in Aegypten. 3.
 Damiette, St. in Aegypten. 1.
 Dampier, engl. Seefahrer. 59.
 Dandur, Dorf in Rubien. 11.
 Dara, Dorf in Abyssinien. 21.
 Dar Berber, Land in Rubien. 15.
 Dar Bertat, Land in Rubien. 17.
 Dar el Key, Land in Rubien. 16.
 Dar el Kurfur, Land in Rubien. 10.
 Darfur, Land im nördlichen Afrika. 82.
 Dar Mahass, Land in Rubien. 13. 17.
 Darmantus, Maurenstamm. 71.
 Dar Soffot, Land in Rubien. 13.
 Dar Sennar, Land in Rubien. 16.
 Daube, Fluß in Congo. 56.
 Daumas, Reisender. 54.
 Dauphin, Fort auf Madagascar. 36.
 Debbeh, Flecken in Rubien. 12. 15.
 Dehub, Dorf in Rubien. 11.
 De la Caille, franz. Astronom. 40.
 Delaporte, franz. Consul in Tanger. 82.
 Delgado, Vorgebirge der Küste von Sargur-bar. 30.
 Delta, Provinz von Aegypten. 34.
 Dender, Fluß in Rubien. 24.
 Denderah, alte St. in Aegypten. 8.
 Denebas, Volk in Congo. 57.
 Denham, engl. Reisender in Sudan. 74.
 Dentilia, Fikung in Senegamb. 65.
 Derr, Flecken in Rubien. 12.

Devra Damo, Berg in Abyssinien. 26.
 Devra Tabur, St. in Abyss. 26.
 Desfontaines, franz. Reisender. 86. 87.
 Deyer el Haya, Dafen-Stadt. 85.
 Dezar, Nilinsel in Rubien. 12.
 Dialiba, Fluß in Sudan. 64.
 Diana, Berg auf St. Helena. 56.
 Diaz, Bartholome, port. Seefahrer. 39.
 Dickson, Begleiter Clappertons. 77.
 Disanis, Volk in Rubien. 17.
 Diran, St. in Rubien. 19.
 Dongalah-el-Aguz, St. in Rubien. 14.
 Dongalah, Land in Rubien. 14.
 Dongalani, Bewohner von Dongalah. 14.
 Douville, franz. Reisender. 57.
 Drah, Fluß in Marocco. 92.
 Draha, Provinz in Marocco. 92.
 Dresch, St. in Aegypten. 83.
 Drury, Robert, engl. Reisender. 34.
 Dschammeh, St. in Marmarica. 85.
 Dschebel Abbeh, Castell in Rubien. 13.
 Dschebel-Babiti, Gebirge in Rubien. 11.
 Dschebel-Dayab, Berg in Rubien. 14.
 Dschebel-Ronyl, Granitfelsen in Rubien. 16.
 Dschebel-Wanasseris, Berg in Algier. 90.
 Dschebel-Selech, Berg in Aegypten. 9.
 Dschinne, St. in Sudan. 81.
 Dschezirah el Felsch, Nilinsel. 10.
 Dschigelli, St. in Algier. 91.
 Dschinet, Vorgebirge von Algier. 91.
 Dschirteh, St. in Aegypten. 7.
 Dschonkafonda, engl. Posten in Senegamb. 65.
 Dschun el Kabrit, Golf von Barcah. 85.
 Dubois, Herausgeber einer Beschreibung der Insel Madagascar. 39.
 Du Petit Thouars, franz. Reisender. 34.
 Durand, Director der Compagnie am Senegal. 65.

G.

Gboe, St. in Sudan. 80.
 Gdsu, St. in Aegypten. 9.
 Egga, St. in Sudan. 79.
 El-Akmin, alte St. in Aegypten. 7.
 El-Arisch, Fort in Aegypten. 1.
 El-Bahrein, großer Salzsee in der Wüste. 84.
 El-Baufuti, Dafen-Dorf. 84.
 El-Bella, Pyramiden von, in Rubien. 15.
 El-Calamun, Dafen-Dorf. 83.
 El-Cazar, Dafen-Dorf. 83.
 El-Eghi, eine der Dafen. 83.
 Elephanten, Fluß der, in der Cap-Colonie. 42.
 Elephantine, St. in Aegypten. 10.
 El-Hammah, St. in Tunis. 88.
 El-Havz, Dase. 84.
 El-Kab, St. in Aegypten. 9.
 El-Kalabsche, Dorf in Rubien. 11.

El-Kanemi, Schiff von Bornu. 74.
 El-Kargeh, eine der Dafen. 83.
 El-Kerebin, Dorf in Rubien. 16.
 El-Mendyeh, Dafen-Dorf. 84.
 El-Mezaurat, Dorf in Rubien. 15.
 Elmina, holländisches Etablissement in Guinea. 62.
 El-Solkmanieh, Dorf in Rubien. 15.
 El-Schellal, Dorf in Aegypten. 10.
 El-Schem, St. in Tunis. 86.
 El-Tascher, eine der Dafen. 82.
 El-Uah-el-Bahrjeh, eine der Dafen. 89.
 Emfras, St. in Aegypten. 24.
 Emmi-Hamas, Dorf in Abyss. 26.
 Enderta, Provinz von Abyss. 19.
 Engoyo, Prov. von Soango. 58.
 Erment, St. in Aegypten. 9.
 Esne, St. in Aegypten. 9.
 Ezbekieh, Platz in Cairo. 4.

F.

Fadassi, St. in Rubien. 17.
 Falaba, St. in Guinea. 63.
 Falaschas, Volk in Abyssinien. 23.
 Fanalreh, Dase. 83.
 Fatticah, St. in Sudan. 77.
 Fayal, eine der Azoren. 68.
 Fayum, ägyptische Provinz. 6.
 Fazoqi, Prov. von Rubien. 16.
 Fellatas, Volk in Sudan. 75.
 Felsenfluß, der, auf der Insel Bourbon. 36.
 Ferro, eine der canarischen Inseln. 70.
 Fernandez, portug. Seefahrer. 64.
 Fernandez, der Vater Antonio. 22.
 Fernando Po, Insel im atlantischen Meere. 68. 81.
 Ferrat, Cap von Algier. 91.
 Fetisch, Felsen des, am Jaire. 58.
 Fez, St. und Staat in Marocco. 92.
 Fezzan, Land im nördlichen Afrika. 92.
 Fileti, Fluß in Marocco. 92.
 Flacourt, franz. Reisender. 31. 35.
 Flores, eine der Azoren. 68.
 Flußpferd, Jagd des. 20.
 Formoso, Cap von Guinea. 59.
 Fortapentura, eine der canarischen Inseln. 69.
 Freetown, St. in Guinea. 62.
 Fulahs, Volk in Senegamb. 64.
 Foulpointe, St. in Madagascar. 35.
 Futa-Dhiallon, St. in Senegamb. 66.
 Futa-Turo, Staat in Senegamb. 66.

G.

Gabon, Küste von Guinea. 61.
 Gabon, Fluß in Guinea. 61.
 Gallas, Volk in Abyssinien. 27.
 Gambela, Ebene in Abyssinien. 19.

Gambia, Fluß in Senegamb. 64.
 Garah, eine der Dafen. 84.
 Gariep, Fluß am Vorgeb. der guten Hoffnung. 46.
 Garmis, Dafen-Dorf. 84.
 Garmys, Dafen-Dorf. 84.
 Gaurig, Fluß am Vorgeb. der guten Hoffnung. 45.
 Geba, portug. Etablissement in Senegamb. 61.
 Gebabo, eine der Dafen. 84.
 Gebel-Montai, Dafen-Dorf. 84.
 Gerbi, Insel und Golf von Gabes. 86.
 Gerri, Dorf in Rubien. 15.
 Gethendat, Dorf in Senegamb. 55.
 Getteh, Dorf in Rubien. 12.
 Gibba, Dorf in Abyssinien. 19.
 Gir, Fluß in Marocco. 92.
 Giseh, Dorf in Abyssinien. 24.
 Gizeh, St. in Aegypten. 5.
 Gnabenthal, St. am Cap. 50.
 Gobat, deutscher Missionar. 25.
 Golongo-Alto, Provinz von Congo. 57.
 Gomera, eine der canarischen Inseln. 69.
 Gonaquas, Hottentottenstamm am Cap. 71.
 Gondar, St. in Abyssinien. 23.
 Gorée, Insel von Senegambien. 65.
 Gor-el-Meleh, St. im Staate Tunis. 88.
 Gosham, Gegend in Abyssinien. 26.
 Goudon, franz. Reisender. 34.
 Graaf-Reynet, St. am Cap. 44.
 Graciosa, eine der Azoren. 68. — eine der canarischen Inseln. 69.
 Graham, Madame, reisende Engländerin. 56.
 Gray, engl. Major. 67.
 Grennah, St. in Barcah. 85.
 Grigis oder Jauberer in Guinea. 63.
 Griquas, Volk am Cap. 50.
 Groote-Wis-Rivier, Fluß im Kaffernlande. 38.
 Gros-Morne, Vulkan auf Bourbon. 36.
 Guanchen, erste Bewohner der canarischen Inseln. 70.
 Gubororo, Fluß in Congo. 56.
 Guinea, Land des westlichen Afrikas. 59.
 Gutto, Dorf in Abyssinien. 24.

H.

Habaubas, Volk in Rubien. 18.
 Halfah, Thal und Dorf in Rubien. 12. 13.
 Halfay, Dorf in Rubien. 15.
 Hallenahs, Volk in Rubien. 18.
 Hamhamu, Bergkette in Aegypten. 18.
 Hammam Atlas, St. in Algier. 90.
 Hammam Berba, St. in Algier. 89.
 Hammam-el-Enf, Berg in Tunis. 88.
 Hammamet, St. und Meerbusen in Tunis. 88.
 Hammam Meslutin, St. in Algier. 89.
 Hammobahs, Volk in Rubien. 18.
 Pantam, Berg am Cap. 46.
 Harubsch, Berg in der Sahara. 70.

Hartus, Volk in Abyssinien. 22.
 Haussa, Hauptst. des Königreichs Abul. 29.
 Hazortas, Volk in Aegypten. 18. 21.
 Hebbe, schwedischer Reisender. 68.
 Hebenstreit, Reisender in Algier. 89.
 Hehede, St. in Aegypten. 4.
 Herfla, St. in Tunis. 88.
 Hiatala, St. in Congo. 58.
 Hippone, Ruinen von. 89.
 Hogos, Insel des Nils in Rubien. 12.
 Hop, Heinrich, holländ. Reisender. 41.
 Horneman, deutscher Reisender. 73.
 Hoskins, engl. Reisender. 15.
 Hollontonten, Cafferstamm. 31.
 Hottentotten, Volk am Cap. 39.
 Houghton, engl. Reisender. 71.
 Huzuanas, Volkstamm am Cap. 43.

I.

Ibrim, St. in Rubien. 12.
 Ibsambul, St. in Rubien. 13.
 Immelmann, Daniel, junger Holländer. 41.
 Inschilla, St. in Tunis. 88.
 Isaac, mandingolischer Priester. 73.
 Ivondru, Landstrich auf Madagascar. 35.
 Ivy, Vorgeb. von Algier. 91.

J.

James Town, St. auf St. Helena. 59.
 Jéne, St. in Guinea. 63.
 Johanna, alte St. der Insel Anshuan. 32.
 Joloffen, großer Volkstamm in Senegambien. 65.
 Juan de Nova, eine der Amiranten. 33.
 Juan de Nova, galizischer Seefahrer. 58.
 Juidah, St. in Guinea. 61.
 Jupiter Ammon, Ruinen des Tempels des. 84.

K.

Kaarta, Königreich in Suden. 65.
 Kabolikas, Volk im Caplande. 43.
 Kacunda, St. in Suden. 79.
 Kadschago, Staat in Senegambien. 65.
 Kabba, Fluß in Abyssinien. 23.
 Kainura, Dorf in Senegamb. 65.
 Kafafungi, St. in Suden. 74.
 Kalahari, wüste Gegend im Caplande. 54.
 Kalliaris, Cafferstamm. 39.
 Kamalia, St. in Suden. 72.
 Kamamyi, Bezirk von Rubien. 16. 17.
 Kamato, St. in Guinea. 63.
 Kamis, Berge im Caplande. 42.
 Kano, St. in Suden. 76.
 Kanforaly, St. in Senegamb. 66.
 Karas, Berge in Caplande. 46.
 Karro, Wüste im Caplande. 46.

Karnak, Dorf in Aegypten. 8.
 Karri, Berggegend im Caplande. 46.
 Kasr, Dafen: Dorf. 84.
 Kasr-el-Bayan, eine der Dafen. 83.
 Kasr-Essayab, St. in Aegypten. 7.
 Kasr-Batti, eine der Dafen. 83.
 Katagun, St. in Suden. 76.
 Katunga, St. in Suden. 77.
 Kaut-el-Kabir, St. in Aegypten. 7.
 Keff, St. in Tunis. 88.
 Keft, St. in Aegypten. 8.
 Key-Karop, Fluß im Caplande. 55.
 Keis-Kamma, Fluß im Caplande. 44.
 Kelub, St. in Aegypten. 4.
 Kemmur, St. in Suden. 74.
 Keneh, St. in Aegypten. 4.
 Kernot, Hauptst. von Eogun. 76.
 Kesa, Berg in Suden. 79.
 Kiama, St. in Suden. 78.
 Kirchner, deutscher Missionair. 45.
 Kingall, Hauptst. von Congo. 57.
 Kirni, St. in Suden. 79.
 Klein-Bis-Rivier, Fluß im Caplande. 42.
 Knysa, Fluß im Caplande. 44.
 Koavo, Fluß im Janguebar. 29.
 Kobban, Dorf in Rubien. 12.
 Kobatal, Fleden in Rubien. 14.
 Koch, deutscher Missionair. 47.
 Kolbe, Peter, deutscher Reisender. 40.
 Koras, Hottentottenstamm. 45.
 Korikas, Volk im Caplande. 43.
 Korosko, Fleden in Rubien. 12.
 Kossair, St. in Aegypten. 8.
 Kraal, verzinnte Hütten der Buschmänner und Hottentotten. 40.
 Kuarra, Fluß in Suden. 77.
 Kuffua, See in Congo. 57.
 Kugler, Christian, deutscher Missionair. 25.
 Kuissir, Fluß im Caplande. 55.
 Kum Dmbu, Dorf in Aegypten. 9.
 Kum Jahla, Fleden in Aegypten. 3.
 Kuranko, Staat in Guinea. 61.
 Kurat, Dorf in Aegypten. 3.
 Kurnah, Dorf in Aegypten. 8.
 Kuruman, Fluß im Caplande. 45.
 Kurritschane, St. im Caplande. 51.
 Kus, St. in Aegypten. 8.
 Kussas, Cafferstamm. 39.

L.

Labbeffebas, Stamm der Mauren. 71.
 Labiad, St. in Tunis. 88.
 La Calle, St. in Algier. 88.
 Lagos, Königreich in Guinea. 61.
 Laguna, eine der canarischen Inseln. 69.
 Loando, Fluß in Congo. 56.
 Laing, engl. Reisender. 63. 81.
 Lamaib, St. in Marmarica. 85.
 Lamba, St. in Algier. 89.
 Lancerote, eine der canarischen Inseln. 69.

Landa, Fluß in Angola. 56.
 Lander, die Brüder J. und K., engl. Reisende. 77.
 Larache, Hafen des marocchischen Reiches. 92.
 Lari, Dorf in Suden. 74.
 Lataloa, St. im Caplande. 42.
 Lataku, Hauptst. der Betschuanas. 45.
 Latrobe, hennhutscher Missionair. 50.
 Leguevel de Lacombe, franz. Reisender. 55.
 Lempto, St. in Tunis. 88.
 Lenoir du Koule, franz. Gesandter in Abyss. 22.
 Lesbe, Dorf in Aegypten. 1.
 Le Torzed, Begleiter des Cassaub. 81.
 Le Vaillant, Franz, franz. Reisender. 41.
 Liberia, Colonie in Guinea. 62.
 Libysches Gebirge, das, in Aegypten. 7.
 Lichtenstein, deutscher Reisender. 46.
 Lighoyas, Volk im Caplande. 54.
 Linant, Reisender in Rubien. 11.
 Loango, Königreich in Congo. 58.
 Lobo, der Vater, portugiesischer Reisender. 22.
 Loffib, Fluß in Janguebar. 29.
 Loggun, Gegend in Suden. 76.
 Loma, Berg in Guinea. 64.
 Longwood, Wohnung Napoleons auf St. Helena. 59.
 Lopez, Vorgebirge, welches Congo und Guinea trennt. 56.
 Lorenzo-Marques, Fluß und Bai von Mozambique. 31.
 Logo, Fluß in Congo. 56.
 Lupata, Berg in Mozambique. 30.
 Luror, Dorf in Aegypten. 8.

M.

Ma-Bung, Dorf auf Guinea. 63.
 Macuas, Cafferstämme in Janguebar. 30.
 Madagascar, Insel im indischen Meer. 33.
 Madagassen, Bewohner voriger Insel. 34.
 Madeira, Insel im atlantischen Meer. 69.
 Madfunieh, St. in Aegypten. 7.
 Madische, Insel von Suden. 79.
 Mahé-Afgaol, Fluß in Abyssinien. 20.
 Mahé-Galao, Fluß in Abyssinien. 21.
 Mafumo, Fluß in Mozambique. 31.
 Mafresch, Berg in Algier. 90.
 Magadocho, Hauptst. von Janguebar. 29.
 Magga, Bezirk von Abyssinien. 19.
 Mahé, die bemerkenswerthe Steine der Geyßellen. 33.
 Mahmudieh, Canal in Aegypten. 3.
 Maillet, franz. Consul in Aegypten. 22.
 Makoff, Volk in Congo. 56.
 Maktaera, St. in Marmarica. 85.
 Malatane, Hafen von Madagascar. 33.
 Maloma, Fluß in Algier. 91.
 Malutis, Berge im Cafferlande. 54.
 Mamora, St. in Marocco. 92.

Manangare, Hafen und See in Madagaskar. 34.

Mandingos, Volk in Senegambien. 64.

Manfalut, St. in Aegypten. 7.

Manika, St. und Fluß in Mozambique. 31.

Mansurah, St. in Aegypten. 3.

Mantaten, Caffernstamm. 54.

Maputa, Fluß in Mozambique. 31.

Maquaria, Fluß im Cap-Lande. 40.

Maradeh, eine der Däsen. 83.

Marafah, Hauptst. von Dongalah. 19.

Maravi, See in Zanguebar. 29.

Maribombo, Fluß in Congo. 58.

Marint, See in Aegypten. 2.

Marfah, St. in Rubien. 14.

Marmarica, ägypt. Provinz. 85.

Marokanische Reich, das. 91.

Marugis, Caffernvolk. 51.

Marfah Solum, Hafen in Marmarica. 85.

Mascara, St. in Alger. 91.

Mascarenhas, portug. Seefahrer. 36.

Rassauah, St. in Abyssinien. 18.

Raschadon, Bai und Stadt der Insel Asqua. 32.

Ratarieh, Dorf in Aegypten. 3.

Ratschapins, Volk im Cap-Lande. 46.

Ratifu, Vorgeb. von Alger. 91.

Rauritius, Insel im indischen Meere. 36.

Rayo, Insel des Grünen Vorgeb. 68.

Reapota, eine der Comoren. 38.

Razagan, Hafen in Marocco. 92.

Razul, Reich in Alger. 88.

Red-Amud, Dorf in Aegypten. 8.

Redinet Abu, Dorf in Aegypten. 8.

Redinet el Fayum, Hauptst. von Fayum. 7.

Rehallet el Kebir, St. in Aegypten. 3.

Reharrafah, St. in Rubien. 12.

Relita, St. in Marocco. 92.

Relinde, St. in Zanguebar. 29.

Remf, Dorf in Aegypten. 6.

Remphis, Ruinen von. 6.

Renscheh, Däsen-Stadt. 7.

Rensuf, St. und Canal in Aegypten. 3.

Renzaleh, See in Aegypten. 1. 4.

Requinez, St. in Marocco. 92.

Rearabing, Missionairniederlassung im Cap-Lande. 54.

Reraui, Dorf in Rubien. 15.

Reribohuey, Hauptst. der Samahs. 51.

Reros, Ruinen von, in Rubien. 15.

Rere-el-Kebir, Hafen von Alger. 91.

Rescherdah, Fluß in Tunis. 88.

Rezauril, Fleden an der mozamb. Küste. 30.

Richard, franz. Reisender in Aegypten. 9.

Rilbert, franz. Reisender. 37.

Rilliana, Ebene in Alger. 90.

Riltsin, Berg in Marocco. 92.

Rimutoli, Mab., Reisende. 2. 4. 5. 8.

Rinneh, St. in Aegypten. 7.

Rirfis, nubisches Dorf. 13.

Rissel, St. in Congo. 58.

Risselemseh, St. in Rubien. 16.

Reise in Afrika.

Mist, von, holländ. Reisender. 46.

Mitischah, Ebene in Alger. 91.

Mit-Rabineh, Dorf in Aegypten. 6.

Moffat, deutscher Missionair. 52.

Mogador, St. in Marocco. 92.

Mogetsch, Fluß in Abyssinien. 23.

Moghs, Däsen-Dorf. 83.

Mogren, Fluß in Rubien. 15.

Mohabah, St. in Marmarica. 85.

Mobila, eine der Comoren. 33.

Mollien, franz. Reisender. 68.

Mombaza, St. in Zanguebar. 29.

Mombeiro, Fluß in Benguela. 56.

Monastir, St. in Tunis. 88.

Monfia, Insel in Zanguebar. 29.

Monschus, Caffernstamm. 30.

Monomugi, Königreich in Zanguebar. 28.

Monomotapa, Königreich in Zanguebar. 28.

Mora, St. in Suden. 75.

Moreno, Fluß in Angola. 56.

Morrison, einer der Begleiter Clappertons. 77.

Morzuck, Hauptst. von Fehan. 92.

Mosfel, Bai am Cap der G. Hoffnung. 49.

Mosfeia, St. in Suden. 75.

Mosleminen, Mäusenstamm. 71.

Mosfosen, Caffernstamm. 53.

Mozambique, Küste von. 30.

Mozambique, St. auf der Küste gleichen Namens. 30.

Muenshai, Provinz von Congo. 58.

Mugearts, Mäusenstamm. 71.

Muluas, Volk in Congo. 57.

Mulandu Zambi, Berg in Congo. 58.

Munbros, Volk in Congo. 58.

Mungo Park, engl. Reisender. 71.

Muria, Berg in Congo. 57.

Mycerinus, eine der ägypt. Pyramiden. 6.

N.

Nabis, Missionairniederlassung im Cap-Lande. 55.

Namagari, Fluß im Cap-Lande. 54.

Namaquas, große und kleine, Hottentotten-völker. 41.

Napa, Tempel von, in Rubien. 15.

Nesta, Provinz von Tunis. 88.

Negre, Vorgeb. von Tunis. 88.

Neger, Bewohner von Guinea. 61.

Negro, Vorgeb. von Congo. 56.

Netteko, Bergwerke in Senegamb. 66.

Niger, Fluß in Suden. 71.

Nil, Fluß in Aegypten und Rubien. 1. 10. 24.

Noari, St. in Rubien. 15.

Noli, Antonio, entdeckt die Inseln des Grünen Vorgeb. 67.

Norden, dänischer Reisender. 11.

Nosse Bei, See in Madagaskar. 34.

Rubien, Land. 10. 18.

O.

Oasen, die, fruchtbare Stellen in der Wüste. 82.

Obeh, Bergkette in Rubien. 16.

Olba, Dorf in Rubien. 18.

Olof, Fleden in Rubien. 14.

Onoma, Berg im Cap-Lande. 41.

Oran, St. in Alger. 89.

Oranien, Fluß im Cap-Lande. 43.

Oudney, Begleiter Clappertons. 74.

Ovas, Volk auf Madagaskar. 34.

Owen, engl. Seefahrer an der afrikanischen Küste. 30.

P.

Paez, der Vater, portug. Reisender. 22.

Palma, Insel. 69.

Palmencap, in Guinea. 59.

Palmen, Wein von, ein Getränk der Neger. 64.

Pampaen-Kraal, Dorf im Cap-Lande. 42.

Pango, Provinz von Congo. 58.

Pariset, Reisender in Aegypten. 9.

Pataschie, St. in Suden. 78.

Paterfson, G., engl. Reisender. 41.

Pearce, engl. Reisender. 19. 22. 77.

Peddie, engl. Reisender. 67.

Pella, Missionairniederlassung bei den Nama-quas. 50.

Pemba, Insel an der Küste von Zanguebar. 29.

Pentapole, siehe Barcah.

Peyssonel, franz. Reisender in Alger und Tunis. 88.

Philae, Insel des Nils in Aegypten. 10.

Pico, eine der Azoren. 68.

Pietro della Valle, italienischer Reisender in Aegypten. 8.

Pisania, engl. Posten in Senegamb. 65. 73.

Pieter Boot, Berg auf der Insel Mauritius. 37.

Piton de Fournaise, Vulkan auf Bourbon. 36.

Piton de Reige, Berg auf der Insel Bourbon. 36.

Plettenberg, Bai des Cap-Landes. 45.

Podor, franz. Posten in Senegamb. 65.

Poivre, franz. Reisender. 36.

Poncet, franz. Reisender. 22.

Port Bourbon, Hafen der Insel Mauritius. 37.

Port Louis, Hauptst. der Insel Mauritius. 37.

Porto Praya, Hauptst. von St. Yago. 68.

Porto Santo, Insel. 69.

Pralin, eine der Seychellen. 33.

Prinzen Insel, die, in Guinea. 60.

Prudhor, Lord, engl. Reisender. 15. 16.

Ptolomais, siehe Menschweh.

Pouce, Bergkette der Insel Mauritius. 26.

A.

Quamamyl, Provinz von Rubien. 16.
 Querimba, Inselgruppe. 30.
 Quilmanci, Fluß in Zanguebar. 30.
 Quilmanc, Hafen an der Küste von Zanguebar. 30.
 Quilloa, St. in Zanguebar. 29.

M.

Mabat, St. in Marocco. 92.
 Mabina, eine der Dafen. 82.
 Mahab, Fluß in Rubien. 24.
 Mahmanieh, St. in Aegypten. 3.
 Mag-el-Wady, Fluß in Marocco. 92.
 Mombegil, Fluß in Congo. 58.
 Magas, Volk in Congo. 57.
 Rio Benin, Fluß in Guinea. 59.
 Rio del Rey, Fluß in Guinea. 59.
 Rio dos Camerones, Fluß in Guinea. 59.
 Rio Grande, Fluß in Senegamb. 64.
 Rio Formoso, Fluß in Guinea. 59.
 Rio Lagos, Fluß in Guinea. 60.
 Rio Mesurado, Fluß in Guinea. 59.
 Rio Nun, Arm des Kuerra. 79.
 Rio Ruz, Fluß in Senegamb. 61.
 Rio Sestos, Fluß in Guinea. 59.
 Rio Volta, Fluß in Guinea. 60.
 Ritchie, engl. Reisender in Suden. 73.
 Roggeveld, Provinz des Cap-Landes. 45.
 Roselle, Fluß in Guinea. 64.
 Rosette, St. in Aegypt. 1.
 Rubauk, franz. Reisender. 65.
 Ruivo, Berg auf Madeira. 69.
 Rummel, Fluß in Algier. 89.
 Rüppel, deutscher Reisender. 28.

S.

Saccatu, Stadt in Suden. 76.
 Sahara, Wüste. 70.
 Said, Provinz in Aegypten. 7.
 St. Antonio, Insel des Grünen Vorgeb. 68.
 St. Augustin, Bai von Madagascar. 35.
 St. Denis, Stadt auf der Insel Bourbon. 36.
 St. Georg, eine der Azoren. 68.
 St. Helena, Insel im Atlantischen Meere. 58.
 St. Johann, Fluß in Guinea. 60.
 St. Joseph, Fort in Senegamb. 65.
 St. Louis, Insel in Senegamb. 65.
 St. Lucas, Insel bei Madagascar. 34.
 St. Lucie, Insel des Grünen Vorgeb. 68.
 St. Maria, Insel bei Madagascar. 34.
 St. Maria, eine der Azoren. 68.
 St. Miguel, eine der Azoren. 68.
 St. Paul von Loando, Stadt in Congo. 56.
 St. Felipe von Benguela, St. in Congo. 56.
 St. Sebastian, Hauptst. der Insel Comora. 69.

St. Thomas, Insel in Guinea. 60.
 St. Vincent, Insel des Grünen Vorgeb. 69.
 Salt, Land in Tunis. 87.
 Sakala, Provinz von Abyssinien. 20.
 Sakkarah, Stadt in Aegypten. 85.
 Sala, Provinz von Congo. 56.
 Saldagne, Bai des Cap-Landes. 45.
 Sale, Hafen des marokkanischen Reiches. 92.
 Salum, St. in Senegamb. 65.
 Salt, Reisender in Abyssinien. 18. 21. — in Zanguebar. 30.
 Salvagen, Inseln zu Madaira gehörig. 69.
 Sammanub, St. in Aegypten. 3.
 Samaulis, Volk im Königreich Abul. 29.
 Samba Contaye, St. in Bondu. 66.
 Samen, Berge in Abyssinien. 19. 20.
 Samhub, St. in Aegypten. 7.
 Samnu, St. in Suden. 70.
 Samum, Wüstenwind. 71.
 Sangara, Gegend in Guinea. 64.
 Sanguia, St. in Guinea. 63.
 Sanguin, Staat in Guinea. 61.
 Sanfanding, St. in Suden. 72.
 Santa Cruz, eine der canarischen Inseln. 69.
 San Jago, Insel des Grünen Vorgeb. 68.
 Sas-el-Habschar, St. in Aegypten. 3.
 Sadakim, St. in Rubien. 18.
 Savary, franz. Reisender. 3.
 Schary, Fluß in Suden. 76.
 Schab, eine der Dafen. 83.
 Schaw, engl. Reisender in Tunis. 87.
 Schebba, St. in Tunis. 85.
 Schammame, St. in Aegypten. 85.
 Scheif Abbade, St. in Aegypten. 7.
 Scheif el Kribi, St. in Aegypten. 7.
 Schell, Fluß in Algier. 90.
 Schendy, alte Hauptst. von Sennar. 15.
 Scherbro, Fluß in Guinea. 60.
 Scherschell, St. in Algier. 91.
 Schiba-el-Eubian, See in Tunis. 88.
 Schmidt, Georg, deutscher Reisender. 40.
 Schoka, Gegend in Abyssinien. 19.
 Schon, St. in Suden. 78.
 Schubra, Dorf in Aegypten. 5.
 Sebha, St. in Suden. 73.
 Sebua, St. und Thet in Rubien. 12.
 Seclaven, Volk in Madagascar. 33.
 Sego, Hauptst. von Bambara. 72.
 Selimeh, eine der Dafen. 83.
 Semme, Ruinen von, in Rubien. 14.
 Sena, St. an der mozamb. Küste. 30.
 Senegal, Fluß in Senegamb. 64.
 Senegambien, Land im westlichen Afrika. 61.
 Sennaar, St. und Land in Rubien. 7. 16.
 Senopale, St. in Senegamb. 66.
 Sequenier, St. in Algier. 89.
 Sette, Provinz in Congo. 58.
 Seybuse, Fluß in Algier. 89.
 Seyschellen, Insel-Archipel. 33.
 Sfar, St. in Tunis. 86.
 Sibi Ferruch, Vorgebirge von Algier. 91.

Sigil, Vorgeb. von Algier. 91.
 Simbing, St. in Suden. 71.
 Singhe, Dorf in Rubien. 17.
 Sinku, Fluß im Cap-Lande. 54.
 Sirbonis, See in Aegypten. 1.
 Sireh, St. und Königreich in Abyss. 23. 28.
 Sittisi, Ruinen von. 89.
 Smith, engl. Arzt. 54.
 Schneew-Bergen, Berg und Provinz des Cap-Landes. 44.
 Socotora, Insel in Afrika. 29.
 Sofala, Land an der mozamb. Küste. 30.
 Sogne, Provinz von Congo. 58.
 Sokna, St. in Suden. 73.
 Soletman, St. in Tunis. 88.
 Sonnerat, Naturforscher auf den Seyschellen. 33.
 Spaitla, St. in Tunis. 88.
 Sparrmann, K., schwedischer Naturforscher. 41.
 Stora, Bai von Algier. 91.
 Suden, Land im innern Afrika. 71.
 Sucini, Dafenort. 82.
 Sulimana, St. in Guinea. 61.
 Sumbi, Provinz von Congo. 58.
 Sufa, Prov. von Marocco. 91.
 Sufus, Stamm der Mandingos. 65.
 Syene, St. in Aegypten. 10.
 Syn, Königreich in Senegamb. 65.
 Syuah, Dase. 84.
 Syuth, Hauptst. von Sald. 7.

T.

Tabarca, Insel von Algier. 91.
 Tafelberg, im Cap-Lande. 40.
 Tacazze, Fluß in Abyss. 19. 23. 26.
 Tafillet, Staat in Marocco. 92.
 Tafna, Fluß in Algier. 91.
 Tafuna, Fluß in Guinea. 60.
 Talent, St. in Marocco. 91.
 Tamatave, Hauptst. der Betaniaminen. 35.
 Tamba-aura, Bergwerk in Senegamb. 65.
 Tamba Bucani, St. in Senegamb. 65.
 Tambukis, Volk im Cap-Lande. 42.
 Tamisier, siehe Combes.
 Tammabas, Volksstamm im Cap-Lande. 51.
 Tananarive, Hauptst. der Ivah. 34.
 Tandi Buas, St. in Congo. 57.
 Tantara, St. in Aegypten. 3.
 Taranta, Berg in Abyssinien. 18.
 Taruban, St. in Marocco. 91.
 Tazerbo, eine der Dafen. 84.
 Tebles, Vorgebirge von Algier. 91.
 Teflah, Dorf in Rubien. 11.
 Tegherri, St. in Feggan. 92.
 Tell Baskah, St. in Aegypten. 3.
 Telemecen, St. in Algier. 90.
 Tenda, St. in Senegamb. 65.
 Teneriffa, Insel und Berg der Canarien. 69.
 Teneybeh, Dafenort. 83.

Ten: Khyne, holländ. Arzt. 40.
 Tensift, Fluß in Marocco. 91.
 Terceira, eine der Azoren. 68.
 Tete, portug. Fort an der mozamb. Küste. 30.
 Theben, Ruinen von. 8.
 Thompson, Georg, engl. Reisender. 51.
 Thorah, Gebirge in Aegypten. 6.
 Thunberg, schwedischer Reisender. 41.
 Tibbu, Volk in der Sahara. 71.
 Tigre, Königreich von Abyssinien. 19.
 Timant, St. in Guinea. 61.
 Timbuctu, St. in Suden. 62.
 Timbu, Hauptst. von Guta Dhiallon. 66.
 Timeh, St. in Aegypten. 1.
 Tinez, St. in Algier. 91.
 Tinting, St. in Madagascar. 35.
 Tmap-el: Emid, St. in Aegypten. 4.
 Tombun, See in Suden. 76.
 Tonga, Fluß in Angola. 56.
 Toole, engl. Reisender in Suden. 75.
 Torzed, Begleiter Galllands. 17.
 Tozer, St. in Tunis. 88.
 Trarzas, Maurenstamm. 71.
 Tremecen, St. in Algier. 85.
 Tripolis, Hauptst. des Staates gl. Namens. 86.
 Tripolis, Staat. 86.
 Trifan da Cunha, portug. Reise-der.
 33.
 Truter, europäischer Reisender. 45.
 Tschab, See in Suden. 74.
 Tschantop, Fluß in Cap-Lande. 55.
 Tschellicot, St. und Thal in Abyssinien. 19.
 Quariks, Berbernstamm. 71.
 Zubruk, St. in Marmarica. 85.
 Turkey, engl. Reisender in Congo. 58.
 Tulbagh, Gouverneur der Cap-Colonie. 40.
 Zumat, Fluß in Rubien. 16.

Tunis, Hauptst. des Staates gl. Namens. 86.
 Tunis, Staat. 86. 87.
 Tziana, See in Aegypten. 23.

II.

Uablinis, Maurenstamm. 71.
 Ullip, Fort in Senegamb. 65.

III.

Valentia, Ford, engl. Reisender. 29.
 Van der Kemp, holländ. Reisender. 49.
 Verhuel, Station im Cap-Lande. 43.
 Volney, franz. Reisender in Aegypten. 4.
 Vorgebirge, Inseln des Grünen. 64. 67.
 Vorgebirge der Guten Hoffnung. 39.

III.

Waby-Halsa, Thal in Rubien. 12.
 Waby-Isrim, Provinz von Rubien. 12.
 Waby-Sebua, Thal in Rubien. 12.
 Waby-Batib, Ruinen von, in Rubien. 15.
 Waby-Berzoara, eine der Dafen. 84.
 Wager, Fluß in Algier. 90.
 Walata, Fluß in Abyssinien. 27.
 Walo, Königreich in Senegamb. 65.
 Walpis, Bai von Congo. 55.
 Wankegen, Volk im Cap-Lande. 51.
 Web-Aduse, Fluß in Algier. 90.
 Web-el-Berber, Fluß in Tunis. 88.
 Web-Iffer, Fluß in Algier. 90.
 Web-Mausuriah, Fluß in Algier. 91.
 Web-Run, St. in Marocco. 91.

Web-Zeitun, Fluß in Algier. 90.
 Wellas, Volk in Abyssinien. 18.
 Welled-Mebina, St. in Rubien. 16.
 Wezketarve, St. in Abyssinien. 19.
 Woheniar, Bai der Insel Madagascar. 35.
 Woggora, Provinz von Abyssinien. 23.

IV.

Yabus, Fluß in Rubien. 17.
 Yanvo, St. in Congo. 57.
 Yeu, Fluß in Suden. 74.
 Yolofen, Keger in Senegamb. 65.
 Yolofen, Reich der. 65.
 Yuriba, Königreich in Suden. 77.

V.

Zabu, Dafen-Stadt. 84.
 Zainah, Ruinen von. 89.
 Zaire, Fluß in Congo. 57.
 Zambeze, Fluß der mozambischen Küste. 30.
 Zambi, Berg in Congo. 58.
 Zambo, St. an der mozambischen Küste. 30.
 Zammurah, St. in Algier. 89.
 Zamzi, Fluß in Congo. 58.
 Zanguedar, Küste von. 29.
 Zanzibar, Insel. 29.
 Zaral, Ebene in Abyssinien. 12.
 Zeighan, Dorf in Suden. 73.
 Zenlah, St. in Abyss. 29.
 Zig, Fluß in Marocco. 92.
 Zizibe, Vorgeb. von Tunis. 88.
 Zuela, St. in Suden. 73.
 Zure Weid, Provinz des Caplandes. 40.
 Zwellendam, St. im Caplande. 41.

Verzeichniß der Abbildungen

305

Malerischen Reise in Afrika.

Tafel 1.

1. Der Leuchthurm von Alexandrien. 2.
2. Die Pyramiden von Gizeh. 5.
3. Ein Thor von Gizeh. 5.
4. Die Moschee Hassan in Gizeh. 5.

Tafel 2.

1. Gifu. 9.
2. Insel Philae. 10.
3. Tempel von Sebra. 12.
4. Kubisches Dorf bei Wadi Halfa. 13.

Tafel 3.

1. Tempel von Denderah. 8.
2. Ruinen von Theben und Obelisken von Luxor. 8.
3. Memnonssäule. 8.
4. Das Innere des Porticus des großen Tempels zu Gifu. 9.

Tafel 4.

1. Isambul. 13.
2. Die Pyramiden von Meru. 14.
3. Gelehrter und Sklave von Abyssinien. 21. 22.
4. Flußpferdjagd. 20.

Tafel 5.

1. Abyssinier von Massauah. 22.
2. Kirche in Arum. 21.
3. Obelisk in Arum. 21.
4. Kubler. Samauli. 29.

Tafel 6.

1. Junger abyssinischer Priester, Krieger und Galla. 21.
2. Abyssinische Krieger. 21.
3. Eine abyssinische Prinzessin. 21.
4. Eine Familie aus dem Stamme Fazorta. 22.

Tafel 7.

1. Regent von der Küste von Mozambique. 30.
2. Der Berg Pieter Pot. 36.
3. Regierungsgeb. zu Mozambique. 30.
4. Fall des Felsenflusses. 36.

Tafel 8.

1. Kaffern. 38.
2. Strausse und Quaggas bei den Karri-Bergen. 46.
3. Große Rathsverammlung der Matelapais. 52.
4. Ein Goranna-Kraal. 50.

Tafel 9.

1. Die Königin von Tattatu; Häuptling von Tattatu und seine Frau. 38.
2. Häuser in Kuritschan. 51. — Häuptling von Morisi. 51.
3. Das Innere eines Hauses. 46.
4. Borgebte der Guten Hoffnung. 56.

Tafel 10.

1. Europäisches Comptoir an der Küste von Angola. 58.
2. Berg Gadenba. — Art zu reisen. 58.
3. Congo. — Frau von Malemba, Mann von Soango. 58.
4. Insel St. Helena; Festungswerke von James Baile. 59.

Tafel 11.

1. Der Fetischfelsen von Baite. 58.
2. Aschanti-Goldbaten. 62.
3. Guinea-Krieger. 62. — Weibsbild. 62.
4. Schlafzimmer des Königs von Gumasi. 62.

Tafel 12.

1. Grigi von Ma Verba. 63. — Grigi von Ma Simera. 63.
2. Timent-Frau und Mädchen. 63.
3. Musiker von Kucanto. 63.
4. Krieger und Häuptling von Sangara. 63.
5. Bewohner von Sulimara. 64.

Tafel 13.

1. Ansicht der Insel St. Louis. 65.
2. Mandingo-Regent. 62.
3. Der Simum. 71.
4. Regentin aus Euban. 75.

Tafel 14.

1. Ansicht eines Theils von Timbuctu. 82.
2. Frau aus Timbuctu. 82.
3. Frauen aus Burnu. 75.

Tafel 15.

1. Eine Favoritin des Sultans von Burnu. 75.
2. Ein Lanzenreiter des Sultans von Begarni. 75.
3. Festung Morzud. 73.
4. Der Berg Kefa am Kuarra. 79.

Tafel 16.

1. Kaiser el-Zion, in der großen Dase. 83.
2. Necropole von Kargeh. 83.
3. Tempel von Kaiser Bati. 83.
4. Ruinen des Tempels des Jupiter Ammon. 84.

Tafel 17.

1. Alte Gräber in Cirene. 85.
2. Gräberdenkmäler in Ptolometa. — 85. Reiterabteilungen der Araber. 86.
3. Musiker und Tänzerin in Tripolis. 86.
4. Alter Triumphbogen in Tripolis. 86.

Tafel 18.

1. Tripolis. 86.
2. Tunis. 86.
3. Constantine. 89.
4. El-Schem (Thrysdrus). 86.

Tafel 19.

1. Moschee in Algier. 91.
2. Bäder des Bey von Algier. 91.
3. Thor von Oran. 89.
4. Moschee in Bona. 89.

Tafel 20.

1. Marocco. 91.
2. Der große Platz in Tetuan. 92.
3. Ceuta. 92.
4. Thor der Citadelle von Tanger. 92.

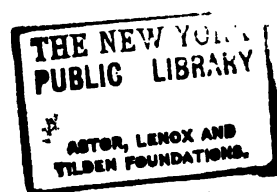
12

Der Leuchthurm von Alexandria.

Die Thür von Cava.

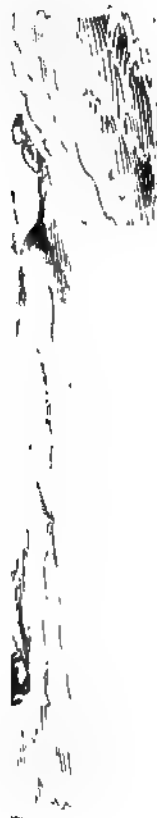
Die Pyramiden von Gizeh.

Die Mauer Hasans in Cava.





Mennensault.



Tempel von Denderah.



Ruinen von Theben und Obelischen von Luxor.

Das Innere des Portikus des grossen Tempels zu Kalla.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS**

Edfa (Apolinopolis Magna).

Tempel von Sedna.

Insel Philae.

„Verbotenes Dorf“ bei Wadi Halfa.

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

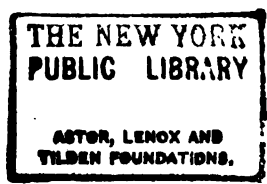
**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

Gelichter und Sclane (Abyssinien.)

Thsander 7.

Pyrimidine von Uracil.

John Burdett



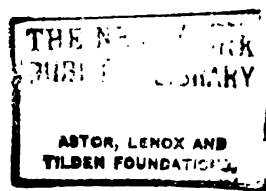
Abwasser von Karsau.

Wohnt in Aum.

Kirche in Aum.

Wohnt

Karsau



Die Geschichte der Stadt und des Landes

Die Geschichte der Stadt und des Landes

Die Geschichte der Stadt und des Landes

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

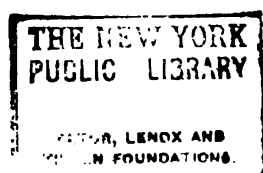
**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

Tiger von der Küste von Mozambique.

Der Berg Picht-Not (auf Ste de France.)

Regierungsgebäude zu Meuril.

Fuß des Pilontmasses (auf der Insel Bourbon.)



Kultur.

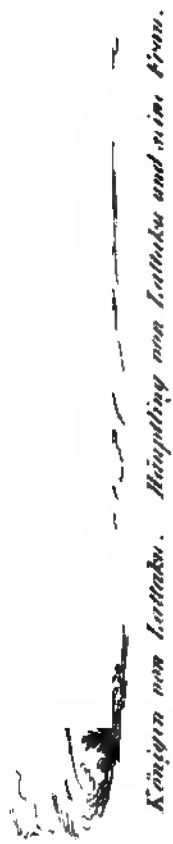
Grosse Rathversammlung 1. u. 2. Malchhupps.

Silvum und Quagga bei den Kory - Beizen.

Ein Liriodendron - Baum.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

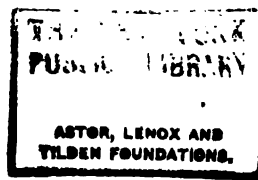
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

 Königin von Lattaku. Häuptling von Lattaku und sein Frau.

 Das Innere eines Hauses in Kurrtschan.

 Haus in Kurrtschan. Häuptling von Morutz.

Vorgehige der Guten Hoffnung.



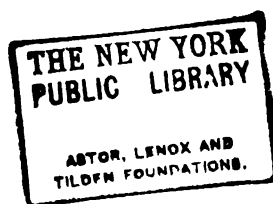


Cingon, verpauwde Cingon in der Küste von Angola

Insel St. Helena Fichtungsarten von James-Fallay.

Cingon, Berg Cadenata, Art zu reisen.

Cingon, Fink von Malende, Name von Zingon.

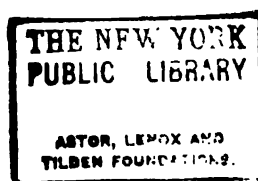


Schlüßstein des Krieger zu (Zurück)

Der Festschloß am Meer

.....

Grunder - Schenke - Soldaten



Timonius Puvu und Meilichen

Muscher von Kurambo.

Krieger und Häuptling von Sumpara.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



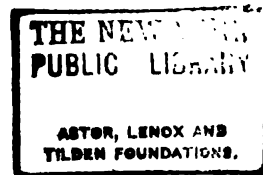
Ansicht der Insel St. Louis.

Der Baum (Wüstenwind.)

Philop. Niger.

Mandago - Niger.

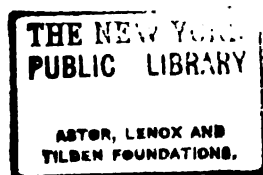
Nyrrum aus Sardin.



Frau von Timbuctu.

Frauen von Burnu.



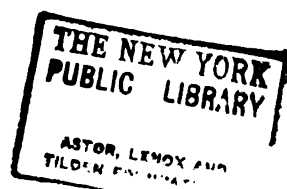


Die Proportion des Substanz zum Raum

Die Proportion des Substanz zum Raum.

Die Proportion des Substanz zum Raum

Die Proportion des Substanz zum Raum

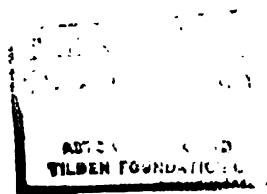


Kasr el Kasr in der großen Oase

Tempel von Kasr Wati

Tempel bei Kargah

Runen des Tempels des Jupiter Ammon

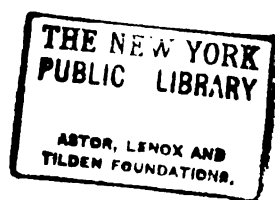


Alte Gräber in Cyrene.

Mausoleum und Tannur in Tripolis.

Gräbermauer zu Ptolometa... Reiterbüden der Araber.

Alter Triumphbogen in Tripolis



Argemone.

Convolvulus.

Tunis

fil. Solan (Physalis)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ther own Oren

.....

.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



101 20

101 20

Der große Platz in Tübingen, vom Südwesten aus gesehen.

Thor der Stadelle zu Tübingen

**THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY**

**ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.**

